Anal. p. 82

Kritischer Jahresbericht

über die Fortschritte der

Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von hundertfünfzehn Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller und **Richard Otto.**

Mitredigiert von

G. Baist, R. Mahrenholtz, C. Salvioni, W. Scheffler, E. Seelmann.

I. Jahrgang. — 1890.

München und Leipzig.
Verlag von R. Oldenbourg.
1892—1895.

Paris, H. Welter. **Turin und Palermo,** Carlo Clausen. **Rom,** Loescher & Co.

Druck von R. Oldenbourg in München.

Vorwort.

Nach glücklich beseitigten Hindernissen ist es jetzt möglich, der gelehrten Welt den ersten Band des Romanischen Jahresberichtes fertig zu überreichen. Heft 1 ist von Richard Otto, 2—6 sind infolge Übereinkommens mit ihm von mir allein redigiert worden.

Wer die Schwierigkeiten kennt, welche die Herstellung eines Jahresberichtes überhaupt hat, und die besonderen, welche ein romanischer bietet, dessen Referenten weit verstreut wohnen, der wird den Mitarbeitern und der Redaktion seine Anerkennung nicht versagen können.

Die Redaktion glaubt alles gethan zu haben, um trotz der bekannten Hemmnisse in dem vorliegenden Band ein abgerundetes Bild der romanischen Philologie im Jahre 1890 bieten zu können. Alle Hauptgebiete sind behandelt, Lücken nur in Nebensächlichem vorhanden, wodurch das Gesamtbild nicht gestört wird. Manches hätte ja noch ergänzt werden können, aber von dem Zeitpunkte an, wo die Stockung eintrat, schien die Gewinnung neuer Beiträge nicht am Platze zu sein, schon aus dem Grunde, weil der Raum im ersten Bande mangelte. So sind denn einzelne, schon vorhandene Beiträge für den zweiten Band zurückgestellt worden, z. B. die ganze Pädagogik, welche überhaupt besser mit den folgenden Jahren zusammen behandelt wird, u. A. m. Von Herrn Professor Jean Psichari in Paris werde ich besonders ersucht, hier mitzuteilen, dafs sein Beitrag über Mittel- und Neugriechisch, welcher bis Anfang 1895 reicht, bereits in meinen Händen ist. S. 379—382 sind, da der ursprünglich dafür gewonnene Referent verhindert war, von mir schnell zusammengestellt worden, damit in der altfranzösischen Literatur keine Lücke blieb.

Einen Plan des ganzen Werkes, nach dem auch künftig verfahren werden soll, werde ich in den Romanischen Forschungen veröffentlichen.

Im vorliegenden Bande mufste diese Anordnung aus praktischen Gründen durchbrochen werden. Künftig wird dem durch Sonderpaginierung der einzelnen Abteilungen abgeholfen.

Die Fortsetzung des Jahresberichtes erscheint vom zweiten Bande ab im Verlag der Rengerschen Buchhandlung in Leipzig, und zwar werden die Jahre 1891—1894 in höchstens zwei Bänden zu je 30 Bogen behandelt werden, welche um so eher bald erscheinen können, als die bisherigen Mitarbeiter des Jahresberichtes demselben mit ganz vereinzelten, durch persönliche Verhältnisse (andere inzwischen übernommene gröfsere Arbeiten u. Ä.) bedingten Ausnahmen, treu geblieben sind, wofür ich ihnen hier noch meinen ganz besonderen Dank ausspreche. Auf diese Weise wird dann die Lücke rasch ausgefüllt sein und der Jahresbericht wieder aufs Laufende kommen. Von 1895 an wird immer ein Band zu 30 Bogen ein Berichtsjahr umfassen.

Um allen Erscheinungen gerecht werden zu können, ersuche ich hiermit die Verleger und die Verfasser von Dissertationen und Programmen um Einsendung von Rezensionsexemplaren. Auch Sonderabzüge aus Zeitschriften sind sehr erwünscht, weil von den Mitarbeitern oft begehrt. Ein Verzeichnis aller eingesandten Bücher und Schriften werde ich von Zeit zu Zeit in den Romanischen Forschungen veröffentlichen, da im Jahresbericht selbst künftig kein Platz mehr dafür sein wird. Das Anzeigeblatt des Jahresberichtes wird, zunächst wenigstens, nicht weitergeführt werden, um den ganzen verfügbaren Raum der Darstellung zukommen zu lassen.

Dresden, 1. Mai 1895.

Karl Vollmöller.

Inhalt.

Spanische Sprache und Literatur.

Redigiert von G. Baist (Freiburg i. B.)

Katalanische Sprache und Literatur.

Redigiert von G Baist (Freiburg i. B.).

Portugiesische Sprache und Literatur.

Redigiert von G. Baist (Freiburg i. B.).

Rätoromanische Sprache und Literatur.

Rumänische Sprache und Literatur.

Das Albanesische.

Wechselbeziehungen zwischen romanischer und germanischer Literatur.



Der seit zwei Jahren in Vorbereitung befindliche **„Romanische Jahresbericht“** tritt mit dem Erscheinen dieses ersten Heftes ins Leben Nach den eingehenden Verabredungen mit dem grofsen Kreise der ständigen Mitarbeiter und nach Abschlufs aller theoretischen und praktischen Erwägungen erfüllen die Herausgeber hiermit ihr gegebenes Versprechen; sie hoffen, mit diesem Jahresberichte ein dem Gelehrten, und nicht blofs dem romanischen Philologen allein, sowie auch dem Schulmanne nutzbringendes Unternehmen geschaffen zu haben. Dem Programme gemäfs belehrt der Romanische Jahresbericht in kurzer und klarer Darstellung über die gesamten Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiete der romanischen Philologie, ihrer Hilfswissenschaften und ihrer Verwendung im Unterricht der Hoch- und Mittelschulen. Gleichsam in der Mitte stehend zwischen den umfangreichen Kompendien und den der Mitteilung originaler Forschungen dienenden Fachzeitschriften wie den kritischen Anzeigeblättern will der Jahresbericht keinem derselben sein Gebiet streitig machen, vielmehr wird derselbe in abgeklärter und zusammenhängender Darstellung die Resultate der Wissenschaft verzeichnen und dabei durch regelmäfsiges Erscheinen der fortschreitenden Zeit in engstem Abstand zu folgen bestrebt sein

Ohne die Definition der Philologie als der Wissenschaft vom geistig belebten Wort aufser Acht zu lassen, sind die Herausgeber doch bestrebt, alle linguistischen und historischen Disziplinen, soweit sie der romanischen Philologie im weiteren Sinne als Hilfswissenschaften zu dienen vermögen, im Jahresbericht vertreten zu sehen. Auch wird derselbe nicht blofs den zeitweilig bevorzugten Richtungen innerhalb der Wissenschaft folgen, sondern auch die weniger angebauten Forschungs- und Arbeitsgebiete beleuchten und sieht sich darum in diesem wie in jenem Falle genötigt, belehrendes und die Wissenschaft befruchtendes Material auch aufserhalb der engeren und engsten Fachkreise zu suchen. Dieser universelle Charakter des Jahresberichtes, vermöge dessen er sich als Ganzes dem nach allseitiger Belehrung strebenden Fachmanne zuwendet, macht auch eine mehr allgemein verständliche Abfassung der einzelnen Artikel nötig, als wenn sonst der Einzelforscher zum Einzelforscher redet.

Der **„Romanische Jahresbericht“** erscheint in 6 Heften jährlich, die in Umfang und Ausstattung dem vorliegenden gleich sind, zum Preise von M. 16.— pro Jahrgang. Die Berichte für 1890 und 1891 werden in schnellerer Folge erscheinen, so dafs künftig die Ausgabe jedes Jahrganges gleich nach Schlufs des Berichts-Jahres in sicherer Aussicht steht.

München, im Juli 1892.

Verlagsbuchhandlung R. Oldenbourg.

Phonetik.

Zur Orientierung. Die Phonetik, das 'enfant terrible' moderner Sprachwissenschaft, hat in unseren Tagen eine solche Bedeutung erlangt, daſs ihr auch in diesen Blättern ständige Aufmerksamkeit und ein breiterer Raum gewidmet werden soll. In ihr eine Tochter der Neuzeit zu sehen, ist allerdings ein Vorurteil. Ihre Geschichte reicht bereits Jahrtausende hinauf. Schon altindische und nachmals arabische Grammatiker haben Leistungen darin aufzuweisen, die selbst heute noch Erstaunen und Bewunderung erregen, und wer auch nur die alten lateinischen Grammatiker genauer kennt, weiſs, daſs sie weit bessere 'Lautphysiologen' gewesen, als bis vor kurzem noch irgend ein Philologe. Unser ganzes Schulwissen, von der Universität bis zur Volksschule hinab, ist auf ihre (meist miſsverstandenen) Theorien gegründet. Der Fortschritt des letzten Jahrhunderts besteht nur darin, sich von der irregeleiteten Tradition wieder frei gemacht, das Objekt einer unbefangenen selbständigen Beobachtung unterworfen zu haben! An dem Ausbau der Wissenschaft haben Länder und Sprachforscher freilich sehr verschiedenen Anteil, den hervorragendsten in Deutschland Germanisten und Anglisten, den geringfügigsten leider — Romanisten! Allerdings darf man hier nicht die Quantität des Gebotenen in die Wagschale werfen. Es gibt keine Wissenschaft, die so viel und so gern mit dem Schreckenskinde gespielt, als grade die Romanistik. Aber es war ein gefährliches Spiel, und es hat die Verführten Dinge aussprechen lassen, für die der Ausdruck 'Unsinn' aufhört, eine harmlose rhetorische Hyperbel zu sein! Das sind bittere Wahrheiten, und doch ist es gut, sie an dieser Stelle nicht aus falscher Scham zurückzuhalten, soll anders der 'Kritische Jahresbericht' auch auf diesem Gebiet 'Fortschritte' in künftigen Jahrgängen zu verzeichnen finden und seinerseits anzubahnen trachten. — Für die Phonetik der einzelnen romanischen Landessprachen ist unter diesen Umständen wenig geschehen. Eine wissenschaftliche Darstellung der Aussprache des Italienischen fehlt ganz, für das Portugiesische sind die Arbeiten von Sweet, L. Bonaparte und Viana nicht ausreichend, am besten ist noch das Französische und einige seiner Patois bedacht. Aber es kann den künftigen Patois-Forschern nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, sich nicht mit einer einseitig akustischen Skizze zufrieden zu geben. Wer grob offene und geschlossene Vokale scheidet, hat zudem die Vokale nur relativ gekennzeichnet, nicht positiv fixiert. Für die historische Erkenntnis der Sprachentwickelung kommt es aber in erster Linie auf die Erforschung der physiologisch-genetischen Seite

der Laute, ihres Artikulations-Mechanismus an, und dieser ist für die Konsonanten, d. h. Geräuschlaute, unter allen Umständen zu ermitteln zu suchen. — Ein auch nur einigermaſsen befriedigendes Handbuch der allgemeinen Phonetik gibt es heutzutage noch nicht. Der einzige, der all' ihre Teile so gleichmäſsig beherrschte, daſs er es hätte abfassen können, ist seiner Wissenschaft jäh entrissen. Die anderen als Meister geachteten Phonetiker der verschiedensten Länder aber sind, mit Ausnahme der schwedisch-norwegischen, so einseitig vorwärts gegangen, daſs noch nicht einmal über den Umfang der Phonetik als Wissenschaft Einvernehmen bislang hergestellt ist. Zur Abschätzung der einzelnen Leistungen ist ein solches aber unbedingt notwendig. Für uns ist Phonetik die "Wissenschaft von den Sprachlauten oder menschlichen Sprachorganprodukten", und wir gliedern sie theoretisch in I. Physiologie, II. Akustik, III. Psychologie, IV. Biologie, oder Lehre von der *Bildung*, vom *Schall*, von der subjektiven *Empfindung* und vom *Leben* der Sprachlaute. Voran stellen wir die Abteilung 'Geschichte der Phonetik'.

Zur ***Geschichte*** der Phonetik sind zwei wertvolle Beiträge zu verzeichnen, die letzte Gabe des allzufrüh und jäh dahingeschiedenen Herausgebers der Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, Friedrich Techmer*). Die Frage, wer wohl als der älteste Phonetiker in allgemeinem Sinne anzusehen sei, erregt heutzutage begreifliches Interesse. Die Nachforschungen haben bei dem

*) Einige Lebensnachrichten, die W. Nöldeke in Leipzig zuerst in der Zeitschrift '*Die Mädchenschule*' erscheinen lieſs, und die dann in Vietors *Phonet. Studien* V, 127—28 Aufnahme gefunden, mögen auch hier eine Stelle finden. Danach wurde Friedrich (Heinrich Hermann) Techmer am 14. Sept. 1843 zu Pollnow in Pommern geboren. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt 1849—57, das Gymnasium in Köslin 1857—63, studierte in Berlin und Greifswald 1863—66 Mathematik und Naturwissenschaften und wurde 1867 von der phil. Fakultät in Greifswald promoviert auf Grund einer Dissertation 'De scientiae naturalis unitate et articulatione'. ›Von da an wandte er sich dem Studium der neueren Sprachen und der allgem. Sprachwissenschaft zu, hielt sich im Winter 1867—68 in Rostock auf und lebte dann, lernend und lehrend, 1868—70 in Frankreich, 1870—72 in England und 1872—73 in Italien. Nach Deutschland zurückgekehrt, lehrte er die neueren Sprachen an den kgl. Gewerbeschulen in Görlitz und Potsdam. Durch Prof. Herrig, der ihn hoch schätzte, wurde er veranlasst, 1875—76 Vorlesungen über allg. Sprachwissenschaft an der Akademie für mod. Sprachen in Berlin zu halten.‹ Am 19. Jan. 1876 wählte ihn auf W. Nöldekes Empfehlung der Rat für die erste zweier neu geschaffenen Stellen an der höh. Töchterschule in Leipzig als Lehrer der neueren Sprachen. Er hat dies Amt vom 1. April 1876 bis zu seinem Tode verwaltet und kam nach Leipzig mit dem Vorsatze, sich zugleich als Dozent an der Universität zu habilitieren, wobei ihn die Schule durch günstige Arbeitszuteilung nach Kräften unterstützte. Auf Grund seiner Habilitationsschrift 'Zur Physiologie der Stimme und Sprache' erfolgte im Febr. 1880 das Colloquium und am 30. Juni seine Antrittsvorlesung über die Analyse und Synthese der Laute mit Demonstrationen nach den neueren phonet. Methoden. Seine weitere schriftstellerische Wirksamkeit ist bekannt, tragisch sein Heimgang. Im Mai 1890 hatte er sich verlobt, am 22. Dec. reiste er nach Potsdam, wo am 29. Dec. die Hochzeit stattfinden sollte. Aber bereits am 2. Weihnachtstage äuſserte sich eine durch langjährige Überarbeitung sicherlich geförderte, bis dahin verborgene Gehirnkrankheit in so unheimlicher Furchtbarkeit, daſs seine Überführung in eine Nervenheilanstalt zu Charlottenburg erfolgen muſste, und er den Folgen einer Gehirnerweichung bereits am 8. Januar 1891 erlag. — Sein persönliches Empfinden, die herben Enttäuschungen, die er als Lohn

Namen eines Dänen, **Jakob Matthiæ**, Halt gemacht, der bereits i. J. 1586 ein allgemeines Lautsystem, und zwar auf physiologischer Grundlage, der Welt bekannt gegeben hat. Den I. und allein in Betracht kommenden Teil des äufserst seltenen und von Phonetikern längst begehrten Werkes hat Techmer nun nach einem Exemplar der Jenaer Universitäts-Bibliothek in sauberem sorgfältigen Neudruck [1]) uns wieder zugänglich gemacht. Voran geht ein 6 Seiten langes 'Vorwort des Herausgebers' [2]), in dem die Grundzüge des Systems zusammengestellt und kritisch beleuchtet werden. Techmer kommt zu dem Ergebnis, "dafs Matthiæ sich in den allgemeinen phonetischen Betrachtungen hoch über seine Vorgänger erhebt, dafs er aber in der Darstellung der Konsonanten über die der Griechen und ihrer Nachahmer, der Römer und Humanisten, nicht hinaus geht und hier weit hinter der Genauigkeit der indischen und arabischen Phonetiker zurückbleibt, deren sorgfältige Arbeiten er freilich nicht kannte". Im übrigen kann

---

seiner angestrengten fruchtbaren Thätigkeit durchkostet, verraten zahlreiche versteckte Stellen seiner Schriften, keine jedoch thut sie in so deutlicher und bitterer Weise kund, als grade der vorliegende letzte 'Beitrag'. Im Gegensatz zu früheren Schriften nehmen hier persönliche Bemerkungen, nachdrückliches Hervorheben eigener Verdienste, Verstimmungen, herbe Urteile über unverdient gepriesene Leistungen Anderer einen breiten Raum ein. Wir heben als Proben einige Stellen hervor, S. 145: »Leider bin ich dabei ganz auf meine eigne Büchersammlung angewiesen; denn auf anderweitige Förderung meiner sprachwissenschaftlichen und phonetischen Bethätigung darf ich nicht rechnen«. S. 200: »die Ansprüche an den Phonetiker (sind) . . gewachsen . . es handelt sich jetzt darum, überhaupt sprachwissenschaftliches und naturwissenschaftliches Können und Wissen in weiterem Umfange zu vereinigen. So lange die sog. Phonetiker nur eine Seite ihrer Wissenschaft pflegen, können sie sich nur als Laien betrachten, welche, wenn sie sich an die Grundfragen heranwagen, die Wissenschaft eher verkümmern als fördern, um so mehr, wenn ihre Ansichten weitere Verbreitung finden, was dadurch sehr erleichtert wird, dafs sie selbstverständlich geringere Anforderungen an die Vorbildung ihrer Leser stellen (vgl. meine Besprechungen von SIEVERS' PHONETIK I. Z. III. 377 und der BELLschen Schule weiter unten). Hoffentlich wird ein zukünftiger Geschichtsschreiber der Phonetik den Standpunkt dieser Wissenschaft in der 2. Hälfte unsers Jh. nicht deshalb nach der Darstellung der Kehlkopf- und Nasenartikulationen in BELL . . oder SIEVERS . . beurteilen, weil beide Werke wohl die am meisten gepriesenen sind«. S. 266: »Es scheint mir . . als hätten BEYER und PASSY ihre Bedeutung für die franz. Phon. gegenseitig überschätzt. Die Gegenseitigkeit in der wissensch. Wertschätzung wirkt ja gewissermafsen wie ein Linsensystem, nach der einen Richtung vergröfsernd (wie bei BEYER und PASSY), von entgegengesetzter Seite verkleinernd. Wer die Geschichte einer Wissenschaft schreibt, darf sich weder von den gegenseitigen Lobesüberhebungen innerhalb der Schulen, noch von den Bemängelungen einer entgegengesetzten Partei beeinflussen lassen.« — Techmer war kein Genie, das neue Bahnen und Ideen erschlofs, aber ein von echt wissenschaftlichem Forschergeiste beseelter, gründlicher, die verschiedenen Seiten seines Fachs gleichmäfsig beherrschender Gelehrter, der bedeutendste Phonetiker der Welt, soweit die rein naturwissenschaftliche Seite der Wissenschaft in Frage kommt. Mit ihm ist zugleich ein phänomenales Talent für die Kunst systematischer Stoffzergliederung und scharfsinnigen sprachlichen Ausdrucks dahingegangen, und die Universität Leipzig, die es unterlassen, den gewaltigen Mann äufserlich zu belohnen und auszuzeichnen, hat es unterlassen, sich zu ehren!

1) De literis libri duo, qvorum priore nativa pronunciatio asseritur, posteriore sophistica confutatur (Basileæ 1586), in: Internat. Zeitschrift V, 90—132 2) Ebenda 84—89.

man aus diesem ältesten Abrifs einer allgemeinen Phonetik für die Geschichte der griechisch-lateinischen Phonetik auch heute noch desto mehr lernen. Es ist erstaunlich, des Verfassers Belesenheit und Vertrautheit mit Schriften (z. B. von Plato, Aristoteles, Terentianus Maurus, Martianus Capella, Lactantius, Priscian) zu beobachten, die in ihrem Werte für die Geschichte der Lautforschung und Kunde griechisch-lateinischer Aussprache erst jetzt wieder anerkannt zu werden beginnen. — Für Romanisten von besonderem Interesse ist die zweite Gabe von Techmer: Beitrag zur Geschichte der franz. und engl. Phonetik und Phonographie, von dem der französische Teil abgeschlossen vorliegt.[3]) Der Titel ist zweideutig. In der Arbeit ist zweierlei verquickt, was durchaus zu scheiden war, nämlich Werke über französische Laute und französisch geschriebene Werke über Laute insgemein. Für seine überaus umfangreiche Darstellung nimmt Verf. seinen Ausgangspunkt von der Aussprache und Schreibung des Lateinischen. Eine über mehrere Seiten sich hinziehende Anmerkung in engem Druck gibt ihm Gelegenheit, seine Gesamtauffassung und Sonderanschauungen zum Ausdruck zu bringen. Fast zwei solcher enggedruckter Seiten in Lex. 8° verwendet er auf die Frage, welcher Art der latein. Mittellaut ʊ/ɪ in art*u*bus max*i*mus man*u*biae u*i*rtus gewesen, um schliefslich als eigne Lösung ohne irgend eine nähere Begründung kurz folgendes hinzustellen: »Dieser mittlere Laut kann nur [so!] ein Mittelzungenöffner *H*‿ gewesen sein und nicht etwa ein Hinterzungenlippenlängsöffner *i*‿. Für diesen Mittelzungenöffner ist jedenfalls der I. d. h. kleinste Öffnungsgrad anzunehmen.« Gemeint ist also ein Vokal, bei dessen Artikulation genau wie beim gewöhnlichen *a* der Zungenkörper seine natürliche mittlere Lage bewahrt, im Gegensatze zu *a* aber die Mundöffnung minimal ausfällt. Sein eigentliches franz. Material ordnet Verf. chronologisch an. Er widmet den 1. Abschnitt per 'Altfranz. Zeit' (S. 155—160), dann bildet jedes Jahrhundert, vom XVI. an bis zum XIX., einen Abschnitt für sich. Ihr Umfang ist auffallend ungleich. Umfafst die 'Altfranz. Zeit' noch nicht 6, das XVI. Jahrhundert gerade 16, das XVII. etwa 5½ Seiten, so kommen auf das XVIII. fast 23, auf das XIX. gar 91. Es hat das seinen Grund darin, dafs der Verf. Quellen und Originalwerke für Kunde der franz. Lautgeschichte fast nur für die letzten zwei Jahrhunderte selbständig kannte und kritisch zu beherrschen vermochte. Für die altfranz. Zeit dienen ihm zwei Arbeiten von G. Paris als ausschliefsliche Quellen: dessen Abriss der Aussprache des Altfranzösischen in seinen Extraits de la ch. de Roland 1887 und die ältere Étude s. le rôle de l'acc. latin. Auffallend ist, dafs ihm von der übrigen Litteratur nicht einmal Stürzingers Orthographia gallica zu Gesicht gekommen zu sein scheint. Für die folgenden Jahrhunderte sind seine Gewährsmänner und Führer im wesentlichen Livet, Thurot, Didot, für Meigret auch Foerster, für Baïf auch Groth. Der Art seiner Quellen entspricht die ungleiche Behandlung der einzelnen Phonetiker. Ausführlicher werden besprochen Meigret, Baïf, H. Estienne, Beza, die Leistungen von Port-Royal (nach A. Baillys Ausgabe), Boindin, de Brosses, die Enzyklopädisten Diderot, du Marsais, Beauzée. Glänzend gestaltet sich die Darstellung der phonet. französischen oder französisch geschriebenen Litteratur der neuen und neuesten Zeit. Das ist der wertvolle Teil der Arbeit, und mit Spannung verfolgt man, was über Männer wie

3) Ebenda 145—295.

Ballu, Havet, Toussaint-Langenscheidt, Paul Passy, Arsène Darmesteter, Koschwitz, Suchier, Rousselot, Horning, Wilmotte u. a. als Phonetiker gesagt wird. Herb lautet das Endurteil über Beyers erste Leistung 'Das Lautsystem des Neufranzösischen S. 264: »Wir haben es hier mit der Arbeit eines Anfängers zu thun, welchem noch die nötigen anatomischen wie physiologischen Vorkenntnisse fehlen, der nicht gehörig mit der Geschichte der Phonetik vertraut, im Fahrwasser der Bell-Sweetschen Schule seine ersten Schwimmversuche macht, namentlich was die Systematik betrifft, und der, wenn er auch zuweilen von physiologischer Erklärung spricht, nie eine rechte physiologische Beobachtung dazu angestellt zu haben scheint«. Nur mit Bedauern konstatiert man, daſs von den einschlägigen Arbeiten Sweets, Sievers', Trautmanns, Vietors, vor allen aber Storms und Wulffs, keine Notiz genommen ist: offenbar weil die Leistungen dieser Phonetiker in dem ausstehenden englischen Teile des Beitrags im Zusammenhange behandelt werden sollten. — Der Kritiker wird die letzte Veröffentlichung des nun verblichenen Groſsmeisters der Phonetik nicht ohne gemischte Gefühle aus der Hand legen. Sein eiserner Fleiss, Ringen mit dem Gegenstande, seine einzig dastehende Beherrschung desselben nach der rein naturwissenschaftlichen Seite hin zeigen sich auch in ihr. Aber noch weit schärfer als je zuvor treten auch die Mängel, die Schranken seines Könnens zu Tage. Als 'Beitrag' weist die Arbeit schon äuſserlich nicht die Formvollendung der früheren Werke auf. Auch der Grad begrifflicher Schärfe, sachlicher Unvoreingenommenheit und persönlicher Unbefangenheit ist ein merklich verschiedener. Zum ersten Male wagt sich der Verf. an ein Material, das manche mehr philologische, eingehende sprachgeschichtliche Kenntnisse voraussetzt. Und hier ist ihm die Bemeisterung desselben bei seiner wesentlich naturwissenschaftlichen Vorbildung trotz alles guten Willens und sichtlicher Anstrengung nicht gelungen. Es ist in der That peinlich, den gröſsten Lautnaturforscher der Neuzeit wiederholt die "einseitig historische Richtung, welche seit Jahrzehnten in Deutschland vorherrscht" mit vollem Recht rügen zu hören und zu gleicher Zeit seine eigene einseitig naturwissenschaftliche Kenntnis in den behandelten Dingen konstatieren zu müssen. Der Mangel philologischer Schulung hat zu den gröbsten Schnitzern geführt. Ein Beispiel! G. Paris führt aus: »ñ est écrite *gn* ou *ng*«. Techmer beeilt sich, in eckigen Klammern verständnisinnig beizufügen: »wie bereits im Latein!« Aber der lat. Laut war ein ŋ oder Agma, wie in deutsch 'Fi*ng*er', der altfranz. das bekannte ***n mouillée,*** dessen Wiedergabe durch ñ den jüngsten Romanisten aus dem Spanischen geläufig zu sein pflegt. Zum Überfluſs findet sich gleich auf der ersten Seite innerhalb der Transskriptionstabelle bei G. Paris noch ausdrücklich die Erklärung: »ñ. — *n* mouillée«. Die gleichzeitige voreilige Identifizierung Techmers von lat. GN und NG, die falsche Auflösung von NG als ŋ anstatt ŋg sei beiläufig erwähnt. Die sprachgeschichtlichen Anmerkungen und Ausführungen des Verf. sind deshalb stets nur mit Vorsicht anzunehmen, dem Beitrage nur ein Wert für die Geschichte der Theorien der allgemeinen, d. h. rein naturwissenschaftlichen Phonetik beizumessen. Von hoher Bedeutung sind indeſs zahlreiche eingestreute Beobachtungen und Anmerkungen sprachphilosophischer und methodologischer Art. — 'Aus C. F. Hellwags Nachlass' hat Vietor in seiner Zeitschrift[4]) hand-

---

4) Phonetische Studien, Bd. III, 1890, S. 43—55.

schriftliche Aufzeichnungen abgedruckt, die in mancher Beziehung das Interesse fesseln. Sie waren vom Autor mit dem Vermerk versehen: »Aufsatz dem Hn. Prof. Lichtenberg übergeben im Sommer 1780 in Göttingen«, und behandeln die 'Entstehung der Buchstaben aus der Übereinstimmung ihres Lauts hergeleitet', sowie 'Entstehung der Stimme'. Der Aufsatz ist, wie Vietor ausspricht, gewissermaſsen der Entwurf zu der bekannten Dissertation 'De formatione loquelae'. Auſser diesem sind noch drei kleinere Aufsätze zum Abdruck gelangt, die ihr Verfasser nach seiner Dissertation in Oldenburg im April 1783 "zum eignen Gebrauch" zu Papier brachte: 1. "Vergleichung der Lautbuchstaben untereinander nach dem Gehör", 2. "Beobachtungen über die Aussprache der Lautbuchstaben", 3. "Lehrreicher Versuch mit der leisen Aussprache der Lautbuchstaben".

Allgemeine Phonetik. Beiträge, welche die Phonetik nicht bloſs nach einer Richtung hin behandeln, sondern mehrere Seiten derselben umfassen, liegen vor von zwei bereits wohlbekannten französ. Forschern: P. Passy und R. de la Grasserie. Paul Passys Étude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux[5]) enthält mehr, als der Titel zunächst besagt, und darf die Aufmerksamkeit der Romanisten in hohem Maſse beanspruchen. Sie umfaſst nächst der Einleitung drei Hauptteile: I. Éléments phonétiques du langage, S. 25—103; II. Aperçu des principaux changements phonétiques, S. 104—222; III. Caractères généraux des changements phonétiques, S. 223—254. Passys Ziel ist es, das »Wie?« und »Warum?« sprachlicher und insonderheit lautlicher Entwickelung klarzulegen. Wie kommt es, daſs Menschen gleicher Art überhaupt verschieden reden, und Dialekte entstehen? Der Verf. sucht uns das in Anlehnung an Sweet und G. Paris in der Einleitung (S. 9—24) in einer reizenden Skizze zunächst im allgemeinen zu veranschaulichen. Von einem Dialekt, führt er aus, darf man eigentlich nicht reden. Jeder spricht sein eignes, nicht einmal sich gleichbleibendes Idiom, unter besonderen Umständen einen '*dialecte occasionnel*'. Der Verkehr bewirkt jedoch gewisse Ausgleiche. Um sich verständlich oder nicht lächerlich zu machen, ist der einzelne genötigt, auf die Sprechweise des andern einzugehen, die eigne der fremden nach Möglichkeit anzupassen. Die einzelnen Klassen der Bevölkerung bilden ebenso selbständige Verkehrskreise, wie die einzelnen Territorien und Distrikte, daher das Entstehen eigner '*dialectes locaux*' und '*dialectes sociaux*'. Der Begriff 'Dialekt' selber bezeichnet keine innere thatsächliche Einheit, er ist nichts als eine Abstraktion, eine mehr oder weniger äuſserliche willkürliche Zusammenfassung ähnlicher Sprachzüge innerhalb territorialer Bezirke oder engerer Volksschichten. Aber diese Sprachzüge sind keine Charakterzüge. Einzeln kann jeder Zug auch auſserhalb des Dialekts vorkommen, ja mehrere Dialektgebiete ununterbrochen durchqueren. Die einzelnen Züge desselben Dialekts brauchen auch nicht wie Radien in ein Dialektzentrum zusammenzulaufen: es genügt, daſs sie in ihrer (zufällig erwachsenen) Gesamtheit auſserhalb der Sphäre, die als 'Dialekt' von uns abgegrenzt wird, nicht weiter zu beobachten sind. Nach sorgfältiger Entwickelung dieser in der germanischen und auch englischen Philologie längst zur Geltung gekommenen Grundanschauungen kommt der Verfasser am Schlusse seiner Einleitung endlich auf

5) Thèse pour le doctorat, présentée à la Faculté des lettres de Paris. (Paris) Librairie Firmin-Didot 1890.

seinen Kardinalpunkt, auf die Frage nach den letzten Gründen des Lautwandels und der Dialektbildung zurück. Sie liegen nach seiner Auffassung wesentlich in der Kindersprache. Das Kind lernt die Sprache fast ausschliefslich durch Nachahmung des Gehörten. Es probiert, es wird verlacht und korrigiert und übt sich jahrelang, den Ton der Umgebung, der es sich verständlich machen und anpassen will, zu treffen. Aber bei aller Vervollkommnung bleiben in seiner Sprache Sonderheiten und Abweichungen, '*fautes de prononciation non corrigées*', bestehen, und sie sind es, die den ersten Anstofs zur Sprachverschiedenheit einer jüngeren Generation, zur Heranbildung neuer Dialekte geben. Hat der Verf. so die Frage nach dem 'Warum' der Lautveränderungen zu beantworten gesucht, so strebt er im eigentlichen Hauptteil des Werkes, das 'Wie', die Formen, in denen sich die Veränderungen vollziehen, festzustellen und am Schlusse allgemeine phonetische Tendenzen daraus abzuleiten. Er gibt hierfür als Grundlage zunächst eine allgemeine Akustik und Physiologie der Laute, die trotz des Mangels von Illustrationen ungemein klar und anschaulich gehalten ist, und in der über den Wert und die Stellung der seither aufgestellten Lautsysteme zu einander recht verständige Bemerkungen gemacht werden. — Ein Verdienst des vorliegenden Werkes ist es, dafs es die seither isolierte franz. Lautforschung in die internationale Bahn der Phonetik überleitet. Erst jetzt ist, zumal für Romanisten, eine Verständigung über schwierigere Lautprobleme aus der Ferne überhaupt möglich. Im übrigen liegt Passys Bedeutung nicht in Aufstellung neuer Theorien oder Verbesserung der Methoden; gute Beobachtungsgabe, Unbefangenheit des Urteils, ein hoch entwickelter Sinn für die Bedürfnisse der Praxis, Klarheit im Denken und Ausdruck: das sind die Eigenschaften, die den französischen Trautmann auszeichnen. Eine Fülle von Einzelbeobachtungen aus dem Bereiche der franz. Umgangs- und Dialektsprache gibt aber dem Werke für Romanisten besondern Wert. Passys Werk bildet eine neue und französische Illustration zu der von Sprachforschern noch nirgends gewürdigten grofsen Bedeutung der Varietäten und Parallelismen im sprachlichen Leben. Es wird und ist seither fast immer nur mit je einem Lauttypus gerechnet, und die Theorie so gewaltsam zugespitzt, dafs alle Produkte der Folgezeit auf diesen einen, angeblich immer einheitlichen Urtypus zurückgeführt, grobe Disharmonien aber als Auswüchse gelehrter Bildung, Willkür der Orthographie, Dialektverschiedenheiten mehrerer beteiligter Kopisten u. dgl. abgethan werden. Der nüchterne Beobachtungsblick moderner Phonetik läfst solche Trugbilder nicht länger bestehen; er erkennt, dafs jeder Laut, populär gesprochen, einen lokal, sozial und temporell wechselnden Spielraum, eine gewisse breite Zone der Richtigkeit und Gültigkeit hat, innerhalb deren er sich ohne Schaden des momentanen allgemeineren Sprach- und Lautgefühls bewegen, die sich aber unmerklich und definitiv unter äufseren Einwirkungen verschieben und endlich auch orthographisch zu abweichendem Ausdruck gelangen kann. Von Lautgesetzen und notwendig einheitlicher Entwickelung kann selbstverständlich keine Rede sein, wenn das entwickelungsfähige Etwas selber nichts Einheitliches, sondern eine mehr oder weniger wechselnde Vielheit von Abarten ist, eine Vielheit, die sich dem Blicke des phonetisch Unerfahrenen nur durch das gleiche, weite, plumpe Buchstabengewand der historisch-traditionellen Orthographie zu verbergen weifs! Passy weist in seinem engeren Familienkreise bereits solche Lautabarten nach. Typographische

Schwierigkeiten und die Eigenart des Stoffes verbieten leider, Proben und Ergebnisse auch hier vorzuführen. Gegenüber solchen Verdiensten fehlt es der Arbeit freilich nicht an Mängeln. Passy bezeichnet als seine ständigen Führer Sievers, Sweet, Trautmann, Vietor. Er hat auch aus den Arbeiten Beyers, Havets und Jean Passys (seines Bruders) vielen Nutzen gezogen. Desto weniger leider aus denen des alle überragenden Meisters F. Techmer und der schwedischen Phonetiker, besonders F. Wulff, Forscher, deren Umsicht und Tiefe auf seine theoretischen Konstruktionen und Abstraktionen einen besonders günstigen Einfluſs hätten üben können! In Einzelheiten wird man erklärlicherweise oft von ihm abweichen. Die angewandte Lautschrift läſst zu wünschen übrig: ç soll den *ich*-Laut, j den Anlaut in *y*eux, ʀ den arabischen Kehllaut, für den das q so nahe lag, versinnbildlichen, letzteres dagegen das spirantische *g* in deutsch wa*g*en. Über die Auffassung der 'groupes de souffle' und der Silbe wird man verschieden denken, ebenso über die akustische Rolle der in der neueren phonetischen Litteratur sich allzubreit machenden Gleit- und Übergangslaute. Die Bedeutung des Muskelgefühls ist in keiner Weise gewürdigt. Daſs das Latein an sich einen ziemlich ausgeprägten *w*-verwandten ʟ-laut gehabt, wird nicht dadurch bewiesen, daſs auf einigen wenigen Territorien des Weltreiches Übergang zu ᴜ beobachtet wird. Eine Aussprache von deutsch 'rauchen' mit auslautendem Agma als rauch*ŋ* ist uns unbekannt. Theoretisch scharf zu scheiden waren Frikativae und homorgane sog. Halbvokale. Zu rügen ist die Beibehaltung des missverständlichen Ausdrucks '*consonnes*', auffallend die Zulassung einer Bezeichnung '*voyelles mixtes*' bei einem Phonetiker, der seine Kunstsprache, ähnlich wie Trautmann, sorgfältig sich selber geschaffen und von dem üblichen indisch-amerikanischen Kauderwelsch sonst so bewundernswert rein zu halten verstanden hat. Aber das sind nur Einzelheiten. Schwer wiegen folgende Mängel. Passys Grundanschauung vom Wesen lautlicher Veränderungen ist eine jetzt verbreitete, aber durchaus unvollkommene, einseitige; und viele seiner eignen, nachträglich gemachten Bemerkungen stehen damit nicht in Einklang. Ihm zufolge gehen sprachliche Veränderungen und Dialektbildung im wesentlichen auf '*fautes de prononciation non corrigées*' des Kindes zurück. Es werden also akustisch-psychologische Momente als Hauptfaktoren ausgegeben. Aber die ungleich häufigeren, wichtigeren und regulären Momente, die physiologischen und mechanischen Veränderungsanstöſse, sind damit völlig verkannt. Nicht erst im zuhorchenden jungen Kinde, nein, schon im ausgebildeten sprechenden Individuum selber vollziehen sich die meisten sprachlichen Veränderungen: Laute gehen vornehmlich in einander über, nicht weil sie ähnlich klängen, sondern weil sie ähnlich gebildet werden! Zwischen Bildung und Klang braucht kein Parallelismus zu bestehen: eine unbedeutende artikulatorische Änderung kann die ärgsten akustischen Abweichungen, verschiedenartige Artikulationen ähnliche akustische Wirkungen zur Folge haben! Wird aus näher zu ergründenden Anlässen beispielsweise der Organverschluſs bei beabsichtigtem *g* oder *d* matt und unvollkommen ausgeführt, so ist der Übergang zur entsprechenden Spirans *γ* (dem *q* des Verfassers) und *đ* oder *s* eingeleitet. Klanglich sind die Laute grundverschieden, und wollte man akustisch-psychologische Momente als Anstoſs der Lautveränderung annehmen, so würde ein Wechsel und Ersatz der Explosivlaute (*b d g*) nur unter sich als Norm zu setzen sein. Aber hier spielt die Wirklichkeit den

Theorien des Verfassers einen Streich. Seine Deutungsversuche sind im allgemeinen verfehlt. Verfehlt sind andererseits auch die Versuche, phonetische Tendenzen abzuleiten. Passy mufste einsehen, dafs dieses Beginnen bei anderem, etwa aufsereuropäischen Sprachmaterial auch zu verschiedenen Schlüssen führen wird. Es war überhaupt nicht von Tendenzen, sondern von physiologischen, akustischen, psychologischen Anlässen auszugehen, nicht aus dem hist. Material, sondern aus der Natur der menschlichen Sprach- und Hörorgane sowie der Tonempfindung Normen abzuleiten, das hist. Material nur als Korrektiv und Beweismaterial heranzuziehen. Verfasser hat das Verdienst seiner Arbeit durch Verfolg einseitiger Theorien merklich beeinträchtigt. — Im Gegensatz zu Passys mehr naturwissenschaftlicher Lautlehre behandelt Raoul de la Grasserie in seinem Essai de phonétique générale[6]) die Phonetik mehr in naturgeschichtlicher Weise. Auf Grund einer akustisch-physiologischen Basis gibt er eine angewandte, vergleichende Lautlehre der verschiedenartigsten Idiome der Welt, soweit sie ihm grade bekannt waren. Die ersten 50 Seiten halten sich freilich noch ziemlich rein auf Auseinandersetzungen allgemein-phonetischer Art beschränkt. Desto kühner gehen im folgenden die Vergleichungen vor sich: in einem Satzgefüge auf S. 69 erscheinen nebeneinander Zend, Gotisch, Ungarisch, Malaiisch, Thibetanisch; u. dgl. m. Man bewundert die Weite des Studienfeldes, die Vielseitigkeit und Belesenheit des Forschers, der als Dilettant seine Mufse der Sprachvergleichung geweiht, aber man empfindet gar zu oft die Mangelhaftigkeit und Oberflächlichkeit der Arbeit im einzelnen. Der Autor leidet an der Manie, alles klassifizieren und erklären zu wollen. Die vielen Haupt-, Unter-, Neben- und Sonderabteilungen sind denn auch in äufserlichster Weise geschaffen und verwirren mehr, als sie zur Klarheit und Übersichtlichkeit beitragen. Zugleich werden Hunderte von völlig neuen und entsprechend äufserlich geratenen Termini technici mit einer Miene vorgebracht, als handle es sich um althergebrachte oder allgemein sanktionierte Kunstausdrücke. Für Romanisten ist die Arbeit mindestens entbehrlich. Wie weit der Verf. sich in das Studium aufsereuropäischer Lautsysteme versenkt hat, bleibe dahingestellt. Für seine Kenntnis des Deutschen und der Geschichte seiner Muttersprache sind zwei Proben bezeichnend. S. 226: »Aujourd'hui encore l'Allemand prononce les *b*, les *d* français comme des *p* et des *t*«; analog S. 227: »les Allemands font . . de notre sonore une ténue et de notre ténue une sonore«. Hätte R. de la Grasserie für diese Kenntnis nicht selbst Gaussin als Quelle angegeben, so hätte man versucht sein können anzunehmen, er verdanke sie der Lektüre des Figaro oder einiger Pariser Witzblätter. Aus der lat.-romanischen Lautlehre führt er S. 262 an: »L'*m* latin devient souvent [!] *n* en français: mappa, *n*appe; matta, *n*atte«. — Weniger umfassend als die besprochenen Arbeiten, aber doch gleichfalls auf mehrere Seiten der Phonetik berechnet ist die Arbeit R. J. Lloyds: Speech sounds: their nature and causation[7]), von der 1890 erst ein Teil vorliegt. Lloyd knüpft daran an, dafs die Phonetiker sich gegenwärtig ziemlich ausgesprochen, z. Teil feindlich, in zwei Schulen spalteten, in Akustiker und Physiologen. Ohne den Kern der Sache zu treffen, erkennt er seinerseits Klang und Artikulation als gleich wichtig für die Lautforschung an und schreibt die seitherige Verwirrung

6) Études de grammaire comparée — Essai de phonétique générale. Paris, Jean Maisonneuve, 1890. 7) In: Phonetische Studien III, 251—78.

dem Umstande zu, dafs man bisher kein Mittel gefunden, die beiderseitigen Systeme, das akustische und organische (d. h. physiologische) in Verbindung zu setzen. Hier sei ein Feld für friedlichen Ausgleich, für ein Eirenikon of notable practical value' gegeben, und seine Aufgabe solle es sein, auf Grund gesicherter akustischer Gesetze solche engere Beziehungen herzustellen. Der Verf. hat nicht die Gabe, für seine im wesentlichen richtigen Anschauungen den treffenden Ausdruck, eine kurze glückliche Formel zu finden. Die vorgebrachten phonetischen Thatsachen sind weder neu, noch wird es dem Leser leicht, in den theoretischen weitläufigen Gespinnsten die gesuchten physiologisch-akustischen Wechselbeziehungen herauszufinden. Auch Lloyd steht unter dem allgemeinen Vorurteil, dafs 'by the ear alone' die Laute von Generation zu Generation übermittelt werden. Noch auffallender ist es, ihn nicht einmal die äufsere objektive Akustik von der rein subjektiven Tonempfindung (Tonpsychologie) unterscheiden zu sehen. — Wesentlich auf die *physiologische* Seite des Gegenstandes beschränkt halten sich zwei Abrisse der Phonetik von H. Sweet und dem Zwickauer Realgymnasialoberlehrer A. Tänzer. Henry Sweet's A primer of phonetics[8]) verfolgt mit seinem Erscheinen zweierlei Zwecke: es soll einstweilen "eine neue Auflage seines Handbook of phonetics ersetzen" und zugleich eine "gedrängte Einführung in die Phonetik mit besonderer Rücksicht auf Englisch und die in England am meisten getriebenen vier fremden Sprachen, Französisch, Deutsch, Latein und Griechisch", bieten. In der That hat Sweet Einzelheiten seines früheren Systems geändert, den Wert und Platz einiger Laute in demselben anders bestimmt. Aber das System selbst ist doch das alte geblieben, und was auch immer von Trautmann, Techmer und anderen wohl zu beachtenden Autoritäten daran als mangelhaft nachgewiesen ist, die Fortschritte, welche die Phonetik durch deutsche und schwedische Phonetiker erfahren, der englische Altmeister schreitet unbekümmert um sie auf der ihm von seinem Lehrer Bell gewiesenen einseitigen Bahn weiter, fremder Belehrung unzugänglich! Der neueste Abrifs scheint selbst zur "Einführung in die Phonetik" unzureichend. Sweet ist allerdings ein Meister der Methodik. Da ist kaum ein Satz zu viel: klar, knapp, wohlberechnet geht die theoretische Entwickelung vor sich. Aber wenn dem Fachmann, der die Dinge schon kennt, dieser Zustand bewundernswert und für ihn kein Wort zu viel aufgewandt erscheint, für den Laien, der erst in ein so schwieriges, neues Gebiet eingeführt werden will, sind der Ausführungen zu wenig. Ein Anfänger kann erläuternder Illustrationen zur Veranschaulichung der geschilderten anatomischen Verhältnisse nicht entraten. Die ihm gegebenen Definitionen müssen ausreichend scharf, die Lautzeichen anschaulich und leicht verständlich sein. Hier zeigt das Werk unverkennbare Mängel! Lapidar klingt die Definition zu Beginn: »Phonetik ist die Wissenschaft von den Sprachlauten. Von einem praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet ist sie die Kunst, Sprachlaute hervorzubringen und sie durch das Ohr wieder zu erfassen«. Ist damit der Umfang der Wissenschaft scharf abgegrenzt, sind ihre Teile klargelegt, sind physikalischer Klang und psychologische Tonempfindung geschieden, gehört die Lehre vom Leben der Laute, von den Gesetzen ihrer Entwickelung und Verwandlung mit in die "Wissenschaft von den Sprachlauten"? Oder soll der einzuführende Anfänger sich selbst scharfsinnig zurechtlegen, was der Meister nicht scharf auseinander zu halten

8) Oxford. At the Clarendon Press. 1890. Kl. 8°.

sich Mühe gibt? Aber Scharfsinn ist nicht eine hervorragende Seite des Büchleins: die Definitionen lassen insgemein zu wünschen übrig. Nach § 32 S. 12/13 ließe sich ein Vokal als Stimmlaut, modifiziert durch irgend eine bestimmte Stellung der oberen Organe, aber ohne hörbare Reibung (die ihn in einen Konsonanten umwandeln würde), definieren.[9]) Aber um abzusehen von dem Anteil der Stimmbänder an der Vokalausprägung und die Frage offen zu lassen, ob nicht der einfache Mundhall wesentlich ist, also von der Flüsterstimme ausgegangen werden muß: das Wesen eines Vokals besteht lediglich in einem '*spezifisch* ausgeprägten Klange', und auf nichts weiter kommt es an! Eisen hört nicht auf, echtes Eisen zu sein, wenn es vom Feuer durchglüht oder mit Zink zusammengeschweißt ist, und ein Vokal hört nicht auf ein echter wirklicher Vokal zu sein, wenn zugleich mit ihm noch ein (auch isoliert vorkommendes) Reibegeräusch, *w* bei *u*, *j* bei *i*, auftritt. Gefühlt hat das Sweet allerdings, wenn er in § 47 S. 19 inkonsequent ausführt: 'Vowels may be uttered simultaneously with several of the consonants. Thus, if we put the tongue in the *l*-position (69*b*), we shall find little difficulty in articulating almost any vowel, although, of course, the back vowels are the easiest'. Die physiologische Lautschrift ist eine der verwirrendsten und ungeschicktesten, die bisher konstruiert sind. Oder kann es etwas Widersinnigeres geben, als Bezeichnung der Rundung im Gegensatz zur Organbreitstellung gerade durch einen Breitstrich? Aber das hier einzig zu verwendende Rundzeichen o war bereits für die ungleich seltener nötige Kennzeichnung offener Glottis bestimmt, und Sweet kam nicht auf den naheliegenden Ausweg, entsprechend der natürlichen Lage der Organe den o-Kranz für die offene Glottis unterhalb, für die Rundung der Mundorgane oberhalb des Lautsymbols anzubringen. Und so lassen sich Hunderte von Aussetzungen feinerer und gröberer Art machen, mit denen der Leser nicht behelligt sein mag. Als verfehlt und willkürlich möge nur noch das auf S. 104 über lat. Auslautsveränderung Behauptete gekennzeichnet sein, womit in Zusammenhang steht eine Stelle des Vorwortes S. VII/VIII in der sich Sweet also vernehmen lässt: »My greatest difficulty has been with final *m* in Latin. As I feel convinced that Seelman's [Ref. protestiert gegen die eigenmächtige Anglisierung seines gut deutschen Namens!] 'implosive voiced dorsal reduced *n* with simultaneous loose lip-closure', could not possibly have existed as an independent sound in Latin or any other language, I have been obliged to return to my own theory (Phil. Soc. Proc. 1882—84, XVII), although it is not supported by any definite statements of the Roman phoneticians.« Was soll der Zusatz 'independent'? Ist etwa der im Griechischen, Lateinischen, Englischen und Deutschen unzweifelhaft nachgewiesene *ŋ*-Laut, das sog. Agma, 'independent' in diesen Sprachen zu beobachten? Im übrigen hat ja Seelmann S. 290 den fraglichen Laut in seiner eigenen Mundart beobachtet und nachgewiesen. Mag Sweet auch hier seinen eignen Weg gehen, aber mag er sich nicht wundern, wenn das Ausland ihm mit gleicher Nichtachtung zu begegnen beginnt, und namentlich in Deutschland außerhalb der ihm persönlich nahestehenden Anglistenkreise kaum ein Mensch mehr ernstlich daran denkt, sich

9) Oder genau nach dem Original: »A vowel may be defined as voice (voiced breath) modified by some definite configuration of the superglottal passages, but without audible friction (which would make it into a consonant, § 64)«.

in die Hieroglyphen seiner Phonetik zu vertiefen oder ihm auf seine einseitige Bahn zu folgen! Das Wirken des mit Recht einst allgemein gefeierten Mannes ist nicht mehr als eine Förderung der phonetischen Wissenschaft aufzufassen, es mag von vielen bereits als ein drückender Hemmschuh empfunden werden! — A. TÄNZERs Programmabhandlung 'Die Natur unserer Sprachlaute mit Berücksichtigung des Französischen und Englischen'[10]) verdankt ihr Dasein der Erkenntnis, dafs Lehrer und Lernende der neueren Sprachen ohne gründliche Schulung in der Lautphysiologie nicht mehr auskommen können. »Diese Erwägungen veranlafsten« ihn, »von den Auslassungen eines Schleicher, Sievers, Vietor, Trautmann Einsicht zu nehmen, in vorliegender Arbeit aber zu eigenem Nutz und Frommen und vielleicht auch zu dem eines und des andern Lesers mit einer gewissen Selbständigkeit über die Natur der Sprachlaute« sich "zu äufsern". Die letzteren sind davor zu warnen. Zwar gebricht es dem Verf. keineswegs an Talent zu origineller, gründlicher Beobachtung, aber sein erster Versuch ist noch unreif. Wesentliches und Unwesentliches ist nicht geschieden, die Hauptmomente der Lautbildung sind nicht hervorgehoben, die Sprache ist ungeschickt und schleppend, der Ausdruck bombastisch, die Vergleiche und Bilder phantastisch und nicht treffend. Es lohnt nicht, auf die zahllosen Versehen und Mifsgriffe im einzelnen einzugehen. Manches Vorgebrachte ist längst veraltet. — Auf die *akustische* Seite der Lautwissenschaft Bezug hat anscheinend eine uns nicht zugängliche Arbeit v. ARNOLDs: Zur Theorie von der Physiologie des Klanges[11]), auf die *psychologische* und *biologische* ein wiederholt gedruckter Aufsatz von G. KARSTEN, Sprecheinheiten und deren Rolle in Lautwandel und Lautgesetz.[12]) Der Artikel ist überaus frisch und anziehend geschrieben, und die Ausführungen haben im ersten Augenblicke etwas Bestechendes. Verf. will darauf hinaus, dafs, wie überhaupt im menschlichen Thun und Handeln, so auch in der Sprache die Mechanik, d. h. die tagtägliche geübte, regulär sich wiederholende Organthätigkeit, eine grofse Macht ausübe. Sie hinterlasse allein feste Eindrücke und Erinnerungsbilder in uns. Die Lautwandeltheorie knüpfe immer nur an Einzellaute, als die kleinsten Sprecheinheiten, an. Aber genau genommen und physiologisch betrachtet, liefsen sich auch noch die sog. Einzellaute in mehrere Momente auflösen. Nicht von den physiologisch gar nicht existierenden Einzellauten, sondern von den in uns lebenden einheitlichen Erinnerungsbildern sei auszugehen. »Diese . . sind es, welche bei allem Lautwandel eine so hervorragende Rolle spielen.« Der Verf. sucht des weiteren zu erweisen, "dafs aufser den sog. Einzellauten auch Lautkomplexe solche Einheiten darstellen, indem sie neben den ersteren gesonderte Erinnerungsbilder in unserer Seele entwickeln". Dieselben "Erinnerungsbilder, und nicht die einmal hervorgebrachten und dann für immer vergangenen Laute sind das eigentlich bleibende und veränderungsfähige Moment, mit dem wir zu rechnen haben". So erklärt sich auch, weshalb Einzellaute innerhalb der verschiedenartigsten physiologischen Umgebung denselben Wandelprozefs durchmachen, das Umsichgreifen von Lautgesetzen zulassen können. Nicht das physiologische Moment des Einzellautes, sondern

10) Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm des Realgymnasiums zu Zwickau. (Deutsches Schulprogramm 1890, No. 550). 4°. 11) In: ° Neue Zeitschrift für Musik 86, 1890, 3. 4. 12) In: Phonet. Studien III, 1—10, abgedruckt aus den Transactions and proceedings of the Modern language association of America, vol. III, 1887.

das psychologische der Gleichheit des Erinnerungsbildes gebe eben zu dem gleichen Schicksal den Ausschlag. Auszusetzen ist zunächst, daſs sich Karsten bei seinen Deduktionen fast immer in Allgemeinheiten bewegt, oder, wo er ausnahmsweise einmal ein historisches Faktum heranzieht, Zweifel berechtigt sind. In Wahrheit hat er doch nur an die Stelle des objektiven physiologischen Zustandes den psychologischen Reflex gesetzt. Aber was er gegen die Einheitlichkeit des Einzellautes vorbringt, läſst sich theoretisch analog gegen die angebliche Einheitlichkeit seiner Erinnerungsbilder vorbringen. Realiter operiert er mit beiden, nur daſs er neben eine mehr elementare Einheit, den Einzellaut, eine Art Gruppeneinheit, den 'Lautkomplex', stellt. Aber dieser 'Lautkomplex' ward zu einer psychologischen Einheit doch erst dann und deshalb, weil er infolge der Macht der Mechanik zu einem engeren Ganzen zusammengeschlossen ist; d. h. auch hier ist das psychologische Moment nur die Auſsenseite, der Reflex des physiologischen. Der Hinweis, daſs sich innerhalb einer ganz verschiedenen physiologischen Umgebung derselbe Lautprozess vollziehen könne, verrät nur, daſs des Verfassers Erkenntnis lautlicher Entwickelung eine nicht ausreichende ist. Man hat eben 'spontanen', d. h. von seiner Umgebung unabhängigen Lautwandel, von solchem, wofür Seelmann in seinerAusspr. S. 13, Anm. den Ausdruck 'konexiv' eingeführt hat, und von 'kombinatorischem' i. e. S. zu scheiden. Hätte Verf. den realen Boden der Thatsachen nicht verlassen, so hätte ihm schon die tagtägliche Sprache, sein eignes Organ die Haltlosigkeit seiner Theorie zeigen können. Wenn er für 'Tage' *Taγə* (mit spirant. Gaumenlaut) spricht, so ist es doch nicht das 'Erinnerungsbild', das "bei allem Lautwandel eine so hervorragende Rolle spielen" — soll, sondern der physiologisch leicht veränderungsfähige objektive Organzustand, der den Lautumschlag bedingt; das "einheitliche Erinnerungsbild" hätte den Laut gerade konservieren sollen! Nicht das Erinnerungsbild ändert die Mechanik, sondern in demselben Momente, wo sich die Mechanik ändert, treten auch neue psychologische Reflexe, neue Erinnerungsbilder in ihr Recht! Wahr an den Ausführungen Karstens bleibt also nur, daſs das Erinnerungsbild auf die Sprachentwickelung Einfluſs haben kann: konservierend, rekonstruierend, ausgleichend oder vervollständigend! Auch sonst sind seine Voraussetzungen zu korrigieren. Er schreibt der akustischen Seite in der Sprachgeschichte eine hervorragende Rolle zu, da "stumme Elemente kein Lautbild erzeugen". Er fällt hier einem irreführenden Ausdruck zum Opfer. Bei der Sprache werden wir nicht sowohl durch den Blick geleitet, den unser geistiges Auge auf ein angeblich vorschwebendes 'Bild' thut, als vielmehr durch ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes, rein körperliches Gefühl. Es ist das Artikulationsgefühl schlechthin, im besonderen das akustisch zu gar keiner Rolle berufene Muskelgefühl. Auslautendes *p t k* in deutsch 'Tru*pp*', 'ma*tt*', 'La*ck*' ist während des Organverschlusses entschieden stumm, aber in unserem Artikulations- und Sprachgefühl auſserordentlich lebhaft ausgeprägt, so lebhaft, daſs wir den stummen Lautmoment unwillkürlich als die Hauptsache empfinden, und es erst besonderer Beobachtung und Unbefangenheit bedarf, uns zu überzeugen, daſs der dem Organschluſs vorausgehende Hall wesentlich vokalischer Natur ist, wenn auch klanglich durch die Art der zusammenwirkenden Organe deutlich nüanciert! Auch hier ist über das psychologische Moment des Laut- und Erinnerungsbildes das physiologische des körperlichen Gefühls auſser Acht gelassen. Auf die Zurückweisung der etwa vertretenen sophistischen Forderung, daſs ein Laut

auch 'laut' sein, d. h. nur mit dem Sinne des Gehörs, nicht mit dem des (Druck-) Gefühls zur Wahrnehmung gelangen müsse, wird man verzichten.

Romanische Phonetik. Für die Phonetik der einzelnen romanischen Landessprachen und Dialekte hat das Jahr 1890 zum Teil recht erfreuliche Beiträge gebracht. Besonders ist das *Spanische* gefördert. Nachdem kein geringerer als der bedeutendste romanistische Phonetiker der Gegenwart, Fredrik Wulff, wenig vorher den andalusischen Dialekt zum Gegenstand einer glänzenden Skizze gemacht[13]), hat F. Araujo in Recherches sur la phonétique espagnole (I)[14]), den kastilianischen, genauer das Idiom seiner Geburtsstadt Salamanka, das sog. beste und reinste Spanisch, phonetisch behandelt. Einer Kritik der von der spanischen Akademie versuchten Lautklassifikation folgt sein eignes physiologisches System der spanischen Einzellaute, zu deren Deutung und Erklärung meist französische, ausnahmsweise auch englische, deutsche, italienische Äquivalente herangezogen sind. Die Darstellung ist, was man bei der Schwierigkeit phonetischer Stoffbehandlung stets ausdrücklich anzumerken hat, ungemein gewandt und verständlich. Von Einzelheiten sei hervorgehoben die Kennzeichnung des mitlautenden span. u und i vor gleichsilbigen Vokalen als sog. Halbvokale = *u̥* (engl. w) und *i̥* (englisch = y, kölnisch j), z. B. in hueso, g*ua*y, b*ue*y, b*ue*no, ag*ua*, leng*ua* — c*ie*lo, pronunc*iació*n, pátr*ia*. Der Ausdruck Halbvokal ist allerdings nur ein Notbehelf. Gemeint ist ein echtes vokalisches *u*, dem bei der Artikulation ein *w* parallel geht, und ein echtes *i*, dem unabhängig in derselben Weise ein *j*-Reibegeräusch zur Seite geht. Man könnte solch ein *u* mit *w*-Beigeräusch und *i* mit *j*-Beigeräusch mit mehr Recht vokalisch-konsonantische Parallellaute, Mischlaute, Zwielaute nennen. Von dem sog. Halbvokal i scheidet Araujo y in *y*edra, das 'un son palatal franchement consonnantique' habe, danach ein echter Reibelaut und = norddeutsch *j* zu sein scheint. Interessant ist auch die Scheidung des gewöhnlichen b (b fort) in *b*ravo von dem 'b doux' oder 'faible' in *b*ueno, bei dessen Artikulation die Lippen nur an den Mundwinkeln, nicht in der Mitte, sich schliefsen: »nous prononçons le b sans fermer que les coins des lèvres en laissant échapper le vent très doucement par le centre«. Der später folgende II. Teil der Arbeit soll die 'Liaisons phonétiques' behandeln, der III. 'Textes' bringen. — Das *ladinische* Idiom des Ober-Engadin ist kurz skizziert in L. Soames' Notes on the sounds of the Romanch or Romanese of the Upper Engadine[15]). Voran stehen zwei kurze allgemeine 'Accent rules', es folgt ein System der 'Consonants' nach dem internationalen Alphabet des 'Maitre fonétique' mit physiologisch-akustischen Anmerkungen und Hinweisen auf die historische Orthographie, dann 'Peculiar consonants and combinations of consonants', 'Vowels' 'Diphthongs' und als 'Specimen' zuletzt das Gleichnis vom verlorenen Sohn aus 'Il Nouo Testamaint, tradüt tres J. Menni; Coira 1861', das mit besonderer Sorgfalt nach der Aussprache von Frl. Ottilie Schucan, Miss Soames' Lehrerin, phonetisch reproduziert ist. Da Miss Soames nur kurze Zeit sich mit ihrem Gegenstande befafst hat, so bietet sie ihre 'Notes' nur 'with some diffidence' dar. Der Rest der zu besprechenden Beiträge fällt dem *Französischen* zu. Eigenartig ist das Untersuchungsobjekt von Silvester Primer: The

13) Un chapitre de phonétique andalouse. In Recueil de mémoires philol. présenté à M. G. Paris par ses élèves suédois. Stockholm, Impr. centrale, 1889. 14) In Phonet. Studien III, [illegible]—44. 15) Ebenda 154–61.

Huguenot element in Charleston's pronunciation[16]). Er will den Einflufs des unterlegenen hugenottischen Idioms auf den Lautzustand des obsiegenden englischen ermitteln. Die erste Hälfte der Arbeit ist indessen ganz der äufseren und inneren Geschichte dieses Volkselementes gewidmet, die zweite hält sich ebensowenig streng an das Thema, und im ganzen überwiegt das sprachgeschichtliche Interesse das rein phonetische. Anglisten werden mehr darin finden als Romanisten. — Ein altes Kapitel unter neuen Gesichtspunkten zu behandeln, strebt CH. LEVÊQUE: L'accent tonique et l'écriture.[17]) »C'est l'accent tonique que nous considérons ici. Pour nous pénétrer de son importance, examinons-le dans les groupes d'abord les plus simples, dans les mots, et parmi ceux-ci, dans les mots les plus simples, les monosyllabiques, et en particulier encore les diphthongues.« Wenn man die folgenden Ausführungen, die mit dem Accent nur in sehr losem Zusammenhang stehen, liest, so fragt man unwillkürlich, was denn der Verf. eigentlich bezwecke, und findet auf der 3. Seite endlich die banale Aufklärung: »Il faudrait établir la loi: l'accent tonique renforce dans la langue parlée les syllabes qui le portent. Il faudrait que l'écriture accusât exactement dans tous les cas ce renforcement . . .« Bedarf es wirklich noch eines besonderen Beweises von seiten der Accentuation, dafs die französische Orthographie völlig ungenügend ist? Es verrät wirklich einen hohen Grad von Naivetät, den Hebel zur Uniformierung hier anzusetzen und den 'Accent tonique' orthographisch kennzeichnen zu wollen, noch ehe er überhaupt erkannt und fixiert ist! Dilettantische Breite, Mangel an Methode und Kritik, Vorführung längst im Bewufstsein lebender, allgemeiner und sprachgeschichtlicher Daten, überflüssige Klagen und fruchtlose Raisonnements machen die Lektüre des Aufsatzes zu einer der unerquicklichsten und ermüdendsten, die geboten werden kann. — Wertvoll sind JEAN PASSYS Notes de phonétique française à propos de la Französische Phonetik de Fr. Beyer.[18]) Sie betreffen gleichfalls die französische Accentuation. J. Passy vermifst in Beyers Accentlehre Klarheit und Bestimmtheit. Auch die Ursachen, die zur Verschiebung des etymologischen Accentes führen könnten, seien nur vage angedeutet. Man müsse von Einzelfällen ausgehen, und das wolle er versuchen. Sein Resultat ist: »L'accent du mot isolé et du plus grand nombre de mots dans la phrase frappe la dernière syllabe. Il peut être modifié quant à son intensité et à sa place par deux causes d'ordre différent et qui agissent tantôt dans le même sens, tantôt en sens contraires: 1. Quand on veut attirer l'attention sur un mot, on en renforce l'accent et très souvent on le déplace d'une façon parfois arbitraire. Pourtant, s'il y a dans le mot une syllabe particulièrement importante, c'est elle qu'on accentue de préférence (accentuation antithétique et peut-être accentuation radicale). 2. En même temps on tend à disposer les accents de façon à ce qu'il en résulte un dessin rythmique.« Es wird dies an einer längeren Reihe von Einzelfällen veranschaulicht. In besonderen Abschnitten werden die vom Accent veranlafsten 'Réductions dans le langage parlé', der 'Accent musical' und die sog. Sandhi-Erscheinungen Assimilation, harmonie vocalique' behandelt. — Mit grofsen Erwartungen nimmt man in die Hand und mit arger Enttäuschung legt man zurück eine dritte Arbeit über den gleichen Hauptgegenstand: ED. SCHWAN und

---

16) Ebenda 139—53 u. 290—308. 17) Ebenda 199—212. 18) Ebenda 345—54.

E. Pringsheim, Der französische Accent.[19]) Der erstgenannte erblickt in dem Chaos widerstreitender Theorien, zu denen die franz. Betonung seit Jahrhunderten Anlaſs gegeben, autoritativerseits keine Rettung mehr. Aber es ist ihm gelungen, ein Mittel zu entdecken, »die Lage und das Wesen des franz. Accents in einer einspruchslosen Weise festzustellen« und uns »einen sicheren Weg« zu weisen, »den seitherigen Streit der Meinungen zu schlichten« — den Scott-König'schen Phonautograph! Der glückliche Entdecker ist grausam genug, dem gespannten Leser volle 30 Seiten lang sein Geheimnis vorzuenthalten. Er benutzt sie, ältere und neuere Accenttheoretiker in fünf Gruppen zu sondern, über die er, dank überlegener Einsicht und seiner 'Methode' den Stab brechen kann. Die I. Gruppe, d'Olivet, Masset, Maupas, Grimarest, ursprünglich auch Ploetz, vertrete die Ansicht, »»daſs das Französische überhaupt keinen Accent habe««. Die II. oder 'historische Schule', Diez, G. Paris, Storm, Vietor, [Paul] Passy, Beyer, behaupte: »Wörter mit männlicher Endung haben ihn auf der letzten, mit weiblicher auf der vorletzten Silbe«. »Auch ältere französische Grammatiker, wie Palsgrave . . Nicot . . Duez . . d'Allais, der für Engländer schrieb, wie auch Régnier, teilen diese Ansicht«. Beiläufig, schrieb der 'französische' Grammatiker Palsgrave nicht für Engländer? Diez begründete seinen oben formulierten Satz zunächst metrisch, dann auch sprachgeschichtlich, da im Französischen, wie überhaupt im Romanischen, die ursprüngliche lat. Accentstelle sich gewahrt erweise. Die nach Schwan haltlose Theorie ist von G. Paris in s. Ét. s. le rôle de l'acc. lat. vertieft, »und seit der Zeit wird diese Lehre . . von allen, die auf Wissenschaftlichkeit und Kenntnis der Resultate der hist. Forschung Anspruch machen, als Evangelium nachgebetet. So . . alle Romanisten . .« Die III. oder 'phonetische' Gruppe umfaſst mehrere Varietäten, die nur darin zusammentreffen, daſs sie den Ton nicht auf der letzten (vollautenden) Silbe finden. Neben Meigret und anscheinend Beza, der bereits für die I. Gruppe zu reklamieren versucht ist, vertrete das mit Modifikationen Périon, Durand, Dubroca, Rapp, Cassal, Sweet. Einen eignen wunderlichen Standpunkt nehme Brunnemann ein. Die IV. Gruppe, die ebenso gut als 'phonetische' hätte bezeichnet werden können, wenn der Ausdruck hier wie vorher nicht überhaupt nichtssagend wäre, nehme zwei gesondert auftretende Accentarten an, einen exspiratorischen und einen musikalischen. Es sei »Merkels Verdienst, zuerst [1880] eindringender die verschiedenartigen Bedeutungen, welche das Wort Accent und besonders französisches *accent* hat, untersucht und klargelegt zu haben«. Es folgt die Anführung seiner theoretischen Unterscheidungen: Accent = Accentzeichen, = dialektisch oder durch Affekt nüancierte Aussprache, ferner = Satz- und Wortton, welch letzterer in überlegener Tonstärke, Tonhöhe, Tondauer bestehen könne. Im einzelnen ständen sich die Vertreter der Gruppe Merkel, Storm (zugleich ein Verbindungsglied zu Gruppe II), Wulff, Schuchardt mehr oder weniger schroff gegenüber. Eine V. Gruppe, die gleichfalls die Sonderexistenz zweier verschiedenartiger Accente anerkenne, suche auſserdem das Walten eines rhythmischen Gefühls in Setzung und Verteilung derselben nachzuweisen. Epochemachend sei hier Guyard gewesen, dem sich nach eignen Worten 'mit einer gewissen Reserve' Beyer, noch anerkannter und tiefer greifend

19) In: Archiv f. d. Stud. der neueren Sprach. u. Litt., Bd. 85, 1890, S. 203-68; auch selbständig erschienen· Leipzig, O. R. Reisland, 1890.

in seiner Theorie Pierson, dem sich Suchier und Koschwitz angeschlossen. Das ist in kurzem der Inhalt der I. oder historischen Abteilung. Es folgt ziemlich unvermittelt als II. die physikalisch-experimentelle. Sie umfaſst, wie die erste, einige 30 Seiten und ist mit vielen Abbildungen vom Apparat und von seinen Registrierungen etc. versehen. Der Verfasser, E. Pringsheim, ist Physiker von Fach. Man merkt sogleich, daſs die exakte Wissenschaft das Wort führt, exakt ebensowohl in der Beobachtung dessen, was der Apparat und das Experiment mechanisch leistet, als auch dessen, was er nicht leistet oder nur mangelhaft und unzuverlässig leistet! Der Scott-König'sche Phonautograph ist nicht der einzige, der für sprachliche Zwecke nutzbar zu machen gesucht ist, und es gibt wohl keinen Phonetiker oder selbst interessierten Laien, der im Zeitalter des Edisonschen Phonographen auf solch "sichern Weg" nicht verfallen wäre, ohne darüber oder vielmehr nebenher gleich 30 Seiten historisch-theoretischer Betrachtungen kundzugeben. Freilich haben solche Physiker und Phonetiker alsbald die Unvollkommenheit der heutigen Technik erkannt, die z. Z. nur einseitige oder unzuverlässige Resultate liefert. Man vergleiche dazu u. a. auch Techmer in seiner Internat. Zeitschrift I, 88. 89. 103. 104 und V, 212. 213. Auch Pringsheim bemerkt zu seinem Apparat, daſs er die Schwingungsdauer, d. h. die auch akustisch ziemlich leicht festzustellenden Tonhöhen-Verhältnisse, den *musikalischen* Accent "mit vollständiger Richtigkeit" graphisch registriere. "Von der Tonstärke", fährt er fort, d. h. dem akustisch bisweilen schwerer abzuschätzenden *exspiratorischen* Accent, "wissen wir, daſs keine Membran dieselbe richtig wiedergibt." Die von einigen Franzosen in den Apparat hineingesprochenen Worte sind: *ici midi*, auch in dem Satze *ici il est midi*; *été passé*, bezw. *l'été est passé; bijou joujou tendant tendance attendant*. "Von den darauf bezüglichen Versuchen sind stets nur die von drei, in einigen Fällen sogar nur die von zwei [sage und schreibe zwei] Herren brauchbar gewesen." Die anbefohlene "einfach affirmative" Aussprache "schloſs allerdings nicht aus, daſs beispielsweise Herr Bourgeois, ein älterer Herr, die Worte öfters [!] mit einer gewissen Emphase [!] aussprach, welche sich in einem Sinkenlassen der Stimme nach der ersten Silbe kundgibt", und was die Feststellung des Satzaccentes anlangt, so ist „auſserdem zu berücksichtigen, daſs bei einer so langsamen Aussprache, wo es darauf ankommt [!], jedes Wort deutlich hervorzuheben, die Intensitätsunterschiede verwischt werden." D. h., schon bei der Einzelaussprache der Worte zeigten die Betonungsverhältnisse gerade des einen der zwei oder drei Hauptgewährsmänner Sonderheiten, und was den Satzaccent anlangt, so ward er so verkünstelt dem Apparat vorgetragen, daſs von einer Fixierung der natürlichen Tonverhältnisse nicht die Rede sein kann! Nachdem in dieser »einspruchslosen Weise«, um mit Schwan zu reden, verfahren, hat der „Gewährsmann, der ohne metrische und sprachgeschichtliche Voreingenommenheit und ohne die Möglichkeit des Verhörens" ihm „das Geheimnis der Schallwellen der französischen Rede entzifferte", folgendes zu Papier gegeben, d. h. sein Kollege E. Pringsheim glaubt aus den je drei oder nur zwei brauchbaren Kurvenregistrierungen nach mühseligen Konstruktionen und Rechnungen unter Vorbehalten und Einschränkungen im einzelnen folgendes erschlieſsen zu können: »Die isolierte Aussprache eines Wortes ist ungefähr mit der am Schluſs des Satzes identisch.. Zweisilbige Worte haben gleich hoch, gleich stark und gleich lang betonte Vokale.« In dem

Satze *ici il est midi* sprach der Normanne Bourgeois *ci* höchst und stärkst betont, ebenso stark aber tiefer vorangehendes *i*, am schwächsten und tiefsten *il est* aus u. s. w. Bei Herrn Potel aus Paris liefs sich *ici* als höchst und stärkst betont und sonst nur noch *mi* in höherer Tonlage ermitteln. — Das sind die, man kann nicht anders sagen, als dürftigen und noch dazu fragwürdigen Resultate, die auf dem "sichern Wege" "in einer einspruchslosen Weise" festgestellt sind. Und wie um die Ironie der ganzen Sache ins rechte Licht zu setzen und die hohe Verheifsung zu Beginn zu persiflieren, schliefst die Abhandlung mit folgender merkwürdiger unbeabsichtigter Selbstkritik: »Der akustische Charakter eines jeden in den [NB! später hoffentlich vollkommenen] Apparat gesprochenen Wortes wird in jedem einzelnen Falle [später einmal] mit genügender Genauigkeit erkannt [werden], aber die Schwierigkeit besteht darin, zu entscheiden, ob das betreffende Wort in diesem speciellen Falle wirklich mit dem richtigen Accent ausgesprochen worden ist . .« Ja, darin und wesentlich darin liegt die Schwierigkeit, daran knüpft das Problem an, und dieses kann der leb- und vernunftlose Apparat nicht lösen! Glaubt Schwan wirklich, dafs Phonetiker von Fach *reale Einzel*fälle bei angespannter Aufmerksamkeit und gemeinsamer wiederholter Prüfung nach ihrem Gehöreindruck nicht genügend scharf und übereinstimmend abzuschätzen im stande sind? Unbefangenheit ist allerdings nötig, und nicht fachwissenschaftlich vorgebildete Romanisten, die autodidaktisch sich beiläufig einige 'populärphonetische' Kenntnisse angeeignet, würden der allgemeinen Tradition und historisch-theoretischen Voraussetzungen auf Kosten des wirklichen Thatbestandes bedenkliche Konzessionen machen können. Aber Unbefangenheit ist eine Voraussetzung und Forderung für jede wissenschaftliche Beobachtung, und Sache der Kritik ist es eben, herauszufinden, von welcher Seite und unter welchen Umständen ein Urteil als mafsgebend zu betrachten ist. Treffend sagt der schon genannte Obmann der schwedischen Romanisten und Phonetiker, Wulff: »Der Phonograph, Phonautograph u. s. w., eröffnet der phonetischen Beobachtung freilich eine neue Ära. Aber das Instrument kann nichts selbständig schaffen, und das phonographisch Fixierte wird darum noch nicht brauchbar, dafs es fixiert ist. Es ist sicherlich viel schwieriger, die typischen Laut- und Accentformen auf *diesem* Wege zu ermitteln, als mit Benutzung des lebenden Wortes. Zur wirklichen Einsicht wird die lebende Beobachtung wohl noch lange der sicherste Weg bleiben. Nur für den, der das Sprechmaterial selber vollkommen beherrscht, d. h., der unter Hunderten von Einzelbeobachtungen ein paar feste, für den jeweiligen Fall typische Sprechweisen zu konstatieren vermag, nur für den ist ein solches Instrument von weiterem wissenschaftlichen Wert! Doch was gehört nicht alles zu einer zuverlässigen Beobachtung! Gilt sie einem accentuierten Wort oder einem feierlich getragenen? Gilt sie einer altertümlichen Aussprache, wie etwa in Gesang oder Liturgie? Gilt sie affektloser, alltäglicher Umgangssprache? Gilt sie halb oder ganz vulgärer Sprechweise? Das 'Wirkliche', für jeweilige Lage auch 'Richtige' [das Schwan oben im Sinne hat] ist nicht Eines, es ist ein Hundertfaches! Man kann daher — wie ich es thue — Edison und andere geniale Verbesserer des Phonographs überaus hochschätzen und doch daran festhalten, dafs die allgemeine Einsicht in der Phonetik noch weit gröfser werden mufs, ehe man einem beliebigen fremden 'Einsprecher' trauen darf. Überhaupt kann man in Sachen der Phonetik nie vorsichtig und mifstrauisch

genug sein, kaum dafs man sich selbst trauen darf und dem, was man mit unendlicher Mühe so lange präpariert hat, dafs man es endlich kritisch beherrscht — um es dann dem Apparat vorzusprechen und sein eigenes Wort zu studieren! Dann aber — als was für ein köstliches, liebenswürdiges, geduldiges Instrument erweist sich dann ein guter Phonograph und schon jetzt der von Edison! Aber Kritik und Verständnis für das, worauf es jedesmal ankommt, sind es nicht allein, was man an der Schwanschen Arbeit vermifst. Schwans phonetischer Sinn ist nicht derart entwickelt, und seine Kenntnis der phonetischen Litteratur und ihrer Geschichte eine viel zu mangelhafte, als dafs er in der Lage wäre, eine Geschichte oder geschichtliche Übersicht der Theorien über den französischen Accent überhaupt zu geben. Es genügt nicht, aus ein paar Handbüchern, speziell aus Thurot, irgend welche Grammatiker zusammenzulesen, ihre Angaben flüchtig durchzusehen, Sätze aus dem Zusammenhange herauszureifsen und sie ohne Sach- und Fachkenntnis widerspruchsvoll zu verdeutschen! Man prüfe irgend eine seiner fünf Gruppen, etwa gleich die erste! Schwan schreibt auf S. 205 wörtlich: [1] *schon d'Olivet* (hat als Vertreter der Ansicht der I. Gruppe) *ausgesprochen* . ., [2] '*dass das Französische überhaupt keinen Accent* (*accent prosodique*) *habe, und* [3] *dafs dieselbe Silbe, welche man in einem Satze höher spreche* (*élève*), *in einem andern tiefer gesprochen werden könne* (*pouvoit être baissée*). [4] *Daher sei es ein alter Satz, wenn man gut französisch sprechen wolle, dürfe man keinen Accent haben.* [5] *Deshalb sei aber das Französische nicht monoton; der oratorische Accent* (*accent oratoire*) *bringe die notwendige Mannigfaltigkeit in die Aussprache*'. [6] *Der eigentliche Accent* (*accent prosodique*) *wurde von d'Olivet als Accent der Tonhöhe oder musikalischer Accent aufgefafst,* [7] *wie schon aus der angeführten Stelle hervorgeht;* [8] *der oratorische Accent taucht hier zum erstenmal als Lückenbüfser für die mangelnde richtige Einsicht von der Lage des Accents auf;* [9] *denn diese Theorie d'Olivets ist nichts anderes als ein Verzicht darauf, die Accentsilbe zu finden,* [10] *wie d'Olivet selbst zugibt:* [11] '*Wir haben nur Schwankungen der Stimme, bald stärker, bald weniger stark*'[20]). Schon *Satz 1* enthält ein auffallendes Versehen. Schwan hat selbst das Exzerpt in Thurot nur so flüchtig gelesen, dafs er den d'Olivet vertreten läfst, was dieser einer 'quantité de personnes' in den Mund legt. D'Olivet hat gar keine eigne Theorie; er lehnt sich vielmehr an die durch Ranconnets 'Autorität' gestützte 'Règle' des sog. Nicodschen Wörterbuches an, die für jede vollkräftige ('masculine') Auslautsilbe ohne Rücksicht auf deren Länge oder Kürze den 'accent aigu' fordert. Er steht damit wesentlich auf dem Boden der II. Schwanschen Gruppe. Wie deren Vertreter erkennt er aber 'Exceptions' an, 'cas où elle ne serviroit qu'à induire en erreur'. *Satz 2* enthält ein noch weit ärgeres und folgenschweres Versehen. Der franz. Text läfst die erwähnte 'quantité de personnes', die d'Olivet konsultiert hat, übereinstimmend behaupten: 'unsere Sprache kennt nicht den prosodischen Accent'. Für Schwan ist 'l'accent prosodique' = 'überhaupt kein Accent'! *Satz 3* offenbart sofort das Unsinnige einer solchen Deutung. Denn thatsächlich ist darin die Existenz eines Accentes zugegeben, behauptet nur, dafs im Satze, also nicht gerade in der Einzelaussprache der Wörter, dieselbe Silbe

20) Es ist nicht überflüssig, zu bemerken, dafs hier wie anderwärts die verschiedenen Ausgaben von d'Olivets Traité auseinandergehen. In der Frankfurter Ausgabe von 1756 fehlt die Stelle!

verschiedenartig gesprochen werden könne. Nicht der Accent schlechthin, sondern nur die absolute Stetigkeit seiner Form oder seines Grades wird in Abrede gestellt! Gleichzeitig ist der Sprachgebrauch nicht beachtet. 'Elever' und 'baisser' wird von den älteren Grammatikern und Theoretikern keineswegs in der spezifisch-musikalischen Beziehung vom hohen und tiefen Ton gebraucht: es heifst indifferent (die Stimme) erheben und senken, (die Silbe) hervorheben, mit gehobener bezw. gesenkter Stimme sprechen. *Satz 4* und *5* haben in der Übersetzung einen total falschen Sinn und Zusammenhang erhalten. Im Original beginnt 4 mit 'Aussi'; das heifst nicht 'Daher'. D'Olivet führt aus, was er gethan habe, um über Wert und Umfang der Nicodschen Regel ins Reine zu kommen. Er hat nämlich erstlich jene 'quantité de personnes' konsultiert, sodann 'auch' den alten Satz gefunden: 'Um gut französisch zu sprechen, dürfe man keinen Accent haben'. Dieser Satz pafst weder zu der Nicodschen Regel, noch zu der Behauptung der konsultierten Personen, die ja nicht den Accent schlechthin, sondern nur den prosodischen leugnen. Ganz im Gegenteil zu Schwans Auffassung zieht denn auch d'Olivet den Satz nicht zur Begründung der vorhergehenden heran, sondern um den scheinbaren Widerspruch aufzuheben: »Par-là, sans doute, on n'a pas voulu nous faire entendre qu'il fallût être monotone [damit versichert d'Olivet für seine Person, dafs das Französische in der That Accente hat]. On a seulement voulu nous dire, que c'étoit à l'accent oratoire à regler notre prononciation..«[21]). *Satz 6* schliefst sich als neues Glied der Kette Schwanscher Irrungen an. Es fällt dem d'Olivet gar nicht ein, 'prosodischen' und 'musikalischen' Accent zu identifizieren. Hätte Schwan nicht einfach aus Thurot voreilig und falsch übersetzt, ein Blick in d'Olivets Original hätte ihn vor der Behauptung bewahrt. D'Olivet beginnt sein Accentkapitel fast damit, beide Accentarten zu scheiden: »Ainsi distinguons l'accent prosodique, l'accent oratoire, l'accent musical, l'accent national[22]), l'accent imprimé«. Unter 'prosodischem' Accent versteht d'Olivet stets nur die echt griechisch-lateinische Accentform, wie sie als Acutus, Grauis, Circumflexus von antiken und humanistischen Grammatikern theoretisiert ist. Nach moderner Auffassung ist der Accent nichts positiv Fixiertes: er kennzeichnet nur die einzelnen Redeteile in ihrem Verhältnisse zu einander. Die antike Auffassung ging von den einzelnen Redeteilchen aus und glaubte wie in quantitativer so auch in accentueller Hinsicht ein positiv normiertes, stets sich gleich bleibendes Mafs an die einzelnen Silben und Laute legen zu dürfen. So rechnet d'Olivet, getreu der antik-humanistischen Theorie, Quantität, Accent und Aspiration in gleicher Weise zur 'Prosodie': »Par ce mot, Prosodie, on entend la manière de prononcer chaque syllabe régulièrement; c'est-à-dire, suivant ce qu'exige chaque syllabe prise à part, et considérée dans ses trois propriétéz, qui sont l'accent, l'aspiration et la quantité«. Prosodischer Accent bezeichnet demnach einen spezifischen Silbenaccent, eine der Silbe oder ihrem vokalischen Bestand-

---

21) In der Ausgabe letzter Hand v. J. 1767 hat d'Olivet einer anderen Auffassung Ausdruck gegeben. Dort heifst es S. 41: »On a seulement voulu dire qu'il ne faut point avoir l'accent de telle ou de telle province; car chaque province a le sien.« Diese Auffassung ist auch später festgehalten, beispielsweise von Beauzée und du Marsais. 22) Die Ausgabe v. J. 1767 hat 'provincial'.

teile unveränderlich wie der Klang anhaftende Tonform. *Satz 7* soll 6 stützen, da aus bereits angeführter Stelle, d. h. Satz 3, die Identität des prosodischen und des musikalischen Accentes hervorgehe. Nun, dann würde folgender Widersinn herauskommen: 'Wir haben überhaupt keinen (musikalischen) Accent, dieselbe Silbe kann in einem andern Satze einen andern musikalischen Accent haben!' 'Überhaupt keiner' und 'ein anderer' sind natürlich nicht identische Begriffe! *Satz 8* erklärt d'Olivets 'oratorischen Accent' als 'Lückenbüfser für die mangelnde richtige Einsicht'. Leider mangelt 'die richtige Einsicht' hier wiederum nur Schwan, da er in dem fraglichen Accent nicht den wechselartigen Satzaccent wiederkennt! D'Olivet hat eine ausführliche, eingehende Charakteristik des oratorischen Accentes in seinem Traité gegeben; freilich hat Thurot auch hiervon nichts in seinen Exzerpten zur Mitteilung gebracht. Der angebliche Verzicht' d'Olivets in *Satz 9* ist also dahin zu berichtigen, dafs Schwan verzichtet hat, in d'Olivets Original sich die Auskunft zu holen, die er dem Leser schuldig bleibt! Nach *Satz 10* soll schliefslich d'Olivet selbst zugeben, was in *Satz 11* übersetzt steht. Thäte er das, so wäre er in der That ein rechter Konfusionsrat, der sich allenthalben in plumpester Weise widerspricht! Zuerst hätte er (nach Schwan), wenn nicht wörtlich, so doch thatsächlich behauptet: 'wir haben im Französischen überhaupt keinen Accent' — sofort hinterdrein: 'wir haben einen musikalischen, d. h. prosodischen Accent' — demnächst: 'um gut zu sprechen, darf man keinen Accent haben; deshalb ist das Französische aber nicht accentlos, denn der oratorische Accent ist da' — schliefslich: 'wir haben nur Schwankungen der Stimme, bald stärker, bald weniger stark', d. h. wiederum: 'wir haben eine Accentuation', anscheinend exspiratorischer Art! Aber die Konfusionen und Widersprüche sind nicht bei d'Olivet, sondern bei Schwan, der willkürlich deutet und übersetzt, zusetzt und wegläfst! Wie oben der Ausdruck 'überhaupt' wider jeden klaren Wortlaut und Zusammenhang eigenmächtig eingeschoben ist, so zuguterletzt in *11* das allem Vorhergehenden Hohn sprechende 'nur'. Wie man sieht, ist in Schwans Darstellung jeder einzelne Satz falsch; ein Widerspruch und ein Versehen reiht sich an das andere! Und was die Hauptfrage betrifft — die ganze I. Gruppe zerfällt in nichts! Gestattete es der Raum, die übrigen Gruppen in gleicher Weise kritisch durchzugehen, es würde kümmerlich wenig unangetastet bleiben können! Die Gruppierung selbst ist durchaus verfehlt, und die Methode, gründliche Quellenstudien durch oberflächliche Durchsicht eines Handbuches zu ersetzen, hat es mit sich gebracht, dafs die Stellung der vornehmsten älteren Grammatiker nicht berücksichtigt, die Urheber tonangebender Abhandlungen nicht mit einfachem Namenshinweis ausgezeichnet, Arbeiten von wirklichem, dauernden Wert nicht gekannt und gewürdigt sind. So sucht man innerhalb der Gruppen vergebens nach den Namen der Grammatiker von Port-Royal, Arnauld und Lancelot, die für Accenttheorien allerdings weniger bieten, vergebens nach denen ihrer Kommentatoren Duclos, Petitot, die weit mehr leisten, ebenso vergeblich nach den Namen der Enzyklopädisten Beauzée und du Marsais, deren Abhandlungen unter keinen Umständen zu übergehen waren, und von denen der erste schon als Kommentator und Kritiker des d'Olivet heranzuziehen gewesen wäre! Dafs in Court de Gebelins grofsartigem Werke von Accentuation gar nicht gehandelt ist, verdiente als auffallende Erscheinung eine beiläufige Erwähnung. Man erfährt freilich

auch nicht, was bei der Kompilation und Exzerption nahe lag, Thurots persönliche Accentauffassung. Ja, Schwan kennt selbst die bedeutendste Leistung der vergangenen Generation nicht, die Arbeiten von Paul Ackermann![23]) Dafs bei einem so dürftigen Zustande eignen Wissens Verf. harmlos genug ist, bei den Lesern noch Belehrungen anbringen zu wollen, ist in seinem Interesse zu beklagen. Fast scheint es, als ob er nach Gelegenheiten suche, seine Unkenntnis zu dokumentieren! Oben ist eine solche Stelle abgedruckt, worin Merkel das 'Verdienst' beigemessen wird, 'zuerst eindringender' den vielseitigen Begriff 'Accent' klargelegt zu haben. Man braucht nun nicht auf die sicherlich eindringende Behandlung des antiken Begriffs 'Accent' durch Priscian zurückzugreifen. 'Eindringender' in modernem Sinne hat wahrlich schon vor mehr denn 150 Jahren d'Olivet den Gegenstand behandelt; überaus umständlich haben der oben genannte Beauzée und du Marsais den Begriff zerlegt, und die einzige etwa noch vermifste scharfe Scheidung von Hochton und Starkton hat gleichfalls schon im vorigen Jahrhundert d'Alembert der Theorie hinzugefügt. Damit waren ihre Elemente und die verschiedenen Seiten des Begriffs 'Accent' entwickelt. Nach einer längeren, nichts weniger als arbeitslosen Frist[24]) ist dann — immer noch 54 Jahre vor Merkel — von neuem Rapp in seinem Versuch Bd. I, S. 170 ff. (1836) ausführlich darauf zurückgekommen. Ebenso vielseitige Begriffsbestimmungen hat fast gleichzeitig P. Ackermann veröffentlicht. Seitdem aber pflegt auch in den allgemeinen Handbüchern der Phonetik so viel mitgeteilt zu werden, dafs ein besonderes 'Eindringen' einem aufmerksamen Leser selbst ohne Kenntnis der ausführlichen älteren Spezialabhandlungen nicht allzuviel Mühe macht, als 'Verdienst' jedenfalls nichts mehr anzurechnen übrig bleibt! Das eine Beispiel der Sucht zu belehren mag genügen. Die Stelle ist aber noch aus einem andern Grunde oben zum Abdruck gebracht. Sie zeigt dem Kritiker, dafs der Verfasser eines wissenschaftlichen Haupterfordernisses ermangelt, des Sinnes und Geschickes für Methode! Der Verfasser will den Leser über den Begriff der franz. Accentuation seitens der verschiedenen Theoretiker orientieren; er spricht viele Seiten hindurch von 'dem' Accente — und erst ganz gelegentlich und beiläufig hält er es der Mühe für wert, als 'Verdienst' eines seiner Gewährsmänner anzugeben, was denn 'der' Accent sei, wobei es sich ergibt, dafs er gar nicht von einem 'eigentlichen' Accent bei d'Olivet und überhaupt nicht ohne weiteres von 'dem' Accent des Französischen zu reden hatte! Schwan hätte von dem viel geschmähten d'Olivet in methodischer Hinsicht lernen können. 'Avant que d'en venir à la chose même, il faut définir le mot, et bien distinguer les divers sens ..'[25]) beginnt der gefeierte Akademiker, und vorsichtiger und gewitzigter als sein deutscher Übersetzer meidet

23) Essai sur l'analyse physique des langues .. 1838; Chap. VIII: De l'accent. Vgl. dazu Techmer (der in Frankreich mehrere Jahre eigene Beobachtungen anstellen konnte) in s. Internat. Ztschr. V, 1890, 211: »Diese Beschreibung der fr. Betonung ist die beste, welche ich in der betr. Litteratur überhaupt gefunden«. — Ferner: Traité de l'accent appliqué à la théorie de la versification [1. Aufl.] Paris 1840; 2. éd. Paris & Berlin 1843. Die 1. Auflage vereinigt Artikel, die der Autor bereits ein Jahr zuvor im *Journal de la langue française* veröffentlicht hatte. Die letztgenannte Monographie scheint Techmer unbekannt geblieben zu sein. 24) Man sehe die Litteraturangaben in Bindseils Akustik (1839) S. 614. Anm. 4. 25) In der Ausgabe v. J. 1767 ist der Wortlaut ein anderer.

er zum Schlufs seiner Beleuchtung fremder Ansichten jedes weitere und eigene Detail 'wie ein Labyrinth, in dem er fürchte, sich zu verlieren'. — Die Arbeit, die nur deshalb eine so eingehende Besprechung erfahren, weil sie einen Romanisten von Fach zum Verfasser hat und von Romanisten naturgemäfs mit lebhaftem Interesse und grofser Spannung in die Hand genommen werden mag, ist vollständig neu zu machen. Ein neuer Bearbeiter desselben Gegenstandes wird folgende Gesichtspunkte zu beachten haben. Er hat zunächst zu erörtern: Was bedeutet 'Accent' überhaupt? Sodann: In welchem Sinne gebrauchen die einzelnen Theoretiker ihre Ausdrücke? Hier ist nicht nur festzustellen, was ihre Worte besagen, sondern aus ihren Anschauungen, Beobachtungen, Beispielen heraus auf Grund unserer heutigen vollkommneren und verschärften Einsicht zu erschliefsen, was sie instinktiv fühlten, ausdrücken wollten! Ein Laie kann sehr wohl das Richtige meinen, ohne den treffenden Ausdruck zu finden! Die so abstrahierten Theorien sind nun zu vergleichen und kritisch zu sondern. Es werden sich ganz merkwürdige Übereinstimmungen oder übereinstimmende Abweichungen finden von Personen und Theoretikern, die offenbar ganz unabhängig und unbeeinflufst von einander zu ihren Resultaten gekommen sind. Hier hat der Kritiker die Lösung des Rätsels zu geben. Woher kommen die Übereinstimmungen und gemeinsamen Abweichungen? Es wird sich folgende Lösung des Problems darbieten: 1. Ein Teil der Gewährsmänner hat sich nicht verhört: die von ihnen gehörte und verschieden fixierte Betonung war wirklich verschieden, bedingt durch Verschiedenheit der Sprachepoche, Dialektsphäre und kasuistische Momente. D'Olivet's Reserve war wohl begründet. Er hatte Einsicht genug, sich zu erinnern, dafs er selber aus der Franche-Comté stammte, und dafs die Autoritäten der 'Règle' in Nicods Wörterbuch gleichfalls keine geborenen Pariser waren. Nicod war aus Languedoc, Ranconnet aus Périgord, "Provinzen, wo man den [durch die Regel überall geforderten] Accent aigu liebt". Ackermann hat desgleichen und noch weit schärfer die Eigenart der Dialekte in accentueller Beziehung betont und charakterisiert. »Les Flamands, les Belges, les Lorrains, les Suisses, les Francomtois ont tous une accentuation vicieuse . . comme les Allemands mêmes, ils sont tous portés à mettre l'accent tonique sur la première moitié des dissyllabes«, bemerkt er u. a.[26]). Hätte Schwan bei Rapp, dessen Theorie in Frage kommt, nachgeforscht, so würde er in Bd. IV, S. VIII von dessen 'mehrmaligem längeren Aufenthalt in der französischen Schweiz', der 'zu einer erweiterten Ansicht seiner theoretischen Vorstellungen führte', Kenntnis erhalten haben. Das würde ihm zugleich den Schlüssel zu Rapps Theorie gegeben haben! Ähnliches wird sich bei anderen Theoretikern feststellen lassen. 2. Die beobachtete Betonung wird von den Gewährsmännern psychologisch mifsdeutet: nationale Sprechgewohnheit, Schultradition, einseitig historisch-theoretische Voraussetzungen lassen in dem Beobachter nicht jene Unbefangenheit aufkommen, die zur Fixierung des nackten Thatbestandes ein Haupterfordernis ist. Hier werden von Beza an bis hinunter zu Beauzée und du Marsais die unheilvollen Einflüsse humanistischer Bildung, das Streben, die französische Accentuation mit antiken Theorien zu verquicken, zu konstatieren sein; hier wird weiterhin die englische Nationalität Sweets, die historische Vorbildung der Romanisten bei der

26) Traité de l'accent, 2. éd. p. 11—12.

Beurteilung der Theorien im einzelnen zu berücksichtigen sein! Nach Erledigung aller dieser Vorfragen kann der kritische neue Bearbeiter zur Hauptfrage übergehen: Wer ist unter all den Gewährsmännern und Theoretikern für kompetent, welche Theorie im ganzen oder im einzelnen, im allgemeinen oder im besonderen für uns, für die sogenannte gute oder für die alltägliche Aussprache als zutreffend zu erachten, oder: Wie gelangt man zu einer richtigen und allseitig ausreichenden Theorie? — Die Antwort hat nicht der Phonautograph, sie hat oben (allgemein) der schwedische Phonetiker Fredrik Wulff gegeben!

Halle a. d. Saale. Emil Seelmann.

Lateinische Sprache und Literatur.

Redigiert von **E. Seelmann** (Halle).

Indogerm., altitalische und vorhistorische lat. Forschung. — ***Altitalische Dialekte.*** Zwei oskische Inschriften, bereits in den Notizie d. scavi 1889, 23 veröffentlicht, wurden von Bücheler nach Abdrücken revidiert mit Commentar versehen neu herausgegeben.[1]) Brugmann behandelt ferner in trefflicher Weise Umbrisches und Oskisches[2]), doch gestattet die Reichhaltigkeit der Abhandlung hier nicht einmal einen Ueberblick.

Vergleich. lat. Grammatik. In 2. Aufl. liegt vor Stolz, Lat. Laut- und Formenlehre.[3]) Dem Werke mag hier eine ausführlichere Besprechung vergönnt sein, zumal die erschienenen Rezensionen[4]) eine wichtige Seite desselben gar nicht berühren. Was zunächst das Linguistische anlangt, so ist auch an der Neuauflage wieder die grofse Sorgfalt anzuerkennen, mit der die neuere Litteratur ausgenützt ist. Nicht auf gleicher Höhe steht die Verarbeitung dieses Materials, welche die nötige Klarheit, Übersichtlichkeit und Entschiedenheit bisweilen vermissen läfst; s. auch Thurneysen a. a. O. Zu Einzelheiten sprachvergl. Art sei von vielem nur folgendes bemerkt. S. 264 § 16 ist *sacerdos* zu √dō 'geben', nicht zu √dhē zu stellen, da *sacrodhōt- nach § 55 lautgesetzlich zu sacerbōt- bez. sacerfōt- hätte werden müssen. In *celeber integer* § 25, 4 S. 269 soll sich das mittlere ĕ statt ĭ durch Assimilation der Vokale erklären. Aber warum dann nicht auch *impeger statt imp*i*ger? Es ist vielmehr von den Formen mit sog. Position auszugehen, d. h. von den urspr. Nominativen masc. g. *celebros *intagros oder den übrigen Formen des hist. Paradigmas cel*ebr*is, cel*ebr*e, cel*ebr*i, int*egr*a, int*egr*i, int*egr*um u. s. w., wo e so gut bleiben mufste wie in gen*etr*ix. Entweder beweisen dann celeber integer, dafs die Vokalschwächungsperiode bereits vor dem Abwurf des auslaut. *-os* bezw. *-us* nach r abgelaufen war, oder sie sind Analogiebildungen nach den übrigen Formen des Paradigmas statt *cel*i*ber *int*i*ger. Letzteres ist das Zutreffende, da die ital. Dialekte zwar schon Abwurf des *-ŏs* (umbrisch *ager*), aber noch keine Vokalschwächung aufweisen. S. 270 § 27 *subtel* hat ē, nicht e, nach ausdrücklichem Zeugnisse Priscians V, 11 = I, 147 H. S. 271 § 28 *socors* kann nicht für *sēcors stehen, da es in der ersten Silbe ŏ hat, wie schon lange vor Havet in den Mém. d.

1) Im Rhein. Museum N. F. 45, 161 ff. 2) In: Berichte der sächs. Ges. d. Wiss. 1890, 205 ff. 3) In Iwan v. Müllers Handbuch der klass. Altertumswiss. Bd. II² S. 239—385, Nachtrag 871—5. 4) S. namentlich die von Thurneysen in Wölfflins Archiv VI, 573 ff.

l. soc. d. ling. V, 442 K. L. Schneider in s. Gramm. I, 2 S. 602 aus Prudentius erwiesen hatte. S. 275 § 35 *publicus* ist definitiv von pŏpulus zu trennen, da es schon im arch. Latein, wo muta c. liq. nie Position zulassen, lange Anlautssilbe hat. S. 276 § 36 Anm. *nutiquam* gegenüber neuter erklärt sich durch die verschiedene Betonung der Grundformen nĕ ú̆tiquam und né̆ uter. S. 291 § 47 Anm. 4: „*neglego* neben neclegens- nach ne*g*otium". Woher denn aber G in negotium? Zu *Melerpanta* auf S. 294 § 51 Anm. vergl. Bücheler, Umbrica S. 94. S. 295 § 54: in *Mulcifer* ist F = indog. DH, nicht BH; vergl. Brugmann, Grundr. II, 202, Wissowa im Marburger Ind. lect. f. SS. 1891 S. XIV. Das Wort gehört also in § 55. S. 299 § 59, 5 Anm. 1: „*pruina* neben *prurigo* ist eine Weiterbildung von pruzno- pruno-". Was hat pruina mit prurigo zu thun, und in welcher Weise kann eine Weiterbildung von pruno- zu pruina erfolgt sein? Zu S. 309 § 65, 2: man darf die Frage aufwerfen, ob nicht *cūlus* für *cū*d*us stehe und so mit griech. κύσθος identisch sei; vgl. zum Lautlichen miles: μισθός, zum Begrifflichen altind. buli und griech. κυσός (Hesych.), die beide die Bedeutung 'anus' und 'cunnus' in sich vereinen. S. 313 § 65, 3 f: „*potestas* aus potent[s]tat-". NTT wird aber NS, vgl. defensus ascensus etc., Stolz § 64, 3. S. 320 § 73, 3: daſs *confláges* (?), *obtractat*, *abarcet* etc. aus einer Zeit des Kampfes zwischen älterer Betonung und Dreisilbengesetz stammen und „unter dem Schutze des Hochtons den ursprünglichen Vokal erhalten" haben, verträgt sich schlecht mit der Annahme von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Es kann sich nur um Rekompositionen handeln (Seelmann, Ausspr. S. 58 ff.), welche Möglichkeit auch der Verf. offen lässt. Zu S. 338 § 83: Kürzung des Genetiv-I hat trotz Bücheler, Dekl.[2] § 173 nur in jambischen Formen stattgefunden; *Naepor* aus *Naeuĭpor muss e͡in Stammkompositum sein. Zu S. 342 § 86: für die Erklärung von *penes* als suffixlosem Lokativ war Danielsson in Pauli's Altital. Stud. III, 191 zu zitieren. Auf S. 347 § 90a war von F. Schmidt neben seinem Aufsatz im Hermes doch die Diss. de pron. demonstr. form. Plautinis' und daneben Studemund in Fleckeisens Jahrb. 1876, 57 ff. anzuführen. S. 343 § 87: „nach dem Wegfall des [ablativ.] D [wurde] der lange Vokal auch in iambischen Wortformen nicht gekürzt". Diese Behauptung, weder durch den Brauch der altlat. Dichter noch sonstwie gestützt, widerlegt Stolz selbst, wenn er wenige Zeilen darauf mit J. Schmidt *bĕnĕ mălĕ* aus *bĕnēd *mălēd erklärt. Daher sind auch alle an jenen Satz geknüpften Folgerungen hinfällig. Zu S. 376 § 113: arē- in *arēbo* darf nach Stolz mit altind. sáde u. dergl. nicht direkt verglichen werden, weil dem altind. auslaut. -E im Latein -I entsprechen müsste. Es handelt sich aber nicht einfach um den Auslaut, da ja auch das in -BO ursprünglich anlautende BH gerade so wie inlautend, nämlich zu B statt zu F, gewandelt ist. Arēbo wäre also schon vor Eintritt der betreffenden Lautwandlungen in éins verschmolzen gewesen. Siehe indess jetzt Wiedemann, Beitr. z. altbulg. Konjug. 125 f., Brugmann, Grdr. II, 627. Auf S. 379 § 116 unter 'Passivum' in Zeile 3 korrigiere 'Imperativ' in 'Infinitiv'. — Von diesen mehr linguist. Bemerkungen ist hier die mehr philologische Betrachtung gesondert, obgleich beide naturgemäſs sich vielfach kreuzen. Gerade die letztere nun ist in den bisherigen Besprechungen der Stolzschen Arbeit stets zu kurz gekommen, und so wolle man auch hierfür einige Ausführlichkeit gestatten. Die ihm in Wölfflins Archiv III, 152 ff. vorgeworfene Vernachlässigung des Altlateins hat Stolz in der neuen Aufl. gut zu machen gesucht, nicht zum Vorteil des Buches, wie an einigen Plautina dargethan werden

soll. Die Argumenta scheint Verf. für echt plautinisch zu halten, wenigstens liest man S. 298 § 59, 4: „*essum* und Ableitungen bei Plautus an nicht wenigen Stellen; *ossor* Plaut. Poen. arg. 2 CDZ [so!]; *ussurae* Plaut. Trin. 181". Und S. 338 § 83 steht „*Alcumenas* Plaut. Amph. arg. II 1" mitten zwischen „*Coira*(s) Eph. ep. I n° 6" und „*poinas*" aus dem Zwölftafelgesetz, worauf es weiter heifst: „*auras* vielleicht noch [!] Vergil Aen. XI 801". Gerade die Form *Alcumenas* beweist bekanntlich, neben anderem, als übertriebener Archaismus nachplautin. Ursprung der Argumente; s. Ritschl, Proleg. p. CCCXVIII f. Den krit. Apparat hat Stolz oft nicht oder nicht in der richtigen Weise zu Rate gezogen: S. 266 § 23, 4 wird *cluens* Plaut. Men. 575 zitiert, aber dort haben ABCD client-! Ebenso geben Mil. 1 *clupeus* die Ausgaben, aber clipeus die Hss. Selbst Z, d. h. die kritisch absolut wertlose ed. princ., ist, wie oben zu sehen, zur Beglaubigung einer Lesung herangezogen. Ferner, S. 364 § 101 heifst es: „*mauolo* D Plaut. Rud. 1413". Und was haben die besten Handschriften BC, in denen die Stelle ja doch auch steht? Schöll setzt in den Text mauolo und dazu im Apparat: „ma uolo D". Der Rückschlufs für BC war wohl nicht allzuschwer. Wozu ist S. 315 § 69, 1 *doncum* Most. I, 2, 35 (116), wenn auch mit Fragezeichen, überhaupt zitiert, da so nur C und zwar unmetrisch gibt, während BD das richtige donicum haben? Was weiterhin Kenntnis plautin. Prosodie und Sprachgebrauchs anlangt, so sollte z. B. nicht S. 348 § 90 Anm. 2 *ellum* aus én illum erklärt werden. Der Irrtum ist freilich alt, s. schon Corfsen, Ausspr. II² 642 u. ö., und weit verbreitet, z. B. auch bei d'Ovidio in Gröber's Grundr. I, 506 Anm. Aber Plautus kennt ēn, das etwa erst seit catullischer Zeit in Gebrauch ist, nicht, s. Richter in Studemunds Stud. I, 477 f., während er ellum hingegen Bacch. 938 und aufserdem sehr häufig das damit wesentlich identische ĕ́m ĭllum oder ĕm ĭllúm verwendet. Und dann konnte ēn illum lautgesetzlich nie ein ellum ergeben. Man darf eben nur von ĕm ĭllum ausgehen. Wie dies zu ellum werden konnte, darüber ist bei Stolz freilich auch nichts zu finden. Schlimmer ist indess, was man S. 345 § 89 liest: „Der enklitische Dativ [des Personalpronomens] der ersten Person ist *mi*, aus *me* hervorgegangen; die Form me . . . auch Plaut. Truc. 417". Dort steht: *Quid me futurumst?* Mufs da erst auf Ellendt-Seyffert's Schulgramm. ²⁴ § 137 Anm. 2 verwiesen werden? S. 366 § 107 steht „vereinzelt *adgrediri* A Plaut. Truc. 252". Vielmehr sind bei diesem Verb die Formen nach der IV. Konjugation bei Plautus die Regel, s. Langen, Beitr. z. Kr. u. Erkl. 82 f. Wenn dann fortgefahren wird: „*cupíte* [wozu ist der Ictus aus Götz-Löwe beibehalten?] Poen. 1260", und der ganze Abschnitt die Überschrift trägt 'Bildung der Präsensstämme', wenn neben cupite, das in Wirklichkeit Vokativ Part. Perf. Pass. ist, nur Präsensformen angeführt werden, ein Bedürfnis das Part. Perf. Pass. cupitus zu belegen gar nicht vorhanden ist, so möchte man beinahe ein sonderbares Mifsverständnis annehmen. In metrischer Hinsicht wird die Anführung éines Falles genügen. S. 363 § 101: „Thematisch ist *auferere* 2. sgl. imp. [!] pass. Plaut. Curc. 569, Amph. 358". Die Verse sind die denkbar einfachsten, trochäische Septenare, und lauten: ílla abdúctast, tu aúferére hinc á me sí pergés mihí, und Aúferére, nón abíbis, sí ego fústem súmpseró. Wie mag Stolz skandiert haben, um hier ein unerhörtes auferĕre statt des richtigen, auch vom Sinne ja durchaus geforderten Futurs auferēre herauszubekommen? Auf solche Schwächen schien ein Hinweis um so nötiger, als auch die 2. Auflage eines so verdienstlichen Werkes von weiten

Kreisen, namentlich auch Indogermanisten und Romanisten, stark benutzt werden dürfte und gerade deshalb Verschleppungen seiner falschen Angaben zu befürchten sind. Der Verf. wird neben der romanistischen, anderorts zu besprechenden Seite in dieser Richtung bei einer weiteren Auflage zu bessern finden. — Weitergeführt ist i. J. 1890 BRUGMANNS Grundrifs der vergl. Grammatik[5]), ein Werk, das sich gleich bei beginnendem Erscheinen als unentbehrlich auch für lat. Forschung erwiesen hat. Der vorliegende neueste Teil übertrifft die früheren vielleicht noch an Wichtigkeit, insofern er das schwierige Gebiet der Pronominalflexion mit behandelt und vieles mit Glück aufhellt. — Zur Lautlehre auf vergl. Basis haben Fröhde und Osthoff gröfsere Beiträge geliefert. FRÖHDE hat die Ersatzdehnung[6]) in seiner Weise gründlich untersucht mit dem Resultat, dafs sie nur bei Wegfall von S und H eintrete, und zwar auch da nur, falls S und H schon vor dem Wegfall mit dem folgenden Konsonanten Position bildeten (was bei HV nicht der Fall war, daher *brĕuis lĕuis* etc.), und falls der zu dehnende Vokal betont war. Diese letzte Einschränkung scheint nicht zutreffend, zur Kritik derselben sei kurz auf des Referenten eigne, unterhalb auf S. 29 angezeigte Schrift S. 11 f. verwiesen. OSTHOFF behandelt anlautendes SR- und MR-[7]) und sucht auf Grund z. T. neuer und einleuchtender Etymologien zu erweisen, dafs SR- in R-, nicht wie meist angenommen in FR-, ferner MR- in FR-, nicht BR, übergegangen sei. — In einem scharfsinnigen Aufsatze sucht R. SEYMOUR CONWAY, The value of the mediae (*b*, *d*, *g*) in old Latin and Italic,[8]) zu erweisen, dafs die italischen Medien stimmlos oder geflüstert waren. Er stützt diese Ansicht auf den Gebrauch des Schriftzeichens der tenuis für die media, und zwar des C oder K für G im Lat., Falisk., Umbr., des P für B im Falisk., Umbr., Osk., des T für D im Umbr. Diese Schreibungen können nicht einen vollständigen Zusammenfall des Lautes der tenuis und media beweisen, da beide sich in anderen Sprachdenkmälern, namentlich meist bei nicht-epichorischer Schrift, reinlich geschieden finden; anderseits wäre die Verwendung eines Zeichens für so verschiedene Werte wie tenuis und stimmhafte media schwer begreiflich. Daher war schon früher der Schlufs gezogen worden, dafs die Laute des lat. c und G einst sich näher gestanden hätten als gewöhnlich angenommen wird (Seelmann, Ausspr. S. 344), und gewifs liegt diese Vermutung nahe. Auch wird man darum Conways Ausführungen eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht absprechen, wenn auch immerhin nicht wenig Bedenken gegen seine Ansicht sich erheben lassen. Von diesen deutet Ref. hier nur an 1. den regelrechten Gebrauch von K als tenuis, C als media in der Duenosinschrift vor der Korrektur, während erst spätere Inschriften C für beide Laute verwenden, 2. die Unwahrscheinlichkeit, dafs der Übergang der stimmlosen Medien in stimmhafte in jedem einzelnen Dialekte (Lat., Umbr., Osk.) besonders erfolgt sei.

Wortbildung. Um eine Reihe von Einzelbeiträgen ist die Wortbildungslehre bereichert worden. Mancherlei Fragen aus dem Bereich der Numeralia hat BRUGMANN im bereits gen. V. Bd. der Morph. Unt.[9]) ausführlicher besprochen, als ihm in seinem Grundrifs möglich war. —

5) II. Bd. 2. Hälfte, 1. Lief. (Zahlwortbildung, Nominaldeklination, Pronomina). 6) In Bezzenbergers Beiträgen XVI, 181 ff. 7) Osthoff und Brugmann, Morphol. Untersuch. T. V, 62 ff. Leipzig 1890. 8) In: American Journal of Philol. XI (1890), 302—311. 9) S. 1 ff., 138 ff.

R. Fisch, der auf Grund des Zettelmaterials für Wölfflins Archiv bereits 2 kleinere Abhandlungen über: Die lat. nomina personalia auf »o, onis« verfaſst hat, sucht den Gegenstand in einem besonderen Buche[10]) zum Abschluſs zu bringen. Die Materialsammlung ist vortrefflich und wird für eine künftige Untersuchung eine solide Grundlage abgeben. Nicht entfernt das gleiche Lob kann man den Ausführungen zollen. Verf. ist in Sachen der Grammatik wie der Kritik wenig bewandert. Man sehe daraufhin folgende willkürlich herausgegriffene Proben an. Auf S. 120f. wird an Beispielen aus Wildenbruchs Quitzows (!) gezeigt, "auf welche Weise vulgäre Personen . . . ihre Muttersprache verdrehen . . . Vokale werden also mit anderen Vokalen vertauscht, ebenso Konsonanten mit anderen Konsonanten . . . Wie bei Wildenbruch »glauben« und »globen«, so steht sich bei Petron *caupo* und *copo* gegenüber, und was bei jenem »genung« und »Muskandeller« wert ist, das muſs man sich eben bei diesem wegen seines *concio* nicht entgehen lassen". In concio hat Verf. nämlich eine Nebenform von cocio entdeckt, wie er sich überhaupt nicht die elendeste Verschreibung in den Hss. entgehen läſst, ohne eine neue Vulgärform daraus zu entnehmen. Solche werden uns S. 125ff. denn in Menge dargeboten, u. a. *pendico* Priapea = *pedico*! Das etymol. Verfahren Verfs. kennzeichnet die Reihe *tenero *tinero *tinro *tirro *tiro* S. 132, die er noch in seiner neueren Schrift 'Die Walker' festhält, oder *scaber* scabrio scarbio scarpio manuscarpio *mascarpio* etc. Im Salierliede findet er S. 186 »jedenfalls« die »uralte« Form *cusian* = curio bezeugt, und so ist er in der Lage, uns »noch« im Latein einen Beleg für die indisch-gotische Form des Suffixes *-an* geben zu können! Dreimal, S. 128, 175, 191, gebraucht er den Ausdruck Svarabhakti, leider alle drei Male mit einem parasitischen *e* am Schluſs, so daſs man ihm seine Frage, 'was wuſste Porphyr von Svarabhakti?', gern zurückgibt. Richtig ist S. 168 die Bemerkung, daſs Suffix *-iōn-* zu *-ōn-* sich verhält wie *-ius-* zu *us*. — Fragen aus der Geschichte des Suffixes *-no-* hat Skutsch (Ref.) zu beantworten versucht[11]). *-ēno-* ist teils = *-es-no*, so auch in *uenenum*, d. i. φίλτρον, und analog *uenēficus* = *uenesficos, teils, nach ī, aus *-īno-* dissimiliert: *aliēnus laniēna Labiēnus* etc. Von den Formen auf *-īnus* geht ein Teil auf schwache Formen von *-io*-Stämmen: *Latīnus* etc. auf Lati-: Latio-, ein anderer auf schwache Formen von -iōn-Stämmen zurück, wie *Jugatīnus Potīna* etc. auf iugatiōn-, schwach iugatīn-; potiōn, schwach potīn etc. Die Adjektiva auf *-gnus, -ginus, -gneus, -gineus* enthalten nicht √gen 'zeugen', sondern durch verschiedenartige Analogiewirkungen entstandene Suffixkomplexe. Für *-gnus* wagt das Ref. jetzt freilich in Hinblick auf Brugmann[12]) nicht mehr entschieden zu behaupten. — Die der Konjugation einverleibten Nominalbildungen sind i. J. 1890 mehrfach zur Behandlung gekommen. Für das Participium perf. pass. hat. Bücheler[13]) mehrfache Belege alter und vulgärer *-to*-Formen an Stelle hochlat. Formen auf *-sus* gegeben: *tertus saltus multus* = tersus salsus mulsus. — Weisweiler hat in seinem anderorts ausführlicher zu besprechenden Buche: Das lat. participium futuri passivi[14]) auch die vielumstrittene Bildung dieser Form besprochen. Er begnügt sich indes mit einer Kritik der bisherigen Ansichten und ist mit besonnenem

10) Berlin, Heyfelder. 11) De nominibus lat. suffixi *-no-* ope formatis. Habil.-Schrift der Univ. Breslau. 12) In Berichte der sächs. Ges. d. Wiss. 1890, 240 ff. 13) Im Rhein. Museum, N. F. 45, 159 f. 14) Paderborn, Schöningh.

Urteil zu einem negativen Resultat gekommen. — DEECKE erklärt in seinen Beitr. zur Auffassung der lat. Infinitiv-, Gerundial- und Supinum-Konstruktionen[15]) nach einem Exkurs über die Neutra auf *-us* (*-ĕs-*) auf S. 6ff. sowie über den lat. Lokativ auf S. 31ff. die lat. Infinitive für Lokative solcher Neutralstämme. Das ist für die Fälle wie *ferre agere* nicht neu, für die passiven aber durch D. nicht bewiesen, denn daſs *iri* aus *iriese abgestumpft sei (S. 26f.), wird ihm schwerlich jemand glauben. D. geht aber von dieser Grundlage aus, um die lat. Inf.-Konstruktionen als Lokativkonstr. zu erweisen: *uideo puerum currere* 'ich sehe den Knaben im Laufen', *scio pingere* 'ich bin kundig im Malen'. Daſs wir nun jede Infinitivkonstruktion schlieſslich nach etwas mehr oder weniger Drehen und Wenden im Deutschen durch eine lokativische wiedergeben können, so *imperator iussit milites pontem facere* 'befehligte die Soldaten beim Brückenbau', Deecke S. 38, ist ebenso klar, wie daſs solche Interpretationskunststückchen für die Auffassung der lat. Konstruktion nichts beweisen können. Ebenso bequem kann man von jeder andern kasuellen Deutung des Infinitivs ausgehen, wie denn thatsächlich V. Henry in einem, D. anscheinend unbekannt gebliebenen Aufsatze[16]) alle Infinitivsätze als dativisch zu erklären versucht hat. Und das ist bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlicher, denn die lokativ. Auffassung zeigt noch eine Anzahl schwerer Mängel, vgl. Henry a. a. O. 52ff. und namentlich No. 3: es heiſst gar nicht *uideo puerum currere*, sondern *currentem*. Nicht zwingender scheint die Deutung der Supina auf *-ū* als Lokative: *mirabile dictu* 'wunderbar beim Sagen'. — Zu wiederholtem Male beschäftigt sich HINTNER[17]) mit merīdies. Er tritt von neuem für die Zusammensetzung mit *medius*, nicht merus, ein auf Grund der Bedeutung ebensowohl von meridies 'Mitte des Tages' wie von merus, das immer nur 'unvermischt', 'lauter', nie 'hell', 'klar' bedeutet. Dem kann Ref. vollkommen beistimmen, glaubt aber, eine Herleitung von meri aus *medī auf lautlichem Wege ablehnen zu müssen, und faſst seinerseits meridie vielmehr als Analogiebildung nach pridie postridie auf, vergl. seine (des Ref.) im Druck befindliche Lat. Nominalkomp. S. 56ff. Die von Hintner im Anhang versuchte Deutung des *merus* = altind. *madhu-* befriedigt weder begrifflich: vgl. z. B. meri bellatores, noch lautlich: DH ist sonst nie = lat. R, die Annahme aber, das altind. DH repräsentiere hier einen andern Laut als sonst, ist willkürlich.

Etymologie. Den Versuch, eine der empfindlichsten Lücken zeitgenössischer Litteratur auszufüllen, macht EDW. R. WHARTONS lexikalisches Werk Etyma latina[18]). Leider ist es weder in Anlage noch in Ausführung recht geglückt. In der Einleitung S. XVff. finden sich Bemerkungen über Vokalquantität in Positionssilben, S. XXVff. solche über Laute und Fortsetzer der indog. Ursprache. Sodann folgen im Hauptteil die Etymologien der bei den 16 besten Schriftstellern sich findenden etwa 3000 Worte in alphabet. Anordnung, schlieſslich eine Übersicht über die Lautvertretungen in den einzelnen indog. Sprachen. Für nicht sprachwissenschaftlich bereits Geschulte wird das Verständnis durch die formelhafte Kürze im Ausdruck und die angewandte Zeichensprache nicht eben erleichtert, und der Inhalt entschädigt den Leser

15) Beilage z. Progr. des Gymn. zu Mülhausen i. E. 16) Revue de ling. 1889, 33 ff. 17) Noch einmal *meridies*; in Jahresbericht über das k. k. akad. Gymnasium in Wien. 18) London, Percival, 1890.

für die aufgewandte Mühe nicht genügend. Ein gut Teil der vorgebrachten Etymologien, namentlich fast alle eigenen des Verf. (gegen 350 nach S. X ff.), sind nicht nur ohne Wahrscheinlichkeit, es wird auch vielfach mit neuen nicht zu billigenden Sprachgesetzen operiert (so soll ĭ vor j zu e werden, intervokalisches s durch Dissimilation schwinden, ŭ in betonten Silben = ĭ sein etc.; Abweichungen von des Verf. eigenen Lautgesetzen werden kurzweg für dialektische ausgegeben) und gegen sichere altanerkannte wird einfach verstofsen: *ceu* soll = *queu, *abdo como demo soluo sumo* etc. sollen Denominativa von *abdus *comus *demus *soluus *sumus sein, die aber doch nur *abdāre oder *abdīre etc. als Denominativa hätten geben können u. dgl. m. Das Buch kann infolgedessen nur dem empfohlen werden, der es mit selbständiger Kritik zu benutzen versteht. Gleich anfügen lassen sich hier Stowassers Dunkle Wörter[19]). Es werden gegen 100 Worte in scharfsinniger, aber mit ganz wenigen Ausnahmen leider völlig verfehlter Weise untersucht. Verf. wittert nicht nur überall Komposita, sondern auch meistens hybride Komposita und Entlehnungen aus dem Griechischen. *Helluari* = ἡδὺ-lauari, *pecūnia* = *pecu-ūnia 'Gesamtvieh', Geldvereinigung', *caerimonia* = χαῖρε-monium 'χαῖρε-Pflicht' werden als Proben zur Charakteristik der Art und des Wertes der St.schen Etymologien genügen.

Historische latein. Sprachforschung. 1. Altlatein. *Sprache.* Von Neuausgaben altlatein. Litteraturwerke zu nennen ist die Fortsetzung der grofsen kritischen Ausgabe des Plautus, deren IV. Band enthält in Heft 1: Casina rec. Schoell[20]), Heft 2: Miles gloriosus rec. Ritschl-Goetz. Von Inschriften hat die der Columna Rostrata im CIL. I, 195 in Wölfflin[21]) einen Interpreten und Verteidiger gefunden. W. gibt nach revidiertem Original neue Ergänzungen und tritt gleichzeitig den Nachweis an, dafs die Inschrift keine Fälschung der Kaiserzeit, vielmehr eine nach Wortschatz und Wortfügung genaue Kopie der echten Duiliusinschrift sei, und zwar aus den letzten Jahren des Augustus oder den ersten des Tiberius, nicht erst aus Claudius' Zeit. Es ist in der That nicht zu leugnen, dafs W. erhebliche, bisher der Anerkennung der Echtheit entgegenstehende Bedenken gehoben, namentlich vieles Sprachliche gerechtfertigt, anderseits auch direkt mancherlei geltend gemacht hat, was sich nur für ein Monument des III. Jhd. vor Chr. begreift. So, wenn nur *que*, nicht auch et und atque, angetroffen wird. Anderes liefse sich anreihen: *én*que neben *in*áltod, woran Ritschl Anstofs nahm, das sich aber eben aus Betonungsverschiedenheiten erklärt, ferner s in *triresmos*, das schon Ritschl als merkwürdig richtigen Treffer der Fälscher anerkennen mufste; auch die maskuline Form dieses Adjektivs neben dem feminin. *naueis*, die bei den Fälschern nur ein nicht recht begreiflicher Gräzismus wäre, könnte uralt scheinen. Aber es bleibt in Dingen der Orthographie und Flexionsendungen doch noch ein Rest bestehen, der bedenklich läfst. Allerdings nicht Modernisierungen wie *praeda* statt praida, *prīmos* statt preimos, denn diese mag man mit W. auf Rechnung des Stein-

---

19) Im Jahresbericht des Franz Josef-Gymnasiums, Wien 1890. Auch als SA. erschienen. 20) Eine unentbehrliche Recension mit glänzenden neuen Emendationen lieferte Seyffert in der Berlin. phil. Wochenschr. 1891, Col. 73 ff. und 108 ff. 21) In: Sitzungsberichte der bayr. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1890, S. 293 ff., auch im SA. erschienen.

metzen setzen, aber gewisse Hyperarchaismen wie *exfociont* statt exfuciont und die Ablative auf -ED bei konsonantischen und sogar bei I-Stämmen: *dictatored naualed*, die nicht nur durch das Fehlen sonstiger Beispiele, sondern mehr noch sprachwissenschaftlich verdächtig sind, s. Brugmann, Grundr. II, 594. — Auch zwei der Scipionengrabschriften, die des Barbatus und seines Sohnes Lucius, hat ED. WÖLFFLIN, De Scipionum elogiis, erneuter Besprechung unterzogen.[22]) In der des Lucius CIL. I, 31/2 ist das Elogium in Versen jünger als die prosaische, nur Namen und Titel enthaltende Überschrift und dem bekannten Elogium des Atilius Calatinus (Cic. de fin. II, 116, Cat. mai. 61) nachgebildet. Das geringere Alter der Verse gegenüber der Überschrift erweist sich aus den Buchstabenformen sowie aus der Lautierung von filio*s* co*n*sol ce*n*sor gegenüber Corneli*o* (Nom. Sing.) c*o*sol c*e*sor. Ähnlich verhält sich, wie seit Ritschl feststeht, Gedicht und Überschrift im Elogium des Barbatus CIL. I, 29/30. Auch das hatte Ritschl bereits erwiesen, dafs die Grabschrift des Vaters jünger ist als die des Sohnes. Wölfflin setzt die Abfassung des älteren Gedichtes etwa um 200 v. Chr. Vor No. 30 sind bekanntlich etwa anderthalb Zeilen weggemeifselt; hier ist es Hülsen gelungen, im Anfang der zweiten die Buchstabenreste ESO zu entziffern, die er wohl richtig zu CESOR ergänzt; im letzten Vers hat der Stein nicht ABDOVCIT, sondern ein daraus durch Zufügung eines kleinen (nicht ausgemalten) S korrigiertes ABDOVC^S^IT. Aufserdem gibt Wölfflin eine Anzahl wertvoller Einzelerklärungen; zu bedauern ist, dafs er sich nicht von der quantitierenden Saturniertheorie losgesagt hat, deren prosodische Sonderbarkeiten er um ein merēto vermehrt. — An neuen Funden sind drei bei der Tiberregulierung zu Tage gekommene Inschriften zu erwähnen.[23]) Besonders angeführt seien aus ihnen die Formen DEDRON = dederunt und AISCOLAPIO.

Metrik. Eine umfassende Darstellung der archaischen Metrik ist von R. KLOTZ[24]) gegeben. Sein Buch bedeutet augenfälliger Schwächen ungeachtet einen bemerkenswerten Fortschritt. Hier sollen wenigstens die dem Sprachforscher wichtigsten Teile, die 'Prosodie', in welcher Verf. über Silbenmessung und Hiat handelt, und einzelnes aus der spec. 'Metrik' besprochen werden, während die 'Rhythmik' im Wesentlichen aufser Betracht gelassen werden kann. Lobend sei zunächst der durchweg gewandten und verständlichen Darstellung gedacht. Nur selten laufen Nachlässigkeiten unter, wie S. 325: „[Asinaria] 334 falsch umgestellt. Vgl. Bücheler z. d. St. [?], *Pĕllaĕō* zu messen." Von der stilist. Saloppheit ganz abgesehen, wer soll gleich wissen, dafs Verf. bei Bücheler Rhein. Mus. N. F. 41, 311 f. vor Augen hat? Die Einleitung des Werks kennzeichnet die Technik der altrömischen Dichter kurz als hervorgegangen aus einer Verschmelzung der tragischen und komischen Verstechnik der Griechen einerseits, der Saturniertechnik anderseits. Die so entstandene Technik ziehe sich gleichmäfsig durch alle Versarten. Der bisher in Hinsicht auf die Prosodie ziemlich allgemein angenommene Unterschied zwischen 'zahmerem' (jambisch-trochäischen) und 'wilderem', mit mehr Freiheit ausgestatteten (anapästischen) Rhythmus sei illusorisch. Diesen letzten Punkt, auf den zurückgegangen werden wird, hat Klotz nach Ref. Erachten vollständig

---

22) In: Revue de philologie XIV (1890), 113—122. 23) In: Notizie degli scavi di antichità 1890, S. 10 und 33. 24) Grundzüge altrömischer Metrik. Leipzig, Teubner. Vergl. dazu Seyfferts Rec. a. a. O. Col. 878 ff. und 924 ff.

bewiesen, und Ref. sieht darin wohl die wesentlichste auf Klotz zurückzuführende Förderung der archaischen Metrik. Beanstandet mufs freilich von vornherein die Hereinziehung des saturnischen Metrums werden. Dies kann, abgesehen etwa von der Frage des Hiat in Langversen, natürlich nur dann von Einflufs auf die quantitierende Metrik gewesen sein, wenn es selbst quantitierend war. Kl. sucht dies auf S. 97 ff. nun zwar in der That wieder einmal zu erweisen, aber mit nicht gröfserem Glück als irgend einer seiner Vorgänger oder als Zander, dessen ähnlicher Versuch nachher besonders zu besprechen ist. Ref. braucht sich auf eine Widerlegung im einzelnen, auf Hervorhebung von Ungeheuerlichkeiten, wie *facilē subigīt Lucīus*, die bereits in Kellers beiden Abhandlungen über den Saturnier die verdiente Aburteilung erfahren haben, nicht einzulassen: die einfache Erwägung, dafs keine Sprache, vorsichtig sei hinzugefügt, keine indogermanische Sprache, mit exspiratorischem Accent von Haus aus eine andere als accentuierende oder silbenzählende Poesie kennt und, aus naheliegenden Gründen, kennen kann, sowie dafs die quantitierende Poesie ausschliefslich Eigentümlichkeit der Sprachen mit musikalischem Accent ist, wirft jede quantitierende Saturniertheorie über den Haufen; vgl. Thurneysens treffende Bemerkungen im Eingange seiner Schrift über den Saturnier. Die Kunst kann freilich ein nicht naturgemäfses Prinzip nachträglich einführen, wie man uns ja eine quantitierende Poesie bei exspirat. Accent zu geben vielfach versucht hat. Das Ergebnis ist heute freilich kein anderes, als dafs wir accentuierende Hexameter, Trimeter etc. bilden. Bei den Römern traf die Einführung der griech. Mafse durch Livius Andronicus u. a., anders als bei uns, noch scharfe Quantitätsunterschiede an, daher dort noch eine wirklich quantitierende Poesie entstehen konnte, allerdings, wenigstens bei den alten Scenikern, auch nicht ohne Rücksicht auf den Wortaccent, worüber alsbald mehr. Charakteristisch ist es, dafs, wer als Grammatiker über die Natur des latein. Accents im klaren war, wie Westphal, Thurneysen, Deecke, sich zur accentuierenden Theorie von vornherein bekannt oder zu ihr bekehrt hat, während anderseits Klotz S. 15 sich so äufsert: „Überhaupt läfst sich nicht sicher beweisen, dafs der latein. Wortton schon zu Plautus' Zeiten eine gröfsere Intensität als der griechische gehabt hat. Dafs später sowohl in latein. als auch in griech. Poesie die Wortbetonung sehr intensiv wirkte, ist unleugbar; aber dafs das spätere Verhältnis bereits in den klassischen Zeiten bestanden habe, ist nur Vermutung.“ Es wäre doch gut gewesen, vor Niederschreiben dieser Sätze einen Blick in ein grammatisches Handbuch (Seelmann, Ausspr. S. 22 ff., vgl. auch S. 20; Brugmann, Grundr. I § 679 ff.; Stolz, Gramm.² § 70; vgl. auch des Ref. Besprechung von Zander, Vers. ital.) zu thun, wonach denn wohl auch Klotz an der von jeher 'exspiratorisch-energischen' (Seelmann) Natur des latein. Accents nicht gezweifelt hätte. Hiernach ist die Annahme, dafs die Kürzung jambischer Wortformen zu Pyrrhichien eine metrische Eigenheit der Saturnier und aus diesen in die gräzisierenden Mafse übernommen sei, hinfällig. Die Behandlung dieser Kürzung füllt den I. Teil der Prosodie S. 39—101. Verf. stellt sich mit vollem Recht auf die von C. F. W. Müller, Plaut. Prosod., Berlin 1869, gelegten Grundlagen. Die Prosodie der archaischen Sceniker, wie auch die der volkstümlichen Inschriften CIL. I, 542, 1438 ff. etc., ist durchdrungen von dem Gesetz, dafs eine jambische Silbenfolge, die den Ton — diese absichtlich vage Bezeichnung wolle man vorläufig hingehen lassen — auf der Kürze trägt, oder der die

Tonsilbe unmittelbar folgt, pyrrhichisch wird. Dies Gesetz, zuerst in fast seiner ganzen Bedeutung von dem Genannten erkannt, befreit jetzt Klotz durchaus glücklich von den Schranken, die jener ihm noch gesetzt hatte. Es wirkt nach Klotz, wo immer eine Silbenfolge der betr. Art sich findet, also auch in jambischen Wortanfängen mit naturlanger zweiter Silbe: *pŭdīcítia uĕrēbámini*, sowie namentlich im Schlusse kretischer Wörter. Damit ist die Frage nach der Skansion von *obsecro uenerant turbines* (= –◡◡) u. ä. in Anapästen, wo man bisher schwer glaubliche Synkopierungen, *uen'rant turb'nes*, oder ähnliches annahm, definitiv gelöst. Nur eins scheint Ref. hier gegen Klotz bemerkt werden zu müssen. Während die Fälle wie *obsĕcrŏ turbĭnĕs* ohne weiteres verständlich sind, befindet sich Klotz betreffs der ebenfalls vorkommenden *óbsĕcrŏ túrbĭnĕs* im unklaren, charakteristisch dafür S. 65 Absatz 3. Er weiſs hier offenbar nicht, wie diese Fälle sich der Schärfe des Gesetzes anpassen, und redet daher viel von einem im ersten Teil des Wortes vorausgehenden Vers- und Wortton, von einer Tendenz des Lateins, unbetonte Endsilben zu kürzen u. ä., während die Sache einfach so liegt: die Kürzung des wortschlieſsenden Jambus hat hier mit dem vorausgehenden Accent gar nichts zu thun; in pausa, am Versende, wäre immer nur ein *óbsĕcrō túrbĭnēs* möglich. Erst wenn auf diese so betonten Worte eine accenttragende Silbe eines andern Wortes folgt, tritt die Kürzung in Existenz: *óbsĕcrŏ uós, túrbĭnĕs uénti.* Und nicht die Fälle wie *uŏlŏ, cănĕs* sind damit zu vergleichen, sondern solche wie *fĕrĕntárium, quĭd ă Tránione,* diese aber auch vollkommen; das Gesetz wirkt in seiner ganzen Strenge. Es wirkt das Gesetz dann weiter auch beim Zusammenstoſs einer kurzen Endsilbe eines mehrsilbigen Wortes mit folgender Länge, s. S. 77 ff., z. B. *pessŭme ŏrnátus* Plaut. Aul. 721. So ist erwiesen, daſs die Prosodie der Anapäste sich nach vollkommen gleichem Gesetz regelt wie die der Jamben und Trochäen, und wenn diese für die beiden zuletzt herausgehobenen Kürzungsarten sehr wenig Beispiele geben, so liegt das daran, daſs auſser in ganz wenigen bestimmten Fällen in Jamben und Trochäen weder zwei wortschlieſsende Kürzen in Hebung oder Senkung kommen, noch zwei Kürzen in der Senkung durch Wortschluſs getrennt sein dürfen. In dieser Ausdehnung des Müllerschen Gesetzes sieht Ref. wie gesagt, vielleicht den wesentlichsten Fortschritt, der Klotz verdankt wird. Ein Bedenken aber gegen seine Auffassung des Gesetzes darf nicht verschwiegen werden: Klotz nennt dasselbe „metrisches Kürzungsgesetz“, aber das Gesetz wird sofort unverständlich, wenn man es als ein metrisches statt als ein sprachliches auffaſst. Denn wie dürften sich denn Dichter erlauben, in reiner Willkür — oder was gäbe es für einen Grund? — in solchem Umfange Vokale, die in der wirklichen Sprache lang wären, zu kürzen, und wie sollten sie sich für diese Willkür anderseits doch wieder ein Gesetz gebildet und dies Gesetz ausnahmslos (denn unter den angegebenen Bedingungen tritt die Verkürzung immer ein ohne auch nur einen einzigen Ausnahmefall) befolgt haben? Vielmehr ist ohne weiteres klar, daſs es sich nur um eine sprachliche, lautphysiologisch ja leicht erklärliche Thatsache handeln kann. Braucht es dafür noch Belege, so genügen wohl schon *bĕnĕ* und *mălĕ*, an deren in der Alltagssprache pyrrhichischer Natur bei ursprünglich jambischer Geltung doch wohl kein Zweifel bestehen kann. Anderes sehe man z. B. bei Havet, De Saturnio, S. 29 f., und vergleiche die bedeutsame Stelle Quintilians I, 6, 21 über *auĕ* und *calĕfacere.* Und wenn sogar augusteische Dichter, wie Horaz, besonders aber Properz, sich bisweilen nach unserem Gesetz

gekürzter Formen bedienen (*rŏgŏ uĕtŏ dīxĕrŏ Pōllĭŏ* u. a., s. L. Müller, De re metr. 336 f., Klotz S. 61 u. 96), so wird man dergleichen als Wirkungen eines den alten Scenikern entlehnten Gesetzes unmöglich auffassen können, sondern sagen müssen, dafs jenen Augusteern, sei es unwillkürlich, sei es aus Bequemlichkeit, weil die Worte sich nur in dieser Messung in den Vers schickten, die Form der Umgangssprache sich aufdrängte, wobei nicht zu übersehen ist, dafs die überwiegende Mehrzahl der horazischen Beispiele auf die Sermonen entfällt. Aber Klotz glaubt Beweise für die nur metrische Natur des Gesetzes zu haben: 1) „In *turbĭnĕs* findet die Kürzung statt, obgleich der sie bewirkende Ton eine Stelle einnimmt, die er in der täglichen Sprache aufserhalb des Verses nicht haben konnte". Da ist zu bedenken, dafs im latein. Vers der Wortaccent neben dem Versaccent nicht bestehen kann, weil beide, anders als im Griechischen, exspiratorisch sind. Soweit nicht beide auf dieselbe Silbe treffen, mufs einer überhaupt wegfallen, was Klotz noch öfters, namentlich S. 237 f. übersieht, und dieser eine kann natürlich nur der Wortaccent sein, da mit der Preisgabe des Versaccentes der Rhythmus preisgegeben würde. Der Versaccent seinerseits aber mufs, weil wesensgleich mit dem Wortaccent, d. h. exspiratorisch, lautlich auf die umgebenden Silben dieselbe Wirkung ausüben wie in der nicht gebundenen Sprache der Wortaccent, und so erklärt es sich, dafs durch ihn die Kürzung auch an Stellen zu stande kommt, die der Wortaccent nie berühren könnte. 2) „Beide Silben des durch die Kürzung entstandenen Pyrrhichius fallen immer zugleich in eine Vershebung (H) oder in eine Verssenkung (S), verteilen sich nie auf H und S" (S. 41, 67 u. ö.). Offenbar ist aber eine Verteilung auf S + H einfach darum ausgeschlossen, weil, sowie die erste Silbe, z. B. von *ămō*, in die S, die zweite in die H fällt, die letztere unter den Iktus kommt und also lang bleiben mufs. Bei Verteilung auf H + S aber gibt es nur die eine Möglichkeit, dafs die Kürze des jambischen Wortes, also *ă-*, die zweite Silbe der aufgelösten H bilde. Alsdann kann *-mo* nicht die erste Silbe einer aufgelösten S sein, weil da *-mo* weder unmittelbar vor noch unmittelbar nach dem Iktus stände, wie es das Gesetz der Verkürzung doch durchaus erfordert. Es bleibt also nur die Möglichkeit, dafs *-mo* die (einsilbige) S allein ausfüllt. Ob es in diesem Falle lang oder kurz ist, wird sich offenbar nur im γένος ἴσον, in Anapästen oder Daktylen, entscheiden lassen. In der nachher zu besprechenden Schrift S. 6 f. nimmt Leppermann Kürzung auch in solchem Falle an. Stellen, wie Bacch. 1089 *sōlŭs ĕgo ōmnis* und viele andere zeigen, dafs dies unrichtig ist; es tritt keine Kürzung ein. Aber man überlege zugleich, ob hier alle Bedingungen des Gesetzes erfüllt sind. Die erste Silbe von *ego* trägt hier allerdings einen Ton (Klotz S. 348), aber doch nicht von der Stärke der übrigen Ikten. Es ergibt sich das aus der von Klotz S. 243 behandelten Erscheinung, dafs Versschlüsse wie *insupĕr ĕtiám siét* trotz des letzten Dijambus erlaubt sind, eben weil die Aufeinanderfolge der Kürzen in den beiden letzten Füfsen auf das Ohr den Eindruck etwa eines Schlusses wie *praeterhăc ĕtĭám sĭét* machte. In dem citierten Falle Bacch. 1089 steht also die Silbe *om* in *omnis* weder nach einer einen Vollton tragenden Kürze, noch, wie die gekürzte Länge in *fĕrĕntárium*, *obsĕcrŏ uós* u. ä. Fällen, nach einer vollkommen unbetonten Kürze. Beides aber ist offenbar für die Kürzung von Bedeutung. Der bisher behandelte Abschnitt des Klotzschen Buches enthält aufserdem, ebenfalls im Anschlufs an C. F. W. Müller, eine kurze Nachweisung der

im alten Latein in Abweichung von der klassischen Prosodie naturlangen und kurzen Silben. Verfehlt ist hier die heute freilich fast allgemeine Ansicht, dafs ein pyrrhichisches *nĕmpĕ ĭllĕ* etc. existiert habe. Das Richtige über die Messung dieser Worte wird Ref. demnächst in einer Schrift „Plautinisches und Romanisches" geben. Abschnitt 2 der „Prosodie" behandelt den Hiatus. Hier ist am einleuchtendsten, was über den „metrischen" Hiat gesagt wird, wodurch namentlich die heute ohnehin vielfach zugestandene Zulässigkeit des Hiats nach dem 4. Fufs im trochäischen Septenar gesichert scheint (S. 146 ff.). Viel zu weit dagegen geht Klotz in der Annahme „logischer" und „prosodischer" Hiate. Hier wird manchmal auf sehr bedenkliches Material gebaut. In Amph. 785 auf S. 109 z. B. ist die Ergänzung eines *alium* vor *Amphitruonem* oder *peperisti* doch unabweisbar. In Bacch. 799 auf gleicher Seite steht der Dativ *illi*; kann man zögern, ihn in *illic* zu ändern? Cas. 756 = 803 bei Schöll (S. 128) ist jetzt von Schöll schlagend richtig *ieiunitate* für *inanitate* gebessert, u. s. w. Überhaupt ist Plautuskritik und Kenntnis plautinischen Sprachgebrauchs nicht gerade eine starke Seite des Klotzschen Buches. Man sehe z. B., wie Klotz mit der geläufigen Wendung *manum adire* S. 77, 406, 524 umspringt, aus der er ein *manum addere* macht, und wie er anderseits S. 536 Plautus (Most. 313 ff.) um ein *mammam adire* und andere geschmackvolle Wendungen bereichert, während er Bothes zweifellos richtige Schreibung verwirft, u. dgl. m. Und auch hier wieder wird nicht genügend auf die grammatische Seite der Frage eingegangen. Dafs der „prosodische" Hiat betonter vokalisch oder auf -M schliefsender Monosyllaba nichts Gräzisierendes gewesen ist, sondern etwas der latein. Sprache ganz Gewöhnliches, kann keinem Zweifel unterliegen: vgl. oben S. 26 *néuter* und *nutiquam*; Ähnliches öfters. Von solchen sprachlichen Gesichtspunkten aus hätte sich einerseits die Zulässigkeit des Hiats beim Personenwechsel a priori konstatieren lassen (die Elision über den Personenwechsel hinüber kann nur dichterische Konvenienz sein), anderseits aber auch die Unmöglichkeit ergeben, den angeblichen Hiat hinter Zweisilblern mit unbetonter Schlufssilbe auf eine Stufe mit jenem Hiat hinter Monosyllaben zu stellen. — In der „Metrik" handelt Klotz zunächst über Cäsuren und Schlüsse, dann über Bildung der Senkungen und Hebungen, auch hier vielfach Neues und Gutes bietend, so namentlich bez. Vernachlässigung der Cäsuren und Bildung der ersten Hebungskürze durch betontes Wortende. Die Einwendungen, die Ref. zu machen hätte, decken sich im wesentlichen mit denen gegen die Prosodie: der Einflufs des Saturniers, die Natur des latein. Accents (s. oben S. 33) spielen auch hier nicht die richtige Rolle. Zum besondern Verdienste rechnet Ref. es Klotz an, dafs er trotz des letztberührten Punktes doch in der Frage der spondeischen Wortschlüsse gegen W. Meyer Partei ergriffen hat. Dieser hat die Unzulässigkeit langer Paenultima in den inneren Senkungen jambisch-trochäischer Dipodien einfach aus Nachahmung des Griechischen erklärt, ohne zu sagen, warum dann nicht ebensogut lange Ultima oder Antepaenultima an jener Stelle verpönt sei. Klotz hebt ganz mit Recht hervor, dafs der Grund offenbar darin liegt, dafs eine betonte Länge schwerer ist als jede andere, und nähert sich so wieder dem alten Standpunkt, dafs jene Erscheinung sich aus der Rücksichtnahme auf den Wortaccent erkläre, nur dafs er sie eben nur für die im Griechischen reingehaltenen Senkungen zugibt. Aber die Rückkehr zu der alten Meinung wird eine noch vollkommenere werden müssen; warum? ist

vom Ref. a. a. o. § 13 II angedeutet. Gegen Klotz sei nur noch bemerkt, daſs eine Länge schwerer als eine andere doch wohl nur dann erscheinen kann, wenn sie einen exspiratorischen, nicht aber, wenn sie einen musikalischen Accent trägt. — Doch sollen diese Einwände nicht den Eindruck hervorrufen, als wüſste Ref. Klotz' Buch nicht genügend zu schätzen. Es stehe zum Schluſs noch einmal die ausdrückliche Versicherung, daſs wir durch dasselbe einen guten Schritt vorwärts gekommen sind. — Einen einzelnen der eben besprochenen Punkte behandelt die Münsterer Dr.-Dissertation von Leppermann[25]), nämlich die Kürzung jambischer Worte in den jambisch-trochäischen Versen des Plautus. Die Sammlungen des Verf. sind mit groſsem Fleiſs gemacht; schade nur, daſs er sich nicht die Mühe genommen hat, gleichzeitig zu konstatieren, an welchen Versstellen die Verkürzungen stattgefunden haben, sowie daſs er auf andere jambische Silbenverbindungen als eben jambische Worte gar nicht eingegangen ist. Als Resultat hat sich ihm ergeben, daſs bei *ego mihi tibi sibi ibi ubi* pyrrhichische Messung weitaus häufiger ist als jambische, bei vokalisch oder auf -m ausgehenden Worten dagegen 6 bis 7mal so selten, noch weit seltener bei Worten auf Diphthong oder -s. Daraus zieht er den recht wahrscheinlichen Schluſs, daſs, da *tuā diē duō tuās eae* etc. weit häufiger als Worte mit Konsonant zwischen den Vokalen, im Werte von nur zwei Moren erscheinen, sie nicht als zwei Kürzen zu fassen, sondern nach der üblichen Annahme durch Synizese einsilbig sind. — Die Saturnierfrage hat auſser Klotz auch Zander, Versus italici antiqui[26]) ausführlich behandelt. Sein Buch enthält eine Ausgabe aller derjenigen Sprüche, inschriftlich und litterarisch erhaltenen Gedichte, die nach seiner Meinung in nationalitalischen Maſsen verfaſst sind. Vorausgeschickt sind ausführliche Prolegomena, die in eine »Expositio metrica« (bis S. CXLIII), in »Vindiciae poesis patriae et popularis et antiquae« (bis S. CCXIII) und in eine »Praefatio editionis« zerfallen. Die Vindiciae suchen die poetischen Sprüche, sakralen Formeln, Inschriften etc. von den prosaischen, das wahrhaft Volkstümliche darunter von dem subjektiv durch Dichter, Gelehrte u. a. Geschaffenen zu sondern. Was Wissowa in der D. L.-Z. 1889 Sp. 12 f. an der früheren Schrift des Verf. über das Salierlied (Lund 1888) rühmte, hervorragenden Fleiſs, groſsen Scharfsinn, umfassende Belesenheit in alter und neuer Litteratur, das finden wir durchaus auch hier wieder. Aber leider sind diese Vorzüge unseres Erachtens hier wie dort einer verlorenen Sache gewidmet. Der Zweck des Buches ist, eine quantitierende Saturniertheorie zu liefern (S. CCXXII). Ref. hat schon S. 33 gesagt, daſs und warum ihm nur accentuierende Saturnier möglich erscheinen. Es stimmt zu dem dort Gesagten, daſs auch Z., was bei seinen grammatischen Kenntnissen wundernimmt, den latein. Accent falsch beurteilt. Daſs dieser exspiratorisch war, wird doch nicht bloſs, wie Z. a. a. o. meint, auf Grund später Grammatikerstellen behauptet, sondern vielmehr um der Wirkungen willen, die der latein. Accent von jeher gehabt hat (Vokalsynkopierung, Vokalschwächung, Jambenkürzung, vgl. oben S. 34 f.). Bei exspiratorischem Accent aber, das sei wiederholt, gibt es keine naturwüchsige quantitierende Poesie, und daſs der Saturnier bereits durch griechische Prinzipien affiziert sei, wird man wohl nicht gern annehmen. Wenn schlieſslich Z. der

---

25) De correptione vocabulorum iambicorum, quae apud Plautum in senar. atque septen. iamb. et troch. invenitur. 26) Lund, Möller.

accentuierenden Theorie mit R. Sabbadini den Vorwurf macht, sie habe keinen »valore scientifico, perchè mancano i documenti« (S. CCXXIV), so möchte man fragen, was denn die »documenti« für die quantitierende Theorie seien. Äufserungen römischer Metriker, sei es des Caesius Bassus, sei es wessen immer, können hier nichts beweisen; diese mufsten den Saturnier in jedem Fall als quantitierend ansehen, denn woher hätte ihnen das Verständnis für accentuierende Poesie kommen können? Unseren heutigen Metrikern geht es meist ebenso wie Caesius Bassus: an die quantitierende Metrik sind sie von den Griechen und den gräzisierenden Römern her so gewöhnt, dafs sie ein anderes Prinzip nicht als ursprünglich denken können. Übrigens wird sich doch wohl einzelnes auffinden lassen, was man als 'documento' für die accentuierende Theorie ansehen darf. Eins stehe hier: CIL I 33, 5 lautet *Facile facteis superases gloriam maiorum*. Z. hat sehr richtig gesehen, dafs weder *facíle* (nie ⏑ ⏑́ ⏑!) noch *facilé* betont werden darf. (Klotz operiert freilich S. 100 f. wieder mit *facilē*, während Z. jedenfalls das Verdienst hat, solche widernatürliche und unbeweisbare Längen verworfen zu haben.) Da nun der Vers auch nicht etwa ohne Anakrusis gelesen werden kann, (was mit V. 3 der Naeviusgrabschrift S. 115 Z. *ítăquĕ* möglich ist), so sieht Z. sich genötigt, *facul* statt *facile* einzusetzen. Das sind aber nicht blofs in der Aussprache, wie Zander meint, sondern genetisch verschiedene Formen (siehe des Ref. oben S. 29 erwähnte Schrift S. 6 Anm.). Zanders Konjektur wird man also wohl die Betonung *fácile* mit ihren Konsequenzen vorziehen. Durch das falsche Prinzip ist natürlich bei Z. die Textgestaltung vielfach geschädigt, bisweilen sogar um des Prinzips willen auch aus anderen Gründen verwerfliche Änderungen vorgenommen. So gibt sentent. 18 (schol. Juven. II 81) die Überlieferung *uua uuam uidendo uaria fit*, Z. *Uuam úua uid.* Aber die Überlieferung hat die regelrechte Stellung (siehe Kellerhoff in Studem. Stud. II 58 ff.), und überhaupt ist Wortumstellung in solchem Falle a priori sehr bedenklich. Indessen bedarf es nicht des näheren Eingehens, sowie das Prinzip verworfen ist. Auch sonst ist im einzelnen manches verfehlt, namentlich was plautinische Prosodie angeht: *saipĭsume uenustĭsuma*, der Versuch, in bestimmten Fällen dem Nominativ-*a* gegen die heutige Kenntnis plautinischer Prosodie Länge zu vindicieren, u. dgl. m. Anderseits findet sich manches Nützliche, so was gegen Ritschls Messung *Lucĭos* S. LXIX ff. gesagt wird, die Litteraturübersicht S. XIX ff., die Zusammenstellung griechischer metrischer Sprichworte S. CLXXXI ff. u. a.

Breslau, 12. Oktober 1891. F. Skutsch.

Volkslatein. ***Bibliographisches.*** Bei dem Umfange des Gebietes und der ungewöhnlichen Zersplitterung des jährlich neu beigesteuerten Materials fällt es schwer, sich auch nur die anscheinend wertvollere Literatur zu persönlicher Einsichtnahme zu verschaffen, und noch schwerer, im einzelnen herauszufühlen, was für die besonderen Zwecke der romanischen Sprachwissenschaft von Bedeutung werden könne. Es ist daher gut, die bibliographischen Hauptfundgruben zu kennen, um je nach Bedürfnis in der einen oder andern Richtung weiter zu forschen. Bei weitem am meisten Material stellt die Bibliotheca philologica classica, XVII. Jahrg. 1890,[1]) zusammen, wichtig ins-

1) Berlin, S. Calvary & Co., 1891. 8°. Beiblatt zu Iwan v. Müllers Jahresbericht über die Fortschritte der classichen Alterthumswissenschaft.

besondere durch Aufnahme der Zeitschriftenliteratur und zahlreicher Rezensionen. Auch die unter August Blau zu hoher Vollkommenheit geführte ältere Bibliotheca philologica, 42. Jahrg. = N. F. 5. Jahrg. 1890, [2]) birgt ein umfangreiches Zeitschriftenmaterial, verarbeitet selbständig die Universitäts- und Schulliteratur und ist anerkennenswert geschickt und übersichtlich gruppiert. Ergänzend reihen sich an der Jahresbericht über die Erscheinungen a. d. Geb. der germ. Philologie, XII. Jahrg. 1890, [3]) der namentlich für das frühe und spätere Mittelalter manches wertvolle verzeichnet, die Zeitschriften- und Bücherschau des Literaturblattes für germ. u. roman. Philologie, XI. Jahrg. 1890, [4]) die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, XIII. Jahrg. 1890, [5]) und Literaturverzeichnisse anderer altphilologischer, historischer, juristischer und theologischer Fachblätter. Von Wichtigkeit werden auch zwei für den Jahrgang 1890 noch ausstehende Hilfsmittel sein: das in Iwan v. Müllers Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft zu erwartende Referat über Volkslatein und die als Supplement zu Gröbers Zeitschrift für romanische Philologie erscheinende Bibliographie.

Quellen nebst philologischem Apparat. — Grammatiker. Erwähnung verdient zunächst eine grofs angelegte neue Ausgabe des Quintilian, von der als Probe das erste Buch erschienen ist: QVINTILIANI DE INSTITUTIONE ORATORIA liber I. Texte avec des notes par Ch. Fierville. [6]) Der Herausgeber verfügt über die ausgedehnteste Handschriftenkenntnis. Er berichtet über 67 Handschriften, von denen er 20 selbst geprüft hat. Seine Klassifikation weicht denn auch von der Zumpt-Halmschen insofern ab, als die verschiedenen Zweige der unvollständigen Handschriften in die erste Reihe gestellt sind, so der Bernensis, Nostradamensis und als Repräsentant des verlorenen Beccensis der Pratensis. Mit einiger Verwunderung vermifst man hier jeglichen Hinweis auf Meisters Ausgabe von 1886, der doch vor der Halmschen Ausgabe die Resultate der deutschen Textkritik zu gute gekommen sind und in der gleichfalls der Nostradamensis nach Châtelain und Le Coultre vorangestellt ist. Noch weit auffälliger ist es freilich, dafs trotz des grofsen Aufwandes von Mühe der textkritische Gewinn so gering ausgefallen ist. Auch nicht eine Änderung ersten Ranges hat sich als notwendig ergeben! — Das allerwichtigste Denkmal des Volkslateins, die berühmte APPENDIX PROBI, beginnt von neuem das Interesse von Latinisten und Romanisten auf sich zu lenken. Die Schrift hat bekanntlich ihren Namen davon, dafs sie als Anhang zu der ars 'des' Probus auf uns gekommen ist. Die einzige sie überliefernde, reskribierte Handschrift, der berühmte Codex Bobiensis, jetzt Vindobonensis No. 17, ist früher ins VII./VIII. und wird jetzt ins VIII./IX. Jahrhundert versetzt. Die erste Veröffentlichung des interessanten Denkmals geschah durch Eichenfeld und Endlicher, [7]) neu abgedruckt ist es seitdem von Keil [8]) und teilweise von Paul Meyer. [9]) Leider lassen die Ausgaben diplomatische Genauigkeit vermissen. Das ist wenigstens das Ergebnis von Stichproben, die Rudolf Beer: Zum

---

2) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 8°. 3) Leipzig, C. Reifsner. 1891. 8°. S. 297—316. 4) Leipzig, O. R. Reisland. 4°. 5) Hrsg. v. J. Jastrow. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchh. H. Heyfelder, 1892. 6) Paris, Firmin-Didot, 1890. Vgl. dazu die gründliche, sachverständige Besprechung von W. Peterson in The classical review V (1891), S. 32—36. 7) In: Analecta grammatica. Vindobonae 1837, S. 437—51. 8) In: Grammatici latini, vol. IV, 1864, S. 193—204. 9) In: Recueil d'anciens textes bas-latins I, 1—4.

»Appendix Probi«[10]) vorgenommen hat. Keil notiert S. 193 zu Zeile 3 beispielsweise: *comisu*, B.: fortasse *conisu*. Aber der Kodex hat gar nicht *comisu* sondern *comissu*, und die Konjektur wird dadurch hinfällig. — Ganz verwahrlost ist der Text, in dem uns das Werk des vielgeschmähten Grammatikers und angeblichen Betrügers vorliegt, der sich den klassischen Namen des VIRGILIUS MARO hat beilegen lassen. Da er aus der Zeit der lateinisch-romanischen Übergangssprache und aus Süd-Frankreich stammt, so hat seine Schrift für Romanisten noch mehr Interesse als für Latinisten. Obwohl nun erst vor wenigen Jahren von Huemer neu herausgegeben, stellt sich eine Neubearbeitung des Textes als dringend notwendig heraus. Hat doch Huemer eine wichtige Handschrift, die Martin Hertz bereits im Jahre 1846 in Amiens entdeckte und 1847 kurz anzeigte, den Codex Ambianensis No. 426 aus dem X. Jahrhundert, ganz übersehen! Zum Glück zeigt sich ein reger Eifer das Versäumte nachzuholen. Nachdem sich bereits ein Jahr zuvor (1889) L. DUVEAU[11]) und J. STOWASSER[12]) mit dem Texte kritisch zu schaffen gemacht, hat jetzt THOMAS STANGL in seinen Virgiliana[13]) einen Lesartenschatz zusammengetragen, der die beste Grundlage für die gewünschte Textumarbeitung abgibt. Neu verglichen sind die Pariser (*P*) und Neapolitaner (*N*) Handschrift, neu herangezogen der erwähnte Codex Ambianensis (*A*). Aufserdem sind die Konjekturen der Huemerschen Ausgabe (β), die darin nicht verwerteten des ersten Herausgebers A. Mai (α), neue Emendationen Stowassers (γ), schliefslich Ernaults und Stangls eigne Besserungsvorschläge (δ) hinzugefügt. Was Konjekturen in Virgil gerade für romanische Sprachforschung und Theorien bedeuten können, davon nur ein Beispiel! Im Texte bei Huemer stöfst man auf Seite 78, Zeile 21 auf die Form *buonum* für bŏnum. Zusammengestellt mit der von Joh. Storm nicht entdeckten aber mit Nachdruck und offenbarer Genugthuung wiederholt angeführten[14]) Form *Ruoma* für Rōma bei Pompeius K. V., 285,7 könnte man darin die längst gesuchten und seither immer vermifsten historischen Belege für die kühn theoretisierte Existenz volkslateinischer Diphthonge UO und IE, entsprechend hochlateinischem ŏ und ĕ, zu sehen vermeinen. Doch es ist nichts damit! Ein Blick in den textkritischen Apparat zerstört jegliche Illusion. Die Form *buonum* beruht ganz auf Konjektur, und was R*uo*ma betrifft, so sollte es Romanisten, die auf philologische Schulung halten, nicht passieren, es unbesehen zu übernehmen. Oder verdient es nicht die allerschärfste Rüge, wenn bei dem einzigen, angeblich[15]) neu gefundenen historischen Belege für eine Theorie, die durch Dutzende, ja Hunderte von Formen hätte gestützt sein sollen, unterlassen ist, den Zusammenhang und die handschriftliche Überlieferung zu prüfen?

10) In: Wiener Studien XII (1890), S. 327—8. 11) Remarques sur le texte du grammairien Virgilius Maro. In: Revue de philologie XIII (1889), 151—4. 12) Die 14. Epitoma des Grammatikers Virgilius Maro. Programm des k. k. Franz-Josef-Gymnasiums zu Wien 1889, gr. 8°; s. S. 17—32. Auch unter dem Titel: I. M. Stowasser, Stolones latini. Dissertatiunculae gratulatoriae duae ad Ioannem Huemer. Vindobonae 1889. 13) In: Wochenschrift für klassische Philologie VII (1890), Spalte 641—5, 667—70, 698—700, 823—8, 858—60. 14) In: Phonet. Studien II, 177 und V, 209. 15) Nicht weniger als drei Mal ist dieselbe Stelle schon von Seelmann in seiner Aussprache des Latein (S. 57. 106. 213) genannt und gedeutet, an zweiter Stelle im Zusammenhang mit der Originalstelle des Seruius und ebenda und später mit nachdrücklichem Hinweis auf die handschriftliche Überlieferung.

Der erstere weist klar auf Rŏma als Barbarismus mit ŏ für klassisches ō hin, die letztere bietet neben *Ruoma* des einen Kodex ebensowohl *Rouma* wie *Roma*. Die letzte Form ist sogar in zwei Handschriften überliefert, und sie kommt der durch den Zusammenhang geforderten Schreibung Rŏma am nächsten. Dafs dies in der That die einzig richtige Lesart ist, wird aber noch durch ein weiteres wichtiges Moment bestätigt. Wie längst festgestellt ist, gehört zu den Quellen, aus denen Pompeius (ca. 475 n. Chr.) Material für seinen Donatkommentar geschöpft, der ältere Donatkommentar des Seruius (ca. 390). Nun, dieser enthält wirklich die Originalstelle (K. IV, 444,13-14), und hier weist der Wortlaut wie die handschriftliche Überlieferung wiederum auf das oben geforderte Rŏma hin! Doch woher die handschriftlichen Varianten? Der Fingerzeig ist bereits vor 72 Jahren gegeben![16]) In der Urschrift des Pompeius hat ganz richtig ŏ gestanden, aber spätere Abschreiber haben das Kürzezeichen entweder übersehen oder es mechanisch für ein übergesetztes v (ᴗ) angesehen und demgemäfs das vermeintlich korrigierte ŏ willkürlich und wechselweise durch *ou*, *uo* und *u* ersetzt! Der Fall zeigt wiederum, zu welcher traurigen Verirrung es führt, wenn Romanisten, philologischer Schulung bar und ohne genügende Kenntnis lateinischer Grammatiker, phantastische Theorien voreilig zu stützen unternehmen.

Handschriften. Literaturdenkmäler können entweder von Haus aus volkslateinische Elemente enthalten, wie namentlich die Erzeugnisse der theologischen und juristischen Literatur, die unter den Rubriken 'Bibellatein' und 'Juristenlatein' weiter unten noch gesondert zur Besprechung kommen werden, oder sie sind erst später durch die Abschreiber in den Text geraten. Nicht mit dem literarisch sanktionierten, gewählteren und gleichsam veredelten Schriftsteller-Volkslatein, sondern mit dem gröberen, flüchtigeren aber auch lebenswarmeren Kopisten- und Handschriften-Volkslatein haben wir es an dieser Stelle zu thun, und hier ist für das Jahr 1890 eine höchst wichtige Publikation zu verzeichnen: Briefe, Abhandlungen und Predigten aus den zwei letzten Jahrhunderten des kirchlichen Alterthums und dem Anfang des Mittelalters. Theils zum ersten, theils zum zweiten Male herausgegeben und mit Abhandlungen begleitet von C. P. Caspari.[17]) Die Schrift schliefst sich eng an desselben Herausgebers geschätzte 'Kirchenhistorische Anecdota, Band I' an, dessen zweite Hälfte sie vertreten soll. Leider ist der Inhalt zu reichhaltig, um eine Spezifizierung zu gestatten. Bemerkt sei nur, dafs die sechs ersten Schriftstücke pelagianischen Ursprungs sind. 'Man kann sie füglich als ein, ziemlich umfangreiches, Corpus Pelagianum bezeichnen.' Ihr Verfasser ist nach Casparis Untersuchung vermutlich jener Pelagianer Agricola, der dem Chronicon des Prosper von Aquitanien zufolge die um 429 in der brittischen Kirche herrschenden Wirren hervorrief. Doch nicht Ursprung und Verfasser interessieren uns. Für Romanisten liegt der Wert der Publikation darin, dafs die überlieferten Texte aus der lateinisch-romanischen Übergangszeit, dem VIII. und IX. Jahrhundert, stammen und, was die Hauptsache ist, von Kopisten, die an der neu erwachten klassischen Bildung der Karolingerzeit keinen Anteil hatten. So konnten sie neben zahllosen Versehen und Willkürlichkeiten

---

16) Pompeii commentum ed. Lindemann 1820, cf. p. 423. 17) Universitätsprogramm. Christiania. Gedruckt in der Mallingschen Buchdruckerei. 1890. XIV. 474. S. 8°.

unvermerkt Formen ihrer Umgangssprache in die Kopie einfliefsen lassen. Gelehrtere Klosterbrüder haben später allerdings die gröberen Versehen durch Rasuren oder Überschrift korrigiert. Aber die alten Schriftzüge sind noch zu entziffern, und der in diesen Dingen bewährte und hoch verdiente Herausgeber hat in einem umfangreichen kritischen Apparat das Wichtigere mitgeteilt. Wenn aus letzterem hier eine kleine Ährenlese geboten wird, so darf der Gewinn doch nur als vorläufiger aufgenommen werden. Bei der flüchtigen, gedankenlosen Art, in der die Schreiber ihren Text behandelten, ist die Möglichkeit einfacher und belangloser Schreibversehen auch da nicht ganz aufser Acht zu lassen, wo im ersten Augenblick eine Übereinstimmung mit romanischen Formen für den Fund zu bürgen scheint. Eine ernstere Untersuchung wird vor allem den Entstehungsort der jeweiligen Abschrift zu ermitteln suchen müssen. Aus dem Bereiche der Phonetik und Orthographie merken wir folgende Laut- bezw. Buchstabenwechsel an. A : O *uocat* 68, *uoluit* 91. Die erstere Form ist bereits im Plautus belegt und drang ins Romanische; in der zweiten liegt vielleicht nur Wortverwechslung von ualuit × uoluit beim Lesen seitens des Kopisten vor: eine Möglichkeit, die auch bei anderen, noch zu nennenden Formen eine hohe Wahrscheinlichkeit in sich trägt. *soporabile* 67. *Iosophad* 91. *Solomonem* 177 lehnt sich an eine griechische Nebenform Σολομῶν an. A : E *uĕrietate* mit nachträglicher Korrektur 87. *petefeci* 108. *iectare* 175. Die letztere Form ist oft angezweifelt, und man hat die romanischen Formen vielfach auf ein verkürztes *e*iectare zurückführen wollen. Ein Verlegenheitsausweg! Die Form widerstrebt dem lateinisch-romanischen Sprachgeiste, der daraus sehr wahrscheinlich ein Rekompositum *eiactare geschaffen haben würde! Es verdient hervorgehoben zu werden, dafs in dem Münchener Kodex des X. Jahrhunderts, der die wichtige und gemutmafste Form uns nunmehr wirklich überliefert, zahlreiche Korrekturen vorgenommen sind, iectare jedoch unbeanstandet geblieben ist! A : I *indĭgatione* 85. Ĕ : I *ginus bistiarum* für gĕnus bēstiarum 464 in der Berner Handschrift No. 611 aus dem VIII./IX. Jahrhundert. *peruiniamus* (korr.) 191. *prouiatur* statt prouehatur 191. Ĕ : O *laborentur* (wiederholt) 109. Durch AE ist Ĕ wiedergegeben in *praeciosiorem*, *praeciosis* (von prĕtium) 177. E : I *contumiliam* 203. *contumilias* 204. *terrinis* 192. *delictis* statt dilectis 93. *sinseremus* 177. *insinsati* 175. *explitione* 210. *lictionis* (korr.) 195. *fistuca* 68. In *distruat* 202, *distruitur* 204, *districta* . . ., *dissolationes* 210 trifft der Lautwandel mit Präfixwechsel DIS × DE zusammen. Ausgefallen ist E in *isral* = Israel 91 mit Strich durch den oberen Teil des *l*. Durch AE wiedergegeben ist es in der Schreibung *fraenis* 25. Ĭ : E *beatessemus* (korr.) 173. *recepere* 177. *lebenter* (korr.) 105. *uedetur* (korr.) 175. *copedetas* (korr. in cupiditas) 173. *rateo* (korr.) 35. Bei *tratauisque* 63 für tritauisque ist vermutlich die Analogie von *at*auus wirksam gewesen. I : E *inperetia* (korr.) 42. *ueuere* (korr.) 59. Ŏ : U *putuissent* 101. *percuntandum* 81. Ŏ : A *accopatus* für occupatus 189. Ŏ : I *obnixium* 115. O : Æ *Salæmonis* 38. Ō : U *cognuscit* 217. *nuscitur* (korr.) 176. *nubis* (korr.) 191. *adulaturie* (korr.) 171. Ō : I *matremĭniis* (korr. auch das erste *e*) 127. Auffallend Ō : A in *caram* für coram 64. Es liegt wohl Wortverwechslung vor. *canopei* 180 ist desto gesicherter. c*a*n*a*peum und c*a*n*o*peum für κωνωπεῖον waren für die romanische Wortgestaltung mafsgebend; übrigens ist griechisches ω, wie man weifs, kein geschlossener *o*-Laut, wie langes lateinisches oder deutsches *o*, sondern ein offener. Ausgefallen ist Ō in *labrares* 37. Ŭ : O *orbis* 217. *orbium* 218.

luxoria 209. *cō* für cum oder quom 88. *cōmolare* 88. *accopatus* 189. *dispotatio* 25. *repōtiatis* 193. *potoerunt* 195. *cōstodire stōdeamus* 176. *uoloit* (korr.) 192. In *dirissime* für durissime 467 liegt anscheinend wiederum Wortverwechslung vor. AU : A *sălis* für Saulis 91. AU : O *octoretas* (korr.) 177. Umgekehrte Schreibungen: *auribus* 197. *Aunan* für Onan 90. AE : O *lotali* statt letali 129. *proponas* für praeponas 161. Aus der Sphäre des Konsonantismus sei auf folgendes aufmerksam gemacht. C : G *uacantur* 219 (umgekehrte Schreibung). G : I *magestate* 202 zwei mal und so stets bei diesem Wort in einem Würzburger Kodex des IX. Jahrhunderts. C : Z ist korrigiert in *celetur* 182 in einer St. Gallener Handschrift desselben Jahrhunderts. GN : GIN *iginis* 165. GN : NG *ginguntur* 211. GN : N *sinificatur* 95. Zusammenfall von T × D bekundet *repōtiatis* für repu*d*iatis 193. *placitus* 216. *heredicus* für haere*t*icus 213. *ātmiranda* 91. *dauitici* (von Dauid) 181. B : V *excitauit* 210. *siue* für sibi 218. *uiuere* für bibere 68. Die ursprüngliche Gemination ist verschiedentlich vernachlässigt; anderseits ist geschrieben *cummulari* 197, *cōmolare* 88, *facillitate* 73 und nach altertümlicher Weise *depossuisse* 175, *commissimus* 112. In einer vatikanischen Handschrift des IX. oder X. Jahrhunderts findet sich einmal die Form *camelo* 55 mit einem L, auf derselben Seite noch und sonst ausschliefslich die Formen mit LL. Konsonantenschwund oder -Schwäche verraten die Schreibungen ohne H *subtrait* 172, *prouiatur* für proue*h*atur 191, ohne C *adiunti* 106, *modia* 6, *iusta* statt iuxta 83. Für efflagitare liest man 74 *efflagiore* oder *efflagiare*. Mitlautendes U fehlt in *quierit* für quiuerit 189; für sua trifft man *să* 193. Aufgelöst oder mit der vokalischen Umgebung verschmolzen scheint der Laut in der Verbindung UI : U, vielleicht mit dem Lautwerte *ü*, *diunae* 195 statt diuinae, EU : U *duotionis* 193 statt deuotionis. Flüchtiger Natur mufs besonders S vor Explosiven gewesen sein: *demontres* 181. *conpectum* 180. *iŭtiteę* 105. *maiĕtate* 196. *uĕtibula* 196. Nachträglich hinzugefügt ist der Konsonant auch in *bātismo* 192. *bātizandos* 191. *rătus* 186. *mŭta* 91. *lăgitate* 197. *trascendit* 188. *stătem* 187. Ganz ohne Nasal erscheint *teptat* 98. *figeret* 98; nach altvulgärem Brauch eingefügt ist er umgekehrt in *occansionem* 8, wo die beiden einzigen Handschriften N übereinstimmend bieten. Schwankend ist die Deutung des N für S in der Form *pentecontes* für πεντηκοστή 195. In hohem Mafse mufs es auffallen und befremden, dafs der romanische und auch in (besonders christlichen) Inschriften auftretende Vorschlagsvokal I oder E vor *s* impurum in unsern Texten nirgends zu graphischem Ausdruck gelangt ist! Ganz belangloser, mechanischer Art scheint die Konfusion in der Setzung von T × C. Man findet z. B. *amititia, amititias* 91 gegenüber *amicicia* 173. *fallatię, fidutiam, iuditio* 108. *pudititiam* 104. *sollititi* 189. *uintitur* 54. Anderseits *gencium* 211. 212. *Anchioco* für Antiocho 9 und sogar *humec* korrigiert später in humet 213. Zwei Worte sind ganz regelmäfsig verwechselt: uoluptas × uoluntas, z. B. *uoluptate* 125. *uoluptatem* 134, hinwiederum *uoluntatem* 21. *uoluntates* 164. *uoluntatibus* 152. Im Auslaute verraten die Schreibungen eine heillose Verwirrung. Der durch die lautliche Entwickelung veranlafste Zusammenfall verschiedenartiger Flexionsendungen führt zu den seltsamsten Schreibungen. *amicās* für amic*us* 174. *illarēm* für illar*um* 213. *seminemis* für semine*mus* 173. *oderant* 91, *poterant* 81, *dicānt* 81 für oderunt, poterunt, dicunt. Entsprechend romanischer Entwickelung schrieb der Kopist zuerst *ipsus filius* (korr. in *-os*) 175. -UM × O wechseln haufenweise, auch -US × UM etc. Sogar *possus* für die Verbalform possu*m* 191 findet sich. Besonders

häufig tritt die (später korrigierte) Schreibung *atquae* 174 etc. auf. *iubit* 216. *deducit* 3. Die Schwäche des auslautenden T bekundet der Ersatz durch D oder sein graphischer Wegfall: *inquid* 204. 205 etc. *uelud* 203 etc. Eine Würzburger Handschrift des IX. Jahrhunderts schreibt das Wort stets so. *prouocasse* (für *-et*) 7. *inerere* statt inhaereret 98. Auch auslautendes S ist ungeschrieben geblieben: *negauera* 109. M : N in *etian* 118. *quan te* für quam te 43. N bezw. volkstümliches Ersatz-M fehlt in *forsita* 185. Die Verschleifungen ('Liaisons') des Auslauts mit dem Anlaut des folgenden Wortes, selbst wenn dieses syntaktisch nicht eng mit dem vorausgehenden zusammengehört, beeinflufsen die Schreibungen vielfach. Ein Buchstabe vertritt zwei verschmolzene Laute in *quialiorum* = qui*a* aliorum 181. *magnanimi* = magn*a* animi 114. *illisimilis* = illi*s* similis 12. *pulchraescriptura* = pulchra *est* scriptura 187. Fälschlich gedoppelt ist das Zeichen in *aliāmaiora* für ali*a* *m*aiora 197. *donatas*‿semper 102 für donata. *meis*‿similibus 70. operibus‿*siisdem* 109. Ferner Lautangleichung in *suppriore* für su*b* priore 92, *suppietatis* für su*b* pietatis .. 88 u. s. w. Der volkstümliche Hang zur Rekomposition bricht hervor in den Schreibungen *dilegere* 173. *intellegere, intellegendo* (beides korr.) 69. *colegant* (korr. in colligant) 174. *ereguntur* (korr.) 174. *despecere* 114. Aus der Formenlehre ist anzumerken der Nominativ *famis* 210. 212. 218, ferner die Form 'sitim' in nominativischer Geltung, und zwar beidemal in einer Barberinischen Handschrift und in der Verbindung mit 'famis', nämlich *famis, sitim* 212, *famis et sitim* 218. Für motūs (Plural) schreiben die Codices *moti* 212, für actūs *actos* 10. Der Dativ soli weicht der Form *so*l*o* 63. Neutra auf *-a* sind hin und wieder als feminine Singularformen aufgefafst und behandelt, so *signa* (Ablativ) 220, vermutlich auch 195, und *gaudia* 171. Ob eine solche Deutung auch für *exempla* 7, *desideria* 115, *uincule* statt uincula 9, *pro tempora* 9 zutrifft, ist freilich sehr zweifelhaft. Geschlechtlich indifferent tritt, wie bereits auf Inschriften, der Plural qui auf: *tempora qui* 210, *gentes qui* 464 im Codex Bern. No. 611 (VIII./IX. Jahrh.), ebenso auch 213 von einem St. Gallener und einem Barberinischen Kodex des VIII. Jahrhunderts übereinstimmend überliefert; analog in ersterem *gentibus quorum* 213. Weiterhin steht *quod* für quid 210, *quid* für quod 15. Auf den Akkusativ amictum geht *quod* für quem 182, wohl weil der Schreiber in ersterem ein Neutrum sah. *metipsum* 30 ist erst später in se metipsum verbessert. Von Verbalformen heben wir hervor *feres* für fers 3, *creditis* 208 in der Geltung des Imperativs, *exardiscit* (korr.) 175, *pertimiscimus* 211, *fugire* 213, *nesciuit* für nescibit anstatt nesciet 217, *conrumperint* 213, *crededi* 21, *perdedi* · 203, *praestetit* 206. Ob *faciem* für facem 197, *indigniationem* für indignationem 16 belanglose Versehen sind? Für Wortbildung läfst sich vielleicht hinweisen auf *deposata* (korr. später *a* in *i*) 34, *fallantes* an Stelle von fallentes 16, *reuerantia* 96. Für carnibus setzt der Kodex *carnalibus* 86, für contagione *contaginatione* 90 ein. Andere Beiträge zur Wortkunde sind: *conscriptōs* 181 (korr.) in der Bedeutung von conscriptio, scriptum oder scriptura; *subtutantur* 59 'heimlich, unter der Hand gebrauchen'; *perpetas* 154; *cumexpectantes* 189; *aridabunt* 218 'austrocknen' (transitiv), *scidium* 'Rifs' 209. *pinnas* 3, Nebenform von penna.

Inschriften. Das Jahr 1890 hat eine längere Reihe von Publikationen gebracht. Doch bietet nur die Minderzahl ein sprachliches Interesse, und auch innerhalb dieser wird die Ausbeute für die romanische Sprachforschung sehr verschieden ausfallen. Nachträge zum

VII. und XIV. Bande des Corpus inscriptionum latinarum liefert die EPHEMERIS EPIGRAPHICA,[18]) vol. VII fasc. 3. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Heft indessen nur durch die Mitteilung einer umfangreichen offiziellen Inschrift, des Aes italicense (Italicae, a. p. C. 176/7), in der ein Teil eines 'Senatusconsultum de sumptibus ludorum gladiatoriorum minuendis' vorliegt, das zu Rom gefafst und in den Provinzen veröffentlicht wurde. Neben Archaismen und offenbaren Flüchtigkeitsfehlern bietet der Text in seiner Orthographie einiges, das für die Lautlehre in Betracht kommt. AE : E in QVESTVS in Zeile 13. 37; VTQVE 49 (ut quae). Umgekehrt SANCTAE 8 für sanct*e*. U : I in LOCIS 29 für loc*us* ist wohl mechanisch vorhergehendem prau*is* interpretation*ibus* angeglichen. UU : U in ANNVM 8, SERVS 46. II : I in ALI 25, CONSILIS 21, PRETIS 46, REMEDIS 23. H fehlt in INABILIOR 63. Die Schwäche des auslautenden S verrät die Schreibung SACERDŌ 18 und die Weglassung in FORTVNA 24. Auslauts-D : T geschrieben in SET 5. 10, IT NEGOTIVM 54, ILLVT 8. Alle solche Formen würden keine besondere Beachtung verdienen, wenn es sich nicht um eine datierte und offizielle Urkunde handelte. Von auffallenden und näher zu prüfenden Formen sei CLAMANTE aus clamans korrigiert (für clamant?) beigefügt. Häufig aber ohne Gewähr der Richtigkeit ist die I longa gesetzt. — Die speziell in Italien gemachten neuen Inschriftfunde verzeichnen die NOTIZIE DEGLI SCAVI DI ANTICHITÀ[19]) (per l'anno 1890). Soweit die Funde dem Stadtbezirke von Rom angehören, kehren dieselben Inschriften wieder im BULLETTINO DELLA COMMISSIONE ARCHEOLOGICA COMUNALE DI ROMA. Serie III^{a}.[20]) Dem letztgenannten Bande sind wichtige Indices beigegeben, welche die Jahrgänge 1886 bis 1890 umfassen.[21]) In den folgenden Zitaten bezieht sich eine steile Zahl auf die Seite der Notizie, eine kursive auf die Seite des Bullettino. Es begegnet beispielsweise die Schreibung INICERE 355. *335*. REPOSIT und DERANT 377 (Etrurien). AE : E in ROME 14. *11* (III./IV. Jhd.). NOTARIAE GRECE QVE .. DVLCISSIME für gr*aec*ae qu*ae* etc. *13*. QVE für quae 49 in guter Inschrift Sardiniens. CORTIS für cohortis 223 im Gebiete der Marruciner. DVLCESSIMA 393 (Apulien). ANNVS für ann*o*s ebenda. M : N TENPTAVERIT 173 (Venetia). NVNQVAN 14. *11*. N fehlt in MAXETIO 379 (Etrurien, Anfang des IV. Jhd.), POTIFEX neben PONT. 355 (Rom, II. Jhd.). C fehlt in AVTORITATE derselben Inschrift. Für SC tritt SS ein in FISSO 173 (Venetia), ebenda PROPIO ohne R für prop*r*io. AGRRO mit Doppel-R 241. *248*. Ohne Auslauts-T erscheint VIXSI *220* in einer Inschrift, die 1887 dem Laden eines römischen Antiquitätenhändlers entnommen ist. Uralt ist eine römische Inschrift auf S. 33 mit den Formen POMPLIO DEDRON HERCOLE für nachmaliges Pomp(i)l*ius* ded*erunt* Hercul*i*. Die Form *dedron* reiht sich an die länger bekannten Formen *dedrot* CIL. I, 173 und *dedro* ibid. 177 an. In einer anderen Inschrift des römischen Stadtgebietes S. 16 wird FECIERVN gelesen. Das Maskulinum COLLEGIVS *145* ist durch weitere Belege, die auf S. 145 und 146 zusammengestellt sind, jedem Zweifel entrückt. Auch der Infinitiv ABALENAR*e* 355. *335* ist mehrfach belegt. — Wenig bietet die zweite Sammlung von ROMAN INSCRIPTIONS FROM SARDINIA, die F. Haverfield von dem sardinischen Archaeologen Tamponi zur Veröffentlichung[22]) erhalten hat. Auf einem Meilenstein begegnet

18) Edita cura Th. Mommseni, J. B. Rofsii, O. Hirschfeldi. Berolini apud G. Reimerum, 1890. Lex. 8°. 19) Comunicate alla R. Accademia dei Lincei. Roma 1891. Schmal 4°. 20) Roma 1890. Lex. 8°. 21) Man beachte besonders den 'Indice delle cose e delle parole' auf S. 478—510. 22) In: The classical review IV (1890), S. 65—67.

DUCET, OLBIE für duc*i*t Olbi*ae* S. 65, auf einem andern QVE für qu*ae* 65, auf einem dritten PRESES, *Sard*INIE 66. — Den Inschriften Frankreichs sind zwei Publikationen gewidmet: °INSCRIPTIONS ROMAINS DE BORDEAUX par Camille Jullian, tome II,[23]) mit einem besondern Abschnitt über die Sprache der mitgeteilten Inschriften[24]) und °MUSÉE DE LYON. INSCRIPTIONS ANTIQUES. III. publ. par Allmer et Dissard.[25]) Aufserdem liegt von dem namhaftesten franz. Kenner christlicher Archäologie und Epigraphik ein Kompendium vor, das, im Auftrage des 'Comité des travaux historiques et scientifiques verfafst, auch weiteren Kreisen und namentlich Romanisten gute Dienste leisten wird, nämlich EDMOND LE BLANT: L'épigraphie chrétienne en Gaule et dans l'Afrique romaine.[26]) Zwei Kapitel sind darin der Sprache und Aussprache ausschliefslich gewidmet,[27]) und wenn sie auch nach den älteren Werken des Verfassers für den Kenner kaum noch Neues von Belang bringen, so sind die dort wiederholten Thatsachen doch geeignet, romanistische Phantasien über das sogen. gallische Vulgärlatein von Grund aus zu zerstören. Das "Gesetz", dafs Proparoxytona ihre vorletzte Silbe einbüfsen, trifft nicht zu: *flebilis* lebt fort als FLIVELIS, *nobilis* als NVVELIS, ja selbst das hochlateinische *templum* wird nicht festgehalten: ein *minister templi* wandelt sich im VI. Jahrhundert in einen MINISTER DE TEMPVLO um! Des weiteren wird auf die Wechselschreibungen HLOTARIVS FLOTARIVS CHLOTARIVS, auf die Festhaltung des alten *k*-Lautes von c hingewiesen. Neben PAKE begegnet man der interessanten Form OFIKINA in der Verbindung OFIKINA LAVRENTIV.[28]) Sie ist auf einer Vase zu finden, die 1880 an einem Orte Mont-de-Hermes im Gebiet von Hermes im Département Oise einem Merowingergrab entnommen ward und vermutlich in der Zeit zwischen 582 und 602 gefertigt ist.[29]) Le Blant deutet hier LAVRENTIV als Laurentiu*s* im Sinne von Laurenti*i* und führt noch andere Beispiele an, wo der Nominativ die Funktion des Genetivs übernehme z. B. *Ursiniano subdiacono ossa, qui foerunt fili Magno* anstatt Ursinian*i* subdiacon*i* ossa, qui fuerunt filii Magn*i*. Aber er ist hier offenbar im Irrtum! Wenn man in Laurenti*u* nicht einfach die indifferente Form des Obliquus sehen will, wie er aus dem lautlichen Zusammenfall des Akkusativs auf *-um* mit dem Dativ und Ablativ auf *-o* erwachsen ist, so hindert nichts, Laurenti*u* als Wechselschreibung von Laurenti*o* aufzufassen und in Laurenti*u* ebenso wie in Ursinian*o* subdiacon*o* Magn*o* echte Dative zu erblicken, die dasselbe Verhältnis der Zugehörigkeit wiedergeben, das anderwärts und später durch die Präposition *ad* seinen Ausdruck fand, vgl. MEMBRA AD DVOS FRATRES u. ä. Irrtümlich ist auch die von der ganzen Vorzeit geteilte Ansicht Le Blants, im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Lautwerte *k* bezeichne das c in den inschriftlichen Schreibungen ORACIO STACIO NEGVCIATOR für ora*t*io etc. einen Zischlaut! Für diese Auffassung ist aufser der heutigen orthographischen Gleichsetzung nicht der geringste Grund beigebracht, die zwingenden Gegengründe unbeachtet gelassen!

23) Bordeaux, imprimerie G. Gounouilhon, 1890. 4°. 24) s. S. 470—95. 25) Paris, A. Picard, 1890. 490 S. 8° nebst Tafeln. 26) Titel vollständig: Instructions adressées par le comité des travaux historiques et scientifiques aux correspondants du ministère de l'instruction publique — L'épigraphie ... Paris, Ernest Leroux éditeur, 1890. 140 S. gr. 8° mit 5 Lichtdrucktafeln. 27) S. 79—84 28) Die Schrift läuft nach Art der Spiegelschrift rückwärts. 29) Vgl. dazu Deloche: Renseignements archéologiques sur la transformation du c guttural du latin en une sifflante, in Mémoires de l'institut.. académie des inscript. t. XXX_{II} (1883), S. 359—77, spez. 364 ff.

Phonetiker aber wissen, wie leicht der Übertritt und Wechsel von (dorsalem) *tį* und *kį* physiologisch sich vollzieht, und wer die Patois, z. B. von Frankreich, darauf ansieht, wird erstaunen über die ungemeine Verbreitung, in der auch heute noch dasselbe Phänomen zu beobachten ist! — Gleichfalls hohes romanistisches Interesse darf eine Publikation beanspruchen, die das Gebiet des Rheines umfaſst: DIE CHRISTLICHEN INSCHRIFTEN DER RHEINLANDE herausgegeben von Franz Xaver Kraus, I. Theil: die altchristlichen Inschriften.[30]) Der Hauptwert des noch nicht abgeschlossenen Werkes liegt für Sprachforscher in der Beigabe. »Zum ersten Male erscheint in dieser Publikation die Photographie sozusagen ausschlieſslich zur Illustration eines epigraphischen Urkundenbuches verwertet. . . Die 22 dem ersten Teile beigegebenen Lichtdrucktafeln (auf denen übrigens auch einige dem zweiten Teil zugehörende Nummern abgebildet sind) und die ca. 30 in den Text eingedruckten Illustrationen reproduzieren mit absoluter Treue weitaus die gröſste Zahl der hier in Betracht kommenden uns noch erhaltenen Monumente,« vgl. S. VIII/IX. Des Herausgebers engeres Forschergebiet ist die christliche Kunstarchäologie, sein Arbeitskreis freilich, wie die verschiedenartigen Veröffentlichungen von ihm zeigen, weit umfassender. In sprachlicher Beziehung ist auf sein Urteil kein Verlaſs. Man bemerke auf S. 78 in einer Trierer Inschrift, wahrscheinlich des V. Jahrhunderts, die Form CAPVS. Die Lesart ist unantastbar, die Inschrift nicht so flüchtig eingegraben, daſs ein Schreibfehler annehmbar wäre. Ch. v. Florencourt, der Entdecker des ursprünglich fehlenden Bruchstückes, hat denn auch die Form mit *caput* identifiziert. „Freilich", setzt er in anerkennenswerter kritischer Reserve hinzu, „war sonst das mittelalterliche *capus* nur von Stoſsvögeln und Kapphähnen gebräuchlich." Ihm hat sich Steiner angeschlossen, während Lersch und Le Blant in der Form *carus* vermuten. Prüft man nun, was doch das Nächstliegende ist, Sinn und Zusammenhang, so findet man, daſs sich an *qui capus in nomero* fast unmittelbar anschlieſst *fuit in pupulo gratus*. Es würde nun eine ganz unerträgliche Tautologie herauskommen, wenn man gegen die Überlieferung für ca*p*us ca*r*us einsetzte. Anderseits passt aber *capus* für capu*t* ganz vortrefflich zu all den Vorzügen, die eine etwas geburtsstolze Gattin ihrem Manne zuschreiben lieſs. "*capus in nomero*", "*in pupulo gratus*", "*in suo genere primus*", das war der Glückliche, "*cui uxor nobilis* [!] *pro amore tetolum fieri iussit!*" Und Kraus? Nun, wenn man sich selber unsicher fühlt, lehnt man sich an Autoritäten an! Weise wäre es gewesen, wenn der Herausgeber das einfach vermerkt hätte. So aber stellt er seine Auffassung vollgewichtig voran, und die Autoritäten treten bescheiden in den Hintergrund: »CAPVS = *carus*, so auch [!] Lersch und Le Bl[ant], während v. Floreni [so!] und Steiner es = *caput* setzen«. Bei Übernahme des fremden Stoffes ist dem Herausgeber überdies das Unglück passiert, eine Abkürzung (Florenc. als Floren*i* anstatt Floren*court*) verlesen zu haben. Für Romanisten überflüssig zu bemerken ist es, daſs in dem fraglichen *capus* die längst erschlossene Urform für die romanischen Fortsetzer des Wortes vorliegt. — Nicht zu übergehen sind weiterhin

30) 'von den Anfängen des Christenthums am Rheine bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts'. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1890. 171 + 8 S. nebst 22 Lichtdrucktafeln in gr. 4°. Auch unter dem Titel: Inscriptiones christianae in prouinciis rhenanis pars I. Vgl. dazu die Rezension von M. Ihm im Jahrb. des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 1890, S. 184—7.

die ARCHAEOLOGISCH-EPIGRAPHISCHEN MITTHEILUNGEN aus Oesterreich-Ungarn, herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann, Jahrgang XIII,[31]) und wäre es auch nur, um die Ausmerzung einer epigraphischen Ungeheuerlichkeit anzumerken, die bislang im CIL. III, 2377 unangetastet geblieben war. Man liest dort INPSVIVS und deutete es als *ipsius*. Nun ist zwar für ipsius eine Form *ipseius*, *ipseus*, *ipsIius* u. dgl. nachweisbar, nicht aber, soweit dem Ref. bekannt, sonst *ipsuius*. Ebenso wäre der Einschub eines N, wenn nicht unerhört, so doch eine gleichfalls höchst merkwürdige Erscheinung. Es bedurfte der Autorität eines Mommsen, um uns das Zusammentreffen zweier so auffallender Sonderheiten anstandslos glauben zu lassen. Eine neue Prüfung der Inschrift trifft allem Anscheine nach das Richtige. Nach S. 95 liegt eine Abkürzung vor, deren Auflösung *inp*(ensis) *s*(uis) *uiu*(ae) *f*(ecerunt) ist. Aus demselben Bande sei noch der Form EVVARISTVS (S. 2) auf einer Inschrift von Spalato mit eingeschaltetem *u* gedacht, ferner der Schreibungen IMFIGI (S. 96) und *com*VENTIONE (S. 102) aus demselben Bezirk, schliefslich SARTOFAGVM, VISXIT für sar*c*ofagum, ui*x*it und QVI anstatt *quae* (S. 96) auf dem Deckelrande eines Sarkophags, der vor einigen Jahren in der Basilika von Salona aufgefunden ist. — Von dem wichtigen EDICTVM DIOCLETIANI sind neue Bruchstücke aufgefunden. Sie machen eine neue Bearbeitung desselben nötig. Da aber voraussichtlich Jahre vergehen werden, ehe diese in einem Supplementbande zum CIL. III erscheinen wird, so hielt es der Altmeister deutscher Epigraphiker für angezeigt, eine vorläufige Übersicht über den vermehrten Besitzstand zu geben: TH. MOMMSEN, Das diocletianische Edict über die Waarenpreise.[32]) Die Ausführungen sind indessen lediglich antiquarischer Art. Nur eine Anmerkung auf S. 20, die auf ein kleines Fragment von der Insel Samos Bezug nimmt, streift die sprachliche Seite: „Die Masse der orthographischen und der Schreibfehler dieser im griech. Sprachgebiet geschriebenen lat. Texte übersteigt alles Mafs. Wer an *vlattearius* für *b*lattearius Anstofs nimmt, den wird *erbi* für er*u*i in einem (ungedruckten) kretensischen Decret aus constantinischer Zeit beruhigen.“

Sprachforschung. — Methodologisches. Begriff des sogen. Vulgärlateins. Jeder, der romanistischen Studien nahe steht, weifs, dafs ‘die romanischen Sprachen *vom Vulgärlatein* abstammen”. “Das Vulgärlatein” ist deshalb der Ausgangs- und Angelpunkt der ganzen romanischen Sprachforschung! Man sollte nun füglich voraussetzen dürfen, dafs Leute, die diesen Ausdruck ständig im Munde führen, dafs die “Wissenschaft”, die seit Jahrzehnten mit dem Begriff operiert hat, sich vor allem klar gemacht habe, was denn unter diesem berühmten, allgenannten und allgegenwärtigen “Vulgärlatein” überhaupt für ein Sprachgebilde zu verstehen sei. Was *ist* Vulgärlatein? Zur Verblüffung ferner Stehender mufs es hier ausgesprochen werden, dafs diese elementare und einfache Frage (wenn, wie billig, Ref. von seinem etwaigen Anteil absieht) von romanistischer Seite noch gar nicht gestellt ist, und — zur Beschämung sei es geklagt! — in ganz Deutschland kaum drei oder vier Romanisten im Stande sein würden, sie ohne Verlegenheit zu beantworten! “Das Vulgärlatein” spielt die Rolle des von der Polizei stets vergeblich gesuchten grofsen Unbekannten! Jedermann zitiert es, wenn er seiner bedarf, aber entdeckt hat es so,

31) Mit 2 Tafeln. Prag, Wien, Leipzig 1890. 8°. 32) In: Hermes XXV (1890), S. 17—35.

wie es von Romanisten geschildert wird, noch niemand, und da das Signalement, das von den verschiedenen Seiten seither aufgestellt ist, sich in wichtigen und wesentlichen Punkten widerspricht, so gehen Leute, die sich mit Dogmen in Sachen der Sprachwissenschaft absolut nicht befreunden können oder wollen, so weit, bei aller Anerkennung im einzelnen das "romanistische" Vulgärlatein im ganzen als Humbug zu verspotten! Das geht vielleicht zu weit! Möglicherweise hat man sich nur im Namen vergriffen. Möglicherweise findet man auch noch einen Weg, die bestehenden Widersprüche aufzulösen, reale historische Sprachgebilde von den substanzlosen Erzeugnissen einer wüsten, ungezügelten Phantasie unterscheiden zu lernen! Vorläufig freilich dient das romanistische "Vulgärlatein" immer noch dazu, jedwede Theorie, die man sich ausgeklügelt, zu decken. Und da man es vollständig in der Gewalt hat, in der Phantasie das Vulgärlatein sich genau so vorzustellen, wie man es eben braucht, so passt *dies* Vulgärlatein zu "der" Theorie auch immer ganz vortrefflich! Wie die historischen Thatsachen damit in Einklang zu bringen seien, ob solche überhaupt existieren, ob es sich verlohne, danach zu suchen, das ist bis zum Jahre 1890 wiederum nur von kaum drei bis vier Romanisten ernstlich in Erwägung gezogen, dagegen folgende Belehrung von Seiten eines der jüngsten und wagemutigsten Theoretiker, W. Meyer-Lübke,[33]) unbeanstandet hingenommen: »Die Geschichte der lateinischen Volkssprache muſs fast ganz aus den lebenden Sprachen *konstruiert* werden, das spärliche Material, das uns die alte Zeit liefert, läſst sich nur als Stütze einfügen, was aber von diesem Material nirgends in den Bau passt, darf füglich als *unnütz* und *trügerisch* bei Seite geworfen werden«. Das heiſst also mit nüchternen Worten: nicht die Theorie hat sich den Thatsachen anzupassen, sondern die Thatsachen haben sich der Theorie unterzuordnen. Diese unerhörte Forderung als Dogma zu brandmarken, die in das Prunkgewand »wissenschaftlicher Methode« sich hüllende Unwissenheit in ihrer hülflosen Nacktheit und Lächerlichkeit zu zeigen, strebt eine umfangreiche (22 Seiten zählende) Kritik, die Seelmann (Ref.) im Jahrgange 1890 der 'Göttingischen gelehrten Anzeigen'[34]) der Öffentlichkeit übergeben hat, und zu der ihm eine Anzeige desselben Werkes seitens G. Paris den Anlaſs bot. Rezensent sucht es zu allgemeinem Bewuſstsein zu bringen, daſs man begrifflich wie sachlich *historisches Volkslatein* und romanistisches 'Vulgärlatein", d. h. *Konstruktionslatein*, vollständig zu scheiden habe, daſs man ohne gründliche historische Quellenkenntnis kein Vulgärlatein "konstruieren" könne ohne Gefahr zu laufen, ein bloſses Phantasielatein zu schaffen. Indem er es als selbstverständlich ansieht, daſs man auch an dem historischen Material Kritik übe, um je nach der Art der Überlieferung den Grad und Wert der Zuverlässigkeit im einzelnen bemessen zu können, sucht er doch das Recht historischer und zweifellos verbürgter Thatsachen den Launen wechselhafter Theorien gegenüber mit allem Nachdruck zu wahren. Es erregt seinen Hohn, daſs ein Gelehrter einen Abriſs des Volkslateins zu schreiben die Kühnheit hat, der nicht einmal Petron näher kenne und den Naturforscher Plinius in das II. Jahrhundert versetze. Er legt

---

33) In seiner Schrift 'Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern' in Gröbers Grundriſs der roman. Philologie I. S. 359. 34) In No. 17 vom 15. August, S. 665—687.

Verwahrung ein, dafs eine willkürlich konstruierte Form wie *álecer* für al*a*cer ohne Sternchen keck als 'altlateinisch' ausgegeben werde, während anderseits Formen, die ein einfaches Schulwörterbuch zu enthalten pflege, wie *caldus postus* für calidus positus, als unbekannt und noch nicht entdeckt vom Verfasser mit Sternchen versehen sind. Mit grausamem Spott verweilt er bei einer Glanzprobe der »Methode« Meyer-Lübkes, laut deren eine Form *cludere* für cl*au*dere erst im späteren "Vulgärlatein" und zwar nur auf dem Boden Italiens möglich war. Meyer-Lübkes "Gesetz" lautete: »Altlateinisch wird nachtoniges *au* zu *u*: *claudo-includo,* im italienischen Vulgärlatein wird dieses Gesetz auf vortoniges *au* ausgedehnt: *audio:*udire,* daher *cludere* im Bibellatein, bei Agrimensoren u. s. w. unter Einflufs von *cludēbam* und den Composita«. Rezensent beeilt sich im Anschlufs daran dasselbe *cludere* noch im »italienischen Vulgärlatein« des Varro, Seneca (Phil.), Curtius Rufus, Silius Italicus, Statius, Valerius Flaccus, Martial, Juvenal, Quintilian, Tacitus, Sueton, Florus, Justin, Gellius, Terentianus Maurus und anderer »Bibellateiner und Agrimensoren«, sowie auf italischen Münzen, spanischen Inschriften u. s. w. nachzuweisen und schon für das alte Latein[35]) glaubhaft zu machen. Er hätte auch auf romanische Dialekte, z. B. Frankreichs, verweisen können, wo man dieselbe Form fortentwickelt findet, sobald man sich die Mühe gegeben sie zu suchen! Der Verfasser der Kritik hatte aber bei solchen zahlreichen Belegen noch ein anderes Ziel im Auge. Er wollte zeigen, dafs es sich trotz der umfangreichen Sammlungen Schuchardts und Neues als dringend notwendig erweist, die Quellen vom romanistischen Standpunkte aus von Neuem gründlich zu erforschen, und dafs ein solcher Versuch gar wohl zu lohnen verspreche. Als Frucht eines solchen Strebens ist er in der Lage zuerst (so weit ihm bekannt) auch den Fundort der vielbesprochenen, z. T. bestrittenen wichtigen, volkslateinischen Perfektformen *probai, probaisti, probait, probaimus,* nämlich bei Probus, Instit. art. K. IV, 160, 14—15, nachzuweisen, für andere Formen, wie *caldus, postus, grassus,* die Belege zu mehren. Das Hauptergebnis der Kritik[36]) bleibt allerdings der Nachweis einer notwendigen begrifflichen und sachlichen Scheidung von "historischem" und "konstruierten" (abstrahierten, theoretisierten) Latein, oder von "historischem Volkslatein" und "romanistischen Konstruktionslatein" schlechthin. Für die Folgezeit empfehlen dürfte es sich, den Ausdruck "Vulgärlatein" ganz zu vermeiden und dafür vorsichtig "romanisch zu erschliefsendes Quell-Latein" einzusetzen. — Doch, wird man hierbei einwerfen dürfen, gibt es denn gar kein Mittel, über den Ausdruck ins Klare zu kommen? Wie haben die Römer selbst, um deren Idiom es sich doch handelt, sich darüber geäussert? Auch diese Frage hat im Jahre 1890 von berufener Seite ganz unerwartet eine Antwort erfahren. Vom Standpunkte direkter historischer Überlieferung aus entscheidet und erklärt K. Sittl: »Was ist Vulgärlatein?«[37]) Der durch eine erstaunliche Belesenheit

35) Doch ist *cludam* in Plautus, Pseud. 659 nicht Verbalform, sondern Adjektiv. Die Beweiskraft der Form für die Lautgeschichte wird dadurch nicht geschmälert. 36) Meyer-Lübke hat in der Zeitschrift f. roman. Phil. XV (1891), S. 281—4 darauf geantwortet. Die Gegenäufserung Seelmanns steht noch aus, sie wird eine noch schwerere und für den Betroffenen unheilvollere Verurteilung enthalten, als die erste Kritik. 37) In: Verhandlungen der 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz v. 2. bis 5. Okt. 1889. Leipzig, B. G. Teubner, 1890. 4°; s. S. 385—392.

hervorragende Gelehrte entfernt auf Grund reichlicher übereinstimmender Zeugnisse zunächst den noch vielfach herrschenden Wahn, als ob »Vulgärlatein und Vulgärlatein dasselbe« sei. Auch die dem Schullatein, der 'latinitas' schlechthin, gegenübergestellte Volkssprache hatte viele Abstufungen. »Vor allem schied sich Stadt und Land; denn Cicero und die Späteren stimmen darin überein, dafs selbst der ungebildete Bewohner Roms an der urbanitas teil hat und dessen bewufst die Sprache des Bauern, die rusticitas, selbstgefällig verhöhnt; zwischen beiden gebührt dem Kleinstädter mit seinem oppidanum genus dicendi ein Platz.« Insonderheit aber spielt das Moment der Bildung eine Rolle, und danach hat man die "gebildete Umgangssprache", die Alltagssprache des vornehmen Römers, den *sermo cotidianus* (angekündigt meist durch die Ausdrücke *consuetudo, usus, usitate, uulgo*) von der Sprache der niedern Plebs und des eigentlichen Vulgus, vom "Vulgärlatein" im engern Sinne (*sermo uulgaris, sermo uulgi, consuetudo uulgi* etc.) wohl zu scheiden. »Wenn auch einmal .. Cicero im Scherz die Sprache seiner Briefe plebejisch nennt, so ist es darum doch durch viele Belege festgestellt, dafs ein Römer unter Vulgärlatein nur die von Solöcismen und Barbarismen wimmelnde grammatiklose Sprache des ungebildeten Volkes verstand«. Von den Sprachverhältnissen Italiens jedoch zu scheiden sind die, welche sich in den Provinzen entwickelten. »Die Aristokratie und Plutokratie der eroberten Länder hatte die Möglichkeit, Hauslehrer kommen zu lassen, um sich und ihren Kindern die korrekte Latinität anzueignen, wie denn auch berichtet wird, dafs schon frühzeitig viele Grammatiker das reiche Gallien aufsuchten .. die grofse Masse der Provinzialen aber empfing das Lateinische im täglichen Verkehr .. Cicero zählt pro Fonteio § 12 die Leute, die das Lateinische in die Provinzen trugen, auf: Kaufleute, Kolonen, Steuerpächter, Ackerknechte und Hirten .. Was aber (bei Gestaltung der späteren Sprachverhältnisse) die Hauptsache ist, die Nichtrömer erkannte man nach Quintilians feiner Bemerkung (11, 3, 31) am sonus, wie das Metall am Klang; es vereinigten sich in ihrer Sprache die rusticitas ihrer improvisierten Sprachlehrer und die peregrinitas ihrer Nationalität«. Auch der sermo cotidianus, die Konversationssprache der besseren Stände, verriet den Dialekt. »Dafs der Soldatenkaiser Septimius Severus nach seinem Biographen (c. 19) den afrikanischen Accent sein Leben lang nicht los wurde, wird vielleicht nicht jeder als vollgiltiges Zeugnis anerkennen. Aber Cicero bemerkt von den gallischen Rhetoren des Forums, die Provinzialismen könnten sie freilich abstreifen, doch nicht die Aussprache ihrer Heimat, und eben damals ereignete es sich zur Schadenfreude des Hortensius, dafs Tinga aus Placentia öffentlich precula statt pergula sagte. Die nächste Generation konnte auf den Kathedern einen anderen Dialekt erklingen hören, den spanischen; denn selbst dem berühmten Porcius Latro merkte man an der Aussprache den Spanier an. Auch Hadrian wurde wegen seines provinziellen Vortrages ausgelacht, als er während seiner Quästur dem Senate eine kaiserliche Botschaft verkündete.« Die aus Sittls Artikel mitgeteilten Proben verraten zur Genüge, wieviel für Romanisten daraus zu lernen ist. Verf. bespricht des Weiteren die Quellen für die materielle Kenntnis der geschiedenen idiomatischen Sphären und sondert davon die sogen. Fachliteratur, die Schriften der Architekten, Feldmesser, Ärzte etc., ab. »Hier erscheint .. weder ein gebildetes noch ein volkstümliches Latein, sondern auch der Volksfreund wird es einfach als ein schlechtes bezeichnen; denn diese

halbgebildeten Schriftsteller wollen Hochlateinisch schreiben, sie können es nur nicht«. Eigenartig ist auch die Stellung der Theologen, deren asketischer Teil die Rhetorik verdammte, weil sie die schöne Form über die Wahrheit setze. »Da die demüthigen Äuſserungen oft für bare Münze genommen wurden, lohnt es sich dabei zu verweilen.. Was sollen wir [dazu] sagen, wenn Augustinus, der ehemalige Professor der Rhetorik, der die rhetorischen Figuren bis zu seinem Lebensende mit vollem Sacke säete, kaum bekehrt, behauptet, er wisse nicht, ob cupi oder cupiri richtig sei? wenn die gezierten Gallier des V. und VI. Jahrhunderts von ihrer ländlichen Schlichtheit (pagana simplicitas) und bäuerischen Sprache reden? wenn Gregor der Groſse, dessen hochlateinische Antrittspredigt noch erhalten ist, seine Gleichgültigkeit gegen syntaktische Fehler versichert?« Allerdings hielt man darauf, daſs die Rede so sei, daſs sie auch dem niederen Volke verständlich bleibe. 'Melius est reprehendant nos grammatici quam non intelligant populi.' »Allein derselbe Augustinus, der dieses.. schreibt, spricht doch.. ausdrücklich nur davon, daſs der Priester in der Predigt und bei der Seelsorge ungebräuchliche Wörter vermeiden solle. Sein Ideal war also das des Vegetius, welcher sich glücklich hieſs, wenn sein Buch weder den Gebildeten (scholasticus) abstoſse, noch einem Rinderhirten unverständlich sei.« Was Sittl auf Grund direkter Zeugnisse aus dem Altertum ausführt, deckt sich in wesentlichen Punkten mit dem, was schon Seelmann bei der Abschätzung des überlieferten Sprachmaterials selbst ausgesprochen, daſs nämlich die allgemeine Umgangssprache der Gebildeten, der sermo cotidianus oder das 'Volkslatein' in edlerem Sinne von dem mit Fug und Recht als 'Vulgärlatein' zu bezeichnenden Idiom der niedersten Volksschichten wohl zu scheiden sei. Nur betont der letztere noch, was Sittl entgangen zu sein scheint, daſs diese Umgangssprache der Gebildeteren in ihrem Verhältnisse zur niedern Volkssprache sich keineswegs gleich geblieben ist. Auch die »Grammatiker und Orthoepisten«, führte Seelmann auf S. 9 seiner Aussprache des Latein mit gesperrtem Druck aus, »ändern ihre Aussprache von Jahrhundert zu Jahrhundert«. Es findet »eine partielle Mischung, ein Ausgleich verschiedener Parallelströmungen« statt; es treten die einst nur in der Vulgärsprache konstatierten und verächtlich gemachten 'Barbarismen' sporadisch auch in der Sprache der höheren Volksschichten auf, und hierfür erweisen sich die Mitteilungen des vermutlich aus Gallien stammenden und um die Wende des V. und VI. Jahrhunderts lebenden Grammatikers Consentius von einer Bedeutung, die Sittls Bemerkungen nur zum Teil ahnen lassen. Consentius spricht in seiner für jeden Romanisten hochwichtigen Ars de barbarismis et metaplasmis nicht mehr von dem Idiom des profanum uolgus, er spricht von 'Barbarismen' die dem '*sermo communis*', der alltäglichen Umgangs- und Verkehrssprache, seiner eignen und seiner Schüler Aussprache anhafteten! Consentius ist kein Grammatiker und loser Theoretiker, dessen Angaben über eine stadtrömische plebejische Aussprache von pedes als *peres*, statim als *stetim*, wie es Anmaſsung und Unkenntnis zu Stande gebracht hat,[38]) irgendwelchen 'Konstruktionen' und Theorien eines Phantasielateins zu Liebe einfach weggeräumt werden dürften. Und so lange jemandes Wort in Ehren überhaupt noch Geltung beanspruchen darf

38) Man beachte den Ausfall von Meyer [-Lübke] in Wochenschrift f. klass. Philol. II, 590.

und ihm nicht anderwärts Unfähigkeit der Beobachtung oder betrügerische Absicht nachgewiesen sein wird, soll auch jene seine Versicherung, die mit einer einzigen Ausnahme[39]) romanistischerseits seither weder gekannt noch gewürdigt ist, respektiert bleiben, die Versicherung, dafs er nicht lose Theorien und grammatische Buchweisheit, sondern Beispiele aus der wirklich existierenden lebenden Umgangssprache geben wolle: »*non imitabor eos scriptores, qui exempla huiusmodi uitiorum de auctoritate lectionum dare uoluerunt . . nos exempla huiusmodi dabimus, quae in usu cotidie loquentium animaduertere possimus, si paulo curiosius audiamus ea*«.

Grammatik und Wortgeschichte im Allgemeinen. Der ausführlichen Anzeige[40]) der zweiten Auflage von Friedrich Stolz' Latein. Laut- und Formenlehre ist an dieser Stelle weniges anzufügen. Stolz hat auch das Volkslatein im weitesten Umfange berücksichtigt und redlich den neueren Arbeiten auf diesem Gebiete Rechnung zu tragen gestrebt. Wenn er sich dabei dem Einflusse der trügerischen Tagesmeinung der Wissenschaft nicht immer zu entziehen gewufst und vertrauensselig in sein Werk manches aufgenommen hat, was er bei selbständiger Prüfung nicht darin zugelassen haben würde, so wird man ihm dies nicht härter anrechnen dürfen als jedem andern. Angaben über das Vulgärlatein, wie die auf S. 290, Anm. 6, und 322, 8 ff., die sich lediglich auf »Gesetze« eines Phantasielateins[41]) stützen, sollten in einer ernsten wissenschaftlichen Arbeit keine Verbreitung finden. Der Verfasser wird sich in einer bald wieder zu erwartenden neuen Auflage überhaupt ein Verdienst erwerben, wenn er rein hypothetisches von wohl verbürgtem historischen Sprachgut nach Möglichkeit sondert, wenn er sein vielfältiges Material im einzelnen noch sorgfältiger ordnen und planmäfsig vorhistorisches, altes, klassisches, volkstümliches, spätes und provinzielles Latein, und zwar in dieser Reihenfolge, vorführen wird. Nur wenn die einzelnen Sprachzüge nach Periode, Volksschicht und Territorium abgegrenzt zur Darstellung gelangen, können wir ein klares Bild sprachlicher Entwickelung gewinnen. Dabei ist die orthographische Technik von der Lautbeschaffenheit selbst natürlich wohl zu scheiden und im weiteren Verlauf spontaner, konexiver, kombinatorischer oder rein analogischer Lautentwickelungsgang festzustellen. Die Behandlung des Diphthongen au auf S. 272 entspricht solchen Anforderungen beispielsweise in recht bescheidenem Mafse. Nach Feststellung der Quellen des Diphthongs war seine Gestalt und sein Gebaren zunächst im Altlatein zu kennzeichnen und hierbei die historisch bezeugten Parallelformen mit au × o × u zu behandeln. Schon im ältesten und älteren Latein, nicht erst 'später', wie Stolz irrtümlich angibt, tritt ein solches u dem volleren Laut zur Seite. Vereinzelt, nämlich in *cludo*, ist es sogar von der klassischen Latinität (jedoch nicht von Cicero und Caesar) festgehalten und auf den verschiedensten Territorien bis ins Romanische fortgeführt. Die klassische Schriftsprache wahrt in der Regel allerdings die Formen mit au. Aber diesem orthographischen Brauche fügt sich die lebende Sprache nicht einmal im Munde der Vornehmsten und Gebildetsten. Keineswegs blofs 'in der archaischen und Vulgärsprache' konkurriert mit dem extrem ausgeprägten Diphthongen

39) In einer versteckten Anmerkung in Schuchardts Vokalismus III, 68.
40) S. oben S. 25 f. 41) Das Nähere bei Seelmann in den 'Götting. gelehrt. Anzeigen' 1890, S. 684 und 672/3.

AU das einfachere (geschlossene und lange) o. Nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Diomedes scheute sich selbst Cicero nicht, eine Form *ploderent* zu verwenden, Vespasian sprach allen Puristen und Buchstaben-Zeloten zum Trotz *plostra*, und auch die Grammatiker müssen Formen wie *coda clostra* (bezw. clostrum) *plostrum cotes* als gleichberechtigt mit den volleren anerkennen. In der Vulgärsprache mochte dieses o mehr diphthongisch und so dem AU sogar noch ähnlicher klingen. Aufser der allgemeinen Erfahrung, die durch das Verhalten der portugiesischen und englischen Gesellschaftsklassen bestätigt wird, neigen ja die unteren Volksschichten zu breiterer Aussprache, wo die sorgfältiger artikulierenden gebildeten Stände knappe, scharf pointierte Monophthonge bevorzugen. Im Latein spricht dafür u. a. die interessante Inschrift im CIL. IV, 2353 AVLVS OLO SVO SALVTEM, in der die auffällige Wechselschreibung *Au*lus × *O*lo auf die nahe Verwandtschaft von AU und o einerseits und auf das Walten eines Angleichungsprozesses bei Vokalen benachbarter Silben (A*u*-lus, *O*-lo) anderseits hinweist. Nächstdem würden die anderen Entwickelungsarten des Diphthongs zu behandeln gewesen sein, so der nachklassische volkstümliche Übergang des AU zu A, der besonders in Formen zu beobachten ist, wo die Folgesilbe ein U enthält, also in *Agustus, Arunceius, ascultare* u. s. w. Dieser Übergang scheint für das Romanische durchgehends Gesetz geworden zu sein. Dafs für das Volkslatein eine solche Beschränkung nicht zutraf, zeigen zahlreiche Schreibungen wie *Cladius, Cladio, Marabade, Gadentius.* Schliefslich verdiente es besondere Hervorhebung, dafs das Romanische nicht das alte lange (geschlossene) o, sondern den Diphthong AU in hochlateinischer Gestalt übernommen und erst territoriell und selbständig zu einem (offenen) *o* fortentwickelt hat, wie das Ref. schon in seinem Werke betonte. Doch es würde zu weit führen, wollten wir fortfahren, im einzelnen anzudeuten, wo der Verf. die verbessernde Hand anzulegen habe. Nur auf folgende Punkte, die in einer neuen Auflage besonderer Berücksichtigung wert erscheinen, möge seine Aufmerksamkeit noch gelenkt werden! Verf. merkt auf S. 279 richtig an, dafs die Sprachbewegung, die zu dem Satze 'uocalis ante uocalem corripitur' führte, nur in der Technik der Dichter zu voller Geltung gebracht ist. Aber dieser Sachverhalt ist selbst auf unseren Hochschulen noch so wenig gewürdigt, dafs er nicht summarisch abzufertigen war. *Nie* hat ein Römer aufserhalb des Verses nach Schülerart z. B. *ábĭit áudĭit* anstatt des allein richtigen abíit audíit mit langem und betontem *i* gesprochen. Bewiesen wird das einmal durch den Gang lateinisch-romanischer Lautentwickelung, teilweise auch durch die Art der Schreibung, vor allem aber durch die wichtigen direkten Mitteilungen in Seruius' Kommentar zu Virgil. Diese höchst wichtigen Stellen (zu Aeneis I, 451. 497; III, 151), die in der üblichen Schulaussprache des Lateins allein eine kleine Revolution zu veranlassen geeignet wären, und die erstaunlicherweise vor dem Ref. anscheinend von Niemand ans Licht gezogen sind, durften unter keinen Umständen unerwähnt bleiben. Bei Stolz findet das Faktum weder in den Abschnitten über Quantität noch in denen über Accentuation irgendwelche Anmerkung. Auf derselben Seite 279 verwechselt oder identifiziert Verf. nach alter Weise noch Konsonantendehnung und Konsonantendoppelung. Gerade bei den in Frage kommenden sogen. Liquidis LL RR NN MM, weiterhin aber auch bei SS, ist beides scharf zu scheiden. Die Geminata oder der echte Doppellaut verteilt sich auf zwei Silben, und die erstere

enthält immer einen kurzen Vokal, die Continua dagegen oder der einfache, aber gedehnte Mitlaut gehört ungeteilt der Folgesilbe an, und der ihr voraufgehende Vokal der Vordersilbe ist lang. Im Latein sind beide Lautarten vorhanden gewesen. Es heifst z. B. cabăl-lus, aber Pau-*llus*, Pō-*llio*; ĭl-la aber mī-*llia*, uī-*lla*; crăs-sus aber cā-*ssus*, cau-*ssa*; spĭs-sus aber mī-*ssit*. Ein äufseres Unterscheidungsmerkmal ist das wechselnde orthographische Verhalten des Hochlateins: für die echte Geminata ist stets auch der Doppelbuchstabe gesetzt, für die einfache Continua tritt dagegen, entsprechend der späteren Lautkürzung, auch einfache Konsonantenschreibung ein. Auf S. 288 hat Verf. 'der Kürze halber den Ausdruck Gutturalis beibehalten'. Dem gegenüber nimmt es sich dann sehr merkwürdig aus, wenn er im folgenden wiederum nur von 'Palatalis' und 'Velaris' redet. Das heifst doch, die Konfusion noch mehren. War es nicht viel einfacher und vorsichtiger, von 'Gaumenlauten' zu sprechen und 'der Kürze halber' nur einen vorderen und hinteren zu scheiden? Auf S. 297 wird 'Der palatale Spirant' behandelt und darunter das ɪ, das auch *j* geschrieben wird, verstanden. Aber nur *nord*deutsches *j* ist ein echter 'palataler Spirant', der entsprechende rheinische, süddeutsche, englische, romanische und lateinische Laut ist ein sogen. Halbvokal, den die moderne Phonetik gewöhnlich durch *i̯* wiedergibt. Analoges gilt von Verf. 'labialem Spirant *v*' auf S. 300, für den entsprechend der Halbvokal *u̯* einzusetzen ist. — Eine schätzbare Gabe für die Wortgeschichte des Lateins liegt vor in K. E. Georges' Lexikon der lateinischen Wortformen.[42]) Der Entschlufs zu diesem Werk reifte in dem Verf. bei der Bearbeitung der 7. Auflage seines grofsen, längst unentbehrlich gewordenen lat. Handwörterbuches, und man wird es dem greisen Gelehrten und Nestor der Lexikographen Dank wissen, dafs er, Krankheit und Ruhebedürfnis überwindend, ein so mühsames, umfangreiches Werk vollendete! Der Gedanke einer solchen Schrift an sich war nicht neu. Schon im Jahre 1874 hatte auch G. Koffmane ein 'Lexikon lateinischer Wortformen' erscheinen lassen. Wenn hier darauf besonders hingewiesen wird, so geschieht es, weil merkwürdigerweise weder der Autor des vorliegenden Werkes noch einer seiner Kritiker dasselbe erwähnt. Sein Material gewann Verf. zum grofsen Teil, indem er 'aus den zu den meisten Schriftstellern vorhandenen Wortregistern Auszüge machte' und 'das ganze so zusammengebrachte Material durch Vergleichung mit der Formenlehre der lateinischen Sprache von Schneider und von Neue und der Ausgabe des Forcellini von De Vit ergänzte'. In dieser Richtung bewältigt denn auch das Werk eine erstaunliche Fülle von Sprachstoff. Es sind Schriften exzerpiert, die auch bewährten Kennern der lat. Literatur kaum mehr als dem Titel nach bekannt sein mögen. Wer nimmt Anlafs, sich z. B. mit der Tierarzneikunde eines Pelagonius zu beschäftigen? Mancher unerwartete Fund oder Beleg wird auch das Nachschlagen des Romanisten belohnen. Indes, es darf nicht verschwiegen werden, so aufserordentlich anerkennenswert das Werk als die Leistung eines einzelnen ist, so pietätvoll die Kritik sich gegen einen Gelehrten verhalten wird, der drei Menschenalter gesehen und zwei fleifsiger, ausdauernder Forschung mit glänzendem Erfolg gewidmet hat, gegenüber dem reichen Schatze, der zu heben ist, kann das Gebotene nur als eine kleine Abschlags-

---

42) Leipzig, Hahnsche Verlagsbuchhandlung, 1890. 3 Bl. 758 Spalten und 3 Seiten. Lex.-8°.

zahlung angesehen werden! Die Fortsetzer und Nacharbeiter des Werkes werden schon den Plan desselben sorgfältiger abstecken müssen. Der Verf. hat 'Wortformen' im weitesten Sinne des Wortes zusammengebracht. Nicht nur morphologische und lautliche Parallelbildungen, nein, selbst harmlose orthographische Varianten sind gesammelt! So begegnen Tausende von Belegen für die allen geläufigen synkopierten Formen des Perfekts, Plusquamperfekts und Futurs, z. B. laudasti laudarunt laudasset, amasti amasset amarit u. dgl., ferner Belege für Wechselschreibungen wie Pompeii × Pompeiii × Pompei, plebs × pleps u. s. w. Doch wozu dies? Der Eingeweihte bedarf solcher Sachen nicht, und der Uneingeweihte wird durch das Gebotene über das wahre Bild der Sprache völlig getäuscht! Es ist eitles, überflüssiges Stückwerk! Man wird sofort an die zahlreichen Belege denken, die z. B. die Inschriften für die Schreibung cos. coss. COSVLE u. dgl. = consul etc. bieten. Schlägt man nun aus Neugierde nach, wie sich der Verfasser des Lexikons dieser Überfülle wohl erwehren werde, so findet man anstatt der erwarteten Hunderte — zwei Belege, nämlich *cosol* CIL. I, 31 und 41! Nicht einmal der viel oder wenig sagende Zusatz 'u. ö.' ist dabei gemacht! Ein anderes Wort, das inschriftlich ungemein häufig wiederkehrt, ist *annus*. Die Schreibungen mit einem N treten massenhaft auf. Der Index zum VIII. Bande des CIL. verzeichnet allein gegen 80 und setzt dahinter noch ein 'etc.!' Und im vorliegenden Werke sind drei Beispiele und aus irgendwelchem Zufall aus dem II. Bande des CIL. zur Mitteilung gelangt! Würde der Plan des Werkes in seiner ganzen Weite beibehalten werden, so würden, wie man aus solchen Beispielen ermessen kann, Folianten nötig sein, um das überreichliche Material zu bergen! Doch sehen wir von der Thatsache ab, daſs sich das Buch mit leichter Mühe um Tausende von Belegen vermehren läſst, nehmen wir gern ebenso viele Tausende in den Kauf, die ohne jedweden Schaden oder sogar zu seinem Nutzen hätten weggelassen werden können, viel empfindlicher sind die Lücken, die das Werk dem unmethodischen Vorgehen seines Verfassers schuldet. Der Verf. hat ohne groſse Berechnung und Sorge zusammengelesen, was ihm in der Nähe erreichbar war, aber er ist nicht dazu übergegangen, grade drei Hauptfundstellen, die zahlreichen mittelalterlichen Glossare, die alten Grammatiker und die voluminösen Inschriftenbände planmäſsig durchzuarbeiten. Beim Nachprüfen des Gebotenen ergibt sich, daſs das, was aus diesen Quellen stammt, ihm auf Umwegen zugeflossen ist und, für sich betrachtet. eine willkürliche, ziemlich dürftige Auswahl darstellt. Um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als handle es sich im Grunde doch nur um vereinzelte und verzeihliche Auslassungen, möge eine Reihe bei Georges ganz fehlender Formen folgen und das Gesagte veranschaulichen! Da hier äuſserste Beschränkung des Raumes geboten ist, nehmen wir das Material nur aus den alten Grammatikern, geben nur Beispiele für die Buchstaben A B C und begnügen uns mit je einem Beleg! Die häufig gebrauchte Abkürzung *AP.* bedeutet Appendix Probi, *Cp.* Caper, *Q* Quintilian.

ababalsamum *opobalsamum *AP.*
abellinae auellanae (nuces) *Cp.*
absconsi (Perfekt) *Cp.*
Achiles Achilles *Seruius i. Don.*
acqua aqua *AP.*
actarii × *actuarii*, *Vel. Longus.*
adoliscens, *adoliscentia* etc. *Quaest. gram. cod. Bern. 83.*
Adonius Adon *AP.*
adsiduus Cp.
aduentoria aduenticia (caena) *Cp.*
aduc adhuc *AP.*

ago ego *Virgil. Gram.*
Agricius Agroecius *Agroecius.*
albeus alueus *AP.*
alis ales *AP.*
amiddola amygdala *AP.*
aprus aper *AP.*
apse Consentius.
apsus hapsus *Cp.*
aquiductus aquaeductus *AP.*
ariex aries *AP.*
asa ansa *AP.*
asculta ausculta *Cp.*
atquin atqui *Cp.*
atramentale atramentarium *Cp.*
auersus alt für abuersus *Q.*
autor, autoritas auctor etc. *AP.*
babae papae (Interjektion) *[Asper].*
bacilli, bacilla baculi etc. *De dub. nom.*
Balatium Palatium *Scaurus.*
baltius balteus *AP.*
baplo uapulo *AP.*
barbar barbarus *AP.*
bargina bargena *Cp.*
bassilica basilica *AP.*
Belios Duelios *Q.*
Bizacinus Byzacenus *AP.*
blasta plasta *AP.*
bobis uobis *AP.*
brabium brabeum *AP.*
brattia brattea *AP.*
Burrus Pyrrus *Q.*
butumen bitumen *AP.*
caduceum (Neutr. statt. Masc.) *Cp.*
caeleus bezw. *caelevs* caelebs *Cassiod.*
calcai calcaui *Probi instit.*
calcius calceus *AP.*
calcosteis calcostegis *AP.*
caligaris × caligarius *Beda.*
calligo caligo *AP.*
Cămillus Camīllus *Q.*
cammara camera *AP.*
capiclum capitulum *AP.*
Capitodium bezw. *Kapitodium* alt für Kapitolium *Mar. Vict.*
capsesis capsesys *AP.*
carcere carcer *AP.*
caricta carecta *De dub. nom.*
cassidem Akkus. v. cassis *Beda.*
catellus catulus *AP.*
Catŭlus Catullus *Pompeius.*
caunacen × gaunacen *Scaurus.*
cette (Plural zu cedo 'her damit') aus Ennius und Plautus belegt durch *Nonius* etc.
Cĕrĕs Cĕrēs *Sacerdos.*
Céthegus Cethēgus *Q.*
chenturiones centuriones *Q.*
circos alt für circulos *De dub. nom.*
citera cithara *AP.*
clamus clamis, chlamys *AP.*
cocens coquens *AP.*
cocliarium cocleare *AP.*
coctus coactus *Cp.*
colober coluber *AP.*
colpam culpam *Curt. Valerian.* (*Cassiod*).
commando commendo *Vel. Long.*
conflixus conflictus *De dub. nom.*
consacratum consecratnm *Mar. Vict.*
consuo consueo *Cp.*
conuollere conuellere *Annaeus Cornutus (Cassiodor).*
corupto ore corrupto aus Lucilius belegt von *Consentius.*
couacla cloaca *Consentius.*
crabatum grabatum *De dub. nom.*
cracli *glari *AP.*
cretariae (tabernae) cetariae *Cp.*
crysta crista *AP.*
cubicularis × cubicularius *Beda.*
cucurbitinum (pirum) cucurbitium *Cp.*
Culcides Colchides *Q.*
cuntellum cultellum *AP.*
curtina cortina *De dub. nom.*
cuspes cuspis *Beda.*

Grade das Altlatein, Volks- und Vulgärlatein, soweit es den Romanisten interessiert, ist in des Verf. Sammlungen besonders schlecht weggekommen. Wie man oben ersehen wird, fehlen z. B. die Formen *acqua ascultare autor calcai*, ferner aber auch *aiutor cinquaginta colapus, colafus, percolopare depost dublum facia* (f. facies) *Febrarius Ienuarius* (f. Ianuarius) *grassus iuuenta*(s) *occansio paretes pelegrinus peres* (f. pedes) *probai probaisti* etc. *Rŏma rōsa tottus* bezw. *tuttus triginta uila uirdis* und Hunderte anderer, für die man zur Stütze von Theorien historische Belege ungern vermifst. Auf mancherlei kleine Unebenheiten hinzuweisen, würde nach dem vorhergehenden kaum noch angebracht sein. Bei einer späteren Bearbeitung des Buches wird sicherlich manches zu bessern, vieles zu streichen und noch mehr nachzutragen sein.

Konstruktionslatein. Ein 1891 fertig gestelltes Werk, das demnach erst im folgenden Jahresbericht zu besprechen sein würde, dessen aber schon an verschiedenen Stellen dieses Bandes gedacht ist, darf auch

hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. GUSTAV KÖRTINGS Lateinisch-romanisches Wörterbuch[43]) bildet ein romanistisches Gegenstück zu dem eben besprochenen Werk von Georges. Es darf hier davon abgesehen werden, zu wiederholen, was die Kritik bereits anderwärts lobend anzuerkennen und was sie auszusetzen fand. Es soll auch das Verdienst der Gesamtleistung in keiner Weise beeinträchtigen, wenn vom Standpunkte des Volkslateins aus manches als verkehrt, anderes als besserungsfähig zu bezeichnen ist. Charakter und Grundlage des Werkes sind durch das Stichwort dieses Abschnittes 'Konstruktionslatein' bereits gekennzeichnet. Leider handelt es sich darin nicht einmal immer um Konstruktionen historisch wirklich annehmbarer Gebilde. Ein *foris-*burgus*, *re+in+pectus* (ital. rimpetto), **de-ex-balco* und Hunderte anderer Kompositionen, die Verf. als Urtypen den romanischen Formen voranstellt, sind kein Latein und nie Latein gewesen; es sind lediglich Produkte einer etymologischen Künstelei, mechanisch zugerichtete Rohmaterialien. Der Autor hat sich hierbei seine Aufgabe doch ein wenig zu leicht gemacht. Er wollte allerdings damit die Einsicht in den romanischen Sprachbau fördern, aber in Wahrheit hindert seine Methode jegliches tiefere Eindringen in den Entwickelungsprozefs und ist geeignet, der Einzelforschung den Weg von vornherein zu versperren. Im Romanischen vermengten und beeinflufsten sich gegenseitig die Präfixe DIS × DE, auch die Entwickelungsprodukte von ursprünglichem DE + EX konkurrierten damit: ein ganz neues, spezifisch romanisches Suffix bildete sich heraus in der Form *des*. Dafür mit Körting überall **de-ex-* einsetzen, ist noch schlimmer als franz. *devoir* auf lat. DE-HABERE zurückzuführen, denn im letzteren Falle würde ein einfacher Anachronismus, eine willkürliche Gleichsetzung von vorhistorischem *DE-HABERE: DEHIBERE, **deibere, debere* mit dem in ganz anderem Sinne gebrauchten Rekompositum der christlichen Zeit *dehabere* stattfinden, im ersteren Falle aber nicht einmal eine etymologische Gleichheit verbürgt werden können. Statt von der jedesmaligen volkslateinischen oder romanischen Urform auszugehen, hat sich Verf., wie man sieht, begnügt, die entsprechende hochlateinische zu geben oder, aller historischen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zum Hohne, eine solche zurechtzukünsteln. Um historische Belege kümmert sich der Autor nicht; wo er sie vereinzelt bringt, hat er sie regelrecht aus Georges' Wörterbuch übernommen. Die Beispiele zeigen, dafs selbst bei harmonischem romanischen Entwickelungszustande Körting an dem hochlateinischen oder pseudo-hochlateinischen Urtypus festzuhalten strebt. So wird beispielsweise nicht das im Alt- und Spätlatein nachgewiesene volkstümliche domnus sondern hochlateinisches *dominus* den romanischen Formen vorangestellt, nicht soldus sondern *solidus*, nicht uirdis, uirdiarium etc. sondern *uiridis*, *uiridiarium*, nicht canapeum bezw. canopeum sondern *cōnōpēūm*, nicht sĭgnum, signa sondern *sīgnum*, nicht saluaticus sondern *siluaticus* u. dgl. mehr. Hin und wieder freilich mischt der Verf. auch echt volkslateinische (erschlossene) Formen ohne Scheu in die Reihen der hochlateinischen ein, wie **dēstrugo* (destruo) **spĕcia* (species) u. a. Mit einigem Erstaunen wird man es vermerken, wenn selbst ein Gelehrter von so umfassendem Wissen wie Körting dabei Formen wie **Agustus *cinque *grassus *ipsus *jenuarius *voco* als

---

43) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891. 4 Bl. [414 S. =] 828 Spalten + 134 S. 4°.

unbelegt und nur erst theoretisch erschlossen noch mit Sternchen auszeichnet und bei einer so gut lateinischen Form wie *caldus* es für nötig hält, darauf hinzuweisen, daſs es »von Georges als Nebenform zu calidus angeführt« werde. Doch hier hat Verf. die richtigen volkslateinischen Formen wenigstens getroffen bezw. aus seinen Quellen übernommen; schlimmer ist es, wenn er pseudo-volkslateinische an die Stelle setzt. Als Grundform für die gemeinromanische Entwickelung ist z. B. ueclus für uetulus längst ermittelt und allgemein anerkannt. Die Form ist auſserdem (ebenso wie das oben genannte uirdis und das auch romanistisch längst erschlossene, von Körting gleichfalls ignorierte acqua) in der Appendix Probi direkt überliefert. Körting kennt dieses Hauptdenkmal des Volkslateins seltsamerweise so wenig, daſs er statt dessen **vĕculus* und analog **sicula* etc. ansetzt. Aber in dieser Gestalt ist das Wort undenkbar. Gerade nur wenn das *u* fallen gelassen war, und T und L zusammentrafen, erfüllten sich erst die physiologischen Vorbedingungen, die im Latein wie im Romanischen den Übertritt des T in C (K) veranlaſsten! Das vom Autor zugelassene *u* ist also wiederum nur eine Konzession an das Hochlatein, ebenso wie des hochlateinischen Geschlechtes wegen für caput **capum* eingesetzt ist, während die Formbildung doch in eine Periode fällt, die der Neutra überhaupt verlustig gegangen war und inschriftlich richtig CAPVS als Maskulinum begegnet. Aus Marx' Hilfsbüchlein stammen anscheinend die unsinnigen Formen *cīppus līttera* etc., wohingegen die vom Ref. bereits 1884 als allein richtig nachgewiesenen cĭppus lĭttera mit Sternchen hinterhergehen und als volkslateinische Formen zu den ersteren, angeblich hochlateinischen, in künstlichen Gegensatz gebracht sind. Das Hochlatein hat überhaupt Unheil über Unheil angerichtet. Auf Sternchen und Quantitätsangaben ist nicht zu bauen. Oft erscheint eine Form ohne Sternchen, deren Quantität mindestens zweifelhaft ist. Statt *sănctus* ist z. B. inschriftlich sānctus, statt *hirŭndo* durch direktes, allerdings recht spätes Grammatikerzeugnis hirūndo verbürgt; auch *serpĕns serviĕns* sind vom hochlateinischen Standpunkt als falsch anzusehen, *frōntem strĭctus* u. dgl. sehr zweifelhaft. Auf der andern Seite hat der Verf. oft die als hochlateinisch geltende Quantität anstandslos beibehalten, wo die von ihm angeführten romanischen Formen auf Abweichungen schlieſsen lassen. So ist zwar im Anschluſs an die alte Schreibung nountios eine Form *nūntius* mit langem *u* von Marius Victorinus bezeugt, aber sie paſst doch nicht zu der vom Verf. nachgestellten französischen Form *nonce, sīgnum* nicht zu ital. *segno* u. s. w. Doch genug der Einzelheiten, deren Reihe sich willkürlich verlängern lieſse! Der Verf. würde sein Verdienst an diesem, freilich auch so unentbehrlichen Werke wesentlich erhöhen, wenn er in einer Neuauflage überall ein historisches Fundament zu legen trachten würde. Das Material bedarf einer sorgfältigen Umformung, wobei auf Volksschicht, Sprachperiode und romanische Territorien die gebührende Rücksicht zu nehmen sein würde. Es empfiehlt sich, schon durch wechselnden Druck vier verschiedene Wortklassen kenntlich zu machen: 1. Gemeinlateinische Worte oder Formen durch steile Kapitälchen, 2. spezifisch volkslateinische durch kursive, 3. gemeinromanische oder mehrfach romanische durch fette steile Minuskel, 4. einzelromanische durch kursive! Die etymologischen Urbestandteile, die Verf. im vorliegenden Werk zum Ausgangspunkt nimmt, würden ohne Schaden in Klammern eingefügt folgen können.

Lautlehre. Erwähnung verdient zunächst ein mit großer Sorgfalt bearbeiteter Abschnitt in P. Schwenkes Apparatus criticus ad Ciceronis libros de natura deorum, der die Orthographie der verschiedenen Handschriften behandelt.[44] — Mit der Aussprache des Lateins beschäftigt sich von neuem ein Professor des Columbia College in Amerika: °Harry Thurston Peck, Latin pronunciation: a short exposition of the Roman method.[45] Die kleine Broschüre ist dem Ref. trotz mehrfacher Bemühung nicht zu Gesicht gekommen, doch ist ihr in einer englischen Zeitschrift[46] die Ehre einer Besprechung zu teil geworden. Die Schrift soll offenbar der seit Jahren in Amerika herrschenden Reformbewegung zu Gunsten einer historisch treuen Aussprache des Lateins dienen. Soweit man aus der genannten Anzeige urteilen darf, ist sie die Arbeit eines Dilettanten, der zwar selbständig in seinen Stoff einzudringen versucht, dessen Sachkenntnis aber viel zu gering ist, um ihn auch nur bei den Hauptpunkten vor Stolpern zu bewahren. Nach seiner Versicherung unterscheiden sich lange und kurze Vokale klanglich ('in quality') im Latein nicht, ist u ohne Unterschied der Quantität von Griechen durchweg mit *ov* transskribiert, haben griechische Transskriptionen überhaupt hohen Wert, weil die Griechen 'phonetisch' das Gehörte wiedergaben, ist die Schwäche des auslautenden s zu ersehen aus den Endungen von *nauta* und *luxuria*, ist für x im Altlatein oft cs geschrieben u. s. w. Das klingt in der That recht — amerikanisch! — Während Peck ohne große Skrupel mit der Tradition bricht, sucht ein französischer Gelehrter eine alte in neuem Gewande wieder aufleben zu lassen. Es handelt sich um den Buchstaben, dem allein schon mehr als ein dickes Buch gewidmet ist. Michel Bréal, De la prononciation du *c* latin[47] bespricht '1. Le groupe ci + voyelle', '2. La prononciation de c devant e ou i'. A. Spengel hat einmal (in den Blättern f. bayer. Gymnasialwesen 22, S. 221) zu derselben Sache geäußert: »Um zu wissen, daß c vor e und i ebensogut den *k*-Laut hatte wie vor a, o und u, dazu braucht man keine Inschriften, keine romanischen Sprachen und keine Phonetik, sondern jeder, der einmal die Schriften des Priscianus oder eines andern lateinischen Grammatikers gelesen hat, weiß, daß dieselben ausschließlich den *k*-Laut kennen ohne Unterscheidung des darauffolgenden Vokals. Die Sache ist ebenso sicher, wie daß *mensa* im Genetiv *mensae* hat.« Für den französischen Gelehrten ist das keineswegs so sicher! Er knüpft an an den graphischen Wechsel von c × t in Inschriften, z. B. bei TRIBVNITIAE Orelli 957 (222 n. C.) und MVNDICIEI ibid. 5, deposikio CIL. VIII, 1389 u s. w. Solche Verwechselungen von c und t, sagt er, sind nur möglich, wenn »1. das c sich modifiziert, 2. das t sich modifiziert hat, 3. beide Modifikationen sich so nahe getreten sind, daß sie sich ähneln und verwechseln lassen«. Hiergegen ist nichts Sonderliches einzuwenden. Das Versehen des Autors liegt auch außerhalb dieser Schlußkette. Er denkt nämlich dabei an die sogen. 'Assibilation' des ti vor Vokal, und, wie es ganz gewöhnlich geschieht, versteht er darunter noch nach alter Weise einen Übergang des t in *z*, wohl gemerkt deutsches z, und folgert daraus eine analoge 'Assibilation' des c. Aber, wie Ref.

44) In: The classical review IV (1890), 351—55. 45) New York, Henry Holt and Co., 1890. 34 S. 46) In: The classical review V (1891), 60—61; der Recensent ist F. D. Allen. 47) In; Mémoires de la soc. de linguist. de Paris t. VII, 2. fasc. (1890), S. 149—156.

schon anderwärts mehrfach betont hat, die Alten sprechen entweder indifferent von der Assibilierung der Silbe schlechthin, oder, wenn sie genau sich ausdrücken, von der Assibilation des I. Sie sagen keineswegs, dafs gerade das fragliche T sich in Z wandle, sondern vielmehr nur, dafs das nachfolgende I dicker klinge, seinen Ton verliere und einen Zischlaut annehme. »Si dicas Titius, *[i]* pinguius sonat et perdit sonum suum et accipit sibilum« sagt Pompeius K. V, 104. Das heifst nichts anderes, als dafs das ursprünglich rein vokalische und silbenbildende I seine syllabische Selbständigkeit verliert und einen Zischlaut (*j*-artiges Reibegeräusch) annimmt. Bréal hat denn auch für seine Ansicht, dafs das C vor E, I schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung einen Zischlaut angenommen, fast nichts anzuführen, als die Analogie des Griechischen, Oskischen und Umbrischen, während er die thatsächlichen Widersprüche durch gekünstelte Erklärungen wegzuräumen sucht. Aber was beweist es z. B. für die Natur des niederdeutschen T, wenn dafür hochdeutsch ein Z eingetreten ist? Und diese Dialekte stehen sich doch immer noch etwas näher als Lateinisch und Oskisch oder gar Griechisch! Gerade im Spätlatein gewinnt auch erst das Phänomen an Ausbreitung. Wäre es nicht die individuelle Auffassung eines so gründlich und selbständig nachprüfenden Gelehrten, wie Bréal, so würde darüber kein Wort zu verlieren sein. So möge wiederholt werden, was oben auf S. 46 angedeutet ward, dafs unter CI für TI nur CI = KI zu verstehen ist, und nicht sowohl K sich dem T, als vielmehr *(dorsales)* T dem K sich angenähert hat. Dieser Lautwechsel ist in den verschiedensten Sprachen noch heute zu beobachten, wie erwähnt, z. B. auch in französischen Patois (Berry, Maine, Rouchi, Nieder-Normandie etc.). Und dafs die Lateiner in solchen Fällen wirklich schwanken durften, welchen orthographischen Ausdruck sie ihrem Artikulationsgefühl und Gehöreindruck leihen sollten, dafür kann es keine bessere Entschuldigung geben, als den Umstand, dafs selbst noch gewiegte Phonetiker der Neuzeit es schwierig finden, zwischen den fraglichen Wechsellauten eine Grenze zu ziehen.[48]) Es ist natürlich durchaus verzeihlich, dafs der verdiente französische Gelehrte, dessen Studiengebiet die Lautphysiologie nicht ist, sich von der vermeintlichen Analogie benachbarter Dialekte und Sprachen hat täuschen lassen. Auf die zweite Hälfte seiner Arbeit einzugehen, ist völlig überflüssig. Es genügte, auf die einzige Thatsache hinzuweisen, dafs sowohl Marius Victorinus (im IV. Jhd.) wie noch Priscian (im V./VI. Jhd.) dem N vor C in Formen wie *anceps ancilla* den Laut des Agma, also denselben *ŋ*-Laut wie in deutsch A*n*ker, zuschreiben, um die bestrittene sogen. gutturale Natur des lat. C vor E, I auch im späten Latein über allen Zweifel zu erheben! — Eine Frage der historischen Lautlehre stellt sich A. ZIMMERMANN: K a n n i n t e r v o k a l i s c h e s CT s e i n C i m L a t e i n v e r l i e r e n ?[49]) Curtius hat das mit Hinweis auf den Götternamen VITORIA CIL. I, 58 bejaht, Corssen es verneint und die Schreibung ohne C auf oskischen Einflufs zurückführen wollen. Zimmermann weist nun das Vorkommen von VITORIA, VITORIVS etc. aufserhalb des oskischen Sprachgebietes nach; analog VETTIVS, VETIVS neben VECTIVS, AVTVS neben AVCTVS. Auch aus

48) Vgl. z. B. Joh. S t o r m in Phonet. Studien V, 203/4 (»Jedenfalls scheint mir der Laut näher *ṭ*, als *ḳ*, w i e w o h l e s i m m e r s c h w i e r i g b l e i b t, die Grenze zwischen diesen beiden Nuancen genau zu ziehen«).
49) In: Rheinisches Museum N. F. 45 (1890), 493—496.

christlichen Inschriften und der Literatur führt er einzelnes an. Im ganzen ist sein Material dürftig. Ein Blick in Seelmanns Aussprache des Latein (S. 348) würde ihm mühelos dasselbe gemehrt und in wichtigen Einzelheiten ergänzt haben. Es würde ihm zugleich bewufst geworden sein, dafs ebenda die Frage längst erledigt war, seine Untersuchung jedenfalls nichts Neues mehr zu Tage förderte. Zimmermanns überflüssiges Endresultat ist: »Es hat also — dies glaube ich als Ergebnis hinstellen zu können — ein Übergang von intervokalischem CT zu TT bezw. T im Latein in gewissen Fällen, namentlich bei Eigennamen, stets stattgefunden.« — Nur zu nennen, um vor Enttäuschung zu bewahren, ist ein Schriftchen von RICHARD FISCH: Die Walker oder Leben und Treiben in altrömischen Wäschereien. Mit einem Exkurs: Über lautliche Vorgänge auf dem Gebiete des Vulgärlateins.[50]) Der 'Exkurs' ist identisch mit dem VII. und letzten Abschnitte des Büchleins, worin 'Der Name' des *fullo* behandelt ist. *fullo* wird aus *fulno, *fulmino 'Glänzer' (intr.) gedeutet, und nebenher eine Etymologie von *masturbo* und *mascarpio* versucht. Die Darstellung gipfelt in der Ausführung des nicht mehr neuen Gedankens, dafs man mehrere Grade der Vulgarität annehmen müsse, dafs 'so' zu 'sagen' primäre, sekundäre, tertiäre etc. Vulgarismen zu scheiden seien. Als thatsächliche Belege dafür führt Verf. die Nebenformen *caupo*, *copo*, *cupo* und *murmillo*, *mirmillo*, *myrmillo* an. Sie zeigen, in wie oberflächlicher Weise der Autor 'lautliche Vorgänge' beobachtet, insofern er nicht einmal den elementaren Unterschied von Schrift und Laut festhält und im Wechsel speziell von U, I, Y den bekannten lateinischen *ü*-verwandten Mittellaut U/I nicht herausfindet! Die Arbeit ist für die Kenntnis des Vulgärlateins wertlos, als unerreichtes Denkmal für Vulgärdeutsch desto bemerkenswerter! Ref. kann sich nicht erinnern, in stilistischer Beziehung annähernd Gleiches gelesen zu haben! — In das Gebiet der spezifisch romanischen Lautlehre fallen augenscheinlich die Arbeiten von °J. E. MATZKE: The development of CL into *l̃* in the Romance languages[51]) — °J. S. SHEFLOE: CL > *l̃* in Jersey-French[52]) — °L. C(LÉDAT): Les dentales latines entre une voyelle et une liquide.[53]) Da keine derselben dem Ref. zu Gesicht gekommen ist, so ist es ihm nicht möglich, Weiteres darüber zu berichten.

Formenlehre. Noch im Erscheinen begriffen und i. J. 1890 bis zur 10. Lieferung vorgeschritten ist FR. NEUES Formenlehre der lateinischen Sprache,[54]) deren dritte 'gänzlich neu bearbeitete' Auflage von C. Wagener besorgt wird. Es ist zunächst der II. Band: Adjektiva, Numeralia, Pronomina, Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen, Interjektionen umfassend, in Arbeit genommen. Ohne einer späteren eingehenden Kritik vorzugreifen, darf doch angedeutet werden, dafs auch diese neue Auflage noch weit entfernt ist, den Ansprüchen des Volkslateins und Romanischen zu genügen. Der Bearbeiter hat überdies die inschriftlichen Belege nicht im Original verglichen. So wenigstens nur ist es erklärlich, dafs mehrfach dieselbe Inschrift aus verschiedenen Handbüchern übernommen und dadurch der Anschein erweckt ist, als handle es sich bei den

---

50) Berlin, R. Gaertner (H. Heyfelder), 1891 [statt 1890] IV, 39 S. Kl. 8°. 51) In: Modern language notes V, Heft 6. 52) Ebenda Heft 7. 53) = Mélanges de phonétique française, in: Revue de philol. fç. et prov. IV, Heft 1. 54) Berlin, S. Calvary & Co. 8°.

verschiedenen Angaben auch um mehrfache Inschriften und Belege! Da die Literaturbelege wenigstens sorgfältig revidiert sind, so ist zu vermuten, dafs der Bearbeiter seiner Pflicht im andern Punkte nur deshalb nicht nachgekommen ist, weil er die nötigen epigraphischen Hilfsmittel nicht zur Verfügung hatte. — Recht verdienstlich ist eine kleine Arbeit, die sich mit den Zahlwörtern abgibt: MAX IHM, Vulgärformen lateinischer Zahlwörter auf Inschriften.[55]) Es sind Lesefrüchte, die der Autor bei seinen epigraphischen Facharbeiten gelegentlich pflückte und dann mit Hilfe der ihm zur Verfügung stehenden Handbücher, namentlich Schuchardts Vokalismus, Neues Formenlehre und Georges' Lexikon lat. Wortformen, zu ergänzen suchte. Doch hat er selbständig das Entnommene nachgeprüft und dabei mehrere Angaben des erstgenannten Werkes berichtigen können. Der Titel seiner Schrift ist übrigens nicht genau. Soweit es ihm möglich war, hat er aufser den inschriftlichen Belegen auch solche aus der Literatur beigebracht und neben den Zahlwörtern im eigentlichen Sinne auch die gleichlautenden Eigennamen (Secundus, Quintus, Decimus) und Weiterbildungen (Quartulus, Quintius, September, October etc.) in seine Untersuchung hineingezogen. Dafs die Arbeit auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, begreift jeder, der die ungeheure Masse des Inschriftenstoffes auch nur flüchtig überschaut hat. Den Volkslateiner und Romanisten interessieren Belege namentlich für *quattor cinque trinta (trenta) cinquaginta.* Die von Gröber im Archiv II, 107 vorausgesetzte Form *dui* erklärt Verf. für 'inschriftlich nicht nachweisbar'. Ref. vermag sie zunächst wenigstens bei Virgilius Grammaticus H. 46,11 nachzuweisen. Andere neue oder einfach vermehrte Belege mögen kurz zusammengestellt ohne Kommentar im einzelnen folgen. Vorgesetztes + bedeutet, dafs die Formen bei Ihm bereits belegt sind, und hier nur andere Belege nachgetragen werden, die übrigen sind ganz neu. Gleichzeitig wird, wie das auch Ihm im einzelnen stillschweigend gethan, der Begriff '*Vulgär*form' erweitert zu einer '*nicht-klassischen*' oder doch 'nicht klassisch üblichen (Schreib-) Form'.

OINO (unum) CIL. I, 32 (Scip. Grabschr.). OINA CIL. I, 200,31.
VNV (unus, folgt ET) CIL. X, 5939; (Akk.) ib. V, † 6257.
+ DVVS Le Blant 380 (Briord).
+ TRIS Rossi IC. I, 923 (500 n.Chr.), 985 (522 n. Chr.)
+ *trea* BRIEFE hrsg. v. Caspari S. 17 (Cod. Monac. s. VIII/IX).
+ QVATTOR CIL. VI, 13302; ib. IX, 3437.
+ QVATOR CIL X, 5939.
QVINQVE CIL. VI, 3539. QVINQ. IRN. 2316. 2299. CIL. VI, 3696 etc., cf. Seelmann, Ausspr. 90.
SIX CIL. VII, 80.
+ SEPTEBRIS CIL. V, † 5420 (463 n. Chr.).
SEPTIBRIS Le Blant IG. 377 (Briord vor 632 n. Chr.).
SEBTEMBRIBVS IRN. 6701. SEB. Rossi IC. I, 1075 (463—541 n. Chr.).
OTOBRIS Rossi IC. I, 288 (380 n. Chr.).
+ OCTVBRIS Le Blant IG. 12 (Anse nordw. v. Lyon, 498 n. Chr).; Orelli 4032 (Pompeiopolis 119 n. Chr.). OCTVBR. Rossi IC. I, 1177 (VI Jhd. n. Chr.).
NOEM.(bris) CIL. I, 924.
NVEMBRES CIL IV, 2455.
+ NOVENBRES CIL. V, † 6262 (Mailand). NOBENBRES CIL. VIII, † 2011. NOBENBRE CIL. V, 5215. NOBENBRIS CIL. V, † 1728 (Beligna). NOVENBRAS Le Blant IG. 474 (Guillerand sdl. v. Lyon, um 596 n. Chr.).
DEKEM.(bres) CIL. I, 844.
+ DECENBER (cogn.) CIL. II, 4587. DECEENBRES CIL. V, 1648 (Aquileia). DECENBRES Rossi IC. I, 107 (349 n. Chr.).

55) In: Archiv f. lat. Lexik. u. Gramm. VII, Heft 1/2 (1890) S. 65—72.

+ *decim* neben decem nach Velius Longus K. VII, 76 nicht falsch.
+ VNDECI ANNOS CIL. V, † 1745.
SEDECI CIL. VI, 7260.
+ VIGENTI IRN. 3293.
triginta Barbarismus nach Consentius K. V, 392,4–5.
TRICINTA Rossi IC. I, 14 (279 n. Chr.).
+ QVADRACINTA neben QVINQVAGINTA CIL. X, 5939.
QVINGINTA CIL. III, 2 p. 811,44 (Ed. Diocl., ex. Strat.).
nonacenta, noncentos verworfen von Caper K. VII, 104.
MEILIA CIL. I, 551 (zweimal), cf. Lucilius bezw. Ter. Scaurus K. VII, 19,1.
mile, millia fehlerhaft nach Plinius bezw. Pompeius K. V, 185,16 ff. Belege für MILLIA, MILLIA etc. bei Seelmann, Ausspr. 118.

PERIMA (prima) CIL V, † 6244.
SECONDVS Gruter p. 80,12 (Iadera).
SECONDI Orelli Henzen 7215 (Narbo 149 n. Chr.).
SECVNNVS Mommsen IHelv. 234.
SECVDVS CIL. VI, 3375; CIL. VIII, 2063.
SECVDO CIL. I, Fast. Antiat. 2,26 (p. 327).
SECVDAE CIL. VI, 3938. SEQVDA CIL. VIII, 276.
SEGVNDAE Muratori 2076,10 (Laibach).
SEGVDI Fröhner I. terr. coct. v. 1915 (Basel).
NB. Die vorstehenden Formen sind zumeist Eigennamen!
TERTIV (tertio) Rossi IC. I, 255 (376 n. Chr.).
+ TERCIVS Gruter p. 409,VI (Brixia; TERCIA ib. p. 1039,III (Iadera).

QVÁRTAE mit Apex, also $\bar{a}$) CIL. V, 6091. QVÁRTÁE ib. 7430.
QVINCTVS CIL. I, 1008; CIL. II, 3695 (6 n. Chr).
QVINT CIL. VI, 1383 (137 n. Chr.) QVINTO ib. 13742. QVINTA ib. 5221 u. CIL. III, 2904. 2905. QVINTVM im Monum. Ancyr. CIL. III p. 778,1. Analoga bei Seelmann, Ausspr. 90.
QVINITA CIL. VIII, 7213.
QVNTI Eph. epigr. IV, 41 (Lycia).
CVN.(tus) CIL. I, 939.
ΚΥΝΤΗΛΙΟϹ CIG. II, 2488.
ΚΟΕΙΝΤΟϹ CIG. II, 2003.
ΚΟΙΝΤΕ CIL. X, 7064. *Κοΐντου* Lydus de mag. I, 46 (ed. Bonn. p. 156).
+ QINTILLVS CIL. II, 2409.
NB. Vorstehende Formen fast sämtlich Eigennamen!
OCETAVI (Octaui) CIL. VIII, 6239.
*DEECIMAE CIL. I, 706.
+ DECVMA CIL. I, 542. 1113. DECVMAM ib. 542.
VNDECVMVM CIL. VI, 7898.
VICENSVMVS CIL. II, 3871. VICENSVMO CIL. I, 198,81. VICENSVMAM ib. 199,27 und CIL. V, 7749,27 (a. u. c. 637).
TRICENSIMO CIL. VI, 751 (376 n. Chr.).
QVINQVAGENSIMA CIL. II, 5064.
CENTENSIMAS Ed. Diocl., ex. Strat. CIL. III p. 804,35 (301 n. Chr.).

---

decies, centies, milies, ob mit oder ohne *n* richtig, cf. Caper K. VII, 95,8 ff., Mar. Vict. K. VI, 24—25, Beda K. VII, 287,5.
QVINQVIENS CIL. X, 218. 838.
MILLIENS im Mon. Ancyr. CIL. III p. 794,88.
triceni × *trigeni* Agroecius K. VII, 114,9

Die Hinweise des Verf. auf romanische Formen sind zwar gut gemeint, aber z. T. völlig verfehlt. Sie hätten besser fern bleiben können. Anderseits ist willkürlich von dem Brauche des CIL. abgewichen, insofern das Kreuzzeichen †, das christliche Inschriften kenntlich macht, von ihm nirgends hinzugefügt ist. — Ein Zeitschriftenartikel von °A. J. BALLEGO, Parfait latin,[56]) anscheinend eine Miscelle, ist dem Ref. leider nicht zugänglich gewesen.

Halle a. d. S. Emil Seelmann.

Syntax. Das bedeutendste Werk des Jahres 1890 für die »Volkslateinische Syntax« ist MAX BONNET, Le Latin de Grégoire de Tours, Paris, Hachette. Wenn auch das ganze 787 Seiten fassende Buch für Romanisten Interesse haben dürfte, so verdient doch die Syntax darin besondere Beachtung, denn »c'est la syntaxe, avec le vocabulaire, qui s'éloigne le plus du latin classique; il n'est pres-

---

56) In: Taalstudie XI, Heft 3.

que pas une ligne qu'on pourrait faire passer pour écrite à la bonne époque« (S. 751). Eingeteilt wird die Syntax in fünf Kapitel: 1. Le nombre, 2. Le genre, 3. Les cas, 4. Le verbe, 5. Le pronom et l'adjectif possessif réfléchis. Aus der Kongruenz ist bemerkenswert, dafs, wie schon bei Commodian[1]) und sonst[2]), nach einem Neutrum pluralis, so besonders nach *haec* und *quae*, das Verbum im Singular folgt, ferner dafs dieses *haec* oder *quae* ein Prädikativ im Singular nach sich hat, z. B. *quae praetiosum habebas*, *quae gestum fuit*. Der Gebrauch des Plurals in der Anrede an eine Person ist bei Gregor noch selten, findet sich aber immerhin schon, die Konstruktion ad sensum ist vielleicht etwas kühner als früher, aber nicht häufiger angewendet. Über das Geschlecht der Wörter befindet sich Gregor oft im unklaren, vielleicht hat er den adj. Neutra der III. Dekl. das Akkusativzeichen *m* nach Analogie der *o*-Dekl. gegeben, z. B. *omnem ingenium*, die Komparative werden zumeist in der persönlichen Form gebraucht, z. B. *minor gaudium*; interessant ist *excepto filiabus*, es erinnert an *praesente uobis*[3]) und *astante ciuibus*. Dafs die Synesis im Genus überwiegt, versteht sich fast von selbst, bemerkenswert ist dies bei Städtenamen im Neutrum, z. B. *Arvernum rediit eamque devastavit*. Sehr lehrreich gestaltet sich das grofse Kapitel über den Gebrauch der Kasus. Gregor gesteht selbst, dafs er in diesem Gebiete sich täuscht, d. h. er ist sich unklar über die Funktionen des Akkusativs und Ablativs besonders hinsichtlich des Ausdrucks der Ruhe und der Bewegung; allein von einer Zurückführung sämtlicher vier Kasus auf einen ist bei ihm noch nichts zu bemerken, ja Akkus. und Abl. sind noch geschiedene Kasus, nur »il arrive parfois à Grégoire de se tromper sur l'emploi de l'un ou de l'autre« (S. 527). Der Akkusativ hat viel Gebiet zurückerobert, so sehen wir den transitiven Gebrauch der Verba sehr ausgedehnt, und der Accus. loci gewinnt an Boden namentlich hinsichtlich der Eigennamen; vgl. *hoc incendium totam urbem conflagravit*[4]) und *regressus urbem*, sowie *Burgundias abiit*. Der Dativ weist am meisten neue Konstruktionen auf, so besonders der Dativ der Richtung, z. B. *proiecit arma solo*[5]), ferner der Dativus der freundlichen oder feindlichen Annäherung, z. B. *ecclesiae sociatur*, dann der Dativ nach den Verben des Nehmens, Entreifsens, Verlangens; damit ist der Weg zur Erklärung des franz. demander à, acheter à u. ä. gezeigt. Dafs der Dat. poss. sein Gebiet vergröfserte, war nach § 82 der Syntax des Ref. zu erwarten, dafs bei *mihi est nomen* der Name im Dativ Regel wird, läfst der Gebrauch des Firm. Mat., der immer den Dativ hat, voraussetzen. Die Haupterscheinung in diesem Kapitel, der Dat. comparationis, der sich auch im mittelalterlichen Latein[6]) forterhalten, wird durch viele Beispiele belegt[7]); ebenso *dignus, particeps* und viele Adj. in der Verbindung mit dem Dativ, so auch *memor* und daher *memini* mit Dativ. Für den Genitiv erweist sich das Ergebnis der Forschung Gollings[8]) als richtig, dafs der Gen. qualitatis in nachklassischer Zeit immer mehr zunehme; Bonnets Zurückführung der Häufigkeit dieses Genitivs auf das Bedürfnis

1) H. Schneider, Die Kasus, Tempora und Modi bei Commodian. Nürnberg, 1889, S. 5. 2) Rönsch, Itala u. Vulgata, S. 435. 3) Vgl. des Ref. Syntax ² § 21, b. 4) Vgl. Thielmann de Cornificii sermonis proprietatibus, Strafsburg 1879, S. 30. 5) So schon Commodian Apol. 979 *properant sanctae civitati*, vgl. Schneider S. 9. 6) Vgl. z. B. Schepss Conradi Hirsaugiensis dialogus super auctores, Würzburg 1889, S. 36. 7) Wölfflins Ausführungen im Archiv VI S. 466 und VII S. 117 konnten nicht mehr benuzt werden. 8) Im Gymnasium 1888 No. 1 und 2.

nach starken Ausdrücken und auf Vorliebe für Abstraktion kann gebilligt werden; so wird aus *homo sanctus* zunächst *egregie sanctus* und dann *egregiae sanctitatis* (vgl. im Französ. jetzt 'd'une merveilleuse habileté' gegenüber früherem 'homme habile'). Der Gen. definitiuus hat in Anlehnung an das vom Hebräischen beeinflufste Bibellatein auch bei Gregor wie sonst [9]) häufige Verwendung gefunden. Für den Gen. comparationis können Bonnets Ausführungen nicht mehr genügen, darüber mufs man jetzt Wölfflin [10]) einsehen. Von allen Kasus hat der Ablativ am meisten gewonnen. Er wird regelmäfsig als Kasus der Dauer verwendet, vgl. Schmalz, Syntax § 54 Anm. 2 und die Thatsache, dafs Orosius 4, 12, 7 auf die Frage *quamdiu?* mit *uno anno* antwortet. Interessant ist, dafs der Abl. comp. — worauf Bonnet noch nicht hinweisen konnte, was aber jetzt aus Wölfflins Darlegung [11]) hervorgeht — sich in den längst üblichen Wendungen wie *eo amplius, nive candidior, luce splendidior* (Variation von *luce clarior*) bewegt; ich bin daher im Gegensatz zu ihm der Ansicht, dafs in den zweifelhaften Fällen eher Dativ als Ablativ anzunehmen ist, ausgenommen wo, wie in *dicto citius, plus solito* u. ä. eine eingebürgerte oder nachgeahmte Wendung vorliegt. Übrigens überwiegt *quam* bereits so sehr, dafs alle Abl. Gen. Dat. comp. zusammen nicht der Zahl der Beispiele mit *quam* gleichkommen. Bekannt ist, dafs der Abl. causae und comitatiuus im Nachklassischen immer häufiger gebraucht wird; über den Abl. der thätigen Person beim Passiv darf man mit mehr Entschiedenheit urteilen, als Bonnet es gethan, nachdem Guttmann [12]) so sorgfältig den Ablativus personae bei Ovid und seinen Vorgängern wie Zeitgenossen behandelt hat. — Die Zahl der absoluten Kasus nimmt zur Zeit des Verfalls der lateinischen Sprache zu; neben dem Abl. abs. gibt es einen Nom. abs. und einen Acc. abs. Für den Abl. abs. gelten die Voraussetzungen der klassischen Sprache (die übrigens auch früher nicht immer beachtet wurden) [13]) nicht mehr; nunmehr nahm auch der dem Abl. verwandte Accus. teil an der absoluten Konstruktion, und zwar in einer Ausdehnung, wie wir es sonst nirgends finden; man kann sagen, der Acc. abs. ist für Gregor eine dem Abl. abs. völlig gleichberechtigte Konstruktion! Höchst bemerkenswert ist der Acc. abs. *futurum* in Wendungen wie *futurum ut auferretur* nach Analogie von *addito ut* ... Weniger häufig als Abl. und Accus. abs. ist der Nom. abs. Man kann darüber streiten, ob der Nom. abs. den Accus. abs. nach sich gezogen hat, oder umgekehrt; Ref. hält gegen Bonnet an ersterer Ansicht fest. [14]) Übrigens stimmt dazu, was Bonnet S. 566 Anm. 2 über *abierunt mandans ut* sagt: ein appositives Satzverhältnis, mag es nun der Übergang vom Ganzen zum Teil sein, wie schon Piso fr. 27 p. 84 P. *hi contemnentes eum assurgere ei nemo uoluit* sagt, oder umgekehrt, ist die Grundlage dieser absoluten Konstruktion, die natürlich sich immer freier gestaltete. — Wenn schon in klassischer Zeit Präpositionen zu Städtenamen treten, um die genaue Angabe der Richtung zu ermöglichen, so geschieht dies seit Augustus immer häufiger. Hierher gehört auch der Abl. der Herkunft mit oder ohne Präposition; Bonnet bemerkt nichts über den früheren Gebrauch, Ref. will daher darauf hinweisen, dafs seit Livius 1, 50, 3 *Herdonius ab*

9) Vgl. des Ref. Syntax § 65 Anm. 3. 10) Im Archiv VII S. 115—132. 11) Im Archiv VI S. 447—467. 12) Sogenanntes instrumentales *ab* bei Ovid, Dortmund 1890 Progr. 13) Vgl. des Ref. Abh. Sprachgebrauch des Asinius Pollio, München 1889 S. 29 und Wölfflin im Archiv VI S. 96. 14) Vgl. Schmalz, Stilistik § 53 Anm.

Aricia, also Stadtnamen mit *ab*, häufig wird, dafs Cic. und Caes. dies nicht kennen, dafs aber schon Varro r. r. 2, 2, 1 *pastores a Pergamide* sagt; vgl. Nipperdey-Lupus zu Corn. Nep. Ep. 5, 1, M. Müller zu Liv. 1, 50, 3. — Viel lernen läfst sich aus dem Abschnitt über die Präpositionen, so über den sehr ausgedehnten Gebrauch von *ad*, z. B. *dicit ad Moysen, quaero ad, peto ad, ad numerum ducentarum (au nombre de)*, über die Gleichsetzung von *infra* und *intra*, über die oftmalige Verwendung des kausalen *ob*, über *per* zur Bezeichnung der thätigen Person beim Passiv (ist schon alt, vgl. Schmalzs Syntax § 135), über die Ausdehnung des modalen *per*[15]), über *ire post*[16]), über *post se habere = avoir en possession*, über *usque*, wo jetzt Thielmann in Archiv VI und VII Näheres gibt. Geradezu wunderbar scheint uns, dafs bei Gregor *ab* über *de* überwiegt; es war die letzte Kraftprobe der dem Untergang bestimmten Präposition. *Ex* tritt gegenüber *ab* und *de* bedeutend zurück, und *pro* herrscht noch nicht so vor, wie man erwartete. Auffällige Wendungen sind *sinite ab hac stultitia*, ferner *ab annis quinquaginta = depuis 50 ans*. *Ab* mit Abl. nach einem Komparativ hat wohl zuerst Porphyrio[17]), es ist von Bonnet gut erklärt »l'hébraïsme s'est combiné avec la tournure latine« (S. 597). Bestreiten mufs Ref. mit Gerstenecker,[18]) dafs der Abl. mit *ab* beim Gerundiv unklassisch ist; *a nobis quaerendus est* sagt auch Cicero. Bezüglich des instrumentalen *ab* sei nochmals auf Guttmann verwiesen; danach erscheint manches weniger auffällig. Das kausale *ab* erfordert sorgfältige Behandlung; schon Urba[19]) hat auf die Verwechslung von *ab* und *ob* hingewiesen, näher ist darauf Thielmann[20]) eingegangen; die Frage ist noch nicht geklärt. Auch *cum* hat wie *ab* an Gebiet gewonnen, es bezeichnet 'toute sorte de relations de personne à personne' (S. 605). Bezüglich des Wörtchens *de* urteilt Bonnet anders als Gölzer.[21]) Dieser ausgezeichnete Kenner des Spätlatein ist auf Grund der Betrachtung der Sprache des hl. Hieronymus zum Ergebnis gekommen, »que la préposition *de* tend à se substituer partout aux prépositions *ab* ou *ex*«; wir sehen, dafs der Substitutionsprozefs sich nicht überall gleichmäfsig vollzogen hat. Sicher scheint zu sein, dafs der Gen. subiect., obiect. und poss. bis lange nach Gregor seine Stellung behauptet hat, während sonst *de* sich überall vordrängte; dies hat auch Sittl ausgesprochen.[22]) Während *ex* und *prae* zurücktreten, gewinnt *pro*; die häufigst gebrauchte Präposition ist jedoch *in*. Die Phrase *rex hoc reddidit in responsis* erinnert an Hor. sat. 2, 6, 1 *hoc erat in uotis = uotum meum*, also *reddidit in responsis = respondit*. Dafs *in tantum* schon im nachklassischen Latein nicht selten ist, scheint Verf. nicht zu wissen; es findet sich Plin. n. h. 19, 156 und sonst im silb. Latein. Dafs *super* häufig vorkommt, ist leicht begreiflich; als neu bezeichnet Bonnet die Bedeutung *sur soi, sur sa personne*, die *sur* im Französischen behalten. Als Schlufsergebnis stellt Verf. den wichtigen Satz auf: Les prépositions ont gagné plus qu'elles n'ont perdu, mais elles ont perdu et nous sommes bien loin de l'époque où elles prendront complètement

15) Der häufige Gebrauch des modalen *per* darf nicht verwundern, ähnliches wie Gregor hat schon Plautus, vgl. Obricatis de per praepositionis usu etc. Königsberg 1884 S. 3. 16) Da selbst Cicero *sequi post* sagt, vgl. Seyffert-Müller z. Lael. p. 398, ist dies nicht so auffällig, als Bonnet meint. 17) Vgl. Urba Meletemata Porphyrionea, Wien 1885 S. 45. 18) Bl. f. bayr. Gymn. 1890 S. 4. 19) l. l. S. 44. 20) In Commentationes Wölfflinianae. Leipzig 1891, S. 253 ff. 21) Latinité de Saint Jérome, Paris 1884 S. 341. 22) Litt. f. germ. u. rom. Philol. 1883 Sp. 136.

possession du domaine délaissé par les désinences. — Im IV. Kapitel (le Verbe) wird das Fortleben des Passivs bei Gregor konstatiert, dann behauptet, dafs das von den Klassikern gemiedene Passiv von *uideo* = *gesehen werden* von Gregor förmlich aufgesucht werde. Gewundert hat den Ref., dafs Verf. zur Einführung der Phrase *ut mos rusticorum habetur* nicht auf Tac. ann. 13, 16 *mos habebatur* und überhaupt auf das bei Sall. und Tac. beliebte *haberi* verwiesen hat, vgl. Fabri zu Sall. Cat. 6, 3 und Nipperdey zu Tac. Ann. 1, 73. — Die Handhabung der Tempora bei Gregor erinnert an das Altlatein, wo das Präsens ein weites Gebiet beherrscht; man wird daher kaum an griechischen oder hebräischen Einflufs glauben, vielmehr an einen volkstümlichen Gebrauch des Präsens. Einen einfachen Ausgleich der Tempora erkenne ich in *visus est descendisse* für *descendere*: der vorschwebende Begriff der Vergangenheit hat auch den Infinitiv beeinflufst. Der vielbehandelte Konj. Plusq. ist nach Bonnet »un subjonctif prétérit général équivalant à la fois à l'imparfait, au parfait et au plusqueparfait, absolument comme le prétérit de l'infinitif«. Das vom Verf. aufgeführte *consuetus sum* = *consueui* ist auch aus Fulgent. zu belegen.[23]) Der finale Infinitiv ist wie überhaupt im Sp. L. so auch bei Gregor häufig, Bonnet erkennt darin griechischen Einflufs. Sehr merkwürdig ist die bei Gregor beobachtete Häufung der Partizipien in ebendemselben Satze; ja das Part. Praes. ist oft gleich dem Ind. Ebendieselbe Erscheinung hat Schneider l. l. S. 30 auch für Commodian beobachtet und, wie mir scheint, mit Recht aus der allgemein im Spätlatein üblichen Conjug. periphr. *amans sum* = *amo* mittels Ellipse von *esse* erklärt, also *tempus est et nos gerentes* sc. *sumus*. Dafs der Abl. Gerund. für das Part. Praes. eintritt, ist längst von Ott erkannt. — Im Kapitel über die Nebensätze sind zuerst die Bedingungssätze behandelt. Auf diesem Gebiet vermifst man Berücksichtigung der Forschungen von Blase[24]), welche durch erschöpfende historische Behandlung des Irrealis Licht in die abnormen Erscheinungen der Konditionalsätze gebracht haben. Hier wird vom Verf., der Ref. in einer Anm. S. 495 wegen der Anordnung seiner Syntax tadelt, mitten in die Nebensätze die Lehre vom Infinitivsatze eingefügt; zwei Arten desselben werden angenommen, die deklarative, welche an Bedeutung verliert, und die imperative, welche gewinnt. An Stelle des deklarativen Infinitivs treten häufig Sätze mit *quod, quia, quoniam,* letzteres sehr selten bei Gregor; darüber sind wir durch die Abhandlung von Mayen[25]), die wohl Bonnet, aber Ref. nicht mehr benutzen konnte[26]), jetzt vollständig orientiert. Der Charakter einer Universalkonjunktion zeigt sich bei *quod* auch darin, dafs es z. B. für *quin* nach *non est dubium* eintritt (vgl. Schmalzs Synt.[2] § 108). Für *quia* wird als auffällig bezeichnet, dafs es in Schwüren, z. B *per omnipotentem deum quia non admisi*, und im Eingang der direkten Rede steht; ersteres erklärt sich durch Ellipse, letzteres ist ein Gräzismus. Das Eintreten des Konj. an Stelle eines Infinitivs hat schon Haase behandelt (falsches Zitat bei Bonnet, vgl. S. 885 der Ausgabe von Schmalz und Landgraf), das Anakoluth ist klar. Dafs Sätze mit *quasi* auf V. dicendi oder declarandi folgen können, wundert mich nicht; das silberne Latein hat, was Bonnet übersehen,

23) Vgl. Zink der Mytholog Fulgentius, Würzburg 1867, II S. 57 (interessant für Romanisten!) 24) Blase, Geschichte des Irrealis im Lateinischen, Erlangen 1888. 25) Mayen de particulis quod quia quoniam etc., Kiel 1889. 26) Vgl. Schmalz, Syntax[2] S. 584.

damit den Anfang gemacht, vgl. Tac. ann. 14, 22 *uulgo opinio est tamquam mutationem regni portendat.* Die imperative Infinitivkonstruktion ist sehr häufig, dies hat auch Gölzer für St. Hieronymus erkannt. Der Indikativ in den Nebensätzen führt zunächst zu den indirekten Fragen, in welchen der Konj. immer noch überwiegt, wenn auch der Indikativ nicht selten ist. *Ut* mit dem Indikativ betrachtet Gregor als regelmäfsige Konstruktion, auch auf *ne* folgt einmal der Indikativ, ebenso nach nicht temporalem *cum* öfters, selbst nach konzessivem *cum*. Trotzdem kann man sagen, dafs der Konj. fast nichts an Gebiet verloren hat, wie z. B. in den Relativsätzen die Modusgebung ganz korrekt ist, ferner auch nach quamquam der Konj. oft gebraucht wird. Die Bildung der Tempora durch Umschreibung mittels habere ist durch Thielmanns zuverlässige Untersuchungen[27]) ganz klar gestellt; Bonnet bestätigt, dafs Gregor der erste Schriftsteller ist, bei dem *deliberatum habui* völlig gleich *deliberaui* ist; das Futurum ersetzt durch *habeo*, also *habeo ire* = *ibo* ist seltener zu finden, trotzdem es schon vor Gregor vorhanden war, aber »on usait plus souvent de ce tour en parlant qu'en écrivant«. Interessant ist die Modusumschreibung mittels *debere*, z. B. *vocat qui ei aperire debeat*, ferner in *quo loco transire deberit ignorabat*; den gleichen Charakter zeigt *debere* mit Infinitiv. Zum Schlufs sei noch erwähnt *qui* mit *posse* = *quicumque*, z. B. *quae habere potero* = *quaecumque habeo*. — Soviel über Bonnets Buch; man sieht, es ist für den Syntaktiker unentbehrlich. Entbehrlich ist dagegen Urbat, Beiträge zu einer Darstellung der romanischen Elemente im Latein der hist. Francorum des Gregor von Tours, Königsberg 1890, wenn man auch nicht so weit geht, um es mit L. Traube als »schon beim Erscheinen antiquiert« zu bezeichnen.[28]) — Sehr förderlich und in engem Zusammenhang mit Bonnet steht das Programm Paulus Geyer, Kritische Bemerkungen zu S. Silviae Aquitanae peregrinatio ad loca sancta, Augsburg 1890. Die Abhandlung Wölfflins »Über die Latinität der Peregrinatio ad loca sancta«, sowie die Miscelle Geyers[29]) dazu sind bekannt. Geyer hat die Handschrift der Peregrinatio nachgeprüft und gibt nun kritische und sprachliche Bemerkungen, durch welche zunächst neue Beweise gewonnen werden für die gallische Heimat der Verfasserin. Für die Syntax von Wichtigkeit ist der Gebrauch von *eo quod* statt des Acc. c. inf. nach den V. dicendi, welcher näher verfolgt wird (Fredegar, Ven. Fortun., Dipl. Merowing.), ferner der Acc. c. inf. mit einleitendem *eo quod*, dann *quod* als temporale Konjunktion, ferner *quare* als kausale Konjunktion[30]), schliefslich *quia* nach *scio, dico, credo,* und *quoniam* nach *paret, testor* u. ä. Einfaches *quod* als Konjunktion ist selten, es hat fast immer *hoc, illud* etc. voraus; rein kausale Konjunktion ist *quod* kaum mehr, hier ist es durch *quia* und *quoniam* verdrängt, daher findet sich nur *propterea quia*, nie *propterea quod.* Für § 50 seiner Syntax hat Ref. nunmehr auch Beispiele aus dem Spätlatein, und zwar aufser Firm. Mat. err. prof. 2, 5 und 18, 6 durch Bonnet aus Gregor: *lapidem, quem mouere uix poterant, delatus est,* durch Geyer aus der Peregrinatio: *fabricam, quam uides, ecclesia est.* Auch der Nom. abs. ist der Peregrinatio nicht fremd; wichtig ist, dafs Geyer *quomodo* als Temporalpartikel belegen kann[31]), wodurch leicht das temporale *comme* sich

27) In Wölfflins Archiv II ff. 28) Vgl. Woch. f. klass. Philol. 1891 Sp. 688. 29) Beide in Wölfflins Archiv IV. 30) Vgl. Schmalz, Syntax § 215 u. Sittl Lokale Verschiedenheiten S. 138. 31) Vgl. auch Wölfflins Archiv VII S. 462.

erklären läſst. Temporales *ut*, auch *iam ut* = *im Augenblick wo* wird nachgewiesen als Gegenstück zu *mox ut*. Für die Lehre von den Tempora ist überraschend das völlige Fehlen des Futurs. — Auch die Behandlung der Sprache des spanischen Presbyters Juvencus durch J. T. HATFIELD, A study of Juvencus, Bonn 1890[32]), verdient hier ein Plätzchen. Die Abhandlung schlieſst sich in der Einteilung der Syntax an Schmalzs Syntax an; sie bietet ein genaues Bild der Sprache des Juvencus und kann Bonnet und Geyer vielfach ergänzen. Nicht selten sind Reminiscenzen an frühere Dichter wie Vergil, Horaz, Lucan zu verzeichnen, auch manche Konstruktion ist ihnen nachgebildet; aber trotzdem treffen wir viele Eigentümlichkeiten späterer Zeit. Notiert sei nur das wichtigste wie *patriam redire* (vgl. Bonnet S. 535), Vorliebe für den Gen. definitiuus wie *sarcina oneris*, Seltenheit des Gen. qual. (im Gegensatz zu Gregor, Bonnet S. 548), Konstruktionen wie *mentis est* (wie Gregor, Bonnet S. 553 und die Peregrinatio, Geyer S. 43), Erweiterung der Figura etymol. *ire* oder *uenisse uiam* (Peregr. *ambulare iter* u. ä., Geyer S. 21), Häufigkeit des finalen Dativs (wie Gregor, Bonnet S. 655), Seltenheit des Abl. qual., ausgedehnter Gebrauch des Abl. loc. und des separat. Unrichtig ist die Meinung, daſs *liber* mit Abl. Gerund. nur Juv. 2, 621 sich finde; sogar Cicero sagt Att. 1, 13, 2 *sum ab obseruando peruerso homine liber*. Mit Geyer und der Peregrinatio teilt Juvencus die Vorliebe für Partizipien, doch die periphr. Konj. *ducens est* findet sich nur einmal. *Si* in direkter Frage (vgl. Schmalzs Synt. § 159) kommt wiederholt vor, häufig ist, wie bei Gregor, der finale Infinitiv (Bonnet S. 646), ferner *quod* für Acc. c. inf. (aber nicht *quia*, wohl aber *quoniam*). Auch die Ansicht, *haud dubium est quod* sei ἅπ. εἰρ., ist unrichtig, vgl. Schmalzs Syntax § 308, Bonnet S. 636, Vict. Vit. 3, 14, ebenso daſs *si—sic* mit Horaz beginnt; Ref. notiert dafür Cic. Att. 12, 38, 2, Antonius bei Cic. Att. 14, 13, A, 1; bemerkenswert ist Commodian *sic—si* in der Bedeutung von *non magis quam*, vgl. Dombart Index s. v. *si*. *Quo* für *ut* hat neben Juv. Luc. Cal. auch Fulgent., sogar im konsekutiven Satz, vgl. Zink II S. 58. — Gehen wir über zu HARTELS »Patristische Studien«, Wien Tempsky 1890, von welchen dem Ref. drei Hefte (sämtliche zu Tertullian) vorliegen, so finden wir hier hübsche syntaktische Beobachtungen, z. B. *quasi* = ὡς bei Tert. und Luc. Cal., den Akkus. *nomen* bei *reus est*, z. B. *Christianus si nullius criminis nomen reus est*, ähnlich dem Akkus. bei *condemnare*, vgl. Kalb, Juristenlatein S. 35, die häufige Auslassung des Subjektsaccus. *se* beim Inf. beim Tertull., Kasus der Ruhe an Stelle des Kasus der Richtung, z. B. *tradidit eos in manibus* (also schon bei Tertull., oft bei Gregor), Instrumentalis mit *de*, elliptischen Gebrauch von *eiusmodi* und *huiusmodi*, z. B. *si huic linguae reputabis eiusmodi* (sc. *res*), Umschreibung des Akk. mittels *de*, so schon Nep. Cic. Caes., z. B. Vitruv: *est explicandum de*, *quisque* = *quicumque* (auch bei Juvenc., vgl Hatfield S. 24 und Schmalz' Stil. § 24), Verstärkung des Instrumentalis durch *in*, wie auch bei Commodian. In Heft III sehen wir einfaches *quam* für *magis* (*potius*) *quam* als häufig bei Tert. erwähnt, was überhaupt im Spätlatein oft vorkommt, adversatives *nisi* = *sed* (vgl. Z. f. Gymn. 1881 S. 102, wonach *nisi* = *sed* schon in klassischer Zeit angetroffen wird), *ceterum* = aber[33]), öfteres Vorkommen des Dat. auctoris bei Tertull. (gegen Tillmann in Act. Erlang. II S. 95), *ad* für *apud* oder *in* (wie bei Gregor

32) Vgl. Woch. f. klass. Phil. 1891, No. 9. 33) Dies findet sich oft schon bei Sallust, vgl. Fabri zu Sall. Cat. 51, 26.

und sonst oft, vgl. Neue Jahrbb. 1891 S. 223). Höchst beachtenswert ist *qua*, bald = *quia*, bald = *ut* oder *quasi*, also *anima*, *qua flatus est* 'insoweit sie ist'; dies *qua* hat Hartel an vielen Stellen wieder in sein Recht eingesetzt. Ebenso wichtig ist die Wahrnehmung, dafs bei Tertull. *quod*, *quia*, *quoniam*, *qua*, *si*, *nisi*, *siue*, *dum* einen appositiven Zusatz einleiten = griech. ὡς, z. B. *pontifex maximus*, *quod episcopus episcoporum*, *edicit*, wo *quod* = '*in seiner Eigenschaft als*' bedeutet. Diese Beobachtung Hartels wird in der III. Auflage der Syntax des Ref. die Aufnahme eines neuen Paragraphen veranlassen, er bittet daher um ähnliche Wahrnehmungen bei anderen Schriftstellern. In Heft IV sehen wir ein derartiges Vorwiegen von *de* festgestellt, dafs geradezu behauptet wird, jeder Abl. könne noch *de* bei sich haben, sogar der Abl. abs.; bezüglich *de* stimmen also Gölzer und Hartel in ihren Ergebnissen überein. Der Inf. vertritt bei Tertull. alle Kasus, am häufigsten den Akk. und Nom., aber auch den Dativ und Genitiv, z. B. *rape occasionem non habere cui debitum solveres*. Wir sehen somit, dafs für eine künftige Bearbeitung der Sprache Tertullians durch Hartel ein tüchtig Stück vorbereitet ist, und dafs der Syntaktiker aus den Patristischen Studien viel lernen kann. — Gehen wir zur Profanlitteratur über, so zieht zuerst die Abhandlung von W. Kalb: Roms Juristen, nach ihrer Sprache dargestellt, Leipzig 1890, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Arbeit Kalbs ist ihrer Bedeutung gemäfs viel besprochen worden[34]; wie auch sonst das Urteil ausfallen mag, der Syntaktiker wird sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Es ist nicht möglich, all das syntaktische Detail, das von Kalb eingehend gewürdigt wird, hier vorzuführen, nur weniges soll beigebracht werden. Die Phrase *bibere in poculo* ist nunmehr auch aus Pomponius belegt, *cur* = *quod* schreibt auch Ulpian, *dum tamen* finden wir bei mehreren Ict. für *dummodo*, *dignus* steht als Ersatz für den Gen. pretii, *habeo sedecim annos* schreiben auch Ict., *iubere aliquem ut* treffen wir bei Gaius, auch Ulpian u. a. kennen die Ellipse von *magis* vor *quam*, die Häufung von Präpositionen, z. B. *de in rem uerso*, gehört den Ict. seit Labeo an, *pro* = *per* oder *propter* wird namentlich dem gallischen Latein zugewiesen, *quod* statt Acc. c. inf. wird bei den Ict. viel seltener als bei ihren Zeitgenossen gefunden, *quia* ist nur Kausalpartikel, *sin uero* findet sich bei den ältesten Juristen nicht, so wenig als bei den klassischen Autoren, *unde* = *quare* ist namentlich bei Gaius vertreten, *ut* mit Acc. c. inf. hat Gaius, *quod* mit Acc. c. inf. Ulpian, der Pleonasmus *rursus re* steht sehr häufig bei Alfenus; *satis pulcherrimus* bei Pomponius ist für echt zu halten, konsekutives *quod* = *ut* hat gleichfalls Pomponius, den Mommsen einen unwissenden Schriftsteller nennt, und bei dem also für Volkslatein am meisten zu holen ist. — Erwähnung verdient auch das Programm von Alb. Köhler, Über die Sprache der Briefe des Lentulus Spinther (Cic. Fam. XII, 14 u. 16), Nürnberg 1890. Da Lentulus im allgemeinen die sprachlichen Mittel völlig beherrschte und sich den Cicero selbst zum Vorbild genommen, finden sich wenig Abweichungen von der strengklassischen Norm bei ihm. Nur *scelere* als Abl. modi = *verbrecherischerweise* scheint singulär zu sein, wenn auch nach Analogie von *uitio*, *fraude* gebildet. Im Gebrauche der

34) Vgl. B. Kübler in Berl. Phil. Woch. 1891 No. 18; Ed. Grupe in Woch. f. klass. Philol. 1891 No. 21; Ed. Wölfflin in Krit. Vierteljahrsschrift N. F. Band XIV Heft 2 S. 161—177; Ernst Th. Schulze, in Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte XII, Rom. Abt. S. 100—134; des Ref. Besprechung in Neue Jahrbb. 1891 S. 215—224.

Tempora treffen wir schon hier — wie später bei Gregor u. a. — das Präsens gegenüber dem Futur bevorzugt, und wenn Hatfield S. 5 zu *misit ut ueniant munera* bemerkt: »perhaps only«, so mag er sich an der Schreibweise des Lentulus *darent negotium, qui obtineat* vom Gegenteil überzeugen[35]). Der Indikativ im konzessiven Relativsatze, sowie im indirekten Fragesatz ist bei Lentulus gleichfalls anzutreffen, ist aber leicht erklärlich. — Indem Ref. bezüglich der Schrift von E. P. MORRIS, On the Sentence-Question in Plautus and Terence (Americ. Journal of Philology Nr. X, 4; XI, 1; XI, 2), Baltimore 1890, auf die Besprechung von Blase in Berl. Philol. Woch. 1891, Nr. 44 verweist und konstatiert, daſs die Programmabhandlung von J. SORN, Die Sprache des Satirikers Persius, Laibach 1890, wenig von Belang für die volkslat. Syntax bietet, soll schlieſslich zu WÖLFFLINS ARCHIV übergegangen werden, dessen VII. Jahrgang a. d. J. 1890 stammt. Über die Bedeutung des Archivs für die volkslat. Syntax braucht kein Wort beigefügt werden; es ist geradezu eine Fundgrube ergiebigster Art, die man ungestraft weder als Lateiner noch als Romanist vernachlässigen darf. Der VII. Band bringt den Abschluſs der gehaltvollen und das Thema erschöpfenden Untersuchungen THIELMANNS über *usque*, und zwar über *usque ad*, *usque in*, sowie über die selteneren Verbindungen *usque sub*, *super*, *post*, *ante*. Höchst wichtig und daher oben bereits wiederholt erwähnt ist WÖLFFLINS Abhandlung über den Genetivus comparationis und die präpositionalen Umschreibungen. Griechischer Einfluſs läſst sich beim Gen. compar. nicht in Abrede stellen. Während die gute Zeit der Sprache sich ablehnend verhält, wird mit dem Ende des II. Jahrhunderts dies anders; Juristen, zum groſsen Teile keine geborenen Römer, bevorzugen den Gen., der bei Gaius sogar Regel ist. Neben Apuleius sind es besonders die Kirchenschriftsteller, welche die Konstruktion auf das Spätlatein verpflanzen. Sehr einleuchtend wird die Entstehung der präpositionalen Wendungen besprochen, wie Fronto z. B. p. 95, 4 Nab. schreibt: *nihil unquam prae uobis dulcius habui;* dem *dulcius prae* entspricht ein *dulcius ab*, was häufig gebraucht wird. In den romanischen Sprachen hat sich *de* nach Komparativen erhalten; dies *de* ist, wie auch sonst, Nachfolger und Erbe von *ab*, welches, mit *ad* zusammenfallend, seine ursprüngliche Funktion einbüſste. — Die Darstellung THIELMANNS, in welcher Weise im Lat. das Reciprocum ersetzt wird, gibt zunächst eine wichtige Litteraturübersicht, behandelt dann *inter se*, dann die Parataxen *alius alium*, *alter alterum*, hierauf *inuicem*, *mutuo*, *uicissim*, ferner *alis alium*, *alterutrum*, sowie das Reflexiv als Reciprocum und schlieſslich *pariter* und *simul*. Der Rückblick und Ausblick enthält in gedrängter Kürze eine Übersicht über das ganze wichtige Kapitel; dabei werden Schlüsse für die romanischen Sprachen gezogen, wie z. B. im Italienischen die gewöhnliche Bezeichnung der Reciprocität durch das einfache Reflexiv geschieht, zu dem aus Rücksichten der Deutlichkeit noch *l'un l'altro* hinzutreten kann etc. Beachtung verdienen schlieſslich, wie in den früheren Bänden, so auch in Band VII die jedem Hefte beigegebenen Besprechungen der neuesten Litteratur. — Aus der Zahl der Schulbücher soll noch die im Jahre 1890 in zweiter Auflage erschienene Syntaxe latine par O. RIEMANN, Paris, Klincksieck, besprochen werden. Der Verf., welcher durch seine

35) Über diese Folge der Zeiten vgl. auſser Köhler besonders M. Wetzel, Beiträge zur Lehre von der Consecutio temporum, 1885 S. 41.

Études sur la langue et la grammaire de Tite-Live, Paris 1884, II. Aufl., seine Schulausgabe des Livius, mehrere syntaktische Artikel in der Revue de philologie (z. B. des propositions interrogatives, April 1883; la question de l'impératif en-to, Juli 1886), durch seine Remarques sur l'attraction du démonstratif et du relatif en Latin in Mélanges Renier, Paris 1886 und viele gehaltreiche Rezensionen sich grofses Ansehen unter den Latinisten erworben hat, ist zum schweren Nachteil für die Wissenschaft am 16. August d. J. im Alter von 39 Jahren gestorben. Wie Riemanns Lehrer Gaston Boissier in der Grabrede sagte (vgl. Othon Riemann, S. 20) bereitete sich Riemann seit 10 Jahren vor auf »un grand ouvrage d'ensemble, où il résumerait l'histoire du latin classique«. Ref. kann durch die wissenschaftliche Korrespondenz, welche er seit 1882 mit Riemann führte, bestätigen, was Boissier sagt, »que personne n'était mieux préparé que lui à l'accomplir« (nämlich l'histoire du latin classique). Trotzdem Riemann seine lat. Studien namentlich auf Cicero-Livius erstreckte, so kannte er doch, wie z. B. seine Abhandlung über den Imperativ auf to zeigt, auch die volkslateinische Syntax sehr wohl. Daher darf seine 'Syntaxe latine' auch Beachtung bei den Romanisten erwarten. Hauptsächlich sind es die Anmerkungen, in welchen Riemann einschlägige Beobachtungen niedergelegt hat; überall mufs man die Sicherheit der Regel und die Gründlichkeit des Verfahrens anerkennen. Das stete Beziehen des Lateinischen aufs Französische, z. B. Sall. orat. Phil 5 *at scilicet eos gratiam peperisse,* cf. le tour français *»sans doute que«* macht das Buch besonders wertvoll.

Tauberbischofsheim. J. H. Schmalz.

Juristen-Latein. W. Kalb, Roms Juristen nach ihrer Sprache dargestellt[1]). Hatte Verf. in einer älteren Schrift die Latinität von Roms Juristen als Ganzes behandelt und ihre Eigenheiten gegenüber nichtjuristischen Litteraturprodukten festzustellen versucht, so strebt er hier, die Eigenart der einzelnen Juristen, die individuellen Züge ihres Lateins zu fixieren, ihre etwaige Abhängigkeit und gegenseitige Beeinflussung aufzudecken. Die Schreibart der älteren tritt in Gegensatz zu der der späteren: älteres *quamuis* wird durch *licet*, *eiusmodi* durch *huiusmodi*, *tamquam* durch *quasi* ersetzt; einzelne Wörter verschwinden allmählich: *sino* kommt z. B. nur im I. Jhd. n. Chr. noch vor. Die Juristen unterscheiden sich aber nicht nur durch ihr Zeitalter, auch durch den Stand ihrer persönlichen Bildung und ihre Abkunft. Der Halbgrieche Callistratus stammelt das Latein nur, Ulpian ist rhetorisch durchgebildet. Das Latein des Papinian ist mit dialektischen Elementen durchsetzt, Paulus' Stil geglättet, Gaius' Diktion eine völlig eigenartige und unabhängige, die anderer desto farb- und charakterloser. Des Alfenus Stil ist aus Elementen der Umgangssprache und des Archaischen gemischt, zwischen Papinian, Ulpian und Modestinus bestehen sprachlich Verbindungen. Vielleicht ist Verf. in Aufspürung von Individuellem zu weit gegangen, so wenn er bei Celsus herausfindet, dafs er mehr der ratio als dem usus Rücksicht zolle, also Analogist sei. Für Romanisten von besonderem Interesse sind Juristen, die Archaismen und Vulgarismen aufweisen, oder die den Dialekt ihrer Heimat erkennen lassen. Von Vulgärem treffen wir *expulsisse*, ital. espulsi, bei Pomponius, *adiuaui praestaui* bei Paulus, *ipse* für idem bei

1) Leipzig, Teubner. VIII, 154 S. Rec. Wölfflin i. Krit. Vierteljahrsschr. N. F. XIV, 161—77. Vgl. noch oben S. 71.

Marcian, *ipse* für is bei Modestin, Verwechslung der termini in quo und in quem, z. B. *eo loci* 'dort' und 'dorthin' bei Ulpian, *quod* für den Acc. c. inf. S. 29 u. ä. Einzelne Erscheinungen weisen unmittelbar auf das Romanische, so bei Javolenus '*cum annos sedecim haberet*' (Dig. 36, 1, 48) auf franz. 'elle a seize ans', bei Pomponius '*in quo* (argento potorio) *bibi possit*' (Dig. 34, 2, 21 pr.) auf 'boire dans un verre'. Zu *pro* für propter bei Macer wird S. 140 bemerkt, daſs es hauptsächlich der gallischen Latinität anzugehören scheine. Vgl. noch *hibernum* 'hiver' S. 97, *involare* 'embler' S. 120. Schwieriger ist es, bei den Juristen dialektische Züge nachzuweisen. Gaius war zwar ein Provinzialjurist, aber seine Heimat vermögen wir nicht näher zu bestimmen. Bei Pomponius finden sich Provinzialismen, ohne doch einen Schluſs auf eine bestimmte Provinz zu gestatten. Hier muſs man sich hüten, mehr wissen zu wollen als man wissen kann. So bedürfen besonders die Gräzismen, die Verf. bei Gaius, Scaeuola, Callistratus u. a. aufgespürt zu haben glaubt, einer gründlichen Sichtung. Warum *constitutus* = ὤν bei Scaeuola S. 98 ein "wirklicher Gräzismus" sein soll, ist nicht abzusehen. Die Versuche, für das fehlende part. praes. von esse Ersatz zu schaffen, sind im Latein schon sehr alt, und wenn man *positus* in diesem Sinne verwandte, wie in der späteren Latinität ganz gewöhnlich, weshalb nicht auch constitutus? Ebenso erhält *peto* mit acc. c. inf. bei Scaeuola S. 98 seinen Anschluſs nicht an αἰτέω, sondern an cupio uolo u. ä. Verba. Muſs man sich hier ablehnend verhalten, so darf man Verf. das Verdienst einer wesentlichen Bereicherung unserer Kenntnis der Africitas zugestehen. Das aus Jauolenus und Julianus Beigebrachte reicht freilich nicht aus, aber Papinian, der selbständigste aller Juristen, hat auch dialektische Eigenheiten seiner Heimat Afrika unverwischt zum Ausdruck gelangen lassen. Wir rechnen hierher *fini* 'bis', *insuper habere* = neglegere, *ex abundanti*, *immemoria* u. a. Wäre für die Appendix Probi die Provinz Afrika als Heimat mit Sicherheit erwiesen, so könnte auch noch auf den von Papinian mehrfach gebrauchten Nominativ *exter* verwiesen werden, den die App. (K. IV, 198, 19) in der Forderung sanktioniert: „exter non extraneus". Verf.'s Resultate lassen sich im übrigen auch für die Kritik, die höhere sowohl wie die niedere, verwerten. Die Sprache ergibt, daſs Hermogenes noch der klassischen, Charisius der nachklassischen Periode der Jurisprudenz angehört. Eine groſse Anzahl Reskripte des Septimius und Caracalla lassen sich auf Grund bestimmter Wendungen, wie '*uita decedere*', '*modo si*', dem Papinian zuweisen u. a. m. — G. Gundermann, Das Kölner Fragment des Codex Iustinianus,[2]) behandelt einen wertvollen Palimpsest des Cod. Iust. III, 32, 4 (praescriptionem bis 12 Ende) mit schöner Unciale des VI. Jhd. Schriftcharakter und römische Zählung der Konstitutionen scheinen auf den römischen Westen zu weisen, aus inneren Gründen kommt aber nur Italien in Betracht, wofür man die Form *strumentorum* freilich nicht geltend machen darf. Der eingehenden Beschreibung des Blattes schlieſst G. einen genauen Abdruck der erhaltenen Reste und demnächst eine Erläuterung einiger orthographischer und sprachlicher Eigentümlichkeiten an: *strumentorum*, *inbito* für inuito, *in dubium non erit*, *serui*, vulgäres Perfekt zu sero. Für letzteres bringt G. auſserdem noch andere bisher unbekannte Belege, insbesondere aus Glossaren und Grammatikern. Zu *conserui* für consevi vgl. Kalb a. a. O. S. 47.

---

2) In: Rhein. Museum, N. F. 45, 361—70.

Bibel- und Kirchenlatein. — *A.* Prosa. Zu besprechen ist zunächst eine wichtige kritische Neuausgabe: Q. Septimi Florentis Tertulliani Opera ex rec. A. Reifferscheid et G. Wissowa.[3]) Die Einleitung zum vorliegenden I. Bd. beschränkt sich auf Notizen, die zum Verständnis des krit. App. gerade dieses Bandes nötig sind. Die nach dem Bischof Agobard von Lyon, dem einstigen Besitzer, benannte Hs., der Cod. Agobardinus aus dem IX. Jhd., jetzt in Paris, ist heutzutage in trauriger Verfassung. Hier hatte sich der kritische Sinn der Herausgeber vor allem zu bethätigen. Die Bedeutung des Tertullian in sprachlicher Hinsicht ist gerade in neuester Zeit, zumal nach den Resultaten in Wölfflins Archiv, allseitig gewürdigt. Seine eminente Wichtigkeit liegt darin, dafs er nach den Künsteleien der silbernen Latinität und den Versuchen einer archaisierenden Epoche zum ersten Male wieder aus dem natürlichen Quell der realen Volkssprache geschöpft hat. Er ist sprachlich um so wertvoller, als sein Bestreben von der Folgezeit nicht geteilt, und z. B. Cyprian bei aller persönlichen Verehrung zu den klassischen Mustern zurückstrebt. Über die Sprache des Tertullian wird ein Index am Ende des III. und letzten Bandes wohl noch Näheres bringen. Hier sei jedoch schon im voraus auf den krit. Apparat, als eine der wichtigsten Fundgruben für Vulgärlatein, die Aufmerksamkeit gelenkt. Was hier unter dem Text verzeichnet ist, gehört einige Male dem Schriftsteller an: *Israhelis* 150, 11 153, 1, *bahalim* 151, 20, *Danihelum* 161, 28, *Danihel* 380, 1 u. ä., »au«*geas* 112, 28, *secus* = secundum 388, 2 u. dgl. m. Aber auch wo das nicht der Fall ist, ergeben sich interessante Thatsachen. Da der Agobardinus in Gallien geschrieben ist, darf man Aufschlüsse über gallisches Latein erwarten. Auf S. 148 bemerkt man die Schreibung *aemulatur* in A statt *-or* (vgl. dazu jetzt Rönsch, Coniect. philol. S. 212). Vielleicht ist auch feruura 155, 22 in *A Rig.* an Stelle von feruore in *B* gallisch, vgl. Wölfflins Archiv I, 69. Das 27, 20 anzutreffende *iocundius* bezw. *iocunditatem* 287, 24 in *B*, beruht auf volkstümlicher Anlehnung an iocari; volkstümlich ist auch die Rekomposition insapientia 349, 1 und auf eine Art rekomp. Form führt vielleicht auch der Reim 'tot *pernicies* quod et *species*' 144, 4, der die Aussprache pernecies voraussetzt. Dafs die Hs. auf dem Boden der *e*-Prothese entstand, bezeugen Formen wie *expectaculis* 24, 9, *expectandus* 29, 9 für spectandus, umgekehrt *specta* 28, 2 für expecta, ja sogar *sthmia* 16, 23 für Isthmia. Betazismus tritt auf in *beneficia* 9, 16 in AB für uenefica (Arch. I, 77 ff.) und *uerbecem* 381, 30 in AB (franz. brébis). Die Form *eclesia* 182, 5 u. ö. ist kein Schreibfehler, sondern roman. Grundform, s. W. Meyer in Gröbers Grdr. I, 365. Auch *obsetricantibus* 118, 3 ist anderwärts noch oft genug gesichert; zur umgekehrten Schreibung *psalticae* für salticae 161, 6 vgl. Arch. VII, 267. Besonders interessant sind mehrere Formen, in denen R eine Rolle spielt, vgl. Seelmann, Ausspr. 330 f. Umgestellt trifft man es in *fraglante* für flagrante 112, 5; vgl. bez. flagrare fraglare fragrare Engelbrecht, Unters. üb. d. Spr. d. Claudianus Mamertus 93; ferner *trsupo* 42, 5, *corcodrillos* 109, 4, das vielleicht in den Text aufzunehmen ist, *praestrigias* 358, 29 volkstümlich nach praestringere, während die höhere Sprache zwei benachbarte R vermied. Selbständige Beachtung verdient *prostribula* 19, 2. Aus prostraui, -atum entwickelte die Volks-

3) Pars I. Vindobonae, F. Tempsky. Auch unter dem Titel: Corpus script. eccl. lat., vol. XX. Rec. von M. Petschenig i. Berl. philol. Wochenschr., X, 26, 822—4 u. a.

sprache den Inf. prostrare, vgl. Ott in Fleckeisens Jbb. 1874, 836, Archiv II, 62 f., mit derselben Bedeutung, die prosternere, z. B. Vulg. Jerem. 2, 20 hat. Die Gleichung prostare: prostibulum = prostrare: x ergab nun prostribulum. S. 139, 1 *sentia* für sententia ist vulgäre Verkürzung, vgl. Rönsch, Coll. phil. 297, wie idolatria 38, 4 u. ö. Dem franz. étrennes entspricht *strennae* 40, 5 in *B*. Aus dem Bereiche der Formenlehre anzumerken ist *fratruum* 49, 3, vgl. hierzu des Ref. Progr.[4]). *Oditis* 93, 11 war in den Text aufzunehmen. — W. v. Hartel, Patristische Studien II (zu Tertull. ad nationes), III (ad nationes, de testimonio animae), IV (de oratione, de baptismo, de pudicitia, de ieiunio, de anima)[5]). Die Ausführungen des Verf. bergen ein reiches sprachliches Material. Die Wortbedeutung anlangend, bemerke man *detrimenta* II, 22 'Katastrophen', *conuersatio* III, 47 f. 'Lebensführung', *auditus* III, 80 = fama, sermo, *titulus* IV, 13 'Buch', *curiositas* IV, 21 = περιεργία 'geschäftiges Bemühen um Dinge, die dem christlichen Glauben oder Kult entgegen sind', *inuidia* IV, 43 'stürmisches Verlangen', *praestantia* IV, 44 'Leistungsfähigkeit', *passiuitas* IV, 50 von pandere 'schrankenlose Ausbreitung, *retratactus* IV, 81 = quaestio, *importunus* III, 69 = malus, nocens, *saucius* IV, 52 = maestus (nach Nonius vulgär), *historicus* IV, 87 = scaenicus, *potest* II, 46 prägnant für ualet oder p. esse (fieri), *sapit* III, 53 'ist zu verstehen', *dissimulare* IV, 16 'nicht wissen wollen' 'ein Auge zudrücken', *capit* IV, 51 = ἐνδέχεται, *respondere* IV, 65 = spondere, testari, *uacare* IV, 79 'nicht vorhanden sein', *stupere* 'wirkungslos sein', *facile, facilius* II, 49, IV, 73 = cito, citius, saepius, potius, *constanter* IV, 15 'offen' 'unzweideutig'. Bei anderen Wörtern interessiert der Gebrauch: *erumpere* trans. III, 12, *mutare* intr. III, 17 f., *suadere* mit dem Acc. eines unpersönl. Objekts IV, 29, *habeo* mit Gerund. III, 46 f. (wo übrigens auf Arch. II, 68 f. zu verweisen war). Auch über den vom Klassischen stark abweichenden Gebrauch der Partikeln ist viel vermerkt, desgleichen für die Kasuslehre, Komparation, Tertullians Vorliebe für Komposita mit *re-* III, 80 mancherlei zu entnehmen. Das Lexikon wird bereichert um das Wort *pertactus*, -us IV, 1. Man sieht, es steckt reicher Stoff zu einer 'Grammatik Tertullians' in Hartels Ausführungen. Möge eine solche ernstlich in Angriff genommen werden! — Hauschild, Substantivische Parataxen als Ausdruck des Reciprocitätsbegriffes im Latein (spez. bei Tertullian).[6]) Eine nachträgliche Beantwortung der 155. Frage in Wölfflins Archiv, soweit Tertullian Material liefert, und eine Art Nachtrag zu Landgraf ebenda V, 161 ff. mit gleichzeitiger Berücksichtigung der 200. Frage des Archivs: »Wie wird der Reciprocitätsbegriff ausgedrückt?«, die mittlerweile vom Ref. im gen. Arch. VII, 343 ff. bearbeitet ist. — L. Caeli Firmiani Lactanti Opera omnia rec. S. Brandt et G. Laubmann. P. 1. Diuinae institutiones et epitome rec. S. Brandt.[7]) Das Hss.-Verhältnis ist ziemlich verwickelt, und die Ausgabe verdient ihrer Sorgfalt und besonnenen Kritik wegen alles

---

4) Thielmann, Beiträge zur Textkritik der Vulgata. Speyer 1883, S. 5 f. Füge bei *fratruum* Wirceb. Jer. 41 (48), 8, *patruum* Lugd. Exod. 34, 7 und Weing. Joel 1, 2, *peduum* Aug. spec. 183, 22 P[1] und Lib. monstr. I, 6 (Rönsch a. a. O. 188), *uasuum* GLK VII, 94, 12, *panuum* Agnell. 117, *mensuum* bei Priscillian (Arch. III, 314) u. ö. 5) In: Sitzungsberr. der Ak. d. Wiss. zu Wien, phil.-hist Cl., Bd. CXXI, Jahrg. 1890, Abhandl. Nr. 2, 6, 14. 6) S. A. aus den Berichten des freien deutschen Hochstiftes, Jhg. 1890, Heft 2, 279—88, Abteil. f. Sprachw. 7) Vindobonae, F. Tempsky = Corpus script. eccl. lat. vol. XIX. Rec. in Wölfflins Arch. VII, 464.

Lob. Den index latinitatis wird erst Bd. II bringen, und obwohl an Urwüchsigkeit und volkstümlicher Frische die Sprache des christlichen Cicero es mit der des Tertullian auch nicht im entferntesten aufnehmen kann, so fehlen doch volkstümliche Elemente nicht. Man beachte den Reim Inst. I, 11, 26: *pictores fictoresque* (vgl. Inst. III, 26, 12: non exscindit, sed abscondit, d. i. non escindit, sed escondit), die Allitteration z. B. in *plenus ac perfectus*, ja direkte Angaben aus der Vulgärsprache Inst. II, 16, 4: *magi et ii quos uere maleficos uulgus appellat.* Vgl. zu maleficus = uenef. Arch. I, 78. Reiche Ausbeute liefert auch hier wieder die Durchmusterung einzelner Hss. Die orthographischen Besonderheiten des Bonon. hat Brandt p. XIX ff. selber zusammengestellt: *ispes istoici istringeret rutundus forcam* (it. forca) *beneficus* = ueneficus *prodeesse sinixtrae* (gesprochen sinistrae oder sinestrae, geschrieben nach dextrae: destrae) *siderum fugire* (ital. fuggire, franz. fuir). Auf S. 739, 17 ersetzt der Bonon. das im Romanischen verschollene liberos durch *filios* (ital. i figli 'die Kinder'). An die interessante Vulgärform *guila* für gula auf S. XXI schloſs sich volksetymologisch *stran-guilare* 'die Kehle zudrücken' an. Aber auch die übrigen Hss. liefern interessantes Material: *susum* 98, 12, 14 *P*, *exscribi* für scribi 562, 12 *R*, *scolapio* 70, 14 *H*, *storia* 690, 17 *T*, *prestrigias* 170, 2 *P* (was kaum in den Text zu setzen war), volksetymologisch *Antechristus* 645, 16 *P*[1], ferner Formen wie *Thetidā* abl. 37, 18 *V*, *frauduum* 35, 2 *R*, *uirtutuum* 76, 1 *R*[ac], *patruum* 270, 2 *S*, *dua* (testamenta) 364, 15 *H*, *ossua* 382, 14 *V*, *inseruit* = inseuit 416, 5 *HS*[2] (s. oben!), *obliniti* 87, 8 *H*, *circumliniatur* 401, 1 *BS*[2] (vulg. linire = linere), *finctus finctio* 84, 3. 87, 1. 155, 11. 13. 591, 12. 593, 20 in *H* u. a. Hss. Die Form *transgressisset* 158, 4 *B*[1] (im Text *transcendisset*) beruht auf der der Volkssprache geläufigen Verwechslung von -cedo -gredior -scendo, vgl. auch processus -a -um = progressus bei Rönsch, It. u. Vulg. 296. — W. Gemoll, Kritische Bemerkungen zu lat. Schriftstellern,[8]) bringt Korrekturen zu Lactantius (nach Fritzsches Ausgabe) und Augustinus. Bemerkt sei hier, daſs Inst. III, 28, 20 das vulgäre *suo sibi gladio* nicht in suo ipsi gl. geändert werden darf. Zu suus sibi vgl. Bünemann zu Lact. Inst. II, 5, 6 und Ter. Ad. V, 8, 35 suo sibi gladio hunc iugulo. — E. G. Hardy, The Bodleian MS. of Jeromes Eusebian Chronicle.[9]) Die Wichtigkeit des Oxforder Cod. Meermann. 771 aus dem VI. Jhd., der alle uns bekannten Hss. des Hieronymus mindestens um ein Jahrhundert an Alter übertrifft, ist erst seit wenigen Jahren erkannt. Es finden sich darin Lesarten, die in keiner andern wiederkehren, auch orthographische Eigentümlichkeiten, über die S. 281—2 belehren: Verwechslung von ph und f, ae und ę, unbefugte Aspiration, Zusatz und Wegfall von M, *ab* = ad, *sentiam* = sententiam (vgl. oben!); namentlich sind die Eigennamen stark korrumpiert. Doch gehen diese Besonderheiten, wie man sieht, nicht über das gewöhnliche Maſs in anderen Hss. hinaus. — P. Geyer, Krit. Bemerkungen zu S. Silviae Aquitanae peregrinatio ad loca sancta.[10]) Die wichtige Schrift ist seither bereits dreimal, aber mangelhaft, herausgegeben, eine 4. Ausgabe wird Verf. im Auftrage der Wiener Akademie für das Corpus script. eccl. herstellen. Dazu in dem vorliegenden Programm die erforderlichen Vorarbeiten! Silvia, allem Anscheine nach die durch Frömmigkeit und theologisches Wissen berühmte Schwester des

---

8) Progr. Liegnitz 1890. 9) In: The Journal of philology vol. XVIII, 277—87. 10) Progr. v. Augsburg, 60 S., s. auch oben S. 69.

Präfekten Rufinus, unternahm ihre Reise in den Jahren 385—8; ihre Schrift läfst sich als ein Denkmal der Sprache der Provence aus dem Ende des IV. Jhd. auffassen, als welches es bereits auch von Wölfflin in seinem Arch. IV, 259 ff. mit speziellen Hinweisen auf das Romanische gewürdigt ist. In Geyers Programm interessiert hier vorzugsweise Teil I: Sprachl. Beweise für den gallischen Ursprung der Schrift (S. 3—13). Als spezifisch gallisch werden bezeichnet: *perdico* (noch bei Alcimus Auitus), *peraccedo* (Gregor. Tur., Fredegar u. Fortsetzer, Aethicus), *eo quod* statt des Acc. c. inf. nach Verben des Sagens (Venant. Fortun., Fredegar, merowing. Urkunden), *quod* als temporale Konjunktion = quando, franz. que, *quare* = nam, franz. car, ferner Formen wie *frustra* = frusta, *ager* = agger. An anderer Stelle, Arch. IV, 612, hatte Verf. auch *consuetudinarius* = franz. coutumier, *ad* = in mit Acc. bei Ländernamen als Merkmale gallischen Ursprungs bezeichnet. Auch die trefflichen Emendationen geben zu manchen sprachlichen Erörterungen Anlafs. Wir entnehmen letzteren: quia quoniam für Acc. c. inf. S. 18 f., *in giro* präpositionell (vgl. franz. environ) S. 20, nom. abs. S. 36, *quomodo* temporal = franz. comme S. 37. Wir erfahren S. 15, dafs *securus* 'sicher' tutus verdrängte, da dies in der Volkssprache mit totus kollidierte, dafs rein kausales quod durch *quia quoniam* ersetzt ward (S. 13), dafs das Futur in der peregr. nicht mehr gebraucht, sondern durch das volkstümliche ungenaue Präsens wiedergegeben ist (S. 40), dafs eo durch *ibi*, quo durch *ubi* verdrängt ist (S. 53), dafs schon hier das Teilungsverhältnis durch eine Umschreibung mit *de* seinen Ausdruck findet (S. 23, 45) u. a. m. Für eine künftige Untersuchung lassen sich zur Kontrolle des Sprachschatzes der peregr. vielleicht die Reichenauer Glossen (hrsg. v. Foerster-Koschwitz) heranziehen. — A. ENGELBRECHT, Beiträge z. Erkl. der Briefe des Apollinaris Sidonius, Faustus und Ruricius.[11]) Der 1. Teil der Abhandlung ist dem Apollinaris gewidmet. Sprachlich fällt ab: *ipse* = is, iste S. 482 f., Verwechslung von *opus, operis* und *opera, operae* 483, *huc-huc* = hic-hic 483, *ne* im letzten Glied einer dreigliederigen Frage 484 f., *huiusmodi* = ὁ τοιοῦτος 485, *unica* sc. filia 485, *reuerentissimus* = reuerendissimus 491, *monubilis* latinisiert aus μονόβολος 492 (Arch. I, 585). Auf S. 493 kommt der Archaismus *uolup est* zur Sprache. In orthogr. Dingen hat Hs. *L* (Laudianus, saec. X) besondern Wert. *Sarra* ist die Schreibung auch der besten Itala-Hss., doch traut Ref. Formen wie *molis hisdem* und *ossuum MT* einem formell so trefflich geschulten Autor wie Sidonius nicht zu, letzteres schon deswegen nicht, weil es in *L* fehlt. Zuletzt wird auf Mängel des Index in Lütjohanns Ausgabe aufmerksam gemacht; es fehlt z. B. *bene* = franz. bien. Der 2. Teil der Abhandlung umfafst die Kritik des Faustus und Ruricius, hrsg. von Krusch. Der letztere hat *G*, eine St. Galler Hs. des IX. Jhd. zu Grunde gelegt. Sprachlich anmerkenswert ist *filius meus* als Vokativ 680, die Frageform *utrum . an . . aut utrum* 681, *ex omnibus* = ex toto 687 (Arch. IV, 144), *quamquam* mit Konjunktiv 690, *in* mit Ablativ bei Verben der Bewegung 691, die Perfektformen *porrēgi intellēgi* 692, *spero* mit blofsem Konjunktiv 692 f., Nomin. absol. 693. Die umgekehrte Attraktion *aquam quam ego dabo, fiet in eo fons* bezeichnet Verf. 692 wohl mit Recht als aus der Umgangssprache stammend. Von Interesse ist die Beobachtung S. 693, dafs für den Wechsel der Modi in *quod puniat . . quod delectat* gleicher Ausklang der Verba mafs-

11) In: Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1890, 481—97 u. 677—99.

gebend war. Die eigentümliche Bedeutung von *proditor* 693, etwa = praedicator, mag darauf beruhen, dafs, wie zu traditor eine Vulgärform tradictor, so hier ein prodictor existierte, welches im Sinne von is qui pro aliquo dicit aufgefafst wurde. — A. Engelbrecht, Krit. Untersuchungen über wirkliche und angebliche Schriften des Faustus Reiensis.[12]) Dafs unter Anderem der Conflictus Arnobii nicht von Faustus herrühre, wird aus der Verschiedenheit der Sprache zu erweisen gesucht. Wörter wie *dealitas dehabere* 'Mangel haben', Strukturen wie *habere* mit Infinitiv, die im Conflictus vorkommen, sind dem Faustus fremd. Habere mit Inf. findet sich auch im Breuiarium fidei. — P. Corssen, Die Altercatio Simonis Judaei et Theophili Christiani auf ihre Quellen geprüft.[13]) Wendet sich gegen Harnack, Texte u. Unters. zur Gesch. der altchristl. Litteratur, Bd. I, Heft 3 (1883). Sprachlich hat der Text der Altercatio kein besonderes Interesse, zumal er verderbt ist. — B. Hasenstab, Studien zu Ennodius.[14]) Sucht folgende Hypothese zu verfechten: Die überlieferten Schriften des Ennodius, die sämtlich zwischen 502 und c. 513 verfafst sind, stehen im ganzen in chronologischer Reihenfolge in den Hss. Einwände werden zu widerlegen gesucht. Die Hypothese hat viel Bestechendes, ist aber nach der positiven Seite hin noch näher zu begründen. — Petschenig, Zur hdschr. Überlieferung Cassians.[15]) Bemerkt gegen Lejay, dafs die Dijoner Hs. aus dem X. Jhd. für die Textkritik Cassians keinen Wert habe.

B. Poesie. Peiper, Bemerkungen zu dem früh-christlichen Gedicht Laudes Domini.[16]) Wendet sich gegen mehrere von Brandes in einem Braunschweiger Programm 1887 vorgeschlagene Umstellungen einzelner Verse, ohne die Sprache eingehenderen Erörterungen zu unterziehen. — Brandes, Studien zur christlich-lat. Poesie.[17]) Nur der 3. Gegenstand derselben, »Zwei Victoringedichte des Vatic. Regin. 582 und das carmen adversus Marcionitas« hat einiges sprachliche Interesse, insofern die zwei Gedichte durch metrische und sprachliche Verwilderung sich hervorthun; vgl. S. 315 *sollemni mente, uiolenta mente* im Sinne des einfachen Adverbs. Den Verfasser und Kompilator haben wir wahrscheinlich in Gallien in einem Mönche des 7.—8. Jhd. zu suchen. — W. Brandes, Des Rusticius Helpidius Gedicht de Christi Jesu beneficiis. Kritischer Text und Kommentar.[18]) Das Gedicht ist zwischen 525 und 554 in Italien verfafst. Die lebendige, schwungvolle, aber auch absichtlich dunkle Sprache läfst volkstümliche Elemente fast ganz vermissen, nur die Allitteration spielt eine Rolle. — M. Manitius, Zu späten lat. Dichtern.[19]) Die litterarische und metrische Seite läfst das sprachliche Moment in der Abhandlung nur vorübergehend hervortreten. Bei Juvencus werden neben Archaismen auch volkstümliche Elemente, *resipire* u. a., angetroffen, und Prudentius wird in sprachlich-formeller Hinsicht als Neubildner ersten Ranges hingestellt. Eine grofse Anzahl von substantivischen und adjektivischen Weiterbildungen in der christlichen Poesie geht auf ihn zurück. Zu nennen sind nomina auf *-men* (besonders *-amen*), auf *-trix -alis -ilis*, Deminutivformen von Substantiven und Adjektiven, auch interessante Wortformen: *laberinthus, sitem, ossuum, increpauerat* u. a. Archaismen

12) Ebenda 289—301. 13) Programm von Jever 1890, 34 S. 14) Progr. des Kgl. Luitpold-Gymnasiums in München, 67 S. 15) In: Wiener Studien XII, 151 ff. 16) In: Zeitschr. f. d. österr. Gymnas. 1890, 106—9. 17) In: Wiener Studien XII, 280—316. 18) Programm, Braunschweig 1890, 15 S. 4°. 19) In: Rhein. Museum, N. F. 45, 153—7, 316—7, 485—91.

(*cluo, duellum,* Infinitive auf *-ier*) sind bei Prudentius ungleich häufiger als bei Juvencus. Schlimm steht es bei Prudentius mit der Prosodie: der immer mehr Boden gewinnende Brauch, kurze Silben in der Arsis zu längen, lange in der Thesis zu kürzen, beruht offenbar auf Einflüssen der Volkssprache; auch die Messung *idŏlum* ist vulgär.

C. Übersetzungen, Märtyrerakten. W. Sanday, On the Italian origin of the cod. Amiatinus and the localizing of Italian MSS.[20]) Hamann hatte[21]) auf Grund orthographischer Eigentümlichkeiten des Amiatinus behauptet, der Schreiber sei entweder selbst ein Italiener gewesen oder habe doch wenigstens ein ital. Exemplar kopiert. Zum Beweis dafür führte er an: 1. S = X in *senes senia* 2. eingeschobenes N in *gigans optimantium* 3. C vor X in *ancxius uncxit* 4. seltenere Assimilationen in *sussaltastis ammirata quemammodum* 5. A = AU in *agusto ascultabant* 6. O = AU in *clodum* 7. U = AU in *cluserunt* 8. Rekomposition in *adtractauerit redĕmet* 9. Vokalvorschlag vor S impurum in *histriatarum*, umgekehrt *scandescit Spaniae* 10. DI = Z in *tophadius* 11. Abfall des auslautenden M. Sanday prüft diese Argumente und erweist sie, wie vorauszusehen, als unzureichend. Vielleicht hätte er sich viel kürzer in den meisten Fällen mit einfachem Hinweis etwa auf Seelmann begnügen und die betreffenden Eigentümlichkeiten als allgemein vulgärlateinisch bezeichnen können. Das gilt z. B. für Nr. 2 5 9 und vollends für 1 und 11. Die Formen unter 4 und 7 a*m*mirata etc. und cl*u*dere scheinen allerdings in Italien häufiger als anderwärts zu sein. Aber wer wollte darauf sichere Schlüsse bauen? Sanday hat in seiner Beweisführung übrigens nicht Zusammengehörendes hier und da zusammengeworfen. Das N in fi*n*ctus von *fin*go ist anderer Natur als das in occa*n*sio. Auch *suscripsi* S. 316 darf nicht mit *sussaltastis* zusammengestellt werden. In der Verbindung -BS$^{cons.}$ fiel B in der Volkssprache: *ascondo* u. ä. Da ascondo teilweise *e*scondo, altfranz. escondre, lautete, so wurde umgekehrt *e*spiritu auch *aspiritu* (S. 320) geschrieben. Auf S. 323 genanntes *obtullit* beruht auf der volkstümlichen Betonung obtúlit und Anlehnung an das Präsens tollo, dessen Perfekt im Vulgärlatein eben tuli ist. — Loebe, Ein Fragment einer lat. Bibelübersetzung.[22]) Der Umschlag der Rechnung der Verwaltung des St. Georgenstifts in Rasephas für 1555/6 bestand aus einem Pergamentdoppelblatt in gr. fol., das aus dem Bande einer lat. Bibelübersetzung genommen ist. Die 6 erhaltenen Spalten bringen Prov. 25, 21—28, 10 und Cant. cant. 2, 4—3, 2 sowie 5, 1—5, 12. Der Text ist der der Vulgata mit einer Anzahl Varianten, die z. T. mit dem Amiatinus übereinstimmen. Die mitgeteilten Textproben lassen indes kein sicheres Urteil über den Wert des Fragments zu. — Der Canon muratorianus ist von Th. Zahn[23]) mit Verzeichnis ursprünglicher Lesarten nach Muratori, Ceriani, Hertz u. a. neu abgedruckt. Der lat. Text wird wohl auf ein griech. Original zurückgehen, das Zahn S. 140 ff. zu rekonstruieren unternimmt. Aufser zahlreichen Gräzismen sprechen dafür deutlich offenbare Mifsverständnisse des Originals, wie 70 *ab amicis* = ὑπὸ Φίλωνος. Das Original dürfte um 210 geschrieben sein, wenn

20) In: Studia biblica et ecclesiastica, Oxford 1890, vol. II, 309—24 im Anhange zu: H. J. White, The cod. Amiatinus and its birthplace, ibid. 273—308. 21) Ibid. S. 286 f. 22) In: Jahrbücher f. prot. Theologie, XVI. Jhg. 1890, 158—9. 23) In seiner: Geschichte des neutestamentl. Kanons, Bd. II, 1. Hälfte. Erlangen 1890, S. 5—8.

nicht in Rom selbst, so doch in einer nicht allzufern abliegenden Gemeinde griechischer Zunge. Verfasser davon ist nicht zu ermitteln. Der lat. Canon ist berüchtigt wegen seiner orthographischen Eigentümlichkeiten und Inkonsequenzen: *uisurem auditorem, decipolis condiscepolis decipulis, semptem septem* u. a. Diese fallen aber lediglich dem Schreiber (des VIII. Jhd.), nicht dem Übersetzer zur Last. Das geht daraus hervor, dafs ein dem Canon folgender Abschnitt aus Ambrosius teilweise dieselben Besonderheiten wie der Canon aufweist. Der Schreiber war nicht allein nachlässig, es fehlte ihm zugleich die lebendige Kenntnis des (alten) Lateins. In seiner Sprachsphäre sind die Kasusendungen bereits abgestorben. Eine gräuliche Verwirrung herrscht in den Deklinationen, die Schlufslaute werden mit gröfster Willkür behandelt, so dafs die Sprache sich hier auf dem besten Wege zum romanischen Zustande zeigt. Dabei wechseln U und O, E und I jeden Augenblick. In 9 lesen wir *quarti* = quartum, 68 *superscrictio* = superscriptas, 60 und 69 *duas* = duae, 79 *completum* = completos. Der Schreiber vermochte offenbar die Endsilben überhaupt nicht mehr zu scheiden, und da auch für volllautende kräftigere Endvokale bisweilen mattes -E eintritt, wie 37 in *semote passionē* = semota passione, 35 *obtime theofile* = optimo theofilo, so liegt der auch von Zahn zugelassene Schlufs nahe, dafs die vorliegende Abschrift in Gallien angefertigt ist. Dazu stimmen Formen wie *uisurem* in 32, *comprindit* (vgl. prindrai in den Strafsburger Eiden) 36 u. ä. Aus *Spaniam* 39, öfterem *eclesia*, aus der Verwechslung von *ab* und *ad* in 8 47 50, die in der Aussprache als *a* zusammenfielen, läfst sich dagegen kein Schlufs ziehen. Natürlich folgt nicht zugleich, dafs, wie die Abschrift, so auch die Übersetzung des griechischen Canons selber in Gallien entstanden sei. Letztere, von Zahn S. 139 f. rekonstruiert, rührt jedenfalls von einem in der Schriftsprache durchaus geschulten Manne her. Darauf weist u. a. der Gebrauch gewisser Partikeln und Wörter, die der späteren lateinischen Volkssprache abhanden gekommen. Nach Ref. Beobachtungen dürfte die Übersetzung kaum vor dem V. oder VI. Jhd. entstanden sein. Von Elementen des Bibel- und Spätlateins seien noch erwähnt *iste* in 1 als Artikel, iste medicus "ὁ ἰατρός", *constanter* 27 = audacter, *quia* 36 = ὅτι 'dafs', *comprindit* 36 'σημαίνει', *dirigere* 45 'schicken', *intimans* 45, *fincte* 65, abgeschwächtes *sed et* 32 38 44. Interessant ist 77 (liber) *se puplicare non potest,* vgl. franz. 'le livre se vend'. Ins Lexikon aufzunehmen sind die Belege für die seltenen Substantiva *uisor* 32 und *prodecessor* 48. — J. Führer, Ein Beitrag zur Lösung der Felicitas-Frage.[24]) Resultat S. 143: »Wir dürfen allem Anscheine nach die Mitte oder die 2. Hälfte des VI. Jhd. als jene Epoche betrachten, in welcher unsere Passionserzählung (d. h. der lateinische Text der Passio S. Felicitatis et septem filiorum eius, in den Act. Mart. ed. Ruinart p. 72—74) entstanden ist, und können an diesem Ergebnis um so eher festhalten, als derselbe Zeitansatz ja auch schon durch sprachliche Eigentümlichkeiten unserer Leidensgeschichte nahe gelegt wurde.« Mit solchen sprachlichen Eigentümlichkeiten befassen sich S. 20—29. Gewicht gelegt wird auf *namque* = autem und *melius* = potius. Da aber namque in einzelnen Hss. fehlt, so ist kein grofser Verlafs darauf. Die Auffassung der Passio als Übersetzung aus dem Griechischen wird mit Recht als eine schwach begründete abgelehnt. Auf S. 149—53 bringt noch ein Exkurs eine ziemlich vollständige Zusammenstellung

24) Programm v. Freising 1890, S. 163.

der sprachlichen Merkwürdigkeiten der Passio zugleich mit litterarischen Nachweisen. Herausgehoben sei *tenere* 'verhaften', *applicare* 'vorführen' aus der Gerichts- und Kanzleisprache, *resoluere* 'umstimmen', Umschreibung des Ablativs instr. durch *ad*: fratrem ad plumbatas occidit 4, insbesondere *per* bei Personennamen statt ad: misit eos per iudices 4, wozu Sittl ital. andare, mandare per qdn. heranzieht. Nachzutragen wäre etwa *positus* = ὤν in 3, und *constanter* = audacter ebenda. — P. Batiffol, Le livre de la prière d'Aseneth, étude sur l'origine de ce livre apocryphe de l'ancien Testament, texte grec inédit et version latine inédite du XIIIe siècle.[25]) Die lateinische Übersetzung ist nach 2 Hss., Cantabr. Corp. Christ. 424 (= *a*) und 288 (= *b*), gegeben. Im einzelnen ist noch manches zu bessern. Sprache und Ausdruck sind durchaus vom Bibellatein, insbesondere von der Vulgata, abhängig, einzelne Partien sind geradezu biblische Centonen. Zahlreiche gesammelte Belege hier mitzuteilen, mufs sich Ref. leider versagen. Sicherlich aber wird eine künftige gründliche Durchforschung des lateinischen Textes für Kirchen- und Vulgärlatein von erfreulichen Resultaten begleitet sein.

Landau i. d. Pfalz. Philipp Thielmann.

Mittellateinische Sprache und Literatur. — ***Bibliographie.*** Leider fehlt unserm Gebiet eine zuverlässige Bibliographie. Weder finden wir irgendwo die erschienene Literatur sachgemäfs und mit einiger Vollständigkeit geordnet, noch werden wir in irgend einer Zeitschrift über die neuen Erscheinungen in befriedigender Weise auf dem Laufenden erhalten. Hier könnte sich die seit einiger Zeit erscheinende französische Monatsschrift,[1]) die der mittelalterlichen Philologie im weitesten Sinn dienen will, ein grofses Verdienst erwerben, wenn sie zu ihren ausgezeichneten Dépouillements der Zeitschriften ein systematisch geordnetes Verzeichnis der selbständigen Erscheinungen des Jahres fügte. Einigen Ersatz bieten vorläufig die aus anderen Gesichtspunkten angefertigten Bibliographieen mehrerer deutschen und französischen Zeitschriften.[2]) Unergiebig für die spätere Literatur ist die Göttinger Bibliotheca philologica, unvollständig Calvarys Bibliotheca philologica classica. Über den vorhandenen Bestand der erschienenen Literatur versucht E. Hübner[3]) zu orientieren, doch nur im Hinblick auf die Zwecke des klassischen Philologen. Aufserdem fehlt bei ihm vieles Wichtige und erscheint manches nur dem Zufall Verdankte. Fachmännische Hilfe wäre für die nächste Auflage, die dem Buch bei seinen Verdiensten im Allgemeinen nicht fehlen wird, dringend nötig. Z. B. Schnitzer wie der, dafs Hirschau unter den für die Verbreitung der klassischen Literatur im Mittelalter thätigen Klöstern genannt wird, dürfen durch solch ein Buch nicht weiter geschleppt werden. Überhaupt wäre der ganze dritte Abschnitt:

25) In: Studia patristica, études d'ancienne littérature chrétienne. Paris, Leroux. Fasc. II, 1890.

1) Le moyen-âge, bulletin mensuel d'histoire et de philologie, direction Marignan, Platon, Wilmotte; Paris seit 1888, jetzt bei E. Bouillon. 2) Z. B. in der Bibliothèque de l'école des chartes, in Quiddes Deutscher Zeitschrift für Geschichtswissenschaft; vgl. vor allem die jedem Heft angehängten Nachrichten im Neuen Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde, denen ich selbst viele Hinweise verdanke. Anderes wird an Ort und Stelle erwähnt werden. 3) Bibliographie der klassischen Altertumswissenschaft. 2. Aufl., Berlin 1889, S. 54 ff.

'Die Philologie des Mittelalters' umzuarbeiten. Als alphabetisch nach den Personennamen geordnetes Repertorium ist auch für die lateinische Literatur des Mittelalters jetzt unentbehrlich das grofse Werk von U. Chevalier.[4]) Dafs von diesem überaus fleifsigen und gewissenhaften Gelehrten eine Menge jetzt veralteten Materials verzeichnet wird, ist ihm, da er nach Vollständigkeit strebt, nicht zu verargen. Grofse Hilfe werden die neuen Indices der Monumenta Germaniae gewähren, welche O. Holder-Egger und K. Zeumer bearbeitet haben.[5]) Aufser der Übersicht über den Inhalt der bisher erschienenen Bände und dem Autorenregister findet man hier namentlich auch einen sehr erwünschten Index locorum, populorum, terrarum.

Mein eigner Jahresbericht kann in keiner Weise eine Bibliographie ersetzen. Dafs er an und für sich unvollständig ist, versteht sich von selbst, und ich richte daher an die Fachgenossen die Bitte, mich in Zukunft durch Angaben über den Titel ihrer Arbeiten zu unterstützen. Dann aber war hier auch unter den mir bekannten Schriften eine Auswahl zu treffen, die nicht jedermanns Wünschen entsprechen kann. Schriften, die sich auf Denkmäler von nicht ausgesprochen literarischem Charakter beziehen, sind dann absichtlich ausgeschlossen worden, wenn diese Denkmäler ein sprachliches Interesse nicht boten. Es entsteht dadurch freilich eine gewisse Ungleichmäfsigkeit. Diese ist ferner auch bedingt durch die in den meisten Arbeiten auf unserm Gebiet noch herrschende Unsicherheit. Es gibt wenige Forscher, die sich ex officio mit den lateinischen Denkmälern des Mittelalters beschäftigen. Ausgaben und Abhandlungen sind in den meisten Fällen Parerga von Gelehrten, die aus anderen Gebieten herüberkommen. Ihre Hilfe ist nicht zu verschmähen, aber ihre Arbeit ist für uns noch nicht ordentlich nutzbar. Die Behandlung, die sie den lateinischen Denkmälern des Mittelalters aus historischem, juristischem und theologischem Interesse zuwenden, geht zu wenig von der Beherrschung und Durchdringung des Materials aus. Dafs die Voraussetzung erfolgreichen Verstehens eines schriftlichen Denkmals die intime Versenkung in seine Sprache ist, wird hier noch immer vernachlässigt. Dafs es rühmliche Ausnahmen gibt, soll mit Dankbarkeit bekannt werden; im allgemeinen aber ist den sich uns verbündenden Arbeitern mehr philologischer Sinn zu wünschen. Ferner liegt eine nicht zu leugnende Schwierigkeit für einen Jahresbericht in der hier geplanten Ausdehnung darin, dafs die literarische Produktion in lateinischer Sprache vom fünften bis zum dreizehnten Jahrhundert eine zunächst inkohärente Masse bildet. Ordnung in diese durch ein bestimmtes Prinzip zu bringen, geht aber für den Zeitraum eines Jahres nicht an, würde auch, wenn die Erscheinungen mehrerer Jahre zusammengefafst würden, bequemer Benutzung eher Abbruch thun.

Handschriftenverzeichnisse. Überraschungen, die den Bestand seiner Texte vermehren, kann der klassische Philolog nur mehr aus den egyptischen Gräbern erhoffen; dem mittelalterlichen Philologen kann sie noch die nächstliegende Bibliothek bringen. Denn für unsere Zwecke ist die Ausbeutung der vorhandenen Handschriftenschätze bis jetzt fast nirgends vollständig. Mit Spannung nehmen wir daher jeden einigermafsen verständig gearbeiteten Katalog in die Hand. Auch

4) Répertoire des sources historiques du moyen-âge. Paris, Société bibliographique, 1877—86, dazu ein Complément-Supplément, Paris 1888.
5) Indices eorum quae monumentorum Germaniae historicorum tomis hucusque editis continentur. Hannover, Hahn, und Berlin, Weidmann 1890.

gewinnen wir in jedem ein Stück aus der Geschichte der Philologie zurück, deren Erforschung doch Hand in Hand mit der Erforschung der lateinischen Literatur im Mittelalter gehen mufs. Bedingung ist freilich, dafs die *Kataloge* aufser dem Inhalt der Handschriften auch genau über deren Provenienz und Geschichte berichten. Hervorragend wird dem der Katalog der Wolfenbütteler Bibliothek gerecht; jedoch enthält die 1890 ausgegebene Abteilung kaum etwas für uns Wichtiges.[6]) Um so mehr bietet die zweite Hälfte des von den Bollandisten herausgegebenen Verzeichnisses derjenigen Pariser Handschriften, welche Heiligenleben enthalten.[7]) Er umfafst, was aus der Reihe Bibliothèque nationale Fonds latin 5296 B — 11341 in Betracht kommt. Das neue Verzeichnis der Bollandisten, sowie die früher erschienenen, wird der Romanist bei Quellenforschungen nicht mehr entbehren können. Für die lateinische Literaturgeschichte ist wieder aus dem Nachweis verschiedener Rezensionen eines und desselben Heiligenlebens zu lernen, welche Stadien die mittelalterliche Latinität vor und nach der Karolingerzeit durchlaufen hat, und wie man im 8., 9. und 10. Jahrhundert gezwungen ist, die älteren in Sprache und Orthographie ungeregelten Schriftstücke den Anforderungen an korrektere Schreibweise anzupassen. Dafs die Aufgabe derartiger Modernisierung oft an die tüchtigsten Gelehrten erging — man denke z. B. an Alchvine, Lupus und Hucbald —, ist bekannt genug; das Meiste aber hat der Durchschnitt der gebildeteren Mönche geleistet, deren Arbeit namenlos blieb. Die metrischen Heiligenleben, von denen die Bollandisten reichliche Proben geben, sind dagegen zum gröfsten Teil Schüler-Exerzitien, Dictamina. Die Textgestaltung der in die Beschreibung eingeflochtenen metrischen und prosaischen Stücke ist bisweilen nicht ganz genügend; das wird aber durch die Fülle des zu bewältigenden Materials entschuldigt. Unangenehmer berührt, dafs nur ein Register der Heiligennamen beigegeben ist, wenigstens die Autoren mufsten, wie in den älteren Bänden, am Schlufs verzeichnet werden. Auch durfte bei Miscellan-Handschriften ein Wort über deren nicht-hagiographischen Inhalt nicht fehlen. Sonst aber ist der Fleifs der Bollandisten über alles Lob erhaben. Von den mannigfaltigen Proben, die sie der Beschreibung einfügen, erwähne ich aus cod. 5301 eine metrische Vita der Agnes, die mit der von Harster herausgegebenen nicht identisch ist, wohl eine Schülerarbeit des 9. Jahrhunderts; aus cod. 5347 miracula Leonardi, die Bischof Walram von Naumburg (1099—1111) verfafst hat; aus cod. 5362 die vollständige Vita des Æþelwold von Ælfric, von der Mabillon nur den Prolog gedruckt hatte; aus 5452, 5925, 6187 u. s. w. verschiedene Interpolationen des Pseudo-Turpin; aus 11341 saec. XII. eine Mitteilung über eine metrische Vita Eustachii, die von der von Varnhagen herausgegebenen verschieden ist. Mehrere Handschriften der Eulalia-Passion werden nachgewiesen, doch beziehen sich alle, bis auf eine nicht genauer bestimmte, auf eine Form der Legende, welche dem Eulalialied nicht unmittelbar zu Grunde gelegen haben kann. —

6) O. v. Heinemann, Die Handschriften der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Zweite Abteilung. Die Augusteischen Handschriften I. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1890. 7) Hagiographi Bollandiani, Catalogus codicum hagiographicorum latinorum antiquiorum saeculo XVI qui asservantur in Bibliotheca Nationali Parisiensi II. Bruxellis 1890. Wer sich über die anderen bis jetzt von den Bollandisten herausgegebenen Verzeichnisse orientieren will, vgl. Delisle in Bibliothèque de l'école des chartes LI, 533 ff.

Gleichfalls den Schätzen der Pariser National-Bibliothek gelten die belehrenden und vielseitigen Mitteilungen B. HAURÉAUS.[8]) Die meisten waren einzeln schon früher veröffentlicht, jetzt in ihrer Zusammenstellung gewinnen sie die Bedeutung eines Catalogue raisonné, eines Führers durch die Masse der anonymen und unedierten Texte, welche die Pariser Bibliothek birgt. Der erste Band fafst zusammen, was Hauréau an Handschriften des Ancien fonds latin (also 1—8822) bisher untersucht hatte. Aus dem überreichen Ertrag der Sammlung ist es schwer, einzelnes besonders hervorzuheben. Wir erfahren neues z. B. über Thierry von Chartres, dem Kommentator von Ciceros De inventione, aus dem 12. Jahrhundert, den man früher für einen Schulmeister aus der Zeit Theodorichs des Grofsen hielt (S. 49 ff.); über den rhythmischen Lapidarius, der gewöhnlich dem Marbod zugeschrieben wird (S. 75 ff.); über eine Elegie (*Quid deceat monachum vel qualis debeat esse*), von der Wattenbach früher annahm, sie könne ins 7. Jahrhundert gehören, die aber Hauréau ins 12. verweist (S. 78 ff.); über das Original der von Matthæus von Paris verkürzt mitgeteilten, öfters für die Divina Comedia verwerteten Vision aus dem wohl fingierten Jahr 1196 (S. 127 ff.); über den schon öfter von Hauréau behandelten Dichter Serlo von Wilton aus dem ausgehenden 12. Jahrhundert, dem Doppelgänger des Primas, der wie andere seiner Zeitgenossen für die Beurteilung der uns in den jüngeren Ovid-Handschriften vorliegenden Interpolationen in Betracht kommt (S. 303 ff.); über die wichtige Ars versificatoria des Matthæus von Vendôme, aus besseren Handschriften als die von Bourgain benutzte es war; über Guido Favas Dictamina, die nach Rockingers und Monacis Untersuchungen ein gewisses Interesse gewonnen haben (S. 391 ff.). Nur einer kleinen Ausstellung möchte ich gegenüber dem um unsere Studien so wohl verdienten Verfasser Raum geben: könnte er sich nicht entschliefsen, bei Mitteilungen aus Handschriften mehr den Regeln der diplomatischen Kritik zu folgen? Gewifs leitet ihn überall ein feines ästhetisches Verständnis, aber besonders wo er auf Grund mehrerer Handschriften einen Text aufbaut, wollen wir die einzelnen Varianten haben, um sein Verfahren begreifen zu können. — Passend fügt sich hier noch eine Publikation LEOPOLD DELISLES ein,[9]) die zu der Sammlung der Instructions adressées par le comité des travaux historiques et scientifiques aux correspondants du ministère de l'instruction publique et des beaux arts gehört, da sie kleine Veröffentlichungen und Nachweise meist aus französischen Handschriften bringt und den Bibliothekaren und Archivbeamten Anweisungen zum Katalogisieren und Herausgeben mitteilungswerter Funde gibt. Das Schriftchen mit seinem mannigfachen, knapp und anregend vorgetragenen Inhalt ist meisterhaft, so, wie man es von dem Führer in diesem Studienkreis erwarten durfte. Ich führe als besonders wichtig an: den Fund einer neuen Version des Speculum von Gottfried v. Viterbo aus einer Pariser Handschrift des 13. Jahrhunderts mit einer Einlage, die neue Nachrichten über Gottfried gibt;[10]) veröffentlicht werden

---

8) B. Hauréau, Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque Nationale. Tome premier. Paris, Klincksieck, 1890. Die Einzel-Veröffentlichungen von Hauréau in den Notices et extraits XXXIII, 1 der Académie kommen zur Besprechung zugleich mit den späteren Bänden seiner Sammlung. 9) Littérature latine et histoire du moyen-âge. Paris, Leroux, 1890. 10) Die S. 43 Anm. 3 dem Gottfried vermutungsweise zugesprochenen Verse *(Denariis triginta deum)* sind sicher von ihm und stehen

ferner z. B. nicht-leoninische Hexameter vom Ende des 11. Jahrhunderts aus Tours, ein Loblied des Petrus Pictor auf Flandern in Hexametri collaterales vom Anfang des 12. Jahrhunderts und das Fragment einer Totenrolle aus St. Amand vom Jahr 1107 mit hexametrischen Tituli in verschiedenen zweisilbigen Reimspielereien. — Die jetzt in der Nazionale von Turin befindlichen Codices, die ehemals dem Kloster Bobbio gehörten, verzeichnet Giuseppe Ottino.[11]) Die Arbeit soll wohl mehr ein Inventar für den internen Gebrauch der Bibliothek darstellen; wenigstens leistet sie nicht viel mehr. Hoffentlich aber schreibt man sonst in Turin nicht Palympsesta (S. 1 und 2) und verwechselt nicht irlandese mit anglosassone (vgl. S. 23). — Eines lehrt jeder Handschriftenkatalog von neuem: für die lateinischen Literaturwerke des Mittelalters sind bis etwa ins 11. Jahrhundert ganz andere Bedingungen der Verbreitung und des Austausches anzunehmen, als wir sie uns heute vorstellen können. Wenn man von Heiligenleben, Rhythmen, Schulbüchern und dem, was zu Formelbüchern gestempelt wurde, absieht, findet man selten irgend eine Schrift, die sich über einen ganz engen Kreis benachbarter oder zu einander in Beziehung stehender Klöster verbreitet und nun auf andere Schriften in ihrer Gattung gewirkt hätte.[12]) Es ist daher bei Gedicht- und Briefsammlungen die Hoffnung fast ausgeschlossen, zu dem Exemplar, das uns der Zufall bewahrt hat, weitere Exemplare hinzufinden zu können. Dies macht es auch aus, daſs es in einer Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters empfehlenswerter ist, den Stoff lokal als chronologisch zu ordnen. Ein Muster hierfür gibt die ausgezeichnete Disponierung in Wattenbachs Geschichtsquellen. Für einen Jahresbericht freilich empfiehlt es sich nicht, von der chronologischen Ordnung abzuweichen.

Faktoren des literarischen Betriebs. Wir gedenken hier kurz einiger Schriften, die sich nicht unmittelbar mit der Literaturgeschichte beschäftigen, die aber wichtig sind für die Beurteilung der literarischen Produktion innerhalb des ganzen Zeitraums oder umgrenzterer Zeitabschnitte. Die Heiligen- und Reliquienverehrung des Mittelalters und die Pilgerfahrten, die um an geweihter Stätte zu beten unternommen wurden, haben ohne Frage mannigfach zur Hervorbringung und zum gegenseitigen Austausch von Literaturwerken beigetragen. Dankenswert ist daher eine Schrift des Aachener Historikers Stephan Beissel S. J., welche Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts[13]) darstellt. Daſs die Schrift tendenziös und apologetisch ist, geht uns hier nichts an; verwunderlich aber ist, daſs der Verfasser de Rossis Inscriptiones Christianae urbis Romae II, 1 noch nicht kennt, aus denen er über Pilgerfahrten nach Rom und die für Pilger geschriebenen Wegweiser manches Neue gelernt hätte. Sonst ist er in den Quellen wohl beschlagen. — Léopold Delisle hat früher darauf hingewiesen, daſs die genauere Kenntnis der Totenrollen noch manchen Beitrag zur Literaturgeschichte liefern würde, und ist selbst mit einer Sammlung der damals (1866) ihm bekannten vorangegangen, die er gewiſs jetzt sehr vermehren könnte. Das literarische Interesse

im Pantheon, vgl. du Méril, Poésies populaires, 1847, S. 321. 11) I codici Bobbiesi nella biblioteca nazionale di Torino. Torino-Palermo, Clausen, 1890. 12) Vgl. z B. Dümmler, Neues Archiv IV, 97 und Peiper, Anzeiger für deutsches Altertum II, 89. 13) Freiburg i. Breisgau, Herder, 1890 (Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach. 47).

an diesen mittelalterlichen Todesanzeigen erwecken die ihnen am Schlufs zugefügten metrischen *Tituli* der verschiedenen Konfraternitäten, die damit den Empfang der Anzeige bestätigten. Sie verdienen besondere Berücksichtigung auch bei einer Geschichte des Reims, da in ihnen meist genau datierte Dokumente vorliegen.[14]) An dieser Stelle lenke ich die Aufmerksamkeit auf sie, weil die in Versen abzufassende Bestätigung der Anzeige eine immer neue Veranlassung zur Ausübung der Poesie und zur Übung in ihr war. Die sorgfältige Dissertation von Adalbert Ebner,[15]) die ohne literarische Folgerungen zu ziehen sich mit den Konfraternitäten beschäftigt, wird daher willkommen sein.

Technik der Schriftstellerei. Es ist bekannt, wie sehr die lateinische Literatur des Mittelalters abhängig ist von den Vorbildern, die ihr hauptsächlich die römischen Schriftsteller, vereinzelt auch spätere, die zu allgemeinerer Anerkennung kamen, in Metrum und Prosa boten. Besonders für die Zeit, als die lateinische Sprache bereits eine tote war, sind diese formellen Plagiate, wie man sie nennen möchte, so selbstverständlich wie möglich. Man mufs sich also klar machen, welchen Sinn es eigentlich hat, sie immer wieder hervorzuheben und in den Ausgaben von Fall zu Fall unter dem Text nachzuweisen. Ich habe mich früher bemüht, ein verständigeres Prinzip als es das ist, Alles ohne Regel und Ausnahme zu buchen, zur Einführung vorzuschlagen. Geht man an das Sammeln und Nachweisen der Vorbilder eines mittelalterlichen Schriftstellers in der Absicht, der *klassischen Philologie* zu dienen, so hat man zu bedenken, dafs die Nachahmung vielfach keine unmittelbare sondern eine durch Beispielsammlungen vermittelte ist. Um diese sollte man sich also bemühen, nicht um das was von ihnen abhängig ist. Ferner hat es wenig Wert für den klassischen Philologen, zu wissen, dafs gewisse Schriftsteller, die nachweislich in der Schule gelesen wurden und in zahlreichen Handschriften verbreitet sind, nun auch in den Literaturwerken, die in der Schulstube ihre Anregung bekommen, sich wirklich nachgeahmt finden. Gar keinen Wert haben solche Forschungen, die nur Nachahmungen und Erwähnungen suchen und sich um die direkte handschriftliche Überlieferung der nachgeahmten und erwähnten Werke nicht kümmern. Geht man aber an das Nachweisen der Vorbilder, um der *mittelalterlichen Philologie* zu dienen, so mufs man auch hier bedenken, dafs es keinen Sinn hat, statt der Quellen erster Hand — den Beispielsammlungen — die Quellen letzter Hand — die von den Beispielsammlungen oft auch noch nicht unmittelbar benutzten Schriftsteller — namhaft zu machen. Denn man verleitet dadurch, den mittelalterlichen Schriftstellern eine umfangreiche Belesenheit zuzuschreiben, die sie vielfach nicht besafsen. Ferner beruht vieles in der Nachahmung nicht auf Lektüre, sondern ist schlechtweg Formel, kleine Münze, die es keinen Sinn hat nach ihrem Prägeort zu fragen. Und auch hier wieder: dafs Schriftsteller wie Vergilius, Sedulius, Aldhelm u. s. w. gelesen und benutzt wurden, hat nur dann einen Wert besonders nachgewiesen zu werden, wenn dadurch kritisch oder exegetisch etwas für die Nachahmer geleistet wird. Niemals aber sollte das Sammeln der Vorbilder Selbstzweck werden, wozu es in den Arbeiten des M. Manitius fast geworden ist. Mnemotechnik ist keine Philologie.

---

14) In diesem Sinn wurden sie auch von Léon Gautier verwertet, Les épopées françaises [2] I, 330 Anm. 15) Die klösterlichen Gebets-Verbrüderungen bis zum Ausgang des karolingischen Zeitalters. Regensburg, Pustet, 1890.

Die diesmal von Manitius gelieferten Beiträge zur Geschichte des Eutropius, Plinius d. Ä. und Festus Pauli im Mittelalter[16]) ergeben auch als Materialien betrachtet nur geringen Nutzen, z. B. bei Eutropius wird Paulus Diakonus übersehen, bei Festus Pauli weiſs er nichts von Micon und Ellinger, bei Plinius kennt er die Vorarbeiten von Sillig und Rück nicht. Aber überhaupt auf dem in diesen Beiträgen eingeschlagenen stumpfsinnigen Weg der bloſsen Aufzählung, und wäre sie zehnfach so reichhaltig, kann nichts erreicht werden. Verdienstlicher ist ein Beitrag desselben Verfassers Zur Benutzung des Sulpicius Severus im Mittelalter,[17]) da die Ausbeutung dieses Schriftstellers in den mittelalterlichen Biographien bis jetzt nicht recht bekannt war. Einen andern Weg schlägt Horst Kohl[18]) ein, indem er sich bemüht, für Rahewin ein vollständiges Verzeichnis der in den *Gesta Friderici* aus frühern Schriftstellern entlehnten Phrasen und Sätze zu geben, und diese den betreffenden Textesstellen fortlaufend an die Seite stellt. Wohlthuend ist die dabei obwaltende Vorsicht; nur gegen die früher von Manitius aufgestellten Annahmen hätte er noch skeptischer sein sollen. Nach diesem soll z. B. *ululae upupae bubones toto anno in lectis funebria personantes* von Rahewin entlehnt sein aus Varro de l. l. (*de his pleraeque ab suis vocibus ut haec*) *upupa* (*cuculus corvus irundo*) *ulula bubo.* Bemerkungen über die Bekanntschaft des Tibull im Mittelalter, denen man nur beistimmen kann, macht Th. Gottlieb.[19]) Derselbe hat in einem umfangreichen Buch[20]) einen Index der mittelalterlichen Handschriften-Verzeichnisse geliefert, eine Arbeit, die hier deswegen erwähnt sei, weil aus den Verzeichnissen ohne Rückschlüsse zu ersehen ist, was an römischen und zeitgenössischen Literaturdenkmälern und wo es überliefert wird. Hierher gehört auch, was Le Blant[21]) in einer Art Neubearbeitung seines Manuel d'épigraphie chrétienne über die Technik der *Epitaphienpoesie* vorträgt. Wie Le Blant schon früher gezeigt und andere nach ihm durch neue Beispiele belegt haben, sind die Grabschriften, besonders die metrischen, vielfach von Formelbüchern abhängig, und den 'Epitaphisten', um de Rossis Ausdruck zu gebrauchen, kann man jetzt recht eigentlich in die Werkstatt sehen. — Das Fortleben der juristischen Literatur der Römer und die Impulse, die das Mittelalter daher erhält, fährt Max Conrat (Cohn)[22]) fort in grösserem Zusammenhang darzustellen. — Ich erwähne noch einzelne kleinere Untersuchungen, die sich hier einreihen. Über die *Epitheta fixa* bei lateinischen Dichtern handelt mit gelegentlicher Einbeziehung der späteren und

16) Philologus XLIX, 191 und 380. Beiträge zur Geschichte frühchristlicher Dichter im Mittelalter gibt derselbe Manitius Sitzungsberichte der kais. Akad. d. Wiss. in Wien, philos.-histor. Kl. CXXI, No. VII. Hier frappiert z. B. die unverständige Behauptung, Boethius sei erst seit dem 10. Jahrhundert zu allgemeinerer Anerkennung gekommen, und daſs wieder über Fortunatus gesprochen wird ohne Kenntnis von Le Blants Sammlung. 17) Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XV, 194. 18) Beiträge zur Kritik Rahewins. I. Programm von Chemnitz, 1890. 19) Wiener Studien XII, 148. 20) Über mittelalterliche Bibliotheken. Leipzig, Harrassowitz, 1890. 21) L'épigraphie chrétienne en Gaule et dans l'Afrique romaine. Paris, Leroux, 1890; aus der Sammlung der Instructions u. s. w., die oben S. 85 erwähnt wurde. 22) Geschichte der Quellen und Literatur des römischen Rechts im früheren Mittelalter. 1. Band, 3. Abt. Leipzig, Hinrichs, 1890.

mittelalterlichen Literatur FRIEDRICH SEITZ,[23]) über Beiworte der Maria in der deutschen und lateinischen Literatur des Mittelalters setzt ANSELM SALZER seine reichen Stellensammlungen[24]) fort, die ihm eine über die weitesten Gebiete ausgedehnte Lektüre ermöglicht. — Metrische Technik kommt in der Untersuchung von G. ESKUCHE[25]) über Die Elisionen in den zwei letzten Füfsen des lateinischen Hexameters zur Sprache; wie früher W. Meyer aus Speier in seiner Abhandlung über die Caesuren geht auch Eskuche bis auf die karolingische Zeit herab.

Einzelne Literaturgattungen im ganzen Zeitabschnitt. »Wir haben der Aufgabe . . genügt, wenn es uns gelungen ist nachzuweisen, dafs in der That auch aufser den Leistungen der Hrotswith und den geistlichen Spielen es im Mittelalter eine Komödie gegeben, die einen Anspruch darauf hat, in der Geschichte der mittelalterlichen dramatischen Literatur genannt zu werden, vielleicht sogar ihrer Wirkung nach mehr Anspruch als die Produkte der Gandersheimer Nonne; gleichzeitig einen Baustein zu liefern zur Überbrückung der Kluft, welche in die naturgemäfse Verbindung der Neuzeit mit dem Altertum durch das Mittelalter bei den gewaltsamen Fortschritten der Renaissance gerissen worden ist, sodafs aus dem Gedächtnis der Menschen getilgt zu sein scheint, was zum Verständnis jener Zeiten erhebliche Beiträge zu liefern geeignet ist.« Offenbar sind es diese Worte Rudolf Peipers und die schöne Abhandlung,[26]) deren Facit sie ziehen, welche WILHELM CLOETTAS Buch Kömödie und Tragödie im Mittelalter[27]) veranlafst haben. Wesentlich im Anschlufs an Peiper führt er aus, was dieser angedeutet. Im ersten Abschnitt bespricht er die konfusen, dem Altertum nachgeschwatzten Theorien des Mittelalters über Tragœdia, Comœdia und Drama; im zweiten schiebt er an etwas ungeeigneter Stelle eine Abhandlung über den Dialog *De casu Cesenae* vom Jahr 1377 ein; im dritten behandelt er gewisse Elegien und Epen, welche im 11. bis 13. Jahrhundert entstanden in der Überlieferung den Namen Comœdia und Tragœdia führen oder doch der Analogie nach führen könnten, und nimmt an, dafs diese gröfstenteils zur Rezitation als Monologe oder mit verteilten Rollen, aber nicht zur Aufführung bestimmt waren. — Cloettas Schlufsbemerkungen wollen zeigen, dafs die Titelgebung Comœdia und Tragœdia einen doppelten Entstehungsgrund hat. Als Dracontius am Ende des 5. Jahrhunderts den Tragödienstoff Orestis in episches Maafs umsetzte, behielt er den nicht mehr zutreffenden Namen *tragœdia* bei; als Vitalis am Ende des zehnten oder Anfang des elften Jahrhunderts den Comödienstoff Amphitryon in elegisches Maafs umsetzte, behielt er den nicht mehr zutreffenden Namen *comœdia* bei. Ferner bedeutete schon im Altertum *tragœdia* ganz allgemein die Schilderung eines traurigen Ereignisses und *comœdia*, wenigstens im Mittelalter, die eines

---

23) De fixis poetarum latinorum epithetis. Part. I. Programm von Elberfeld, ebenda 1890. 24) Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Fortsetzung. Programm von Seitenstetten, ebenda 1890. 25) Rheinisches Museum für Philologie XLV, 236 und 385. 26) Archiv für Literaturgeschichte V, 493 ff. 27) Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. I. Halle, Niemeyer, 1890. Vgl. die inhaltreiche Besprechung von Ernst Voigt, Anzeiger für deutsches Altertum XVII, 5. Bezüglich der geistlichen ludi schliefst sich Voigt der Meinung Cloettas an.

heiteren. Diese verschiedenen Anschauungen vermischten sich und trugen dazu bei, die dem Mittelalter eigne Literaturgattung Comœdia und Tragœdia in Hexametern oder Distichen zu schaffen. Dies mag alles im grossen und ganzen richtig sein, und wir müssen es dem Verfasser danken, dafs er durch das so aufgefafste Thema Gelegenheit gefunden hat, sich über einzelne poetische Erzeugnisse des 11. bis 13. Jahrhunderts zu verbreiten und manches noch nicht recht Erforschte genauer zu untersuchen. Bedauerlich aber und verwirrend ist es, dafs er offenbar von der Ansicht geleitet wird, in den von ihm behandelten Tragödien und Comödien und den nicht von ihm behandelten Dramen der Hroswitha sei diejenige Produktion beschlossen, welche bei Untersuchungen über das Nachleben der dramatischen Kunst des Altertums und die Vorstufe der Renaissance-Tragödie allein in Betracht käme. Dazu hat er sich durch Peiper verleiten lassen, der aber auf diese Dinge nur deshalb mit einer gewissen Einseitigkeit hinwies, weil sie vor ihm überhaupt fast ganz vernachlässigt wurden. Aber er hat doch nicht versäumt, dabei dem Mimus auch seine gehörige Stelle anzuweisen, der von Cloetta nur ganz obenhin erwähnt wird. Wäre Cloetta hier den Gedanken Peipers weiter nachgegangen, so hätte er gewifs Vitalis, Matthaeus von Vendôme, Wilhelm von Blois und die anderen Dichter der sog. Comœdiæ und Tragœdiæ in einem gröfseren und allgemeineren Zusammenhang betrachtet, wäre durch die Mimen auf die Vaganten und Spielleute geführt worden und hätte dann schliefslich nicht, was er absichtlich thut, 'die kirchlichen Aufführungen' von seiner Untersuchung a limine ausgeschlossen, wenigstens nicht die Stücke, welche man vielleicht am besten als Vaganten-Dramen bezeichnet. Man kann dagegen nicht einwenden, dafs das Mittelalter selbst diesen Zusammenhang nicht ahnte. Denn in einem mittelalterlichen Commentar zur Ars poetica des Horaz, den man fälschlich dem Alchvine zugeschrieben hat — er gehört wohl ins 11. Jahrhundert — wird zu v. 179 *aut agitur res in scenis aut acta refertur* mit klaren Worten auf die Caena Herodis hingewiesen. Aber dem Verfasser ist das ganze Gebiet, das hier zu durchwandern war, offenbar noch nicht bekannt, und hier ist nicht der Ort, ihn zu den Quellen zu führen. Auch von besonderen Bemerkungen mögen hier nur wenige Platz finden. Das zuerst von Magnin herausgegebene Bruchstück aus Parisin. lat. 8069 gehört nicht wie Magnin, Riese und Cloetta annehmen, dem frühen Mittelalter an, sondern etwa dem 10. Jahrhundert: es ist ein Certamen des Terenz mit einem Verächter seiner Stücke, das zur Aufführung bestimmt war und dadurch einen gewissen Wert beanspruchen darf. Den Mimen Vitalis, den Peiper zweifelnd mit dem Dichter in Verbindung brachte, hat Cloetta gutes Recht, ganz bei Seite zu lassen. Eingehend handelt über das Epitaph de Rossi in den Inscriptiones II, 1. Was über die Kenntnis des Seneca gesagt wird, hat Cloetta selbst im zweiten später erschienenen Heft seiner Beiträge berichtigt. Sonderbar bleibt mir ein auch für die Überlieferungsgeschichte wichtiges Zitat des Aldhelm. Personennamen und die Bezeichnung *Poeta* am Rand sind im Mittelalter nichts seltenes und gehen in letzter Linie wohl auf die Handschriften der Eclogen zurück. Die Eclogenpoesie und die Certamina des Mittelalters, auf die schon Peiper hinwies, hätten überhaupt berücksichtigt werden sollen.

Ausgehendes Altertum vom 5. bis 7. Jahrhundert. An erster Stelle ist des zweiten Bandes der Literaturgeschichte von Teuffel-

Schwabe in der neuesten Auflage zu gedenken.[28]) Das Werk reicht bis zum 8. Jahrhundert und führt als letzte Schriftsteller Aldhelm, Beda, Tatwine, Bonifatius und Paulus Diaconus vor, es erstreckt sich also auch über unseren nächsten Paragraphen. Die kurzen und präzisen Angaben von Teuffel und Schwabe sind unübertroffen und unübertrefflich. Ich wüfste kein Nachschlagebuch im ganzen Gebiet der klassischen Philologie, das so viel Segen wie dieses gestiftet hätte. Dies Lob gilt auch den uns berührenden Abschnitten, die aber naturgemäfs von den Herausgebern nicht so reichlich bedacht worden sind, wie die vorausgehenden. Ein Kapitel über die Iren sollte da nicht fehlen, wo den Angelsachsen eines eingeräumt wird. Überhaupt liefse sich gewifs hier manches ergänzen. Besonders fruchtbar wird für die nächste Auflage die Benutzung von G. B. de Rossis Inscriptiones II, 1 sein. Sehr erwünscht wäre es vielleicht für manchen Philologen, wenn dem Werk mit der Zeit noch ein Supplement über die Ausläufer der römischen Literatur hinzugefügt würde, etwa so, dafs die Abschnitte über (irische), angelsächsische, merowingische Schriftwerke aus dem zweiten Band ausgeschieden und mit einem neuen Abschnitt über die karolingische Literatur besonders herausgegeben würden. — Von der Literatur des Jahres 1890 verzeichnet Teuffel schon einiges. Anderes ist leicht aus den Angaben in Calvarys Bibliotheca philologica classica unter den einzelnen Schriftstellernamen zu entnehmen. Folgendes finde ich Veranlassung hier besonders anzuführen.[29]) W. Meyer aus Speyer veröffentlichte eine grundlegende Untersuchung über die Gedichte des Dracontius, die zugleich durch die glänzende Lösung eines philologischen Räthsels für weitere Kreise interessant ist.[30]) B. Hasenstab[31]) bewies, dafs die Abfolge der Schriften des Ennodius in der mafsgebenden Überlieferung, die ein Wirrwarr zu sein schien, auf chronologischer Anordnung beruht. Über Fl. Rusticius, Helpidius, Domnulus handelte wohl abschliefsend W. Brandes,[32]) indem er die Verwirrung löste, die daher entstanden war, dafs man einerseits verschiedene Persönlichkeiten durcheinandergeworfen, andererseits nötige Identifizierungen nicht vorgenommen hatte. Auch eine kritische Ausgabe des von Rusticius verfafsten Gedichtes *de Christi Jesu beneficiis* verdanken wir Brandes.[33]) Das Werk von M. Bonnet über Gregor von Tours,[34]) eine der erfreulichsten und belehrendsten Erscheinungen der lateinischen Philologie in den letzten Jahren, ist wichtig hauptsächlich durch seinen sprachlichen Teil. Aber auch die feinen Analysen von Gregors Person, seiner Schriftstellerei, die Erörterungen über

28) W. S. Teuffels Geschichte der Römischen Literatur. Neu bearbeitet von Ludwig Schwabe. Fünfte Aufl. Zweiter Band. Leipzig, Teubner, 1890. 29) Einzelnes ist absichtlich auf eine spätere Besprechung verschoben worden, so werden z. B. die Untersuchungen von Gundlach über die Briefsammlungen von Arles und Vienne mit dem 3. Band der Epistolae der Monumenta Germaniæ zur Sprache kommen. Anderes ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen wie Chevaliers Avitus und Nisards Fortunatus. Auch dies wird später nachgeholt werden. 30) Die Berliner Centones der Laudes des Dracontius in Sitzungsberichten der kgl. preufs. Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Kl. 1890. S. 257. 31) Studien zu Ennodius. Programm des Luitpold-Gymnasium in München, 1890. 32) Wiener Studien XII, 297, dadurch ist die im selben Jahr etwas früher erschienene Arbeit von Manitius, Rheinisches Museum XLV, 153, antiquiert. 33) Programm des Catharineum von Braunschweig, 1890. 34) Le latin de Grégoire de Tours. Paris, Hachette, 1890.

die Bildung seiner Zeit, die Schriftsteller die er benutzt hat u. a. verlangen, dafs er in diesem literarhistorischen Paragraphen nicht unerwähnt bleibt. — Eine Ausgabe der Elegien des Maximian haben wir durch M. PETSCHENIG[35]) erhalten. Ein knapper kritischer Apparat, der scharfsinnige Konjekturen des Herausgebers bringt, und kurze exegetische Bemerkungen begleiten sie. Dafs dieser Dichter so kurze Zeit nach Baehrens in neuer Bearbeitung vorgelegt werden konnte, wird den nicht befremden, der aus der Benutzung der Baehrensschen Ausgaben gelernt hat, dafs alle neu zu machen sind. Sehr dankenswerte text- und quellenkritische Beiträge zu den Etymologiæ des Isidor von Sevilla gibt BERNHARD KÜBLER[36]) im Anschlufs an die älteste deutsche Handschrift, eine Wolfenbüttler, die ihm nur wenige Jahrzehnte nach Isidors Tode geschrieben zu sein scheint. Ich konstatiere hier das dringende Bedürfnis nach einer kritischen Ausgabe der Encyklopädie Isidors, die von ebenso grofser Bedeutung für den klassischen wie für den mittelalterlichen Philologen sein würde. — Für den sog. Aethicus und den sog. Fredegar ist ein Programm von GEORG HEEGER wichtig.[37]) — Zwei Gedichte christlichen Inhalts, die unter dem Namen des Victorinus in einer Vaticanischen Handschrift stehen, weist W. BRANDES[38]) dem 7. oder 8. Jahrhundert zu. Mir scheint es möglich, dafs sie Schülerarbeiten der Karolingerzeit sind. Nur eines der beiden war bisher schlecht von Angelo Mai herausgegeben (Classici auctores V, 382). Wichtig sind sie, da sie als Centonen ältere Gedichte ausschreiben. So entschliefst sich Brandes vielleicht zu einer kritischen Ausgabe. — Den immer noch zeit- und heimatlosen Grammatiker 'Virgilius Maro' behandelt TH. STANGL in seinen Virgiliana.[39]) Es ergibt sich, dafs die von Huemer in seiner Ausgabe benutzten Kollationen mangelhaft sind und eine wichtige Handschrift übersehen wurde. Schon früher hatte Stowasser gezeigt, dafs die Ausgabe Huemers keineswegs genüge. Bei der Wichtigkeit des 'Virgilius Maro' für unsere Studien werden wir auf die Sache zurückkommen gelegentlich einer zweiten 1891 erschienenen Schrift Stangls. Doch sei schon hier auch auf einen, wenngleich nicht ins Gewicht fallenden, Irrtum Stangls hingewiesen. Die Amienser von M. Hertz und ihm zuerst verwertete Handschrift ist natürlich eine französische und stammt aus Corbie, nicht aus Korvey.

Iren und Angelsachsen bis in die Karolingerzeit. Wegen der von Iren und Angelsachsen geschaffenen Literatur, die wir, wie es die Sache verlangt, besonders behandeln, können wir uns bereits auf den ausgezeichneten Bericht von Felix Liebermann[40]) berufen. Eine eingehende Schilderung ferner der lateinischen Werke der Iren und des nicht hoch genug anzuschlagenden Einflusses der Iren auf die Kultur des Kontinents gibt ALPHONS BELLESHEIM in seiner Geschichte der katholischen Kirche in Irland.[41]) Freilich ist das Werk kirchlich-tendenziös und mehr eine Kompilation als eine kritische Darstellung, doch wird man manches daraus lernen können, da es der Verfasser weder an Fleifs noch an sympathischer Vertiefung

35) Maximiani elegiæ. Ad fidem codicis Etonensis recensuit et emendavit M. Petschenig. Berlin, Calvary, 1890. 36) Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie XXV, 496. 37) Über die Trojanersagen der Franken und Normannen. Programm von Landau, 1890. 38) Wiener Studien XII, 310. 39) Wochenschrift für klassische Philologie 1890 No. 23–31. 40) Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft V, 380. 41) Erster Band von 432 bis 1509. Mainz, Kirchheim, 1890.

in seinen Stoff hat fehlen lassen. Von den wenigsten der hier in Betracht kommenden Denkmäler besitzen wir *kritische Ausgaben*. Einiges werden die Monumenta Germaniæ noch nachholen. So können wir eine Abhandlung von W. Gundlach über die prosaischen und metrischen Briefe des Columbanus[42]) als kritische Prolegomena seiner demnächst in der Epistolæ-Abteilung erscheinenden Ausgabe begrüfsen. Die metrischen Stücke, an deren Echtheit gezweifelt worden ist, erkennt Gundlach als Eigentum des Stifters von Bobbio an. Das Argument Peipers, dafs die Monosticha älter als Eugenius von Toledo seien, durfte aber nicht wieder vorgebracht werden. Scheinbar gelehrt, in Wahrheit recht oberflächlich ist die von Carl Sittl besorgte Ausgabe von Bedas De loquela digitorum.[43])

Von der Karolingerzeit bis zum 10. Jahrhundert. Über die Literatur der Karolingerzeit pflegt H. Hahn sehr vollständig zu berichten.[44]) Doch ist er erst bis zum Jahr 1889 vorgerückt. Eine hervorragende Darstellung der literarischen Bewegung unter Karl dem Grofsen bis zum Ausgang des 9. Jahrhunderts findet man in Alb. Haucks Kirchengeschichte Deutschlands.[45]) Man mufs diese Darstellung mit den betreffenden Abschnitten in Eberts Literaturgeschichte vergleichen, um zu würdigen, wie viel des Genaueren, Richtigeren und Neuen von Hauck geboten wird. Bei ihm vereinigt sich eine universelle Anschauung mit der saubersten Sorgfalt in allen Einzelheiten. Leider konnte die grofse Publikation über die Trierer Ada-Handschrift von Hauck nicht mehr benutzt werden. Einzelne Bemerkungen zur Literaturgeschichte des karolingischen Zeitraums enthält eine ikonographische Untersuchung von Paul Clemen.[46]) Neu ist z. B. was der Verfasser über Lupus, den Abt von Ferrières bemerkt. Besonders lehrreich sind für den Literaturhistoriker Untersuchungen über das geistige Leben in den Klöstern. Wir können diesmal Beiträge zur Geschichte der Klöster Fulda,[47]) Reichenau[48]) und Saint-Amand[49]) verzeichnen. An Arbeiten, die sich auf einzelne karolingische Schriftsteller und Schriftwerke beziehen, ist natürlich in einem Gebiet kein Mangel, wo noch so vieles zu erfolgreicher Untersuchung einlädt. Ein kleiner Aufsatz ist den Gedichten des Paulus Diaconus gewidmet.[50]) Ausgewählte pädagogische Schriften des

---

42) Neues Archiv XV, 499. 43) Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig, Teubner, 1890. S. 254. Einen Beweis für mein Urteil wird jedem der Apparat mit seinen 15 Siglen abgeben können. Darin figuriert z. B. Migne neben Giles; ein codex Parisinus des 13. Jahrhunderts, dessen Kenntnis aus Giles bezogen ist, von dem aber, da sie bei Giles fehlen, keine Lesarten angegeben werden; ein codex 'Emmeranus' aus München. Für die von Giles benutzten Parisini sind nicht einmal die Kataloge nachgeschlagen worden, ja es wird auch nicht gesagt, dafs ihre Lesarten aus dem Anhang bei Giles entlehnt sind. 44) In den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft. Berlin, Gaertner. Ich übergehe vorläufig Einiges, wie die Ausgabe der Capitularia II, 1, mit Absicht. 45) Zweiter Teil. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1890. 46) Die Porträtdarstellungen Karls des Grofsen. Aachen, Cremer, 1890. 47) P. Clemen, Studien zur Gechichte der karolingischen Kunst. Repertorium für Kunstwissenschaft XIII, 123. 48) Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau, herausgegeben v. d. Badischen historischen Kommission. I. Die Reichenauer Urkundenfälschungen von K. Brandi. Heidelberg, Winter, 1890. 49) J. Desilve, De schola Elnonensi sancti Amandi a saeculo IX ad XII usque. Löwen, Pecton, 1890. Diese Schrift ist recht mangelhaft. 50) Traube, Neues Archiv XV, 199.

Hrabanus Maurus wurden von Freundgen übersetzt.[51]) Doch übersieht der Übersetzer z. B. ganz, daſs die Stücke aus *De universo* wörtlich aus Isidorus genommen sind. Die Abhandlung von O. C. Th. Richter über die beiden Candidus (Wizo und Bruun)[52]) ist wichtig durch das Heranziehen einer Münchener Handschrift für die *Dicta Candidi presbyteri de imagine dei.* Philologischer Anforderung nicht entsprechend ist die von A. Knoepfler veranstaltete Ausgabe von Walahfrid Strabos' interessanter Schrift De ecclesiasticarum rerum exordiis et incrementis,[53]) dagegen fand die weniger wichtige Vita beati Galli desselben Walahfrid in Robert Thuli einen viel verständigeren Herausgeber.[54]) Neue Aufschlüsse über Christian von Stavelot, der nach Trithemius Erfindung bisher als Christian Druthmar von Corbie bezeichnet wurde, erhalten wir durch Ernst Dümmler.[55]) Die Gesta Dagoberti und die Passio Dionisii, Rustici et Eleutherii werden in einer gelehrten Untersuchung von Julien Havet über die Anfänge des Klosters Saint Denis berührt.[56]) Unser ausgezeichneter Tironianer Wilhelm Schmitz gewann einigen Texten in Kurzschrift kleinere literarische Denkmäler ab.[57]) — Weniger zahlreich sind die Arbeiten für das 10. Jahrhundert. Eine nicht sehr tief eindringende Umschau über die Literatur in Deutschland während dieses Zeitraums hält Heinrich Gerdes.[58]) Die Bildungscentren des 10. und 11. Jahrhunderts in Italien stellt A. Dresdner[59]) zusammen, ohne die Aufsätze von Salvioli[60]) zu kennen, die sich vielfach mit seinem Thema berühren. Von spezielleren[61]) Arbeiten gehört die dilettantische Dissertation von C. Schweitzer über Waltharius[62])

51) B. Schulz, J. Gansen, A. Keller, Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. V. Paderborn, Schöningh, 1890. Folgende mir bekannt gewordene Übersetzungen seien hier auch gleich zusammengestellt: Die Annalen von St. Bertin und St. Vaast (übersetzt von Jasmund-Wattenbach), Leben des Abtes Eigil von Fulda und der Hathumod nebst Übertragung des hl. Liborius und des hl. Vitus (übersetzt von Grandaur), Die Chronik des Regino (übersetzt von Dümmler), Die Fortsetzung des Regino (übersetzt von Büdinger-Wattenbach), Aus Liudprands Werken (übersetzt von Osten-Sacken und Wattenbach), Ruotgers Leben des Erzbischofs Bruno: sämtlich aus der Sammlung der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. 2. Gesamtausgabe. Leipzig, Dyk, 1890. Besonders sei für den Romanisten erwähnt Der Mönch von Sankt Gallen (Notker Balbulus), übersetzt von W. Wattenbach (3. Aufl., ebenda), wegen der Einleitung und den Anhängen, welche für die histoire poétique Karls des Groſsen in Betracht zu ziehen sind. 52) Programm des städt. Realgymn. zu Leipzig. Leipzig, Hinrichs, 1890. 53) Walafridi Strabonis liber etc. textum recensuit etc. Aloisius Knoepfler. München, Stahl, 1890. 54) Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. XXIV dritte Folge IV. 1. Hälfte S. 1. 55) Sitzungsberichte der königl. preuſs. Akademie der Wissenschaften. 1890. S. 935. 56) Bibliothèque de l'école des chartes LI, 1. 57) Neues Archiv XV, 197 und 602. 58) Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter. Erster Band. Leipzig, Dunker & Humblot, 1890. 59) Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert. Breslau, Köbner, 1890. In vierter Auflage erschien der 3. Band von Gregorovius Geschichte der Stadt Rom. 60) In Rivista Europea. Nuova serie vol. XIII ff. 61) Die Untersuchung von F. Kurze über Reginos Handschriften und Quellen im Neuen Archiv XV, 295 wird mit seiner 1891 erschienenen Ausgabe besprochen worden. 62) Charles Schweitzer, De poemate latino Walthario. Paris, Berger-Levrault, 1889.

noch dem Vorjahre an; Schönbach, der selbst kurz vorher mit einem interessanten handschriftlichen Fund für die Güte des Bruxellensis eintreten konnte,[63]) setzt sich, wie ich glaube, noch zu gnädig, mit ihr auseinander.[64]) Schweitzers Schrift, so weit sie nicht einfach Kompilation ist, bedeutet für die Kritik des Gedichtes einen wahren circulus vitiosus. Neuerdings wird auch wieder[65]) der Versuch gemacht, den Geraldus, der den Prolog des Waltharius schrieb, für den Dichter des ganzen Gedichtes auszugeben. Und dieser Geraldus soll nicht der Sanktgaller Lehrer, sondern ein Mönch aus Fleury, Erchambald, an den der Prolog geht, nicht der Bischof von Strafsburg, sondern der Bischof von Tours sein. Das eine ist unwahrscheinlich, weil der Prolog offenbar einen andern Verfasser hat als das Gedicht, das andere, weil der Bischof von Tours fast unmittelbarer Zeitgenosse Ekkeharts IV. Die ganze Stütze dieser Hypothese scheint[66]) die Aufführung einer Waltharius-Handschrift in einem alten Verzeichnis zu sein, das — aber ohne Grund — für Fleury in Anspruch genommen wird. Doch steht die nähere Begründung noch aus. Einzelne Probleme der Ecbasis captivi sucht eine der letzten Arbeiten Friedrich Zarnckes[67]) zu ergründen. Beizustimmen ist ihm in der Ablehnung der chronologischen Erklärung Zachers; sehr hübsch ist ferner die Interpretation von Vers 50 ff.: der Dichter habe nicht im Karzer gesessen, sondern er vergleiche das Kloster mit einem Gefängnis. Anderes mufs ich ablehnen, z. B. dafs das Kloster nicht Saint-Èvre, sondern Saint-Estival sei.

Vom 11. bis zum 13. Jahrhundert. Eine Erzählung der Translation des heiligen Dionysius von Saint-Denis nach Regensburg, welche, noch im Jahre 1049 geschrieben, älter ist als die von Köpke herausgegebene und offenbar das von Veit Arenpeckh benutzte Original darstellt, fand L. von Heinemann in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts. Er gab sie mit der Vermutung heraus,[68]) dafs Othloh ihr Verfasser ist. Eine Ergänzung der Vita Odilonis des Jotsaldus veröffentlichte E. Sackur.[69]) Sehr sorgfältig ist die Ausgabe zweier auf die Legende Karls des Grossen bezüglichen Stücke durch Gerhard Rauschen:[70]) öfters behandelt aber bisher nicht herausgegeben war davon die Descriptio qualiter Karolus Magnus clavum et coronam domini a Constantinopoli Aquisgrani detulerit qualiterque Karolus Calvus hec ad sanctum Dyonisium retulerit, das Werk eines Mönches aus Saint-Denis aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts;[71]) nur einmal schlecht herausgegeben war das andere Stück, eine bald nach der Kanonisation Karls (1165) vielleicht von einem Aachener Kleriker aus Einhard, den Annales Laurissenses, der eben erwähnten Descriptio u. a. kompilierte Vita Karoli Magni. B. Hauréau vertritt in einer

63) Zeitschrift für deutsches Altertum XXXIII, 340. 64) Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur XVI, 333. 65) Vgl. Histoire littéraire de la France VI, 438, auch z. B. Baudouin in seiner Ausgabe des Pamphilus. 66) Ich entnehme das aus Cuissard, Fonds de Fleury, S 209. Die Hypothese wird jetzt von Grellet-Balguerie verfochten in einem Vortrag vor der Académie des inscriptions et belles lettres, vgl. Wochenschrift für klassische Philologie 1890 S. 1326. 67) Berichte über die Verhandlungen der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, philol.-histor. Kl. 1890 S. 109. 68) Neues Archiv XV, 331. 69) Ebenda 117. 70) Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. VI. Die Legende Karls des Grofsen. Leipzig, Duncker & Humblot, 1890. 71) Das metrische Argument von Léon Gautier ist in der Fassung von S. 99 bei Rauschen nicht richtig.

eignen Schrift[72]) die These, dafs unter den in Handschriften und Drucken Bernhard von Clairveaux zugeschriebenen Gedichten kein einziges Anspruch auf diesen Namen hat. Sind wir auch nicht mit allen Gründen einverstanden, die der gelehrte Verfasser ins Feld führt, so wird man doch das Resultat im Allgemeinen zugeben müssen. Die Hauptursache, dafs von dem dichterischen Werk Bernhards nichts auf uns gekommen, ist wohl darin zu suchen, dafs er selbst oder Zeitgenossen keine Sammlung veranstaltet haben. Denn dafs Bernhard überhaupt in Versen sich versucht hat, woran Frühere gezweifelt haben, ist auch Hauréau weit entfernt zu bestreiten; im Gegenteil er zuerst hat es urkundlich erhärtet. Dafs dabei auf sehr viele andere Werke des späteren Mittelalters Streiflichter fallen, braucht kaum bemerkt zu werden. Hauréau verfügt über eine aus Handschriften erworbene Kenntnis mittelalterlicher Dichtungen wie kein Zweiter. Schreiberverse auf Friedrich I. veröffentlicht Weiland aus einer Stuttgarter Handschrift;[73]) Lagenverschiebungen in der Berner Handschrift des Petrus de Ebulo weist Sackur nach.[74]) Aus dem Briefbuch des 1203 gestorbenen Guido von Bazoches, der bisher nur als Quelle des Albrich von Trois-fontaines bekannt war, macht W. Wattenbach anziehende Mitteilungen.[75]) Derselbe gab aus drei späten Handschriften Nachahmungen Ovidischer Gedichte heraus,[76]) die ihm noch dem Mittelalter anzugehören scheinen. Bruno Herlet[77]) untersucht die Quellen von Alexander Neckams *Novus Aesopus*; er kommt zu dem, übrigens nicht mit Sicherheit vorgetragenen, Schlufs, dafs Neckam weder aus Romulus, mit dem er das Meiste gemein hat, noch aus dem Anonymus Neveleti, mit dem er sich selten berührt, direkt geschöpft hat, sondern aus einer untergegangenen oder noch nicht ermittelten Fabelsammlung, welche diese beiden kannten und deren Vertreter für uns Marie de France ist, d. h. also die Sammlung Ælfreds; direkte Benutzung des Phaedrus, welche Hervieux angenommen hatte, lehnt er mit Recht ab. Aus einer in Frankreich geschriebenen Handschrift der Wasserkirche in Zürich, die schon öfter Stoff für wertvolle Publikationen hergab, macht Jacob Werner fünfzehn lateinische Gedichte des 12. Jahrhunderts bekannt.[78]) Mit Vorsicht nennt er sie 'bisher wohl ungedruckt'. Dies ist ja bei namenloser Überlieferung in dieser Zeit immer schwer zu bestimmen. Während mir mehrere bekannt scheinen, kann ich nur von dem ersten sagen, dafs es kein ineditum war; vgl. Th. Wright, *The anglo-latin satirical poets* II, 257. Das 13. Gedicht ist nicht wie Pertz meinte eine Satire auf die Jurisprudenz, sondern eine Versifizierung des Themas einer der gröfseren Deklamationen des 'Quintilian', worauf v. 2 hätte führen können. Eine sehr wichtige Publikation führt uns ins 13. Jahrhundert. Thomas Frederik Crane hat die Exempla des Jacob von Vitri zum ersten Mal vollständig herausgegeben[79]) und damit gewifs den Romanisten einen nicht zu leugnenden Dienst erwiesen. Leider ist der Text sehr inkorrekt, und man wird kaum eine Anekdote lesen ohne anzustofsen. Wie Paul Meyer[80]) erweist, trifft die Schuld viel-

72) Les poèmes latins attribués à Saint Bernard. Paris, Klincksieck, 1890. 73) Neues Archiv XV, 394. 74) Ebenda 387. 75) Sitzungsberichte der kgl. preufs. Akademie 1890. S. 161. 76) Zeitschrift für deutsches Altertum XXXIV, 270. 77) Romanische Forschungen IV, 287. 78) Neues Archiv XV, 396. 79) The Exempla or illustrative stories from the Sermones vulgares of Jacques de Vitry. Publikation der Folklore society. London, Nutt, 1890. 80) Revue critique XXV, 127.

fach den Herausgeber, der die nicht genügende Kollation einer Pariser Handschrift ohne Weiteres zum Abdruck gebracht hat. Auch darin wird man Paul Meyer Recht geben müssen, dafs diese Handschrift allein ein sicheres Fundament nicht bot und dafs von dem Herausgeber neben ihr, die als Vertreter der vollständigen Überlieferung der Sermones vulgares hätte gelten können, ein Vertreter derjenigen Überlieferung heranzuziehen war, in der die Exempla aus den Sermones gelöst allein geboten werden. Reichliche Sammlungen von Quellen und Parallelstellen, deren Vollständigkeit ich nicht beurteilen kann, in denen aber wohl die Hauptarbeit des Herausgebers steckt, beschliefsen das Buch. Schliefslich seien hier noch zwei Beiträge erwähnt, die sich mit den Werken italienischer Minoriten beschäftigen, ein ausführlicher Aufsatz von O. Holder-Egger: Italienische Prophetien des 13. Jahrhunderts und eine Miscelle von Sackur zu den Legenden des hl. Franz von Assisi.

Die lateinische Sprache im ganzen Zeitraum. Das Latein, das während des Unterganges und nach dem Untergang der römischen Sprache geschrieben wurde, ist insofern für den Romanisten von Wichtigkeit, als eine Reihe fehlerhafter Bildungen und Schreibungen den sich entwickelnden oder bereits entwickelten vulgären Idiomen ihren Ursprung verdanken. Doch ist individuelle Willkür und fortwährendes, künstliches Einüben der sterbenden und toten Sprache nach Schulbüchern und Denkmälern, die aus besserer Zeit stammen, überall so stark, dafs es schwer fällt, über einzelne Beobachtungen hinweg zu allgemeinen Gesetzen aufzusteigen. Einem besonderen Begriff *Mittellatein* wird daher hier nicht das Wort geredet werden. Eigentümlichkeiten, die es haben soll, sind schon der vorhergehenden Sprachstufe eigen. Dagegen ist nicht zu leugnen, dafs sich vor der karolingischen Renaissance, und gelegentlich auch noch nach ihr, Schriftstücke der verschiedenen lateinschreibenden Länder je nach ihrer Provenienz unter einander hauptsächlich orthographisch unterscheiden. Dem Romanisten wird einstweilen von denen, welche lateinische Denkmäler unseres Zeitraums behandeln, am besten so gedient, dafs auf Grund einer philologischen Recensio das Latein des einzelnen Denkmals jedesmal von neuem grammatisch, orthographisch und lexikographisch in zusammenhängenden Übersichten oder gesonderten Registern vorgelegt wird. Abschliefsend scheint mir dies von Max Bonnet in seinem grofsen Werk für Gregor von Tours erreicht zu sein,[81]) in dem er in fünf Büchern Phonétique, Vocabulaire, Morphologie, Syntaxe und Style seines Schriftstellers bespricht. Wir haben damit ein Muster für ähnliche Arbeiten, wenn auch ähnliche Ausführlichkeit nur selten notwendig sein wird. Wichtig ist eine Untersuchung von Ludo M. Hartmann über die Orthographie und gelegentliche Bemerkungen von ihm über die Sprache Papst Gregors I.[82]) Bei der Fortführung der Ewaldschen Ausgabe des Registrum hatte er sich die Frage vorzulegen, inwiefern die zumeist jungen Handschriften des Registrum ein Abbild von der Schreibweise des Gregor selbst geben. Er zog daher möglichst alte Handschriften von anderen Werken Gregors und dem Gregor zeitgenössische römische Inschriften

81) Vgl. oben S. 91. Ich darf mich hier wohl auf eine ausführlichere Rezension von mir in der Wochenschrift für klass. Philol. 1891. S. 686 beziehen. 82) Neues Archiv XV, 529.

heran; das Resultat ist, dafs an der Kurie im wesentlichen die Regeln der alten Grammatiker befolgt wurden, während zu gleicher Zeit sonst auch in Rom schon starke Verwilderung herrschte. Von derartigen Untersuchungen sollte auch der klassische Philolog Notiz nehmen, um eine Vorstellung von der Geschichte seiner Texte zu bekommen. Es würde davor schützen z. B. in der Schreibung *optinere* einen Beweis für das Archaisieren des 'Asinius Polio' zu finden, wie das alles Ernstes geschehen ist. — Eine Übersicht über die Sprache des Anonymus Valesii gab Carl Frick,[83]) sprachliche Bemerkungen zu dem zeitlich noch nicht genau fixierten Nepotianus machte C. F. W. Müller,[84]) hauptsächlich um diesen Schriftsteller vor falschen Konjekturen zu schützen. Einige wenige Andeutungen über Sprache und Schreibung in christlichen Inschriften Galliens und Afrikas findet man in der oben[85]) angeführten Schrift von Le Blant. — Zusammenstellungen über das Latein nachkarolingischer Schriftstücken, falls diese nicht vulgäre Rythmen sind, bieten selten ein allgemeineres sprachliches Interesse. Es handelt sich bei ihnen mehr darum, der Kritik und Exegese des betreffenden Denkmals zu nützen. In diesem Sinn erwähne ich das sehr reichliche Glossarium, das H. Hagenmeyer seiner Ausgabe der Gesta Francorum et aliorum Hierosolymitanorum,[86]) einer Geschichte des ersten Kreuzzuges aus der Feder eines Augenzeugen, beigefügt hat.

München, März 1892. Ludwig Traube.

Lateinische Renaissance-Literatur. Seit den Jahren 1859, wo Georg Voigts treffliches Werk über die Wiederbelebung des klassischen Altertums und 1860, wo Jakob Burckhardts epochemachender „Versuch" einer Darstellung der Kultur der Renaissance erschienen, Bücher, die seitdem — mehrfach erweitert und in fremde Sprachen übertragen — allenthalben als Grundlagen der Studien auf diesem Gebiete des Wissens gelten, liegen die Ziele und Zwecke des Humanismus und seiner hervorragendsten Vertreter im 14. und 15. Jahrhundert völlig klar vor uns. Wir sehen, dafs es nicht etwa vereinzelte Liebhaber der klassischen Sprachen und Literaturen, gediegene Philologen und gewandte Meister des lateinischen Idioms in Poesie und Prosa sind, welche eine besondere Vorliebe dazu trieb, zum Ausdrucke ihrer Gefühle und Gedanken in geschickter Form das lateinische Gewand zu wählen; wir erblicken vielmehr in diesen Humanisten eine zielbewufste Schar mit einer ganz ausgeprägten Richtung und gemeinsamer Absicht, eine literarische Kaste, die mit allen ihren Eigenarten von Italien aus sich Frankreich eroberte, wo ihr Wirken, zunächst zur Zeit Karls VIII. (1483—1493),

83) Commentationes Wœlfflinianæ S. 339. 84) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik CXLI, 713. 85) S. 88. 86) Anonymi Gesta u.s.w. Zweite Hälfte. Heidelberg, Winter, 1890. — Die lateinische rhythmische Poesie des Mittelalters ist diesmal ausgeschlossen worden, über sie wird ein selbständiger Bericht im nächsten Jahrgang gegeben werden. Desgleichen wird, aber im Rahmen des Jahresberichts, über die lat. Epigraphik des Mittelalters nach Fertigstellung des Inschriftenwerkes von F. X. Kraus berichtet werden. Anderes unabsichtlich übergangene trägt der nächste Bericht nach.

Eugène Müntz[1]) in trefflicher Weise behandelt hat[2]), die sich auch in Deutschland festsetzte, wo die Buchdruckerkunst — „eine *deutsche* Kunst; die ersten Drucker aller Länder waren Deutsche“[3]) — den mächtigsten Hebel der Renaissance bildete. — Ungleich bedeutsamer, als man früher anzunehmen für gut hielt, ist für die Geschichte der Kultur und Literatur die Thätigkeit der Humanisten und ihrer weitverzweigten und überaus einflufsreichen Schulen. Wohl haben sie nach einigen etwas übertriebenen Verherrlichungen in den letzten Jahrzehnten auch gewaltige Widersacher gefunden; allein das wirkliche Verdienst, das sie sich erwarben, wird ihnen ewig ungeschmälert verbleiben. Sie haben nicht nur die klassischen Studien mit aller Hingabe gepflegt, dieselben neu gehoben und — eine Art neuer Alexandriner — methodisch gefördert, was Thomas Platter (in seiner Selbstbiographie) in die vielsagenden Worte fafst: „Zu der Zeit gingen die Studia und Sprachen auf“; sie haben ein Jahrhundert heraufgeführt, das Ulrich v. Hutten als eine Epoche begrüfste, „in der zu leben eine Lust sei“; es gilt von ihrer gesamten Wirksamkeit auf allen Gebieten, was Gervinus und Goedeke von einem Teile ihrer lateinischen Dichtung, dem Drama, behauptet haben, von dem Wilhelm Scherer mit vollstem Rechte rühmt, es seien infolge desselben die dichterischen Kräfte Italiens, Frankreichs, Hollands, Englands „in Wechselwirkung mit Deutschland getreten und haben auch auf die Entwickelung der deutschen Literatur erfreulich eingewirkt“.

Einen bedeutenden Umfang hat indessen seit jener Erkenntnis des früher hartnäckig geleugneten Wertes der lateinischen Dichtung der Renaissance das Studium der Literatur und des Humanismus dieser Epoche im letzten Jahrzehnt in Deutschland, Frankreich, Italien und England gewonnen. Der berufenste Vertreter dieser Studien in Deutschland, dessen geistvolles Werk Renaissance und Humanismus (Berlin 1882) die Bestrebungen jener Gelehrtenzunft ins richtige Licht gesetzt hat, Professor Dr. Ludwig Geiger, leitet einen seiner gewifs möglichst erschöpfenden Berichte zur „Literatur der Renaissance“[4]) mit der Befürchtung ein, derselbe möge nur ein *Bruchstück* bleiben. „Für den“, sagt der genannte Forscher, „welcher diesem Zweige der Literatur seine Aufmerksamkeit schenkt, ist es hocherfreulich, dafs ein frischer Eifer für diese Studien teils jetzt erwacht ist, teils seit längerer Zeit besteht; aber gerade infolge dieses Eifers wird die Schwierigkeit, dieser vielseitigen, weitverzweigten Thätigkeit nachzugehen, eine immer gröfsere“.

Es ist darum erfreulich, von vornherein auf eine gediegene Spezialzeitschrift hinweisen zu können, welche, wie seit Jahren (als Fortsetzung der Vierteljahrsschrift für Kultur und Literatur

1) La Renaissance en Italie et en France à l'époque de Charles VIII. Ouvrage publié sous la direction et avec le concours de M. Paul d'Albert de Luynes et de Chevreuse, duc de Chaulnes. Paris (Firmin Didot, 1885. XII und 560 S.) — Zahlreiche Angaben kann man auch aus Müntz' weiterem Werke Histoire de l'art pendant la Renaissance (Paris, 1889) entnehmen, obgleich es der Kunstgeschichte gewidmet ist. 2) Eingehend behandelt die Zeit der Renaissance in Frankreich Adolf Birch-Hirschfeld im ersten Bande seiner „Geschichte der französischen Literatur seit Anfang des 16. Jahrhunderts“ (Stuttgart, 1889, 352 S.) 3) Ludwig Geiger, Vierteljahrsschrift für Kultur und Literatur der Renaissance. Zweiter Band (1887) S. 190. 4) Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur. Herausgegeben von Max Koch und Ludwig Geiger. Dritter Band (neue Folge) 1890, S. 388.

der Renaissance), so auch in dem uns zur Zusammenfassung der literarischen Bestrebungen auf diesem Gebiete zugewiesenen Zeitabschnitte keine bedeutendere Erscheinung desselben unbeachtet gelassen hat, nämlich auf den dritten Band (Neue Folge) der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissanceliteratur, herausgegeben von Max Koch und Ludwig Geiger (Berlin 1890). — Auch die Allgemeine Deutsche Biographie (Band 31 und 32) erweitert mit jedem Hefte unsere Kenntnisse über die Lebensverhältnisse und Leistungen der hervorragendsten Latinisten der deutschen Renaissanceperiode, obwohl der Umfang des gewaltigen Unternehmens der fünffache sein dürfte, um allen, bisweilen nicht unbegründeten Wünschen, besonders über Männer, welche im südlichen Deutschland den Sitz ihrer Wirksamkeit aufgeschlagen hatten, entgegenzukommen. Zwar bot der Buchstabe *S*, zunächst *Sch*, nicht ebenso reiche Zahl wie einige andere seiner Vorgänger, doch aber begegnen wir auch in diesen beiden Bänden einer Anzahl gefeierter Latinisten, deren Namen mit der Geschichte der Erziehung, der Wissenschaft, der Reformation oder Gegenreformation in mehr oder minder enger Beziehung stehen und also besonderes Interesse bieten. Georg Ellinger entwirft (XXX, 107) ein Lebensbild des Schwiegersohnes Melanchthons, des Georg Sabinus (1508—1560), der als Freund des Simon Lemnius, des Joachim Camerarius, des Eoban Hessus mit diesen in Verbindung steht. In Italien hatte er sich unter Pietro Bembo jene gediegene Latinität angeeignet, die in seinen Elegien und Hendekasyllabern zu Tage tritt und ihm den Ruf eines hervorragenden lateinischen Dichters erwarb. — Von dem glühenden Gegner Ulrich Zwinglis, Hans Salat (geb. 1498), berichtet (S. 197) J. Bächtold, während Gustav Knod (S. 369) das Wirken des Johannes Sapidus (Witz 1490—1561) schildert, der, ein Schüler des Crato Hofmann, einige Zeit in Paris studierte, dann bei Beatus Rhenanus sich weiter bildete und als Rektor der vielgerühmten Schule von Schlettstadt dieselbe so sehr hob, dafs sie eine bis dahin nicht erreichte Frequenz erzielte. Er war es auch, der dort die *griechische* Sprache einführte; und doch war Sapidus alles eher als von seiner Schulmeisterei erbaut. Abgesetzt (1525), weil er sich weigerte, an einer Prozession Anteil zu nehmen, fand der streng lutherisch gesinnte Gelehrte (1528) Stellung in Strafsburg und wurde der Schwiegervater des in der Geschichte der Erziehung so berühmten Johann Sturm (1538—1581). Johannes Saxonius (gest. 1561), bekannt in der Geschichte der Gelehrsamkeit durch seine Rede auf Rudolf Agricola (1539), einen der hervorragendsten Vertreter der italienischen Renaissance in Deutschland (vgl. F. v. Bezold, Agricola; München 1884), hat in einem Artikel von R. Hoche (S. 461) seine Stelle gefunden, desgleichen der grofse Sammler Hartmann Schedel (1440—1514), der mehrfache Beziehungen zum Humanismus hat, in einem Aufsatze Wattenbachs (S. 661). — Der 31. Band berichtet u. a. von Heinrich Scheve (gest. 1554), dem lateinischen Dichter, der mit den meisten Humanisten in lebhaftem Verkehre stand (v. Liliencron S. 158), von dem Rektor zu Hirschberg in Schlesien, Christoph Schilling (gest. 1583), der sich zuletzt medizinischen Studien zuwandte, und dessen lateinische und griechische Gedichte (Genf 1580) eine hohe Formvollendung bekunden (Erdmann S. 253); von dem Rektor der Universität Frankfurt a. d. Oder Johannes Schmerlin (1485—1512), latinisiert Axungia, der auf einer Fahrt nach Italien durch Meuchelmord sein Ende fand (R. Schwarze S. 638); von dem Latinisten und

Professor der Beredsamkeit zu Helmstedt Hartwig Schmidenstedt (1539—1595) (P. Zimmermann S. 638); auch des in Italien, zunächst in Bologna, gebildeten Augustiners Johannes Schiphower (gest. nach 1506), des Historikers (Wegele S. 306) und des Minoriten Kaspar Johann Schatzger (Sasgarus, geb. um 1463—1527) (S. 783) dürfte hier Erwähnung geschehen.

Neben der Allgemeinen Deutschen Biographie ist natürlich auch auf die neue (zweite) Auflage von GOEDEKES Grundriſs der deutschen Dichtung hinzuweisen, welche in dem betreffenden (zweiten) Bande um eine ansehnliche Zahl neuer Namen von lateinisch schreibenden Schriftstellern der Renaissance bereichert worden ist. Mannigfache Belehrung ist ferner aus F. v. BEZOLDS Geschichte der deutschen Reformation (1890) zu ziehen, sowie auch JOHANNES JANSSEN im sechsten und siebenten Bande seiner Geschichte des deutschen Volkes vielfaches Licht über jene Zeit von seinem Standpunkte aus verbreitet, nicht minder FRZ. X. v. WEGELE in seiner Geschichte der deutschen Historiographie (München 1885). Daſs in den Spezialgeschichten der einzelnen Wissenschaften und der Schulen der verschiedenen Länder, so in G. KAUFMANNS Geschichte der deutschen Universitäten (Stuttgart 1888), sowie in jener der Pädagogik, vornehmlich in FR. PAULSENS Geschichte des gelehrten Unterrichts (Leipzig 1885) und K. A. SCHMIDS Geschichte der Erziehung (Stuttgart 1889) reiches Material zur Darstellung der Renaissance und Humanistenzeit steckt, läſst sich wohl ohne besonderen Hinweis vermuten.

Einen beachtenswerten Beitrag zur Biographie des Giovanni Boccaccio[5]) (1313—1375) liefern die wertvollen Studien HENRI COCHINS[6]). Cochin hält daran fest, daſs Paris die Geburtsstätte des groſsen Italieners ist, und bringt Cino da Pistoia um die ihm öfter zugesprochene Ehre, der Lehrer und geistige Vater Boccaccios gewesen zu sein. Als der 20. Juni, an welchem Boccaccio seinen gefeierten Zeitgenossen Francesco Petrarca in Venedig heimsuchte, wird jener des Jahres 1369 mit aller Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, sowie überhaupt die wichtigsten Ereignisse aus dem wandelreichen Leben des Dichters mehrfach nach ganz neuen Gesichtspunkten beleuchtet werden. — Stets bleibt es aufrichtigst zu beklagen, daſs Gustav Körting seine mit Petrarca und Boccaccio (1880) so überaus hoffnungsvoll begonnene Geschichte der italienischen Renaissanceliteratur nicht weitergeführt hat. — Eine Schrift von Giuseppe Kirner über Petrarcas historische Werke[7]) habe ich nicht bekommen können. — In seiner trefflichen Biographie des portugiesischen Epikers Luiz de Camões[8]) bringt WILHELM STORCK den unzweifelhaften Nachweis, daſs die von Juromenha dem Camões zugeschriebene poetische Übersetzung des Trionfo della fama des Petrarca, welche bis zu Kapitel 3 (33) reicht, nicht von diesem herrührt.

Schon vor einigen Jahren hatten ADALBERT HORAWITZ und KARL HARTFELDER durch die Herausgabe des Briefwechsels des berühmten

---

5) Nur ganz kurz gehalten ist Scartazzinis Artikel in der „Deutschen Encyklopädie" (II, 789 Berlin, 1888). 6) Boccace, Études italiennes. Paris, Plon, 1890. 294 S. u. XII. 7) Sulle opere storiche di Francesco Petrarca. (Pisa, Nistri, 1890.) 8) Luis' de Camoens Leben. Paderborn 1890. S. 225.

Schlettstädter Rektors Beatus Rhenanus[9]) auf diesen hingewiesen. Die Mehrzahl dieser Briefe, die an die hervorragendsten Männer gerichtet sind oder von diesen ausgehen, wie Johannes Aventinus, Sebastian Brant, Desiderius Erasmus, Ulrich v. Hutten, Sebastian Münster, Mutianus Rufus, Konrad Peutinger, Wilibald Pirkheimer, Johannes Reuchlin, Georg Spalatinus, Jakob Wimpfeling, Ulrich Zasius, Ulrich Zwingli u. v. a. lagen handschriftlich in der Bibliothek zu Schlettstadt. — Einen weiteren Einblick in die Lehrjahre des an der dortigen Schule (1485—1507) sich bildenden Humanisten Beatus Rhenanus (1485—1547) gewährt eine zur Einweihung des neuen Bibliothekgebäudes dortselbst (6. Juni 1889) erschienene Festschrift[10]), in deren Anhang sich auch „Merkwürdigkeiten zur Geschichte des französischen Humanismus" finden, welche über Hieronymus Balbus, Publius Faustus Andrelinus und Gulielmus Tardivus handeln. — Ein bisher unbekanntes Gedicht des Schlettstädter Rektors und Lehrers Jakob Wimpfelings, des Westfälers Ludwig Dringenberg (geb. um 1410, gest. 1490; Allg. D. Biogr. IV, 411), veröffentlichte Karl Schüddekopf in Kochs & Geigers Zeitschrift[11]). Das Gedicht von dem Narren und dem Löwen ist wohl auf einer deutsch gegebenen Moral aufgebaut, diese erweiternd und bestätigend, wie dies nach den Erinnerungen der Schüler Dringenbergs des Rektors pädagogische Art war. — In einem Aufsatze „Reuchlins Gedichte" gibt Hugo Holnstein an gleicher Stelle[12]) eine überaus dankenswerte Chronologie der 15 erhaltenen Gedichte des grofsen Humanisten (1455—1522). Wenn Pope gelegentlich äufsert, er hätte das alles auch in Prosa sagen können[13]), er habe jedoch den Reim nur der leichteren Fafslichkeit halber gewählt, so trifft dieser Fall, wie schon Geiger in seinem Leben Reuchlins (77) zur Genüge zeigt, auch bei diesem völlig zu, was denn auch die geringe Anzahl vorhandener Gedichte erklärt, die überdies meist heiterer Art sind. Für die Geschichte von Interesse ist die Grabschrift für den Kaiser Friedrich III. (1440—1493), der wohl von sich sagen konnte: „Sanguine Teutonicus non mihi fluxit ager". — Theodor Distel hat im Dresdener Hauptstaatsarchive, und zwar unter den „Polizeisachen", eine deutsche Übersetzung des zwölften Totengespräches aus Lucian[14]) aufgefunden (Alexander, Hannibal und Scipio), welche, aus dem Jahre 1495 stammend, von Reuchlin dem württembergischen Herzog Eberhard dem Älteren im Barte zugesandt wurde. Distel nimmt an, der württembergische Herzog habe diese Abschrift — das Original Reuchlins ist nicht bekannt — an einen der sächsischen Herzoge, an Albrecht oder an Georg den Bärtigen, einen besondern Freund der Gelehrsamkeit, geschickt. Die erste olynthische Rede des Demosthenes, ins Schwäbisch-Deutsche übersetzt, von der gleichen Hand geschrieben, findet sich in demselben Akte.

Die Literatur über Konrad Celtis (1459—1508) ist durch Karl Hartfelders Abhandlung „Konrad Celtis und Sixtus Tucher"[15]) um ein schönes Kulturbild bereichert worden, wofür dem unermüd-

9) Angezeigt im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 1890. XI. Jahrg. S. 325. 10) Die Bibliothek zu Schlettstadt 1452—1889 von Joseph Gény und Dr. Gustav Knod. (Strafsburg, 1889. Leipzig, Harassowitz.) 11) Dritter Band S. 136—138. 12) Ebenda S. 128—136. 13) Essay on Man. Vgl. H. Hettner, Geschichte der engl. Literatur. (3. Aufl., 1872). S. 245. 14) Ebenda S. 360, 361. 15) Ebenda S. 331—349.

lichen Celtis-Forscher[16]) warmer Dank gebührt. — Sixtus Tucher (1459—1507), seit dem Jahre 1487 Professor an der Universität Ingolstadt, war es hauptsächlich, der für Celtis' Berufung an die dortige Hochschule thätig war. Einer jener Humanisten, welche ihre Studien in Italien betrieben, erwarb er (1485) in Bologna den juristischen Doktortitel und gelangte schon als 28jähriger Mann zur Würde eines Rektors in Ingolstadt. Herzog Georg (1479—1503), der Sohn des reichen Stifters der Universität, war seinem Vater Ludwig wenigstens an Liebe zu den Wissenschaften ähnlich; er bezahlte Celtis' Gehalt aus eigenen Mitteln, da die Stelle des „Poeten" eben nicht frei, ihm aber an Celtis' Berufung viel gelegen war. Indes ist bekannt, dafs Celtis mit seinem Aufenthalte in Ingolstadt, das er (1497) mit Wien vertauschte, und mit seinen „Rüben essenden" Bewohnern „mit ihrem schalen Kohl und schlecht gebrauten Bier", wie er in dem Gedichte „Ad Ingolstvdenses cur eos reliqverit"[17]) sagt, ebenso wenig zufrieden war, als man dort die Lehrkraft des von des Kaisers Händen gekrönten Dichters, „der mit einer wahrhaft poetischen Ader ausgestattet war",[18]) so recht zu schätzen wufste. Der von Hartfelder veröffentlichte Briefwechsel zwischen Konrad Celtis und Xistus Tucerius gewährt Einblick in das wissenschaftliche und persönliche Leben des gefeierten Humanisten. Teils sind es Bitten um Bücher, um literarische Unterstützung, um Beurteilung von Entwürfen, teils aber wendet sich der mehrfach in finanziellen Verlegenheiten sich befindende Celtis rückhaltlos an den mit Glücksgütern mehr gesegneten Freund, oder er klagt ihm all sein Leid mit einer sichtlichen Erleichterung seines beklommenen Herzens. Wir sehen, mit welcher Bewunderung er die Gandersheimer Nonne als eine '*mulierem doctissimam et germanam, grece et latine et in utroque genere scribendi illustrem*' (*340*) preist, wie er um '*aliquot aureos, id est octo vel decem mutuo*' bittet, '*quos necessitas mea pro vestibus et aliis fantasiis exposcit*' (344); wir lesen aber auch, wie Tucher in offenen Freundschaftsworten der schlimmen Folgen erinnert, welche die Gleichgültigkeit des Celtis gegen seine Verpflichtungen als Lehrer und seine Entfernung während des Schuljahres für ihn haben könnte. — Die Neuherausgabe des berühmten Testamentes des „göttlichen" Erasmus durch Ludwig Sieber[19]) enthüllt uns ein artiges Bild der Sorge, mit welcher alle diese Forscher auf ihren Nachruhm bedacht waren. Es ist in diesem vom 22. Februar 1527 datierten (ersten) Testamente aufs genaueste bestimmt, was das Schicksal der Werke des grofsen Humanisten sein sollte. Als Gesamterbe des Nachlasses erscheint Bonifazius Amerbach, der im Vereine mit Henricus Glareanus, Konrad Goclenius und Beatus Rhenanus die Ausgabe der Schriften des Erasmus veranstalten sollte. J. Froben wird als Drucker, Sigmund Gelenius als Korrektor aufgestellt; der Text soll, orthographische Irrtümer ausgenommen, unverändert bleiben und die Revision sich nur auf die Citate beschränken. Ja, selbst die

---

16) Vgl. Fünf Bücher Epigramme des Konrad Celtes. Berlin, 1881; zu Konrad Celtis in Geigers Vierteljahrsschrift. Zweiter Band S. 253—262. 17) Libri Odar. quatuor (Asg. Strafsburg, 1513) II, 26 „rapophagus iam recto diceris ore . . . cum male cocta tuum repleat cereuisia ventrem". Als einen 'rapophagus' bezeichnet er auch den Poeten der Universität (346). 18) Zeitschrift IV, S. 204. 19) Das Testament des Erasmus vom 22. Januar 1527. Nach Amerbachs Kopie in der Universitätsbibliothek zu Basel, herausgegeben von Ludwig Siebel. Basel, 1889. (28 S.)

Persönlichkeiten, welchen die zwanzig Freiexemplare bestimmt wurden, sind sorgfältig aufgezeichnet, sowie auch die Honorare, welche den einzelnen Herausgebern auf vier Jahre gezahlt werden sollten, genau festgesetzt sind. — Über den Inhalt und den Wert der lateinischen Briefe des bekannten Humanisten Thomas Platter (1499—1582), welche zur Feier des 300jährigen Bestandes des Gymnasiums zu Basel herausgegeben wurden,[20]) hat Geiger bereits eingehend[21]) Bericht erstattet. Diese an seinen Sohn, den Arzt und Naturforscher, (1536—1614) Felix gerichteten Briefe verbreiten Licht über die gelehrten Zustände Frankreichs, zunächst den Betrieb der Studien im Süden, in Montpellier, und liefern verwertbares Material, um sich das Leben und Wirken eines Humanisten jener Tage nach allen Seiten hin vergegenwärtigen zu können. — Wiederholt kommt Karl Hartfelder in seinen Studien über den ehrwürdigen præceptor Germaniæ Philipp Melanchthon[22]) auf die verschiedenartige Thätigkeit, die pädagogische und religiöse, humanistische und gelehrte Wirksamkeit des bescheidenen Denkers. — Ein Beitrag nicht bloſs zur Anschauung des Reformators, sondern der Renaissancezeit überhaupt ist die Studie in Raumers historischem Taschenbuche[23]) über die Äuſserungen des Aberglaubens bei Melanchthon. Geiger wirft in seiner Anzeige des Aufsatzes[24]) mit vollem Recht die Frage auf, wie der Aberglaube sich der italienischen Humanisten bemächtigen konnte, und wie somit „die Aufgeklärten im Banne des schlimmsten Feindes der Aufklärung waren und blieben" — eine Frage, die sich allerdings wird „schwerlich erklären lassen". — Eine eingehende Biographie des auf vielen Gebieten thätigen Schweizer Humanisten Loriti aus Glarus, bekannter unter dem Namen Glareanus (1488—1563), den Ludwig Geiger bereits eingehend in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Bd. IX S. 210 bis 213) und öfter geschildert hatte, unternahm neuerdings Otto Fridolin Fritzsche.[25]) — Einen Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein liefert Joseph Neff in seinem Udalricus Zasius,[26]) dem humanisierenden Juristen. Von ganz besonderem Interesse ist die Anzeige des Schriftchens durch Geiger,[27]) welche infolge eines von diesem aufgefundenen Briefes des Zasius an Thomas Blaurer (1522) des ersteren ablehnende Stellung gegen Luthers religiöse Entwickelung vollständig klar legt. Hatte er schon früher an dem Reformator erkennen zu müssen geglaubt, '*quam nihili res est homo sine gratia adjuvante,*' so ist dieses Schreiben ein förmlicher Absagebrief. '*Ego,* sagt er, *Lutherum doctum quidem virum, sed hominem esse judico conclusum in ea universalitate qua dicitur: omnis homo mendax*'; und er schlieſst, nachdem er verschiedener Neuerungen gedacht, mit den Worten: '*his omnibus adeo non consentio, ut abominer.*' — Da eben eines Humanisten gedacht wurde, der Luthers Schritte für zu weit gehend hielt, um sie anzunehmen, geschehe eines andern Mannes Erwähnung, der Luthers Sache verlieſs, des Nürnberger Rektors, des Polygraphen und Polemikers (1510) Johannes Cochlaeus (1479—1549), dessen Abfall Theodor

---

20) Von Achilles Burckhardt. Basel 1890. (VI u. 106 S.) 21) Allgemeine Zeitung, Beilage 1889. No. 290, S. 2, 3. 22) Band VII der Monumenta Germaniæ Pædagogica. Berlin, 1889. 23) Sechste Folge. Achter Band (1888) S. 231—269. 24) Zeitschrift III, S. 264. 25) Glarean, Sein Leben und seine Schriften. Mit Porträt Glareans. Frauenfeld, J. Huber, 1890. S. 136 u. VIII. 26) Programm für das Schuljahr 1889/90 des Gymnasiums zu Freiburg i. Br. I. Teil (35 S.). 27) Zeitschrift III, 470 ff.

Kolde[28]) damit erklärt, dafs Cochlaeus mit dem Hofe zu Mainz Fühlung suchte und durch seinen Gesinnungswechsel auch erreichte. — Unwillkürlich folgt der Forscher natürlich vorerst den bedeutendsten Schriftstellern der Renaissance und den bekanntesten Führern des Humanismus und findet dabei, wie der rasche Überblick auswies, eine ziemlich reichliche Ausbeute. Allein um die grofsen Sterne scharten sich unzählige kleinere Lichter, deren nähere Lebensverhältnisse noch nicht vollständig bekannt geworden sind, ja, deren Dichtungen und Reden zum grofsen Teile noch in Bibliotheken als bisher unbeachtete Bücher oder unentrollte Handschriften der Veröffentlichung und Würdigung harren. Es gibt beispielsweise kein deutsches Land, das nicht seine humanistische Blütezeit gehabt hätte. In Württemberg, Baden, Hessen, Bayern u. s w. finden wir eine Schar von Latinisten, die in der ganzen Richtung ihres Denkens und Schaffens, ihrer Entwickelung und Thätigkeit ein treues Abbild ihrer grofsen Vorbilder, zunächst der Italiener, sind. In jenen Ländern, wo, wie z. B. in Altbayern, der Katholizismus der neuen Lehre siegreich widerstand, setzte sich diese literarische Erscheinung noch lange fort. Sie ragte fast zwei Jahrhunderte über die Renaissance hinaus und kann wegen ihrer vollständigen Ähnlichkeit mit derselben eigentlich von ihr nicht getrennt werden. Wie sehr im Süden Deutschlands lateinisch gleich katholisch, deutsch gleich protestantisch war, gebt u. a. daraus hervor, dafs noch im Jahre 1772 Münchener Blätter[29]) das Erscheinen einer *deutsch* geschriebenen Dichtkunst verteidigen zu müssen glaubten und ausrufen: „Weg mit der alten Leyer: Lutherisch deutsch; will man uns Bayern zu Sachsen machen!“ Dieses Gefühl wurzelt so tief, dafs es keinem Zweifel unterliegt, dafs die katholische Wissenschaft, heute wie ehedem, wieder die humanistischen Studien zu ihrer ausschliefslichen Domäne wählen würde, wenn dieselben unter dem Ansturme einer Studien-„Reform“ allzusehr erschüttert oder verflacht werden sollten.

Wer demnach dem Humanismus, wie er auf Grund der Renaissance in katholischen Ländern gepflegt wurde, nachgeht, mufs, wie es der Berichterstatter in seinen auf Altbayern gerichteten Forschungen gewagt hat, mindestens das ganze 16. Jahrhundert noch hereinziehen. Ich habe in der kleinen Skizze über den Münchener „Poeten“ Martinus Balticus (1532?—1600)[30]) diesen Versuch unternommen und von allen mir kompetenten Seiten damit ermunternde Anerkennung gefunden. Der bayerische Latinist, der — ein Gegenstück zu den oben erwähnten Zasius und Cochlaeus — aus religiösen Gründen und der Lehre Luthers treu, von München nach Ulm übersiedelt, ist ein genaues Abbild jener grofsen Humanisten der Renaissance. Seine Gedichte atmen ihren Geist; seine Anschauungen über künstlerische und wissenschaftliche Ideale sind getreulich die ihrigen. Obwohl in München (non procul Italicis Alpibus) geboren, holte er sich doch in Joachimsthal seine Bildung und blieb in dauerndem Verkehre mit Melanchthon. Aus dem zahlreichen Kreise von Humanisten, die ihn umgeben, ragt besonders Simon Schaidenreifser,[31]) der erste deutsche

28) Beiträge zur Reformationsgeschichte. Leipzig, 1890. (S. 195—263.) 29) Churbaierisches Intelligenzblatt von 1772, No. 15, S. 252, und dazu A. L. Schlözers Briefwechsel 1781, S. 219 ff. Vgl. meinen Artikel über den Hofpoeten Matthias Etenhueber. 30) Bändchen I. der „Bayerischen Bibliothek“ (Bamberg, 1890). 85 S. 31) Jahrbuch für Münchener Geschichte. Band I, 511—517.

Übersetzer der Odyssee (1537), hervor. Denselben Gesichtspunkt hatte Ref. bei Abfassung seines Aufsatzes „Zur Geschichte des Humanismus und der Gelehrsamkeit in München unter Albrecht V. (1550—1579)“[32]) zu verfolgen. Die Zeiten unter Albrechts beiden Vorgängern Albrecht IV. (1465—1508) und Wilhelm IV. (1508—1550) hatte bereits SIGMUND RIEZLER in seiner „Geschichte Baierns“[33]) berührt. Auch die bayerischen Humanisten holten ihr Wissen auf fremden Universitäten, in Paris, Padua, Pavia, Bologna, das im 15. Jahrhundert sogar „eine baierische Nation“ hatte (S. 848). Die Eröffnung der Ingolstädter Universität (26. Juni 1472) feierte in lateinischer Rede der Rat des Herzogs Martin Maier († 1487), ein Muster jener humanistischen Staatsmänner, und pries in ihr „gegenüber der Vergänglichkeit der Macht und Herrschaft die Perle der Wissenschaft, die den Weg zu einem guten und seligen Leben eröffne, den Menschen der Gottheit ähnlich mache, aber auch weltliche Vorteile nicht vermissen lasse“ (851.) Gewifs humanistisch gedacht! —

Das Wirken der Humanisten in Bayern, deren er viele aufzählt, und unter denen er sich besonders mit Locher (Philomusus) beschäftigt, schildert Riezler (935) zusammenfassend: „Die Humanisten, welche in Baiern Einflufs gewannen, suchten nicht nur Verständnis der Alten zu wecken, sondern wollten gleich ihren italienischen Lehrmeistern, abweichend von der gesetzteren Art der Münsterschen und Heidelberger Humanisten, auch die unbefangene Weltanschauung der Alten ins Leben zurückrufen. Der sittliche Verfall der alten Welt kam ihnen nicht zu klarem Bewufstsein, und, mafslos überschätzt, ja mit dem Nimbus der Unfehlbarkeit bekleidet, wurden die antiken Dichter nicht nur in poetischen Schöpfungen, sondern auch auf dem praktischen Gebiete der individuellen Lebensführung als willkommene Vorbilder nachgeahmt“ (935). In etwas spätere Zeiten versetzt uns der oben (32) angezogene Artikel. Die für Wissenschaft und Kunstpflege hochbedeutende Regierung des kunstsinnigen Albrecht V. führte eine hohe Blüte der Humanisten herauf, die alle, als treue Söhne der Renaissance, von derselben nicht getrennt werden können. Dietrich von Pleningen, Wolfgang Anemöcius, Simon Lemnius, Johannes Lyresius, Johannes Auerbach (Aurpach), Hieronymus Ziegler und zahllose andere standen mit bayerischen Humanisten in regem Verkehre oder wirkten vorübergehend kürzere oder längere Zeit in Bayern. Die hervorragenden Staatsmänner, wie Erasmus Vend (Fendt 1532—1585), Wigulejus Hund von Sulzemoos (1514—1588), der bekannte Dr. Simon Thaddäus Eck (1514—1574) u. a. waren alle humanistisch gesinnt; sie schrieben insgesamt lateinisch in Versen und Prosa und liefsen wohl auch einmal ihr ernstes Amt, um ein besonderes Ereignis mit einem kunstvollen lateinischen Gedichte oder einer feierlichen lateinischen Rede zu begrüfsen. Die Münchener „Poeten“, Vorsteher der dortigen Schulen, waren durchweg treffliche Latinisten. Christophorus Bruno (1541—1547) liefert (1545) die erste deutsche Curtiusausgabe mit Ergänzungen der fehlenden Bücher und Stellen; sein Nachfolger ist der bekannte Hieronymus Ziegler von Rottenburg ob der Tauber. Alle Stände hatte der Drang nach den klassischen Studien erfafst; der Ingolstädter Mediziner Dr. Klostermaier dichtet

32) Jahrbuch für Münchener Geschichte. Vierter Band (1890) S. 45—175.
33) Dritter Band (von 1347 bis 1508). Gotha, 1889. S. 845—954.

nicht minder als der Leibarzt Wilhelms V. Thomas Meermann; ersterer richtet auch ein Epigramm an Jakob Wimpfeling; mit allen bedeutenderen Humanisten, mit Vitus Auerbach, Johannes Clavus, Peter Apian, Lorichius u. a. steht Aurpach in Verbindung. — Als „das einzige Werk von höherer Bedeutung und bleibendem Werte, welches im ersten Jahrhundert der Hochschule (Ingolstadt) mit ihr in Verbindung gebracht werden kann", bezeichnet Döllinger (Akademische Vorträge II, 68) die Annalen des Aventin. Das Leben des Johannes Turmair (1477—1534) von Abensberg hat neuerdings Franz X. v. Wegele[34]) knapp, aber überaus anziehend beschrieben. Er versucht, ein „Gesamtbild des Mannes, seiner Entwickelung, seiner Leistungen und seiner Bedeutung zu entwerfen, das neben dem Vorzüglichen, das bereits über ihn geforscht und gesagt worden ist, nicht völlig überflüssig befunden werden möchte" (21). Der Abensberger Gelehrte bleibt der bedeutendste Mann aus dem Zeitalter der Renaissance in Bayern, deren Bewegung, Kämpfe und Erfolge, sowie ihren Zusammenhang mit der geistigen Regung, die sich in ganz Deutschland, wenn auch in verschiedenen Äuſserungen, wahrnehmen läſst, zu verfolgen, eine besondere Aufgabe meiner neu gegründeten „Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte Altbayerns" sein wird.

Wer die Bibliotheken und Archive nach den Schriften der Renaissance durchforscht, der findet so viel Material, daſs ihm die endgültige Entscheidung schwer wird, was zuerst eines Neuabdruckes oder einer ersten Ausgabe wert wäre. Wenn der oben erwähnte Boccaccioforscher Henri Cochin in seiner Einleitung klagt, daſs es noch so viele ungedruckte Texte des 14. und 15. Jahrhunderts gebe, und daſs viele der bereits gedruckten einer neuen kritischen Herausgabe bedürften, wobei besonders Boccaccio und Petrarca noch stark im argen liegen, kann man Ludwig Geiger, der diese Klage, „die ja gleichzeitig eine Aufforderung in sich schlieſst,"[35]) wiederholt, nur beistimmen. An Materialien fehlt es nicht, und jede neue Erscheinung wirft neue Lichter, sowohl auf die leitenden Geister der Renaissance, als auf ihre Umgebung, ihre Schule, die ganze Zeitanschauung, der sie entwuchsen.

München, November 1891. Reinhardstöttner.

---

34) Im zehnten Bändchen der „Bayerischen Bibliothek". 1890. (70 S.)
35) Zeitschrift IV, 152.

Vergleichende Romanische Grammatik.

Die **Lautlehre** aller romanischen Sprachen behandelt W. MEYER-LÜBKE: Grammatik der romanischen Sprachen.[1]) Die romanische Grammatik war nach Diez vorwiegend vom philologischen Standpunkte aus behandelt worden. Die eifrige Beschäftigung mit der mittelalterlichen Literatur Frankreichs namentlich brachte es mit sich, dafs man, da eine altfranzösische Grammatik fehlte, auch der sprachlichen Seite der Literaturdenkmäler eine grofse Aufmerksamkeit schenkte, dafs man die verschiedenen Formen zu sammeln, dann geographisch und chronologisch zu ordnen begann, dafs man die Zwischenstufen zwischen Lateinisch und Französisch an Hand des überlieferten Materials festzustellen suchte. Allein da die philologische Betrachtung, der die Sprache nur Nebenzweck ist, das mafsgebende war, so blieb die Forschung meist an den Texten hängen, betrachtete das Material als ein in hohem Grade zuverlässiges, der Kontrolle durch die lebenden Mundarten kaum bedürftiges. Nur wenige Forscher, vor allem Ascoli und Schuchardt, gingen von anderen Gesichtspunkten aus, sofern sie die Grammatik als eine Wissenschaft behandelten, die sich Selbstzweck ist, infolgedessen die heutigen Dialekte nicht nur als gleichberechtigt mit der schriftlichen Überlieferung betrachteten, sondern sie ihr sogar überordneten; sofern sie aus dem Wesen und der Verbreitung der Sprachveränderungen einen Aufschlufs über ihre zeitliche Ausdehnung zu gewinnen suchten, den ein lückenhaftes Material nicht, oder doch nicht so sicher zu geben vermochte; sofern sie also die alten Texte nicht als Hauptsache betrachteten, sondern nur als Mittel zur Befestigung anderweitig gewonnener Resultate. Welche von den beiden Darstellungsweisen eine neue romanische Lautlehre zu wählen habe, liegt auf der Hand. Was die philologische Forschung bisher gewonnen hat, ist im höchsten Grade anerkennenswert, aber auf der andern Seite darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen, dafs sie leicht Gefahr läuft, eine Buchstabenlehre zu sein statt eine Lautlehre, dafs, was sie feststellt, oft von der Zufälligkeit der Überlieferung abhängt und keineswegs die thatsächlichen Verhältnisse widerspiegelt, und dafs sie in manchen Fällen resultatlos ist. Trotz des Eifers, mit dem seit fast 20 Jahren altfranzösische Lautlehre getrieben wird, ist die Heimat des Joufroy nicht bestimmt und kaum bestimmbar; der im Altfranzösischen wohlbewanderte Herausgeber des Poème moral

1) Grammatik der romanischen Sprachen von W. Meyer-Lübke, I. Band, romanische Lautlehre. Leipzig 1890. O. R. Reisland. XX, 562 S. 8°. Französische Übersetzung von E. Rabiet. Paris. Welter.

hat das Gedicht falsch lokalisiert, die zwei besten Kenner altfranzösischer Mundarten haben sich umsonst bemüht, der Übersetzung der Makkabäer die richtige Heimat zuzuweisen. Während ferner linguistische Erwägungen allgemeiner Art die Vokalisierung des L vor Konsonanten vor das Jahr 1000 setzen liefsen, hat sie Förster 1877 vom philologischen Standpunkt aus erst für das letzte Viertel des XII. Jh. angesetzt,[2]) 1884 weist F. Hildebrand die Schreibung *u* für L aus dem Doomsdaybuch, also aus der 2. Hälfte des XI. Jh., nach,[3]) 1887 E. Weigelt aus dem Jahr 1044,[4]) endlich 1888 G. Paris aus dem X. Jh.[5]) Und so verhält es sich in vielen anderen Fällen, wo jede neu gefundene oder bisher nicht benutzte Urkunde die älteren Resultate umstürzen kann. Eine Beschränkung auf das urkundliche Material ist also von vornherein abzuweisen, dazu kommt noch, dafs man, so lange es namentlich in Frankreich noch an gut geschulten Kräften fehlt, die Urkunden korrekt publizieren können, Irrtümern jeder Art zu sehr ausgesetzt ist, aufserdem ein Einzelner immer nur ein zeitlich oder örtlich eng umgrenztes Gebiet wird bearbeiten können. Ich bin also in meinen Zeitangaben sehr summarisch gewesen, da genaue Zahlen nur für die Geschichte der orthographischen Veränderungen etwas beweisen, ich habe die sprachwissenschaftlichen Überlegungen und Schlüsse oft über die philologischen Thatsachen gestellt, weil ich noch in allen Fällen, wo früher ein Widerspruch bestand, durch neue Funde die ersteren bestätigt gesehen habe, und ich habe endlich das Schwergewicht auf die lebenden Mundarten gelegt. — Auch die philologische Forschung hat in neuerer Zeit an verschiedenen Orten vom Mittelalter sich zur Neuzeit gewandt; die modernen Schriftsprachen, ihre Entstehung und Zusammensetzung werden mit Eifer untersucht, und zwar reichen sich Philologie und Linguistik auch hier wieder die Hand; auch hier ist eine erspriefsliche Thätigkeit erst möglich, wenn die Mundarten die gebührende Beachtung finden, nur sie lassen einen tiefen Blick in das sprachliche Leben thun, sie ermöglichen durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die sie aufweisen, sichere Schlüsse auf ältere Sprachzustände, und sie lassen endlich Ergebnisse philologischer Erforschung älterer Sprachdenkmäler in ganz neuem Lichte erscheinen. Das Buch ist also ganz eigentlich eine Grammatik des heutigen Romanisch: es sucht die Kenntnis der gegenwärtigen Zustände zu vermitteln und berücksichtigt das Mittelalter weniger um seiner selbst willen, als weil es manche schätzbare Winke für die Erkenntnis der Gegenwart gibt und manche Übergangsform klarer erkennen läfst; es stellt die Mundarten auf eine Linie mit den Schriftsprachen, da diese ja nur durch äufsere, mit dem sprachlichen Leben in keinem Zusammenhang stehende Umstände eine gewisse Oberherrschaft erlangt haben.

Diese Erwägungen glaubte ich, da sie die Grundlage der Grammatik bilden und ihren ganzen Plan bedingen, vorausschicken zu müssen. — Die Einleitung orientiert kurz über das Verhältnis des Romanischen zum Lateinischen, über die romanischen Sprachen und Dialekte, wo S. 10 statt piemontesische genauer monferrinische Kolonisten zu lesen ist, handelt mit ein paar Worten über den Wert des Mittellateins und der germanischen Elemente für die Lautgeschichte und verweilt dann etwas länger bei dem Wortschatze. Zunächst wird der

2) Zeitschr. f. rom. Phil. I, 566. 3) Zeitschr. f. rom. Phil. VIII, 361. 4) Zeitschr. f. rom Phil. XI, 89. 5) Rom. XVII, 428.

Unterschied zwischen Erb- und Buchwort besprochen, die verschiedenen inneren und äufseren Momente, welche die Buchwörter als solche erkennen lassen, die Quellen, aus denen sie hauptsächlich fliefsen, Widersprüche oder Eigentümlichkeiten in der Behandlung der Laute. Als eine Ergänzung dazu dient der Artikel Buchwörter im Sachverzeichnis. Dann folgt eine Darlegung der griechischen und germanischen Elemente mit Rücksicht auf die lautlichen Verhältnisse, weiter der vorrömischen, endlich der romanischen Lehnwörter, wozu auch wieder das Sachverzeichnis nachzusehen ist. Darauf, aus dem französischen, italienischen u. s. w. Wortschatz italienische, französische Elemente auszuscheiden, aus dem der Schriftsprache die dialektischen, habe ich besondere Sorgfalt verwendet, da, soweit ich sehe, bisher darauf noch zu wenig geachtet worden ist. Dafs ich mich trotzdem mitunter noch habe täuschen lassen, wird jeder billig Denkende entschuldigen: aufgestofsen ist mir *mordache* § 270, das als ital. Lehnwort für das betreffende Gesetz nicht in Betracht kommen kann. Überall, wo ich Lehnwörter angenommen habe, bin ich bestrebt gewesen, neben dem lautlichen auch einen kulturhistorischen Grund zu finden, habe aber selbstverständlich das nicht jedesmal anführen können. Wenn ich z. B. § 64 *yeuse* als provenzalisch bezeichne, so veranlafst mich dazu nicht nur das *s* statt *c*, sondern die Erwägung, dafs die Steineiche (quercus ilex) in Nordfrankreich nur als ein verhältnismäfsig spät aus Südfrankreich importierter Zierbaum vorkommt. Das hätte D. Behrens bedenken sollen, als er dagegen bemerkte, dafs *yeuse* aus dem Provenzalischen stamme, sei keineswegs sicher.[6]) Den Schlufs der Einleitung bilden ein paar Bemerkungen über Onomatopöien. — Das erste Kapitel behandelt die Vokale, und zwar wieder ganz kurz die vulgärlateinischen, soweit sie von den klassischlateinischen abweichen. Bei der Darstellung der romanischen Entwickelung ist zwar die Scheidung zwischen tonlosen und betonten Vokalen festgehalten, die Einteilung aber innerhalb dieser Hauptkategorien eine ganz neue. Um die sprachlichen Faktoren, die schuld sind an den Veränderungen der Vokale, schon in der äufseren Darstellung zum Ausdruck zu bringen, bin ich nicht von den Wirkungen, sondern von den Ursachen ausgegangen: ich sage also nicht: *ị* wird zu *e*, und zwar im Westrätischen stets, im Französischen vor nasalen, im Bergamaskischen im direkten Auslaut u. s. w., sondern ich sage: *i* verändert sich entweder stets (spontan) oder vor Gutturalen, Labialen, Nasalen . ., nach Gutturalen u. s. w. Es scheint mir dies das einzige wissenschaftliche Prinzip, das noch den Vorteil hat, dafs jede neue Lauterscheinung unmittelbar ihren Platz findet, nicht einfach mechanisch angereiht werden kann. Aufserdem ergibt sich für den, der sich an die Einteilung gewöhnt hat, eine gröfsere Übersichtlichkei und Klarheit, weil eben unmittelbar der sprachliche Vorgang zur Erkenntnis kommt. Zu Anfang jedes Abschnittes ist in tabellarischer Form die spontane Entwickelung in den Hauptsprachen gegeben. Dabei habe ich mich in der Wahl der Sprachen von Zweckmäfsigkeitsgründen leiten lassen, daher bald Französisch und Provenzalisch, bald nur Französisch, bald die gewöhnlichen altfranzösischen Formen, bald nur den ältesten Zustand zur Darstellung gebracht, ohne das jedesmal ausdrücklich zu sagen. Eine gemeinsame Schablone erwies sich als unthunlich, jeder aufmerksame Leser findet sich leicht zurecht. So habe ich, um ein

6) Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. XII, 127.

Beispiel zu geben, § 119 fürs Französisch als erste Stufe der Entwickelung des *ọ* in freier Stellung *ou* gegeben, und dann § 121 ausgeführt, dafs dieses *ou* in der Ile de France zu *eu* werde, dafs aber gewisse Wörter aus bestimmten Gründen bei *ou* verharren oder dies wieder an Stelle von *eu* einführen. Wenn daher P. Meyer sagt,[7]) ich bezeichne § 119 *amour* als regelmäfsige Form, so hat er sich weder um den Plan meiner Grammatik bekümmert, noch § 119, wo es ausdrücklich heifst, die Tabelle gebe nur die Anfänge der Entwickelung, noch den von ihm ebenfalls zitierten § 121 mit der Anmerkung gelesen. — Die Ausnahmen zu den Regeln habe ich in Anmerkungen zu den einzelnen Paragraphen oder am Schlusse der Abschnitte zusammengestellt und zu erklären gesucht. So lange die Ausnahmen blofs als solche aufgestellt werden, ohne dafs die Gründe für die Abweichung gefunden sind, hat man auch kein Recht, die Regel als richtig auszugeben. Die verschiedenen Wege der Erklärung habe ich stets reiflich erwogen, womit natürlich nicht gesagt ist, dafs ich stets das Richtige gewählt habe. Da nun aber die meisten dieser Erscheinungen in das Gebiet der Morphologie gehören, so mufs ich bitten, mit dem Urteil zu warten, bis ich im zweiten Bande manches von dem werde begründen können, was im ersten nur behauptet worden ist. — Die Angaben über die geographische Verbreitung der einzelnen Erscheinungen sind summarisch. Es übersteigt die Kraft des Einzelnen, namentlich in modernen Mundarten, wo so oft die Quellen spärlich und trübe fliefsen, überall die Lautgeographie zu schreiben, namentlich wenn ihm die Lautgeographie auch nur wieder Mittel zu einem höheren Zwecke ist. Ich habe mich bestrebt, zu geben, was in meinen Mitteln lag, und was etwa der durchschnittliche Stand der Forschung ist. Dem Arbeiter auf einzelnem kleineren Gebiete liegt es ob, die Lücken, auf die ich selber möglichst hingewiesen habe, auszufüllen. Arbeiten, wie die Behrens',[8]) die freilich da, wo sie nicht blofs konstatiert, recht viel Unzutreffendes enthält, vorab aber diejenige Hornings[9]) hervorzurufen, ist ein Hauptziel meines Buches. — Die Reihenfolge der Vokale *i*, *u*, *ẹ* (= ē ĭ), *ọ* (= ō ŭ), *ę*, *ǫ*, *a* bedarf weiter keiner Rechtfertigung. — Bei den tonlosen Vokalen ist nun wieder die Stellung wichtiger als der Vokal an sich, da die Stellung in erster Linie in Betracht kommt für die Weiterentwickelung. Daher behandle ich successive die Auslautvokale, die nachtonigen, die vortonigen und die Anlautvokale. Ein Wort noch über die Terminologie. Die Ausdrücke 'nachtonig' für den tonlosen Vokal in proparoxytonis, 'vortonig' für den der Tonsilbe unmittelbar vorausgehenden tonlosen Mittelvokal sind nicht ganz genau, wenn man sich auf den etymologischen Standpunkt stellt, aber dafür sind sie bequem, kurz und immer leicht verständlich, und das scheint mir wichtiger, als eine Pedanterie des Ausdrucks auf Kosten der Einfachheit. — Ein dritter Abschnitt fafst nochmals das Wichtigste über Nasalvokale zusammen: mehr als anderswo thut hier Forschung am lebenden Material not. — Über den Konsonantismus kann ich mich kürzer fassen. Der Einteilung liegt auch hier das Bestreben zu Grunde, die Lautlehre über die Buchstabenlehre zu setzen. Dafs die Symmetrie etwas zu weit getrieben ist, wenn die wenigen *u̯*-Verbindungen mit den zahlreichen und viel wichtigeren *i̯*-Verbindungen zusammen behandelt sind, gebe ich

---

7) Revue critique, 1891. I, 326. 8) Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. XII, 198. 9) Zeitschr. f. rom. Phil. XV, 226.

Ascoli[10]) gern zu. Es kommen, nach einem kurzen Überblick über das vulgärlateinische Konsonantensystem zunächst die anlautenden Konsonanten und Konsonantengruppen zur Sprache, dann im Inlaut Verschlufs- und Reibelaute erst vor, dann nach dem Tone, die Sonanten, die Konsonantenverbindungen, und zwar zuerst diejenigen, bei denen hauptsächlich der erste Konsonant verändert wird: PT, CT, ST, RT, LT u. s. w., dann die Konsonanten vor L, wo das L meist ebenfalls Umgestaltungen erfährt, die Konsonanten vor R, endlich die Fälle, wo der Schlufskonsonant sich ändert: *nn* aus ND u. s. w. Daran schliefsen sich die *u̯*- und *i̯*-Verbindungen, bei welch letztern ich Suchiers[11]) Ausführungen über *ti̯* im Französischen nicht beachtet zu haben umsomehr bedaure, als ich ihnen durchaus zustimme. Einen neuen Abschnitt bilden die Konsonanten in proparoxytonis, da ihre Behandlung oft eine eigenartige ist, endlich den Schlufs machen die Doppelkonsonanten. — Dem Inlaut folgt der Auslaut, und daran schliefsen sich die pathologischen Erscheinungen, wie Assimilation, Dissimilation, Umstellungen u. s. w. an. — Das dritte Kapitel spricht vom Accent, und zwar erst von spontanen, dann von sporadischen Accentverschiebungen, welche letztere ich jedesmal zu erklären suchte: wenn ich dabei § 604 über portg. *indés* im unklaren war, so hatte ich die zutreffende Bemerkung von K. Michaelis[12]) übersehen. Einiges Neue und Wichtige glaube ich über die Betonung gallischer Ortsnamen § 606 gebracht zu haben. Über das Wesen des Accentes waren mir nur wenige Bemerkungen möglich. — Als ganz neu darf ich wohl das vierte und fünfte Kapitel bezeichnen. Jenes handelt vom Wort im Satze. Die Satzphonetik ist eine alte Lehre, die man aber, von theoretischen Überlegungen ausgehend, in den letzten Jahren ganz aufserordentlich erweitert hat. Ich habe mich nun mit Vorbedacht aller und jeder abstrakten Erwägung enthalten, habe es mir namentlich versagt, einzelne Unregelmäfsigkeiten der Lautentwickelung aus der Satzphonetik zu erklären, weil diese bestanden haben müsse, und habe nur das in lebenden Mundarten thatsächlich sicher Vorkommende angeführt. Es ist möglich, dafs ich, aus Furcht, zu weit zu gehen, zu wenig weit gegangen bin, doch schien mir das in einer methodisch so wichtigen Frage das Bessere. Die in Betracht kommenden Erscheinungen sind geordnet nach dem Tone (tonlose Wörter), der Behandlung des Anlautes und Inlautes und der Verkürzung syntaktisch unwichtiger, aber den Wortton tragender Wörter. Namentlich zum dritten Abschnitt wären mancherlei Ergänzungen zu geben. — Endlich das letzte Kapitel, betitelt 'zur Chronologie des Lautwandels', sucht die relative Entstehungszeit einiger der wichtigsten Lautveränderungen festzustellen. Ausgehend von der festen Thatsache, dafs der quantitative Zusammenfall von *ẹ̆* aus Ĭ mit *ẹ̄* aus Ē erst einzelsprachlich eingetreten ist, suche ich darzuthun, dafs auch der Übertritt des Ĕ über *ę̄* zu *ie* in den verschiedenen Sprachen zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise stattgefunden habe, was durch die verschiedene Behandlung von AE (teils wie *ẹ*, teils wie *ę*) wesentlich gestützt wird. — Weiter wird der Übergang von *ẹ*, *ọ* zu *i*, *u* unter Einflufs von folgendem *i*, *u* in Süditalien, von *i* in Norditalien, Frankreich und Spanien erörtert, und zu erklären gesucht, weshalb an dem einen Ort nur *i* wirkte. Als drittes erfährt der Wandel von A zu *e*, E zu *ei*, O zu *ou* in Frankreich und Bünden-

10) Arch. glott. ital. XI, XIII. 11) Grundr. f. rom. Phil. I, 530. 12) Zeitschr. f. rom Phil. VII, 113.

Tirol Besprechung, und wird namentlich der Übergang von A zu *e* im Französischen nur für die Stellung in paroxytonis gesichert, während in proparoxytonis *a* bleibt, wie *ane* aus ÁNATE zeigt. — Am schwierigsten sind die Fragen, die sich an den Wandel von U zu *ü* knüpfen. Die Annahme, daſs *ü* nur allmählich, und zwar z. T. erst nach dem Jahre 1000, von verschiedenen Zentren aus das heutige Gebiet sich erobert habe, wird auf verschiedene Weise wahrscheinlich zu machen gesucht und hat neuerdings durch Kassewitz'[13]) Nachweis, daſs *u̥* in den französischen Lehnwörtern des Mittel-Niederdeutschen als *u*, nicht als *ü* erscheint, eine willkommene Bestätigung erfahren. — Von konsonantischen Erscheinungen sind es die Behandlung der intervokalischen Verschluſslaute, ihr Verhältnis zur Synkope des Nachtonvokals und im Anschluſs daran die vokalischen Auslautgesetze, sodann die Palatalisierung des C vor A, die einer genauen Untersuchung unterworfen werden, mit Rücksicht auch darauf, ob und inwieweit zwischen in ihrem Resultat gleichartigen Erscheinungen auf verschiedenen Sprachgebieten ein innerer oder äuſserer Zusammenhang bestehe. An diese Ermittelungen schlieſst sich unmittelbar die Frage an, inwieweit die Sprache der vorrömischen Völkerschaften von Einfluſs auf die Umgestaltung des Lateins gewesen sei. Diese Fragen zu lösen, lag nicht in meiner Absicht: es war mir mehr darum zu thun, die bisherigen Annahmen auf Grund der für die Geschichte der Lautveränderungen gewonnenen Resultate zu prüfen. Über *ü* aus U und *e* aus A durch keltischen Einfluſs hatten schon die vorhergehenden Paragraphen gehandelt, jetzt werden noch besprochen südital. *nn* aus ND = osk. NN neben lat. ND, südital. *r*, *ḍ* aus D = umbr. *rs*, sabinisch *ḍ* aus D, ferner südital. *nd*, *ng* aus NT, NG, *nz* aus NS; dann frz. *it* aus CT, prov. *z* aus D, gask. katal. *n* aus ND, die Nasalvokale und der starke exspiratorische Accent des Urfranzösischen, die alle im Altgallischen Entsprechungen hatten; weiter siz. *i* = Ẹ, *r* aus D, *v* aus B nach griechischem, tosk. *h* aus C nach etruskischem Vorbilde. Fürs Spanische wird jeder fremde Einfluſs abgelehnt: zu dem, was § 652 und 606 über *h* aus F gesagt ist, mag die umgekehrte Schreibung *fonta* Cid 939, 924 noch hinzugefügt werden. Endlich als germanischer Einfluſs ist bloſs das Auftreten zweier neuer Laute *h* und *w* zu verzeichnen. — Noch eines möchte ich zum Schlusse bemerken. Da mir daran lag, die ganze ungeheure Mannigfaltigkeit sprachlicher Entwickelung zum Ausdruck zu bringen, so muſste ich darauf bedacht sein, alles Überflüssige zu vermeiden, die Beziehungen oder die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Erscheinungen oft nur durch die Gruppierung zu veranschaulichen, die Beispiele, oft auch nur ein paar Beispiele, an Stelle langer Erörterungen treten zu lassen, die Resultate, nicht den ganzen Gang meiner Überlegungen zu geben. So habe ich § 38 gesagt: in Nontron wird *ieu* zu *eü*, *öü* : *röü* . . . *löüra*, *vöüre* . . Wenn daneben auch *ri* . . vorkommt, so ist das vielleicht der alte Singularaccusativ: *riu* zu *ri*, aber *rius* zu *rieus*, *röüs*. Dazu bemerkt Behrens,[14]) ich hätte zu Stütze dieser Auffassung nichts beigebracht, und kehrt dann die Sache um: *rius* zu *ris*, *riu* zu *rieu*. Ich habe aber die Beispiele gebracht, die beweisen, daſs *iu* + Kons. zu *ieu*, *öü* wird: LIBRA über *liura* zu *lieura löüra*. Wenn also die Wörter, die stets nach *iu* einen Konsonant haben, *öü*, diejenigen, die je nach dem Kasus oder Numerus bald einen Konsonanten haben, bald nicht, die Doppelform *öü* und *i*

13) Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen. S. 86. 14) Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. XII, 127.

zeigen, so folgt doch wohl daraus die Richtigkeit meines Ansatzes. — Diese unvermeidliche Kürze gibt der Darstellung oft etwas Notizenhaftes, Unzusammenhängendes, allein einmal ist die Grammatik zum Studieren und Nachschlagen, nicht zum Lesen bestimmt; sie gibt nicht eine Sprachgeschichte, da heute ohne starke Zuhilfenahme der Phantasie eine solche überhaupt noch nicht zu schreiben ist, sondern nur die Materialien und gewissermafsen das Gerippe; endlich wird eine mehr synthetische Darstellung, soweit sie sich gegenwärtig geben läfst, das Schlufskapitel des 2. Bandes bringen, auf das ich S. VIII hinweise. So viel über Anlage, Ziel und Ausführung meiner Grammatik: ob und inwieweit sie einen Fortschritt bezeichne, liegt mir zu entscheiden nicht ob.

Auch zur **Wortgeschichte** hat das Jahr 1890 ein grofses zusammenfassendes Werk gebracht, das lateinisch-romanische Wörterbuch von G. KÖRTING.[15]) Während im etymologischen Wörterbuch von Diez die italienischen bezw. spanischen oder französischen Wörter, die gedeutet werden sollten, als Stichwörter erscheinen, und alle diejenigen, deren Herleitung auf der Hand lag, wie *padre*: PATER, überhaupt aufser Betracht blieben, ist in dem neuen Werke vielmehr die lateinische, bezw. germanische, keltische, arabische, baskische Grundform an die Spitze gestellt, und sind alle dem Verfasser bekannten Wörter aufgenommen. Das Buch bildet also mit Bezug auf Diez den Text zu den Stichwörtern, die Jarník im zweiten Teil seines Index zum Diezschen Wörterbuche gibt, doch geht der Verfasser darin noch weiter als auch die letzte Ausgabe des etymologischen Wörterbuchs, dafs er alle in den letzten Jahren gemachten etymologischen Versuche sammelt, ohne Rücksicht auf ihre Wahrscheinlichkeit, so dafs also auch z. B. frz. *vouge* aus VANGA oder frz. *aider* aus AGITARE, die beide ja ganz unmöglich sind, Aufnahme gefunden haben. Es sind nun namentlich die etymologischen Artikel der Zeitschrift für romanische Philologie und der Romania, Caix' Studi di etimologia italiana e romanza, Thurneysens Keltoromanisches, Gröbers vulgärlateinische Substrate romanischer Wörter gewissenhaft und genau verwertet. Etwas weniger vollständig sind die Auszüge aus dem Archivio glottologico italiano; namentlich haben die wichtigen Annotazioni Soprasilvane von Ascoli[16]) nicht ganz die Beachtung gefunden, die sie verdient hätten; sodann fehlen Wortdeutungen, die nicht unter dieser Signatur in den Zeitschriften erscheinen oft, so afr. *enrièvre* aus IRREVERENS nach Tobler,[17]) ital. *spola* aus SPATULA, frz. *môle* aus MODULUS nach Ascoli,[18]) die Bemerkungen ebenfalls Ascolis über PASTINARE und *pastinaca*[19]) ital. ELCE aus *helix* nach Suchier[20]) ital. *tonto* aus TUNTUS = TUNDITUS nach dem Referenten;[21]) dafs ahd. forest ein echt germanisches Wort ist und mit foras nichts zu thun hat, war aus Kluges Wörterbuch zu entnehmen, dafs ital. *in darno* afr. *endar* möglicherweise germanischen Ursprungs sind, hat Woeste[22]) ausgesprochen, für ital. *gire* hatten Osthoff[23]) und Schuchardt[24]) zutreffendere Erklärungen gegeben als Diez und Caix, die Körting allein nennt. Namentlich aber sind

15) G. Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch. Paderborn, Schöningh. 828 Spalten, 174 S. gr. 8°. 16) Arch. glott. VII, 406—602. 17) Anm. zu Hollands Chev. au Ly. 6165. 18) Arch. glott. III, 29 Anm. bezw. IV, 360 Anm. 19) Arch. glott. IX, 177 Anm. 20) Grundrifs f. rom. Phil. I, 664. 21) Zeitschr. f. rom. Phil. VIII, 242. 22) Zeitschr. f. deutsche Phil. II, 326 23) Das physiol. und das psychol. Element in der sprachlichen Formenbildung 30. 24) Zeitschr. f. rom. Phil. V, 312.

Rezensionen gar nicht oder nur unvollkommen im Nachtrage verarbeitet. A. Tobler hat zu Canellos Aufsatz über Allotropen wichtige Ergänzungen und Besserungen gebracht,[25]) G. Paris zu vielen Artikeln der Zeitschrift für romanische Philologie, Baist zu Cornus spanischen, der Referent zu Parodis spanisch-katalanischen, zu K. Michaelis' spanischen Etymologien, zu den Arbeiten von Waltemath und Mackel über die germanischen Elemente im Romanischen u. s. w. — Trotz dieser Lücken ist das Buch recht nützlich, die gegebenen Formen sind, soweit ich kontrolliert habe, zuverlässig, ebenso die Zitate, so dafs man sich an Hand des Werkes manches Nachschlagen ersparen kann, dagegen ist es allerdings weit davon entfernt, ein richtiges Bild zu geben von der Verbreitung des lateinischen Wortschatzes im Romanischen, da der Verf. nicht selbständig den Wortschatz der Schriftsprachen und noch weniger den der Dialekte durchgearbeitet hat; anderseits aber hat er sich nicht darauf beschränkt, die ihm bekannten Leistungen andrer auf etymologischem Gebiete zu verzeichnen, sondern selber sich an der Lösung schwieriger Probleme versucht, so bei ital. *barra*, das nach ihm die sardische Form von lat. QUADRA wäre, was jedoch mit den sardischen Lautgesetzen schwer vereinbar ist und auch schon Widerlegung durch Guarnerio[26]) erfahren hat, bei frz. *frotter*, bei frz. *complot*, das er, allerdings mit grofsen Zweifeln, zu CUMULUS stellt, ferner ital. *caracollar* aus *cara* und aus dem von *collum* gebildeten Verbum COLLARE, frz. *cammée* aus GAMMATUS, frz. *drogue* aus slav. *dorog*, frz. *friche* aus *frisca* = FRIXA, frz. *glaner* zu GRANUM, afr. *mais, maise* zum Adv. *mais* u. s. w. — Von anderweitigen Beiträgen zur romanischen Wortdeutung, die sich über mehrere Gebiete erstrecken, ist, aufser dem schon erwähnten Abschnitt in Meyer-Lübkes Grammatik, folgendes zu nennen. Ital. *niente*, afrz. *noient*, prov. *neient* enthalten nach Ascoli[27]) in ihrem zweiten Teile nicht ein Partizipium *ens*, das in der Volkssprache nie bestanden haben kann, sondern INDE. Im Volkslatein sagte man HABEO INDE, = frz. *j'en ai*, ital. *honne*, NON HABEO INDE und mit verstärkendem NE (vgl. NE-QUIDEM) NON HABEO NE INDE, das dann als Neutrum zu einem NE UNUS, NE UNA trat. Im Frz. entstand daraus *neent*, im Ital. ist das adverbiale *-ente* an Stelle des vereinzelten *-ende* getreten, wie es in *neende* vorgelegen hätte. Ebenso erkläre sich *chente*. — Ital. *carogna*, span. *caroña*, frz. *charogne*, dessen Verhältnis zu *caro* bisher nicht erklärt war, geht auf ein vulg.-lat CARONEA zurück, das auf einen starken Stamm *carōn-* neben dem schwachen *car(e)n-* weist, wie neben *turbin-* auch *turbōn-* steht, oder wie neben *hominem* das Altlat. *homōnem* besafs.[28]) Dieselbe Deutung hatte Referent im Lit.-Blatt 1885 Sp. 157 f. gegeben. — ACCAPARE ed altro betitelt sich ein andrer feinsinniger Artikel Ascolis. Lat. *caput* zeigt verschiedene Verbalableitungen, die nach Form, Bedeutung und Verbreitung geschieden sind, nämlich 1. CAPITARE, ADCAP[IT]ARE zum Kapital machen, gewinnen, erreichen: rum. *căpătà*, siz. *capitari*, asp. *acabdar* — prov. *acabar*, frz. *achever*; 2. CAP[IT]ARE, AD-CAP[IT]ARE gelangen, zustofsen, gelingen, angrenzen: ital. *capitare, mi capita, capitar bene; afr. achever;* 3. CAP[IT]ARE ADCAPITARE Kopf an Kopf stofsen beim Sammeln: sard. *cabidare sas ispigas* Ähren lesen, neap. *capare* wählen. 4. CAP[IT]ARE, AD-CAPITARE Kopf an Kopf bringen im Sinne von zurüsten, herrichten, in Ordnung bringen: südsard. *akkabidai*, aital. *capitare* abschliefsen, dann *ricapito*, ferner die Weiterbildungen CAPITIARE ital. *accapezzare*

25) Zeitschr. f. rom. Phil. IV, 183. 26) Rom. XX, 58. 27) Arch. glott. XI, 417. 28) Ib. 419. 29) Ib. 427—437.

und sein Gegenstück *scapezzare,* mail. *kavezzá*; vgl. afrz. *chevir*, prov. *cabir*. Endlich 5. ADCAP[IT]ARE zu Ende führen, und geradezu sterben: span. *acabar*, frz. *achever*. Sieht man ab von span. *acabdar*, so zeigt der Osten des romanischen Sprachgebietes (Rumänien, Italien) die Grundform CAPIT-, der Westen und Norden CAP-. Ferner ist dem Westen und Norden gemein die Entwickelung der Bedeutung von AD-CAP-ARE im Sinne von endigen, und endlich zeigt sich hier neben CAPIT-ALE auch CAP-ALE: prov., cat., span. *cabal*. Um diese dreifache Übereinstimmung, die sehr alt sein muſs, aber nicht in die lateinische Zeit zurückreicht, da der Osten in Form und Bedeutung abweicht, zu verstehen, ist zu beachten, daſs im Urkeltischen ein Subst. *k^v^enn* »Haupt« und »Ende« bestand, von dem mit bestimmten Suffixen ein Subst. »Ende« und ein Verbum »schlieſsen, endigen, ausrotten« gebildet werden. Bei der Romanisierung der Gallier und Keltiberer nun wurde, da lat. CAPO Ende bedeutet, wie kelt. *k^v^enno*, das kelt. *dok^v^enno*, *vork^v^enno* endige durch *adcapo* ersetzt, das nun mit dem lateinischen *capitare, adcapitare* in Konkurrenz trat und es in Form und mit der Zeit in der Bedeutung verdrängte. Nicht anders verhält es sich mit *rem,*[30]) das sich hielt in Gallien, weil es sich mit einem ähnlichen keltischen Worte *rētu* eng berührte, und auch hier beruht vielleicht die negative Bedeutung von *rien* auf keltischem Vorbild, wie auch *goutte* und *pas* als Verstärkungen der Negation ihre genauen Entsprechungen im Keltischen haben. — Mit dem viel besprochenen Verbum *aller—andare* beschäftigt sich J. CORNU.[31]) Seine ältere Erklärung aus ENATARE zurückziehend, versucht er jetzt, ital. *andare* aus AMBULARE über AMBIDARE zu erklären, vermag jedoch nicht, den Wandel von *ul* zu *id* durch irgend ein genau entsprechendes Beispiel zu stützen. — Ein anderes Wort, das bei den Deutungsversuchen über *andare* oft mit in Betracht gezogen wurde, frz. *andain*, prov. *andanh*, ital.-span. *andana*, portg. *andaina* deutet G. PARIS[32]) ansprechend aus INDAGINE. — Eine bis jetzt ganz übersehene Sippe berührt SCHUCHARDT,[33]) die Fortsetzer von MIMUS und MOMUS, die er sieht im ital. *mimetto*, span.-portg. *mima, mimar*, die Diez wenig zutreffend zu m i n i m u s gestellt hat; arag. *momo, momero*, das nun in der Bedeutung sich an *mimo* anschloſs: span.-portg. *momo* Possenreiſser, portg. *momo* Ziererei wie *mimo*, frz. *momer*, das mit deutschem *vermummen* zusammentrifft, nicht aber direkt von ihm stammt. — Ferner behandelt er nochmals *gilet,*[34]) das mit span. *gileco, jaleco, chaleco, a,* port. *jaleco, a,* ital. *giulecco* aus türk. *yelek'* stamme. — Einen andern dem Mittelmeer, und zwar speziell der Seemannssprache angehörigen Ausdruck, ital. *calafatare*, span. *calafatear*, frz. *calafater* erklärt BEHRENS[35]) aus *cala*, Wassertracht eines Schiffes, und prov. *fatá*, stopfen, wogegen jedoch einzuwenden ist, daſs sonst die der Mittelmeerschiffahrt angehörigen Ausdrücke nie gerade aus Marseille, sondern meist aus Genua, Neapel oder aus Griechenland stammen, und daſs das Subst. ital. *calafato*, *calafao* älter ist als das Verbum. — Wenn ich zum Schluſs noch erwähne, daſs Behrens, wie vor ihm La Monnaye, gegen Diez frz. *sener*, kastrieren, auf SANARE zurückführt, so thue ich es, um dabei zu erinnern, daſs nicht nur, worauf Behrens noch hinweist, das neuprov. *saná* dieselbe Bedeutungsentwickelung zeigt, sondern auch obw. *sanár*, engad. *sanér*, poschiav. *saná*, piem. *sané*, südsard. *sanái*, abruzz. *saná* u. s. w.

Wien, 1. Juli 1891. W. Meyer-Lübke.

30) Ib. 439. 31) Rom. XIX, 282—287. 32) Ib. 449—454. 33) Zeitschr. f. rom. Phil. XIV, 177—178. 34) Ib. 180. 35) Ib. 370. 36) Ib. 364.

Italienische Sprache.

Redigiert von Carlo Salvioni (Pavia).

Seit Blanks italienischer Grammatik 1843 war, sieht man von dem kurzen Abrifs von D'Ovidio und dem Referenten im Gröberschen Grundrifs ab, kein Versuch gemacht worden, die Geschichte des Italienischen und seiner Mundarten zu schreiben, obschon die Aufgabe hier dankbarer war als auf irgend einem der andern Sprachgebiete. Erst 1890 suchte W. Meyer-Lübke mit seiner **Italienischen Grammatik**[1]) die Lücke auszufüllen, ‚zusammenzufassen, was bisher geleistet wurde, kritisch zu ordnen, einzelne Fragen vollständig zu lösen oder neu aufzuwerfen, vor allem aber darauf hinzuweisen, wo die Forschung an lebenden Mundarten oder an archivalischem Material einzugreifen habe, und weiteren Arbeiten einen festen Anknüpfungs- und Ausgangspunkt zu geben. In der Anlage schliefst sich das Werk bis auf einen gewissen Grad an Gartners rätoromanische Grammatik an. Dem entsprechend handelt die Einleitung zunächst von den Grenzen des Italienischen und verweilt dann etwas länger bei den fremdsprachlichen Kolonien in Italien, über deren Alter und Gröfse mitgeteilt wird, was aus den Quellenwerken zu entnehmen war, und deren Sprache mit Rücksicht auf die italienischen Einflüsse eine Beleuchtung erfährt. Über die Frankoprovenzalen in Celle di S. Vito vermochte ich gar nichts beizubringen: unterdes ist die Lücke von Morosi ganz ausgefüllt.[2]) Etwas eingehender beschäftigt sich § 10 mit den Norditalienern in Sizilien, da es hier nicht nur darauf ankam, die Wirkungen des Sizilianischen zu zeigen, sondern auch die Heimat der Kolonisten zu bestimmen. Gegen Gregorio, der, wesentliche Züge von unwesentlichen nicht scheidend, sich für Herkunft aus der Emilia ausgesprochen hatte,[3]) wird nachgewiesen, dafs alles Charakteristische in Laut- und Formenlehre sich im Monferrinischen wiederfindet. — Zum Schlufs werden die hauptsächlichsten lautlichen Kriterien für Unterscheidung von Erbwörtern und Buchwörtern gegeben. — Die Anordnung der Lautlehre weicht von Gartner stark ab. Zuerst wird der spontane Wandel betonter Vokale im Toskanischen und in den Mundarten besprochen. Für letztere wird möglichst genaue Begrenzung der einzelnen Erscheinungen zu geben und die Fragen nach dem Alter derselben zu lösen versucht, namentlich von *u > ü*, *a > e*, und die allmähliche Ausbreitung von einem bestimmten Punkte aus, wo möglich, zur Darstellung gebracht, so bei *ẹ > ei*. Besonders ausführlich werden *ę > ie*, *ǫ > uo*

1) Italienische Grammatik von W. Meyer-Lübke. Leipzig, O. R. Reisland, 1890. XIV, 338 S. 8°. 2) Arch. glott. XI, XII. 3) Affinità del dialetto di S. Fratello con quelli dell' Emilia. 1886.

besprochen, und zwar war es hier nötig, auch den bedingten Wandel heranzuziehen, um Klarheit über die Ursprünge und die ursprüngliche Verbreitung der Diphthonge zu gewinnen. Ein zweiter Abschnitt behandelt die Störungen des Vokalwandels, ein dritter den kombinatorischen Vokalwandel, d. h. die Beeinflussung der Vokale durch Vokale oder Konsonanten, dann folgen die Diphthonge, endlich die tonlosen Vokale. Bei Darstellung der Auslautgesetze wird gezeigt, dafs die Übereinstimmung der piemontesisch-lombardisch-emilianischen Dialekte in der Behandlung des vokalischen Auslauts nicht eine ursprüngliche ist, sondern dafs die einzelnen Gruppen auf verschiedenem Wege zu dem gleichen Resultate gekommen sind. Ein Kapitel über die Accentversetzungen, das im Italienischen wenig Raum beansprucht, schliefst sich dem Vokalismus an. — Nach Besprechung der spontanen Entwickelung der anlautenden einfachen Konsonanten in der Schriftsprache werden die Störungen, die kombinatorischen Veränderungen, die spontanen der Mundarten, endlich die Gestaltung des Wortanlautes im Satzinnern behandelt, sodann die Anlautsgruppen. Auch im Wortinnern wird eine Trennung zwischen einfachen und mehrfachen Konsonanten gemacht, bei jenen aufserdem unterschieden, ob sie vor oder nach dem Tone oder in Proparoxytonis stehen; ferner nehmen eine Stelle für sich *l, r, m, n* ein. Bei den Gruppen sind es namentlich *l* + Kons., Kons. + *l* und *ly*, die zu allerlei Beobachtungen Anlafs geben. Über die Doppelkonsonanten und den Auslaut war wenig zu sagen, mehr über die Lautvertauschungen, Assimilation, Dissimilation, Umstellung, Zutritt und Abfall von Lauten und Silben. Den Schlufs der Lautlehre bilden Bemerkungen über die Koseformen der Eigennamen und Verwandtschaftsbezeichnungen.

Bei der Darstellung der Nominalflexion werden zunächst die erstarrten Reste der verschiedenen lateinischen Kasus nachgewiesen, dann die Schicksale der Neutra und der Genuswandel, endlich die Pluralbildung im Italienischen und den Mundarten behandelt. Dabei wird namentlich § 344 und § 346 zu zeigen gesucht, weshalb die Plurale auf *-a* und *-ora* dem Norden fehlen. Eine Stelle für sich nimmt zum Schlusse das Sardische ein. — Bei den Adjektiven ist hauptsächlich das Verhältnis der geschlechtlichen zur geschlechtlosen Form und die Steigerung von Wichtigkeit, ihnen folgen die Zahlwörter und die Pronomina, zu denen auch der Artikel gehört. — Die Verbalflexion folgt der Gartnerschen Darstellung, es werden also erst die Endungen behandelt, dann der Accent und der Verbalstamm, hierauf die regelmäfsigen Verba, dann die unregelmäfsigen, und zwar hier zuvörderst die in vielen Formen unregelmäfsigen, also *essere, avere*, dann die im Präsens schwierigen *sto, do, fo* u. s. w., sowie die Fälle, wo die Form des Präsens durch das Perfekt oder Partizip beeinflufst ist, weiter *andare, potere*, die *i*-Präsentia, die starken Perfecta, die starken Partizipien. Wiederum verlangt und erfährt das Sardische eine abgesonderte Darstellung.

Den dritten Abschnitt bildet die Wortbildungslehre, die lediglich vom Standpunkt der Bedeutung der Suffixe und mit Einschränkung auf die Schriftsprache behandelt ist. Es werden daher fast nur die produktiven Suffixe besprochen, und zwar zunächst diejenigen, welche die handelnde Person bezeichnen, woran sich naturgemäfs die Bildung des Femininums aus dem Masculinum bei lebenden Wesen schliefst; dann folgen die Werkzeug- und Ortsbezeichnungen, die Collectiva, die Adjektivabstracta, die Verbalabstracta, die Substantivabstracta,

endlich Fälle, wo zusammengehörige Begriffe dasselbe Suffix bekommen (*ladroneccio : furneccio*), Krankheitsbezeichnungen, Pflanzennamen, Substantivierung von Adjektiven, Bildung von Sachnamen durch Änderung des Geschlechts, Substantivierung verschiedener Wortarten. — Die Adjektivsuffixe werden geordnet, je nachdem sie ausdrücken das Begabtsein, Zugehörigkeit oder Abstammung, Zustand, Art und Weise, Ähnlichkeit, Möglichkeit; den Schlufs bilden Beispiele von Substantiven, die ohne formale Änderung zu Adjektiven werden. — Sodann folgt die Diminutiv- und Augmentativbildung. — Für die Verbalableitung ist ein etwas anderes Schema gewählt. Mit Diez[4]) wird zwischen unmittelbar und mittelbar abgeleiteten Verben unterschieden, von den letzteren die auf *-eggiare* und *-izzare* genauer behandelt, sowie die Diminutiva und Augmentativa. Bei der Wortzusammensetzung werden die Präfixe, wiederum hinsichtlich ihrer Bedeutung, dann negatives *in*, *male*, endlich Zusammensetzung zweier im Italienischen noch selbständiger Wörter besprochen, den Schlufs bilden ein paar Bemerkungen zur Numeral-, Pronominal- und Adverbialbildung. Ein Sachregister und ein Wortregister sollen die Benutzung auch dem Fernerstehenden erleichtern, ersteres ist angelegt mit Rücksicht auf die die reguläre lautliche Entwickelung störenden Faktoren.

Zur **Wortgeschichte** ist aufser den im Abschnitt »Romanische Sprachwissenschaft« besprochenen Arbeiten noch zu nennen Štrekelj **Beiträge zur slavischen Fremdwörterkunde.**[5]) Zwar stammen die romanischen Entlehnungen zum gröfseren Teil aus dem Friaulischen, müssen also an andrer Stelle besprochen werden, doch finden sich auch venezianische, wie z. B. *bure* aus *boria*, *gambati* zu *gamba*, *guša* Kropf zu *gozzo* (nicht *gugia?*), *gruča* zu *gruzzo*, *lusija* zu *lissia*, *pirija* = *piria*, *tres* = *tresso* (*traverso*) *tors* = *torso*. Von den Zusätzen Schuchardts ist namentlich eine Bemerkung über *bisperu* und ital. *vispo* und ähnliche Wörter wichtig. Auf altdalmatinischen Ursprung weisen *kimak* = *cimice* und *rekessa recessa*.

Zur Kenntnis der **altitalienischen Mundarten** ist in dem Berichtsjahre wenig geschehen. ***Altbolognesische Texte*** hat Gaudenzi in einem anderswo genauer zu besprechenden Werke veröffentlicht. Einen ***tosco-venetianischen Text*** des Fiore di Virtù[1]) hat J. Ulrich ohne jeden Kommentar herausgegeben. J. E. Lorck[2]) gibt eine ***altbergamaskische*** Lautlehre nach einem noch zu publizierenden altbergamaskischen Glossar, in, wie es scheint, sorgfältiger Weise, auch einzelne Probleme der Formenlehre, wie die Pluralendung *-i* der Feminina besprechend, den Unterschied zwischen historischer, also für die Charakteristik der Sprache wertloser und phonetischer Schreibung nicht immer genug betonend, aber trotzdem eine brauchbare, die bisherige Lücke im Kreis der oberitalienischen Mundarten ausfüllende Arbeit. B. Wiese[3]) hat eine gereimte Margarethenlegende eines piacentinischen Mönches herausgegeben. Der Herausgeber hat nach acht

---

4) Gramm. II, 391. 5) Arch. f. slav. Phil. XII, 451—474; vgl. dazu Schuchardt ebenda XIII, 157—160 und Gartner, Lit.-Bl. 1890, Sp. 413.

1) Giacomo Ulrich, Fiore di virtù, versione tosco-veneta del Gadd. 115 della Laurenziana. Leipzig 1890. VII, 56 S. imp. 4°. 2) J. E. Lorck, Lautlehre eines lateinisch-bergamaskischen Glossars des XV. Jahrhunderts. Bonner Dissertation. 58 S. 8°. 3) Eine altlombardische Margarethenlegende, kritischer Text nach acht Handschriften mit einleitenden Untersuchungen hsg. von B. Wiese. Halle 1890. CXX, 107 S. 8°.

Handschriften einen kritischen Text hergestellt, das Verhältnis der lombardischen zu der lateinischen des Mombritius, die neu und besser als bisher gedruckt wird, und zu den anderen italienischen Versionen untersucht, die Handschriften und ihr gegenseitiges Verhalten beschrieben, der Sprache eine sehr gründliche Darstellung gewidmet, die man als wichtigen Beitrag zur norditalienischen Mundartenkunde bezeichnen darf, ebenso die Metrik in einem besondern Kapitel behandelt, endlich dem Texte ein Glossar der wichtigsten Wörter mit steten Hinweisungen auf andere altnorditalienische und süditalienische Texte sowie Anmerkungen beigefügt.

W. Meyer-Lübke.

Dialetti dell'Alta Italia. — *Lavori d'indole generale.* Il relatore è ben lieto di poter dar principio a questa serie di rapporti col riferire intorno alla Italienische Grammatik di W. Meyer-Lübke, un'opera che offre agli studj dialettali dell'avvenire una base larga e solida da cui prender le mosse. L'Ascoli già ci aveva dato, anni sono, uno schizzo della ripartizion dialettale della penisola (cfr. Arch. glott. it. VIII). I contorni vi sono tracciati con mano ferma e con occhio acuto e sicuro. Ma è uno schizzo, e come tale aspettava chi gli desse compiutezza di disegno, chi lo colorisse, chi lo convertisse in quadro. Questo ha fatto il M.-L. nei limiti in cui glielo concedevano i sussidî messi a sua disposizione. Le linee generali del disegno ascoliano rimangon dunque. Per l'Alta Italia, la Venezia da una parte, e i dialetti così detti gallo-italici dall' altra; ripartiti questi alla lor volta in pedemontano, ligure, lombardo ed emiliano. La continuità di certi fenomeni, però, che collegherebbero in modo assai stretto i dialetti gallo-italici coi meridionali del versante adriatico, il M.-L. la nega; mentre d'altra parte, gli riesce di stabilire, in ordine a certi fenomeni, delle speciali connessioni tra sezioni dialettali di un gruppo e sezioni dialettali dell' altro; così tra emiliano e lombardo-orientale. L'introduzione consta di 12 paragrafi. Il decimo tratta la quistione dei così detti 'lombardi' di Sicilia. Il M.-L. li vuol piemontesi, e fin qui gli si può dar ragione. Il *ka* da *ka* sarà come una prova che il fenomeno era proprio un giorno anche delle terre subalpine; dove l'A. avrebbe forse dovuto tener in maggior conto le traccie che di esso fenomeno ancora si riscontrano per entro al piemontese moderno (cfr. Arch. glott. it. II 128). Ma quando egli, indottovi forse in molta parte dalla tradizione storica, vuol restringere i limiti e trovare nel Monferrato le sedi da cui quelle colonie sono mosse, il consenso si fa più difficile: *neǧa* e *baǧ* (= piem. *bábi*, gen. *baǧǧu*) sono parole monferrine, è vero, ma son forse le uniche che ci offrano *ǧ* da *bj*, onde il sospetto che vi si intrometta la vicina Liguria. Questo *ǧ* da *bj* nei Lombardi della isola potrebbe invece essere di influenza siciliana, come vi sono siciliani il *ñ* da *mj* e il *r* da *-d-*. Parla contro il Monferrato anche il *jt* = ct, a meno non si voglia ammettere che il *č* del monferrino sia un prodotto posteriore al distacco. Un argomento più valido in favore del monferrino sarà per avventura il fatto che anche a Carpeneto d'Acqui s'hanno esempj del genere di *seat* sette, *neaspo*, *ueaspre*, *tšara* (cfr. Arch. glott. it. VIII 411, Ferraro Glossario monferrino ² 48). — I pp. che seguono all' introduzione — giungono fino al 611[1]) — abbracciano

1) I paragrafi sono veramente 592. V'ha cioè uno sbaglio, per cui dal § 422 si salta al 443, continuandosi poi la numerazione in base a quest' ultima cifra. Va anche notato che il num. 246 sta in testa a due paragrafi consecutivi.

l'intera grammatica, ad eccezione della sintassi. I dialetti vi sono trattati sullo stesso piede della lingua illustre. Solo il capitolo che tratta della formazion delle parole tien poco o nessun conto dei dialetti. Nelle pagine che seguono, il relatore s'atterrà ordinatamente al M.-L. per quei paragrafi dove ha qualcosa da postillare. Sarà quistione, nella più gran parte dei casi di aggiunte. Queste possono anche considerarsi come appunti critici, ma non potrebbero voler racchiudere un biasimo per l'A., cui eran sottratti tanti sussidj, vivi e morti, facilmente raggiungibili da chi vive e scrive in Italia. § 17. Paionmi eccessive le conclusioni che si vogliono trarre da *sküma* contrapposto a *čüs*. Il piem., è vero, non ha che *sküma*, ma il mil. ha anche *sčüma*, e a *skjuma* ci riportano pure il berg., il piac. e il gen. Ora siccome proprio non è detto che ogni SK- germanico dovesse ridursi a *skl-*, così in *sküma* vedremo non altro che la inalterata continuazione di *sk*. Il mil. ha la doppia figura, come ha *sčęnna* all. a *skęnna*, *sčivio* (Bonv.) all. a *skívi* (e anche *inčǫster* all. a *inkǫster*). — Anche gli argomenti che il M.-L. allega contro l'*ü* nel Monferrato si distruggono facilmente. L'*u* dei lombardi di Sicilia non prova nulla, anche perchè potrebbe trattarsi di una reintegrazione avvenuta sotto l'influenza del siciliano, e circa al non aversi, in parte del Monferrato, il dittongo dell' *ǫ*, sia ricordato come nell'Alessandrino s'abbia bensì *ü* ed *i* da *ū*, ma anche manchi il dittongo dell' *ǫ*. Il contrario si vede accadere a Bidogno nel Ticino e a Parma, dove occorre *ö* ma non *ü*. Non v'ha dunque un nesso necessario tra *ö* ed *ü*. § 23. *ai* da *ei* compare già negli Statuti di Chieri, ed è anche di varietà monferrino-alessandrine; — dei piem. *póis* pisello e *pütóis* spuzzola, penso che siano voci galliche. § 25. L'*i* da *ẹ* anche nel berg.: *-í* = *-ēre*, *-í* = *-ētis*, *mida*, *sida*, *sit*, *asit*, *botiga*, *bif*, *nif*, *sif*, *píer* pepe, *pil*, *tila*, *pir*, *sira* sera, *sira* cera, *vira* ghiera, *mis*, *tis* sazio 'teso', *nígher*, *vídre*, *sirč* cerchio, *sírca* cerca, *írga* verga, *Bírghem* = Bĕrgomu *vird*, *fírem*. § 29. L'*u* da *ǫ́* è ben diffuso anche fra i lombardi cisabduani. Onde cade l'affermazione che per questo fenomeno la Lombardia orientale nettamente si stacchi dalla occidentale. § 34. Fra i dialetti romanzi cui è estraneo il dittongo dell' *ę́* s'erano fin qui annoverati il ligure, il pedemontano, il lombardo, il veronese (e, in parte cospicua, anche l'emiliano). Di questo parere è ancora il M.-L., il quale a buon dritto esclude che in favor del dittongo si possano invocare il piem. *arčede* ecc., e il piem.-lomb. *yer*. Sennonchè la tesi opposta ha ora trovato, almeno per quanto riguarda il ligure-pedemontano-lombardo, un acutissimo propugnatore nel PARODI (Romania XIX 480-85). La dimostrazione parmi ben riuscita per il genovese, il quale, come in altri punti della sua fonetica, così anche in questo poteva concordare col toscano. Ma gli argomenti che s'allegano per le altre due regioni non riescono a convincermi. La necessaria connivenza del tosc. *-iero*, del gen. *-er* e del piem.-lomb. *-er* può darsi che al Parodi riesca di dimostrarla; ma fino a che questo non sia avvenuto, io non la saprei ammettere. *mainera* è un esempio *sui generis*, comune anticamente a tutta l'Alta Italia, e nessun ragionamento che verta intorno ad esso potrebbe dimenticare che la base latina n'è MANUARIA, e che dialetti i quali, come il venez., conoscono il dittongo dell' *ę́*, pur hanno anch' essi *mainiera*. Quanto a FĔRIA, il lomb. *fęra*[2]) vi s'adatta benissimo (cfr. *-ǫra* = -ŌRIA: *manǧavǫ́ra* = mangiatoja). Chè se proprio non lo si volesse staccare dal *fera* ligure-pedemontano, si pensi anche per esso alla facile

2) Nel lod. *fęra* e così *vęra* ghiera.

attrazione da parte della numerosa falange dei fem. in *-era*. § 53. Con *fime* vanno *sbíma* = spiuma, *pima* piuma, *pi* più del contado vicentino; v. anche mant. ver. *spira* = ferr. mod. regg. *spiura* prurito. Nel Canton Ticino è pure ben diffuso *fim*, e, per quanto ho io potuto constatare, ha poca occasione di prodursi in derivati; del che non s'avvalora la dichiarazione tentata dal M.-L. § 56. *sira* = sera è anche monferrino ed emiliano. Ai mil. *candira tira* aggiungi *fires* felce e i lod. *vira* = vero, *pir* pero, *spirá* (con *i* dalle rizotoniche?). Abbiamo qui, com' è proclive ad ammettere il D'Ovidio (Arch. glott. it. IX 63), una speciale influenza del *r*? O la ragione dell' *i* va essa cercata per ogni singolo caso? Per *sira*, che in ogni modo si dovrebbe staccare dagli altri esempj, penserei allora ad una assonanza sorta nella combinazione *sera e mattina, mattina e sera*; in *candira* vedrei l'influenza di *šira* cera (nel linguaggio di sagrestia dicesi appunto *la šira* per 'le candele'); per *tira* penso, ma con non molta fede, all' influenza di 'lino', o anche a quella che poteva esercitare il doppione *candira candera fires* farebbe un antico plurale. Rimarrebbero affatto oscuri gli esempj lodigiani, se pur anche qui non s'invoca un antico *candira : candera* (oggi: *candila, tila*). § 68 (cfr. anche §§ 80, 114, 260, 349, 351, 415). Che anche l'*á* potesse andar soggetto in Lombardia alla metafonesi lo provi il più volte ripetuto *scuxeui* e il *pechesi* della Pass. di Como (Arch. glott. it. IX, 9. 23-4, 7. 7). Però, a veder mio, anche l'*é* da *á....i* della Valmaggia non può avere una ragione storica diversa da quella dell' *ü i* in plurali come *spüs mis*; e per quant'è dell'*ö* da *ǫ....i*, non sono certo immeritevoli di considerazione i plur. del genere di *čǫis čöid piöid* (Arch. glott. it. IX 244 n.). Potrebbero queste forme rappresentarci altro che delle fasi anteriori di quell' *ö*, al quale sono uniformemente venuti gli altri nomi dal sing. con *ǫ́*? Io sto sempre con coloro, i quali la metafonesi, — parlo qui dei dialetti dell'Alta Italia e mi ristringo all' *-i*, — credon dovuta al risonare, dove più dove meno gagliardo, di un *j* dietro alla vocal tonica. Il dittongo, che così s'otteneva, poteva o rimanere intatto, come nella Valsesia, o lasciar intaccare dal secondo il suo primo elemento, come appunto avviene in *čöid*, o chiudersi, infine, in un monottongo. Anzi, a dirla per esempî, *čǫjd čöjd čöd*, *spǫjs spüjs spüs* non ci rappresenterebbero che tre successive fasi di una evoluzione. Il monottongo poi poteva diversamente determinarsi a seconda della gagliardia del *j*, della maggiore o minore persistenza nel tempo di questo *j* e dell' *-i*. Anche la natura de' fonemi, che intercedevano fra la tonica e l' *-i*, poteva esercitare un' influenza, e così nella Valmaggia e nella Valsesia è diverso l'esito quando interceda una nasale (cfr. Arch. glott. it. IX 236, 238, 238 n.); e la Valmaggia distingue ancora tra la formola *∸ + nas. + cons. + -i* e la formola *∸ + nas. + -i*. Là l'incommodo nesso che risultava faceva chiudere l' *aj* in *ę* (*kęmp* = *kájmp*), qui, risultando sgradito il nesso *-jn*, lo si risolveva lasciando cadere il *-n* (*maj bǫj*; cfr. il pav. *vej* = *vejn* vino, ecc.), come la Valsesia, la Liguria, il Monferrato lasciano cadere il *-r* del nesso *-jr* (genov. *lavoroi* lavoratori, vals. *fioi* fiori, monf. *minüi* minori, e v. anche *reziogl* = *rezioi* reggitori negli Statuti di Chieri; cfr. valses. *vei* vero, monf. *nei* nero). Che tale sia il rapporto tra valm. *kęmp* e *maj* lo provano i piem.-gen. *graindi main*. Ma colla invocazione di questi esempj m'accorgo io di contraddire a due altre affermazioni del M.-L. La prima riguarda appunto la dichiarazione di esempj come *mai main*. Secondo lui *mai*

nulla avrebbe a che fare con *main*, e nè nell' una nè nell' altra forma s'avrebbe la metafonesi. *mai* starebbe a *man* come *caval* a *cavaj* (cfr. § 260), mentre *main* ci offrirebbe nel suo *-in* l'inversione di *-ni* (§ 114). Io credo invece che i valm.-levent. *bǫi mai* (e così, s'intende, anche il *buoi* dei Lombardi di Sicilia) siano una posterior risultanza de' *boin main* pedemontano-liguri, i quali *boin main* sono un prodotto metafonetico. L'altra affermazione a cui m'accade di contraddire è questa: che il ligure e il pedemontano non conoscono la metafonesi. Certo, se, a tacere di *ẹlt* plur. di *autr*, di *quẹic* normal pl. di un sing. *qualc* (Alione), si tolgon di mezzo gli esempj liguri del genere di *graindi main*, i piemontesi del genere di *cain*, *boin*, *oyman* uomini, *scriveynt*, *loing* (Alione), *fiuimi*, *cointi* (Gris.). Nè il piem. limita il fatto ai casi dove intercede nasale; l'Alione offre anche: *omaicz* omacci, *draip*, *paich*, *sofieit*, il Gris. *naive* navi, gli St. di Chieri danno *rezioi* (v. più sopra), esempio che, come s'è visto, ha i suoi corrispettivi nel ligure, nel valsesiano e nel monferrino. Per le varietà moderne del Piemonte, v. anche Arch. glott. it. II 397; IX 235 n. § 74. Il piem. ha attualmente *ẹ*: *vẹnt*, *sẹnt*, *tẹmp*, *bẹṅ*, e qualche varietà dell' alessandrino si spinge fino all' *a*: *ǧant*, *danč*, *spándi*, *baṅ*. Questo *ẹ́* dev'essere terziario e provenire dal dittongo *ei*, che appunto ricorre nei testi di Chieri. L'*ei* per l'*e* di *ent* ecc. è anche in varietà verbanesi (Arch. glott. it. I 253) onde poi l'*i* del valmaggino (Arch. glott. it. IX 199). § 77. *buen* = bene e consimili anche in varietà della Valtellina. § 80. Il caso di *sainto sento* è essenzialmente diverso da quello di *fainti fenti*; cfr. Arch. glott. it. I 456—7. § 83. Piem. *ǧiç* gessọ. Sarà per una eguale influenza l'*í* del valtell. *čira* ciera? (cfr. *fẹra* ib.) § 86. A Pontremoli dicono indifferentemente *porter* e *portar*, *skarpa* e *skẹrpa*, onde cade la conclusione a cui giunge in questo par. il M.-L. § 90. Al bergamasco e al romagnuolo s'associa, nel trattamento di *-íj-*, l'alessandrino: *méja* mica, *créja* grida, *réji* ridere, *Misseja* Messia, e, in varietà, *finéja* finita. Deve provenir da questa regione il *cerẽja*, di cui più sotto al § 193. § 91. L'*ǫ* da *ǫ́* in sillaba coperta fa capolino in più varietà lombarde, ma è sempre legato alla condizione del nesso che segue; nel contado di Como ho udito *tǫrna fǫrma*, e da Bellinzona ho: *sǫt* sotto, *rǫt*, *gǫta*, *bǫta* botte, *tǫç* tosse, *conǫ́çi* conosco, *bǫca*, *tǫca*, *štǫpa*, *cǫpa* 'accoppa', *mǫč* monco, *bǫl* bollo, *ñǫla* 'midolla', *šigǫla*, *agǫšt*, *crǫšta*, *mǫšca*. § 92. Il piem. ha *ẹ* quando segua *-a*; ma data l'uscita *-o* s'ha *ẹ* e, in tempi meno recenti, *a*; onde: *-ẹ́ta*, ma *-ẹt -at*, *frẹska frẹsk frask*, *nẹta nẹt nat*; cfr. anche *mẹ́te* mettere, *kẹ́rde* credere, *kẹ́rçe* crescere, ma *pẹç paç* pesce, dove si tratterà di *pesso. § 99. Aless. *out* alto, *couda* calda, *souta*, *fousa* falsa, *cousé* calzare. § 100. *Maldarena* = MAGD- in antichi testi lombardi. *-ó* = *-átu* è proprio anche del dial. del Gris.: *fio* fiato, *mandó*, ecc. § 115. *-át* anche in gran parte del contado luganese. A Gurro (Verbano) s'ha *-ó* nel partic., mentre par preferito *-át* nei sostantivi: *pekat*, *markat*, *kiñat*. § 120. Un bell' esempio da mandarsi con *maremma* è il *leemi* = legitimi del Gris. Un antico testo lombardo ha *miscrela* = miscredula. § 122. Notevoli i casi emiliani di combinazion sintattica in es. come questi: pav. *a corn a cá* 'corrono a casa' ma *a córan tüti*, pav. *l'asn al cor* 'l'asino corre' ma *l'asan dal mülej* l'asino del mulino'; v. anche monf. *inz'ome* 'undici uomini' ma *índes done*. § 125. In *dalmagio* vedrei io un DAMN- ridotto prima a *danm-* indi a *dalm-*; cfr. *alma* anima, varietà piem. *almá* = *anmá* = *nomá*. § 127. Per entro al piemontese, è poi il monferrino-alessandrino che fornisce la maggior copia d'esempj. § 128. Da un testo cesenate (Pulon matt

a cura di G. Bagli. Bologna 1887): *uutoria, uusin, uuneva, buueva* ecc. Levent. *luera* = *levera* leva, *luré* terminare (= *luv-* = *liv-*). § 129. *er* tanto protonico che postonico dà *ir* al monferrino: *ir* = *er* = *el*, *pir* per, *mirgaritta, sirvin* cerv-, *spirança, cressirá, custirá, purtirúmma, tirpé* treppiedi, *stirfój* trifoglio, *quáttir, vujátir, andévira* 'andátevela', ecc. § 135. Per *e—í* da *a—í*, *e—é* da *a—é* potevansi ricordare gli es. di Malesco: sing. *catsadúr matáts* plur. *kętsędír mętęts*, ecc.; cfr. Arch. glott. it. IX 253. § 136. *au-* da *o-* è caratteristico di qualche varietà monferrina; infatti un testo di quelle parti mi dà: *austaría, aunor, auservé, audor, aucasion, aurok* alocco (= *orók* in altre varietà), *aufrí, aubligá, aubdí.* § 140. Un bell' esempio, fra altri, è anche *çutar* = gettare, che è in Bescapé e in parecchi altri testi lombardi, e si conserva per avventura nel romagn. *zutê* colpire con sassi. Trattasi di *gettare* + *buttare.* Taluno fra i testi lombardi offre anche *balegno* benigno, una parola della cui autenticità ci è garante il nome locale *San Baleñ* = San Benigno (presso Torino). Avremo anche qui *benigno* + *maligno.* § 141. Piem. *rina* regina (Alione), monf. *sola* cipolla, *chenč* = *caeč* caduto, *pei* potere, *skela* scodella, valm. *sü* scure, blen. *bork* = *beork* (bif-), venez. *Tódaro* Teodoro, *Pantalon* Pantaleone, *Lunardo* Leonardo. § 142. Monf. *miwée* mutare, *niwa* nuda, *criwa* cruda, *iwa* uva, *siw* asciugo, ecc., dove il *w* attesta l'antica vocal labiale che precedeva; onde sarà analogico, dovuto cioè a *partíja* ecc., il *j* di *batíja* battuta (cfr. *lezújo* su *sentíjo* anche a Borgotaro). Dal monf. s'abbiano ancora: *méje* mietere, *-aje* = *-atae*, dove si comprendono anche esempj come *mistáje* plur. di *mistá* imagine (maestà). § 150. *şunęğ* ginocchio, *funęğ* finocchio, *furęğ* chiavistello (prov. *ferrolh*, piem. *froj*), bella serie che il Flechia mi comunica da Piverone (Canavese), berg. *trüdi* triduo, mil. *nedrügá*, all. a *nüdregá* 'nutricare', lomb. *remügá* 'rumicare'. Sarà poi dovuto per avventura a una metatesi congenere il *bedű* burro, che s'ode in più parti delle Alpi lombarde. § 154. Aggiungi il piem. *chęit* caduto (*ca-éctu*; cfr. l'a. gen. *caito*, m. gen. *cheitu*, e più sopra il monf. *chenč*). Qui anche i piem. *fęiça dęiça stęiça* da confrontarsi cogli antichi *faéssi*, ecc.; v. più giù le osservaz. al § 399. § 155. Cfr. *dopói* in una cronaca mantovana del sec. XVI, e *dopó* nel lod. meno recente. Un bell' esempio è anche il monf. *anwá* dove. Si tratta di *an-úa* = in-ove, ridotto, nella proclisi, ad *ănwă.* — Per esempj come *méda nédra*, penserei piuttosto all' influenza di derivati come *[a]medína [a]nedrót.* § 163. Nel berg. *dések* tisico, c'è assimilazione qualitativa. *v-* da *b-* par essere in *vadí* badile, un esempio ben diffuso nelle Alpi lombarde e nel Piemonte (*vęjl*); ma si tratterà della immistione di *vanga.* § 169. Nel bellinz. *comiçęl* gomitolo, è irregolare anche il *ç*, e penso all' immistione di COMMISSU. In *contañé* Arch. gl. it. IX 222, avremo *condannare* + *multare.* § 169 (cfr. anche § 278, ecc.) Gioverà di constatare, per la regolarità assoluta con cui il fenomeno vi si compie, che a Gurro (nella Valle di Canobbio, Lago Maggiore), si fanno sempre palatali, senza restrizione nessuna, le gutturali delle formole *ka ga, ki gi, ke ge, kö gö, kü gü, -gr-, -k -g.* Nè occorrono esempj. § 193. Monf. *pfía* = *pvía* pipita, *sfenz* sovente, piem. *cé pçé* = *mcé mçé* messere (onde poi *ceréja* = messería), monf. *bşáña* mezzana, *lontera* volontieri (Reggio, Modena, ecc.), *ñir* venire, che è anche del Monferrato e di pressocchè l'intera Emilia. — In questo paragrafo potrà trovar posto anche la menzione di una tendenza, onde s'hanno esempj in ogni dialetto dell'Alta Italia: quella cioè per cui la formola iniziale *s* + *sorda* è ridotta *s* + *sonora.* I più numerosi esempj li fornisce la formola

sk- mentre non ne fornisce nessuno *st-*. Un esempio generale o quasi (cfr. monf. *skirée*) s'ha nella risposta di EXCURARE: mil. *sgürá*, ecc.; inoltre: mil. berg. *sghirát* scojattolo, valm. *žgraváž* scarafaggio (cfr. *sgaravaçi* Gris., *sgarabeč* scarabocchio nel berg.), valm. *žgargánš* = bellinz. *cargánš* 'caricaccio', tic. *žganša* = mil. *scanša* cruccia, com. *sgavezacól*, bresc. bellinz. *sgorba* cesta, bresc. *sgabiús* scabbioso (friul. *sgabie*), cremon. *sgol* scolo, berg. *sgandáj* scandaglio, com. berg. bresc. *sgorlá -í* scrollare, piem. *sganfé* all. a *scanfé* cancellare, gen. *sganzía* scansia, bobb. *sgarmássa* = piem. *carmassa*, bellun. *sgama* squama, [friul. *sghinc* all. a *schinc* stinco]; *sǧaf* schiaffo, comune a quasi tutti i dialetti (però berg. *sčaf*), piem. *sǧifré* decifrare, venez. *sǧanzo* schiancio, berg. *sǧaventá* (= sclaventare?) scaraventare, [friul. *sǧavelâ* scapigliare]; tic. *žbonǵa* spugna, piem. *sbandí* all. a *spandí* sbocciato (épanoui), venez. *sbiuma* vic. *sbima* spiuma, ed è di quasi tutta l'Alta Italia *sbará* sparare. Molti degli esempj allegati — e n'ho in serbo parecchi altri — sono di etimologia incerta o non popolari, per altri si troverà forse una diversa e più speciale dichiarazione, ma rimarrà sempre un nucleo irriducibile, per cui dovrassi ammettere la tendenza da me affermata. — § 195. La caduta di *s-* impuro è nel piac. *ponga* spugna, nel canav. *tramb* strambo, dove forse influisce l'alternare dei prefissi *tra-* e *stra-*, nel valsass. *lízze* sdrucciolamento (cfr. bellinz. *šlíssiga* e v. Diez s. *slitta*). § 196. In esempj come *leimp*, il *l* rappresenta il pron. di 3ª sing., sentito poi come elemento costitutivo della parola. Concresciuto è anche il *s-* del valm. *sašmajé* assomigliare e del gurr. *saškà* osare (= *ascá* AUSICARE). Si tratta del pronome riflessivo proclitico di forme come *s'ašméja s'aška*. Lo stesso valore ha il *t-* del valm. *tartá*, di cui v. Giorn. st. d. lett. it. VIII 411, per quanto si fossa qui pensare anche a *artare* + *toccare*. Non ispettano veramente a presto paragrafo, ma vadan qui notati gli esempj del genere di monf. valm. *amóra* (valm. *i amór*), mesolc. *agent* gente (*i agent*), dove *la mora, la gent* appajon sentiti come *l'amora l'agent*. Elemento concresciuto, e cioè una spoglia di INDE, sarà l'*in- n-* di verbi come *infá* (lomb. *mi me n'infá* 'a me ne importa' = MIHI INDE INDE-FACIT), *incüráss, impagáss, nincǫrges* accorgersi. Ricordiamo qui anche il monf. *dí dipoli* = dito pollice, dove *dipoli* è oramai una parola per sè, e i vocativi piem. *dimsé dipari dimari* = messere (suócero e nonno), padre, madre. Il *di* in queste parole non è altro che DIC, il quale da una formola così frequente qual'è 'dì padre', passò a tutte le formole invocative, onde *sę́ntmi dipari* = sentimi, o padre! § 200. Il *j* di monf. *-aja* = *áta* dev'essere analogico non tanto in considerazione del fatto che i sostantivi participiali in *-áta* danno *-á*: *strá, contrá, bigá* f. bucato, *sná* 'senata' (da 'seno'), *masná* ragazzo, quanto perchè vediamo l'ugual procedimento analogico avverarsi per *-úta* § 149. Conta poco in contrario un esempio come *afajá* fatato, essendo qui ben evidente l'influenza di *anfajée*, ecc. § 216. In gran parte del Piemonte la risultanza del *n* fra due vocali, di cui l'anteriore porti l'accento è *ṅn*, cioè *n* faucale susseguito da *n* nasale; mond. *laṅna, lüṅna*, ecc. § 217—18. -L- in *r* è normale per gran parte del Piemonte (Mondovì, Asti, Alessandria, Monferrato), ed è un *r* velare che in qualche varietà si direbbe evanescente. — Il dileguo di -R- s'ha anche a Busto Arsizio, in una varietà che già casualmente coincide col ligure nel mantenimento della vocal d'uscita. § 221. A Casale-Monferrato: *fat stata andata*. — Circa a *faj*, ricorderò che a Bellinzona suona così il partic., mentre vi è *fač* il sostantivo. Par quindi da poterne inferire che, quando in Lombardia s'era ancora alla fase *jt* = CT, il partic. si

sia alleggerito del suo *-t* in qualche combinazione dove questo riusciva pesante (p. es. *l'o fajt stá*), e da tali combinazioni la forma *faj* si sia poi generalizzata. Per entro a una sol parola parmi che lo stesso avvenga nel valsass. *pejná* = *pejtná* pettinare. V. anche il mil. *vöj* (fem. *vöja*) vuoto. § 222. Monf. *aisela* ascella, *laisita* lascito, *fręssu* frassino, gurr. *fręšan* (= *frajs-*), blen. *teissin* (= *tax-*). § 238. Per *m'ç m'ș*, cfr. piem. *ampsé* = messere, monf. *bșanna* = *mbșanna* mezzana. § 242. Berg. *scöllí* scodellino, *dillí* ditellino, a. lomb. *miscrela* miscredula. § 246. Monf. *lenwa*, levent. *sanf*, che potrebbe però anche rispondere a *sankf sangw*. § 252. Dove si parla di Lombardia OCCIDENTALE andrà certo letto 'ORIENTALE'. Infatti, per quanto il mil. abbia *ç ș* da z, *ź* il complesso dei dialetti cisabduani conserva il *z*. § 254. Berg. *bósğa* (= bósja) bugía. § 259. Berg. *catiérğa* = lomb. *cativéria*, *stórğa*. § 262. Casal. *cșęnt* lievito 'crescente', aless. *ašč́é* aspettare, ferr. *șfon* all. a *skfon* calzerotto, parm. *lámda* lampada, valsass. *pejná* pettinare *šarlá* (= *šaršlá*) sarchiare, blen. *rašlá* rastrellare, berg. *perga* pertica, vallanz. *spangá* = lomb. *spantegá* (v. *naga* natica, *ulaga* = lomb. *voládega*); monf. *lidman* l'indomani, *mimlin* (= *minmlin*) mignolo, valm. *cušñę́* consegnare. § 265. Gen. *zembo* gobbo. § 266. Con quanto stabilisce in questo par. il M.-L. concorda il fatto che in Lombardia può ridursi a *r* il LL protonico, mentre altrimenti rimane: *moresíṅ* molle, *morisná* mollificare (ma *mǫl*), brianz. *viraṅ* villano, bellinz. *cará* ma *cála* 'calle', *corú* colui nel mil. meno recente, *corǫ́bia* se è COLLUVIES (lod. *colubia*). Così si spiegherà che l'ant. lomb. e parecchie varietà moderne abbiano l'art. *ro ra*, Bonv. *dra dri*. Il *r* avrà prima avuto origine nella preposizione articolata (*dera* = della). § 273. Nel mil. son diversi gli effetti della caduta del *-r* a seconda che si tratti dell' infinito o di altre voci. Nel primo caso la vocale che riesce finale è breve (*cantă vedę̆ sentĭ*), nel secondo, lunga (*mestē scričō*). In parole sdrucciole il *-r* rimane, eccettuato appunto l'infinito (*pǫ́lver légor* ma *męt leğ*). — La caduta del *-r* anche nel piem. (*fré* ferrajo) e nel monf. (*minú*, *piriú* priore). Per il nesso *-jr* v. gli appunti a § 68, e per *-wr*, Arch. glott. it. IX 250 n. § 275. *-ṅ* da *-n* è sempre legato alla condizione che la vocal precedente sia tonica. Solo a Malesco occorre il *-ṅ* anche dopo l'atona; cfr. Arch. glott. it. IX 257. Dietro la tonica, Gurro ha sempre *-ñ*, anche nel plur. dei fem. in *-a*. § 277. Nel mil. rimane il *-l* da *-ll*. Il monf. perde invece e *-l* e *-ll*: *se* cielo, *mi* mulo, *-á* = -ALE, *-ó* = -OLU, *cavá* cavallo, *-é* = -ELLU. § 279. *alt* altro in più dialetti, e quanto sia antica la riduzione lo provi il plur. *ęlč* ecc.; *vent* ventre a Rivera su quel di Lugano. § 281. Monf. *canișu* caligine, venez. lod. cremon. *ninzol* lenzuolo, berg. *sinestrí* 'cilestrino', monf. emil. *bonben* 'molto bene' (cfr. il piem. *modbęṅ*, ecc.); gurr. *montera* = *vontera* volontieri, aless. *armangésse* = *arv-* vendicarsi (franc. *revenger*), monf. *minza* milza, blen. *malma* malva, piac. *zózda* sóccita, piem. *pom podoñ* = *pom codoñ* (a Caselle prov. di Torino). § 283. valm. *litrat* ritratto, lugan. *lúvra* rovere, blen. *toltra* torta, piem. *tirǫ́l* cassetto (da *tirór*; cfr. il fr. *tiroir*), piem. *diliṅ* = *didíṅ* ditino, piac. *növla* pannocchia (v. il lomb. *löva*), pontrem. *niçla* lucciola, crem. *nüseröla* = lomb. *lüsiröla* lucciola, parm. regg. *mlena* specie di fungo, che non si scompagnera dal *manine* del voc. aret. del Redi, dov' è tradotto per 'dítole', piem. *sautiça* = *sauçiça* salsiccia (cfr. *satizza* Arch. glott. it. II 142). § 284. *balegno*, se pur non è dovuto interamente alla immistione di *malegno*, cfr. più sopra § 140; v. però: *Bologna*, a. tosc. *Alagna* Anagni, march. *velleñe* = *venneñe*

vendemmie. § 285. Un notevole caso di dissimilazione mediante caduta di una consonante è quello che ci offrono alcuni testi veneti e di cui ho io già toccato a proposito dell'Apollonio di Tiro (cfr. p. 39). Il Fiore di Virtù recentemente edito dall'Ulrich dà alla supposizione colà emessa una bella conferma. Si tratta dunque di ciò, che l'artic. e il pron. *lo* riduconsi a *o* quando la voce, verso cui inclinano, cominci per *l-*, onde: *o lao* Fiore 3. 16, *o ladro* 39. 24, 47. 20, 26, *o louo* 25. 28, *o laxasse* 42. 12-13, *o laolde* 43. 16. In tre casi la dissimilazione ha luogo tra *l—r*: *o re* 35. 1, *o remito* 33. 15-16, *o rio* 50. 27. § 290. Blen. *corla* collera, *porla* polvere. Notevoli a Gurro: *áraǵ* agro, *áraǵ* acero, *máraǵ* magro, *néreǵ* nero; trattasi di **áǵro* (Arch. glott. it. IX 221) ridotto ad **arǵo*, onde poi **arǵ áraǵ* (cfr. *láraǵ* largo, nello stesso dialetto). Valcoll. *sevra* serva. § 293. Monf. gen. *staca* tasca, Gris. *lesguar* dileguare, gurr. *sažla* (da *salža*) salice, *a vbeva* = *bveva* beveva a Novellara (Ferrara), bellinz. *menzoñá* menzionare, *fóžña* fiocina (= **fožnja* = *fjožna*) a Ravecchia presso Bellinzona, gurr. *ǩáwna* cànova, *ǩáwan* canape (= *ǩawn*), *véuda* vedova, valm. *dawlá*, Arch. glott. it. IX 226. § 294—96. *domgá* = gomitata, nel contado di Pavia, lod. *dericulus* = 'ridicoloso', tic. *redesí* = 'recidivo' (da caedo, ed è detto del fieno), bellinz. *Beñiṅ* Benigno, *susez* successo a Comacchio. Curioso caso è quello di *zetessemo* = *zetémosse* 'gettiamoci' (Bescapé 2399). Che l'esempio sia autentico ce lo dicono i lod. *tochéssum* 'tocchiamoci', *settéssum* 'sediamoci', *mettissom* 'mettiamoci', che mi sono forniti dalla Sposa Francesca del Lemene, e che hanno i loro riscontri nel dialetto vivente di Lodi. Nel qual dialetto sono normali anche *mandéghem* = *mandémeg* mandiamogli, *portéghem*, ecc. Cfr. *scomítgom scometégom* = *scometémeg* scommettiamo-ci, da me uditi, il secondo nel Ticino il primo a S. Martino all'Argine (Mantova). § 298. Mil. *dęrbeta*, cioè **d'ęrpeda*. § 300. *sbétik* bisbetico, in varietà emiliane. § 301. Tor. *tǫta* signorina, rispondente al *matǫta* ragazza di tante altre varietà pedemontane, mil. *süra* = *sjora*. 'cosa' 'come' posson in Lombardia ridursi, nell'interrogazione, a *sa me ssa mme* (p. es. *ssa l'e?* = cos'è, *mme l'era* = come era?), e anche tacere del tutto, nel qual caso però la consonante che rimane iniziale acquista in intensità: *gg'al* = *cosa g'al* = cos'ha?, *tte gh'ę́* = cos'hai?, *tte stę́* = come stai?; v. anche: *tte vę́* = dove vai? Nell'alto comasco e nella Valtellina è *ca* il rinforzo figurato della negazione: *l'o ca vist* = non l'ho veduto, *ghe n'o cá* = non ne ho. Ora non è altro questo *ca* che il raccorciamento di *brica*, che in questi dialetti ha le funzioni di *mica*. Il qual *mica* ha anch'esso le sue peculiari alterazioni. Esso suona *mia* in molte varietà, cui è estraneo il fenomeno della risoluzion di *-g-*; fa dunque il pajo con *eo* = ego. A Bellinzona *minga* s'alleggerisce in *miṅa*, con una risoluzione di *ṅg* altrimenti insolita, come è insolito il suono *ṅ* fra vocali. Circa ai verbi ausiliarj, v. il pav. *er* = erat, e saranno forme sintatticamente accorciate *emo* = habemus *ete* = habetis *eva* = habebam. Nel pronome, ricordo gli aless. e monf. *ič*, *nǒ voč* per *isč* = isti, ecc. Formole di saluto sono lomb. *čaw* (in qualche varietà anche *sčaw*) = schiavo, bellinz. *cenǫti* = felice notte. Esclamazioni: berg. *aro té* = caro te! *ötana!* = puttana, *orco!* = porco, lomb. *ttana!* = puttana, *ṛco caṅ!* = porco cane, emil. *ango!* = sangue, lomb. *ṇganóṅ!* = *sanguanóṅ*, ecc. ecc. Come interiezioni vengono trattati gli imperativi di certi verbi, onde: lomb. *pę́ča* = aspetta, lomb. *varda* (invece di *guarda*), piem. *arda*, piac. *úrda ṛda* = guarda, lomb. *ássa* = lascia (e, nella piena atonía, anche *ssa*, *sa*, p. es. *ssa-lì* = lascia lì, *ssa-stá* = lascia stare), lomb. *mṛčá múrča* = marcia, piem. *ę́ica* = guarda

(da *beiché* = BADICARE), bellinz. *ddém* pav. *dduma* = andiamo. Notevole che quà e là il tema verbale così ottenuto s'estenda all' intera conjugazione, e quindi: *vardá assá eiché* (cfr. Arch. glott. it. I 398 n.). § 302 (cfr. § 584). Il *s-* prostetico di certe parole non lo si dichiara da motivi ideologici, così in *špérzig* pesca (Val Mesolcina), bellinz. *šcorzęt* corsetto, vic. *smilza*, tic. *žganža* gaggia. Una intenzion peggiorativa, dove più dove meno accentuata, è certo in lomb. *scorbát* corvo, vic. *sğenzale* zanzara, vic. *slodra* lontra, venez. *sbara* bara, valm. *žgarganš*. Nel monf. *stirfój* trifoglio vedremo l'influenza dei fra loro alternanti *tra-* e *stra-*. § 303. Canav. *mistrá* imagine (maestá), Gris. *stronboli* stimoli, bellinz. *šprígol* spigolo, verz. *crapia* Arch. glott. it. IX 223; bellinz. *úrgola* ugola. § 305-6. Blen. *šinguéta* civetta, berg. *carensá* carezzare, aless. *snongési* inginocchiarsi, monf. *chenč* (v. più sopra al § 141), lomb. *scanša* gruccia, di cui v. Körting 7218, bellinz. *carganš* 'caricaccio', *marganš* 'melicaccio', *širínži* ciliegia, a Gorduno presso Bellinzona. § 307. Si aggiungono da Blenio: *mǫ́ndja* monaca, *mandjolt* Arch. glott. it. IX 220. § 310. *Invrea* Ivrea, in antichi testi piemontesi e ancora oggi nel nome di famiglia che ne deriva, ant. ven. *instrego* da Istria, valtell. *insét* eccetto, verz. *inčǫ́* = *učǫ́* ottobre. § 311. Il mil. *zila* cera si dichiara dall' influsso di *candila* alternante con *candira*. § 332-33. *la ventr* (Alione). *la sǫn* è di tutto il Piemonte e l'ho udito anche in Valle Leventina. Piem. *la caud* il caldo, *la freid*, *la bin* il bene (cioè 'l'amore'), *la sangue* Apollonio p. 49, *la špięna* Arch. glott. it. IX 213, tic. *la fim* il fiume, valm. *la ǧā* canav. *la kęr* il cucchiajo, piem. *la caná* il canale, che è anche d'Oltralpi, piem. *la baril* la botte, aless. *ra piasí* il piacere; *la sā* è poi anche di Lombardia. § 335. Il trapasso dei fem. dalla 3ª alla 1ª declinaz. è normale, salvo alcune restrizioni, in qualche varietà emiliana; così a Parma: *neva, crosa, feda, morta, arta, parta, genta, volpa,* ecc. (ma *-á* = -ATE, *rej* rete, *sej* sete), e dal contado s'aggiungono: *morala, saluta, zitáda* città, *nezesitáda, stada* estate, ecc. § 339. Altri sing. rifoggiati sul plur. vedansi in Arch. glott. it. IX 211 n., 255-56. Aggiungansi qui il monf. *añ* anno, il piem. *cǫj* cavolo e il lomb. *coráj* perla di corallo. § 357. Ben popolare, e quindi ben sicuro, il berg. *éder* = *veder* stantío. § 362. Anche nel monf. *nov novent, mars marsent,* ecc. § 371. Parmi che *ghe* = IBI si possa tuttavia difendere. Come pronome pleonastico esso s'accompagna indissolubilmente ad 'avere', invece di *o una lira* si dice *g'o una lira* e in tante varietà anche *g'o vist tüt* = ho visto tutto (v. lo stesso uso di *ci* nel volgare toscano). Ora [*e*]*v'ó* poteva dare [*e*]*g'o*. Che poi il *g*, legittimo in questa combinazione, passasse a tutte le altre, lo si deve al bisogno di dissimilare il *v—v* che continuamente veniva a prodursi (*v'aveva, veve* = averci, ecc.). — Per 'nos' 'nobis' enclitici, l'Emilia quasi intiera e qualche frazione, pare, della Toscana (cfr. Arch. gl. it. XII 163) adoperano *si*, p. es. '*si ama*' NOS AMAT, '*si porta*' NOBIS PORTAT, '*amarsi*' AMARE NOS, '*darsi*' DARE NOBIS. S'è qui propagato questo *si* dalla 1ª plur. del riflessivo ('*si pentiamo*', ecc.; cfr. Arch. gl. it. XI 302). § 372. Il pron. *a* è anche di Lombardia. I più antichi esempj di esso, limitati però alla 3ª pers., occorrono nel Dec. bergamasco. § 379. Notevole in dialetti emiliani (Parma, Piacenza, Reggio, Modena, Ferrara) il fem. plur. *stel stil* (*stil cosi* queste cose) tirato su *quel quil*. § 380-86. A Gurro *u a*, a Bidogno *ro ra re*, a Como e Lugano *ora ola* (*ora cá* la casa), *era* nella Valcolla, e tanto l'*o-* che l'*e-* proverranno per avventura dai masc. *ol or er*. Nel com. meno recente c'è *aol*, e vi si vede l'influenza del pron. encl. di

3ª sing. (*aol dis* = *a ol dis*, dove l'*a* si spiega secondo il § 372). Circa al plur. fem., nel piem. e nel lomb. la dichiarazione accolta dal M.-L. ha belle conferme. Già Bonvesin ha qualche volta *i* davanti a vocale, mentre ha sempre *le* davanti a consonante. Il lod. pure ha o aveva *le* preconson. e *i* prevoc. Nel mant. è normale la vicenda rappresentataci da *le parole* ma *j'ale* (v. anche *le va* = esse vanno, ma *j'ę* = sono, *le ved* = le vedo, ma *j'o viste*), e così nel piac. (*ill* preconson. *j* prevoc.) e a Borgotaro (*e chè* le case, *j'agoje* gli aghi). Ma la vicenda non risulterà meno chiara nel monferr.-alessandr., nel parmigiano, modenese, bolognese, e anche nel romagnuolo, per quanto qui il Mussafia tenti una dichiarazione diversa. In tutti questi dialetti, la forma preconsonantica del fem. plur. è, secondo i luoghi, *ir il er el al*: monf. *ir done*, aless. *er doni*, parm. *il cos*, mod. *el baluséd*, ecc.; la forma prevocalica risulta invece essere dappertutto *ir*, *il* ecc. + *j*: monf. *ir jeve* le acque, *ir jove* le uova, aless. *er jongi* le unghie, parm. *il jali* le ale, mod. *egl' ingiorri* le ingiurie, corregg. *egli uffeis* le offese. Ora, che altro potrà egli mai essere questo *j* se non l'antica forma prevocalica dell' articolo, cui s'è venuto poi a porre davanti la forma preconsonantica? *il jali* potrà esso rifletterci altro che un IL[LAE] [IL]LAE ALAE?[3]) § 390. Come si spiegherà l'-*a* di 2ª dei verbi in -ARE nel contado bellinzonese e nella Verzasca (*tu canta* = CANTAS *tu cantava*)? E se per l'-*i* della Valmaggia deve valere la dichiarazione del M.-L., perchè allora non avremmo la metafonesi anche nella 1ª persona? § 391. Il tipo '[nos] homo cantat' per 'cantamus', è anche della Valtellina e di parte del contado luganese. Esso s'estendeva certo, e forse s'estende ancora oggidì, chi facesse le dovute ricerche, lungo tutte le Alpi lombarde dal bergamasco fino al Sempione. Il *s*- di *om sé, om séra* (contrapposto ad *e* = EST *era* ERAT) si spiegherà da ciò che di fronte ad doppione *cántem, om cánta* riusciva poco simmetrico *sem, om é*, ecc. § 392. Il contado di Parma estende -ATIS all' intera conjugaz.: *avadi savadi obdadi*. § 394. Nel bresciano esce per -*s* la 3ª sing. del cong. pres.: *síes ábes cántes*; provien questo -*s* dalla 3ª sing. dell' imperf. cong.? Il valtellinese (Sondrio) limita il -*s* a *sies* = SIT. § 397. A Sondrio *tasidé* tacete, forma che sente l'influsso di *-déva -déç*. § 398. L'imperf. indic. della II-III a Sondrio esce per *-deva*, ecc.: *čüvidéva* pioveva, *coñossidéva* conosceva, *tasidéva* taceva, *servidéva* serviva, ecc. V. il prossimo par. § 399. L'esponente dell' imperf. cong. nel piem. è uniformemente *-ęiç-* per ogni conjugaz. Gli antichi documenti però (Statuti di Chieri, Lamentaz., Alione) hanno solo *feiss steiss deiss* di fronte ad *ass ess iss* per gli altri verbi. Dovremo dunque ammettere che la spinta all' uniforme *ęiss* moderno sia venuta da que' verbi in cui, come appunto in *fęiç* (= *faesse*) ecc., l'*ęi* era foneticamente legittimo (v. più sopra al § 154). Su *füdéç* fossi, ecc., il dial. di Sondrio rifoggia le voci dell' imperf. del cong. dei verbi della II-III conjugaz.: *čüvidéç* piovesse, *coñossidéç, tasidéc, servidéç*, ecc. Su queste forme, così ottenuite, va poi modellandosi anche l'imp. ind. § 402. Il piem. *ö* = HABEO (e così *sö* = SAPIO) dichiaransi da *o* + *j* (= ego), dove bisogna ricordarsi del mil. *sǫja söja* = so io. Per *ö* da *öj*, cfr. piem. *nöt* notte, e *uncoeu* oggi, *voeu* vuoto, nell' Alione. § 403. V. anche *-ove* = HABUIT, ecc. in *parove, serovum* Giorn. st. d. lett. it. XVI 382 n. Circa al lomb.

3) V. ancora mod. *chel pein* quelle pene, *chel jetri* quelle altre, *stel parol* queste parole, *stel jonğ* queste unghie; rom. *al fa* esse fanno, *agli ha* esse hanno.

portaréss porterei, s'era fin qui ammesso che risalisse a PORTARE HABUISSEM. Il M.-L. ne dà ora una dichiarazione diversa, e, a mio vedere, ben più soddisfacente. Sennonchè il berg., che ancora conosce la perifrasi allo stato sciolto (*l'av parlá*, ecc.), ha, anche qui, non solo *te to esset parlá* = parleresti, ma eziandio: *me ess parlá*, *lõ l'es met* = parlerei, metterebbe, ecc. Ora, siccome non mi risulta che, all'infuori di questo caso, il berg. abbia *ess* per 'ebbi', così gioverà ammettere che l'aversi *ésset parlá* all. a *parlarésset* (e *av parlá* all. a *parlarav*) abbia promossa la formazione di *ess parlá* allato a *parlar-ess*. Il procedimento è ben lungi dall'essere inverosimile, e così la dichiarazione che di *parlaréss* da' il M.-L. può accogliersi con piena fiducia. § 407. Per l'*-esto* fuori della Venezia, v. berg. *mövesta* movimento, *desmoést* movimento di stomaco, nausea, lod. *regojesti* raccolti. § 408. In un gruppo di dialetti che abbraccia il monf., l'aless., il lomellino, il pavese, il gerundio esce in *-a*: *andanda, cazinda, dinda*, ecc. § 409. Alessandria offre come forme interrogative: *sümju* = sappiamo? *anju* = hanno? *vanju* = vanno? S'aspetterebbe: *sumji*, ecc., onde la ragion dell'*-u* andrà cercata nell'*-u* della 1ª e 3ª plur. (*cántu* = CANTAMUS e CANTANT). § 410-13. Per l'atteggiamento del tema verbale, degni di nota esempj come *spásǧu* = passeggio, *a s'márja* = si marita, in varietà pedemontane (da *spasǧé, marjésse*). All'incontrario, il monf., sull'analogia di *desvía desviésse*, si procura un *cambía* = cambia. In più testi antichi l'*in-* di *insir* si estende anche alle rizotoniche, onde: *ínse* = EXIT, ecc. § 418. Esempj come il tosc. *dimorró* ecc. occorrono anche nell'astigiano e nel monf.-alessandrino: *lavurró*, *mustarró*, *amparró*, e, dall'Alione, *durrea*, *sgeirrea* (inf. *sǧairé*), *soffran* soffriranno, *guarrá*. § 420. La dichiarazione fonetica dell'*ér* del perfetto piemontese non regge, perchè la norma del § 86 vuole *er* da *ar* solo in sillaba coperta; ora ciò non è il caso in **cantaron*. L'Alione ha come 3ª sing. anche *canté*, e sarà bene partire da questa forma per dichiarare l'*e* di *canter canteron*. § 446. Nel bergamasco, *-í* = -ĒRE, *-í* = -ĒTIS, *-ía* = -ĒBAM hanno per effetto di far passare alla 4ª l'intera conjugaz. dei verbi in -ĒRE; *pödí pödíe* promuovono *pödiró pödít* (nell'Assonica *podüt*). Alla vicenda non si sottraggono nemmeno i verbi in -ĔRE, i quali però nell'infinito hanno, allato alla forma forte, quella debole in *í*: *perdí* perdere, *nassí, batí, corí, bií, rompí*, ecc. Analoghi effetti promuovono, nel monf., la norma dell'*i* da *il* e fors'anche quella dell'*ir* da *er*. Avremo qui dunque non solo *curí* = *curíl* corso, *curiró*, ma anche *curinda, curí* correre; cfr. anche *arzi* reggere, *scriví* scrivere, ecc. § 445. L'ant. piem., come ha il perf. della 1ª in *er*, così quello della 4ª in *ir*: 1ª *sentir*, 3ª *finir*. Parecchi dialetti, fra cui il monf., si son procacciati sull'analogia di *-ar -ando* un partic. normale in *-indo* (*sentinda*, ecc). Un altro partic. della conjugaz. in *-ir* è *-iando* per cui v. più sotto al § 464. § 447. Il mil. *sísta* dice 'sii tu!' non 'sei tu', e però la sua condizion vocalica è perfettamente regolare. § 450. L'ant. piem. ha anche qui il perf. in *-r*: 1ª *furi*, 3ª *fur*, 6ª *furo*. § 454. Il piem. *eve* (e così *seve* = siete) è *e* (tirato su *te de*) cui s'è aggiunto il pron. enclitico. § 457. Nel bellinz. è *fóghi* faccio, dove si vedon fusi *fo* e *faghi*. Nello stesso dialetto, la coesistenza di *sera* e *seva* per 'ERAM' promuove *era* = aveva, e quindi *sera* = sapeva. § 458. Forme come se si trattasse di verbi in *-ar -ir* ci sono offerte da più dialetti: monf.-aless. *diva* diceva, *diss* dicesse, *dinda*, *tasi trasi*, *fava trava*, dove certo intuivano 'stare' e 'dare', come tutti insieme hanno dato luogo ad *ava* aveva, *sava* sapeva, che sono nell'aless. e in altre varietà. § 460. Nel piem. suona *fajt* ecc. la forma

sciolta; ma legata ad un pronome enclitico suona *fá* ecc.: *i l'aj fajt, a m'a dajt, l'é stajt* ma *a l'a fame, i l'aj date, a s'e stasne* = se n'è stato. La cosa non manca di gettar luce sul *faj* onde più sopra al § 221. § 461. Per la fusione di 'vadere' e 'andare', ricordo le seguenti forme da me udite nel Ticino: *andǫ́* e *vándi* = vado, *vem* = andiamo, *andágom* = andiamo (cong.), *varǫ́* = andrò. § 462. Altre forme rifoggiate su 'volere': lod. *poss* = potè (cfr. *voss*), *poró porave* negli antichi testi di Lombardia, dove non vale l'equazione *r* = *tr*. § 464. *oldiando* ecc. vanno giudicati in modo ben diverso da *veçando* ecc. coi quali va invece *olçando*. Si tratta qui dell' *i* del presente, mentre là è l'*i* caratteristico della conjugazione che reinvale, nello stesso modo che lo si vede invalere in *serviette* Apollonio 42, e nello *-iuma* piemontese di *finiúma* ecc. § 467. Mediante l'intromissione per lo più di DECERE, con cui DICERE veniva ideologicamente (cfr. *addirsi*, lomb. *dí*) e in parte anche materialmente (*dexeva* = DICEBAT è di più testi dell' Alta Italia, e coincide con *dexeva* = DECEBAT) a contatto, le voci di 'dovere' si confondono frequentemente con quelle di 'dire': *di* = dici e devi, ne' testi antichi dell' alta Italia, *di* = dice e deve, nell' Alione, *dsi* dite e dovete nel bol. meno recente, *diva* = diceva e doveva, in varietà pedemontane, monf. *digga* = dica e deva, berg. (Assonica) *diraf* dovrebbe, *direst* dovresti, *diss* dovè e disse nel bol. meno recente, *dsiss* = dovesti e dicesti nei RABISCH (Arch. glott. it. I 267), *dixeua* e *diraue* = doveva dovrebbe nel Gris.; cfr. bresc. *düsía* doveva, *düsíss* dovesse (berg. *dösía döséss*), e v. WENDRINER 71, 72 n. — Circa a 'volere', sia ricordato che a Bellinzona esso ha, nel presente indicat., forme enfatiche e forme atone; queste ultime suonano: 1. *ǫm*, che è la forma del plur., 2. *ü*, 3. *ö*, 4. *ǫm*, 5. *ǫrí* e *vǫrí*, 6. *ö*. Da ciò si spiega come in tanti dialetti s'abbiano, con apparente irregolarità, delle forme di 'volere' senza il *v-*. V. anche le combinazioni come monf. *cudí* = perchè, perchè mai (che vuol dire?), verz. *šrüdí* (= *se vorüss dì* si vorrebbe dire). § 468. Emil. *tǫş* toglie (su *diş*), valm. *tüva* = toglieva, *tüč* = tolto, *türó* = *tüjró, e l'*ü* avrà certo per suo punto di partenza quest' ultima forma. Notevole, per il fatto che esso ci permette di constatare, è il bellinz. *tẹ̈* = prendi, to' (imperat.). Il suono *ẹ̈*, col quale voglio io qui indicare un fonema che sta a metà strada tra *ẹ* e *ö*, non occorre altrimenti nel dialetto di Bellinzona, e compare solo in quella voce come il prodotto della fusione dell' *ẹ* di *tẹ* = tieni e dell' *ö* di *tö* = to'. § 475. Ven. *sconto* nascosto; piem. *kẹjt* = CADECTU (a franc. *cheoit*); v. più sopra al § 141. § 479. *volsuto* (lomb. *volsú*) e *vissuto* son formati sul perfetto. E' invece un vero partic. debole innestato su un partic. forte il berg. *rotít* = rotto, quasi 'rottuto'. — ***Lavori speciali.*** A. ***Lombardo.*** Non ho che da ricordare la dissertazione del LORCK, che qui si allega solo in quanto essa tocchi per incidenza di dialetti moderni. La legge dell' *é* lombardo, quale si trova in nota a p. 17, va soggetta a troppe restrizioni perchè la si possa formulare così recisamente. B. ***Ligure.*** Tocca del ventimiglioso CH. DE TOURTOULON, nel cap. VII d'un suo lavoro d'indole assai generale.[4]) In quel cap., attende l'A. a fissare il limite geografico tra la parlata ventimigliosa e la mentonasca. A tal uopo tira in campo le principali caratteristiche fonetiche e morfologiche de' due dialetti. — Tocca questo dominio

4) Des dialectes, de leur classification et de leur délimitation géographique. Paris, Maisonneuve, 1890. E' tirato a parte della Revue des langues romanes, 1890.

anche un articoletto di G. B. Andrews,[5]) in cui si tratta del "Dialetto di Mentone, in quanto egli tramezzi ideologicamente tra il provenzale e il ligure". L'A. pubblica una novella popolare nelle tre parlate provenzale, mentonese e genovese, e vi collega una pagina di annotazioni, per conchiudere che il mentonese è un sotto-dialetto provenzale considerevolmente modificato dall' influenza genovese. C. ***Emiliano.*** Dopo lo studio del Mussafia intorno al dialetto romagnuolo, nessuno più s'era occupato di darci la descrizione di un dialetto emiliano. Gli è però con vera soddisfazione che segnaliamo qui due monografie consacrate l'una al bolognese, l'altra al piacentino. Dobbiamo la prima ad A. Gaudenzi,[6]) e intorno ad essa il relatore già avuto occasione di esprimersi altrove.[7]) Maggiore competenza, maggiore perspicacia, maggior rigore metodico tradisce l'altra, che ha per autore E. Gorra.[8]) Malgrado il titolo della monografia, vi sono presi in considerazione anche i fatti morfologici più salienti. Se ne rileva, fra altro, il curioso fatto che nel piac. un sostantivo come *càd* caldo (v. più sopra al §§ 332—3) accoglie in veste feminile l'art. indeterminato e in veste mascolina il determinato: *una càd* ma *al càd.* Nella fonologia, l'A. ha, con saggio consiglio, riunite sotto una sol rubrica tutte le alterazioni vocaliche che son promosse dalla nasale successiva. È noto come l'influenza della nasale si appalesi in tutti i dialetti gallo-italici, ma in nessuno forse promuove essa delle alterazioni così profonde come negli emiliani. D. ***Veneto.*** Anche qui, dobbiamo segnalare un breve studio di L. Luzzatto intorno al vocalismo di Venezia e Padova.[9]) Il metodo potrebbe forse essere più rigoroso e l'osservazione dei fatti più attenta e più profonda.

C. Salvioni.

Dialetti dell' Italia centrale. ***Lavori d'indole generale.*** Buoni contributi a tutta in genere la dialettologia del centro ha dato il Meyer-Lübke, raccogliendo nella sua Grammatica italiana[1]) il fiore degli studi di quanti lo avevano preceduto, e molto altro aggiungendovi di suo. Anche là dove egli non esaurì l'argomento, il suo libro torna di grande profitto, e sempre gioverà ad accelerare i progressi ulteriori della scienza, avendo egli bene intuito tutti i problemi più importanti e messili al loro posto, coordinandoli in modo razionale e perspicuo. Pertanto non sembrerà inopportuno che la menzione dell' opera cominci subito ad essere accompagnata da alcune note, intese a designare qualche lacuna, a proporre qualche spiegazione diversa, a rettificare od accrescere la nozione di uno o di altro fatto. E, prima di tutto, in quanto alle fonti a cui attinse l'A. non sempre si veggono scelte le più sicure o le più copiose. Per Roma, più che i Fragmenta editi dal Muratori, potevano giovargli, se non i brani di già pubblicati del Liber Hystor. Romanor.,[2]) la Vita di S. Francesca,[3]) senza lasciar del tutto da parte le Poesie del Belli; per l'Umbria, meglio che le Quattordici Scritture edite da A. Rossi, le quali sono quasi tutte versioni dal toscano, era da far conto dei Saggi del volgar perugino

5) Arch. glott. it. XII, 97—106. 6) I suoni, le forme e le parole dell' odierno dialetto della città di Bologna. Torino, Löscher, 1889. 7) Giorn. st. d. lett it XVI, 376—7. V. anche Meyer-Lübke in Litbl. f. g. u. r. ph. 1891, col. 25—7. 8) Fonetica del dialetto di Piacenza. In Zs. f. rom. phil. XIV, 133—58. 9) Vocalismo del dialetto moderno delle città di Venezia e Padova. Venezia, Fontana, 1890. E' tirato a parte da L'Ateneo veneto 1890, sett.-ottobre.

1) Italien. Gramm. Leipzig, 1890. 2) Crest. ital. d. pr. sec. n. 50. 3) Ed. del prof. M. Armellini, Roma, 1882.

nel trecento editi dal Rossi medesimo,[4]) delle Cronache di Perugia raccolte e pubbl. dal Fabretti,[5]) delle poesie di Jacopone da Todi nella edizione del 1490 o del 1558, dei Megliacci del Podiani,[6]) delle molte raccolte già note di laude e statuti dei Disciplinati. Per le Marche infine, che qui sono dimenticate affatto, la Collezione di Cronache edite dal Ciavarini,[7]) e i saggi moderni raccolti e illustrati da A. Leopardi,[8]) avrebbero offerto all' A. maggior messe da raccogliere. Venendo poi a parlare dei dialetti, sarebbe stato desiderabile che fosse introdotta una distinzione metodica fra dialetto propriamente detto e vernacolo; cioè fra l'uso più o meno elaborato e ripulito delle classi non incolte di tutta una provincia, e il pretto uso plebeo dei singoli luoghi. Specialmente per Firenze ciò sarebbe stato assai opportuno; e la ragione n'è si ovvia, che non è il caso di insistervi. Ecco qualche altro appunto sui singoli paragrafi. 23. L'*ei* da *ẹ́* non si arresta al territorio arretino, ma s'inoltra nell' Umbria, per S. Sepolcro e Città di Castello, almeno fino a Gubbio.[9]) 22. Al *deece* di Viterbo corrisponde *dece* e *desse* dell'a. perug., *decere* dell' a. rom.; forme che trovano la loro spiegazione in *decea, decia, decevano* e simili, ove si vede che il passaggio di *ī* ad *ẹ* potè avvenire in fase disaccentata. 32. Fra le regioni dell' *i- u-* e quella dell' *e- o-* ve n'è una intermedia — dice l'A. — in cui appariscono *i-*, *u-* essendo *i* od *u* alla finale, e appariscono *e-*, *o-* se alla finale si trovi *a* od *e* od *o*. Ma qual è precisamente codesta regione intermedia? Egli cita esempi dagli Abruzzi, dal Napolitano, da Alatri e da Campobasso; poi deboli vestigi del fenomeno gli appariscono nell' Umbria, e nulla dice delle altre parti del Lazio all' infuori di Alatri, e in Roma stessa gli par di vedere un terreno in cui la vocale accentata resti affatto incolume dagl' influssi dell' atona finale. Invero, al § 48 soggiunge, che fra le due zone dove lo svolgimento del dittongo è subordinato alla qualità della vocal d'uscita, c'è il territorio romano-umbro dove l' *l'uo* e *l'ie* si producono in qualunque condizione, siccome anche nel toscano (§ 45); salvochè nel tosc. il dittongamento è impedito dalla posizione, mentre nell' umbro-romano essa lo favorisce. Ma le cose non istanno precisamente così. Vero è che qualunque traccia del fenomeno manca nel rom. moderno; ma in esso sono anche scomparsi tutti gli *uo* e gli *ie* dell' antico; nell' antico poi, i testi più sicuri, dal Liber a Paolo dello Mastro e all' Infessura (fine del sec. XV), permettono di stabilire che il dittongo era evitato quando alla finale si trovasse *a, e, o*. Così in quei testi abbiamo *castiello* ma *castella, muorto* ma *morta, bieni* ma *bene, Pietro* ma *petra* e *reto*, ecc. ecc.; onde a base delle deduzioni dell' A. non restano che i Fragmenta, da noi conosciuti soltanto per copie dei sec. XVI e XVII, e dove i *duonna, gruossa, tierra,* ecc. da lui citati, probabilmente non sono dovuti che ai tardi copisti, i quali scrivendo allorchè il dittongo era già scomparso dall' uso, procedettero ad una di quelle livellazioni improprie di cui non mancano esempi, movendo cioè in senso opposto all' uso popolare, e accrescendo illimitatamente nel testo i dittonghi che già vi esistevano. Seguitando verso il Nord ritrovo le stesse condizioni nell' a. nepino; e in giusta corrispondenza appariscono anche le vecchie scritture di Assisi, di Gubbio, di Fabriano. A Todi poi abbiamo addirittura, secondo la diversa finale, *e, o* oppure *i, u*; e così pure,

---

4) Città di Castello, 1882. 5) Torino, 1887—90, coi tipi priv. dell' Editore. 6) Peroscia, 1530. 7) Ancona, 1870. 8) *Sub tegmine fagi.* Città di Castello, 1887. 9) Rendic. dei Lincei, 16 giugno 1889.

ritornando verso Roma, si verifica al N.-E. e al S.-E. della città, a Corese ad a Nemi; mentre poi a Rieti la metafonesi ci apparirà sotto altro aspetto, che si potrebbe indicare colle formola *bónu, bòna* (bọnu, bọna).[10]) E nella Toscana medesima non sembra finora che si possa escludere qualsiasi vestigio dell' azione che le atone finali poterono un tempo esercitare sulla tonica. *Rosa, dimora, noja, nove, bene* furono sempre senza dittongo nel fior.; e se in antico lì troviamo, in condizioni apparentemente analoghe, altre pàrole in cui sembra che si oscillasse fra la vocal semplice e il dittongo, si vedrà che quelle parole quasi tutte appartengono a categorie di forme nominali o verbali con doppia uscita, come *bona* e *buono, omo* e *uomini, movo, muovi, move,* ecc.; donde, per la solita tendenza a livellare le voci congeneri, ora si fece *buona, uomo, muove* per analogia di *buono, uomini, muovi,* ed ora si fece *bono, omini, movi* per analogia di *bona, omo, move,* ecc. 136. L'*au* da *o* atono iniziale, indicato come proprietà meridionale, comune ai poeti del primo secolo, s'incontra in carte dell' Italia centrale anteriori al mille e specialmente in quelle lucchesi. Non si può quindi considerarlo come un vero meridionalismo specifico, nè come tale riconoscerlo nell' uso che ne fanno i nostri rimatori antichi, fra i quali poi, più spesso degli altri, lo adoperarono quelli dell' Umbria. 162. Agli esempi citati di *c-* o *q-* in *g-* si possono aggiungere dal rom.: *Gaitano, gautela, ghimera, guasi, griterio, grosta, grossata, gubbia.* 283-4. All' unico esempio di *l-d* per *d-d* si può aggiungere *lardo* per *dardo,* che s'incontra ripetutamente in ambedue i testi rom. del Liber, e cf. tosc. *guiliardone* di contro al più comune *guiderdane;* e ancora, dal rom. e dall' umbro, *d-p* per *v-p: detoperare*; e dal rom. soltanto, *l-n* per *n-n: Palestrina* (ant. *Pelestrina*)*; l-m* per *n-m: Lamentana,* indi *la Mentana* (*Noment.*)*; l-r* per *r-r: Palidoro* (*Paritorium*)*; a-a* per *a-o: Peschiavatore* (*Pesclo vulturis*).[11]) Per *d-ḱ* da *ǵ-ḱ* si può aggiungere a orviet. *dinocchiare.* 295. *Invidia* è anche del roman., dalla cui toponomastica si può citare per questo capo altro es. in *Buon Riposo* (b. lat. *Veprosa* e *Berposa*). 300. Altri esempi: rom. *Piglio* (*Capitulum*), *Luciano* (*Calecianum*)*;* rom. e u. *savìa* (ipsa via; cf. *tuttavia*); tosc. *ciseranna* (*arciscr.*), ecc. 301. Fra gli accorciamenti sintattici si può aggiungere il rom. e umbro *missore* (mio signore), nonchè l'*ussurìa, vossorìa* di più luoghi dell' Italia centr. (che nel piem. finisce in *ciarea* e *cerea*). 302. Un altro curioso esempio della prefissione di *v* l'abbiamo nella formola *vuoi . . . vuoi . . .*, comunemente intesa come si trattasse della 2ª pr. sg. di *volere,* mentre non vi si ha che l'*aut . . . aut . . .* Infatto nell' a. rom. *aut* è *oi,* cioè con *i* epitetico; nell' a. piceno è *uo* con dittongamento dell' *ò* secondario, nell' a. umbro e arret. è *ui* evidente contrazione di *uoi.* 315. Non è inutile di avvertire che la regione ove maggiormente abbondano forme nominativali è forse l'Umbria. Oltre alle comuni, là troviamo *arbo, nepo, geno, orfo, verto, peco, mate, pate, frate, Nero, Etto, Simo,* ecc.; molte si ritrovano pure nel Lazio; *soro* è costante nel più antico rom. 317. La forma del genit. si vede anche meglio conservata in *Portoveneri* e in *Monselici* che s'incontrano nel Sercambi e in altri testi toscani antichi. 319. All' unico esempio qui ricordato

10) Mi riferisco ad una dissertazione per laurea, sul dialetto di Rieti, presentata alla Univ. di Roma nel 1885 dal dott. F. Campanelli di quella città. 11) Per le identificazioni etimologiche veggansi intanto i documenti prodotti dal Nibby, Analisi stor.-topogr. della carta dei dintorni di Roma, ivi, 1849; alla quale opera mi riferisco anche per le altre citazioni di toponomastica romana.

di a. vocat. merita che si ponga accanto il *mate* (mater) del vernacolo di Marino nel Lazio, tanto più che questo è il solo caso, che io sappia, in cui sopraviva insieme con la forma la vera funzione del voc., secondo che ne accerta un erudito del luogo: »I Marinesi, che in luogo di Madre usano dire *Matre*, variano poi quando in atto di sorpresa o di timore chiamano, per difesa ed ajuto, la Madre. È in questo caso che invece di *matre* dicono *mate*« [12]) 320. Non in tutti i nomi di luogo uscenti in *-i* si possono riconoscere vere reliquie di locat. lat. Così nel Lazio gli odierni *Frascati*, *Nemi*, *Cori*, *Velletri*, *Alatri*, *Anagni*, nella Tuscia *Nepi*, *Sutri*, ecc. fino al sec. XVI e anche più tardi erano *Frascata*, *Nemo*, *Core*, *Beletro*, *Alatro*, *Anagna*, *Nepe*, *Sutro*, ecc.; onde si vede che l'*-i* vi fu soltanto sostituito modernamente per analogia di altri nomi locali che in maggior numero recavano quella desinenza. 322. Un' altra reliquia di gen. pl. l'abbiamo verisimilmente dalla toponomastica romana in *Morolo*, un tenimento con antico castello sulla via Flaminia, che in un diploma del 996 è detto *in Mauroro*, in una bolla del 1217 *Castrum Morori*. 363. *Beletissimo* e *belledissimo* non sono da mettere in una con le altre forme, invero strane, qui citate di superlativo; come ancora non è troppo verisimile che esse risalgono a *bellitus*, opponendovisi il *belledissimo*, che non solamente si trova nel nap., ma anche nell' aquil. e nel romanesco più antico. Credo invece che lo si debba appajare con *grandedissimo*, che è nell' a. aquil. e che evidentemente mette capo a *grande* mutato sull' analogia di *candido* ecc. cf. *turpido* in Bianco da Siena. Del resto, non sono esse forme popolari, ma "affettate", come già diceva della napol. il Galiani. ***Lavori speciali.*** A. ***Toscana.*** Al dialetto di Lucca è consacrato un lavoro di S. Pieri. [13]) L'A. si limita a ciò che il lucchese ha di peculiare, tralasciando di avvertire quei fatti pe'quali esso coincide col fiorentino, ossia col »tipo letterario«. Tiene conto nei suoi spogli anche dei testi antichi, cominciando dai Bandi lucchesi del sec. XIV, e dà in fine un' appendice di Appunti lessicali. B. ***Umbria.*** Del dialetto di Città di Castello s'è occupato il Magherini-Graziani. [14]) Nelle prime quattro pagine del suo lavoro egli ci dà un riassunto della fonetica, restando assai addietro dal bel lavoro del Bianchi. Segue un »saggio di conjugazione di verbi« con i paradigmi di 'essere' 'avere' 'andare' 'amare', senza che si comprenda perchè l'A. si sia limitato a questi verbi soltanto. Le quattordici pagine che seguono, contengono un lessico di 'Voci e modi di dire castellani', che forma la parte più utile di questo lavoro.

E. Monaci.

Süditalienische Dialekte. Die Dialekte des süditalienischen Festlandes sind bisher im Vergleich zu den Dialekten der Inseln Sardinien und hauptsächlich Sicilien ziemlich stiefmütterlich behandelt worden. Aufser den Arbeiten d'Ovidios über Campobasso [1]), Morosis über Lecce [2]), Savinis über Teramo [3]), Cecis über Alatri [4]) und der kleinen calabresischen Grammatik Scerbos [5]) sind wissenschaftliche

12) Torquati, Orig. di ling. ital. Roma, 1886. 13) Fonetica del dialetto lucchese in Arch. glott. it. XII, 107—34. 14) È stampato nell' opera dello stesso Magherini-Graziani, Storia di Città di Castello. Città di Castello. Lapi, 1886—90.

1) Archivio Glottologico IV, 145—184. 2) Ebenda 117—144. 3) La grammatica e il lessico del dialetto teramano. Torino 1881. 4) Arch. Glott. X, 167—176. 5) Sul dialetto Calabro 1886.

Bearbeitungen dieser Dialekte kaum erschienen. Die vor kurzem veröffentlichte Grammatik des neapolitanischen Dialektes von Capozzoli[6]) darf als durchaus unwissenschaftlich wohl übergangen werden. Auf Grund des vorhandenen Materials hatte Meyer-Lübke in Gröbers Grundriss[7]) am Schlusse der italienischen Grammatik eine Übersicht der phonetischen Erscheinungen der Mundarten folgen lassen. Wenn er aber hier die Mundarten nach geographischen Gesichtspunkten trennte und ein Bild jeder einzelnen für sich entwarf, so verfährt er in seiner Italienischen Grammatik[8]) nunmehr ganz anders. Hier sind die Dialekte nicht einzeln behandelt[9]), sondern sowohl im Zusammenhang zur Schriftsprache als auch in ihren Beziehungen zu einander. Und wir sind Meyer-Lübke zu grofsem Dank verpflichtet, dafs er zum ersten Mal uns ein Gesamtbild der Dialekte gegeben hat. Natürlich kann und will dasselbe noch nicht als abschliefsend betrachtet werden. Dazu ist das Material noch viel zu mangelhaft, und immer wieder mufs Meyer-Lübke den Mangel an genauen Untersuchungen bedauern (so z. B. S. 72, 76). Aber was vorhanden war, das ist hier verwertet und mit grofsem Geschick bearbeitet worden. So entrollt sich denn in dem Buch vor unseren Augen ein höchst anziehendes, weite Horizonte eröffnendes und zur weiteren Forschung aufforderndes Bild des Hin- und Herwogens und In- und Übereinandergreifens phonetischer Erscheinungen in den italienischen Dialekten. Bei einer getrennten Behandlung der einzelnen Mundarten kommt man gar zu leicht zu der Vermutung, dafs die Dialekte des Südens sich ganz scharf abheben gegen die des Nordens resp. Zentrums. Durch eine solche Darstellung dagegen wird man immer wieder darauf geführt, dafs sie vielfach in einander übergehen. Man denke nur an die Behandlung des betonten A als *e* oder *ä* in der Emilia und in den süditalienischen Dialekten des Ostens von Tarent bis Casoli. Zwar sind Unterschiede wohl zu konstatieren. »Gegenüber dem Emilianischen ist namentlich zu bemerken, dafs nicht nur die einsilbigen Wörter, sondern auch die apokopierten Infinitive der ersten Conjugation *á*, nicht *e*, in Casoli sogar *o* aufweisen, dafs vor gedecktem R und E das A bleibt. Aber nichtsdestoweniger nähern sich in dieser Beziehung diese Dialekte dem Norden weit mehr als z. B. dem Sicilianischen, welches das A stets behält. Oder man vergleiche hinsichtlich der unbetonten Vokale den Norden und den Süden. In Kalabrien, Apulien und Sicilien sind die Vokale zwar undeutlich, aber doch immer geblieben. Die Dialekte haben sogar eine grofse Abneigung gegen Apokope. Wie anders steht es um die Mundarten nördlich des die kalabresische Halbinsel vom Festlande trennenden appeninischen Querriegels, welche ähnlich wie die norditalienischen Dialekte die unbetonten Vokale abwerfen. Natürlich finden sich auch Züge, welche selbst die südlichsten Dialekte mit dem Norden gemeinsam haben. So hat z. B. Sicilien, gerade wie die Romagna, Piemont, Genua, die Neigung, die vortonige Silbe *ri* zu *ar* zu verwandeln, eine Erscheinung, die Meyer-Lübke zutreffend als Entwickelung des im Sonanten R liegenden Stimmlautes zu einem vollen Vokale erklärt. Und ebenso wie uns die Arbeit ganz unwillkürlich darauf führt, Nord und Süd neben einander zu stellen, so weist sie uns auch auf die Gemeinsamkeiten der süditalienischen Dialekte unter sich hin. So fällt uns auf, dafs im Innern Siciliens

6) Grammatica del dialetto napoletano. Napoli 1889. 7) p. 586. 8) Italienische Grammatik. Leipzig 1890. 9) Nur die sardische Konjugation wird p. 260 ff. getrennt behandelt.

und an der Südostspitze der Insel die nachtonigen Vokale einen Einfluſs auf das betonte ǫ und ę zu haben scheinen, gerade so wie es auch im Kalabresischen, Leccesischen und Neapolitanischen der Fall ist. Und es drängt sich uns die Frage auf, in welcher Beziehung die für einige Teile Siciliens auch von M.-L. anerkannte affektische Diphthongierung zu dieser durch die nachtonigen Vokale veranlaſsten resp. gehinderten Diphthongierung steht. Auf Näheres können wir hier nicht eingehen. Wir weisen nur noch hin auf den interessanten Unterschied zwischen Nord und Süd in der Behandlung des Plurals S. 196 ff., der in der verschiedenen Behandlung des s seinen Grund zu haben scheint. Denn ebenso wie die Lautlehre, so zieht auch die Formenlehre die Dialekte in den Kreis ihrer Erörterung. Nur der dritte Teil der Grammatik, die Wortbildungslehre, beschäftigt sich nicht mit den Mundarten. Wenn Meyer-Lübkes Arbeit fortwährend zu weiterer Forschung anregen will, so scheint die Arbeit, die uns nunmehr beschäftigen soll, gerade umgekehrt stets betonen zu wollen, daſs mit ihr die Forschung abgeschlossen, das Ziel erreicht, ja sogar ein Rütteln an den von ihr aufgestellten Dogmen ketzerisch sei. — Nach den zahlreichen Bearbeitungen, die der sicilianische Dialekt schon erfahren hat,[10]) darf man sich wohl die Frage stellen, ob es nötig gewesen wäre, in zusammenhängender Darstellung die ganze Lautlehre des Sicilianischen noch einmal vorzunehmen, wie dies De Gregorio im Jahre 1890 gethan hat.[11]) Denn es ergeben sich auf diese Weise lästige Wiederholungen schon allgemein bekannter Dinge. Wenn das Neue, welches die Arbeit bietet, knapp zusammengefaſst worden wäre, ohne das ganze Kapitel aus den von de Greg. schon früher veröffentlichten Appunti[12]) einfach wieder abgedruckt[13]) oder von Ref. festgestellte Erscheinungen im wesentlichen nur wiederholt worden wären,[14]) so würde die Arbeit in dem ihr gebührenden Lichte stehen. Dieselbe ist wesentlich ergänzender und berichtigender Natur. De Greg. ist selbst Sicilianer und ist auſserdem in der glücklichen Lage gewesen, überall im Lande selbst umherreisen zu können, so daſs er die Aussagen Fremder sowohl wie die falschen Transskriptionen seiner eigenen

---

10) Zuletzt ist der Dialekt bearbeitet worden von H. Schneegans: Laute und Lautentwickelung des sicilianischen Dialectes. Straſsburg 1888. Diese Arbeit berücksichtigt alle vorher erschienenen. 11) De Gregorio: Saggio di fonetica siciliana. Palermo, tipografia Michele Amenta, 1890. 12) De Gregorio: Appunti di fonologia siciliana. Palermo, tipografia Michele Amenta, 1886. 13) So z. B. die Beispielsammlung von Diphthongierungsfällen, welche 10 Seiten umfaſst und zum allergröſsten Teile schon in de Greg.'s Appunti erschienen waren. Neu sind in dem ganzen Kapitel nur die Beispiele aus der Provinz Siracusa, ferner Castelbuono, Geraci, Corleone, Gangi, Montemaggiore, sowie die meisten Beispiele für Palermo. Auſserdem einige Berichtigungen; Beispiele wie *vera* und *mettiri*, die beide auf geschlossenes vulg. lat. e zurückgehen, sind mit Recht hier weggelassen worden. 14) Die Kapitel über *a*, e und o, *ae*, *oe*, *au*, sind fast nur eine Wiederholung des von mir schon Aufgestellten. Ebenso hätten einzelne meiner wissenschaftlichen Erklärungen p. 31 nicht wieder abgedruckt zu werden brauchen. Ein einfacher Hinweis hätte genügt. So scheint es oft, als ob die Arbeit immer den Eindruck der Neuheit erwecken wollte. — Auch sonst hätte Verf. sich kürzer fassen können. Warum so viel auf die galloitalienischen Dialekte zurückgehen, die nicht zum Sicilianischen gehören, warum unter *i*, *ú* S. *45* Beispiele ihrer Eigentümlichkeiten anführen, warum S. 60 sie von der für das Sicilianischen geltenden Regel pl, cl: *kj* ausdrücklich ausnehmen?

Landsleute wohl zu kontrollieren im stande war. So sind wir ihm denn persönlich für die Korrektur einiger Unrichtigkeiten, die sich in unsere Arbeit eingeschlichen hatten, zu Danke verpflichtet.[15])

Die wichtigsten von de Greg. mitgeteilten Thatsachen betreffen den Konsonantismus, und zwar die Entwickelung von L + *Hiat* I. Man hatte schon vor ihm zwei Hauptentwickelungen dieser Lautverbindung anerkannt. Zunächst im überwiegend gröfsten Teile Siciliens L + *Hiat i* = *ghj* (filius = *fighiu*), und dann im Innern = *gli* (filius = *figliu*). Die erstere Entwickelung gibt de Greg. selbst auch zu; er führt nur ein neues graphisches Zeichen, *ǧ*, ein und weist dem Laute als Gebiet die Nordküste von Palermo nach Messina, die Ostküste von Messina nach Noto und auch die Westküste von Castelvetrano nach Trapani an. Was die zweite betrifft, so meint er, dafs wir es hier nicht mit einem dem Italienischen durch *gli* wiedergegebenen analogen mouillierten Laut zu thun haben, sondern mit einem verstärkten *j*, in dem kein *l* hörbar sei. Für diesen Laut führt de Greg., trotzdem er ihn von einem gewöhnlichen *j* ganz ausdrücklich unterscheidet,[16]) kein neues Zeichen ein, sondern schreibt dafür *j*. Dies kann nur zur Unklarheit führen. Denn wenn irgendwo, so war hier ein neues Zeichen nötig, und es ist nicht einzusehen, weshalb de Greg., der sonst mit diakritischen Zeichen durchaus nicht sparsam ist, ihnen sogar oft übertriebene Bedeutung beilegt, hier die Einführung eines Zeichens unterläfst.

De Greg. meint, derselbe Laut sei auch statt des von Pitrè bezeugten *ll* (für L + *Hiat* I) in den Ortschaften Geraci, Alimena und Pollina zu hören. Die Schreibung *ll* sei ein Mifsgriff des Korrespondenten Pitrès, der offenbar nicht gewufst habe, wie er das verstärkte *j* ausdrücken solle. Dieser neue Laut werde also in folgenden Ortschaften im Innern der Insel gesprochen: in Prizzi, Cammarata, Casteltermini, Castelbuono, Gangi, Petralia, San Cataldo, Santa Caterina, Caltanisetta, Castrogiovanni, Canicattì, Favara, Girgenti, Palma und Licata. Aufserdem weist de Greg. die Regel zurück, dafs L + *Hiat* I im ganzen Modicagebiet zu palatalem *ǵǵ* werde. So hatte allerdings Guastella in seinen Volksliedern den Laut stets verzeichnet. de Greg. wirft ihm aber vor, den Laut seiner Heimat Chiaramonte — denn nur dort würde *ǵǵ* gesprochen — auch für die Nebenorte, die doch anders sprächen, verwandt zu haben. Weder in Modica noch in Spaccaforno werde so gesprochen. Ob dies auch der Fall ist für Scicli, Raggusa, Commiso, Santa Croce, Vittoria, scheint de Greg. nicht untersucht zu haben. Merkwürdig wäre es jedenfalls, wenn die einzige Stadt Chiaramonte einen eigenen Laut hätte! — Schliefslich beruht das in Pitrè's und Vigo's Liedersammlung gebrauchte ñ für L + *Hiat i* auf einem Sprachfehler des Aufschreibers der Lieder aus dem Noto-Gebiet. Derselbe sprach und schrieb ebenfalls *nn* für *ḍḍ* aus LL. Was diesen letzteren Laut betrifft, so hält ihn de Greg. für verschiedener Aussprache fähig. Im Innern habe man ein linguales oder cacuminales ḍḍ, längs der Küste und in den meisten grofsen Städten ein dental-alveolares. Niemals gleite es aber zum palatalen, dem *ǵǵ* analogen Laut.[17]) Aufser in den gelehrten Wörtern bleibt *ll* statt *ḍḍ* in einem interessanten Falle, beim Worte *bellu*, wenn dasselbe nicht

15) So hatte Ref. z. B. an mehreren Orten Gemeinsicilianisches für mundartlich gehalten und umgekehrt. 16) *aju* aus *aglio* ist deutlich zu unterscheiden von *aju* aus HABEO. 17) In Messina hat Ref. ihn aber doch oft so gehört, cf. S. 131.

enthält »*alcun sentimento di tenerezza o di amore*«. So sagt man *bella casa, bellu jardinu*, auch *bella piććotta* (schönes Mädchen), letzteres aber nur im ästhetischen Sinn »*o da chi ha, o vuol mostrare stoicismo* (?)« *ll* statt *ḍḍ* habe man auch in den mit dem Pronomen illum zusammengesetzten Verbalformen: *faććillu (faglielo)*; *dićillu* (*diglielo).* Auch über die Aussprache der aus *Konsonant* + L hervorgegangenen Lauten hat de Greg. Beobachtungen angestellt, welche das bisher bekannte z. T. erweitern, z. T. berichtigen. F + L ergibt nach ihm 2 Laute, einmal *ş* (ein Laut zwischen dem deutschen SCH und CH, den Avolio und Ref. als *č* bezeichneten) an der Nord- und Ostküste Siciliens, einmal *ć* im Innern, an der Westküste und einigen Ortschaften der Nordküste. Letzteres ist sehr auffällig, da bisher der Laut im Innern ganz anders beschrieben wurde. Pitrè bemerkte nach einer Quelle aus Casteltermini, ein einfaches *j* genüge nicht, um diesen Laut wiederzugeben, Ascoli schreibt dafür *j*, Böhmer *χ* (*Rom. Stud. Bd. I p. 100),* sonst auch *jh* oder *ĥ*. Und jetzt erklärt de Greg. es hieſse *ć (š)* (?).

Was die Entwickelung von C + L betrifft, so ist die häufigste, wie schon bekannt, = *kj*. de Greg. führt dafür *ć* ein, nichtsdestoweniger schreibt er aber in seinen Beispielen p. 81 *kjamari*, *kjuiri*, *dinokkju* S. 101 *kjuju* (claudo). Deshalb hat er sehr unrecht, sich so sehr gegen die Philologen zu ereifern, die trotz sonstiger Einführung diakritischer Zeichen »das von der Logik und Analogie auch für diesen Fall vorgeschriebene Bedürfnis« nach Einführung eines diakritischen Zeichens nicht fühlen. Schlimmer ist es doch gewiſs, ein eingeführtes Zeichen nicht zu verwenden! De Greg. konstatiert einen Unterschied in der Aussprache dieses *ć* in einigen Gegenden. In Palermo, an der nördlichen und östlichen Küste sei es eher palatal, im Innern guttural. Die für das Gebiet von Noto und Modica bekannte Entwickelung des C + L zu *ć* möchte de Greg. aus Einfluſs der gallo-italischen Dialekte Siciliens auf dieses Gebiet erklären. Wie kann aber die Aussprache eines fremden, nur in acht Kolonien gesprochenen Dialektes, der vom Notogebiet noch ziemlich entfernt ist, und der sonst selbst vom Sizilianischen vielfach beeinflusst wird,[18]) einen so nachhaltigen Einfluſs auf den heimischen Dialekt ausüben?

Das hier erwähnte palatale *ć*, welches sonst, wie bekannt, die gewöhnliche Entwickelung des lat. Gutturalen vor Palatalvokalen ist, (coelum—*ćelu*), herrscht nicht unumschränkt in Sicilien, denn *ş* macht ihm sehr oft den Rang streitig. Nach seinen Beobachtungen in Messina hatte Ref. sogar behauptet, *ş* sei viel häufiger als *ć*, denn er hatte es fast ausschlieſslich gehört. de Greg. möchte das Gebiet des *ş* auf die Nord- und Ostküste beschränken. Einige Behauptungen de Greg.'s, T werde immer scharf gesprochen im Anlaut, ein Übergang des P zu *b* käme nicht vor, das aus D herrührende *r* sei stets scharf gerolltes alveolares *r*, decken sich mit des Ref. Beobachtungen in Messina nicht, und muſs er wenigstens für diese Stadt Einspruch erheben.

Anderseits bestätigt de Greg. öfters, wenn er es auch nicht offen ausspricht, die von Ref. aufgestellten Vermutungen, so z. B., daſs der Übergang von L + *Dental* resp. *Palatal* zu U die volkstümliche Form, das Ersetzen des L durch R gewählte Aussprache sei, oder daſs auch in Messina die Aussprache des ND als *nn* häufiger sei u. s. w.

---

18) z. B. *ll* zu *dd, l* zu *dd*; cf. übrigens Meyer-Lübke, Ital. Gramm. p. 7, 104, 134.

Wichtig, aber keineswegs abschliefsend sind de Greg.'s Bemerkungen über die stehende Verstärkung anlautender und inlautender Konsonanten. So werde *m*, *n* stets verstärkt, ebenso primäres R (also gibt es doch einen Unterschied zwischen *r* aus D und einfachem *r*!), *d* in gelehrten Wörtern, *ǵ* und *b*, wenn es nicht zu *v* werde. So weit de Greg. Daraus sieht man aber sofort, dafs die Verstärkung sich auf die Liquiden beschränkt, dagegen bei der Media nur gelehrt ist, denn *ǵ* ist überhaupt ein dem Sicilischen fremder Laut, und B geht nur in fremden Wörtern, so z. B. in allen durch das Medium des Italienischen vom Deutschen herrührenden, nicht zu *v* über, abgesehen von *bonu, bene, beḍḍa,* wofür Ref. eine andere Erklärung gegeben hatte p. 75. Die Wörter, die de Greg. mit *b*-Anlaut anführt, sind sämtlich fremden Ursprungs, deutsch *báḍḍa* (it. palla) *becara* und *biceri* (bëhhar) (Suffix eri fremd!), *burgu, burgisi, bustu* (germ. brust); ital. *bacchetta* (Suffix etta fremd), *burritta* (it. beretto), *bulla*; *bammaši* ist nach Traina weniger gebräuchlich als *cuttuni*. Bei *bumma* und *burrasca* ist vielleicht *b* aus onomatopoëtischen Gründen geblieben. Es bliebe nur *baja* zu erklären. Inlautend haben wir auch Verstärkung des Konsonanten sowohl nachtonig als vortonig; bei *b* wiederum in gelehrten Wörtern, nicht immer, wie de Greg. p. 127 sagt. Man denke nur an HABET = *ave!* Daneben findet sich auch der einfache Laut: *galiotu, šimia, zafarana, catolicu* u. s. w., wo wir dagegen im Italienischen Verstärkung finden.

Im Vokalismus hat de Greg. nicht viel Neues geliefert. Einiges Mundartliche: in der Caltanisettagruppe geht nach ihm lat. Ĭ und Ī, Ŭ und Ū zu *ẹ* und *ọ* über (luna = *lọna*, bibit = *vẹvi*). Auch hier vermutet ganz mit Unrecht de Greg. Einflufs der gallo-italischen Dialekte. Was die Diphthongierung der offenen Vokale betrifft, so bekämpft de Greg. des Ref. Ansicht, dafs die Diphthongierung als Wirkung affektischer Rede aufzufassen, also ein psychisch individueller Vorgang sei. Er zeigt aber einerseits dabei, dafs er durchaus nicht versteht, was Affekt ist, denn er bringt es mit Zärtlichkeit, Liebe zusammen! (cf. S. 27 und 64). Anderseits kann oder will er durchaus nicht verstehen, was das affektische Sprechen mit der Redeweise des Volkes zu thun habe. Den Zusammenhang zwischen beidem setzte Ref. aber doch genau auseinander (S. 18 ff.). Aufserdem macht er es sich sehr leicht, über ihm unbequeme Beobachtungen seiner Gegner hinwegzukommen. Er weist sie a limine ab, ohne sie überhaupt anzuführen oder zu prüfen.[19]) Dieses unwissenschaftliche Vorgehen macht sich an manchen Stellen geltend. Überhaupt mufs man bemerken, dafs de Greg. sich nicht genug bemüht, in die wirklichen Gründe der phonetischen Erscheinung tiefer einzudringen (cf. z. B. S. 36). Auch sind sehr viele seiner Deutungen phonetischer Gesetze unzulänglich. So z. B. wenn er in clavus — *kjovo* den Grund des Übergangs von A zu *o* in der *semivocale palatina* sucht, die nach ihm zugleich auch den Übergang von A zu *e* hervorruft in *gravius—grevin.* — Oder wenn de Greg. bei den Verben *vaju* (vado) *criju* (credo) und *kjuju* (chiudo) nicht Analogie zu *viju* (video) oder *staju, aju* annimmt, sondern Ausfall des *d intervocalis* und Epenthese des *j*. Aber *d* fällt *intervoc.* nicht aus, und epenthetisches j kommt nur nach palatalen

---

19) *L'esempio citato da Sch. non prova nulla* (warum?) *dato pure che sia trascritto con esatezza* p. 26. Die Beispiele, die ich von Salinas erfuhr, sind ihm einfach »*parole forse molto confidenziali e non troppo pensate*«.

Vokalen vor. Warum erklärt de Greg. ferner nicht, weshalb c im Inlaut teils bleibt, teils zur Media wird resp. verschwindet? Ich erklärte es p. 88 aus dem Unterschied der Stellung vor und nach dem Tone. de Greg. trennt aber p. 76 nicht einmal zwischen anlautendem und inlautendem *c*. Auf andere Erklärungen sowie überhaupt auf die ganze Arbeit gedenke ich andern Ortes noch näher einzugehen. Jedenfalls dürfte es aber feststehen, dafs trotz de Greg. auf dem Gebiete des Sicilianischen die Forschung noch nicht abgeschlossen ist.

Strafsburg, August 1891. H. Schneegans.

Dialetti sardi. Non abbiamo da riferire che intorno alla ***Italienische Grammatik*** del Meyer-Lübke. Le note provengono nella massima parte dal Hofmann, ma qua e là il M.-L. ha pure attinto direttamente ai noti libri dello Spano, all' Arch. glott. II, 132—45 e a qualche pubblicazione speciale, come la raccolta del Papanti e le novelline da me inserite nell' Arch. trad. pop. II e III. Quanto di più importante e caratteristico è stato finora affermato circa i dial. sardi non è sfuggito alla diligenza del M.-L., ma qua e là, oltre qualche errore di trascrizione e di stampa, riproduce alcune inesattezze delle fonti, non distinguendo talora, abbastanza chiaramente, le diverse varietà dialettali. Vediamole brevemente. § 31: Non solo il log. e il camp. o mer., le due maggiori varietà dialettali dell' isola, mantengono distinti i riflessi di Ĭ e Ē, di Ŭ e Ō, ma anche le minori, come il gallurese vero e proprio (Tempio) e il sassarese, il primo de' quali rimane nella schiera del log. e mer., e il secondo, pur riuscendo sempre ad *e* od *o*, ne indica la differente origine col suono diverso, aperto o stretto, dei medesimi. A questo fatto già accenna per quanto confusamente lo Spano, Ort. I, 7 n., e meglio apparirà, credo, in un mio lavoro in corso di pubblicazione nell' Arch. glott. Intanto negli esempj addotti dal M.-L. correggi il camp. *nelu* in *velu*. § 34: Sta bene insistere che manca affatto il dittongo *ie* da Ĕ, perchè gli scarsi casi, che occorrono in alcune raccolte di canti dello Spano e che potrebbero trarre in inganno, sono evidentemente voci italianeggianti entrate nella poesia semi-popolare. § 47: Correggi *sǫmnu* in *sǫnnu*. § 50: Non mi risulta che nel sardo si abbia *kerasu;* le varietà sarde, log. *kariasa*, sass. *kariaža*, gall. *kiriaža* provengono è vero da cerasea con Á invece di É di ragion comune al romanzo, ma il mer. *čereža* non può essere che da ceresea e non è necessario supporre, come fa l'Hofmann 12, che sia foggiato sull' it. ciriegia, cfr. infatti per sja = *ž* l'altra voce mer. *činiżu* *cinisju cenere. § 50: Riguardo al curioso caso del mer. *enna ǧenna* accanto al log. *ǧanna* janua è forse da notare che la consonante precedente alla vocal tonica è una palatina; cfr. Arch. II, 136 n. § 51: Insieme col mirand. andrà il gallur. di Tempio *piǫla* planula accetta e cfr. Arch. II, 123 n. e I, 295 n. § 56: Il cambiamento di e in *i* nel mer. *líndiri* lendine, oltre che dall' ital. *ẹ* riprodotto per *i*, si dovrà riconoscere dalla spinta assimilativa degli altri due *i* attigui; e parimenti in *biccu* sarà commistione delle due radici becc- e pic-, al qual proposito mi sia lecito ricordare il mio articoletto 'Postille sul lessico sardo' nella Romania XX, 60. Erroneamente poi l'Hofmann 15 registra tra queste alterazioni, come ben osserva il M.-L., il log. *kilíru* de ciribru cribru, già spiegato dal Flechia, Et. sard. in Misc. Caix-Canello 201. § 58: Oltre *krosta* e *kolora*, provenienti il primo dalla lingua della coltura, il secondo dal volgarlatino colǫbra, sono deviazioni notevoli: log. *pómiże,* sett. *pómiżi*,

mer. *pómiči* rifatti sull' it. pomice, come lo dimostra il log. *ž* invece di *g* e il mer. *č* invece di *ž*; — mer. *ankódina*, gall. *alkótina*, accanto al log. *inkúdine*, forse per ravvicinamento a *kodi* COTEM; — mer. e sett. *forru* accanto al log. *furru*, che presuppone FORNUS allato a FURNUS; — mer. *kolombu -a*, allato al log. *kolumbu -a*, accattato dall' it., ecc. § 65: Deviazioni non dichiarate sono all' incontro log. *russu*, mer. *grussu* e sard. generale *arrustu*, a cui si aggiunga mer. *lullu* accanto al log. *ložu* LOLIU. § 72: Insieme con *respundit* ecc. va *ispunda* di tutta l'isola; e nota che il log. *ispunža* dovrà l'*u* all' influenza dell' it. spugna, mentre l'altra voce sarda, più specialmente usata nel mer. *isponğa*, risalirà regolarmento a SPONGIA. § 76: Un altro bell' esemplare da porre con *ístula* STUPILA STIPULA, è il log. *frušu frušá* fischio-are da *FLUST'LO con epentesi di L FUSTILO FISTULO. E per l'influsso della nasal labiale attigua oltre *numen* (non *nume*) e *pumu*, va ricordato il mer. *mússiu mussiai* morso morsicare, accanto a *móssiu mossiai*. § 85: Il volgar latino *DISCULCEAE appare in tutta l'isola, e insieme al log. *iskulzu* è il sassar. *a l'añuzza* 'alla scalza'. § 87: Riguardo all' Á in *é* davanti a *r* in Corsica e parzialmente nel gallurese, vi sarebbero diverse osservazioni da fare, ma si vedranno quanto prima nell' ARCH. GLOTT. Noterò solo rispetto all' É in *á* davanti a *rr* e *r* + *cons.* nel gallur. (Tempio), che siffatta alterazione è propria anche delle forme arizotoniche, p. e. *affarrá sarrá paldí,* ecc. accanto ad *affarra sarra paldi,* ecc.; nota anche *par* PER, a motivo della proclisia che lo riduce come a forma atonica. Col gallur. va poi il còrso mer. e di Balagna, onde *faru tara guara* guerra *sarpi arba par,* ecc. § 89: Come l'it. *mọstra* da *mọstrare,* così è un deverbale il log. *mustra* da *mustrare.* § 102: Oltre la riduzione caratteristica di AU—U in *a—u* come in *laru pagu pasu,* ecc., il sardo ha pure la comune riduzione di AU in *o*, come in *kosa, oka* ecc., ma deve essere accattata dalla lingua letteraria, come appare manifesto da alcune voci, p. e. *oro* con *-o* finale, *poveru* col *-v-* intatto, oppure proverrà dallo sp. come in *gosu* piacere e *gosos* lodi dei santi. Il log. *foga* o *foge* anzichè a FAUCE risalirà a una forma volgar latina FOCE parallela alla precedente, come CODA accanto a CAUDA. Addirittura voci della coltura sono poi *kausa applausu gaudiu aúguru*, ecc. § 103: Forme positive sarde provenienti dall' alterazione di AQUA in AUGUA, AIGUA ecc. sono il sassar. *eba* e il gallur. *ea.* § 112: Oltre che del sardo mer. è caratteristica anche del gallur. e sassar. l'*-i* finale per E, I, p. e. *sali čabi pani fami*, ecc., e sta con loro il còrso mer. § 121: È legge propria del log., onde accanto ai log. *bénneru lépere mármaru* e simili, stanno i sett. *ğennaru léparu* e i mer. *lépuri marmuri,* ecc. § 122: Gli esempj sardi a cui allude sono log. *filige élige sálige púlige,* ecc., mer. *fíliži íliži sáliži púliži*, sett. *élizi sálizi púlizi.* § 125: Sembrano poco chiari al M.-L. *oriya* (non *oriža*), *orire* e *osare* con AU in *o*, accanto a *pasare* e *sarragare* (non *saragare*) con AU in *a*; ma bisogna notare che *pasare* dovrà il suo *a* atono al sostantivo *pasu,* ed egualmente si dovrà spiegare *surragare*, se è da RAUCUS, come sembra, presupponendo una forma antecedente **ragu*, d'onde **s'ar-rag-are.* § 128: È EM in *om* anche nell' ant. log. *románer*, odierno *romanire romasu;* e COM- passa in *kum-* non solo attiguo a labiale, ma anche a dentale, p. e. *kundenna kundennare kundíu kunduttu,* ecc. Degno di menzione log. *ğómpere* *CLOMPERE COMPLERE, dove la metatesi e la trasposizione dell' accento hanno fatto perdere il ricordo del prefisso atono. § 129: E non solo nella formola *e* + *r*, onde allato a *arrada* ERRATUM, *kariasa* CERASEA, *karbeddu* cervello, *sarmentu*, ecc., anche *assempru* EXEMPLU,

asúridu asurenzia asuría ESURIES, *matessi* METIPSE, ecc.; ma l'alterazione è propria del log. e sett., chè il mer. vi ha poca tendenza. § 140: Giustamente spiegato mer. *perdažu* da *pardažu* PRATARIU e log. *peraula* da *paraula* PARABOLA per influsso di *per*; e parimenti i log. e sett. *ispárau iskuru iskultare* per influsso dell' *i*- prostetico nelle sillabe iniziali *sp*-, *sk*-; aggiungi i log. *iskaržu* ESCARIU, *istadiale* *AESTATIVALE estate, e nota che anche il prefisso EX- per la stessa ragione si riduce a *i*-, p. e. log. *iskidare* EXCITARE, *iskudere* EXCUTERE, ecc. § 144: La prostesi dell'*i* innanzi a *s* + *cons.* è propria del log. non del mer., onde accanto ai citati log. *iskala iskampare istare isposu iskire*, ecc., sono i mer. *skala skampái stái sposu širi*, ecc. Pei moltissimi casi di aferesi che offre il sardo, vedi HOFMANN 50 (non 40). § 145: Agli esempj di epentesi di vocale aggiungi questi altri pure notevoli: log. *barracocco* albicocco, *iskarrašu-are* scracchio-are, *líbera* libra, *líberu* libro, *tórinu-are* tornio tornire, *turudda-one* accanto a *trudda-one* mestola-one, ecc. Con questi e simili esempj l'HOFMANN 56 manda *forroyare* (non *forrogare*), facendolo derivare da FRUGARE FURCARE, con epentesi di *o*, ma mi sia lecito ricordare anche qui le citate POSTILLE in ROMANIA XX, 65. § 146: Anche il sassar. e il còrso vanno qui ricordati per la prostesi di *a*-, in ispecie davanti a *r*- iniziale, p. e. sass. *arrabieğğa arražuná arruiná*, ecc., còrs. *arubá arikurdá ariskallá* riscaldare, ecc., e inoltre *askallá allišu addisperatu*, ecc. § 150: Negli esempj di metatesi di vocali correggi *muedda* da *meudda* in *mueddu* da *meuddu*, e agli altri esempj del HOFMANN 54 (non 63) aggiungi sass. *bioddu* vuoto gall. *biotu*, sass. *čambá* CAMBIARE *CIAMBARE, ecc. § 153: Il mer. *figáu* FICÁTU ha accanto il log. *fídigu*, sett. *fíddiku* e l'oscuro gall. *fietu*. Correggi mer. *béddiu* in *bíddiu*. Alla stessa serie sarà da ascrivere per mutazione d'accento e scambio di suffisso il log. *kígula* *kic-ul- cicala, cfr. *žinžula* zanzara. § 158: Alla serie log. *kimige kingere agedu ilige dege boge nege* è da notare che la gutturale è propria sola del log., chè mer. *čelu čimiži činğiri ažedu íliži deži boži neži*, ecc. § 167: È esempio di *m*- per N- anche il mer. *martuzzu* nasturzio; è oscuro il mer. *ğentilla* LENTICULA con *ğ*- da L-; e riguardo a *d*- per L- in *dassare*, cfr. ARCH. XI, 422 e XII, 26, dove si ritiene insostenibile l'alterazione L- in *d*- e si afferma la contrazione fonetica DE-LAXARE in *dassare*. Anche il sassar. ha *dassare* accanto a *lassare* e il d- vi passa analogicamente al sinonimo *dagare* accanto a *lagare*. § 176: Riguardo a J-, Ğ- originari che dànno *ğ*- davanti a vocal forte, e cadono davanti a vocale fievole per essere sostituiti da un *b*- prostetico, è da vedere anche il § 184, dove è esposta la teoria delle alterazioni sintattiche, che dànno spiegazione di diverse curiose modificazioni fonetiche. In questo paragrafo insieme a *bokkire* merita di essere addotto l'antico log. *butture*, odierno *battire*, mer. *battiri* ADDUCERE *ADDUERE *ÁDDURE *ÁTTURE. E più innanzi esempj notevoli da aggiungere sono: alla serie *f-v-b* log. *falordia* *BALORDIA metatesi di baldoria, log. (Osilo) *frabu* bravo; a quella di *p-b-v* mer. *pareda* sentiero dallo sp. *vereda*; — a quella di *p-b-v-f* log. *pístula* fistola. A una serie *b-v-f* verrà il grido dei rivenduglioli ambulanti *braghe braghe!* fragole; e con *battía* e simili passino i log. *buttíu-iare* goccia-are, *bama* gregge accanto a *gama* e *ama* dal ted. GAMO, *basone* cavallaro da AGASONE con aferesi di A, ecc. Infine quanto a *barriare* che l'HOFMANN 85 (non 83) fa risalire a CARICARE cfr. le citate POSTILLE in ROMANIA XX, 66. § 185: Nota che è solo del log. e aggiungi *vasi* quasi. § 187: Nei riflessi di PL-FL-CL- sono tenuti ben distinti il log. e il mer.; il primo mentre

in antico è ancora alla formola intatta, passa poi alla comune alterazione *pi*-*fi*-*ği*-; il secondo all' incontro si mantien sempre saldo al nesso latino, e talora sostituisce *r* a *l*. Quanto a GL- ridotto a *l*-, è comune a entrambi, e il *l*- si può fare *r*-, onde *rándula* accanto a *lándula* glandula e cfr. § 192. § 196: Esempio di fusione del prefisso verbale *s*- è *sarragare* già veduto, quasi *S'ARRAUCARE; esempj poi curiosi di prostesi sono: mer. *gamu* amo, log. *galu* àloe, dial. comune *koka* oca, ecc. § 200: Concordano log. e mer. nel dare -*d*- e -*g*- per -T- e -C- tra vocali; se ne stacca il. gallur. Il sassar. non solo raddoppia il primo esito, ma anche il secondo, onde -*dd*- -*gg*-, la qual geminazione indica la gagliardia con cui si profferisce la dentale e la gutturale. § 203: Bisogna notare che la caduta del -G -D- e -V- tra vocali è propria di tutte le varietà sarde; cfr. § 204 e vedi HOFMANN 71, 95 e 108. § 223: Le scarse voci che mantengono -GN- (*ñ*) sono accattate dalla lingua della coltura; meritano menzione due esempj log. in cui -GN- si riduce a -*nż*- da -NĞ-, -NJ-: *istanżare* stagnare, *insinżare* insegnare. § 224: Anche per le notevoli alterazioni che offrono alcune speciali varietà sarde nella formula R + CONS., S + CONS., più esatti ragguagli si vedranno nell' imminente mio lavoro. Intanto veggansi le 'Osservazioni sulla pronuncia del sassarese', che precedono la traduzione in sassar. del Vangelo di S. Matteo del principe L. L. BONAPARTE, riprodotte nei CANTI POP. SASS. dello SPANO, Cagliari 1873; e qui basti fermare questa precipua differenza tra il gallur. (Tempio) e il sassar. Il primo riduce a *l* il R che precede cons., onde *lalgu polku salpi albi* erba, ecc. e rimane a questa fase, e conserva intatto S + CONS.; il sassar. all' incontro estende l'alterazione al nesso S + CONS., che riesce pure a *l* + *cons.*, e questo *l* + *cons.* sia originario, sia proveniente da R o S + CONS. assume una differente pronuncia, modificando anche quella della cons. seguente, a seconda dalla qualità di questa, onde *baña* barca, *iñala* iscala, *bañoni* balcone, *alpu* alto, *molpi* morte, *kilpu* questo, *veldi* verde, *caldu* caldo, *cuypa* culpa, *eyba* erba, ecc. § 229: Anche il còrso mer. possiede il riflesso *nn* per ND, *quannu* quando; ma il sardo v' è estraneo. § 235: Gli scarsi esempj di *ll* per LD che occorrono nel sardo sett. provengono dal còrso, dove l'esito è peculiare, *kallu*, *fallette* faldette, ecc. Propria del sassar. è l'assimilazione -*zz*- che risale a -LS-, -LZ- primario o secondario, p. e. *buzzu* polso, *azzá* alzare, *cazzina* calcina. § 237: Per le modificazioni di *l* o *r* + *cons.* nel sassar. cfr. § 224. Di tutta l'isola -*ss*- da -RS- e -*rr*- da -RN-; ma talora -RS- viene a *š*, log. *buša* BURSA, mer. *revešu* REVERSU, e cfr. *abbišu* ABYSSU, *tušu* TUSSI, ecc. E tra queste alterazioni passi quella che talora appare nel log., dove R + CONS. può modificarsi in *s* + *cons.*, *koskare* corcare, *kastila* per *kartila* patente dallo sp. *cartilla*; e viceversa S + CONS. può riuscire a *r* + *cons.*, *fortiyu* accanto a *fostiyu* FUSTIC'LU, *partera* accanto a *pastera* ajuola da ricondursi con scambio di suffisso a PASTINU, *kerva* accanto a *kesva* zolla, se da CAESPES. § 238: Tace del sardo, ma si può notare che anch' esso offre qualche esempio di -*lz*- per -LS-; già vedemmo al § 235 il sassar. che da -LS-, -*lz*- riesce a -*zz*, ora aggiungansi log. *bulzu*, mer. *purzu*, gall. *bulzu*, *falzu*. Molto più esteso il fenomeno nel còrso, specialmente mer. e oltre -*lz*- anche -*rz*- e -*nż*-, p. e. *skarzu*, *forze* forse, *borze*, *morzu*, *penżu*, *pinżeru*. § 240: Sarebbe da notare che -TR- diventa -*dr*- nel log. e mer., il quale spesso scioglie il nesso colla metatesi, log. *bidru*, *bídrigu*, *budrone*, mer. *birdi* VITRU, *bírdiu* VITRICU, *gurdoni* BOTRYONE grappolo; cade il t solo in due voci log. *komare kompare*, mer. *gomái gompái*, forse secondo l'Hofmann 105 per avvicinamento all'avverbio *kumpare umpare* insieme. Circa -DR- notisi

che offre l'assimilazione *-rr-* nel log. e sett. *carra* QUADRA stajo e piazza cfr. Romania XX, 59, e nel log. *forra* quasi *FODRA fodera, *afforru* fodero. Infine -CR- -GR- riescono talvolta a *-r-*, log. *meragna* emicrania, *areste* AGRESTIS, *battu areste* gatto selvatico. Il mer. rompe il difficile nesso -STR- lasciandovi cadere R, *nostu, bostu, maistu* MAGISTRU. § 244: Ben spiegate le fasi intermedie onde si viene da -CL- al log. *-y-*, mer. *-ǧ-*, ma è da aggiungere l'altro esito importante a cui può riuscire il log., e cioe *-ż-*, pel qual esito cfr. *fiżu* FILIU; così p. e. log. *aguża* e a Posada *aguła*[1]) preziosa fase intermedia, mer. *agulla* ACUC'LA spilla, log. *piża* *PICLA PLICA piega, log. *lentiża* mer. *ǧentilla* LENTIC'LA lenticchia. — Parimenti ben determinato l'esito *-š-* e *-sk-* da -SCL-, ma è da notare che anche *-sc'l-* secondario, che risalga a un primitivo -RC'L- cfr. § 237, può riuscire a *-š-* log. *-rk-* mer., p. e. log. *kišu* mer. *čirku* CIRCULU *KISC'LU, log. *remušu* mer. *remurku* REMURC'LU rimorchio, log. *muša* mer. *murga* AMURC'LA morchia. E nello stesso modo -ST'L- = *š*, log. *aša* AST'LA scheggia, *isašare* fare a scheggie. § 251: Notevole tutto il paragrafo dedicato all' esito di -TĮ- e -CĮ-, che nel log. è *-tt-* e nel mer. *-zz-*. Non tenendo conto di alcune scarse voci accattate evidentemente dall' it., come log. e mer. *fačča*, mer. *straččái, suččái*, ecc. gli esiti di TĮ e CĮ nel log. sono due: 1°) *-tt-* tra vocali e cons. *t*; 2°) *-zz-* tra vocali e cons. *z*; ed entrambi sono antichi, chè appajono già negli Statuti di Sassari del sec. XIV, dove però invece di *t* si scrive *th*. Nel mer. si ha sempre un esito solo: *-zz-* tra vocali e cons. *z*. Qui è pure da notare che nel log. si ha talvolta *t-* da *z-* o *s-* anteriore, *tukkaru* zucchero, *tanferanu* zafferano, *tíntula zínzula* zanzara, *tilíba* SILIQUA, *tattare* e *attatare* SATIARE, ecc. Importante sarebbe poter stabilire come e quando sia avvenuta questa mutazione in *t*. Anche il M.-L. rimane in dubbio; però esclude giustamente che sia da pensare al diretto passaggio da *čč* a *zz* e ritiene che il comune punto di partenza così per *tt* come per *zz* da TĮ e CĮ sia *ť*. § 254: Sta bene che il sardo in generale venga da -SĮ- a *-s-*, onde *basu fasolu*, ecc.; ma pur da notare che il log. può dare anche *y*, *ayone* *ASJONE, *annayare* *ANNASAJARE annasare, *iscuyare* *ISCUJARE iscusare, e il mer. *ž*, *činižu* *CINISJU, *čereža* CERESEA. § 256: Notevole anche questo paragrafo sull' esito di -LĮ- -RĮ- -NĮ-, che è log. *-ż- -rż- -nż* e mer. *-ll- -rǧ- -nǧ-*. Ma aggiungi che nel mer. se il *r* della formola *-rǧ-* cambia di posto per metatesi, oppure cade, essendovi qualche altro *r* nelle sillabe precedenti, allora il *-ǧ-* si fa *-ž-*, onde *ǧennarǧu abbarǧu*, ecc., ma *krožu* CORIU, *aquadrožu* AQUATORIU, *partoža* PARTORIA, *porcažu* PORCARIU. Lo stesso esito di -LĮ- può dare -LǦ- nel mer., onde *múlliri múlliu* mungere munto, quasi *MULJERE MULGERE. § 265: La risoluzione della doppia consonante in *nasale + cons.*, è anche del còrso, dove abbiamo *minsére minsé* messere, il parroco. § 271: Oltre le citate osservazioni dello SPANO, per ciò che riguarda gli effetti del *-s* finale sulla consonante iniziale della parola che segue, vedi le note alle ricordate NOVELLINE in ARCH. TRAD. POP. II e III. § 283: Tra le dissimilazioni di R—R in *l—r* sarà da collocare il log. *kiliru*, mer. *čiliru čuliru* *CIRIRU CIRIBRU, che erroneamente l'HOFMANN 118 colloca tra gli esempj di metatesi; tra quelle di N—N in *l—n* il sassar. *linżola* NUCEOLA, ecc. §§ 286, 288, 290, 294, 295, 296, 297: Agli esempj di metatesi qui addotti altri molti si potrebbero aggiungere, oltre i già registrati dal HOFMANN 116-118; un bell' esemplare aggiunto dal M.-L. è *pídigu* per **pigidu* da PICE; sul finire del 288 cor-

1) Erroneamente l'HOFMANN 40 registra questa voce tra gli esempj di LĮ = log. *ł* mer. *ll*.

reggi *kroğu* in *krožu* e la desinenza *-troğu* in *-trožu*, giusta ciò che dicemmo al § 256. § 300: Tra i casi di aferesi passi log. *triversia* controversia, oltre il comune *tundu*, mer. *bíḍḍiu*, log. *níbaru* JUNIPERU, ecc. § 306: E qui verrà il già addotto *linżola*, e log. *čelembru* o *zelembru* alterazione popolare della parola dotta cerebro. Nei §§ 315, 325, 329, 330, 341, 342, 356, 367, 368, 370, 379, 386, 443, 479-82, sono brevi appunti morfologici intorno alle caratteristiche più notevoli del sardo; a troppo lungo discorso ci porterebbe lo scendere a maggiori particolari che qui non siano, nè sarebbe questo il luogo opportuno. Sono meritevoli di particolar menzione gli ultimi paragrafi 479-82, che si riferiscono alla coniugazione, nella loro succinta esposizione chiari e completi.

P. E. Guarnerio.

Inhalt von Heft 2.

Die folgenden Hefte werden u. a. enthalten:

Sprachwissenschaft im allgemeinen. — Romanische Metrik (*E Stengel*). — Keltische Sprachen (*J. Loth*). — Historische französische Grammatik (*F. Neumann, A. Stimming*). — Altfranzösische Grammatik (*F. Neumann, J. Vising, E. Goerlich, M. Wilmotte*). — Neufranzösische Grammatik (*E. Koschwitz*). — Neufranzösische Mundarten (*D. Behrens, L. Clédat, A. Horning, M. Wilmotte*). — Französische Lexikographie (*K. Sachs*). — Altprovenzalische Sprache (*E. Stengel*). — Neuprovenzalisch (*P. Mariéton*). — Catalanische Sprache (*A. Rubió y Lluch*). — Spanische Sprache (*G. Baist*). — Portugiesische Sprache (*C. Michaëlis de Vasconcellos*). — Rätoromanische Sprache (*Th. Gartner*). — Rumänische Sprache (*M. Gaster*). — Albanesisch (*G. Meyer, M. Gaster.*) — Keltische Literatur (*J. Loth*). — Germanische, nordische, englische Literatur in Beziehung zur romanischen (*W. Golther, E. Kölbing, E. Köppel*). — Griechische Literatur in Beziehung zur romanischen (*J. Psichari*). — Italienische Literatur (*E. Monaci, E. Pèrcopo, M. Barbi, R. Renier, V. Crescini, G. Mazzoni, P. Rajna, A. L. Stiefel, V. Rossi, B. Wiese*). — Altfranzösische Literatur (*J. Bonnard, W Cloetta, E. Freymond, J. Jeanroy, E. Langlois, M. F. Mann, K. Vollmöller*). — Altfranzösische Texte. — Französische Volksdichtung (*W. Scheffler*). — Altprovenzalische Literatur (*A. Stimming*). — Altprovenzalische Texte (*E. Levy.*) — Neuprovenzalische Literatur (*P. Mariéton*). — Catalanische Literatur (*A. Rubió y Lluch.*) — Spanische Literatur (*G. Baist, K. Vollmöller, A. L. Stiefel*). — Portugiesische Literatur (*C. Michaëlis de Vasconcellos*). — Rätoromanische Literatur (*J. Ulrich*). — Rumänische Literatur (*M. Gaster*). — Kulturgeschichte der romanischen Völker (*H. Prutz*). — Patristik und Kirchengeschichte. — Spanische Kirchengeschichte (*C. A. Wilkens*). — Geschichte der Philosophie in den romanischen Ländern. — Geschichte der bildenden Künste; Musikgeschichte. — Volkskunde (allgemeine: *L. Scherman*, italienische: *G. Pitrè*, französische: *R. Schröder*). — Historische Geographie und Ethnographie Tirols (*Chr. Schneller*). — Paläographie und Diplomatik (*W. Schum*). — Romanische, keltische, germanische Archäologie. — Unterrichtsbetrieb der romanischen Philologie an den Hoch und Mittelschulen der deutschen Bundesstaaten (*H. Löschhorn, A. Mayer, W. Scheffler, E. v. Sallwürk, C. Ehrhart, Ph. Plattner, O. Dickmann*), Österreich-Ungarns, Dänemarks (*Schiott*), Schweden-Norwegens (*A. Western*), Nord-Amerikas (*A. M. Elliott, Thurber*). — Unterrichtsmethoden; Anfangsunterricht (*E. v. Sallwürk, Rambeau*). — Technische Sprache, kaufmännische Sprache (*W. Scheffler, Kutschera*). — Unterrichtsmittel; Hilfsmittel zur Erlernung der Aussprache, Grammatiken, Lesebücher, Schul-Ausgaben der Klassiker, Universitäts-Lehr- und Übungsbücher.

Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. — Literaturwissenschaft.

Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. Literaturwissenschaft. — A. Auf dem Gebiete der Encyklopädie der romanischen Philologie ist der von GRÖBER herausgegebene »Grundriss der romanischen Philologie« schon in seinem seit kurzem abgeschlossenen ersten Teile das alles andere mächtig überragende Haupt- und Grundwerk geworden. Voraussichtlich wird es diesen Ehrenplatz auf lange Zeit hinaus behaupten, namentlich wenn auch der gewifs von allen Fachgenossen sehnlichst und mit Spannung erwartete zweite Teil erschienen sein wird.

Fern mufs mir der Gedanke liegen, Kritik üben zu wollen an dem gewaltigen Buche, dessen Plan ein Meister der Wissenschaft umsichtig entworfen und mit Beihilfe zahlreicher bestbefähigter Mitarbeiter in glücklichster Weise ausgeführt hat. Zur Kritik eines solchen Werkes kann ein einzelner auch gar nicht berufen sein: wie es hervorgegangen ist aus der gemeinsamen Arbeit vieler, so ist auch seine allseitige Beurteilung nur möglich durch die gemeinsame Arbeit mindestens einer Anzahl von Sachverständigen, von denen ein jeder nur das seinem persönlichen Studienkreise nächstliegende Einzelgebiet der Gesamtwissenschaft in das Auge zu fassen hätte.

Unter voller und freudiger Anerkennung dessen, was jeder einzelne Mitarbeiter des Grundrisses Treffliches geleistet hat[1]), seien hier nicht Urteile ausgesprochen, sondern lediglich Wünsche für eine, hoffentlich und voraussichtlich bald in Angriff zu nehmende zweite Ausgabe des ersten Teils. Ich fasse diese Wünsche kurz in folgenden Sätzen zusammen: 1. Hinzuzufügen ist dem Buche ein Abschnitt, in welchem die sprachlichen Übereinstimmungen der romanischen Einzelsprachen zusammenfassend darzulegen, also die Grundzüge einer gemeinromanischen Grammatik (einschliefslich der Wortbildungslehre) zu entwerfen sind. Gegenwärtig wird ein solcher Abschnitt schmerzlich vermifst. Sein Fehlen macht es unmöglich, aus dem

---

1) Nicht erst der Bemerkung bedarf es, dafs die im obigen ausgesprochene volle und freudige Anerkennung sich nicht auf alle Einzelheiten eines jeden einzelnen Abschnittes bezieht. Im einzelnen habe ich vielmehr Stoff genug zu Zweifeln und Bedenken, auch zu entschiedenem Widerspruche gefunden. Anderen ist es vermutlich ebenso ergangen. Aber das kann ja auch gar nicht anders sein und thut dem Gesamtwerte des Buches nicht den mindesten Eintrag.

Buche eine klare Gesamtanschauung des gemeinromanischen Sprachbaues unmittelbar zu gewinnen. Richtig ist ja, dafs der Leser sich dieselbe aus den die Sprache behandelnden Einzelabschnitten herausarbeiten kann, aber wer solcher Arbeit gewachsen ist, der gehört selbst schon zu den Meistern der Wissenschaft, und der Grundrifs soll doch gewifs nicht blofs für diese, sondern auch für die Jünger der Wissenschaft geschrieben sein. Freilich ist das eine Voraussetzung, von welcher ich fürchte, dafs sie nicht von allen Mitarbeitern an dem Buche oder vielmehr von allen Mitarbeitern nicht immer als mafsgebend betrachtet worden ist. Für den Durchschnittsstudenten der romanischen Philologie liegt das Niveau des Buches entschieden zu hoch. Es ist dies selbstverständlich an sich nicht im mindesten ein Fehler, aber es ist ein die Wirkungsfähigkeit des herrlichen Werkes in den Kreisen der Lernenden beeinträchtigender Mangel. Möglich dürfte es sein, dem Buche, ohne im mindesten ihm seinen streng wissenschaftlichen Charakter zu rauben, ein klein wenig mehr Allgemeinverständlichkeit zu verleihen. Zu einem Teile würde dies schon erreicht werden, wenn einige der Mitarbeiter sich zu einer etwas klareren, weniger orakelhaft kurzen Ausdrucksweise herablassen wollten. Der Spruch des alten Inders Panini, dafs der Weise sich mehr freut, wenn er eine Silbe erspart, als wenn ein Sohn ihm geboren wird, scheint für manche am Grundrifs thätig gewesene Gelehrte nur allzu sehr als Richtschnur gegolten zu haben. Man kann eben in Befolgung auch an sich löblichster Grundsätze zu weit gehen. Breitspurigkeit ist gewifs vom Übel, nicht minder aber auch übertriebene Redekürze. Die eine wie die andere erschwert dem Hörer oder Leser die klare Erfassung des vom Redner oder Schriftsteller befolgten Gedankenganges. — 2. Der Abschnitt über das Vulgärlatein bedarf einer erweiternden Bearbeitung. Gewifs wird der Verf. desselben, W. Meyer-Lübke, es beklagen, dafs den hochwichtigen Gegenstand eingehender zu behandeln ihm nicht vergönnt war, dafs er oft mit knappen und eben in ihrer Knappheit der Möglichkeit einer falschen Auffassung unterworfenen Andeutungen sich begnügen mufste, und dies selbst oft da, wo die Neuheit der aufgestellten Ansichten eine nähere Begründung dringend forderte. — 3. Die Anlage und Bearbeitung der die romanischen Einzelsprachen behandelnden Abschnitte ist eine zu ungleichartige.[2]) Es ist dies selbstverständlich in der Eigenart der verschiedenen Verf. begründet. Gern auch ist anzuerkennen, dafs eine ausgleichende Überarbeitung der einzelnen Manuskripte ein Unding gewesen sein und die Sache aufs schwerste geschädigt haben würde. Aber jetzt, wo das Buch in erster Ausgabe gedruckt vorliegt, und somit ein jeder Mitarbeiter die Leistungen seiner Genossen übersehen und aus ihnen lernen kann, jetzt dürfte es möglich sein, eine gewisse Gleichartigkeit der Behandlung, namentlich in Hinsicht auf die Methode, eintreten zu lassen. Nicht erst der Bemerkung bedarf es, dafs auch dann jedem Verf. die Bethätigung seiner Eigenart unbenommen bleiben mufs — wäre doch ein Arbeiten nach vorgeschriebener Schablone die denkbar gröfste Verkehrtheit —, dafs es sich eben nur um eine gewisse Einschränkung des individuellen Beliebens, um eine gegenseitige Rücksichtnahme und gegenseitige Annäherung handeln kann. Etwas aber mufs in dieser Richtung hin

2) Darin ist begründet, dafs auch der sachliche Wert ein verschieden hoher ist. Den methodisch bestangelegten Abschnitt dürfte Cornu geschrieben haben.

geschehen, sonst wird das Buch auch fernerhin den Eindruck machen, dafs es aus einer Reihe von nur äufserlich aneinandergefügten, nicht aber innerlich eng verbundenen Einzelarbeiten sich zusammensetzt, dafs es eine Sammlung von Monographien, nicht aber ein einheitliches Ganze darstellt. — 4. Den einzelnen Abschnitten müssen orientierende Inhaltsübersichten vorangestellt werden. Es ist dies um so notwendiger, als, was an sich ja nur zu loben, in den Bearbeitungen vielfach von neuen Gesichtspunkten ausgegangen und nach neuen Normen verfahren worden ist. Wer zusammenhängend liest, wird darin ja eine Quelle des Genusses und der Belehrung finden. Wer aber sich rasch über die Anschauung eines der Verf. bezüglich irgendwelcher Einzelheit unterrichten will, dem wird die Notwendigkeit eines mitunter langen Umherblätterns wenig erfreulich sein. — 5. Die bibliographischen Angaben sollten etwas reichlicher und ab und zu mit kritischen Bemerkungen begleitet sein. — 6. Das Register bedarf in Bezug auf die Worte, deren Ableitung oder Laut- und Bedeutungsentwickelung besprochen ist, einer erheblichen Vervollständigung. Erst dann wird der reiche lexikalische Schatz, den das Buch in sich schliefst, wirklich zugänglich sein und zur Förderung der Wissenschaft ausgebeutet werden können.

B. Neuerdings ist auch der erste Teil des von Paul herausgegebenen Grundrisses der romanischen Philologie vollständig geworden. Selbstverständlich besitzt dieses Gegenstück zu dem Gröberschen Unternehmen auch für den Romanisten ein vielseitiges Interesse. Indessen würde dadurch eine Besprechung des Buches an dieser Stelle nicht gerechtfertigt werden. Es genüge also der blofse Hinweis und die Bemerkung, dafs das Werk in Bezug auf die Fülle des in ihm gebotenen Stoffes und auf dessen methodische Bearbeitung dem romanischen Grundrisse durchaus ebenbürtig ist. Aufserdem möge hier die gedrängte Erörterung einer prinzipiellen Frage gestattet werden. Im Eingange erklärt der Herausgeber, dafs ihm unter allen bisher vorgebrachten Definitionen des Begriffs »Philologie« die Böckhsche als die annehmbarste erscheine. Bekanntlich hat auch Elze in seinem Grundrisse der englischen Philologie sich in demselben Sinne ausgesprochen. Es sollte aber wirklich in nochmalige Erwägung gezogen werden, ob man an Böckhs Auffassung festhalten darf, zumal in Bezug auf Völker und Völkergruppen des Mittelalters und der Neuzeit. Nach Böckhs Begriffsbestimmung wird der Philologie ein Umfang beigelegt, welcher nicht blofs Sprach- und Literaturwissenschaft, sondern auch Staats-, Kulturgeschichte, bzw. sämtliche Einzelgebiete der letzteren (Religion, Recht, Kunst u. a.) in sich einschliefst. Es ist sicher nicht wohl gethan, der Philologie einen derartigen allgemeinwissenschaftlichen Charakter beizumessen, in ihr eine, so zu sagen, encyklopädische Wissenschaft zu erkennen. Ich fürchte, diejenigen, welche es thun, übersehen dabei etwas höchst Wesentliches, was nachstehend kurz angedeutet werden soll. Die Objekte der wissenschaftlichen Gesamtforschung zerfallen nicht in von einander losgelöste und unabhängige Gruppen, sondern bilden ein zusammenhängendes Ganze, den Weltorganismus. Folglich kann es theoretisch selbstverständlich auch nur eine Wissenschaft geben. Ebenso selbstverständlich ist aber, dafs diese eine Wissenschaft in ihrer Gesamtheit auch nicht entfernt von einem einzelnen erfafst werden kann. Das übersteigt in unendlichem Mafse die Menschenkraft, selbst dann noch, wenn man, was ja ein Unding wäre, nur an eine rezeptive Beschäftigung denken wollte.

Wissenschaftliches Studium hat die Beschränkung auf einen Teil, und zwar auf einen im Verhältnis zum Ganzen nur sehr kleinen Teil, der Wissensobjekte zur unbedingten Voraussetzung. Die Zerlegung des Gesamtgebietes der theoretisch nur einen Wissenschaft in Einzelgebiete ist demnach eine praktische Notwendigkeit. Soll eine solche Zerlegung aber Sinn haben, so mufs sie eben in praktischer Weise erfolgen, d. h. es dürfen nicht Einzelgebiete von so ungeheurem Umfange abgegrenzt werden, dafs ihre Beherrschung durch die Geisteskraft eines einzelnen von vornherein als eine Unmöglichkeit erscheint. Die Böckhsche Definition aber postuliert eine solche Unmöglichkeit, wenn sie angewandt wird auf die mittelalterlichen und neuzeitlichen Kulturvölker. Ich meinerseits zweifle sogar nicht, dafs das Gleiche auch bei ihrer Anwendung auf die Völker des klassischen Altertums statthat. Man darf nichts Unmögliches erstreben wollen. Das aber thut, wer als Romanist oder Germanist oder Slawist sich Böckhs Definition zur Richtschnur nimmt. Im Ernste hat es wohl auch noch niemand gethan oder auch nur thun wollen. Selbst ein Diez oder J. Grimm oder Miklosich haben nicht entfernt alle nach der Böckhschen Definition in die romanische etc. Philologie einzubeziehenden Einzelgebiete des Wissens beherrscht, geschweige dafs sie auf allen produktiv gewesen wären. Warum sich dagegen sträuben, dafs praktisch nur Sprache und Literatur die Objekte der Philologie sein können? Wird doch auch selbst bei dieser Beschränkung der Philologie ein so ausgedehntes Forschungsgebiet zugemessen, dafs zur Bethätigung idealen Strebens wahrhaftig ein reichlicher, ja überreichlicher Spielraum gewährt wird. Immerhin mag man eine solche verhältnismäfsige Einengung des Begriffs »Philologie« als theoretisch unzulässig bezeichnen, man mag sie auch als willkürlich betrachten. Die praktische Notwendigkeit der Einengung wird dadurch nicht hinweggeräumt, und eben nur um die Praxis kann es sich hier handeln. In der Praxis ist nun einmal Widerspruch mit der Theorie und eine gewisse Willkür garnicht zu vermeiden. Mag man übrigens »Philologie« abgrenzen, wie man will, es werden die Grenzen doch immer willkürlich gezogen werden müssen — nach der Böckhschen Definition ebenso gut, wie nach irgend einer andern —, weil eben in der theoretisch einen Wissenschaft wirkliche Grenzen gar nicht vorhanden sind und nicht vorhanden sein können. Wer als Philolog sich dieser Thatsache bewufst ist — und so viel Einsicht ist doch am Ende einem jeden zuzutrauen —, der wird um deswillen sicherlich nicht in den Wahn verfallen, dafs er als Philolog der Beschäftigung mit nicht philologischen Wissensgebieten entraten könne. Im Gegenteil, gerade er wird überzeugt sein, dafs, weil die Grenzen der philologischen Wissenschaft nur aus praktischem Grunde gezogene und also nur künstliche sind, die Philologie mit allen anderen ebenfalls nur aus praktischem Grunde und nur künstlich abgegrenzten Wissensgebieten in mehr oder weniger engerem Zusammenhange stehe und häufig genug bald durch diese, bald durch jene derselben ergänzt werden müsse, in welchem Falle die betreffenden Gebiete ebenso als Hilfswissenschaften der Philologie fungieren, wie die Philologie ihrerseits gar oft anderen Einzelwissenschaften, so z. B. der Rechtswissenschaft bei der Kritik und Exegese der Rechtsbücher, Hilfsdienste leistet.

C. Wer Sprache und Literatur als das Eigengebiet der Philologie betrachtet, darf sich jetzt auf A. Tobler berufen, welcher in seiner am 15. Oktober 1890 gehaltenen und im Druck erschienenen Rektorats-

rede die »Romanische Philologie an deutschen Universitäten« behandelt hat. Indem er im Eingange die Aufgaben der Philologie im allgemeinen zu bestimmen sucht, spricht er sich also aus (S. 7 f.): »Wer nicht jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprachen Philologie heifsen, oder wer nicht mit diesem Namen das Studium alles dessen bezeichnen will, worin nur immer eine Bezeugung national bestimmter Sinnesart gesehen werden mag, und wer anderseits wieder nicht mit einigen Neueren zu sagen geneigt ist, Philologie sei der Inbegriff der Forschungszweige und Forschungsweisen, die im Dienst der Geschichtsforschung stehen, sie sei ‚die Methode der Geschichte', der wird, unbekümmert ob man ihn darum bescheiden oder stolz nenne, ungefähr sagen müssen, Philologie sei ein Bemühen um Kenntnis und Verständnis der in sprachlicher Form gegebenen Bezeugungen zeitlich und örtlich und national und persönlich bestimmten geistigen Lebens; sie suche jene Bezeugungen auf, soweit sie noch der wissenschaftlichen Beobachtung verborgen geblieben sind; sie strebe danach, ihren echten Wortlaut zurückzugewinnen, wo Verdacht ist, im Laufe der Überlieferungen habe er Störungen erlitten; sie wolle ermitteln, wer in jenen sprachlichen Äufserungen sich bezeuge, ob und in welchem Mafse ein einzelner Mensch oder neben ihm andere, die vor oder neben oder nach ihm gleich gedacht und gefühlt haben mögen; sie erschöpfe endlich nach Vermögen den vollen Inhalt der vollen Zeugnisrede dergestalt, dafs diese als Ganzes und in allen Teilen, auch in der Besonderheit ihrer Form ihr verständlich werde, ihr als der natürliche, ja notwendige Ausflufs einer Sinnesart erscheine, die der Philolog in sich neu erzeuge, nicht um sie dauernd zu der eigenen zu machen, doch um vorübergehend und ohne Selbstentäufserung fremdes Geisteswesen in der eigenen Person zu neuem Leben zu erwecken; und dies alles habe zum Zwecke ein immer volleres Erkennen des gesamten Reichtums der Menschennatur.« — Wer überhaupt sehen will, mufs aus diesen Worten Toblers ersehen, welchen weithin in das menschliche Geistesleben sich erstreckenden Raum für ihre Bethätigung und welche hohe Aufgaben der Philologie auch dann zukommen, wenn sie auf Sprache und Literatur sich beschränkt. Bemerkenswert ist übrigens, dafs Tobler die Abschätzung des künstlerischen Wertes der literarischen Erzeugnisse nicht in der Reihe der dem Philologen gestellten Aufgaben eingegliedert hat. Keineswegs ist dies darin begründet, dafs der Redner sich dieser Aufgabe persönlich nicht gewachsen gefühlt hätte. Gibt er doch in seiner Rede selbst in kurzen und knappen Sätzen Urteile ab über die künstlerische Bedeutung der Haupterzeugnisse und über das künstlerische Leistungsvermögen der Hauptvertreter der romanischen Literaturen, Urteile, welche gerade durch ihre Knappheit von gereiftestem Sachverständnisse zeugen. Wenn also der Redner gleichwohl davon schwieg, dafs der Philolog auch zur Abschätzung des Kunstwertes der Literaturwerke berufen sei, so war sein Schweigen nicht veranlafst durch das Bewufstsein der persönlichen Unzulänglichkeit, und ebensowenig konnte es entspringen aus etwaiger subjektiver Abneigung gegen die ästhetische Kritik. Man wird vielmehr annehmen müssen, dafs Tobler klar erkannt hat, welch' eigenartige Befähigung die Abgabe eines ästhetischen Urteils erheischt, und wie sehr diese Befähigung von jener verschieden ist, welche zu der von Tobler gekennzeichneten philologischen Arbeit erfordert wird. Es ist in der That sehr möglich, dafs jemand ein wahrhaft bedeutender Philolog

und zugleich ein herzlich schlechter Beurteiler literarischer Werte ist. Es ist um deswillen ein Unglück zu nennen, dafs die ästhetische Beurteilung der Literaturwerke gemeinhin nicht nur von seiten der Philologen selbst, sondern auch von seiten der Nichtphilologen als eine der selbstverständlichsten Aufgaben der Philologie betrachtet wird. Toblers beredtes Schweigen über diesen Punkt war demnach recht verdienstlich. Seine unmittelbar darauf folgende beredte Aussprache aber über den Kunstwert romanischer Literaturerzeugnisse erbrachte den Beweis, dafs auch ein Philolog zugleich ästhetischer Kritiker sein kann, dafs also auch in Bezug auf diese Sache Ausnahmen anzuerkennen sind. Man hüte sich aber, die Ausnahmen als Regel aufzufassen oder aus ihnen eine Regel abzuleiten.

Toblers Rede verfolgt wesentlich praktische, im besten Sinne des Wortes praktische Zwecke. Namentlich soll sie eine Begründung und Rechtfertigung der Methode sein, nach welcher bei ihrem Unterrichte zu verfahren, die deutschen Universitätslehrer der romanischen Philologie sich für sittlich verpflichtet erachten, und zwar gerade in gewissenhafter Erwägung dessen, dafs die meisten ihrer Zuhörer dem Lehramte an Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien) zustreben. Den oft gehörten Vorwurf, dafs auf den Universitäten der praktischen Sprachfertigkeit der gebührende Wert nicht beigemessen werde, weist Tobler mit vollem Rechte zurück. Sehr nachdrücklich macht er (S. 26 f.) darauf aufmerksam, dafs der Universitätslehrer der romanischen Philologie »es zunächst mit der Wissenschaft, nicht mit irgend welchen Fertigkeiten zu thun« habe, dafs »jene wichtigen Fertigkeiten ein zur Universität abgehender junger Mann bis zu dem Grade bereits erworben haben sollte, dafs er sich bei einiger Nachhilfe, wie sie Seminarien und besondere Lehrkräfte gewähren, in der Hauptsache selbständig darin weiter auszubilden vermöchte«, namentlich aber, »dafs es wünschenswert ist, dafs möglichst viele von den Lehrern des Französischen an unseren höheren Schulen durch Aufenthalt in Frankreich von dem Lande und Volke eine lebendigere Anschauung gewinnen, dessen Sprache sie lehren«. Zwei Bemerkungen seien mir hierzu gestattet. Wenn Tobler fordert, dafs der Studierende der romanischen Philologie eine gewisse praktische Fertigkeit im Gebrauche des Französischen bereits von der Schule auf die Universität mitbringe, so ist dies wohl eine zu hochgespannte Forderung: hat doch Tobler selbst (S. 22 ff.) mit treffenden Worten, die von allen, welche die Sache angeht, recht sehr beherzigt werden sollten, auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche in der Schule der Erzielung allgemein befriedigender Ergebnisse des nach praktischer Sprachbeherrschung hinstrebenden neusprachlichen Unterrichts sich entgegenstellen. Ich vermute, dafs Tobler als Berliner eben auch vorwiegend an Berliner Verhältnisse gedacht habe. Ein Berliner Gymnasiast oder Realgymnasiast, welcher neusprachlichen Studien sich widmen will, ist allerdings in der Lage, die praktische Sprechfertigkeit im Französischen sich bis zu einem gewissen Grade bereits vor dem Eintritte in die Universität aneignen zu können. Ist doch dazu in Berlin aufserhalb der Schule vielseitige Gelegenheit geboten. So günstig liegen aber die Verhältnisse eben nur in Berlin und annähernd etwa in Köln, Leipzig, Dresden und vielleicht auch in anderen Grofsstädten. In den meisten anderen Orten aber ist der künftige und ebenso der wirkliche Student der romanischen Philologie bezüglich der Erlangung der praktischen Fertigkeit im Gebrauche des Französischen (ebenso auch des Italienischen) ledig-

lich auf den Schulunterricht, bezw. auf den Universitätsunterricht angewiesen. Der Schulunterricht kann aber unmöglich Ausreichendes leisten, ebensowenig der Universitätsunterricht in seiner gegenwärtigen Verfassung, wonach die praktische Anleitung im wesentlichen darauf sich beschränkt, dafs ein Lektor in wöchentlich etwa vier Stunden französische (italienische u. s. w.) Sprach- und Schreibübungen abhält. Die Lehrthätigkeit der Lektoren bedarf durchaus einer Erweiterung, welche namentlich in der Einrichtung getrennter Kurse für Geübtere und für erst wenig Geübte zu bestehen haben würde. Eine solche Vermehrung der von den Lektoren abzuhaltenden Übungsstunden wird jedoch erst dann von ihnen gefordert werden können, wenn ihre Stellung an der Universität in Hinsicht auf das Einkommen so aufgebessert sein wird, dafs sie im wesentlichen ihrer akademischen Wirksamkeit sich ausschliefslich widmen können, also nicht mehr sich um anderweitige Erwerbsquellen zu bemühen haben. Das Wichtigste aber ist, dafs den künftigen Lehrern des Französischen, soweit sie unbemittelt sind, durch staatliche Beihilfe ein mehrmonatlicher Aufenthalt im französischen Auslande ermöglicht werde. Soll freilich in dieser Beziehung ein wirklich fruchtbringendes Ergebnis gewonnen werden, so mufs Sorge dafür getragen werden, dafs die zu praktischen Studienzwecken nach Frankreich sich begebenden künftigen Lehrer dort eine gewisse Anleitung von seiten sachverständiger Männer zur richtigen Ausnutzung der Zeit erhalten. Geschieht dies nicht, so werden, wie dies bisher so häufig geschehen ist, auch fernerhin gar manche ratlos und planlos ihre Zeit vergeuden und aus ihrer Auslandsreise keinen oder nur unverhältnismäfsig geringen Nutzen ziehen.

D. Mit dem Studium der romanischen Philologie hat sich auch H. Morf in der Rede beschäftigt, welche er bei Antritt der von ihm übernommenen Professur an der Universität Zürich gehalten hat, und welche ebenfalls gedruckt vorliegt (Zürich 1890. Orell, Füfsli & Co.). Morf vertritt mit ebenso vieler Wärme wie Entschiedenheit diejenigen wissenschaftlichen Grundsätze, welche seine Amtsgenossen an den deutschen Hochschulen für ihre Lehrthätigkeit mafsgebend sein lassen. In Deutschland würde dies selbstverständlich sein, in der Schweiz aber ist es besonders verdienstlich; denn dort bedeutet ein wissenschaftliches Studium der romanischen Philologie zugleich ein Ankämpfen gegen die grofse Zahl jener, welche von der Universität vor allem eine praktische Dressur der Studierenden fordern und, was das Französische anlangt, sogar meinen, dafs für dessen Studium die Kenntnis des Lateinischen entbehrlich sei! Mit solchen Gegnern sich zu schlagen, gegen solche Wahnvorstellungen zu fechten, mag unerfreulich genug sein; um so mehr ehrt es den Redner, dafs er den für ihn so unerquicklichen, für die gute Sache aber so nötigen Streit nicht gescheut hat. Morfs Rede ist die wohlberechtigte oratio pro domo des für seine Wissenschaft und für die wissenschaftliche Ausbildung seiner Schüler begeisterten Universitätslehrers. Jeder Fachgenosse wird die Ausführungen Morfs mit Genugthuung und Beistimmung lesen. Besonders anzuempfehlen ist die Lesung denjenigen Studierenden der sogen. neueren Philologie, welche von der idealen Aufgabe ihres Studiums ein klares Bewufstsein noch nicht gewonnen haben.

E. Am vorjährigen Stiftungstage (1. Mai 1890) der Kaiser Wilhelms-Universität hielt ten Brink (†) als der in sein Amt eintretende Rektor der Hochschule eine Rede »Über die Aufgabe der Literaturgeschichte«. Es versteht sich von selbst, dafs ein Literar-

historiker von ten Brinks Bedeutung nichts Triviales sagen kann. Seine Rede ist denn auch in der That einem Füllhorne feinsinniger und geistreicher Bemerkungen zu vergleichen. Aber die dem Redner zugemessene kurze Zeit und die notwendige Rücksicht, welche er auf seine Zuhörerschaft zu nehmen hatte, haben ihn offenbar zu einer abschliefsenden Behandlung seines Themas nicht gelangen lassen. Ist dies doch das fast unausbleibliche Schicksal eines jeden, der eine Gelegenheitsrede in angemessener Weise halten will, d. h. so, dafs das, meistenteils aus Nichtfachleuten zusammengesetzte, Publikum zum Nachdenken über den Gegenstand sich angeregt, nicht aber durch eingehende fachmännische Erörterungen sich ermüdet fühlt. Als Gelegenheitsrede ist ten Brinks Rede vortrefflich, und das ist doch gewifs das höchste Lob für sie. Von einem anderen Standpunkte sie beurteilen zu wollen, würde verkehrt sein. Es war dennoch kein ganz glücklicher Griff, wenn W. Wetz — rühmlichst bekannt als Verfasser eines Buches über »die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung im XVIII. Jahrhundert« und eines andern »über Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte« — die Rede ten Brinks einer eingehenden, in Buchform herausgegebenen Kritik unterzog (»Über Literaturgeschichte«. Worms 1891. P. Reifs). Schon der Umstand, dafs Wetz Privatdozent an der Strafsburger Universität und also ten Brinks jüngerer Kollege war, hätte ihn von der öffentlichen Beurteilung der ten Brinkschen Rede abhalten und ihn bestimmen müssen, eine solche Kritik, wenn sie durchaus geübt werden sollte — man darf aber diese Notwendigkeit sehr bezweifeln — einem andern zu überlassen. Es berührt eigentümlich, und zwar durchaus nicht angenehm, zu sehen, wie Wetz die Aufstellungen ten Brinks fast durchweg ablehnt, seinem Widerspruch aber stets in honigsüfsen Worten Ausdruck gibt. Ich zweifle nicht im geringsten, dafs Wetz ten Brinks zweifellos hohe Verdienste um die Literaturgeschichte nicht blofs mit Worten, sondern ganz aufrichtig und ernstlich anerkennt — das ist ja bei einem so sachkundigen und urteilsfähigen Manne, wie Wetz es ist, durchaus vorauszusetzen. Aber gerade um deswillen hätte Wetz die Rede des von ihm mit bestem Rechte hochverehrten Gelehrten nicht zum Gegenstande einer öffentlichen Beurteilung machen sollen, welche trotz der liebenswürdigen Form, in die sie eingekleidet ist, sachlich doch auf eine Verurteilung hinausläuft[3]) und noch dazu auf eine ungerechte, denn Gelegenheitsreden darf man mit dem von Wetz angelegten Mafsstabe nicht messen. Indessen Wetz' Schrift hat den besten Anspruch darauf, auch ohne alle Bezugnahme auf ten Brinks Rede gewürdigt zu werden. Thut man dies,

3) Denn eine Verurteilung darf man es doch wohl nennen, wenn Wetz (p. 30) sagt: »Was die Problemstellung, die Richtigkeit und konsequente Anwendung der aufgestellten Prinzipien, die Strenge und Durchsichtigkeit der systematischen Gliederung anbetrifft, so läfst sie manches zu wünschen übrig, wie uns überhaupt die Leistung des theoretisierenden Literarhistorikers nicht ganz den hohen Forderungen zu genügen scheint, welche uns der forschende und darstellende Literarhistoriker gewöhnt hat, an die Brinkschen Arbeiten zu stellen. Wir glauben daher auch, dafs sie das Ziel, welches sie sich steckt, nämlich zur Beseitigung der herrschenden Unklarheit über Wesen und Aufgabe der Literaturgeschichte beizutragen, nur zu einem kleinen Teile erreicht. Ja, es scheint uns selbst fraglich, ob sie nicht durch eine unglücklich gewählte Terminologie an einzelnen Stellen selber wieder zu Mifsverständnissen Anlafs gebe und dadurch die vorhandene Verwirrung noch vermehre.«

so ist unbedingt anzuerkennen, dafs in ihr eine bahnbrechende Leistung vorliegt, welche nicht verfehlen wird, zur Förderung der literarischen — ich sage hier geflissentlich nicht der »literargeschichtlichen« — Studien beizutragen, namentlich aber zur Klärung der gegenwärtig wirklich noch recht verworrenen Anschauungen über Zweck und Ziel, Aufgabe und Gliederung der »Literaturgeschichte« und über das Verhältnis dieser zur Philologie, zur Welt- und zur Kulturgeschichte, zur Psychologie und zur Ästhetik. Mit dem Endergebnis der Wetzschen Untersuchung kann ich mich freilich nicht einverstanden erklären, und vermuthlich werde ich mit meiner Verneinung nicht allein stehen. Aber man kann ein Endergebnis ablehnen und sich doch der Wege und Mittel freuen, durch welche es gewonnen worden ist. Wetz' Buch ist vielseitig anregend, wie selten eins geschrieben worden ist, und dabei nicht etwa blofs oberflächlich geistreich, sondern eindringend in die Tiefen des Denkens, immer Zeugnis davon ablegend, dafs der Verf. ein selbständiger Denker ist, der die Kraft und den Beruf in sich fühlt, neue Wege zu wandeln und entschieden zu brechen mit althergebrachten Überlieferungen. Ich glaube aber, vorhersagen zu dürfen, dafs Wetz selbst nicht lange festhalten wird an der Grundanschauung, mit deren Darlegung er den Höhepunkt seiner Erörterung erreicht (S. 57), sondern dafs er in folgerichtiger Weiterführung seines eigenen Gedankenganges zu einem andern Standpunkte gelangen wird. Es sei mir erlaubt, dies mit wenigen Worten zu begründen. Wetz sagt a. a. O.: »Wir glauben daher zu der Verwerfung der herrschenden Meinung berechtigt zu sein, wonach die Literaturgeschichte sich vorwiegend den historischen, biographischen und philologischen Untersuchungen zu widmen habe, während die Betrachtung der Werke und ihres Autors mehr ein nebensächliches Beiwerk und ein wohl zu entbehrender Zierat sei. Unseres Erachtens ist vielmehr ihre erste und wichtigste Aufgabe die wissenschaftliche Erkenntnis der Eigentümlichkeiten literarischer Werke und des Geistes ihrer Verfasser — diese steht im Mittelpunkte der literarhistorischen Forschung, weil jede andere Betrachtung von ihr ihren Ausgangspunkt nehmen mufs, und wesentlich davon, wie sie dieser Aufgabe gerecht zu werden vermag, hängt es ab, welchen Rang eine literarhistorische Forschung selber einzunehmen hat.«

Also »die wissenschaftliche Erkenntnis der Eigentümlichkeiten literarischer Werke und des Geistes ihrer Verfasser« soll wichtigste Aufgabe der Literaturgeschichte sein. Ich meinerseits kann in dieser Erkenntnis nicht nur nicht die wichtigste Aufgabe der Literaturgeschichte erblicken, sondern glaube sogar, dafs sie die Literaturgeschichte gar nicht unmittelbar angeht. Die Aufgabe der politischen Geschichte (das Wort im Sinne von Geschichtswissenschaft gebraucht) ist nach meiner Anschauung (und wohl auch von anderen dürfte sie geteilt werden) die Feststellung und Darlegung der politischen Geschehnisse (wozu auch die Lebensschicksale der politischen Persönlichkeiten gehören) und des zwischen ihnen bestehenden inneren Zusammenhanges. Dementsprechend erachte ich als Aufgabe der Literaturgeschichte die Feststellung und Darlegung der literarischen Geschehnisse (wozu auch die Lebensschicksale der literarischen Persönlichkeiten gehören) und des zwischen ihnen bestehenden inneren Zusammenhanges. Gegenstand der Geschichtswissenschaft kann eben nur das Geschehene sein. Insofern der Literaturgeschichte die Feststellung solcher literarischer Ereignisse obliegt, welche zugleich auch

sprachgeschichtliche Ereignisse sind (z. B. die sprachliche Wandelungen des Textes einer Dichtung), ist sie zugleich Philologie, und da ein derartiges Zusammenfallen in weitem Umfange statthat, so ist man praktisch berechtigt, in den Begriff »Philologie« auch die Literaturgeschichte mit einzubeziehen.

»Eigentümlichkeiten literarischer Werke sind nun selbstverständlich keine literarischen Geschehnisse, sondern es sind literarische Thatsachen und zugleich, weil ein Literaturwerk stets das Erzeugnis literarischer (redender, dichtender) Kunst ist, künstlerische, d. h. hier dem Gebiete der Kunst angehörige Thatsachen, es sind künstlerische Eigentümlichkeiten. Die »wissenschaftliche Erkenntnis« dieser kann nicht Sache der Literaturgeschichte sein, sondern sie ist Aufgabe der auf die Werke der literarischen Kunst angewandten Ästhetik. Ganz entsprechend ist die wissenschaftliche Erkenntnis der Eigentümlichkeiten politischer Werke (Staatsverfassungen, Verträge u. s. w.) nicht Aufgabe der politischen Geschichte, sondern der Staatswissenschaft, in letzter Instanz aber der Ethik. — Auch die wissenschaftliche Erkenntnis »des Geistes« — nebenbei bemerkt, der Ausdruck ist nicht eben glücklich, das Fremdwort »Subjektivität« würde zutreffender sein) — fällt aufserhalb des Bereichs der Literaturgeschichte, sie ist Aufgabe der induktiven Psychologie. Meines Erachtens ist demnach die Aufgabe der Literaturgeschichte eine weit enger begrenzte, als es nach Wetz' Auffassung der Fall ist, und ich halte es für recht wichtig, dafs sie in der angegebenen Weise eng begrenzt werde. Es führt in der Regel zu verfehltem und schiefem Ergebnisse, wenn in wissenschaftlicher oder doch wissenschaftlich sein sollender Arbeit Literaturgeschichte (in dem von mir aufgestellten engeren Sinne des Wortes), Ästhetik und Psychologie durcheinander gewirrt werden. Die Erfahrung hat wenigstens sattsam gezeigt, dafs die ästhetisierende und über psychologische Erscheinungen raisonnierende Literaturgeschichte zu grauenhaftem Dilettantismus geführt und ebensowohl aufserhalb wie innerhalb der wissenschaftlichen Kreise schweres Unheil angerichtet hat. Wohl hat es Männer gegeben und gibt es noch solche — ich rechne dazu namentlich auch Wetz selbst —, welche vermöge seltener Begabung zugleich zu literargeschichtlicher, ästhetischer und psychologischer Arbeit befähigt waren oder sind. Im Prinzip aber und meistens in der Praxis sind Literaturgeschichte, Ästhetik und Psychologie auseinanderzuhalten, insbesondere wieder die erstere und die beiden letzteren. Ich glaube, dafs auch Wetz zu dieser Anschauung gelangen wird; darauf deutet wenigstens das hin, was er S. 29 Z. 9 ff. v. u. gesagt hat, später aber wieder vergessen zu haben scheint. Dringend zu wünschen ist, dafs endlich einmal der ernstliche Versuch gewagt und mit Erfolg gekrönt werden möge, für die auf Werke der literarischen Kunst angewandte Ästhetik objektiv feste Normen zu gewinnen. Erst wenn dies geschehen, wird dem Beurteiler literarischer Werke es möglich sein, bei seinen Urteilen die eigene Subjektivität auf ein der Sache nicht mehr nachteiliges Mafs zu beschränken.

Münster i. W., Oktober 1891.[4]) G. Körting.

---

4) Wie das obige Datum zeigt, ist zwischen der Niederschrift dieser Bemerkungen und ihrer Drucklegung eine geraume Zeit verflossen. Der Leser wolle daraus es erklären, dafs seitdem eingetretene Geschehnisse, (z. B. ten Brinks Tod) und seitdem erschienene Bücher (z. B. die späteren Lieferungen des Paulschen Grundrisses, die auch für den Romanisten so viel Wichtiges enthalten) nicht berücksichtigt worden sind.

Literaturwissenschaft. — In Deutschland wurden in den letzten Jahrzehnten verhältnismäſsig wenig Untersuchungen über die Prinzipien der Literaturforschung vorgenommen. Man war wohl mit groſsem Eifer und Erfolg um den inneren Ausbau der literaturhistorischen Wissenschaft bemüht, welche gerade hier eine umfassende Grundlegung gefunden, und welcher Herder, Goethe, Schiller und die Romantiker eine Fülle bedeutender Aufgaben gezeigt hatten, aber man stand eigentlich doch immer unter den Anregungen einer früheren Epoche, und kein einziger nennenswerter Versuch wurde gemacht, durch Aufstellung neuer oder durch konsequentere Anwendung wenig beachteter Prinzipien der Forschung frische Impulse zu geben. Im allgemeinen herrschte die sogenannte *pragmatische* Behandlung der Literaturgeschichte, bei der es vornehmlich auf die historischen Zusammenhänge und die Erklärung literarischer Erscheinungen aus der Zeit ankam, während die kritische Analyse der Werke zurücktrat, ihre ästhetische Betrachtung bei einzelnen gar verpönt war. Der berühmteste Vertreter und das anerkannte Muster dieser Richtung war Gervinus, über den hinaus jedoch wesentliche Fortschritte erzielt wurden. Manche Späteren handhabten die Kunst der biographischen Darstellung und Charakteristik mit weit mehr Geschick, oft sogar mit Meisterschaft, und wuſsten vermöge ihres feineren ästhetischen Sinns und gröſserer Anschmiegungsfähigkeit viel besser die Eigenart der behandelten Autoren und Werke zum Ausdruck zu bringen, der die etwas spröde und im Grunde geradezu unästhetisch organisierte Natur von Gervinus oft nicht gerecht geworden war. Namentlich seit den siebziger Jahren wurde es üblich, durch Annäherung der Literaturgeschichte an die Philologie eine Verbesserung und Vertiefung der Ergebnisse der historischen Betrachtung zu erstreben: durch Aufsuchen der Übereinstimmungen mit Vorgängern in Stoff, Form, Darstellung oder Ausdruck wollte man die Einflüsse, die ein Dichter erfahren, ermitteln und seine künstlerische Entwickelung aufhellen; um die Entstehung seiner Werke zu erklären, begann man das Gewordene wieder zu zersetzen, die fertige Dichtung in die Elemente aufzulösen, aus denen sie sich gebildet hatte, und verfolgte diese bis zu ihrem Ursprung in der Biographie des Dichters oder in literarischen Vorgängern; schlieſslich zog man alle Äuſserungen eines Dichters über sein Werk — in Briefen, Gesprächen und Denkwürdigkeiten — heran, verglich die verschiedenen Fassungen, in denen es vorlag, und suchte so möglichst genau die einzelnen Stadien seiner Entstehung, überhaupt seine vollständige innere und äuſsere Geschichte festzustellen. Auſser der Lebens- und Entwickelungsgeschichte eines Autors, seiner literar- und kulturhistorischen Stellung wurden nun noch manche mehr nebensächliche und äuſserliche Punkte zu bevorzugten, ja von vielen untergeordneten Forschern ausschlieſslich behandelten Untersuchungsgegenständen: vor allem der Text und seine Beschaffenheit, seine verschiedenen Fassungen, die Varianten und deren Gründe, die Umarbeitungen, Entlehnungen und Reminiscenzen, das Erlebte und Erlernte in den Motiven — Dinge, die vielleicht das Schaffen des Dichters und das ästhetische Ideal, auf welches er hinarbeitete, beleuchteten, die man jedoch in ihrer Bedeutung für die literarhistorische Forschung oft erheblich überschätzte. Denn viele dieser Untersuchungen wurden um ihrer selbst willen gepflegt, ohne daſs man also fragte, was damit für die bessere Erkenntnis des Dichters selber gewonnen sei, und mit anderen wieder konnte man das Ziel nicht erreichen, das man erreichen wollte — mit Quellennachweisen beispielsweise nicht die

Entstehung grofser Literaturwerke erklären. Denn sobald es sich um organisch erwachsene, in sich notwendige Kunstwerke handelt, kann man, auch wenn das ganze Werk oder einzelne Gestalten schon bei einem Früheren vorgebildet sind, nicht eigentlich mehr von *Entlehnung* sprechen, weil die Konzeption des Ganzen — oder auch nur einer einzelnen Gestalt — blofs möglich war durch einen selbständigen Schöpfungsakt des Dichters, mochte dieser Akt auch immer durch ein Vorbild angeregt sein. Bei den eigentlich schöpferischen Geistern kam man sonach mit diesen Quellennachweisen nicht sehr weit, und dort, wo sie am bequemsten und richtigsten geführt werden konnten, bei den Nachahmern und Halbtalenten, erhob sich wieder das Bedenken, ob ihre literarische und historische Bedeutung solche Untersuchungen rechtfertigen könne. So nahm unter dem Einflufs der Philologie die Detailforschung in der Literaturgeschichte einen mächtigen Aufschwung, während mehr und mehr eine gewisse Unsicherheit über Wesen und Aufgabe dieser Witsenschaft Platz griff. Dies zeigte sich vor allem in den Arbeiten weniger begabter Männer, während wir bei den hervorragenden Vertretern der philologisch-historischen Richtung noch immer die grofsen Gesichtspunkte, die universale und tiefe Auffassungsweise finden, welche durch Herder zur Herrschaft gekommen war.

Die hervorgehobenen Umstände wirkten besonders nachteilig auf die theoretischen Untersuchungen über Literaturforschung ein. Die Zahl der Abhandlungen, die sich mit solchen beschäftigen, ist klein, und die Ausbeute, die sie gewähren, gering. Ihrem Inhalte nach sind sie wenig verschieden, und zwar gehen sie eigentlich nur darauf aus, festzustellen und zum Gesetz zu erheben, was man allgemein übte und befolgte, meist aber fehlt ihnen ganz, was solchen Arbeiten erst wissenschaftlichen Wert verleiht, die kritische Untersuchung der Aufgaben und Methoden der Forschung, die Bezeichnung der Mängel des Bestehenden und die Hinweise auf die neuen Wege, auf welchen wertvollere und gesichertere Ergebnisse zu erreichen sind. Man zählt mit ängstlicher Sorgfalt alle Punkte auf, deren Beachtung man von dem Literarhistoriker fordert, und schärft ihm eine Menge Detailvorschriften ein, aber man erörtert nicht den Begriff der Literaturgeschichte selber, Natur, Stellung und Zusammenhang der einzelnen Untersuchungen, die sie zu führen hat, und vor allen Dingen fragt man nicht, was sie mit diesem bezwecke und was sie mit ihnen beweisen könne und was nicht. Mehrere treffliche Abhandlungen, die ein Programm der literarhistorischen Forschung entwickeln, lassen nach dieser Seite zu wünschen übrig, während sie im Einzelnen viele feine Beobachtungen und nützliche Winke für den Forscher bieten. Von neueren Schriften, aus denen man ersieht, welche Aufgaben sich bei uns die philologisch-historische Literaturforschung — besonders für die letzten Jahrhunderte — stellt, und wie sie diese Aufgaben zu lösen sucht, sei die kleine Schrift von EUGEN WOLFF »Das Wesen wissenschaftlicher Literaturbetrachtung«[1]) angeführt, welche sich durch lebhafte Darstellung und glückliche Formulierungen empfiehlt. — Die Rektoratsrede TEN BRINK's »Über die Aufgabe der Literaturgeschichte« ist bereits oben besprochen worden. —

Weit mehr Interesse als in Deutschland, wandte man in Frankreich allen diesen Fragen zu, und zwar erörterte man hier vor allem die Ansichten Taines über die Beziehungen der Werke der Literatur und

1) Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1890.

Kunst zu ihren Urhebern und weiterhin zu den Zeitverhältnissen, aus denen diese hervorgegangen. Diese Ansichten sind nur die Anwendung einer umfassenderen Theorie über das Wesen historischer Forschung, die wir kurz andeuten wollen. Alle Schöpfungen des Menschengeistes — auf politischem, religiösem, philosophischem, künstlerischem, literarischem oder irgend einem andern Gebiete — sind nicht zufällig, sondern sind unabhängig von der Beschaffenheit der Menschen, die sie hervorgebracht haben. Man kann sie also auch nur dann richtig verstehen, wenn man auf diese zurückgeht und sie aus deren Natur zu erklären sucht. Die erste Aufgabe der historischen Forschung mufs also immer sein, zu dem Menschen vorzudringen, der hinter einer bestimmten historischen Erscheinung steht, ihn durch die Ferne der Zei thindurch mit seinen Ideen und Leidenschaften möglichst vollständig und genau zu erkennen. Ein Werk der griechischen Plastik, die protestantische Kirchenmusik, eine politische Doktrin sind aus einem bestimmten Geistes- und Gemütszustand entsprungen, sie setzen diesen voraus und gestatten, auf ihn zurückzuschliefsen und ihn bis zu einem bestimmten Punkte zu erkennen. Sie erhalten daher ihre wahre Bedeutung erst dann, wenn man sie als historische Dokumente betrachtet, welche es ermöglichen, in dem Seelenleben ihrer Urheber zu lesen. Haben wir so das Denken und Fühlen der Menschen der Vergangenheit kennen gelernt, so müssen wir uns sagen, dafs dies auch wieder von Ursachen abhängt und sich nach Gesetzen gebildet hat. Wir müssen also diese Ursachen aufsuchen und ihre Wirkungsweise betrachten. Und zwar findet Taine als letzte Ursachen, von denen die seelische Beschaffenheit der Menschen bestimmt wird, drei Kräfte, Rasse, Umgebung (Milieu) und Zeitpunkt, die ursprünglichen Eigenschaften, die äufseren Einflüsse und die durch das Zusammenwirken beider schon geschaffenen Zustände. Diese Kräfte erzielen eine bedeutende oder geringe Wirkung, je nachdem die ursprünglichen Kräfte grofs oder klein sind, und die getrennten Wirkungen der Rasse, der Umgebung und des Zeitpunktes sich bei ihrem Zusammentreffen gegenseitig verstärken oder aufheben. So erklären sich die langen Zeiträume der Unfruchtbarkeit und die glänzenden Epochen des Gelingens, welche unregelmäfsig und ohne sichtbaren Grund in dem Leben eines Volkes erscheinen; sie entstammen innerer Übereinstimmung oder innerem Widerstreit. Die durch Rasse, Umgebung oder Zeitpunkt geschaffene geistige Disposition eines Volkes zeigt sich nun aber nicht blofs auf *einem*, sondern auf allen Gebieten zugleich wirksam. Die Kultur eines Volkes bildet ein Ganzes, ihre Teile stehen unter sich im Zusammenhang, und es herrscht auch auf moralischem Gebiet ein Gesetz der gegenseitigen Abhängigkeiten.[2]) Wie in einem Tier die Triebe, die Zähne, die Glieder, das Knochengerüst, der Muskelapparat unter sich verbunden sind, dafs eine Veränderung an einem von ihnen in jedem der andern eine entsprechende Veränderung nach sich zieht, und ein geschickter Naturforscher aus etlichen Bruchstücken durch Schlüsse den Körper fast ganz rekonstruieren kann, so bilden auch in einer Kultur die Religion, die Philosophie, die Form der Familie, die Literatur, die Künste ein System, wo jede örtliche Veränderung eine allgemeine Veränderung nach sich zieht, so dafs ein erfahrener Historiker nur irgend einen einzelnen Teil zu studieren braucht, um die Charaktere der übrigen im

2) Taine hat dieses Gesetz namentlich in der Vorrede zu seinen ›Essais de critique et d'histoire‹ darzulegen gesucht.

voraus zu erkennen und halb und halb voraussagen zu können. Taine geht nun noch einen Schritt weiter. Er hält es nicht nur für möglich, für diese oder jene einzelne Erscheinung, sondern auch für das Auftreten ganzer Gruppen von Erscheinungen die Gesetze zu ermitteln, z. B. also diejenigen, nach welchen sich die Entstehung der Religionen, der Philosophien, der Künste vollzieht. Jede Art menschlicher Schöpfung hat als unmittelbare Ursache eine moralische Disposition oder ein Zusammenwirken moralischer Dispositionen: sie erscheint, sobald diese Ursache gegeben ist, und verschwindet mit deren Aufhören, und die Schwäche oder Stärke dieser Ursache gibt das Mafs für ihre eigene Stärke oder Schwäche. Sie ist an sie gebunden wie ein physikalisches Phänomen an seine Bedingung, wie der Tau an das Erkalten der umgebenden Temperatur. Der Historiker sieht sich also vor folgende Frage gestellt: wenn eine Literatur, eine Philosophie, eine Gesellschaft, eine Kunst, eine gewisse Klasse von Künsten gegeben ist, welches ist der Geisteszustand, der sie hervorbringt, und welches sind die für das Hervorbringen dieses Geisteszustandes günstigsten Eigenschaften der Rasse, der Umgebung und des Zeitpunktes? Es gibt einen besonderen Geisteszustand für jede dieser Bildungen und für jede ihrer Verzweigungen; jede hat ihr eigenes Gesetz, und vermöge dieses Gesetzes sieht man sie, während ihre Nachbarinnen nichts Lebensfähiges hervorbringen, sich scheinbar aufs Geratewohl und ganz allein erheben, wie die Malerei in Flandern und Holland im 17., wie die Dichtung in England im 16., wie die Musik in Deutschland im 18. Jahrhundert. Hier waren die Bedingungen für e i n e Kunst und nicht für die übrigen erfüllt, und ein einziger Zweig hat während der allgemeinen Dürre Knospen getrieben. Die Geschichte mufs den Regeln dieses Wachstums nachgehen, die eigentümliche Psychologie jeder dieser besonderen Bildungen feststellen. Sie ist im Grunde ein p s y c h o l o g i s c h e s P r o b l e m. Ein eigenes System von Eindrücken und inneren Vorgängen macht den Künstler, den Gläubigen, den Musiker, den Maler, den Nomaden, den Gesellschaftsmenschen aus: jeder von ihnen hat seine eigene Geschichte, seine eigene innere Struktur mit irgend einer Hauptanlage und einem herrschenden Charakter. Eine besondere Wichtigkeit besitzen nun die literarischen Dokumente. Ist ein solches gehaltreich und weifs man es zu deuten, so offenbart es uns die Psychologie einer Seele, oft die eines Jahrhunderts und manchmal die einer Rasse. Unter diesem Gesichtspunkt sind ein grofses Gedicht, ein schöner Roman, die Bekenntnisse eines hervorragenden Mannes lehrreicher als ein Haufen Geschichtsschreiber und Geschichtswerke. Und zwar wächst der Nutzen eines Literaturwerks mit seinem schriftstellerischen Wert. Denn dieser ist um so gröfser, und ein Schriftsteller gewinnt um so eher die Sympathien eines ganzen Jahrhunderts und einer ganzen Rasse, je mehr er es versteht, die Denk- und Gefühlsweise eines ganzen Jahrhunderts und einer ganzen Nation darzustellen. Von den Dokumenten, die uns die Gefühle vergangener Geschlechter vor Augen stellen, ist eine Literatur und namentlich eine grofse Literatur unvergleichlich das beste. Sie gleicht den wunderbaren, aufserordentlich empfindlichen Apparaten, vermittelst deren die Physiker die geheimsten und feinsten Veränderungen eines Körpers messen. Politische Verfassungen und Religionen können sich nicht mit ihr messen; die Gesetzesparagraphen und Lehrsätze eines Katechismus malen den Geist immer nur im grofsen und ganzen und ohne Feinheit — die Dokumente, in denen Politik und Dogma lebendig sind, sind Kanzel- und Parlamentsreden, Memoiren, vertrauliche Bekenntnisse;

und alles das gehört zur Literatur, dergestalt, daſs sie nebenher noch allen Vorteil von den andern hat. Vornehmlich also mittels des Literaturstudiums wird man die geistige Geschichte schreiben und zur Kenntnis der Gesetze vorschreiten können, von denen die Ereignisse abhängen.

Wir sind auf diese Ansichten Taines, trotzdem sie schon vor ungefähr 30 Jahren formuliert wurden[3]), hauptsächlich deshalb ausführlicher eingegangen, weil mehrere wichtigere Schriften, welche wir noch werden anführen müssen, auf sie Bezug nehmen, und vieles dafür spricht, daſs ihre Wirksamkeit durchaus noch nicht erschöpft, vielmehr in stetem Wachstum begriffen ist. Unseres Erachtens besteht die Bedeutung Taines für die Literaturforschung in folgendem. Zunächst einmal betrachtet er die Werke der Literatur als historische Dokumente von gröſster Wichtigkeit, welche über ihre Urheber und weiterhin über deren Zeit- und Landesgenossen einen sichern Aufschluſs geben: eine Literatur ist ihm ein untrügliches Mittel, die geheimsten Seelenzustände eines Volkes während der Zeit, da es eine Literatur besitzt, kennen zu lernen, und er erklärt in der Vorrede zu seiner englischen Literaturgeschichte geradezu, er unternehme es, die Geschichte einer Literatur zu schreiben und darin die Psychologie eines Volkes zu suchen. Man sieht, wie hier zweierlei verbunden ist, der Rückschluſs von einem Werk auf seinen Urheber mit dem Rückschluſs auf einen weiteren Kreis von Menschen, welche als jenem ähnlich angenommen werden. Allein nur in dem ersteren Falle besteht eine feste und notwendige Beziehung, während sie in dem zweiten sehr lose ist. Wohl bewirken die gleichen Verhältnisse, in denen sie stehen, eine gewisse Ähnlichkeit zwischen einem Schriftsteller und seinen Zeitgenossen, auch setzt schon der Umstand, daſs seine Werke von diesen gelesen werden und ihren Beifall finden, eine solche voraus: allein diese Ähnlichkeit ist oft recht unbedeutend, und schon die groſse Verschiedenheit zwischen den zu gleicher Zeit und in demselben Lande lebenden Schriftstellern, wie sie gerade die neuesten Zeiten so häufig aufweisen, belehrt uns, wie unsicher solche Schlüsse von Autoren auf ihre Zeitgenossen sind. Man sieht daher, das von Taine empfohlene und angewandte Verfahren liefert nur in ganz bestimmten Fällen zweifellos sichere Ergebnisse, während es in manchen anderen nur mit groſser Behutsamkeit angewandt werden kann. Dennoch bleibt das Verdienst Taines ungeschmälert, daſs er mit gröſstem Nachdruck auf die Literaturdenkmäler hingewiesen als auf ein Mittel, sich über die Gefühle und Anschauungen der Menschen einer früheren Zeit Aufschluſs zu verschaffen, und daſs er selber durch sein Beispiel gezeigt hat, welcher Nutzen aus ihnen zu ziehen ist. Unvergleichlich wichtiger scheint uns jedoch, daſs er in neuer Weise aus den Werken der Autoren sich eine Kenntnis ihrer geistigen Persönlichkeit zu verschaffen suchte. Eigentlich will ja jede literarische Charakteristik uns eine solche überliefern: allein man weiſs, wie es um diesen Zweig der literarhistorischen Forschung steht, wie unbestimmt und vieldeutig die gebrauchten Ausdrücke sind, wie üppig hier die Phrase wuchert. Taine hat nun — und es ist das unseres Erachtens der bedeutendste Fortschritt, den die Literaturgeschichte in unserem Jahrhundert gemacht hat — bei der Behandlung dieser Aufgabe sich der Methode und

3) Am vollständigsten sind sie dargelegt in der Einleitung zu der »Histoire de la littérature anglaise«.

präzisen Sprache der wissenschaftlichen Psychologie bedient. Statt allgemeiner Redensarten, die einem unter den Händen zerrinnen, gibt er bestimmte Daten über die Phantasie, den Intellekt, die Ideen und die Gefühle eines Autors und entwickelt aus deren Beschaffenheit die Eigentümlichkeiten des Stils und der Darstellungsweise, überhaupt den ganzen Charakter eines Werkes. Taine hat so nicht nur gezeigt, wie literarische Charakteristiken wissenschaftlicher und präziser gestaltet werden können, sondern auch für alle den Stil und die Darstellung betreffende Untersuchungen eine neue Behandlung angebahnt, indem er nicht blofs Beobachtung an Beobachtung reiht, sondern für jede Erscheinung, die er feststellt, eine psychologische Erklärung versucht. Am meisten Aufsehen hat eigentlich Taine erregt wegen des Eifers, wenn man will, der Hartnäckigkeit, mit der er zur Erklärung historischer Erscheinungen — vor allem handelt es sich dabei für ihn um die Höhepunkte der Literatur- und Kunstentwickelung — Rasse, Umgebung und Zeitpunkt heranzog. Unverkennbar hat er ein sehr interessantes historisches Problem gesehen, das noch seiner Lösung harrt, dies nämlich, wie es kommt, dafs zu einer bestimmten Zeit bei einem bestimmten Volk eine einzelne Kunst — bald die Malerei, bald die Plastik, bald das Drama, — die übrigen Künste weit hinter sich lassend, einen mächtigen — wenn auch vielleicht nur kurze Zeit dauernden — Aufschwung nimmt und eine Anzahl grofser Meister hervorbringt, neben denen eine Menge noch immer Bedeutendes leistender Talente zweiten Ranges steht, während in den andern Künsten zu gleicher Zeit und unter den gleichen Verhältnissen nichts Nennenswertes geschaffen wird. Taine hat sich mit dieser Erscheinung besonders in seiner »Philosophie de l'art« beschäftigt und macht sie hier von einer gewissen *moralischen Temperatur* abhängig. Wie von den Pflanzen, deren Keime die Natur so reichlich verstreut, an einem bestimmten Platze nur diejenige Art gedeiht, sich fortpflanzt und alle anderen verdrängt, welche für sie besonders günstige und für keine andere gleich günstige Wachstumsbedingungen findet, so entfaltet sich von den Talenten, deren Zahl und Güte sich vermutlich immer gleich bleibt, nur diejenige Art, welche den ihr gemäfsen Zustand der Sitten und der Geister findet. Fehlt dieser Zustand, so kann diese Art sich nicht entwickeln, wechselt derselbe, so erscheint eine andere Art von Talenten. Die moralische Temperatur wirkt also ähnlich wie die physische, indem sie eine Auswahl zwischen den verschiedenen Arten von Talenten trifft, nur diese oder jene sich entfalten läfst und mehr oder minder vollständig alle anderen ausschliefst. Taine hat nun selber diese sogenannte moralische Temperatur zu erkennen gesucht, unter der allein die hohe Blüte einzelner Künste — z. B. der Malerei in Italien und in den Niederlanden, der Plastik in Griechenland[4]) — möglich war, und es gibt vielleicht nicht eine Schrift von ihm, in der er nicht auf dies Problem einginge. Wie von einem so hervorragenden Geiste nicht anders zu erwarten, enthalten diese Untersuchungen sehr viel Lehrreiches und Anregendes: in der aufserordentlichen Schwierigkeit des Gegenstandes liegt es jedoch begründet, dafs seine Ergebnisse noch weit davon entfernt sind, überzeugend zu sein.

---

4) Später wurden die Studien über diese Kunstepochen mit den Abhandlungen »La philosophie de l'art« und »L'idéal dans l'art« vereinigt und liegen nun in zwei Bänden mit dem Titel »La philosophie de l'art« vor.

In vielen Punkten steht Taine sehr nahe ein frühverstorbener origineller Schriftsteller, Émile Hennequin, welcher sich die Begründung einer neuen Wissenschaft, der »Ästhopsychologie« — wofür er jedoch meist die populäre Bezeichnung »wissenschaftliche Kritik«[5]) gebraucht — zur Aufgabe macht. Es soll diese Wissenschaft — nach dem Muster der Taineschen Literaturforschung — von den Bethätigungen eines Geistes — Büchern, Kunstwerken u. s. w. — zu diesem Geiste selber und der Gruppe von Geistern aufsteigen, als deren Vertreter er gelten kann; jedoch sucht Hennequin diese Untersuchungen viel weiter auszudehnen, weit schärfere und mehr ins Einzelne gehende Resultate zu erzielen als sein grofser Vorgänger und wagt sich dabei, wie uns scheinen will, häufig an Probleme, auf deren Lösung wir bei dem gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung noch verzichten müssen. Die Werke, welche die wissenschaftliche Kritik analysiert — dies ist etwa der Gedankengang des Autors —, haben dies gemein, dafs sie *ästhetisch* sind, schön sein und uns ergreifen wollen. Es gilt also, aus ihnen die Gesamtheit ihrer ästhetischen Eigentümlichkeiten abzuleiten, welche einen Rückschlufs auf eine gleichlaufende Reihe psychologischer Eigentümlichkeiten bei ihren Urhebern und seinesgleichen gestatten. Die Ästhopsychologie hat also zunächst die *ästhetische*, dann die *psychologische* und schliefslich die *soziologische Analyse* vorzunehmen und stützt sich dabei abwechselnd auf die Ästhetik, die Psychologie, die Soziologie und Ethnologie. Schon der Abschnitt über die ästhetische Analyse, welche übrigens eine geistvolle Auseinandersetzung über die Natur der ästhetischen Empfindungen enthält, zeigt einige der bedenklichen Übertreibungen, zu denen unser Autor von einem berechtigten Grundgedanken aus gelangte. Ein literarisches Werk wird von ihm definiert als eine Summe von geschriebenen Zeichen, welche bezweckt, bestimmte Empfindungen, nämlich die ästhetischen, hervorzurufen. Daher müssen wir sowohl die Beschaffenheit der hervorgerufenen Empfindungen als auch der dazu angewendeten Mittel feststellen. Die Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellen, wenn wir, sei es die Natur, sei es die Stärke dieser Empfindungen bestimmen wollen, hat Hennequin gesehen, jedoch erheblich unterschätzt. Wenn man ihm auch darin Recht geben kann, dafs niemand Lamartine für sardonisch, Victor Hugo für familiär halten wird, und wenn man auch seine positiven Bestimmungen gutheifsen will, z. B. dafs Zola ein Gefühl der Willensanstrengung, der Sympathie und des Pessimismus erwecke — wie wenig ist doch damit gesagt, und wie unbestimmt ist der Eindruck der Gröfse, des Geheimnisvollen, des Grausens, des Menschenhasses, den wir nach Hennequin von manchen Werken und Autoren empfangen! Wenigstens sind wir so noch weit davon entfernt, dafs, wie er hofft, »*à force de délicatesse et de nuances, on peut arriver à transcrire en son intégrité le tableau des mouvements d'âme que suscite tout artiste*«. Bei der Behandlung der Darstellungsmittel hält er den Gang von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten, von dem Äufseren zu dem Inneren ein und betrachtet, indem er einen Roman zu Grunde legt und einige Änderungen, die bei den andern Gattungen nötig werden, andeutet, zuerst den Wortschatz, der nach den direkten oder associierten Bildern, welche die Ausdrücke hervorrufen, zu charakterisieren

5) La critique scientifique. 2e éd. Paris, 1890. Perrin et Cie.

sei, die Syntax, die Komposition der Sätze, der Abschnitte, der Kapitel und des ganzen Werkes, dann, indem er sich zu dem Inhalt wendet, spricht er über die Orte, wo die Handlung sich abspielt, die Personen und ihre Handlungen, wobei jedesmal sowohl ihre Beschaffenheit als die Kraft, mit welcher der Dichter sie zu veranschaulichen verstanden, betrachtet werden müsse, schliefslich über die Wahl des Stoffes selber. Indem wir nun die Daten, welche wir aus dem Studium der Empfindungen, der inneren und äusseren Darstellungsmittel und des Stoffes gewonnen haben, sich gegenseitig ergänzen und näher bestimmen liefsen, gelangten wir zu einer Zusammenfassung aller inneren und äufseren Eigentümlichkeiten des Werkes — desjenigen Materiales, aus dem wir nun Schlüsse auf seinen Urheber und seine Bewunderer ziehen sollten. In dem sich nun anschliefsenden Abschnitt über die psychologische Analyse wird das Vorbild Taines besonders deutlich. Während die meisten Kritiker, wie z. B. Sainte-Beuve, die Natur eines Schriftstellers hauptsächlich deshalb kennen lernen wollen, weil sie dann ihre Werke richtiger zu beurteilen vermögen, verzichtet Hennequin nach Taines Vorgang ganz auf das Urteilen und will blofs die geistige Organisation eines Mannes aus seinen Schriften ableiten. Auch verwirft er es, dafs man, wie es meist geschieht, zur Bestimmung der Individualität eines Schriftstellers neben der direkten Analyse seiner Werke noch die Geschichte seiner Laufbahn, die Ethnologie, die Erblichkeit und die äufseren Einflüsse, die ihn umgeben, heranzieht. Diese haben nach ihm blofs sekundären Wert — der Prüfung der Werke allein müsse man die notwendigen Angaben entnehmen, um den Geist des Schriftstellers, den man studieren wolle, zu bestimmen. Es gelte also, aus den uns bekannten ästhetischen Eigentümlichkeiten, aus dem, was wir über den Stil, die Komposition, die Natur und Darstellung der Personen und Handlungen u. s. w. ermittelt, eine entsprechende Reihe psychologischer Eigentümlichkeiten zu erschliefsen. Hennequin glaubt, dafs wir so zu einer vollständigen Kenntnis des Geistes, dessen Offenbarungen wir analysiert haben, gelangen können. Denn nach ihm gibt es bei dem gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung keine bedeutende ästhetische Eigentümlichkeit eines Schriftstellers, die nicht zur Bezeichnung einer psychologischen Eigentümlichkeit dienen könnte. Hierbei dürften wir jedoch nicht stehen bleiben. Wir müfsten suchen, aus den psychologischen Einzelheiten, die wir aufgefunden, ein geistiges Gesamtbild zu gewinnen, wir müfsten über das Spiel und die Hauptorgane des Geistes des Schriftstellers eine Hypothese aufstellen, wonach wir ihn uns als die Ursache jener Bethätigungen vorstellen könnten. Hennequin hofft, dafs es vielleicht möglich sein werde, diese psychologische Hypothese durch eine physiologische zu ergänzen, wie er selber auch in dem Gehirnorganismus Victor Hugos ein Überwiegen der dritten Stirnwindung annimmt. Die Ergebnisse dieser physiologischen Analysen würden nun wieder von grofsem Nutzen für die Psychologie sein, weil sie eines ihrer am wenigsten ausgebeuteten Gebiete, die höheren Funktionen des Geistes, betreffen. Vor allem würden sie das Spiel der psychologischen Gesetze bei einer ganzen äufserst interessanten Menschenklasse, den Genialischen, beleuchten und zur Lösung mehrerer vielumstrittenen Fragen beitragen. — Zweifellos hat Hennequin darin recht, dafs er die Werke als die einzige Quelle betrachtet, aus denen wir sichere Schlüsse über den Intellekt eines Autors ziehen können, auch bietet er in seinem

Buch und an anderen Orten[6]) viele Beispiele glücklicher Umdeutung ästhetischer in psychologische Fakte. Es wäre daher auch nur zu wünschen, dafs sein und Taines Beispiel eine lebhaftere und allgemeinere Nachfolge fände, als es voraussichtlich finden wird. Dennoch wird man sich darüber klar sein müssen, dafs die Feinheit und Vollständigkeit, die Hennequin von solchen Untersuchungen zu erwarten scheint, sich nie erreichen läfst, und wenn man auch nicht bezweifeln darf, dafs den Fortschritten der wissenschaftlichen Psychologie auch Fortschritte der wissenschaftlichen Kritik nachfolgen werden, so wird man doch nie über eine bestimmte Grenze vordringen können. Allein das verschlägt auch wenig, wenn die Resultate bei ihrem etwas rohen und summarischen Charakter nur brauchbar sind und wichtige Eigentümlichkeiten der Werke erklären helfen, wie dies jetzt schon in ausgedehntem Mafse der Fall ist. Wie Taine schliefst Hennequin von den Werken nun aber nicht blofs auf ihren Urheber, sondern auch auf einen weiteren Kreis diesem ähnlich gearteter Menschen. Hier trennen sich jedoch die Wege beider Forscher. Taine nimmt an, dafs der Einflufs der Rasse, der Umgebung und des Zeitpunktes wie auf den Künstler und Schriftsteller, den wir studieren, auch auf dessen Zeit- und Landesgenossen gewirkt und in ihnen ähnliche Gefühle und Anschauungen entwickelt habe. Darum dürfe man unbedenklich aus den Werken der Literatur und Kunst einen weiteren Schlufs auf die eine ganze Zeit kennzeichnenden Gefühle und Anschauungen ziehen. Gegen diese Ansichten wendet sich nun — in der soziologischen Analyse — in längerer Darlegung Hennequin. Die Wirkung jener drei Kräfte, erklärt er, sei wohl vorhanden, jedoch so unbestimmt und wechselnd, dafs man von hierauf beruhenden Schlüssen ganz absehen müsse. Mehr noch als für Rasse und Zeitpunkt gelte dies für die Umgebung, das Milieu. Dessen Einflufs sei bedeutend und wirklich bestimmend blofs im Beginn einer Literatur und einer Gesellschaft, er nehme jedoch mit deren zunehmender Entwickelung ab und in aufserordentlich civilisierten Gemeinwesen, wie in den grofsen modernen Staaten, höre er überhaupt auf zu existieren. Überdies stünden viele und gerade die hervorragendsten Künstler, wie Äschylos, Michel Angelo, Rembrandt, Balzac und Beethoven, im Gegensatz zu ihrem Milieu. Es sei sonach unmöglich, von einem Künstler auf die ihn umgebende Gesellschaft zu schliefsen, sei es, dafs man sich den Künstler durch die Beschaffenheit der Gesellschaft bestimmt, sei es, dafs man sich Künstler und Gesellschaft von gemeinsamen Ursachen abhängig denke. Soziologische Schlüsse kann man nach Hennequin nur auf anderem Wege anstellen. Man mufs sich statt an den Künstler an sein Produkt halten, nicht seine Zeitgenossen, sondern die Bewunderer seiner Werke ins Auge fassen. In Übertreibung des, wenn wir nicht irren, zuerst von Stendhal ausgesprochenen Paradoxons, dafs die Bewunderung ein Zeichen der Ähnlichkeit sei, formuliert Hennequin den Satz: ein Werk der Kunst ist der Ausdruck der Fähigkeiten, des Ideals, der inneren Organisation derjenigen, die es ergreift. Soll ein Roman, führt er aus, von einer bestimmten Person für wahr gehalten werden und sie ergreifen, so mufs er Orte und

6) Eine Anzahl seiner ursprünglich in Zeitschriften erschienenen Aufsätze wurden als ›Études de critique scientifique‹, Paris, Perrin et Cie., veröffentlicht: aus dem Nachlafs ›Quelques écrivains français‹ 1890, bei Lebzeiten und von ihm durchgesehen und überarbeitet * ›Écrivains francisés‹.

Personen von dem Gesichtspunkte zeigen, von dem jene sie sieht; und der Roman wird Beifall finden nicht wegen der objektiven Wahrheit, die er ausdrückt, sondern wegen der vielen Leute, deren subjektive Wahrheit er verwirklicht, deren Ideen er wiedergibt und deren Einbildungskraft er nicht widerspricht. Ein Kunstwerk übt eine ästhetische Wirkung immer nur auf diejenigen Personen aus, deren geistige Eigenheiten durch seine Merkmale dargestellt werden. Nun aber deutet das Kunstwerk vor allem auf seinen Urheber hin, und die Eigentümlichkeiten des Werkes drücken die Eigentümlichkeiten der Geistesorganisation des Urhebers aus. Falls wir also nicht annehmen wollen, daſs eine und dieselbe ästhetische Eigentümlichkeit zwei verschiedenen Arten geistiger Fähigkeiten entspreche, müssen wir schlieſsen, daſs die Bewunderer eines Kunstwerks notwendig eine seelische Organisation besitzen, die der seines Urhebers entspricht, und da die Seele des letzteren durch die Analyse bekannt ist, wird es statthaft sein, seinen Bewunderern die Fähigkeiten, die Vorzüge und Mängel, überhaupt alle hervortretenden Eigentümlichkeiten der geistigen Organisation zuzuerkennen, die wir an ihm festgestellt haben. Ein Werk der Kunst oder Literatur wird so zu einem Mittelglied zwischen seinem Schöpfer und seinen Bewunderern und weist bei diesen auf das Vorhandensein einer Seele hin, die der seines Schöpfers analog ist. Die Psychologie eines Menschen, einer Gruppe von Menschen, einer ganzen Nation läſst sich sonach bestimmen durch die Eigentümlichkeiten ihrer ästhetischen Liebhabereien. Eine Literatur und eine Kunst stellen wohl die Gesellschaft, aus der sie hervorgegangen sind, dar und schreiben ihre innere Geschichte, nicht jedoch, wie Taine das annahm, weil sie in dieser Gesellschaft entstanden sind, sondern weil sie von ihr bewundert wurden. Scheidet man diejenigen Werke aus, die gar keinen Erfolg hatten, und betrachtet man jeden Künstler nach Maſsgabe seiner Berühmtheit, so stellt uns die Literatur- oder Kunstgeschichte die Reihe der für eine Nation typischen geistigen Organisationen, d. h. ihrer psychologischen Entwickelungen, dar. Historisch hat ein Autor nur durch seine Berühmtheit Bedeutung, nicht aber durch seinen Ursprung und seine Eigenschaften. Man kann allerdings, wie Taine wollte, ein Volk durch seine Literatur bestimmen, aber man darf dies nicht so machen, daſs man die Talente mit den Nationen in Verbindung bringt, sondern so, daſs man diese jenen unterordnet, das Volk nach seinen Künstlern, das Publikum nach seinen Idolen, die Masse nach ihren Anführern beurteilt. Eine Literatur — in diesen Satz läſst sich die Ansicht Hennequins zusammenfassen — drückt eine Nation aus, nicht weil diese sie hervorgebracht, sondern weil sie sie angenommen und bewundert, sich in ihr gefallen und erkannt hat. Ehe man jedoch von einem Werk auf eine Nation schlieſsen kann, muſs zuerst die relative Bedeutung der von dem Werke angezogenen und durch dasselbe charakterisierten Gruppe, sowie die genaue Epoche ermittelt werden, für welche das Werk als historisches Dokument betrachtet werden kann. Mit der nötigen Behutsamkeit und Sorgfalt angewandt, erlaubt jedoch nach Hennequins Meinung diese Methode, die innere Geschichte der Menschen unter der Oberfläche der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Thatsachen zu schreiben, und zwar sie in präzisen, wissenschaftlichen Ausdrücken zu schreiben. — Nichts zeigt vielleicht besser die Unbestimmtheit solcher Beziehungen zwischen einem Schriftsteller oder Künstler und der Gruppe von Menschen, als deren Vertreter

man ihn betrachten darf, als die Thatsache, dafs man diese Gruppe so verschieden bestimmen kann, wie es Taine und Hennequin gethan haben. Mehr Bedenken noch als gegen Taine, werden sich trotz der sorgfältigeren und eingehenderen Begründung seiner Ansicht gegen Hennequin erheben. Dieser hebt wohl geflissentlich hervor, dafs die Ähnlichkeit zwischen dem Schöpfer eines Werkes und dessen Bewunderern nur ganz allgemein zu sein brauche: genügt jedoch diese allgemeine Ähnlichkeit, die man ja wohl zugeben kann, um die Behauptung zu rechtfertigen, dafs man dem Bewunderer »die Fähigkeiten, die Vorzüge und die Mängel, überhaupt alle hervortretenden Eigentümlichkeiten der geistigen Organisation, die man bei dem Schöpfer festgestellt«, zuerkennen dürfe? Man versuche etwa, aus der Bewunderung Napoleons für den Werther und Ossian, aus der Taines für Stendhal, Balzac und Heine die hervorspringenden Eigentümlichkeiten der Geistesorganisation dieser Männer abzuleiten! Kein Werk eines Schriftstellers oder Künstlers erschöpft dessen Wesen ganz, ja alle seine Werke zusammengenommen enthalten nur einen *Teil* seiner geistigen Existenz. Weniger noch als der Autor, ist der Leser in einem Buche, das er bewundert, enthalten. Auch kann man dem Satz, dafs die Bewunderung ein Zeichen der Ähnlichkeit sei, den andern gegenüberstellen, dafs die meisten Leute blofs *gegensätzliche* Eigenschaften, solche, in denen sie eine Ergänzung eigener Mängel sehen, bewundern: der Schwache huldigt der Kraft, der Denker und Dichter dem Mann der That, und dieser wieder jenem, und auf geistigem Gebiete findet sich bei Nebenbuhlern häufig die Erscheinung, dafs sie an dem andern gerade die Eigenschaften bewundern, die ihnen selber versagt sind, während sie ähnliche, selbst in gesteigerter Form, leicht geringschätzen. Allerdings mufs der Leser in einem Buche etwas von seinem inneren Leben wiederfinden, wenn es ihm gefallen soll: Pascal und Saint-Simon, auf die Hennequin hinweist, haben der eine zweihundert, der andere hundert Jahre gebraucht, um berühmt zu werden, und erst unser Jahrhundert hat ihnen die Stimmung entgegengebracht, die zu ihrem völligen Verständnis gehört. Ebenso mufste seit Kleists Tode ein halbes Jahrhundert verfliefsen, ehe man ihn begriff und bewunderte, und diese Bewunderung ist zweifellos bedeutsam für unsere Zeit, wie sein geringer Erfolg bei seinen Lebzeiten es für eine frühere war. Allein wie wenig wissen wir doch darüber, wie jemand beschaffen sein mufs, damit ihm ein bestimmtes Werk gefalle! Selbst darüber kann man noch im Zweifel sein, ob die Verwandtschaft der Liebhaber eines Werkes unter sich und mit dem Verfasser mehr das Gefühlsleben oder mehr die Geistesanlagen betrifft. Und was gefällt nicht den verschiedenen Lesern an einem und demselben Werke, und wie viel verschiedene Werke gefallen nicht einem und demselben Leser! Besonders bedenklich scheint uns der Schlufs von den meistgelesenen Werken auf eine ganze Zeit: es sollte unseres Erachtens nur da angewandt werden, wo Werke vorliegen, die ein ganzes Volk oder auch nur eine einzelne Gruppe tief und nachhaltig ergriffen haben. Unsere deutsche schöne Literatur hat in den letzten Jahrzehnten manches vielgelesene Werk hervorgebracht, doch kaum eines, welcher jener Forderung genügte. Auch in anderer Weise zeigt sich oft ein Zwiespalt zwischen der herrschenden Literatur und den Gesinnungen der Zeit. Eine neue Richtung, die bei ihrem Auftreten mit Beifall, ja mit Enthusiasmus aufgenommen wird, weist darauf hin, dafs die dafür empfängliche

Stimmung im Publikum vorher schon bestand, dafs ihr aber keine Literatur entsprach. Wollte man hier aus der unmittelbar vorher tonangebenden Literatur die Zeit erkennen, so würde man geradezu zu falschen Ergebnissen kommen. Auf jeden Fall scheint uns festzustehen, dafs wir uns hier auf durchaus unsicherem Boden bewegen, und dafs der Wert der Schlüsse, die wir ziehen, bei weitem nicht so grofs ist, als Hennequin annimmt. Dennoch enthält sein Gedanke ein Körnchen Wahrheit: die mittelmäfsige Mode- und Tagesliteratur, welche an Verbreitung und augenblicklichem Erfolg die grofsen Werke oft weit übertrifft, kann kulturhistorisch besser ausgebeutet werden, als es bis jetzt geschehen, und wird zu manchen interessanten Beobachtungen Anlafs geben. Besonders, glauben wir, wirft die Behandlung bestimmter Probleme, das Urteil, das der Dichter über seine Personen oder deren Handlungen fällt, ob er z. B. etwas für komisch hält, ein bezeichnendes Licht auf die Anschauungen des Publikums, das diese Werke liebt und ihnen Beifall schenkt. Denn namentlich bei der Aufführung dramatischer Werke ist es eine negative Bedingung des Gefallens, dafs Publikum und Autor sich in ihrem Urteil über das Dargestellte begegnen oder sich wenigstens nicht weit von einander entfernen. Knapp gehalten und verhältnismäfsig bedeutungslos ist der synthetische Teil von Hennequins Untersuchung, der zeigt, wie die bei den behandelten Problemen herkömmlichen Forschungsweisen zur Ergänzung der Resultate der analytischen Arbeiten verwandt werden sollen; diese Resultate sind nach dem Autor jedoch die weitaus zuverlässigsten und wertvollsten; ihnen müssen daher alle auf anderm Wege zu gewinnenden untergeordnet werden. Nachdem wir das Werk zuerst in seine Elemente zerlegt, soll die ästhetische Synthese es nun in seiner Wirkung auf eine menschliche Seele zeigen, die psychologische Synthese alsdann das Bild von dem Geiste des Autors, das wir aus seinen Werken erschlossen haben, durch die Betrachtung seines Lebens und seiner Laufbahn vervollständigen; hier findet daher eine Erörterung über die Biographie, über das, was sie leisten könne und was nicht, ihren Platz. Schliefslich soll, nachdem wir die Geistesbeschaffenheit einer um ein Werk sich scharenden Gruppe aus diesem Werke abgeleitet, die soziologische Synthese mit Zuhilfenahme aller sonstigen erreichbaren Nachrichten über die Hauptvertreter, die Entstehung, Dauer und Sitten dieser Gruppe uns ein einheitliches und deutliches Gemälde von ihr vor Augen stellen. Eine längere Auseinandersetzung über das Verhältnis der wissenschaftlichen Kritik zur Geschichte, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist, beendigt die Darlegungen des Buches, dem im Anhang noch der Plan einer vollständigen ästhopsychologischen Studie über Victor Hugo — beigegeben ist. — Der Gedanke Hennequins, die Werke der Kunst und Literatur als Mittel zu psychologischen und soziologischen Nachforschungen zu benutzen, stammt von Taine, und die Fortbildung, die er bei ihm gefunden hat, kann nur teilweise glücklich genannt werden. Auch verdient Hennequin entschiedenen Tadel darin, dafs er Zweifelhaftes und Sicheres nicht scharf genug trennt und zu gern auf problematischen Annahmen kühne, ja phantastische Schlüsse aufbaut. Wenn darum sein Buch auch in einzelnen Abschnitten fortwährend zum Widerspruch herausfordert, so zeugt es doch in allen Teilen von einem selbständigen und unabhängigen Geist, der die ausgetretenen Geleise meidet, der überall selber denkt und zu eigenem Nachdenken auffordert und anregt. Namentlich scheint uns

die Opposition gegen Taines Ansichten, wenn sie diese auch in der Hauptsache nicht erschüttert, deshalb sehr nützlich, weil sie auf einige Punkte hinweist, wo sie schärfer formulirt und teilweise eingeschränkt werden sollten. Wir glauben darum, dafs jeder, der sich mit den Prinzipien der Literatur- und Geschichtsforschung beschäftigt, die Studie Hennequins mit Nutzen lesen wird.

Mit dem eben besprochenen Franzosen trifft der scharfsinnige und vielbelesene junge deutsche Autor, zu dem wir uns jetzt wenden, in der Ansicht zusammen, dafs der gröfste Fortschritt, den die Literaturforschung in unserem Jahrhundert gemacht habe, sich an den Namen Taines knüpfe. Allerdings sieht er dessen Bedeutung — und man darf darin wohl einen Beweis für die aufserordentliche Fruchtbarkeit der Taineschen Gedanken erblicken — in etwas Anderem als Hennequin. Ernst Grosse, der sich, wie es scheint, hauptsächlich an Spencer, Comte und Mill gebildet hat, geht in seiner Untersuchung »Die Literaturwissenschaft, ihr Ziel und ihr Weg« [7]) von dem Gedanken aus, dafs, wenn die Literaturgeschichte mit den anderen Zweigen der Forschung nicht gleichen Schritt gehalten habe, dies weniger von den eigentümlichen Schwierigkeiten ihres Stoffes, als von der Unklarheit über ihr Ziel herrühre Er will es daher unternehmen, für sie diejenige Aufgabe zu lösen, welche immer die erste einer Wissenschaft sein müsse, nämlich das Ziel und den Weg ihrer Forschungen möglichst genau zu bestimmen. Auf den Namen einer Wissenschaft, erklärt er, kann die Literaturgeschichte noch keinen Anspruch erheben, wenn sie blofs historische Thatsachen feststellt und in ihrer Aufeinanderfolge zeigt, auch wenn sie damit eine moralische und ästhetische Beurteilung der einzelnen Werke verbindet. Zur Wissenschaft wird sie erst dann, wenn sie die Erscheinungen erklärt, sie als gesetzmäfsig nachweist. Er empfiehlt daher, zwei Disziplinen zu unterscheiden und auch verschieden zu benennen, die Literarhistorik, welche sich die Darstellung der Literaturentwickelung vorsetzt, und die Literaturwissenschaft, welche auf die Erkenntnis gesetzmäfsiger Beziehungen ausgeht. Dafs solche Beziehungen bestehen, z. B. zwischen Klima, Volkscharakter und Literatur, ist schon früh erkannt und seit Herder oft ausgesprochen worden; dieselben nachzuweisen hat jedoch zuerst Taine versucht, mit dem die Kunst- und Literaturgeschichte anfing, »Gesetze zu konstatieren«. Seine Bedeutung für die Kunst- und Literaturforschung besteht nach Grosse darin, dafs er den Nachweis zu führen unternahm, dafs ein besonderes Kunstwerk aus einer besonderen Kulturlage mit derselben Notwendigkeit hervorwächst, wie eine gewisse Pflanze aus einem gewissen Boden. In ihm verehrt die Statik der Literaturwissenschaft ihren Begründer. Als deren Aufgabe bezeichnet es Grosse, nachzuweisen die gesetzmäfsigen Beziehungen zwischen der Eigenart des Werkes und der Eigenart seines Verfassers, zwischen dessen seelischem Leben und körperlichem Organismus, endlich die Abhängigkeit des ganzen Menschen von Landschaft, Nation, Stand, Familie und Kultur seiner Zeit. Die erste Frage, die Grosse hier aufwirft, die nach den Beziehungen zwischen Werk und Urheber, hat, wie wir sehen, Taine und Hennequin sehr beschäftigt. Es mufs nun überraschen, dafs jemand, der Taine so gründlich studiert hat und so sehr schätzt, dessen Verhalten dieser Frage gegenüber gar nicht beachtet oder nicht

7) Inauguraldissertation. Halle a. d. S. 1887.

für beachtenswert hält. Grosse gibt nämlich den, wie uns scheint, wichtigsten Gedanken Taines preis und erklärt es für unmöglich, wie jener es doch so oft mit gutem Erfolg versucht, aus den Werken die geistige Organisation eines Schriftstellers abzuleiten. Für die Bestimmung der Eigenart eines Schriftstellers seien wir ganz auf die äufseren Zeugnisse über ihn hingewiesen, die oft fehlten und auch im günstigsten Falle nicht ausreichend seien. Noch schlimmer stehe es um die Zeugnisse über die Körperbeschaffenheit, über Gesundheit und Krankheit der Dichter. Auf einem Umwege kommt Grosse dann nochmals auf diese Fragen zurück. Man soll nach ihm die Stufe und Art der geistigen Organisation ermitteln, welche die Voraussetzung für das dichterische Schaffen überhaupt, dann für lyrische, epische und dramatische Dichtung und deren Unterarten bilden, und dürfe dann sicher hoffen, zur Kenntnis der allgemeinen Beziehungen zwischen dem Charakter und dem Werke des Dichters zu gelangen. Unlösbar sei jedoch die Aufgabe, wenn jede Überlieferung über den Charakter — oder, für die zweite Frage, über die körperliche Organisation — des Dichters fehle. Man sieht sonach, dafs die erfolgreiche Inangriffnahme dieser Probleme nach Grosse selber noch in sehr weiter Ferne steht und von einer sehr schwierigen Bedingung abhängt, davon nämlich, dafs Psychologie und Ethologie (Charakterkunde) eine ungeahnte Entwickelung nehmen. Vielleicht darf man darum Zweifel hegen, ob die Literaturwissenschaft auf dem von Grosse für Behandlung dieser Probleme vorgezeichneten Wege überhaupt eine Förderung finden wird. Auf festen Boden gelangen wir nach Grosse erst bei dem dritten Problem der Statik, der Erforschung der Beziehungen eines Werkes zu der Nation, der Zeit, dem Land und der Kultur, aus denen es hervorgegangen. Von diesen Faktoren könnten wir uns ein Bild entwerfen, das wenigstens »im grofsen und ganzen« der Wirklichkeit entspräche. Wenn wir nun noch durch Ausscheiden derjenigen Züge, welche auch die Dichtung der vorhergehenden und folgenden Zeit besitzt, den Charakter der Poesie für eine bestimmte Zeit feststellen, so werde es uns nicht schwer fallen, zwischen den Lebensäufserungen der Zeit und dem Charakter der Poesie gemeinsame Züge zu finden. Ebenso lasse sich, wenn man die Poesie einer ganzen nationalen Entwickelung überblicke, ihr Zusammenhang mit dem Nationalcharakter erweisen. Die Einwirkungen, welche die Dichtung von dem Klima, dem Nationalcharakter und der Kultur erfahren, seien selbstverständlich indirekt: der allgemeine Charakter der Nation und der Kultur ruft eine bestimmte Disposition im Charakter des einzelnen Dichters hervor, und diese bewirkt, dafs er ein Drama, ein Lied oder einen Roman, und zwar gerade von dieser Beschaffenheit, schreibt. Die Frage sei also: nach welchem Gesetz oder nach welchen Gesetzen bewirkt eine gewisse Art nationaler Anlage und nationaler Kultur eine gewisse Disposition in den betreffenden Dichtern? Hier befänden wir uns bereits im Bereiche einer andern Wissenschaft, der Soziologie. Man sieht, Grosse wirft hier das gleiche Problem auf, wie Taine in seiner »Philosophie de l'art«. Er hält jedoch nicht, wie dieser, hier die Aufgabe der Forschung schon für beendigt. Wie ein Gebifs z. B. noch nicht erklärt sei, wenn wir blofs die Beziehungen dieses Organs zu den übrigen Teilen des Tierkörpers, dann die Abhängigkeit des Tieres von den äufseren Verhältnissen, unter welchen es lebt, nachgewiesen hätten, wie wir vielmehr noch erkennen müfsten, wie jenes Organ sich bei dem betreffenden Tier und wie es sich bei der ganzen

Reihe tierischer Geschlechter entwickelt, so müsse die Dynamik der Literaturwissenschaft zu ermitteln suchen das Entwickelungsgesetz des einzelnen poetischen Werkes, das der ganzen poetischen Lebensthätigkeit eines Dichters und schliefslich das der poetischen Literatur überhaupt. Wir glauben, dafs die Übertragung der Entwickelungslehre auf dieses Gebiet nicht glücklich ist. Wir wissen wohl, dafs die primitive Poesie gewisse gemeinsame Züge hat, dafs sie immer mit Musik und Tanz verbunden ist, und dafs die Entwickelung, die sie bei den einzelnen Völkern dann findet, dem allgemeinen Entwickelungsgesetze folgt, von der Einheit zur Vielheit, von der Unbestimmtheit zur Deutlichkeit hinstrebt: wenn wir jedoch die aufserordentliche Mannigfaltigkeit der Poesie bei Völkern auf höherer Kulturstufe und zugleich die unübersehbare Menge der Faktoren bedenken, welche diese Mannigfaltigkeit bewirkt haben, so halten wir das Auffinden eines allgemeinen Entwickelungsgesetzes kaum für möglich. Noch unglücklicher scheint es uns, wenn man die einfache und starre Gesetzmäfsigkeit, mit der ein Tier oder tierisches Organ sich ausbildet, neben die von tausend sich kreuzenden Einflüssen in ihrem Fortgange bestimmte Entwickelung eines dichterischen Schaffens stellt. Was die erste Frage der Dynamik, die nach der Entwickelung des einzelnen poetischen Werkes, anbetrifft, so erwartet der Verfasser selber ihre Beantwortung eigentlich blofs davon, dafs man Grund habe, zu hoffen, die Beobachtung der Wahnideen werde wohl ein Licht auf die Entwickelung der poetischen Ideen werfen. Der Mangel der besprochenen Abhandlung besteht unserer Meinung nach darin, dafs Grosse einige naheliegende und, wie uns dünkt, lösbare Aufgaben der Literaturwissenschaft aufser Acht läfst und sie dafür auf andere verweist, welche in absehbarer Zeit eine gewinnbringende Behandlung nicht gestatten. Auch hat er blofs ein *Programm* entwickelt, ohne durch die That zu zeigen, wie es um dessen Ausführbarkeit steht. Immerhin bietet diese Studie viel Beachtenswertes und läfst es lebhaft bedauern, dafs ihr Verfasser sich inzwischen ganz von der Literaturgeschichte abgewandt hat. Hervorgehoben sei besonders die Übersicht über die Entwickelung der Literaturgeschichte, die Betrachtung Taines und die Würdigung des Comteschen Positivismus und des Spencerschen Evolutionismus in ihrer Bedeutung für unsere Wissenschaft. — Hier darf der Referent wohl auch eine eigene Arbeit über Shakespeare anführen, welche ebenfalls auf Taineschen Prinzipien beruht und dessen Methode nach einer bestimmten Seite weiterzubilden versucht.[8]) In der Einleitung, wo er seine Ansichten über Literaturforschung entwickelt, unterscheidet er zwei Disziplinen, eine historische und eine analytisch-kritische. Diese letztere, welche er vergleichende Literaturgeschichte zu nennen vorschlägt, entspricht in der Hauptsache dem, was Hennequin »*wissenschaftliche Kritik*«, und Grosse »*Literaturwissenschaft*« nennt, nur dafs er dieser Wissenschaft nicht ganz dieselbe Aufgabe zuweist wie seine beiden Vorgänger, von denen er übrigens unabhängig ist. Während die historische Literaturforschung den Gang der literarischen Entwickelung und die Faktoren, welche darauf von Einflufs waren, zu erkennen sucht, betrachtet nach ihm die vergleichende Literaturgeschichte es als ihre Aufgabe, »durch Vergleichung analoger Erschei-

8) W. Wetz, Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte. 1. Band: Die Menschen in Shakespeares Dramen. Worms, P. Reiss, 1890.

nungen unter einander in das innerste Wesen jeder einzelnen derselben einzudringen, die Gesetze zu entdecken, welche die Ähnlichkeiten wie die Verschiedenheiten bewirkt haben.« Die Methode der vergleichenden Literaturgeschichte soll hier nun zur Lösung eines ästhetischen Problems verwendet werden, nämlich zur Bestimmung des Wesens der Shakespeareschen Tragödie und ihrer wichtigsten Verschiedenheiten von der Tragödie anderer moderner Dichter. Wie in den Menschenschicksalen, welche wir im Leben und in der Geschichte sich abspielen sehen, das Wirken bestimmter Ursachen zu Tage tritt, so auch in den Schicksalen der tragischen Helden der Dichtung. Betrachtet man diese Ursachen näher, so findet man, dafs es bei einem und demselben Dichter fast immer die gleichen sind, und gerade bei den gröfsten Dichtern kann man beobachten, dafs sie in ihren Werken eine einheitliche Anschauung zum Ausdruck bringen über die Gesetze, nach denen sich die Menschenschicksale in ihrer dichterischen Welt regeln. Man mufs daher, will man das Werk richtig verstehen, zuerst diese Gesetze feststellen, die Ansicht des Dichters ermitteln über die Faktoren, von denen er sich Menschenleben und Menschenlos abhängig denkt, also mit anderen Worten von dem Werke auf seinen Urheber zurückgehen, wie Taine dies immer geraten hat. Wie leicht einzusehen, ist unter diesen Faktoren einer der wichtigsten die seelische Beschaffenheit der dargestellten Menschen; von ihr hängt die Natur der Konflikte und die Form des Tragischen ab. Für Shakespeare nun, behauptet der Verfasser, sei bezeichnend die Unterordnung der Vernunft unter die Leidenschaften. Die Wichtigkeit solcher Grundverhältnisse gehe daraus hervor, dafs, wenn ein Dichter sie umkehre, also z. B. die Leidenschaften der Vernunft unterordne, wie Corneille, sich damit auch alles Übrige ändere, das Verhalten der Männer in der Politik, das der Frauen in der Liebe, die Natur der tragischen Konflikte und des Tragischen selber. Entsprechend der Bedeutung, die der Verf. der in den Werken zur Erscheinung kommenden Grundanschauung eines Dichters von dem Menschen beimifst, ist der erste Band ausschliefslich psychologischen und ethischen Untersuchungen über Shakespeares Personen gewidmet, der zweite soll die Vergleichung mit den Menschen Corneilles und die mehr dramaturgisch-ästhetischen Erörterungen bringen. — Wenn auch nur zum Teil hierher gehörig, so darf hier doch nicht wohl übergangen werden das ungemein inhaltreiche Schriftchen von L. Arréat »La morale dans le drame, l'épopée et le roman«.[9] Dasselbe durchmustert die gesamte dichterische und namentlich dramatische Literatur, um zu sehen, wie die wichtigsten sittlichen Ideen und deren Wandlungen sich in ihr wiederspiegeln. Es will, nach der Erklärung des Autors, in den Literaturen die Zeugnisse aufsuchen über die Entwickelung der Moral im Laufe der Jahrhunderte und ist demnach in erster Linie ein Beitrag zur historischen Psychologie, der sich namentlich an den Kulturhistoriker zu wenden scheint. Reichlich ebensoviel bietet das Schriftchen jedoch für den Literaturforscher. Der Verf. besitzt eine ausgedehnte Belesenheit und ist als geistvoller philosophischer Schriftsteller bekannt und geschätzt; wir finden daher bei ihm eine grofse Zahl charakteristischer ethischer Probleme aus den Dichtern verschiedener Zeiten und Völker zusammengestellt, und es dürfte kaum eine bedeutendere Erscheinung der Weltliteratur

---

9) 2e éd. revue et augmentée. Paris, Felix Alcan, 1889.

geben, welche nicht einen Beitrag dazu geliefert hätte. Die Behandlung dieser Probleme wird nun in feinsinniger Weise erläutert und dabei sorgfältig auf die Verschiedenheiten bei den einzelnen Dichtern und deren Gründe hingewiesen. Diese Analysen verdienen die Beachtung der Literaturhistoriker schon deshalb, weil sie zeigen, wie eng doch der Zusammenhang zwischen dem Charakter eines Werkes und den allgemeinen Anschauungen eines Dichters ist, und wie ein Eingehen auf diese uns ein besseres Verständnis der Werke und ein tieferes Studium des Dichters und seines Schaffens ermöglicht. Die Schrift Arréats vermag wohl solchen, welche zu derartigen Studien Neigung besitzen, als Anleitung zu dienen. Im übrigen überwiegt in einzelnen Abschnitten die literarische Betrachtungsweise durchaus, und manchmal erweitert sich die Erörterung einer literarischen Frage zu einer kleinen selbständigen Abhandlung. Unter anderem handelt das VII. Kap. über das Verhältnis der Kunst zur Moral, wobei einige neuere ästhetische Theorien besprochen werden, das IX. über pathologische Helden, das XI. geht näher auf die sogen. poetische Gerechtigkeit ein. Hervorgehoben seien aufserdem noch die Bemerkungen über die verschiedenen Arten von Konflikten und Gewissensbissen. —

Wenn wir uns nun zu den Schriften über ***Poetik*** wenden, so kommen diese für uns selbstverständlich nicht allein wegen ihrer allgemeinen Erörterungen über die ästhetischen Grundfragen in Betracht: wichtiger als ihr Interesse für den Ästhetiker und Kunstphilosophen mufs für uns dasjenige sein, welches sie für den Literarhistoriker und Philologen besitzen. Wir erwähnen daher nur flüchtig eine Abhandlung des an früherer Stelle schon genannten Eugen Wolff[10]), welcher die Entwickelungslehre zur Begründung einer wissenschaftlichen Poetik benutzen will, um auf den Abschnitt zu verweisen, in dem er mit Hilfe seiner Methode einige das Wesen der Tragödie betreffenden Punkte bestimmen will. — Von dem gleichen, wenn auch verschieden formulierten Grundgedanken nehmen die zwei bedeutendsten Werke über Poetik, die wir zu besprechen haben, ihren Ausgangspunkt, die Schrift über die Kunst von Guyau[11]) und das »Handbuch der Poetik« von Baumgart.[12]) Wir halten diesen Gedanken für richtig, und die von verschiedenen Standpunkten aus unternommene Begründung desselben ist unseres Erachtens wohl geeignet, seinen Wert ins rechte Licht zu setzen. Danach ist die »Sympathie« das Prinzip jedes ästhetischen Eindruckes, und ästhetisch wirkt blofs ein in den Dingen zur Erscheinung kommendes Leben, mit dem wir »sympathisieren« können. Der Gedanke ist nicht neu, und einzelne Äufserungen Hamanns und Herders scheinen uns dafür zu sprechen, dafs er ihnen nicht fremd gewesen ist. In unserem Jahrhundert hat namentlich der geistvolle Franzose Jouffroy auf dem Prinzip der »Sympathie« seine Ästhetik basiert, dann haben seit den sechziger Jahren namentlich die deutschen Bearbeiter des Symbolbegriffs in der Ästhetik — F. Th. und R. Vischer, Lotze, Siebeck, Volkelt, Köstlin — auf das feinsinnigste erläutert, wie wir bei der ästhetischen Anschauung dem Leblosen unser Leben unterschieben, aus den Formen der Dinge ein uns verwandtes seelisches Leben entgegenleuchten lassen. Im übrigen behandelt Guyau seinen Gegenstand als Soziolog, Baumgart

10) Prolegomena der literar-evolutionistischen Poëtik. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1890. 11) L'art au point de vue soziologique. Paris, F. Alcan. 2e éd. 1889. 12) Vgl. No. 20.

als philosophischer Kritiker und Literarhistoriker, auch sind beide Autoren durchaus verschieden geartete literarische Individualitäten: es ergeben sich daher für ihre Behandlung zahlreiche und tiefgehende Unterschiede, die es uns angebracht erscheinen lassen, die Werke beider getrennt zu besprechen. Guyau spricht im Vorwort die Ansicht aus, es sei die höchste Aufgabe unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts gewesen, die soziale Seite des menschlichen Individuums ins Licht zu setzen, und er hat selber früher die soziologische Idee in der Religion, der Metaphysik und der Moral nachzuweisen gesucht. Sein frühzeitiger Tod — er starb im Alter von 33 Jahren, nachdem er durch eine stattliche Reihe gediegener philosophischer Werke von seinem wissenschaftlichen Können Zeugnis abgelegt[13]) — verhinderte ihn an der vollständigen Ausarbeitung der Werke, in welchen er auch andere Lebensgebiete vom Standpunkte der Soziologie betrachten wollte. Jedoch sind aus seinem Nachlasse, von Fouillée herausgegeben, noch zwei diesem Kreise zugehörige Schriften erschienen, das angeführte Buch über die Kunst und eines über Erziehung und Erblichkeit. Als Ästhetiker war Guyau schon früher mit drei Studien hervorgetreten[14]), von denen eine eine ausführliche Kritik der von Schiller aufgestellten und von Spencer übernommenen Theorie enthält, wonach die Kunst ein Spiel unserer vorstellenden Fähigkeiten ist; aufserdem hatte er einen Band Gedichte veröffentlicht[15]), in denen — nach einigen uns vorliegenden Proben zu urteilen — sich eine nicht gewöhnliche Dichterkraft ausspricht. Auf einen Dichter als Verfasser weist auch das Buch über die Kunst hin mit seinen grofsen schriftstellerischen Vorzügen, der schönen dichterisch belebten Sprache, der wohlthuenden Wärme, die das Ganze durchzieht. Ob ein Mangel an scharfer, begrifflicher Formulierung der Ansichten, der auch schon anderen Schriften unseres Autors vorgeworfen worden ist, dem Dichter zur Last fällt oder dem Umstande zuzuschreiben ist, dafs er nicht die letzte Hand an sein Werk legen konnte, wagen wir nicht zu entscheiden. Auch die Anordnung des Ganzen ist nicht sehr sorgfältig, einzelne Punkte werden wiederholt, andere nicht da behandelt, wo man es erwarten sollte. Die treffliche Einleitung Fouillées, des Herausgebers, erleichtert jedoch wesentlich das Erfassen des Zusammenhanges, wo dieser nicht deutlich genug hervortritt. Guyau geht von der Eigentümlichkeit der Nervenschwingungen und der entsprechenden Gemütszustände aus, dafs sie übertragbar sind und sich fortzupflanzen und so eine Gemeinschaft zwischen mehreren Wesen herzustellen streben. Jedes Gefühl hat sonach einen sozialen Charakter. Insbesondere ist das ästhetische Gefühl sozial schon deshalb, weil es eine Harmonie und Sympathie zwischen allen Teilen unseres Ich, dann auch eine solche mit etwas aufser uns voraussetzt. Kein ästhetisches Gefühl, erklärt Guyau, ist möglich ohne ein sympathisches, und kein sympathisches Gefühl ohne ein Wesen, mit dem wir in Verbindung treten. Er weist diesen Satz u. a. für die Landschaft nach und trifft hier mit unseren deutschen Ästhetikern zusammen, welche neuerdings

---

13) Über seine wissenschaftliche Lebensarbeit vergl. das Buch von A. Fouillée, dem Freunde, Lehrer und pietätvollen Herausgeber der nachgelassenen Arbeiten Guyaus: »La morale, l'art et la réligion d'après M. Guyau«. Paris, F. Alcan, 1889. 14) Problèmes de l'esthétique contemporaine. Paris, F. Alcan, 2e éd., 1890. 15) •Vers d'un philosophe. Etliche Stücke sind in dem Buche von Fouillée abgedruckt.

mit Vorliebe diesen Punkt behandelt haben.[16]) Wenn schon das Naturgefühl ein soziales Gefühl sei, wie vielmehr noch müsse das bei allen von unseres gleichen erweckten Gefühlen der Fall sein! Als Prinzip der kompliziertesten und höchsten ästhetischen Empfindung betrachtet darum Guyau die soziale Zusammengehörigkeit (solidarité) und die universelle Sympathie. Wie die Moral hat nach ihm die Kunst als letztes Resultat dies, das Individuum sich selber zu entreifsen und mit allen zu identifizieren. Und in der Negation des Egoismus, und zwar einer mit dem Leben selber verträglichen Negation, mufs die Ästhetik wie die Moral das aufsuchen, was nie vergehen wird. Das ästhetische Vergnügen besteht demnach hauptsächlich — einige andere Elemente kommen nämlich nach Guyau noch hinzu, wenn es sich nicht um das Naturschöne, sondern um das Kunstschöne handelt — in der sympathischen Anregung unseres Lebens, die wir in der Gesellschaft mit den von dem Dichter heraufbeschworenen Wesen der Einbildungskraft erfahren. Der Dichter oder Künstler hat zur Aufgabe, das Leben anzuregen, indem er es in Verbindung mit einem andern Leben bringt, mit dem es sympathisieren kann. Alle Künste sind in ihrem Grunde nur vielfache Weisen, die individuelle Empfindung zu kondensieren, damit sie unmittelbar auf andere übertragbar und in gewisser Weise sozial werde. Wir werden von einem dargestellten Schmerz ergriffen, weil diese Darstellung uns zeigt, dafs eine Seele von der andern durchdrungen und von ihr verstanden wurde, dafs ein Band geistiger Gemeinschaft zwischen dem Genie und dem Schmerze, mit dem es sympathisiert, sich gebildet hat, in welche Gemeinschaft wir nun eingeladen werden, einzutreten. Macht der Einbildungskraft, eine innere Vision der Möglichkeiten ist das erste Kennzeichen des Genies; das zweite eine aufserordentlich intensive Form der Sympathie und des Geselligkeitsgefühls (sociabilité), die sich nur durch Schaffung einer neuen Welt, und zwar einer Welt voll lebender Wesen, genugthun kann. Das Genie ist eine Fähigkeit der Liebe, die wie jede wahrhafte Liebe energisch auf die Fruchtbarkeit und Schaffung eines neuen Lebens abzielt. Das Genie mufs alles und alle liebgewinnen, um alles zu verstehen. Im Anschlufs hieran betrachtet Guyau die Beziehungen zwischen dem Genie und seiner Zeit und Umgebung, die Taine und Hennequin so eingehend untersucht hatten. Guyau verwirft beider Ansichten; nach ihm gewährt das Genie und sein Milieu uns das Schauspiel dreier durch eine Beziehung gegenseitiger Abhängigkeit verbundener Gesellschaften: 1. der wirklichen Gesellschaft, die das Genie bedingt und zum Teil erweckt; 2. der in idealer Weise veränderten Gesellschaft, die das Genie sich selber erdenkt, der in seinem Geiste erschaffenen Welt von Leidenschaften, Seelen und Geistern; 3. der sich allmählich bildenden neuen Gesellschaft, der der Bewunderer des Genies, die mehr oder weniger in sich aus Nachahmung seine Neuerung verwirklichen. Die handelnden Geister, wie ein Cäsar und Napoleon, verwirklichen ihre Pläne vermittelst der neuen Gesellschaft, welche sie um sich herum erwecken und mit sich fortreifsen; die künstlerischen Geister machen es ebenso, nur bleibt die Handlung bei den Anhängern auf ihr erstes Stadium beschränkt und wird im Bereiche des Gedankens und der Einbildung festgehalten. Die Künstler bewegen nicht die Körper,

---

16) Aufser den Schriften der vorhin genannten Männer seien noch die von A. Biese und du Prels »Psychologie der Lyrik«, Leipzig, E. Günther, 1880, angeführt.

sondern die Seelen; sie modifizieren die Sitten und die Ideen. Das aus bestimmten Zuständen hervorgegangene Genie ist ein Schöpfer neuer oder Umgestalter alter Zustände. — Eine ähnliche Fähigkeit der Sympathie und des Geselligkeitsgefühls wie der Dichter, wenn gleich in schwächerem Mafse, mufs auch der Kritiker besitzen. Die wahre Kritik ist nach Guyau diejenige des Werkes selber, nicht die des Schriftstellers oder des Milieus. Auch ist es die Aufgabe des Kritikers, die Schönheiten, nicht die Fehler zu entwickeln, welche viel leichter wahrzunehmen sind. Dazu ist es aber erforderlich, dafs der Kritiker sich sozusagen mit dem Autor in einen magnetischen Rapport setzt, und oft ist allein die mangelnde Empfänglichkeit des Kritikers daran schuld, wenn ein solcher Rapport sich nicht einstellen will. Manche Kritiker haben eine zu spröde Persönlichkeit, die es ihnen unmöglich macht, sich ganz einem Autor hinzugeben und ihn auf sich wirken zu lassen, darum ist das Urteil des unbefangenen Publikums oft richtiger. Wenn es Aufgabe der Kunst ist, sympathische Gefühle zu erregen, und zwar dadurch, dafs sie lebende Wesen heraufbeschwört, mit denen wir in Gefühlsgemeinschaft treten können, so müssen wir also fragen, an welche Bedingungen diese Gemeinschaft geknüpft ist. Die erste ist die, dafs ein solches Wesen lebt, die zweite dafs es von Gefühlen beseelt ist, die wir begreifen können, und die in uns selber mächtig sind. Eine absolute Antipathie können wir für kein lebendes Wesen empfinden. Immer aber ist die Aufrichtigkeit (sincérité) das Prinzip aller Empfindung, aller Sympathie, alles Lebens. Alles, was blofse künstliche Kombination, blofser Mechanismus ist, ist eine Negation des Lebens, der Selbstthätigkeit und der Aufrichtigkeit. Leben aber heifst Individualität. Darum ist es für die Kunst absolut notwendig, ihren Schöpfungen das Gepräge der Individuation zu geben. Dauerndes Interesse kann jedoch nur das gewähren, was nicht blofs individuell ist, sondern noch etwas Typisches enthält. Die grofsen, von Dichtern erster Ordnung geschaffenen Gestalten besitzen eine tiefe Realität und sind doch symbolisch. Das fünfte Kapitel, das über Idealismus und Realismus, über Trivialismus und die Mittel, ihm zu entgehen, handelt, enthält nach dem Urteil eines deutschen[17]) und eines französischen Kritikers[18]) die wertvollsten Ausführungen des ganzen Werkes. Die wahrhafte Kunst ist nach Guyau diejenige, die uns gewährt »*le sentiment immédiat de la vie la plus intense et la plus expansive tout ensemble, la plus individuelle et la plus sociale*«. Weder der Idealismus noch der Realismus ist, allein genommen, wahr. Jeder von ihnen drückt eine der Seiten des menschlichen Lebens aus, die bei vielen menschlichen Wesen die vorherrschende, ja fast die ausschliefsliche werden kann und die das Recht hat, auch mehr oder minder ausschliefslich ein Kunstwerk zu beseelen. Die von den idealistischen oder realistischen Schriftstellern entworfenen Typen sind in verschiedener Weise schön im Verhältnis, als sie leben. Das Leben ist das einzige Prinzip und wahre Mafs der Schönheit. Das niedrigere, vegetative oder tierische Leben wird weniger schön sein als das höhere, moralische oder intellektuelle Leben; aber es kommt auf das Leben an, und es ist besser, man läfst vor unseren Augen ein Ungeheuer leben, trotz des unbeständigen und provisorischen Charakters jeder Monstruosität in der Natur, als dafs man uns ein totes Abbild des Ideals, eine Zusammensetzung abstrakter

---

17) Th. Lipps in den »Philos. Monatsheften« XXVII. Bd. S. 552 ff. 1891. 18) E. Boiriac in der »Revue philos.« XXIX. Bd. S. 638 ff. 1890.

Linien darstellt. Im wirklichen Leben gibt es einen poetischen und einen mechanischen Teil, auf welchen wir selber nicht einmal aufmerken. Dieser bleibt sich immer gleich und vermag nicht, unser Interesse auf sich zu ziehen und zu fesseln. Jener wechselt dagegen immer und verleiht die Illusion des Lebens; er ist der Ausdruck und die Poesie der Dinge. Die Reproduktion des mechanischen und prosaischen Teils der Existenz will uns für etwas interessieren, was uns nicht interessiert hat und auch nicht interessant ist. Nur durch ihre Bedeutung haben die Dinge Wichtigkeit, nur wenn sie Gedanken oder Gefühle veranlassen. Wenn es sich dagegen blofs um eine sinnlose Aufzählung handelt, um das ermüdende Vergnügen, zu sehen, um zu sehen, nicht um zu verstehen und zu fühlen, so ist es besser, man läfst im Schatten, was nicht verdient, daraus hervorgezogen zu werden. Denn im Grunde besteht die Rechtfertigung des Realismus darin, dafs alles spricht und dafs alles verdient, gehört zu werden. Das Schwierige ist nur, dafs man zu hören versteht. Was uns an jedem Wesen am meisten gefällt ist das, was über den bestimmten Augenblick, wo wir es erfassen, hinausgeht, was uns diesseits und jenseits auf etwas weiteres hindeutet und uns in sein eigenes Leben einführt. Die grofse Kunst besteht darin, den *Geist der Dinge* zu erfassen und wiederzugeben, d. h. das, was das Individuum an das Ganze und jeden Teil des Augenblicks an die ewige Dauer knüpft. Das Kunstwerk besteht also weit weniger in der ängstlich genauen Reproduktion des Durcheinanders von Bildern, die vor unseren Augen vorbeischweben, als in der in diese Bilder hineingetragenen *Perspektive*. In den Werken des grofsen literarischen Genies ist kein einziges *Porträt*, keine einzige genaue *Copie* eines wirklichen, unter ihren Augen lebenden Individuums. Selbst wenn sie sich an wirklichen Typen begeisterten, so haben sie sie immer mehr oder weniger umgestaltet durch Hinzufügung bezeichnender Züge. Das Genie schafft immer die Natur mehr oder weniger um, bereichert und entwickelt sie. Und diese Entwickelung vollzieht sich meist nach der Seite der Logik hin, denn da der menschliche Geist bewufster und überlegender als die Natur ist, so ist er auch systematischer. Man kann sich nicht völlig Rechenschaft von sich selber geben, aber man liebt es, die Handlungen und Gedanken einer in einem Kunstwerk dargestellten Person zu begreifen und zur Einheit zurückzuführen; und thatsächlich sind alle grofsen dramatischen Typen sehr fest stehende Charaktere, wahre lebende Doktrinen. Mit der Zunahme der wissenschaftlichen Ideen und des kritischen Geistes geht Hand in Hand eine Zunahme des Realismus oder besser, der Aufrichtigkeit in der Kunst. Die Fiktion wird heutzutage nur noch geduldet, wenn sie symbolisch ist, d. h. eine wahre Idee ausdrückt. Der Idealismus darf sich nicht auf ein künstliches Ideal stützen. Das Leben lügt nicht, und jede Fiktion, jede Lüge ist eine Art vorübergehender Störung im Leben, ein partieller Tod. Um das zu ersetzen, was in der Darstellung der Wirklichkeit ungenügend ist, mufs die Kunst in richtigem Mafse die Intensität dieser Darstellung erhöhen. Das ist ein Mittel, um sie wahrscheinlich zu machen: die Klippe ist jedoch die, dafs man Mittel und Zweck mit einander verwechselt, nur noch das Enorme darstellen und das Korrekte und die wohlgeordnete Schönheit verbannen will. Das Häfsliche und die Dissonanzen finden nicht blofs wegen des Kontrastes ihre Stelle in der Kunst, sondern hauptsächlich, weil sie eine äufsere Form der dem Leben anhaftenden Einschränkungen und Nöte sind. Das Leben, so wie wir es kennen,

als in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung zu Leiden ohne Zahl stehend, schliefst durchaus das Vollkommene und Absolute aus. Zum Teil wird der Fortschritt der Kunst an dem sympathischen Interesse gemessen, das sie für die armseligen Seiten des Lebens, für die untersten Wesen und für die Mifsbildungen hegt. Es ist das eine Ausdehnung des ästhetischen Geselligkeitstriebes. Zuerst stellte man die Erlebnisse der Götter und Könige dar, und der Held des Dramas mufste um Haupteslänge alle anderen Menschen überragen. Heute wissen wir, dafs es eine andere Weise gibt, grofs zu sein, nämlich irgend jemand gründlich zu schildern, gleichgültig wen, sei es das niedrigste Wesen. Schliefslich ist auch der Realismus nicht notwendig der Materialismus. Wenn man das Herz des Menschen auch nicht ins Gehirn verlegen darf, wie es nach Zola die frühere Kunst gethan haben soll, so ist es ebenso falsch, wenn man das Herz im Bauche suchen will. Der richtig verstandene Realismus ist gerade das Gegenteil von dem, was man den Trivialismus nennen könnte; er besteht darin, dafs man den Bildern des gewöhnlichen Lebens alle Stärke, die von der Genauigkeit der Umrisse abhängt, entnimmt, während man sie zugleich von den alltäglichen, ermüdenden und bisweilen abstofsenden Associationen frei macht. Der wahre Realismus besteht also darin, dafs man das Reale von dem Trivialen scheidet, und das macht ihn so schwer. Denn es handelt sich um nichts Geringeres als um das Auffinden der Poesie derjenigen Dinge, die uns bisweilen am wenigsten poetisch erscheinen, und zwar einfach deshalb, weil die poetische Empfindung durch die Gewohnheit abgenutzt ist. Es gibt gewisse Mittel, dem Trivialen zu entgehen, die Wirklichkeit für uns zu verschönern, ohne sie zu fälschen. Sie bestehen besonders darin, dafs man die Dinge oder Ereignisse in der Zeit oder im Raume entfernt. Das Exotische und Entlegene dient dazu, die Gegenstände von ihrer gewöhnlichen Umgebung zu isolieren, unsere zualltäglichen Associationen abzulenken. Hier weist Guyau auch der sympathischen Belebung der Natur eine Stelle an. Falsch ist, erklärt er, unsere abstrakte Auffassung der Welt. Indem der Dichter sogar diejenigen Wesen belebt, die am meisten des Lebens bar zu sein scheinen, veranlafst er uns nur, zu philosophischeren Gedanken über das Weltall zurückzukehren. In einem besonderen Kapitel betrachtet dann Guyau den psychologischen und soziologischen Roman, entwickelt seine Eigentümlichkeiten und Regeln und weist die Irrtümer in Zolas Theorie von dem »roman expérimental« nach. Sehr hoch denkt er von der philosophischen und sozialen Bedeutung der Kunst. Je mehr die dogmatischen Religionen ungenügend werden, unser Bedürfnis nach dem Ideal zu befriedigen, um so nötiger ist es, dafs die Kunst sie ersetzt, indem sie sich mit der Philosophie vereinigt, nicht um ihr Theorien zu entlehnen, sondern um von ihr Inspirationen zu erhalten. Die abstrakten Auffassungen der Philosophie und modernen Wissenschaft sind nicht für die Sprache der Verse geschaffen, wohl aber jener Teil der Philosophie, der das Problem unseres Daseins selber und unseres individuellen oder sozialen Schicksals aufwirft. Die moderne und wissenschaftliche Auffassung von der Welt — diesen Gedanken hatte Guyau schon in jener früheren Schrift vertreten — ist nicht weniger ästhetisch, als die falsche Auffassung der Alten. Die Wissenschaft ersetzt blofs deren Schönheit durch eine neue, der endgültigen Wahrheit nähere. Aber besonders in der Philosophie ist ein Untergrund, der immer poetisch ist, weil er in der Wissenschaft immer unfafsbar bleibt: das ewige und universelle Mysterium, welches am

Ende immer wieder erscheint. Guyau zeigt dann an Lamartine, Vigny, Musset, einigen Neueren, und namentlich an V. Hugo, wie die französische Dichtung unseres Jahrhunderts mehr und mehr von philosophischen, moralischen und sozialen Ideen beseelt wurde. Beachtung verdient weiter das Kapitel über den Stil, den Guyau hier als Ausdrucksmittel und Werkzeug der Sympathie betrachtet. Poetisch ist ihm zufolge der Stil, weil und in dem Maſse, als er Ideen und Gefühle heraufbeschwört: die Poesie ist eine Magie, die in einem Augenblicke und hinter einem einzigen Worte eine Welt kann erscheinen lassen. Dann legt er dar, weshalb die Prosa ein Streben hat, immer poetischer und rhythmischer zu werden. Die Literatur der Decedenten, die Guyau ausführlicher behandelt, verurteilt er im Namen der Gesetze des individuellen und gesellschaftlichen Lebens; denn ihr Kennzeichen ist das Vorherrschen der Triebe, die auf die Auflösung der Gesellschaft selber abzielen. Schlieſslich betrachtet er die soziale und moralische Rolle der Kunst. Sie hängt nach ihm von dem Typus der Gesellschaft ab, mit der uns der Künstler sympathisieren läſst. Die Kunst wirkt immer auf den Fortschritt oder Rückschritt der wirklichen Gesellschaft hin, in der sie ihre Wirkung ausübt, je nachdem sie sie mit einer ideal vorgestellten besseren oder schlechteren Gesellschaft sympathisieren läſst. Die wahre künstlerische Schönheit wirkt durch sich selber Sittlichkeit fördernd und ist ein Ausdruck des wahren Geselligkeitsgefühls. Man kann durchschnittlich die geistige und moralische Gesundheit dessen, der ein Werk geschrieben, an dem Geiste wahren Geselligkeitsgefühls erkennen, von dem dieses Werk durchzogen ist; und wenn die Kunst auch etwas anderes ist als die Moral, so ist es dennoch ein ausgezeichnetes Zeugnis für ein Kunstwerk, wenn man nach seiner Lektüre sich nicht leidender oder mehr erniedrigt, sondern besser und über sich selber erhoben fühlt, mehr aufgelegt, sich nicht auf seine eigenen Schmerzen zurückzuziehen, sondern deren Eitelkeit für sich selber zu fühlen. Das gehaltreiche Guyausche Werk fesselt nun aber nicht bloſs durch die geistvolle Darlegung des Grundgedankens, sondern auch durch die zahlreichen feinsinnigen Anwendungen desselben und häufig eingestreute literarhistorische Betrachtungen. Erwähnt seien die Bemerkungen über die vornehmen Kreise als Gegenstand der Dichtung (S. 143 Anm.), über den Einfluſs der Bibel und des Orients auf das Naturgefühl (S. 107 ff.), über die Entwickelung des psychologischen, sozialen und soziologischen Romans (S. 125 ff.), wobei näher auf Goethe, Mérimée, Stendhal, Balzac, Hugo, Flaubert, Loti und Zola eingegangen wird. Es wurde schon gesagt, daſs Guyau auf einem Grunde weiterbaut, den ein anderer gelegt hat, und man kann im Zweifel sein, ob nicht einzelne Entwickelungen Jouffroys sich von den entsprechenden Guyaus durch gröſsere Schärfe auszeichnen. Aber die vielen neuen und wertvollen Ausführungen, in denen dieser die Fruchtbarkeit des Prinzips, von dem er ausgeht, zeigt, und namentlich die soziologischen Betrachtungen sind sein Eigentum, und sie machen eben das Verdienst seines Buches aus. — Vielfach berührt sich mit Guyau, der gern die Meister des modernen Realismus heranzieht, ein anderer Franzose, der darum hier seine Stelle finden möge, David-Sauvageot[19]) in seiner geist- und kenntnisreichen Darstellung der Geschichte und

19) Le réalisme et le naturalisme dans la littérature et dans l'art. Ouvrage couronné par l'Académie des sciences morales et politiques. Paris, Calmann Lévy, 1889.

Prinzipien des modernen Naturalismus. Der Verfasser unterscheidet zwischen dem didaktischen und dem indifferenten Realismus: jener stellt sich in den Dienst der Wissenschaft, Moral, Religion oder Philosophie, dieser will die Natur einfach kopieren aus Neigung zur Nachahmung und aus Lust zu einer genauen Reproduktion der Wirklichkeit. Als Vertreter jener Richtung nennt er von den Russen Dostojewski und Tolstoj, die auf die Verbreitung eines gewissen Geistes evangelischer Brüderlichkeit ausgehen, von den Franzosen Zola, der die Förderung der positivistischen Wissenschaft und Moral bezweckt, als Vertreter des indifferenten Realismus, der allein den Namen Naturalismus führen sollte, Flaubert und seine Schule, deren Wahlspruch »l'art pour l'art« sei. Jedoch sei die Scheidung nicht immer genau durchzuführen, da beide Richtungen sich in der Praxis sehr ähnlich seien und das gleiche ästhetische Verfahren anwendeten. In lichtvoller Darstellung werden uns dann die Geschichte des Realismus und Naturalismus im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit entwickelt und besonders die Unterschiede dargelegt zwischen der »klassischen« Kunst und Literatur und den mancherlei Bestrebungen, die den Naturalismus unseres Jahrhunderts vorbereiten und schliefslich verwirklichen. Aufser den vielen Schattierungen, die sich hier finden, berücksichtigt der Verfasser auch sehr sorgfältig das Verhältnis der Theorie zu der Praxis. Ziemlich schlecht kommt die romantische Schule weg — »c'est le dilettantisme un peu égoïste de l'artiste, plutôt que l'interêt profondément ému et délibérément agissant du moraliste« (S. 173) — aber diesem wie auch anderen harten Urteilen wird man die Berechtigung nicht abstreiten können. Der Naturalismus beschränkt nach unserem Verfasser die Kunst auf die Reproduktion der sinnlichen Realität, so wie die Erfahrung sie kennen lehrt. Er hält sich fast immer an die Oberfläche der Dinge, an das äufsere Zeichen und den Stoff, ohne bis zu dem Geist vorzudringen. Ihn interessiert fast nur, »was am unmittelbarsten von der Sinnesempfindung abhängt, d. h. die äufsere und materielle Seite der Menschen und Dinge«. Sehr glücklich ist unser Verfasser in der Kritik des Naturalismus, dessen Einseitigkeiten und Übertreibungen er mit Geist und Witz aufzeigt. Nützlich ist auch der im einzelnen durchgeführte Nachweis, dafs die Naturalisten in der Praxis immer gegen ihre extremen Lehren verstofsen und sich des Verfahrens, der Methoden und der Konventionen der früheren Kunst bedienen müssen. David-Sauvageot geht hier vielleicht weniger in die Tiefe als Guyau, wenn er über die gleichen Fragen spricht; dennoch folgt man gern und mit Nutzen den gründlichen und besonnenen Erläuterungen des kundigen Verfassers. Erwähnt sei noch, dafs von Theoretikern am meisten Proudhon und Zola, von Dichtern am meisten Flaubert und Tolstoj herangezogen werden, dem unser Autor weit mehr Sympathie entgegenbringt als den französischen Naturalisten. — Kehren wir jedoch endlich zu dem Werke Baumgart's[20]) zurück. Es ist dies eine ungemein gründliche, gedankenreiche und gelehrte Arbeit und darf wohl als die bedeutendste Leistung gelten, welche Deutschland in letzter Zeit auf dem Gebiete der Poetik hervorgebracht hat. Eine nachdrückliche Hervorhebung verdient sie hier wohl um so eher, als sie bis jetzt

20) H. Baumgart (Prof. a. d. Univ. Königsberg), Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1887.

nicht ganz nach ihrem Werte gewürdigt worden zu sein scheint. Vielleicht trifft den Verfasser hier auch einige Schuld. Die von Aristoteles übernommene Terminologie — es wird viel von »Mimesis« und »Ethos« gesprochen, und Ausdrücke wie »Nachahmung eines Gedankenethes« begegnen uns oft — berührt etwas fremdartig und ist wohl geeignet, manchen Leser abzuschrecken. Man darf darum wohl im Zweifel sein, ob der Vorteil, den die aristotelischen Formulierungen mit ihrer aufserordentlich grofsen Verwendbarkeit boten, nicht doch etwas teuer erkauft wurde. Die Aufgabe eines Referenten, dem nur ein beschränkter Raum zur Verfügung steht, ist einem Werke von solchem Gedankenreichtum gegenüber, das überall in die Tiefe geht und mit Vorliebe die schwierigsten Probleme aufsucht, ungemein schwer. Denn der Wert des Buches besteht nicht sowohl in den einzelnen Resultaten, zu denen es gelangt, als in der Schärfe und Feinheit der Untersuchungen, die dazu führen, und die in einer kurzen Anzeige nicht zur Geltung kommen können. Auch wäre es bei einem solchen Forscher, der sich so gründlich mit seinem Gegenstand beschäftigt hat und über ein so ausgedehntes literarhistorisches und ästhetisches Wissen verfügt, sehr übel angebracht, wollte man in Fällen abweichender Meinung einfach absprechen, da der Verfasser deutlich genug zeigt, dafs er die Argumente, mit denen man gegnerische Ansichten stützen kann, sehr wohl kennt. Es wird darum wohl das Beste sein, wir beschränken uns darauf, durch etliche Andeutungen auf den Reichtum, den das Buch enthält, hinzuweisen und es dem Studium aller, die sich mit Poetik beschäftigen, angelegentlich zu empfehlen. Der Leser wird sehr viel Anregung und Förderung daraus ziehen, niemals wird er mit abgedroschenen Redensarten abgespeist — nur fürchten wir freilich, dafs er bei manchen Abschnitten über das Drama seufzen nnd denken wird, der Verfasser hätte es seinen Lesern doch etwas leichter machen können. Baumgart ist der Ansicht, dafs man, weil es für die Poetik noch an einem allgemein anerkannten Grundprinzip der theoretischen Betrachtung fehle, noch immer nicht wagen könne, den direkten Weg rein systematischer Begriffsbestimmung einzuschlagen, vielmehr verlange der Gegenstand neben der abstrakt-begrifflichen gebieterisch eine historisch-kritische Behandlung. Soweit die heute geltende Poetik einigermafsen auf festem Boden stehe, stütze sie sich in ihren Fundamentalsätzen überall auf die von Lessing und Schiller gewonnenen Resultate. Mit deren Prüfung müsse also begonnen werden. Baumgart verfährt meist so, dafs er, wenn er an ein Problem herantritt, über das sich auch schon einer unserer grofsen Dichter ausgesprochen hat, zunächst sich mit diesem auseinander zu setzen sucht; was er als richtig in dessen Gedanken erkannt zu haben glaubt, macht er alsdann zum Ausgangspunkt seiner selbständigen Darlegungen. Zu positiven Resultaten vermag nach ihm blofs *eine* Art der Kunstbetrachtung zu führen, die Aristotelisch-Lessingsche, welche auf die Untersuchung der Mittel gegründet ist, mit denen die Kunst ihre Wirkungen hervorbringt: Lessing mit dem Laokoon, der Dramaturgie und den Abhandlungen über die Fabel und das Sinngedicht wird daher auch am meisten berücksichtigt, demnächst Schiller, Goethe und für einige Probleme Herder. Sie alle stellt er tief unter Aristoteles, der, aber nicht allein mit seiner Poetik, sondern mit der Gesamtheit seiner Schriften, für ihn eine Autorität bildet, der selbst Männern wie Lessing gegenüber eine objektive und unbedingte Gültigkeit zuzuerkennen ist. Zunächst wendet sich Baumgart zu dem

Laokoon. Nach ihm hat Lessing den Fehler begangen, dafs er sich über den Begriff der »Mimesis« nicht vollständig Rechenschaft gegeben und vor allem nicht zwischen Gegenstand und Mittel der Nachahmung unterschieden hat. Poesie und bildende Kunst können nach Baumgart sich die gleichen Gegenstände der Nachahmung wählen, nur bewirkt die eine diese Nachahmung vermittelst der Darstellung einer Succession von Veränderungen, die andere vermittelst der Darstellung von Figuren und Körpern. Es ist darum nicht richtig, dafs man der Malerei Körper, der Dichtung Handlungen als Gegenstände der Nachahmung zuweist, während sie blofse Mittel sind, durch welche die einzelnen Künste, der Natur ihrer Werkzeuge — Worte, Töne, Linien, Flächen, Farben — gemäfs, *allein* ihre Nachahmung zu bewerkstelligen vermögen. Die Gegenstände der künstlerischen Nachahmung zerfallen vielmehr in drei grofse Hauptgruppen; es sind: zuerst die einfachen Empfindungen, die der Grieche unter dem Geltungsbegriff »Pathos« begreift; sodann alles, was wir als Gemütszustände oder -stimmungen und Seelen- und Charakterbeschaffenheit bezeichnen, samt allen dazwischen liegenden Abstufungen und Übergängen, was insgesamt unter dem griechischen Ausdruck »Ethos« verstanden wird; endlich die Handlungen im inneren Sinne (»Praxeis«). Eigentlich kann die Nachahmung von allen dreien: Empfindung, Seelenzustand, innere Handlung, nur andeutungsweise, nicht direkt erfolgen; in der Malerei vermittelst der Linien und Farben, durch Körper, in der Poesie vermittelst der Succession von Worten, durch das, was man mit Lessing im allerweitesten Sinne (äufsere) Handlung nennen mag. Absolut betrachtet, stehen also die beiden Künste den sämtlichen drei Gegenständen der Nachahmung ganz gleich gegenüber. Relativ aber ergibt sich aus der Verschiedenheit ihrer Mittel, dafs die Poesie ganz direkt (innere) Handlung nachahmen kann, Empfindung und Seelenzustand indirekt durch Handlungen; und umgekehrt die Malerei ganz direkt *Empfindung* und *Seelenzustand* (*nicht* Körper!), indirekt durch jene auch Handlung. Was nun diese indirekte Nachahmung anbetrifft, so sind Handlungen für den bildenden Künstler darstellbar, sobald die den Entschlufs bedingenden Empfindungen und Seelenzustände in den Zeichen der Körperformen und -farben sichtbar sich direkt zu erkennen geben, oder sofern es ihm gelingt, sie durch die Ähnlichkeit körperlicher Zeichen indirekt erkennbar zu machen. Ebenso sind der Nachahmung durch die Poesie alle Empfindungen und Seelenzustände zugänglich, sobald sie erstlich in der Bewegung der Körper oder Dinge, oder in successiven Vorgängen oder Handlungen unmittelbar sich kundgeben, sodann aber auch ebensowohl, insofern es gelingt, vermittelst der Ähnlichkeit von Körpern und Gegenständen, nicht allein in ihren Veränderungen, sondern auch in ruhenden Zuständen, mit Empfindungs- und Seelenzuständen diese durch jene indirekt wachzurufen. Die Richtigkeit dieser Sätze weist der Verfasser nun vor allem an der Lyrik nach: es ergibt sich, dafs das Successive blofs Mittel der lyrischen Nachahmung, und dafs das Gesetz des Laokoon ein lediglich *technisches* ist. Überhaupt ist es nach ihm ein ganz uneigentlicher Ausdruck, wenn man von der Nachahmung der Naturobjekte selbst spricht. Nicht diese, nicht die wirklichen Vorgänge sind der eigentliche Gegenstand der im Spiele thätigen Kinderphantasie oder der primitiven Kunstübung der Naturvölker: was sie bei ihrer Nachbildung als unbewufst wirkender Antrieb leitet, ist viel-

mehr: *diejenigen Seelenbewegungen, welche sie als Wirkungen der sie interessierenden Naturobjekte und Vorgänge erfahren haben, durch die eigene Thätigkeit aufs neue hervorzubringen, und zwar zunächst in sich selbst, auf einer höheren Stufe dann auch bei anderen.* Darum bedient sich diese Art nachahmender Produktion als ihres *Mittels* auch durchaus keiner getreuen oder irgendwie vollständigen Wiederholung der sie erregenden Objekte; das kleinste Bruchstück davon, ja sehr abweichende Proceduren können ihr völlig genügen, sofern sie nur geeignet sind, den aus der Wirklichkeit erfahrenen Seelenvorgang in selbständiger Erneuerung wieder anzuregen, die einmal erklungene Saite zu demselben Ton wieder in Schwingung zu setzen. Alle Bewegungen unserer Seele entsprechen nun aber entweder direkt der Einwirkung einer fremden psychischen Energie auf unsere Seele oder sie entstehen, indem wir, bewufst oder unbewufst, ein Analogon solcher Einwirkung annehmen. Die blofsen Naturobjekte wirken darum noch nicht auf uns, sondern thun dies erst, sobald wir ihnen ein Analogon seelischer Energien beilegen oder doch die Vorstellung davon unmittelbar mit ihnen verknüpfen. Gegenstand aller Kunst ist darum nicht das Materielle an den Naturdingen, sondern Leben und Wirksamkeit. Die unvergleichliche und unvergängliche poetische Kraft der Gestalten der griechischen Mythologie beruht darum auch darin, dafs das geborene Künstlervolk der Griechen die Fähigkeit, welche allen Völkern in ihrem dichtenden Kindesalter eigen ist, zur höchsten Vollkommenheit brachte: in allem, was ihre Seele bedeutend erregte, die wirkende Energie aufzufassen, diese zu objektivieren und ihr eine psychisch und physisch entsprechend ausgebildete, ganz selbständige Individualität zu verleihen. Falls körperliche Gegenstände als dichterisches Darstellungsmittel verwendet werden, ist das Charakteristische des Verfahrens nicht die Verwandlung des Coexistenten in ein Successives, sondern die durch das oberste Prinzip aller Kunst, psychische Vorgänge nachzuahmen, gebotene *Erfassung des Gegenständlichen als eines Beseelten oder doch unmittelbar auf Gemüts- und Seelenkräfte Wirkenden.* Die Darstellung des Successiven ist hierbei wohl das in der Mehrzahl der Fälle einzuschlagende Verfahren, aber sie wird nicht in allen Fällen erfordert, noch genügt sie an und für sich, die Anforderungen des echten poetischen Kunstwerkes zu erfüllen. Das lediglich Materielle, Unbeseelte der Körperwelt, mag es nun in Coexistenz oder in einer durch eine äufserliche, mechanische »Handlung« erfolgenden Succession seiner Teile vorgeführt werden, *ist* und *bleibt tot* und darum unkünstlerisch, unpoetisch. Wenn ein grofser Teil der Lyrik mit dem Satze, Handlungen seien ihr Gegenstand, sich *auf keine Weise* vereinen läfst, so nimmt doch unter den *Mitteln,* die ihr zu Gebote stehen, um ihren Zweck, Nachahmung von Empfindungen, zu erreichen, die Erzählung oder auch die blofse Andeutung einer Handlung den weitaus bedeutendsten Rang ein. Gerade die hervorragendsten Lyriker bedienen sich dieses Mittels am meisten und sie folgen darin dem unverwerflichen Muster des Volkslieds, welches fast immer irgend einen kleinen Vorgang, eine, wenn auch noch so flüchtig skizzierte Handlung entrollt. Die Handlung dient hier immer einem höheren Zweck und wird nicht um ihrer selbst willen erzählt, was jedoch im Epos der Fall ist. Die Ballade ist *lyrischen* Charakters, und dieser zeigt sich rein bei der echten Volks-Ballade oder der Goetheschen. Nicht der erzählte Vorgang ist der Gegenstand der Nachahmung in Goethes »Fischer«, sondern die vermittelst desselben

hervorgebrachte, ganz bewegungslose, stationäre *Stimmung* des ohne alle bestimmte Empfindung. ganz gedankenbefreit dem träumerisch wiegenden Wohlgefühl des Elementes Hingegebenen. In der Kunstballade, z. B. in den Schillerschen poetischen Erzählungen, die als Balladen gelten, und einigen Dichtungen Bürgers, nimmt die Erzählung *epischen* Charakter an, in der eigentlichen Ballade aber mufs sie dem lyrischen Hauptzweck dienen und also auf die blofse *Andeutung* der Vorgänge und Handlungen sich einschränken. Die Volksballade wird gekennzeichnet durch die Verflüchtigung des stofflichen Interesses der Handlung zu gunsten des ethischen. Ein viel engeres Gebiet als die Ballade hat nach Baumgart die Romanze; ihre Stoffe findet sie ihm zufolge in der romantischen Sinnes- und Handlungsweise des Mittelalters, die übrigens trefflich charakterisiert wird. Die Romanzenstimmung erwächst auf dem Boden des Abenteuerlichen, und das Sonderbare, Anekdotenhafte, die witzige Pointe und sogar die Ironie haben in dieser Dichtgattung eine entschiedene Berechtigung. Sehr bedeutsam ist der Abschnitt über die didaktische und die sogenannte Reflexionsdichtung. Wenn auch die reine Denkthätigkeit von Phantasie und Empfindung getrennt ist und sich somit der künstlerischen Behandlung entzieht, so bewirkt doch der Gedanke, sobald seine Arbeit gethan und er zur vollen Reife gelangt ist, nun wiederum eine Erregung des Gefühls, und hier begegnet ihm die Kunst wieder. Nicht jenes allgemeine Gefühl der Freude, das jede angestrengte und erfolgreiche Bethätigung des Denkvermögens begleitet, ist damit gemeint, sondern die zahllos verschiedenen Empfindungen und Gemütsstimmungen, mit denen die Errungenschaften des Denkens wie ebensoviel Erlebnisse oder Ereignisse des äufseren Lebens, die intellektuell gebildete Seele bewegen. Solche nun auch anderen vorgeführte Gedanken stellen sie auf die Höhe der Empfindung, erfüllen sie mit dem edlen Ethos, mit welchem die Klarheit des Gedankens den Dichter durchdrang. Nicht also Kenntnisse kann und will dieser verbreiten, sondern *vermittelst* der Darstellung von Gedanken die ihn selber bewegende Stimmung (Ethos) ausdrücken. Das Bedürfnis, solchen Stimmungen und Gemütszuständen Ausdruck zu geben, liegt zu tief in der menschlichen Natur begründet, als dafs zu irgend einer Zeit, in der überhaupt die Dichtung zu ihrem Rechte gelangte, diese poetische Gattung zum Schweigen verurteilt gewesen wäre. Ihre vollste Entfaltung fand sie jedoch erst im 18. Jahrhundert bei den Führern des deutschen Klassizismus, bei Schiller und Goethe. Von den Formen der Goethescheu Ideenlyrik betrachtet Baumgart am ausführlichsten diejenige, welche er die allegorische nennt, und als deren Muster er Mehemets Gesang, Seefahrt, Adler und Taube anführt. Auch für die humoristische und satirische Dichtung, sowie für das Epigramm ist das Hauptmittel, durch das sie wirken, der Gedanke, die Reflexion über einen Gegenstand, einen Vorfall oder ein thatsächliches Verhältnis, und auch sie gehören der Poesie nur insofern an, als dieses Mittel nicht zum Zwecke gemacht wird, sondern dem Ausdruck einer Gesinnungsweise, einer Gemütsbeschaffenheit dient. Die Betrachtung der epischen Gattungen führt den Verfasser zu mehreren allgemeinen Untersuchungen über das Wesen der Handlung im Epos, über das mit ihrer Nachahmung verbundene Vergnügen, über Wunder, Sage, Märchen und Tierfabel, über allegorische Darstellungsweise in der Kunst, über das Lächerliche, über die Gesetze der Darstellung desselben u. s. w. Diese Untersuchungen

sind sehr eindringend und aufschlußreich, jedoch lassen sich in Kürze weder ihre Resultate noch die Schlußfolgerungen wiedergeben, die der Verfasser daraus für die einzelnen dichterischen Gattungen zieht. Der beherrschende Gedanke ist der, daß in aller epischen Dichtung die Handlung *Gegenstand* der Nachahmung, während in der Lyrik sie bloßes *Mittel* derselben ist, und daß die Lyrik ausschließlich die erzählende Nachahmung einer Handlung zum Zweck hat, also z. B. nicht Besserung oder Belehrung. Darum verwirft Baumgart sowohl die Lessingsche Theorie der Fabel als auch die moralisierende und rührselige Richtung der poetischen Erzählungen Gellerts. Die Fabel gehört nach ihm zur Gattung des komischen Epos, das die reinen Empfindungen des Wohlgefälligen und Lächerlichen erregen will, und zwar hat die Tierfabel diese Eigentümlichkeit, daß sie die Gegensätze des Verkehrten und Zweckgemäßen innerhalb der ethisch gebundenen Sphäre tierischer Handlungen zur Empfindung bringt. In den Auseinandersetzungen über die Fabel nimmt Baumgart Stellung gegen Herder wie gegen Lessing und tritt in der Hauptsache der Ansicht Jakob Grimms, gegen die Wilhelm Scherer polemisiert hatte, bei. Er sieht in der äsopischen Fabel schon eine Entartung, und die Lessingschen Fabeln sind nach ihm keine Fabeln, sondern Allegorien — was Baumgart darunter versteht, muß man bei ihm selber nachlesen[21]; der Ausdruck *symbolische Dichtung* wäre vielleicht glücklicher gewesen —, und zwar vortreffliche Allegorien, d. h. lebensvolle Erfindungen, nicht tote Schildereien. Hervorgehoben seien aus den Abschnitten über die Epik noch die Betrachtungen über die Einheit des Nibelungenlieds, die, wie uns scheint, mit einigen neuen Gründen verfochten wird; die Würdigung unserer mittelhochdeutschen Epiker, Hartmanns, Gottfrieds und Wolframs; die Bemerkungen über die Schwankdichtung, über Hans Sachs und über Chaucer. Der weitaus größte Teil des Baumgartschen Werkes beschäftigt sich mit dem Drama, und hier hat der Verfasser wohl am meisten Gedankenarbeit und gelehrten Scharfsinn aufgewandt. Auch muß man rückhaltlos das viele Treffliche anerkennen, das sich hier findet. Nur sind im Vergleich zu der eingehenden Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser die Ansichten des Aristoteles über das Drama entwickelt und falsche fremde Auslegungen zurückweist, die eigentlich positiven Darlegungen oft zu knapp geraten: auch dem aufmerksamen Leser kann es begegnen, daß er über ein wichtiges Aperçu rasch wegliest, wenn dies, wie hier manchmal, zwischen zwei langen gelehrten Auseinandersetzungen über eine philologische Streitfrage versteckt ist. Im übrigen wird kein wichtiges Problem übergangen und keines ohne Nutzen behandelt. Von neuen Gesichtspunkten aus wird die Katharsisfrage erörtert und zweifellos manche Schwäche des berühmten Bernaysschen Interpretationsversuches aufgewiesen. Ob diese eindringenden Untersuchungen nicht verdienten, zu einer erneuten Prüfung der ganzen Frage anzuregen, mögen die Aristotelesforscher entscheiden. Im Gegensatz zu neueren Theoretikern betont Baumgart in Übereinstimmung mit Aristoteles, Lessing und Schiller wieder, daß nicht Charakterschilderung, sondern Handlung der Gegenstand des Dramas sei. Mit treffenden Gründen weist er auch die Ansicht zurück, daß die Tragödie sich um einen Konflikt der Pflichten drehen und moralisch erhabene Thaten schildern solle, wie dies ja Schiller

21) Vgl. auch seine frühere Schrift: »Goethes Märchen, ein politisch-nationales Glaubensbekenntnis des Dichters.« Königsberg. 1875. S. 8 ff.

in seinen Abhandlungen über tragische Kunst verlangt hatte. Vieles Einzelne verdient noch besondere Hervorhebung, so die Erörterung über den deus ex machina und die Fälle, wo er berechtigt ist, über die Komödie — im Anschluſs an das Aristotelische Bruchstück — und die verschiedenen Klassen komischer Charaktere, über Shakespeares flüchtige Behandlung des äuſseren Pragmatismus bei strengster Folgerichtigkeit der inneren Entwicklung, über die phantastische Symbolik des Aristophanes und über Symbolik im Drama überhaupt, und schlieſslich die kritischen Analysen einiger Werke der groſsen griechischen und deutschen Dramatiker und Shakespeares. Gerade die Abschnitte, in denen Baumgart sich der Betrachtung konkreter Kunstwerke zuwendet, sind ausgezeichnet und lassen sein tiefes Eindringen und seine feinsinnige Auffassungsweise trefflich erkennen. Vieles Bemerkenswerte findet sich auch in seiner Theorie des Schauspiels als einer besonderen Gattung, wenn wir auch nicht mit ihm darin übereinstimmen, daſs Richard III., wie überhaupt die Shakespeareschen Historien, dieser Gattung zuzuschreiben seien. Es hängt dies, wie uns scheint, mit seiner zu engen Auffassung der tragischen Schuld zusammen, welche allenfalls für die alte, aber nicht für die moderne und namentlich nicht für die Shakespearesche Tragödie zutrifft. Denn danach ist »in der Tragödie das Hamartema in der Form eines Irrtums, eines Fehls in der Handlungsweise einer im übrigen schuldlosen Person durch die Macht verhängnisvoller Umstände der Anlaſs eines verderblichen Schicksals«. Ob Baumgart einzelne Shakespearesche Trauerspiele, deren Helden eine schwere Schuld auf sich geladen haben, nicht für Tragödien, sondern nur für Schauspiele will gelten lassen, oder ob er beispielsweise das Verbrechen Macbeths als einen Irrtum, einen Fehl ansieht, ist nicht deutlich genug zu erkennen. Fraglich erscheint es uns auch, ob nicht die Perpetie, »ein Umschlag des Glückes in Unglück, den der Handelnde gerade dadurch über sich hereinzieht, daſs er mit aller Kraft auf das entgegengesetzte Ziel hinarbeitet«, für die Tragödie eine gröſsere Bedeutung habe, als ihr in den Darlegungen unseres Autors eingeräumt wird. Denn diese Peripetie ist, wie schon Vischer hervorgehoben hat, nahe verwandt mit dem, was die neueren Theoretiker als »tragische Ironie«, auch »tragische Verblendung« bezeichnen, welche darin besteht, daſs der tragische Held auf einem Wege sein Glück und Heil zu finden strebt, auf dem er nach Lage der Dinge sein äuſseres und inneres Verderben herbeiführen muſs, und welche sich für die meisten Tragödien alter und neuer Zeit, und namentlich die Shakespeareschen, nachweisen läſst. Wenn wir am Schlusse unserer so lohnenden und aussichtsreichen, aber auch anstrengenden Wanderung den zurückgelegten Weg überblicken, so können wir eine Bemerkung nicht zurückhalten. Nicht überzeugt hat uns der Verfasser, daſs die Verbindung von historisch-kritischer und systematischer Darstellung unerläſslich war; uns will es vielmehr bedünken, als ob sie den literarischen Wert und die Wirksamkeit des trefflichen Buches empfindlich schädige. Eine die Hauptpunkte scharf hervorhebende systematische Entwickelung würde übersichtlicher und weniger zu Wiederholungen genötigt gewesen sein, und ohne daſs wir den Nutzen und das Verdienst der Auseinandersetzungen mit geltenden Ansichten verkennen wollen, glauben wir doch, daſs sie die Darstellung zu oft und zu lange unterbrechen und zum groſsen Teil besser in die Anmerkungen, oder, wo sie den Charakter selbständiger Untersuchungen annehmen, als Anhang an den Schluſs des Ganzen verwiesen worden

wären. Vielleicht darf man auch bedauern, dafs der Verfasser sich nicht entschlossen hat, seine Ansichten über die Kunstlehre des grofsen griechischen Kunstphilosophen uns getrennt zu geben: einen Kommentar über die »Poetik« von einem so gründlichen Kenner des Aristoteles und der Dichtung würde man auch jetzt noch mit Freuden begrüfsen dürfen. Hätte er dann in sein Handbuch der Poetik blofs die *Resultate* seiner Aristotelesforschung aufgenommen, so hätte er uns auf wenig mehr als der halben Seitenzahl den gleichen Inhalt wie jetzt bieten können, und wir zweifeln nicht, dafs seinem Buche dann ein gröfseres und dankbareres Publikum sicher gewesen wäre, als in seiner gegenwärtigen Gestalt.

Ein sehr origineller, geistvoller und tiefer Schriftsteller, der in dem Streben nach knappster Darstellungsweise nur manchmal zu gedrängt und lakonisch wird, tritt uns in L. Kessler entgegen: er entwickelt uns auf noch nicht hundert Seiten seine Ansichten über »Das Wesen der Poesie«[22]), und wir wollen gestehen, dafs wir wenig Schriften kennen, die auf gleich engem Raum eine solche Fülle fruchtbarer Gedanken enthalten. Kefsler geht von einer feinen Beobachtung Montaignes aus, die einen Hinweis enthält einerseits auf die Undeutlichkeit, anderseits auf die eindringliche Macht der Gefühlssprache im Gegensatz zu der Klarheit, aber auch Mattigkeit der Begriffe, um das Wesen der Gefühlssprache, des Gefühlsausdrucks zu bestimmen. Da das Gefühl, erklärt er, an der Sprache der Vernunft nur einen ganz ungenügenden Dolmetscher besitzt, der alle Gefühlsäufserungen fälscht, so wendet es sich um Beistand und Vermittlung an die äufseren Dinge. Es findet nämlich eine für den Begriff nicht fafsbare, darum unreflektierte Übereinstimmung des Gefühls mit den äufseren Dingen statt, und es ist Aufgabe des Dichters, dasjenige Äufserliche aufzufinden, in dem das Gefühl sich bildlich wiederspiegelt.[23]) Poesie ist nach unserm Autor »unreflektierter Gefühlsausdruck im Anschaulichen durch Worte«. Der Unterscheidung zwischen Gefühlsausdruck und blofser Gefühlsregung entspricht eine solche zwischen eigentlicher, frei gewordener und latenter Poesie. Auf dem Wege des Gefühls zum praktischen Ausdrucke kann man drei Stadien unterscheiden: das Gefühl findet sich unmittelbar in einer äufseren Erscheinung wieder, aber das Subjekt wird sich der Bildlichkeit des Gegenstandes nicht derart bewufst, dafs es an ihm sein Gefühl bestimmt erkennen, fixieren könnte; es tritt — zweites Stadium — ein solches Erfassen des Gegenstandes als Bild des Gefühls ein, die innere, engere Form des Gefühlsausdrucks, von der aus dann der Übergang zu der weiteren letzten Form, dem künstlerischen Ausdruck, erfolgt. Diese beiden letzten Stadien lassen sich als freie Poesie zusammenfassen gegenüber dem ersten als der latenten, unartikulierten, nicht mitteilbaren Poesie. Die Unzahl von Halbpoeten ist in dem Verhältnis von formloser Poesie zu der freien begründet. Sie sind latente Dichter, doch es fehlt ihrer Phantasie die Kraft der Verbildlichung. Nachdem der Autor aufser der latenten Poesie noch die poetische Sprache betrachtet und poetische Idee und Begriff von einander geschieden hat — erstere wird an einem späteren Orte definiert als »das, wodurch ein Gegenstand in seiner Ganzheit Ausdruck unseres Gefühls

---

22) Leipzig, Julius Baedeker, 1889. 23) Kefsler berührt sich verschiedentlich sehr nahe mit einzelnen Gedanken Herders. Man vgl. z. B. den Abschnitt über »Bilder, Allegorien und Personifikationen« in der Adrestea (Hempel XIV, 253 ff.).

wird« —, fafst er das Resultat des **grundlegenden Teils** in folgende Variation eines Kantschen Ausspruchs über das Genie zusammen: Poesie besteht eigentlich in dem glücklichen Verhältnisse, welches keine Wissenschaft lehren und kein Fleifs erlernen kann, zu einem gegebenen Gefühl Anschauungen aufzufinden und anderseits für diese den begrifflichen Ausdruck zu treffen, durch den die subjektive Gemütsstimmung mit anderen geteilt wird, und welcher als Begleitung einer ästhetischen Idee dient, die das Unnennbare in dem Gemütszustand mit der gewissen Vorstellung verbindet. Grofsen Nachdruck legt unser Autor darauf, dafs die Poesie Gefühls*ausdruck*, nicht Gefühls*eindruck* zum Zwecke habe. Wir müssen immer fragen: ist in dem Gedicht ein Gefühl zu selbständigem Ausdruck gebracht? — wie der Bildhauer uns den Apoll darstellt, und wir erkennen in ihm unsere Begeisterung wieder, — nicht: wird auf uns irgend ein Gefühlseindruck gemacht? Der Dichter, dessen Poesie auf Gefühlseindruck gerichtet ist, dichtet für sich allein unter dem Zwang des eigenen Gefühls; und hierin hat man oft und mit Recht ein Kriterium des wahren Dichters gesehen. In dem speziellen Teil führt der Autor dann diese Gedanken weiter aus und betrachtet das Bildliche der Lyrik, der Epik und der Dramatik. Am wichtigsten scheinen uns hieraus die Bemerkungen über »mythologische Verwandlung«, über »poetische Mythologie« und über das »Bildliche in der Dramatik«, welches darin bestehen soll, dafs in dem Geschick und der Erscheinung des Helden seine Gefühle symbolisiert werden. Die Handlungen des eifersüchtigen Othello entspringen einerseits aus dem streng kausalen Zusammenhang innerer und äufserer Motive, während anderseits poetisch sein Thun und Leiden nur allein in einer allen äufseren Zufällen entrückten Übereinstimmung die Regungen, Beziehungen jeder innerlich empfundenen Eifersucht wiederspiegelt. Nur wenn die dramatische Fabel aufser ihrer pragmatischen Wahrheit auch diese ideale Übereinstimmung aufweist, wird sie auch poetisch wahr. Die tragische Notwendigkeit des Untergangs kann niemals in die wirklich zufällige Begründung völlig eingehen. Maria Stuart mufs für den Dichter gerichtet werden, nicht weil Mortimers Plan scheitert, nicht aus politischen Gründen, sondern weil sie Darnleys Mörderin ist; und darum vielmehr mufs Mortimers Plan scheitern, gleichviel, was die Geschichte auch sagen möchte. Der Grundgedanke des Kefslerschen Büchelchens scheint uns äufserst beachtenswert, und seine Ausführung zeugt von sehr viel Geist, Scharfsinn und vielseitiger Belesenheit. Es gibt gewifs manche, welchen ein anregendes und fesselndes Büchelchen von 98 Seiten, das allerdings eine stete Aufmerksamkeit und mehrmalige Lektüre erfordert, lieber ist als ein umfangreiches und ermüdendes Werk, das dieselben Gedanken auf mehreren hundert Seiten breit tritt. Solchen Lesern sei Kefslers Schrift bestens empfohlen.[24]) — Nicht hinreichend ausgereift ist das Buch »Lyrik und Lyriker« von Richard Maria Werner[25]), der ähnliche Bahnen wie sein Lehrer Scherer in seiner »Poetik« wandelt, obwohl er diesem sehr unabhängig gegenübersteht und für einige Schwächen Scherers ein offenes Auge besitzt. Aber er hat sich darum doch nicht von ihnen frei zu

---

24) Kürzer hat der Verfasser seine Ansichten über Poesie dargelegt in einer neueren Schrift: »Das Wunder des Glaubens und sein Selbstzeugnis. Leipzig, Julius Baedeker, 1891. Kap. 3 u. 4. S. 17 ff. 25) Hamburg und Leipzig, Leopold Vofs, 1890.

halten gewufst: mit Scherer teilt er die Vorliebe für allzurasche Verallgemeinerungen, die zu grofse Neigung, überall Einteilungen und Klassifikationen und oft nach ganz äufserlichen Merkmalen vorzunehmen, die populäre und allzu bequem sich ergehende Darstellungsweise, den Mangel an scharfer Begriffsbestimmung. Leider schreibt er nun auch noch ungemein breit und weitschweifig — wie tautologisch ist z. B. S. 102 und wie viele andere Stellen sind gleich schlimm! — es kostet daher manchmal ordentlich Mühe, sich zu den in dem Buche enthaltenen guten Gedanken durchzuarbeiten und sie in der ungenügenden Formulierung zu entdecken. Werner greift das interessante Problem auf: wie entsteht das lyrische Gedicht? und widmet seiner Lösung das vorliegende umfangreiche Werk. Folgende Stadien glaubt er unterscheiden zu können: Erlebnis, Stimmung, Befruchtung, inneres Wachstum, Geburt, äufseres Wachstum. Hier hat er sich durch die Analogie mit dem physischen Vorgang der Zeugung leiten, aber auch mehrfach auf Abwege führen lassen. Das »innere Wachstum« eines Gedichtes, werden wir belehrt, »vergleicht sich völlig dem Ausreifen des befruchteten Eis im weiblichen Körper«, und doch sagt schon der nächste Satz, dafs es »*nur zu einem* Teile ein unbewufstes sei, da hier schon vielfach die bewufste Kunst des Dichters mitarbeite« (S. 49). Auch veranlafst es berechtigte Bedenken, wenn alle Veränderungen, welche der Dichter nach der »Geburt«, der Fassung in Worte, mit einem Gedichte vornimmt, als »äufseres Wachstum« gelten sollen. Wenn dieser ein geschrieben oder gedruckt vorliegendes Gedicht später verbessert und ihm hierbei erst seine endgültige Fassung gibt, so beweist dies doch gerade, dafs er das ihm vorschwebende Ideal noch nicht erreicht, seinem Gefühl noch nicht den entsprechenden Ausdruck zu geben gewufst hatte. Der innere Abschlufs des Gedichtes war also in der That noch nicht erfolgt, und das, was Werner als solchen bezeichnet, war nur die Fixierung einer früheren unvollkommenen Entwickelungsstufe. Der ganze Vorgang gehört daher dem Gebiete des inneren, nicht des äufseren Wachstums an. Um in das Geheimnis dieses dunklen Prozesses einzudringen, wie sich aus dem Erlebnis stufenweise ein Gedicht gestaltet, verwertet Werner die Äufserungen bekannter Lyriker über ihr Schaffen und sucht aus ihnen allgemeine Schlüsse zu ziehen. Dies Verfahren ist zweifellos richtig und empfehlenswert, nur hätte der Verfasser ein von ihm selber aufgestelltes Prinzip strenger befolgen und sich auf die echten Dichter beschränken müssen — »nur von ihnen kann die Rede sein, wenn man dichterisches Schaffen erforschen will« (S. 197) —, während er auf alle möglichen unbedeutenden Dichter, wie Karl Mayer, den Freund Uhlands, sehr oft Bezug nimmt. Selbst Hebbel, bei dem der Denker den Dichter doch stark überwog, und dem in der Lyrik der dichterische Ausdruck dessen, was ihn bewegte, sehr oft nicht gelang, bot mit seinen Tagebüchern unseres Erachtens mehr ein reichhaltiges und bequemes, als beweiskräftiges Material, und Argumente, die sich auf sein dichterisches Verfahren stützen, scheinen uns nur geringen Wert zu besitzen. Die Ausführungen des Verfassers enthalten nun wohl manche feine Beobachtungen, geistvolle Analysen und treffende Vergleiche, auch wird vielerlei beigebracht, was auf die Entstehung des lyrischen Gedichtes im Dichtergeist ein Licht zu werfen geeignet ist: dennoch ist der Eindruck des Ganzen nicht erfreulich, und die Ausbeute, die das Werk uns bietet, entspricht bei weitem nicht dem aufgewandten Geist und Fleifs. Hauptsächlich läfst es der Autor an Sorgfalt bei der Feststellung der Hauptbegriffe, an Schärfe

und Konsequenz in der Durchführung der aufgestellten Gesichtspunkte, an präzisem und klarem Ausdruck seiner Ansichten fehlen: es kommt dadurch in manche Erörterungen, auf die er grofsen Wert zu legen scheint, eine Unbestimmtheit hinein, die sie wissenschaftlich nahezu unbrauchbar macht. Wir finden Tabellen über Tabellen, Einteilungen über Einteilungen: aber wer wird nicht gegen alle diese Einteilungen mifstrauisch, wenn er die humoristische Poesie als eine Unterart der Lyrik des Unwillens angeführt sieht (S. 188)? Und was soll eine so unglückliche Bezeichnung, wie »*darstellende* Darstellung« im Gegensatz zu der »erzählenden«, »aufklärenden« oder »beschreibenden« (S. 519 ff.)? Mit Erstaunen erfährt man, dafs die »dramatische« gemeint ist, und dies Erstaunen wächst, wenn wir lesen, dafs Goethe in dem Lied »An den Mond« ein Muster dieser dramatischen Darstellung gegeben habe. Denn, so begründet Werner seine Ansicht, »wie Faust im Drama, so drückt hier im Liede der Dichter seine Gefühle aus, ganz direkt, ohne sie durch irgend welche Behelfe vermitteln zu wollen, ohne das *inquit* des Epos, ohne das Bestreben, die richtige Meinung anzubahnen«. Auch glauben wir, dafs bei einer Gattung, die noch so wenig durchforscht ist wie die Lyrik, ernstere Dinge zu thun sind, als spitzfindige Unterscheidungen aufzustellen zwischen vaterländischer, patriotischer, politischer — mit den Unterarten der Revolutions-, der Kriegs- und Siegeslyrik — und nationaler Lyrik, welcher z. B. die Kannibalenlieder zugerechnet werden samt den durch Kreuzungen entstehenden 49 Unterarten wie vaterländisch-nationale und national-vaterländische, patriotisch-nationale und national-patriotische Lyrik, und dafs wichtigere Nachweise zu führen sind, als der, dafs Gretchens: »Ach neige, Du Schmerzensreiche« der erotisch-gottesdienstlichen, nicht aber der gottesdienstlich-erotischen Lyrik zugehöre (S. 140 f.). Auch erwarten wir billig von einer »Physiologie der Lyrik« — eine solche will uns der Verfasser geben und so wollte er sein Buch auch ursprünglich benennen —, dafs sie uns den Grund davon angebe, warum Goethe und das Volkslied gern von einem Naturbild oder der Erzählung eines kleinen Vorganges ausgehen, nicht aber uns mit der Erklärung abspeise, dafs solche Gedichte *erzählende* Darstellung mit Situations- oder Natureingang besäfsen. Zu oft macht sich der Autor seine Sache doch auch gar zu leicht: mit der Forderung musikalischen Wohllauts wird es begründet, »dafs der Dichter nicht das nächstbeste, sondern das *treffendste,* nicht das geläufigste, sondern das seltene Wort wählen werde« (S. 428) und wenn er »den indirekten Ausdruck für den direkten, das Bild für den terminus technicus, die Umschreibung statt des Namens, die Anspielung statt des prosaisch Zutreffenden« setzt, so rührt dies daher, dafs er »nicht auf Schärfe, Genauigkeit des Inhalts aus ist, sondern auf die Schönheit der Form«. Und der Zweck, den er dabei verfolgt, ist der, dafs seine Sprache »gehoben, gesteigert, ungewöhnlich erscheinen« soll. Wenn ein namhafter Vertreter der deutschen Philologie eine so rohe Ansicht über das Wesen der poetischen Sprache äufsern kann, so bestätigt das nur, dafs, auf so vielen Gebieten der Literaturforschung die Philologie einen heilsamen und fördernden Einflufs ausgeübt hat, sie auf anderen geradezu verflachend gewirkt hat. Am meisten geht der Autor in die Tiefe in dem Abschnitt über Befruchtung und inneres Wachstum: anknüpfend an einige Andeutungen in der Einleitung (S. 50 ff.) unternimmt er dort einen Versuch, die Dichter nach der Art, wie sich

bei ihnen ein Erlebnis zum Keim gestaltet, zu klassifizieren. Nur hat er vielleicht seine Untersuchung nicht immer weit und namentlich auch nicht scharf genug geführt, die Ergebnisse bleiben daher hinter dem, was er hier zu leisten vermochte, zurück. Von den »Realen« (S. 320ff.) hören wir z. B., dafs sie »ganz im Erlebnis stecken bleiben«, dafs bei ihnen »von einer Befruchtung nicht die Rede ist«: »ihnen ist der Stoff alles, sie suchen nur eine äufsere Form für ihn, gar kein Neuschaffen in ihrem eigenen Innern«. Worin nun aber dies Neuschaffen bestehen soll, darüber wird wohl mancherlei geredet, aber nichts Bestimmtes und Deutliches, und wir finden bei Vorgängern Werners, z. B. bei Kefsler und du Prel[26]), hierüber mehr und Besseres. Dennoch streift der Verfasser hier verschiedentlich an sehr wichtige Probleme, die eingehender und auf Grund eines umfassenderen Materials behandelt zu werden verdienten. Nicht verfehlen dürfen wir zum Schlufs, auf die aufserordentliche Fruchtbarkeit des Grundgedankens von Werner hinzuweisen, unsere Kenntnis der Entstehungsgeschichte neuerer Werke, sowie die Aufzeichnungen und mündlichen Äufserungen der Dichter über ihr Schaffen zur Entscheidung streitiger Probleme der Poetik und Literaturforschung zu benutzen. So wenig scharf die von ihm angewendete Methode ist, so ist doch schon manches recht Bemerkenswerte zu verzeichnen. Hervorgehoben sei der Nachweis, dafs dasjenige, was wir über die Entstehung der Liedercyklen moderner Dichter wissen, nicht in Übereinstimmung mit der für die Minnesänger aufgestellten Liederbüchertheorie steht und im Bunde mit anderen Thatsachen ein starkes Gewicht gegen diese Theorie in die Wagschale zu werfen geeignet ist (S. 594ff.). In dem Abschnitt über Gedankenerlebnis, wo über die Reflexionsdichtung gehandelt wird, scheinen einige Anregungen von Baumgart verarbeitet worden zu sein. — Zum Schlusse verdienen noch zwei treffliche Werke, von Schulmännern herrührend und aus der Schulpraxis hervorgegangen, eine rühmende Erwähnung.[27]) Beide sind wohldurchdachte, gründliche und selbständige Arbeiten, die von langjähriger, liebevoller Beschäftigung und tiefem Eindringen in den Stoff zeugen und sich durch Klarheit und Wärme der Darstellung empfehlen. Mehr Neues bietet von beiden Viehoff, der sorgfältig und fein zahlreiche einzelne Kunstmittel der Dichter beobachtet und darum vielfach sehr anregend wirkt. Jedoch sind in dem Kapitel, das am meisten solche Beobachsungen enthält (dem dritten des 2. Buches 1. Bandes) viele darunter etwas kleinlich und drehen sich um untergeordnete Punkte, darum z. B., wie der Dichter es anstellen mufs, um uns zu einem möglichst deutlichen Vorstellen äufserer Dinge, etwa der Menschengestalt oder eines Landschaftsbildes, zu veranlassen, wie Einrahmung des Bildes, wie Schilderung durch successives Erscheinen, wie Verhüllung und Enthüllung wirken u. s. w. Viehoffs Behandlung dieser Dinge erhält besonderen Wert dadurch, dafs er die Poetik überall in enge Verbindung mit der Psychologie setzt, und er verdient darin nachgeahmt zu werden, dafs er sich über die psychologischen Ursachen, weshalb ein dichterisches Kunstmittel in bestimmter Weise wirkt, genau Rechenschaft zu geben sucht. Weniger originell ist das Buch Methner's,

---

26) Vgl. No. 16. 27) Heinrich Viehoff, Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre. Hrsgg. nebst einer biograph. Skizze von Victor Kiy. 2 Bde. Trier, Fr. Lintz, 1888. — Dr. J. Methner, Poesie und Prosa, ihre Arten und Formen. Halle a. S., Buchhandlg. des Waisenhauses, 1889.

steht aber als schriftstellerische Leistung wohl höher. Es ist, wenn es auch seiner Anlage und seiner Bestimmung nach nicht eigentlich Neues bringen will, so übersichtlich, klar und anziehend geschrieben, seine Ansichten sind so wohl erwogen, so besonnen und verständig, die Beispiele sind so glücklich gewählt, und die Urteile so treffend, dafs man stets mit Vergnügen und nahezu überall mit Zustimmung den Darlegungen des Autors folgt. Und wir stimmen aus Überzeugung denen bei, welche dem Verfasser bei der bruchstückweisen Veröffentlichung seines Buches in den Jahresberichten des von ihm geleiteten Gymnasiums versicherten, seine Art der Behandlung und Darstellung dürfe auf Beachtung und Teilnahme in weiteren Kreisen rechnen.

Strafsburg i. E. W. Wetz.

Neufranzösische Literatur.

Redigiert von **R. Mahrenholtz** (Dresden).

Französische Literatur von 1500—1629. Wie die neufranzösische Sprache, so hebt auch die neufranzösische Literatur mit dem XVI. Jahrhundert an. Kein Wunder also, dafs die Werke und Autoren dieses Jahrhunderts gröfseres Interesse erwecken, als die der nächst älteren Zeit, dafs ihnen auch in den letzten Jahren eine ganz beträchtliche Zahl von Arbeiten gewidmet sind. Leider habe ich mir trotz vieler Bemühung einige derselben überhaupt nicht verschaffen können, sei es, dafs sie nur für die Mitglieder spezieller Gesellschaften oder für enge Freundeskreise bestimmt waren, sei es, dafs sie in mir unzugänglichen Zeitschriften erschienen. Hoffen wir, dafs die Verfasser später in ihrem eigensten Interesse den Jahresbericht in den Stand setzen werden, auch über derartige Schriften aus erster Hand zu berichten.

Ein Hauptunterschied zwischen den meisten literarhistorischen Arbeiten, welche sich mit mittelalterlichen Erzeugnissen beschäftigen, und vielen derer, die Werke neuerer Zeit behandeln, springt in die Augen. Die ersteren, insbesondere die in Deutschland erscheinenden, befleifsigen sich fast durchweg einer streng historischen Betrachtungsweise und enthalten sich subjektiver, nach allgemein ästhetischen Grundsätzen gefällter Geschmacksurteile, die letzteren stellen sich dagegen mehr oder weniger bestimmt und einseitig auf den Standpunkt des modernen literarischen Kritikers. Nicht die objektive Ermittelung der vorhandenen und mit einander ringenden literarischen Strömungen, das Zurückverfolgen derselben bis zu ihren ersten Ausgangspunkten wie das Verfolgen bis zu ihrem endgültigen Verschwinden ist ihr wahrer Endzweck. Von untergeordneter Bedeutung ist es für sie, zu erforschen, welche Einflüsse sich trübend oder klärend, fördernd oder hemmend im Laufe der Zeit auf diese Strömungen geltend gemacht haben, und welche Stellung den einzelnen literarischen Erscheinungen innerhalb der jeweiligen Entwickelungsreihe zukommt. Sie haben fast nur die Absicht, eine auf möglichst genauer Abwägung der Vorzüge und Schwächen beruhende literarische Würdigung der einzelnen Schriftsteller und Werke zu bieten, diejenigen Schriften, welche den Hauptanspruch auf literarische Vollkommenheit haben, als solche zu kennzeichnen, zu analysieren, zu charakterisieren. Kurz, sie bezwecken, literarisch interessierte Kreise bei der Auswahl ihrer Lektüre zu beraten und ihnen die zum literarischen Genufs erforderlichen Erläuterungen zu liefern. Dafs dem Fachgelehrten, den die oben geschilderten rein historischen Zwecke leiten, solche literarische Kritiken gleichfalls von Interesse sein können, ist selbstverständlich; oft genug wird er sie aber unbefriedigt beiseite legen und insbesondere bedauern, dafs Bücher dieser Art sich den Titel

»Literaturgeschichte« beilegen, während sie doch kaum etwas anderes als kritische Übersichten der hervorragendsten Literatur-Erscheinungen eines Volkes, einer Periode, einer Literaturgattung sind und sein wollen. Besonders bedauerlich ist es, daſs die so dringend wünschenswerte Klarheit über die Aufgaben einer wirklichen Literaturgeschichte durch die fälschliche Verwendung dieser Bezeichnung immer und immer wieder getrübt wird, und das um so mehr, als viele sogenannte Literarhistoriker sich verpflichtet halten, mehr oder weniger historische Erörterungen mit ihren kritischen Besprechungen der literarischen Einzelerscheinungen zu verquicken. — Eine Literaturgeschichte im streng wissenschaftlichen Sinne des Wortes ist auch die hier an erster Stelle anzuführende Arbeit von Adolf Birch-Hirschfeld: »Geschichte der französischen Literatur seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts«[1]) nicht. Bisher liegt davon nur das erste Buch vor, welches in sechs Kapiteln über Humanismus und Reformation, die dramatische Dichtung, die »rhetorische Schule«, Clément Marot und seine Schule, Lyon und den Hof Margaretens, Roman und Novelle während des Zeitalters Ludwigs XII. und Franz' I. handelt. Dem groſsen Beifall, mit welchem diese Arbeit als die Frucht mehrjähriger Studien von der Kritik begrüſst worden ist, vermag ich, wie gesagt, nur bedingt zuzustimmen. Gleich die drei ersten Kapitel, insonderheit das zweite und dritte, sind meiner Ansicht nach so skizzenhaft ausgeführt, daſs sie sich nur als Einleitung zu den drei weiteren darstellen. Auch vermisse ich jede Übersicht über die zeitlich unmittelbar voraufgehenden literarischen Erscheinungen und Richtungen; der Zusammenhang der besprochenen Literaturwerke aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts mit denen des XV. Jahrhunderts ist nicht genügend klargestellt, und vor allem sind die charakteristischen Unterschiede der jüngeren gegenüber den älteren Vertretern der einzelnen Literaturgattungen durchaus nicht ermittelt. Überhaupt bieten diese Kapitel der Hauptsache nach nur eine Zusammenfassung dessen, was neuere Einzelforschungen ergeben haben, enthalten aber, soviel ich zu übersehen vermag, kaum etwas, was als Resultat eigener Forschung angesehen werden müſste. Auch die Anmerkungen sind in dieser Beziehung recht belanglos. Der Hauptteil des Buches beginnt erst mit Clément Marot und verweilt meiner Ansicht nach zu lange bei ihm, bei Margarete und vor allem bei Rabelais selbst. Eine eingehendere Würdigung gerade der weniger bekannten Autoren, der Vorläufer, wie der Nachfolger jener führenden Schriftsteller wäre sicherlich erwünscht gewesen. Die Entwickelung der in Frage kommenden Literaturgattungen ist nicht grundsätzlich ins Auge gefaſst, die Schilderung und Charakterisierung einzelner Literaturwerke zu einseitig bevorzugt. Indessen dürfen alle diese Ausstellungen nicht die Meinung erwecken, als sei Birch-Hirschfelds Buch ein verfehltes. Das gröſsere, literarisch interessierte Publikum, für welches es geschrieben ist, — ein Vorwort, welches des Verfassers Ansicht hierüber ausspräche, fehlt allerdings — wird gern und mit Nutzen zu ihm greifen und zuverlässige Belehrung darin finden. Hier sollte nur betont werden, daſs der Fachmann zwar mancherlei wertvolle Notizen, aber nicht eben viele neue Gesichtspunkte gewinnen wird, daſs also eine wirkliche Geschichte der französischen Literatur während der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts noch zu schreiben ist.

---

1) Erster Band. Das Zeitalter der Renaissance. Stuttgart, J. G. Cotta. 1889. 8°. 302 u. 50 Seiten.

Wertvolle Einzel-Ergänzungen zu Birch-Hirschfelds Ausführungen bietet zunächst L. Geiger mit seinem Aufsatz: »Zur Literatur der Renaissance in Frankreich«.[2]) Er analysiert darin besonders die allgemein interessante Schrift Abel Lefrancs »Les origines du Collège de France«[3]), die von P. E. Giraud und U. Chevalier besorgte Ausgabe von Kanonikus S. Pra's »Mystère des trois Doms joué à Romans en MDIX«[4]) und zwei Abhandlungen Gust. Knods: »Die Lehrjahre des Beatus Rhenanus in Schlettstadt und Paris 1485—1507« und »Merkwürdigkeiten zur Geschichte des französischen Humanismus. Publius Faustus Andrelinus. Hieronymus Balbus. Guilelmus Tardivus«.[5]) Die letztere Abhandlung bringt viele Nachträge und Berichtigungen zu den früher[6]) veröffentlichten Studien zur Geschichte des französischen Humanismus, welche ebenso wenig von Birch-Hirschfeld berücksichtigt worden sind, wie die wichtige Ausgabe des Mystère des trois Doms, die, mehr noch als wegen des immerhin interessanten Textes, wegen der detaillierten Angaben über seine Inscenierung und Aufführung die gröfste Wichtigkeit für die Geschichte des älteren französischen Theaters beanspruchen kann. — Weiterhin ist hier des Neudrucks des historischen Heldengedichtes in lateinischen Hexametern »De Gestis Joannae Virginis Francie egregie bellatricis libri quattuor« von Valerandus Varanius, welchen E. Prarond[7]) besorgt hat, zu erwähnen. Auch dieser offenbar von dem Mystère des XV. Jahrhunderts stark beeinflufsten epischen Dichtung hat Birch-Hirschfeld gar keine Erwähnung gethan, obwohl L. Geiger schon in Bd. I S. 297—309 seiner Vierteljahresschrift eine ausführliche Analyse des zuerst 1516 erschienenen Epos geliefert hatte. Der Neudruck ist der Vaterstadt des Dichters, Abbeville, gewidmet. Auffällig ist das Zugeständnis des Herausgebers (S. X Anm. 1), dafs er ein der ältesten Ausgabe gleichzeitiges Ms., welches die Pariser Bibliothek Sainte-Geneviève (nº. 1043) besitzt, gar nicht eingesehen habe. — Fast ausschliefslich theologisches und historisches Interesse gebührt einigen neueren Monographien über Calvin, so den Abhandlungen vom Pfarrer Ed. Stricker: »Joh. Calvin als erster Pfarrer der reformierten Gemeinde zu Strafsburg. Nach urkundlichen Quellen«[8]), von C. A. Cornelius: »Die Rückkehr Calvins nach Genf«[9]), und von Albert Watier: »Calvin prédicateur. Etude«[10]). Kurze Erwähnung verdient auch das weitere Fortschreiten der grofsen Calvin-Ausgabe: »Joh. Calvini opera quae supersunt omnia. Edd. Guil Baum, Ed. Canitz, Ed. Reuss«, von welcher

2) In: Zeitschr. für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur. Neue Folge. Bd. III. Berlin, A. Haack, 1890. S. 479—90. 3) Paris, A. Colin. 8º. 27 S. (Extrait de la Revue internat. de l'Enseignement 15. Mai 1890.) 4) Lyon, Aug. Brun, 1887. 4º. CXLVIII u. 928 S. — Geiger hat nur der eigentliche Textabdruck des Mystère vorgelegen, der mit S. 592 abschliefst. Er ist aber im Irrtum, wenn er meint, die auf dem Titel erwähnten Beigaben (Le compte de sa composition, mise en scène et représentation et des documents relatifs aux représentations théatrales en Dauphiné du XIVe au XVIe siècle) fehlten in dem Bande. 5) In: Die Bibliothek zu Schlettstadt 1452—1889. Festschrift von Jos. Gény und Dr. Gust. Knod. Strafsburg 1889 (in Komm. Leipzig bei O. Harrassowitz). X, 75, XIII, 109 SS. 6) In: Vierteljahrsschrift für Kultur und Literatur der Renaissance Bd. I u. II. 7) Paris, Alph. Picard, 1889. 8º. XXII u. 304 S. Tiré a 200 exempl. 8) Strafsburg, Heitz, 1890. 8º. 66 S. Pr. M. 1.20. 9) In: Abh. d. k. bayer. Akademie der Wissensch. III. Cl. XVIII. Bd. II. Abt. und XIX. Bd. II. Abt. München 1888—89. 4º. 62 u. 102 S. (Separat-Abzug.) 10) Genève, E. Beroud, 1889. 8º. Pr. 2 Fr.

B. 41 und 42 erschienen.[11]) — Den Literarhistoriker spezieller interessieren dagegen: die Studie von RICH. COPLEY CRISTIE: »Etienne Dolet, le martyr de la Renaissance, sa vie et sa mort«[12]), (welche von A. Badin in der Nouv. Revue LVIII 639 als »Histoire définitive d'Estienne Dolet« bezeichnet wird), besonders aber eine Abhandlung von HENRY GUY »Les sources du poète Clément Marot«.[13]) Mit grofser Belesenheit und vorsichtigem Urteil sucht der Verf. festzustellen, welche Schriftsteller des Altertums und des Mittelalters auf Marot eingewirkt haben, wo und wie er sie nachgeahmt hat. Der Dichter selbst hat seine Entlehnungen nach Möglichkeit verdeckt und das fremde Eigentum sich auch stets völlig zu eigen gemacht. Die Resultate von Guys Untersuchung ändern zwar nichts an unserer literarhistorischen Beurteilung des Dichters, sie bieten aber willkommene neue Beweismomente für dieselbe. Im Appendix gibt der Verfasser in übersichtlichen Listen die Marotschen Gedichtstellen, welche auf eine Benutzung des Roman de Troie, des Roman de la Rose, sowie einer grofsen Zahl alter und moderner Schriftwerke hinweisen. Im Anschlufs hieran ist die Ausgabe der Dichtungen eines Nacheiferers von Clément Marot zu erwähnen, welche JOSEPH DENAIS besorgt hat: »Les Poésies de Germain Colin Bucher, Angevin, sécrétaire du grand-maître de Malte«.[14]) Diese Dichtungen sind hier zum ersten Male gedruckt. Die Ausgabe wird von A. Delboulle in der Revue critique vom 5. Mai 1890 gelobt. Der Herausgeber hat die bis dahin verschollenen Gedichte erst vor kurzem entdeckt. Bereits in der Revue d'Anjou XVIII p. 371 ff. hatte er einen Aufsatz darüber veröffentlicht. Die alten Biographen Lacroix du Maine und der Abbé Goujet erwähnen Bucher als einen »poète remarquable«. — Einem der letzten Schüler Marots, dem Bischof von Rieux, Jean-Baptiste du Bourg (1566—1622), sollen vier Rondeaux angehören, welche GEORG DONCIEUX in Le Livre, Bibl. anc. X (1889) 162—68 nach einem bisher unveröffentlichten »Recueil poétique« von der Hand Valentin Conrarts unter Beigabe der Varianten aus den früheren Angaben neu edierte. Diese Rondeaux, welche während des XVII. Jahrh. eine gewisse Berühmtheit genossen, sind zu Ehren von Richard sans peur, Pierre de Provence, Galien restauré und Oger le Danois gedichtet worden. — Zwei weitere bisher ungedruckte Gedichte des XVI. Jahrh. veröffentlichte auszugsweise E. CHATELAIN. Ihr Verfasser ist Charles de Bovelle, der bekannte französische Philologe (vgl. Thurot: Prononciation fr. I S. XXVI), von dem wir eine grofse Zahl weiterer Schriften kennen; sie sind betitelt: »La vie de Saincte Catherine« und »Meditation«. Der Herausgeber entnahm sie einer Handschrift der Pariser Universitäts-Bibliothek. Das Schriftchen ist eine »publicazione per nozze« von 19 Blättern und nicht im Buchhandel. — Auch die Rabelais-Literatur hat sich wiederum um mehrere Schriften vermehrt. JULES GARNIER lieferte: »L'œuvre de Rabelais. Catalogue illustré avec un portrait de l'auteur et une préface par Hugues Le Roux«.[15]) L. Ehrichs handelte über: »Les grandes et inestimables chroniques de Gargantua und Rabelais' Gargantua et Pantagruel«[16]). und PAUL STAPFER, doyen de la faculté des lettres de Bordeaux, veröffentlichte einen umfangreichen Band: »Rabelais, sa

11) Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 1889—91 (Corpus Reformatorum vol. 69—72). 4°. 12) Paris, Fischbacher, 1889. 8°. 13) Foix, Gadrat aîné, 1890. 8°. 32 S. 14) Paris, Techener, 1890. 8°. 336 S. Pr.: fr. 12.50. Sehr kleine Auflage. 15) Paris, Plon, Nourrit & Cie. 1889. 8°. 61 S. 16) Strafsburg, Karl Trübner, 1889. 8°. 47 S. Pr. M. 1.50.

personne, son génie, son œuvre« in zweiter Auflage.[17]) Stapfers ästhetische Studie richtet sich an literarisch interessierte Leser, welche »en humant leur café«, über das Genie des allgemein bewunderten, aber wenig verstandenen Autors aufgeklärt werden wollten, ferner an R.s instinktmäfsige Freunde, die sich nähere Rechenschaft über ihre Zuneigung geben möchten, an die Studierenden, »qui cherchent un fil conducteur dans ce labyrinthe de richesses entassées et confuses«, selbst an den Kreis gebildeter Frauen, »qui n'ambitionnent point la gloire de passer pour plus begueules que Mme. de Sévigné«. Der Verf. gesteht: »la part de fantaisie et d'humeur personelle que contient cette étude« mit aller Seelenruhe zu, kurz, wir haben es hier mit einer neuen schöngeistigen Kritik und Auslegung des Rabelaisschen Werkes zu thun, aus welcher die eigentliche Forschung keinen wirklichen Nutzen zu ziehen vermag.

Eine zusammenfassende Darstellung über die französische Literatur während der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ist neuerdings nicht veröffentlicht. Eine Parallele »La Pléiade du XVIe siècle et le Cénacle romantique« lieferte George Pelissièr.[18]) Aufserdem erschienen in der wertvollen Textsammlung »La Pleïade française« zwei weitere Bände der Œuvres de P. de Ronsard, herausgegeben von Ch. Marty Laveaux, nämlich Band II und III[19]), und in No 9 der interessanten Sammlung französischer Neudrucke »Jean Antoine de Baïfs Psaultier, metrische Bearbeitung der Psalmen mit Einleitung, Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis zum ersten Mal herausgegeben von Dr. E. Joh. Groth«.[20]) Baïf hat drei verschiedene Psalmenbearbeitungen handschriftlich hinterlassen. Die älteste derselben, die, welche er 1569 beendigte und welche bis Psalm 68 reicht, hat Groth durch den Druck veröffentlicht. Sie ist in reimlosen antiken Versmafsen gedichtet, jedem Psalm ist das gebrauchte Versmafs voraufgeschickt. Die Orthographie stimmt im grofsen und ganzen mit der von Baïf und anderweit verwandten Reformschreibweise überein. Leider ist die Ausgabe unzuverlässig (vergl. die Anzeigen P. Meyers in der Rom. XVIII 514 und die Mussafias im Literaturbl. f. germ. und rom. Philologie 1889 Sp. 450 f.). — G. Baguenault de Puchene verfafste eine »Étude biographique et littéraire sur deux poètes du XVIe siècle: Jean et Jaques de la Taille«[21]); von »La Soltane, Tragedie par Gabriel Bounin, Paris, 1561« (bekanntlich das älteste regelrechte französische Trauerspiel, welches eine zeitgenössische Begebenheit behandelt) erschien ein Neudruck mit einer literarischen Einleitung von Joh. Venema[22]); Heinrich Dhom handelte über die Frage: »Welches ist das Verhältnis von Garniers Hippolyt zu seinen Quellen?«[23]), und H. M. Schmidt-Wartenberg erwarb sich den Doktorgrad an der Cornell-Universität mit einer Dissertation über: »Senecas Influence on Rob. Garnier«[24]), ein Thema, das sich mit der ein Jahr zuvor erschienenen Arbeit Paul Kahnts: »Gedankenkreis der Sentenzen in Jodelles und Garniers Tragödien und Senecas Einflufs auf denselben«[25]) sehr eng berührt. —

17) Paris, Armand Colin & Cie., 1889. 8°. XIV u. 510 S. Pr. 4 fr. 18) Im: Bulletin littéraire vom 10. Okt. 1889. 19) Paris, Lemerre, 1889-90. 8°. Auflage von 248 numerierten Exemplaren. 20) Heilbronn, Gebr. Henninger, 1888. 8°. XV u. 109 S. 21) Orléans, Herluisson, 1889. 8°. 66 S. (Extrait du T. 6 des Lectures et Mémoires de l'Académie de Sainte-Croix.) 22) In: Ausg. u. Abh. aus d. Geb. d. rom. Phil. veröffentlicht v. E. Stengel. No. LXXXI. Marburg, 1888. 8°. 64 S. 23) Schweinfurt, 1889 (Leipzig, Fock). 8°. 51 S. Pr.: M. 1.20. 24) Darmstadt, 1888. 25) Marburg, 1887 (No. LXVI der Ausg. u. Abh.). 8°. 110 S.

Von der grofsen Ausgabe der »Essais de Montaigne p. d'après l'édition de 1588 avec les variantes de 1595 et une notice, des notes, un glossaire et un index par H. MOTHEAU et D. JOUAST [26])« erschien der siebente und letzte Band. — ALESSANDRO d'ANCONA veröffentlichte desselben Verfassers Reisetagebuch unter dem Titel: »L'Italia alla fine del secolo XVI: giornale del viaggio di Michele de Montaigne in Italia nel 1580 e 1581. Nuova edizione del testo francese e italiano, con note ed un saggio di bibliografia dei viaggi in Italia«.[27]) Der beigegebene Kommentar und die Bibliographie der Reiseberichte ist äufserst wertvoll. Von einem ANONYMUS rühren her: »Notes sur l'habitation de Michel de Montaigne à Bordeaux«[28]), welche gegenüber dem Dr. Payen als Wohnung M.s ein Haus der rue de la Rousselle, Ecke der rue Fauré, nachzuweisen suchen. Eine moralphilosophische Abhandlung von J. GEORGOV betrachtet »Montaigne als Vertreter des Relativismus in der Moral«.[29]) — Eine kurze Monographie über Bernard Palissy (1510 bis 1590) verdanken wir J. A. Porret.[30]) Die »Œuvers choisies« desselben Verf. »suivies de voyages de A. Paré« gab neuerdings E. MÜLLER heraus.[31]) Dem Vorläufer Boileaus aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts, dem enthusiastischen Bewunderer Ronsards und seiner Schule widmete A. P. LEMERCIER seine »Étude littéraire et morale sur les poésies de Jean Vauquelin de la Fresnaye« [32]), eine thèse de doctorat, die nicht gerade auf tiefgehenden Studien beruht. Ganz skizzenhaft ist L. BASSOTS bereits in dritter Auflage erschienene Malherbe-Studie: »Un réformateur de la poésie française au debut du XVIIe siècle«.[33]) Gröfseres Interesse kann dagegen ARMAND GASTÉs Aufsatz: »La jeunesse de Malherbe« [34]) beanspruchen, da in ihm eine Anzahl bisher ungedruckter Verse des Dichters und verschiedene auf ihn bezügliche Dokumente mitgeteilt wurden. Das gleiche gilt von E. ROYs Spezialpublikation »Une pièce inédite de Malherbe«.[35]) Es handelt sich in ihr um das älteste echte Gedicht des Dichters, die Elegie auf Genevieve Rouxel, welche am 13. Juli 1575 in Caen gestorben ist. Eine Anzahl literaturhistorisch interessanter Bemerkungen ist beigefügt. — Einen Parallel-Abdruck der drei erschienenen Bearbeitungen von Montchrestiens Sophonisbe nach den Ausgaben von 1596, 1603 und 1604 lieferte L. FRIES.[36]) Die Einleitung beleuchtet das Verhältnis des Berichtes bei Livius zu den Sophonisbe-Dramen Trissinos, Saint Gelais', Mermets und Montchrestiens. Über die verschiedenen Sophonisbe-Bearbeitungen hatte kurz zuvor P. FEIT eine Abhandlung veröffentlicht: »Sophonisbe in Geschichte und Dichtung«[37]), gleichzeitig mit einer Verdeutschung des Trissinoschen Stückes: »Sophonisbe, Tragödie von G. G. Trissino, eingeleitet und übersetzt«[38]), und kurz nachher ANDRAE eine Dissertation: »Sophonisbe in der französischen Tragödie mit Berücksichtigung der Sophonisbe-Bearbeitungen in anderen Literaturen I«.[39]) Im Anschlufs

26) Paris, Librairie des Bibliophiles, 1889. 16°. 459 S. Pr.: f. 3. (In: Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouast.) 27) Città di Castello, S. Lapi. 16°. XV u. 719 S. 28) Bordeaux, Feret et fils. 8°. 63 S. u. 9 Taf. 29) Leipzig, G. Fock, 1889. 8°. 47 S. Pr.: M. 1. 30) B. Palissy, Esquisse de sa vie, de son caractère et de ses œuvres. Lausanne, F. Pagot, 1890. 12°. 56 S. Pr.: f. 1. 31) Paris, Delagrave, 1890. 16°. 320 S. 32) Paris. Hachette, 1889. 8°. 33) Paris, Ollendorff, 1880 (1890?). 18°. 27 S. 34) In: Mémoires de l'Académie de Caen. 1890. p. 3—56. 35) Paris, E. Leroux, 1888. 8°. 12 S. 36) In: In Ausg. u. Abhdl. aus d. Geb. d. rom. Phil. No. LXXXV. Marburg, Elwert, 1889. 8°. 160 S. 37) Lübeck, Gläser, 1888. 8°. 23 S. Pr.: 40 Pf. 38) Im: Progr. No. 692 des Katharineums, Lübeck, 1888. 4°. 50 S. 39) Göttingen, 1890. 8°. 39 S.

hieran möge gleich der verdienstliche Neudruck, den VOLLMÖLLER von Jean de Mairets Sophonisbe[40]) besorgte, angeführt werden. Die Einleitung enthält wichtige Aufschlüsse über Mairets Leben. — Noch ein zweites Werk Montchrestiens, welches zwar der schönwissenschaftlichen Literatur durchaus fernsteht, aber für des Verfassers Ruf womöglich noch bedeutsamer ist, als seine Dramen, sein »Traité de l'Oeconomie politique dedié en 1615 au Roy et à la Reyne mère du roy«, ist in dieser Zeit von TH. FUNK-BRENTANO neu veröffentlicht worden[41]), und enthält die Einleitung dieser Ausgabe wichtiges, auch den Literarhistoriker interessierendes Material. — Auch Pierre Lavivey ist Gegenstand zweier gleichzeitiger Spezial-Arbeiten geworden. JOHN MACGILLIVRAY schrieb eine Dissertation: »Life and Works of P. Larivey« [42]) und Dr. GUIDO WENZEL eine Abhandlung: »P. de Lariveys Komödien und ihr Einfluſs auf Molière«.[43]) — Das bedeutendste Werk für die ganze hier besprochene Literaturperiode ist aber unstreitig die ausführliche Monographie von EUGÈNE RIGAL über »Alexandre Hardy et le Théâtre français à la fin du XVI[e] siècle et au commencement du XVII[e] siècle«.[44]) In vier Büchern handelt der Verfasser eingehend über das Leben des Dichters, über den damaligen Zustand des Theaters, über seine Werke, über seine Sprache, Stil und Verskunst. Die recht unbestimmten und geradezu unrichtigen Angaben der bisherigen Literaturhistoriker über die Lebensumstände Hardys und die Chronologie seiner Stücke hat Rigal in verschiedenen Punkten zu präzisieren und zu berichtigen vermocht. Seine Bedeutung für das französische Theater hat er sorgfältig festgestellt und vollkommen zutreffend in dem Satze formuliert: »Hardy a été le restaurateur et même, pendant de longues années, le seul soutien du théâtre français«. Wichtige und interessante Aufschlüsse über Theaterverhältnisse, Schauspieler, Publikum und Einrichtung der Schauspiel-Aufführungen, sowie über die Inscenierung folgen. Sorgfältige Gruppierung, Analysen und Quellen-Nachweise der einzelnen Stücke sowie Nachweise über Stoffe, Quellen und Nachahmungen verlorener Werke bilden den Hauptteil des Buches. Mit groſsem Fleiſs hat Rigal endlich die charakteristischen Züge von Hardys Sprache, Stil und Verskunst zusammengestellt und seinen engen Anschluſs an Ronsard und die Plejade dargethan. Der bewuſste Gegensatz Hardys zu den Bestrebungen Malherbes springt gerade durch diese Ausführungen deutlich in die Augen. Man kann nur wünschen, daſs der beträchtliche Umfang von Rigals Buch nicht viele abschrecke, es zum Gegenstand sorgfältigen Studiums zu machen. Nicht nur ein besseres Verständnis des bislang arg unterschätzten, ersten Bühnenkenners Frankreichs wird sich aus der Lektüre der 700 Seiten ergeben, nein, auch hinsichtlich der Methode literarhistorischer Forschung läſst sich daraus mancherlei Belehrung schöpfen und für die richtige Würdigung sowohl der Autoren des XVI. wie der des XVII. Jahrh. finden sich reichliche Winke darin. — Von nicht geringem Interesse sind endlich ERNST DANNHÄUSERS »Studien zu Jean de Mairets Leben und Wirken«[45]), die durch die Einleitung zu Vollmöllers bereits angeführtem Neudruck der Sophonisbe (s. Anm. 40) ebenso wie durch seinen eigenen späteren Aufsatz: »Zur Chronologie der

40) In seiner Sammlung französischer Neudrucke No. 8. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1888. 8°. XLIV u. 119 S. 41) Paris, Plon & Nourrit. 1889. 8°. CXVII u. 391 S. 42) Leipzig, 1889. 8°. 54 S. 43) In: Archiv f. d. Studium d. neueren Spr. u. Lit. Bd. 82. Braunschweig, G. Westermann, 1889. S. 63—80. 44) Paris, Hachette, 1889. 8°. XXIV u. 715 S. 45) Leipzig, Fock, 1888. 8°. 41 S. Münchener Dissertation.

zu bringen. Die Zeitrichtung, welche nach regelloser Willkür sich dem Zwange bestimmter Gesetzesformeln auch auf literarischem Gebiet zuwandte, der Einfluſs der Stimmführer der von Richelieu geschaffenen Akademie, die Parteinahme des Kardinals selbst für das regelrechte Drama und sogar für die Theorie der drei Einheiten haben ihn dazu gezwungen. Aber er wuſste, daſs der Genius des Dichters, nicht die Theorie des Ästhetikers Dramen schafft. Darum beobachtete er die sich selbst auferlegten Regeln doch nur äuſserlich und obenhin, was ja von Lessing mit unerbittlicher Strenge hervorgehoben und dem Dichter zum *persönlichen* Vorwurf gemacht wurde. Nachträglich suchte dann derselbe Corneille, welcher in seinen Jugendstücken und noch im »Cid« gegen die pseudoaristotelische Doktrin der drei Einheiten verstoſsen hatte, sich in seinen theoretischen Rechtfertigungen mit der anerkannten Autorität des Stagiriten abzufinden. — Aus Bouquets Untersuchung ersehen wir, daſs Corneille nie in Not und Elend sich befunden hat. Reichliche Tantièmen für die Aufführungen seiner Stücke, Pensionen der vornehmen Gönner und überhaupt eine wirtschaftliche Haushaltung haben ihm stets eine gewisse Wohlhabenheit gesichert. *B* führt das in sehr detaillierter Weise aus, wie er denn auch vieles Unwichtige und keineswegs Unbekannte breit erörtert. — Ausgaben des »Cid«, des »Horace« und des »Menteur« sind zum Teil im Hachetteschen Verlage erschienen, doch hat nur die letztere wissenschaftlichen Wert, insofern sie den zuletzt vom Dichter selbst revidierten Text gibt.[6]) Von den deutschen Schulausgaben sehen wir hier ab. — Neu und interessant ist aber der von A. Worp herausgegebene Briefwechsel Corneilles mit dem niederländischen Diplomaten Huyghens de Zuylichem.[7]) Der letztere war 1596 im Hag geboren, starb 1687 und stand in enger Verbindung mit dem Hause Oranien. Als Verehrer der französischen Dichtung feierte er Corneille in zwei Epigrammen, welche in einer Ausgabe des Menteur (Leyden, 1645) abgedruckt sind. Zwei Briefe Corneilles an ihn hat Marty-Laveaux (X, 448—457) aufgenommen, die fünf Schreiben Zuilychems an Corneille sind nach handschriftlichen Originalen in der Bibliothek zu Amsterdam von Worp ediert worden. Zuylichem hatte dem berühmten Dichter seine lateinischen Poesien dediciert und dafür ein artiges Dankschreiben (s. Marty-Laveaux a. a. O. X, 453—57) erhalten, worauf er (31. Mai 1649) eine längere, huldigende Epistel an Corneille sandte. 1650 wurde Zuylichem mit einer Dedikation des »Don Sanche d'Aragon« von Corneille beehrt und dankte dafür am 5. Oktober d. J., dann aber erlosch der Briefwechsel für elf Jahre. 1663 verweilte Zuylichem als Gast Corneilles in Rouen und sandte bald darauf (30. Mai 1663) ein langes Schreiben — das einzig hervorragende der fünf — an Corneille, worin er dem Dichter seine Ansichten über französische Alexandriner aufzunötigen suchte.[8]) Corneille antwortete nicht, trotzdem er von Zuylichem gemahnt wurde; durch den Tadel seiner eigenen Alexandriner in Zuylichems Briefe fühlte er sich verletzt. Die metrische

---

6) *Le Cid*, conformément au text de l'édition des Grands écrivains p. le Petit de Juleville, Paris, Hachette, 251 p. Horace accompagné de notes p. Géruzez. Ebenda, 103 p. *Le Menteur*, Nouvelle édit. class. d'après le dernier texte revu par Corneille p. p. Felix Klein, Paris, Poussielgue, 112 p. 7) Lettres du seigneur de Zuylichem à Pierre Corneille. Groeningue, J. B. Wolters, 35 p. 8) Das Nähere siehe Zeitschr. f. franz. Spr. und Lit. XII, 191—201.

Frage gab zu einer Fehde Veranlassung, doch kühlte die Unhöflichkeit des grofsen Dichters die lautere Hingabe des holländischen Diplomaten nicht ab. Noch im Februar 1665 feierte dieser ihn in zwei Gedichten. Der interessante Briefwechsel zeigt den Charakter und die Lebensart des mit zunehmendem Alter und abnehmendem Ruhme verbitterten Dichters nicht im vorteilhaftesten Lichte, dagegen treten die auch sonst bewährten noblen Eigenschaften Zuylichems desto mehr hervor.[9]) Von den Eigenheiten der französischen Metrik und Poesie versteht der letztere als Ausländer nur wenig, auch ist die Reinheit seines Briefstiles durch eine aufdringliche Gelehrsamkeit und übergrofse Fülle klassischer Lesefrüchte beeinträchtigt. — Den Einflufs Corneilles auf unseren Altmeister Goethe und auf Deutschland im XVII. und XVIII. Jahrhundert bespricht M. Friedwangner,[10]) macht es auch wahrscheinlich, dafs der junge Goethe den »Menteur« Corneilles von den französischen Schauspielern in Frankfurt a. M. darstellen sah. Der Versuch, dieses Stück ins Deutsche zu übertragen, fällt in den Sommer 1766, der »Menteur« gerade wurde als erstes klassisches Lustspiel der Franzosen gewählt. Nur ein Bruchstück wurde fertig, dasselbe ist bereits in Hempels Ausgabe der Werke Goethes (X, 517—519) abgedruckt. Hr. F. hat Original und Übersetzung sorgfältig verglichen, auch über die Entstehung des ersteren das Nötige beigebracht. — Unwichtig ist ein verschollenes Sonnett Corneilles auf Richelieu, das Ch. Urbain wieder veröffentlicht hat.[11]) — Von einzelnen Stücken Corneilles ist noch die »Théodore« in einer glänzend geschriebenen Theaterkritik Jules Lemaitres besprochen worden.[12]) — Den ***französischen Roman im XVII. Jahrhundert*** hat André le Breton[13]) in einer Reihe von Einzelbildern geschildert, dabei den hergebrachten Unterschied zwischen einem »idealistischen« und »realistischen« Romane jener Zeit verwerfend, weil auch bändereiche Werke, wie die »Clélie« und der »Grand Cyrus«, in der Hauptsache Sitten und Charakterschilderungen aus der unmittelbaren Gegenwart sind. Es fällt auf, dafs der Verf. von H. Körtings Werke, welches den gleichen Stoff behandelt, keine Notiz genommen hat, doch ist die chinesische Mauer zwischen französischem und deutschem Geistesschaffen und zwischen französischer und deutscher Sprache jenseits der Vogesen noch nicht hinlänglich weggeräumt worden. — Die Schrift enthält übrigens, ohne Neues zu bieten, sehr viele richtige, von Überschätzung wie Unterschätzung gleich freie Ansichten und hat auf Kosten philologischer Exaktheit an Lebendigkeit und Leichtigkeit der Darstellung gewonnen. Ein Mangel bleibt es immerhin, dafs Hr. A. de Br. nichts über die aufserfranzösischen Quellen dieser Romane sagt, so dafs sie alle als Originalschöpfungen erscheinen. Selbst bei der »Astrée« und beim »Berger

9) Vergl. des Ref. Anzeige in Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. XIII, S. 59—61. 10) Goethe als Corneille-Übersetzer. Ein Beitrag zur Geschichte des franz. Dramas in Deutschland. (Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Staats-Realschule in Währing.) Wien, 1890, 48 S. Eingehend gewürdigt von C. Carel in Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit., XIII, S. 58—59. 11) Vers oubliés remis en lumière. Paris, Librairie Techener, 11 p. Darin findet sich auch ein verschollenes Gedicht von Théophile de Viau. 12) Impressions de théâtre, 4ième et 5ième séries. Paris, Lecène & Oudin. 2 vol., 356 und 397 p., 1890—91. Auch die Besprechung von Racines »Athalie« verdient hier Hervorhebung. 13) Le Roman du XVIIième siècle. Paris, Hachette & Cie., 322 p. u. X.

extravagant« mufs der Leser diesen Eindruck gewinnen. Der von dem Verf. nicht gerade günstig beurteilte »Télémaque« Fénelons gehörte kaum noch zum Thema, doch hat er recht, wenn er sich gegen die aufdringliche didaktische Tendenz dieses oft überschätzten Romans wendet. Mme. de la Fayette wird, wie bei den Franzosen gewöhnlich, schwärmerisch angepriesen. Zu den Romanen des XVII. Jahrhunderts rechnet Verf. nicht ohne Grund auch die »Mémoires du comte de Grammont«. Eine neue (Titel-)Auflage von H. Körtings »Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert« ist Weihnachten 1890 wieder erschienen.[14]) Derselben geht ein kurzer Lebensabrifs des frühvollendeten Verfassers vom Referenten voraus. Der Abrifs, auf persönlichen Eindrücken und jahrelangem Briefwechsel ruhend, war bereits im September 1890 in der Z. f. frz. Spr. u. Lit. (XIII) erschienen und ist auf Wunsch des Verlegers wieder abgedruckt worden.

Unter den ***Zeitgenossen Corneilles*** hat Chapelain, der berüchtigte Verherrlicher der Jungfrau von Orléans, einen Verteidiger in A. Fabre gefunden.[15]) Dieser Autor billigt von vornherein alles, was Richelieu, die Akademie und Ludwig XIV. gethan haben, auch selbstredend den Richterspruch der Akademiker über Corneilles »Cid«. Von manchen nicht gerade neuen, aber durch Vollständigkeit sich auszeichnenden Einzelangaben abgesehen, mufs daher die Schrift als eine verfehlte bezeichnet werden. — Der Kunstrichter d'Aubinac, der eifrige Verfechter der Aristotelischen Regeln und der Dreieinheits-Theorie, hatte 1642, auf seines Gönners Richelieu Befehl, ein Drama »Jeanne Darc« verfafst. Dasselbe, bisher so gut wie unbekannt, wird von Comte de Puymaigre genauer besprochen.[16]) d'Aubignac erfindet in dem Stücke, ganz dem preziösen Geschmacke entsprechend, eine Liebschaft zwischen der Jungfrau und dem englischen Feldherrn Warwick, dem Kommandanten von Rouen und Wächter Johannas, und führt die Gattin des letzteren als eifersüchtige Xanthippe vor. Sie wird die Verderberin der Jungfrau, aber deren Verbrennung wird aufs schrecklichste von der himmlischen Vergeltung gerächt. Die Gräfin Warwick verliert den Verstand, ein Richter wird aussätzig und Cauchon, der Vorsitzende des gegen Johanna geführten Prozesses, stirbt plötzlich. Diese Effekt- und Spektakelscenen sind für den undramatischen Geist des regelrechten und formstrengen Stückes bezeichnend. — Da wir die Pariser Akademie und zwei Mitglieder derselben erwähnt haben, möge auch ein umfassendes, höchst detailliertes Werk über die Akademie von Arles, welche zu Richelieus Schöpfung nähere Beziehung hatte, genannt werden.[17]) Die vielen an sich unerheblichen Einzelheiten desselben können wir hier übergehen.

Die ***Molière-Forschung*** im Jahre 1890 scheint auf einem behaglichen Ruhekissen zu schlummern, hoffentlich auf dem Ruhekissen des guten Gewissens. Auch ist sie wohl zu einem gewissen Abschlufs gelangt und es werden daher ihre Resultate in halbwissenschaftlichen Blättern popularisiert, wie z. B. von dem vielseitig thätigen Professor

14) Oppeln und Leipzig, G. Maske. 2 Bde. 15) Chapelain et nos deux premières académies. Études littér. sur le XVIIième siècle. Paris, Perrin. 16) Jeanne d'Arc au théâtre (1439—1890). Paris, A. Savine, 115 u. II p.; vgl. des Ref. Kritik in Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XIII, S. 49 ff. 17) L'académie d'Arles au XVIIième siècle p. A. J. Rance. III vols. Der dritte Band erschien 1890.

H. Morf in der Berliner »Nation«. Die bedeutendste der neueren Molière-Publikationen gehört noch dem Jahre 1889 an. Es ist die Biographie des Dichters von Paul Mesnard.[18]) Der berühmte Molière- und Racine-Herausgeber hat die Ergebnisse der französischen und deutschen Molière-Kritik sich in umfassendster Weise angeeignet und durch eigene Forschungen nicht unbeträchtlich erweitert. Mit den Legenden, die sich an des Dichters Jugendleben knüpfen, und mit den willkürlichen Vermutungen, durch welche man die Lücken der beglaubigten und unbeglaubigten Überlieferung auszufüllen versuchte, hat er ziemlich gründlich aufgeräumt. Auch in der Verwertung der Resultate, die man auf Grund urkundlicher Angaben für die Wanderzeit Molières zu gewinnen suchte, ist er vorsichtig. Den anekdotensüchtigen Biographen des Dichters, Grimarest, verteidigt er zwar im grofsen und ganzen, gibt ihn aber in Einzelheiten öfters preis. Besonderes Lob verdient die gelehrte und scharfsinnige Schilderung von Molières Aufenthalte im Collège de Clermont und der Beziehungen des Dichters zu Gassendi, Cyrano, Bernier, Chapelle (p. 21—62). Was über die Stücke Molières gesagt wird, geht nicht wesentlich über das in den Einleitungen und Exkursen der Molière-Ausgabe schon Bemerkte hinaus und ist auch nicht in allen Einzelheiten zufriedenstellend.[19]) Die deutsche Molière-Literatur, als deren Hauptvertreter vielen Pariser Gelehrten zur Zeit noch A. Laun und — Paul Lindau gelten, ist mit sehr wenigen Ausnahmen unberücksichtigt geblieben, auch da, wo sie auf der National-Bibliothek vorhanden und für den mit der deutschen Sprache nicht unbekannten Verfasser lesbar war. Manche deutsche Gelehrte mögen allerdings bei ihren vorübergehenden Aufenthalten in Paris es versäumt haben, ihre Visitenkarten auf dem Boulevard Saint-Germain (?) abzugeben, und deutsche Zeitschriften mit ihren Anzeigeteilen studieren die Pariser Forscher oft recht wenig. L'allemand, langue trop difficile! Die »Zeitschrift für franz. Sprache u. Literatur« z. B. war im Jahre 1889 nur in wenigen Exemplaren in Frankreich verbreitet. — Mit der Abhängigkeit des englischen Dichters Congreve von Molière beschäftigt sich Alex. Bennewitz.[20]) Er nimmt an, dafs der englische Bühnenschriftsteller die meisten Stücke des französischen Vorgängers, z. B. die »Mariage forcé«, »Mr. de Pourceaugnac«, »George Dandin«, die beiden »Écoles«, den »Don Juan«, »Dépit amoureux«, die »Princesse d'Elide« benutzt habe. Eine Benutzung des »Tartuffe«, die Hr. B. ebenfalls behauptet, scheint uns weniger ersichtlich, auch glauben wir, dafs Congreve öfters nicht direkt aus Molière, sondern aus früheren englischen Dichtern, die bereits eine Molière-Freibeuterei ziemlich anstandslos getrieben haben, geschöpft hat, und dafs bisweilen nur verwandte dramatische Situationen und Motive einen an Molière erinnernden, aber keineswegs kongenialen Ausdruck bei ihm gefunden haben. — J. Becker bespricht

---

18) Notice biographique sur Molière, in: Oeuvres de Molière p. Eugène Despois et Paul Mesnard. T. X. Paris, Libr. Hachette. Zu bedauern bleibt, dafs diese Biographie in deutschen Fachzeitschriften nicht genügend besprochen worden ist. Auch die Referate der französischen Zeitschriften gehen zu wenig auf das Einzelne ein. 19) Ref. gestattet sich, hierfür auf die Besprechungen der Bde. V—IX hinzuweisen, die er z. Z. in der Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit., teilweise auch im Literaturblatt für roman. und germ. Philologie veröffentlicht hat. 20) Congreve und Molière, Literarhistorische Untersuchung. Leipzig, 1890, H. Hässel. 159 S.; vgl. des Ref. Anzeige, Zeitschr. f. franz. Spr. und Lit. XII², 115 ff.

in einer Programmabhandlung die Bedienten in Molières Stücken.[21]) Seine Grundansicht ist die, dafs Molière in seinen Charakter-Komödien auch die Bedientenrollen von der herkömmlichen Tradition der Komödie befreit und in sie »möglichst viel Menschlichkeit hineingelegt habe«. Doch in den späteren Intriguenstücken und Possen sei er auch in der Zeichnung der Bedienten wieder dem spanischen und italienischen Schema verfallen und habe das Niedrig-Komische und nur auf Effekt Berechnete bevorzugt. Das Dichterbewufstsein Molières habe übrigens den verhältnismäfsig geringen Wert solcher Stücke und Figuren wohl erkannt, und lediglich die Rücksichtnahme auf das Parterre sei an der Rückkehr zu dem bereits Überwundenen schuld. — Dem Einflusse Scarrons auf Molière ist noch nicht die genügende Beachtung zu teil geworden. Daher ist es verdienstlich, wenn H. Gröhler[22]) den Reminiscenzen und Entlehnungen aus Scarrons Possen in den Komödien Molières schärfer nachspürt und zu dem bereits Bekannten noch manches Neue hinzuentdeckt. — Léon Petit schildert noch einmal die satirischen Abbilder der Pariser Ärzte bei Molière, ohne nach den eingehenden Forschungen seiner Vorgänger etwas wesentlich Neues beibringen zu können.[23]) René Daunic verteidigt Molière gegen den Vorwurf der Freigeisterei, indem er sich auf die bekannten Rechtfertigungen des »Tartuffe«, die Molière vom Zwange der Not, um die Zukunft des von den Geistlichen und ihrem Anhange bedrohten Stückes zu retten, abgeprefst wurden, beruft.[24]) — Jules Lemaitre findet, dafs der Charakter des Helden im »Tartuffe« kein einheitlicher sei, denn in Dorines Schilderung erscheine er bald als karikierter Frömmling von grofser religiöser Beschränktheit, bald als schlau berechnender Weltmann und Genufsmensch. Doch bliebe es auch dann ein unerreichter Vorzug Molières, entgegengesetzte Charaktereigenschaften hier, wie auch in der Zeichnung des Harpagon, ohne psychologische Widersprüche zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen zu haben.[25]) — G. Monval gibt statistische Notizen eines Mitgliedes der Molièreschen Truppe, La Thorillière, über die Aufführungen, Erträge und Repartitionen derselben im Palais-Royal-Theater.[26]) Dieselben reichen vom 6. April 1663 bis 6. Januar 1664 und sind eine wünschenswerte Ergänzung zu dem Register von La Grange. — Von den Ausgaben und Kommentierungen Molièrescher Stücke, die zugleich wissenschaftlichen Wert haben, müssen in erster Linie W. Knörichs Ausgaben der »Précieuses ridicules« und der »Femmes savantes« hervorgehoben werden.[27]) In der Einleitung zu dem ersteren Stücke bestreitet Kn. mit Livet, dafs Molière seine Satire auf die Marquise de Rambouillet und auf Madeleine de Scudéry gemünzt habe, und nimmt des Dichters notgedrungene Ausrede, er habe nur die lächerlichen Nachäfferinnen des wahren Preziösentums treffen

21) Die Entwickelung der Dienerrolle bei Molière. Strafsburg, 1890 (bischöfl. Gymn.). 22) Scarron als Komödiendichter in Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XII[1], 27—66. 23) Les Médecins de Molière, conférence faite au palais des Sociétés savantes, le 9 avril 1890. 47 p. Paris, Impr. Quantin. 24) La question du Tartuffe. Paris, de Soye & fils. 16 p. 25) In: Impressions de théâtre 4ième et 5ième séries. Paris, Lecène & Oudin. s. A. 12. 26) Premier régistre de la Thorillière. Paris, Jouaust, 1890. (Collection moliéresque.) 27) Molière, mit deutschem Kommentar, Einleitungen, Exkursen, hsg. von weiland (!) Prof. Laun, fortges. von Rektor Dr. W. Knörich. Leipzig, Oscar Leiner. Les Précieuses ridicules et les Femmes savantes. Zweite verm. und verb. Aufl., neu bearbeitet von W. Knörich, IX und 176 S.

wollen, für volle Wahrheit. Zudem sei ein bestimmtes, zeitgenössisches Zeugnis für die Kopierung, bezw. Karikierung der beiden Vorkämpferinnen des Preziösentums nicht beizubringen. Mag das letztere zugegeben werden, immerhin ist damit die Frage noch nicht ganz zu Livet-Knörichs Gunsten entschieden. Denn die gewaltige Wirkung des Stückes, die sogar Gegenmafsregeln der Anhänger der Preziösen hervorrief, läfst doch darauf schliefsen, dafs die Angegriffenen die volle Tragweite der Satire erkannten und in derselben nicht blofs eine Verspottung der »Gänse aus der Provinz« sahen. Für letztere würde man sich nicht so aufgeregt haben. Auch die Namen der beiden Hauptpersonen im Stücke können nicht zufällig mit den Vornamen der beiden Hauptvorkämpferinnen des Preziösentums (*Catherine* de Rambouillet und *Madeleine* de Scudéry) auffallend übereinstimmen. Molière hätte ja sonst wider seinen Willen der Annahme vorgearbeitet, dafs sich sein Stück gegen zwei hochgestellte und einflufsreiche Damen richte und dem schon sich regenden Eifer seiner Feinde die Waffen geliefert. Die Namen Cathos und Madelon sind natürlich nicht vom Dichter erfunden, sie kommen in jener Zeit auch sonst vor, aber Molière würde sie schwerlich gewählt haben, falls er nicht die beiden erwähnten Preziösen ziemlich deutlich hätte bezeichnen wollen. In einer Satire, namentlich in einer so zeitgemäfsen, müssen natürlich die Originale mehr oder weniger karikiert oder doch ins Lächerliche gezogen werden. So kommt es, dafs manches im Stücke nicht zu dem Charakter und den sozialen Verhältnissen der Rambouillet und Scudéry pafst. Aber der Spott über die beiden dickleibigen Romane der letzteren ist meines Erachtens deutlich ausgesprochen. Die Meinung, dafs nur die Scudéry, nicht die Rambouillet von Molière lächerlich gemacht sei, hätte einiges für sich. Kn. hat seine Auffassung der »Précieuses ridicules« noch an einem anderen Orte zu begründen gesucht, in der Hauptsache auch hier dieselben Argumente vorbringend.[28]) Der Kommentar zeigt die gründliche Sprachkenntnis des Herausgebers, der gerade in der Literatur jener Zeit besonders zu Hause ist. Über einzelne Erklärungen haben wir an den zwei angeführten Stellen unsere abweichende Meinung vorgebracht. Die Einleitung und der Kommentar zu den »Femmes savantes« können als durchaus mustergültig bezeichnet werden. — Nicht so hoch, wie Knörichs Edition, steht die im übrigen sehr anerkennenswerte Ausgabe der »Précieuses ridicules« von W. Braunholtz. Derselbe hat in der Einleitung die Resultate der französischen und deutschen Molière-Forschung im ganzen passend verwertet, doch geht er über die Wanderzeit des Dichters zu kurz hinweg. In der Auswahl des Textes ist wenigstens die Nichtberücksichtigung der an Willkür ziemlich reichen Ausgabe der Werke Molières vom Jahre 1735 zu billigen. Der Kommentar gibt manche Erklärungen, die wir für überflüssig erachten würden, die aber vielleicht den besonderen Verhältnissen englischer Gymnasien entsprechen und den Schwierigkeiten Rechnung tragen, welche das Französische den jungen Sprölslingen Albions bereiten soll. Druck und Ausstattung — wir heben das zur Nutzanwendung für manche deutsche Verleger ausdrücklich hervor — sind unübertrefflich.[29]) Von sonstigen Ausgaben Molièrescher Stücke sind

28) Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XII, 121—134; vgl. des Ref. Besprechungen in Herrigs Archiv Bd. 86, Seite 109—112 und in Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XIII, 61—64. 29) Molière, Les Précieuses ridicules p. with Introductions and Notes, Cambridge at the University Press. XXV, 100 S.

zu erwähnen: Cl. Humbert' Edition des »Bourgeois gentilhomme«[30]), R. Lavigne' Ausgabe des »Misanthrope«[31]), P. Goldschmidt' Erklärung der »Précieuses ridicules«[32]), während die übrigen Text- und Kommentar-Ausgaben übergangen werden dürfen. Humbert beweist in den Anmerkungen und in der Einleitung seiner Ausgabe die reiche Kenntnis und liebevolle Schätzung des grofsen Dichters, ist aber von manchen Seltsamkeiten und zweifelhaften Behauptungen nicht frei. Lavigne bietet zwar nichts wesentlich Neues, doch nach Form und Inhalt trefflich Abgerundetes. Goldschmidt steht nicht völlig auf der Höhe der Forschung, ist aber an schätzenswerten Einzelheiten reich (s. W. Knörichs Recension in Zs. f. frz. Spr. u. Lit. XII. 101—104).

Über den formvollendetsten Tragiker des Zeitalters Ludwigs XIV., über ***Jean Racine,*** liegen uns wenige Novitäten vor. Vielleicht hat Paul Mesnard' erschöpfende Ausgabe und Biographie des Dichters hier den Stoff zu neuen Abhandlungen und Schriften geraubt? Natürlich ist der grofse Dichter für französische und deutsche Gymnasien ediert worden, hat auch für Programmabhandlungen Anregung und Inhalt geboten. Von französischen Schulausgaben heben wir die von T. Trouillet und M. Gidel hervor[33]), — von deutschen Programmarbeiten die von A. Tücbert.[34]) — Der letztere stellt die Entlehnungen, welche Racine dem griechischen Dichter Heliodor verdankt, mit grofsem Fleifse zusammen. Doch scheint uns, als ob manches, was aus näherliegenden Quellen geflossen sein dürfte, oder Racines eigene Erfindung ist, wie z. B. Eigenheiten der Charakterzeichnung, auch auf Heliodors Rechnung gesetzt werde. — Lemaitre' Kritik der »Athalie« erwähnten wir schon. — Von einem Aufsatze über die Dramaturgie Racines können wir nur Notiz geben; die Jahrbücher der Fakultät der Literatur in Bordeaux waren uns hier unzugänglich.[35])

Mit besonderem Eifer wendet sich jetzt die Forschung dem Bischof von Meaux, Bossuet, zu. Bereits im Jahre 1888 hatte J. Lebarq eine sehr wertvolle kritische Untersuchung der Predigten Bossuets, als Grundlage einer wissenschaftlichen Ausgabe der Werke des Bischofs, veröffentlicht.[36]) — Als vorläufige Probe dieser Edition hat er dann Bossuets Reden über den Ehrgeiz der Grofsen und Mächtigen in höchst sorgfältiger Weise herausgegeben.[37]) — Lebarq verteidigt seinen Helden gegen mancherlei ungerechte Vorwürfe, z. B. gegen die Beschuldigung, dafs er seine Predigten rasch improvisiert und nicht sorgsam gefeilt, gegen die Annahme, dafs er wenig Griechisch verstanden habe, sieht aber in dem weltschlauen, ehrgeizigen Manne sehr mit Unrecht das Abbild eines echten Christen, dem sogar seine

---

30) Molière, Le Bourgeois gentilhomme. Mit Einl. und Anm. hsg. von Cl. Humbert; in K. M. Hartmanns Schulausgaben franz. Schriftsteller. Leipzig, W. Seemann. Nr. 7, XX u. 129 S. 31) Molière, Le Misanthrope. Édition publiée conformément au texte des Grands écrivains avec notice, analyse et des notes philologiques et littéraires p. R. Lavigne. Paris, Libr. Hachette, 174 p. 32) Molière, Les Précieuses ridicules. Für den Schulgebrauch erklärt von Paul Goldschmidt. Berlin 1890, Springer. 33) Esther, Édition classique. Paris, Delalain frères, 60 p., und Athalie, Éd. class. Paris, Belin fils. 95 p. 34) Racine und Heliodor. Zweibrücken (Gymnasium), 1889, 51 S. 35) Antoine Benoist. Le système dramatique de Racine, in: Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux. P. 333—362. 1890. 36) Histoire critique de la prédication de Bossuet d'après les manuscrits autographes et des documents inédits. Lille et Paris, Desclée et de Brouwer. XX et 469 p. 37) Sermons d'ambition de Bossuet. XX et 111 p. Ders. Verlag.

irdische Gröfse und Pracht Gewissensbedenken verursacht hätte. — Eine sehr einseitige und unwahre Apologie des Menschen und Kirchenschriftstellers Bossuet, welcher die Wucht der Gelehrsamkeit Lebarqs fehlt, gibt G. Lanson.[38]) — Eine stattliche Ausgabe der Leichenreden des Bischofs ist von Pascal Allain veröffentlicht worden.[39]) — Die Biographie und Korrespondenz Massillons, des gefeierten Zeit- und Berufsgenossen Bossuets, ist von E. A. Blampignon, dem gediegenen Kenner und Herausgeber der Werke des berühmten Kanzelredners, nach ungedrucktem Materiale vervollständigt worden.[40]) — Blaise Pascal hat vor kurzem einen Angriff erlitten, der uns in mancher Hinsicht wohlberechtigt erscheint. Joseph Bertrand[41]) erkennt zwar die Verdienste des Mathematikers Pascal vollauf an, macht ihm aber zum Vorwurf, dafs er kein lauterer Charakter gewesen sei, selbst seiner geliebten Schwester Jaqueline gegenüber sich verleumderisch gezeigt habe und im Kampfe gegen seine literarischen und persönlichen Gegner wenig gewissenhaft verfahren sei. So habe er in den weltberühmten »Lettres à un Provincial« die Jesuiten zu Erfindern der sog. Kasuistik gemacht, die doch schon eine Ausgeburt mittelalterlicher Dogmatik war und von den Dominikanern ebenso angewandt wurde, wie von den Jüngern Loyolas. Auch habe er dem Orden Jesu vorgeworfen, dafs er schlimme Sünden auf die Autorität berühmter Doktoren hin für gestattet oder gar verdienstlich erkläre, während doch nur die kirchlichen oder ewigen Strafen für derartige Verbrechen erlassen werden konnten. Mit Recht scheint uns auch Hr. B. zu behaupten, dafs Pascal ein »Gläubiger« gewesen sei, »dessen Seele in Glaubensfragen niemals der Zweifel entweiht habe«. Doch hätte der sonst so beredte Verkündiger von Pascals wissenschaftlichen Verdiensten dessen bahnbrechenden Einflufs auf die Entwickelung der französischen Prosa, seine Stellungnahme in dem »Streit der Alten und Modernen« und seine warme, von sittlichem Ernste durchdrungene Fürsprache der jansenistischen Lehren mehr betonen sollen. Natürlich hat es von dem Tage an, wo B. seine Beurteilung Pascals zuerst in der Revue des deux Mondes veröffentlichte, nicht an Verteidigern des schwer Angegriffenen gefehlt, auch der gefeierte Kritiker F. Brunetière hat sich Pascals angenommen. Wir meinen aber, gegenüber den einseitigen Verherrlichungen des Port-Royal und des Jansenismus und gegenüber der Unwissenheit, welche in der moralischen Verketzerung der jesuitischen »Kasuistik« ihre Lieblingsdomäne hat, war Bertrands Werk eine notwendige, in den Hauptpunkten wohlberechtigte Reaktion. — Geringfügige Nachträge zu dem über Pascal bereits Bekannten gibt de Grouchy in einem kleinen Schriftchen.[42]) — Als unebenbürtige Fortsetzung von Sainte-Beuves epochemachendem Werke über das Kloster Port-Royal erscheint L. Seché' Schrift über die Nachfolger der Jansenisten des XVII. Jahrhunderts. Sie steht wissenschaftlich und formal auf keinem hohen Standpunkte.[43]) — Christina von Schweden, Gustav Adolphs gelehrte, kunstliebende Tochter, findet neuer-

38) Bossuet. Paris, Lecène, Oudin & Cie. XII et 512 p. 39) Oraisons funèbres de Bossuet. Édition classique, accompagnée de notes .... precédée d'une notice biographique. Paris, Delalain frères. XII et 240 p. 40) Masillon, Supplément à son histoire et à sa correspondance. Paris, Libr. Oudin. X et 68 p. 41) Blaise Pascal. Paris, Calmann Lévy. XIV et 399 p. 42) Documents inédits sur Blaise Pascal. Paris, Impr. Daupeley-Gouverneur. 8°. 17 p. 43) Les derniers jansénistes, 1710—1870. Paris, Perrin. 2 vol. XXVI, 390 et 459 p.

dings wieder einen warmen Verteidiger ihrer weiblichen Schwächen und Launen.[44]) Von Interesse ist es, dafs Hr. Bain die Ansicht einzelner Aufklärer des XVIII. Jahrhunderts, Christina habe sich der Bürde der Regierung nur entledigt, um ganz ihrer Neigung zur Wissenschaft und Kunst leben zu können, und habe sich von dem kunstfeindlichen, engherzigen Protestantismus des Nordens zur katho lischen Kirche, die in ihren weltlichen Neigungen auch Raum für das Schöne und Anmutige, ja selbst für wissenschaftliche Sonderrichtung fand, zugewandt, teilt. Der wahre Grund der Thronentsagung und des Glaubenswechsels liegt allerdings mehr in Christinens Zwist mit den Ständen und der orthodoxen Geistlichkeit, als in ihren gelehrten oder schöngeistigen Interessen, und namentlich hätte Herr Bain nicht ohne Nachweis behaupten sollen, dafs Descartes ihr zur Abdankung geraten habe. Christina ist mit französischen Gelehrten und Dichtern in mannigfache Berührung gekommen, spielt z. B. auch in dem Tartuffe-Streit gelegentlich eine Rolle, so dafs der Forscher der Literatur Frankreichs die Pflicht hat, von einer so beredten Apologie dieser hochbegabten Fürstin Kenntnis zu nehmen. — Da der zweite Band von Virgile Rossels Literaturgeschichte der romanischen Schweiz[45]) später erwähnt werden mufs, so möge am Schlufs auch der erste Band des Werkes, obwohl schon 1889 erschienen, kurz vorgeführt werden. Er reicht bis ins XVIII. Jahrhundert, wo der Einflufs der beginnenden Aufklärung sich auch in der romanischen Schweiz regte. Verf. zieht viele Männer und Schriften hinein, die man mehr der grofsen französischen Literatur, als der engeren Welt der romanischen Schweiz zurechnen wird, ist aber sonst in der Beurteilung der Vorzüge und Schwächen der literarischen Erscheinungen in seinem Vaterlande gerecht und parteilos. Auch Calvins Gestalt verleitet ihn nicht zu lichtvoller Effektmalerei. Das Mittelalter ist verständigerweise kurz, die Neuzeit ausführlicher behandelt worden. Ein Streben nach thunlichster Popularisierung hat eine Häufung längerer Citate und dadurch zu grofse Breite hervorgerufen. Als besonders wertvoll und allgemein interessant seien die Abschnitte über Calvin und seine Mitarbeiter Farel, Viret, de Bèze (p. 93—160) und über François Bonivart (p. 219—239) hervorgehoben.

R. Mahrenholtz.

Preziösentum. — Nach herrschendem Sprachgebrauch bezeichnet man mit dem Namen Preziösentum die literarisch-wissenschaftlichen Bestrebungen der höheren und niederen Damenkreise von der Marquise de Rambouillet herab bis zu denen, welche Somaize, Molière und andere satirisch behandelten; auch die Männer, welche als Förderer oder Gegner jenen Kreisen sich anschlossen, pflegt man unter demselben mitzubegreifen. Daher ist es wohl statthaft, in dieser Abteilung alles zu berichten, was über die dahin gehörenden Verhältnisse und Personen (etwa 1600—1672) erscheint. — Entstanden ist die Erforschung des Preziösentums hauptsächlich aus dem Bedürfnis, die beiden betreffenden Lustspiele Molières wieder tiefer verstehen zu lernen, nachdem das Wissen von denselben bis auf einen winzigen Rest geschwunden war. In der Schwierigkeit, das (besonders hand-

44) F. W. Bain, Christina, Queen of Sweden. London, Allen, 1890.
45) Hist. littér. de la Suisse romande p. Virgile Rossel. T. I. Genève-Bâle-Lyon, H. Georg. XII et 532 p.

schriftlich) vorhandene Material herbeizuschaffen, liegt der Grund dafür, dafs die Fortschritte so langsam geschehen. Jetzt aber hat sich die Erforschung so weit ausgedehnt und vertieft, dafs wir die merkwürdige Bewegung zum grofsen Teile ziemlich klar überblicken können. Wie bedeutend die gemachten Fortschritte sind, vermag jeder sofort zu ermessen, wenn er etwa die Ausgabe der »Précieuses ridicules« und »Femmes savantes« von Auger (1819) mit den neuesten von Livet, Larroumet u. a. vergleicht. Trotzdem ist noch manche Frage zu entscheiden, auf manchem Punkte Licht zu schaffen; und daher wird auch noch geraume Zeit vergehen, bis die Forschung von der monographischen Behandlung zur zusammenfassenden Darstellung übergehen kann. Über die gethane Arbeit möge eine Anführung der einschlägigen Werke, wenigstens der hauptsächlichsten, ein Bild geben, wobei die älteren Molière-Ausgaben und die Neudrucke der bei Jeannet erschienenen Bibliothèque elzévirienne aufser Acht gelassen werden. Comte P.-L. Rœderer, Mémoires pour servir à l'histoire de la société polie en France, Paris 1835 (dann Didot 1853); Guizot, Corneille et son Temps, Paris (nouv. éd. Didier 1873); Eugène Beaurepaire, Historie de deux sonnets, étude littéraire sur le XVIIe siècle. Extrait de la Revue de Rouen et de Normandie, Mars 1852, Rouen, A Péron, behandelt den Streit der Uranins und Jobelins (1649); E. Colombey, la Journeé des Madrigaux suivie de la Gazette de Tendre etc. Paris 1856; Ch.-L. Livet, Dictionnaire des Précieuses par Somaize, 2 Bde., Paris, Jeannet 1856; derselbe, Précieux et Précieuses, caractères et mœurs littéraires du XVIIe siècle. Paris, Didier et Cie. (2. Aufl. 1870); Marcou, Étude sur la vie et les œuvres de Pelisson suivie d'une correspondance inédite du même, Paris 1859, eine sehr verdienstliche Arbeit, welche aber leider vergriffen und in deutschen Bibliotheken kaum vorhanden ist; Victor Cousin, la Société française au XVIIe siècle etc. 2 Bde., Paris, Didier 1858 (4. Aufl. 1873); ferner die biographischen Arbeiten über die Duchesse de Longueville, Mme de Sablé etc.; E. de Barthélemy, la Galerie des Portraits de Mademoiselle de Montpensier, Paris, Didier 1860; Victor Fournel, la Littérature indépendante et les Ecrivains oubliés etc. Paris, Didier 1862, bietet in mehreren Abschnitten willkommene Ausbeute; Abbé Eugène Tisserand, Étude sur la première moitié du XVIIe siècle, ou premier fauteuil de l'Académie française. A. Godeau, évêque de Grasse et de Vence 1605—1672. Paris 1870, ist nicht in Bibliotheken zu haben; Rathery et Boutron, Mademoiselle de Scudéry, sa vie et sa correspondance avec un choix de ses poésies, Paris, Techener 1873; die Biographie (137 S.) ist für die Jahre bis 1659 gut, von da an unbefriedigend, weil dürftig; Versehen und Lücken fehlen nicht: Mlle. de Scudéry war schon am 22. Januar 1637 im Hôtel de Rambouillet, nicht erst 1639 (vgl. Chapelains Brief), die Autorschaft der Romane »Mathilde« und »Almahide« ist ungenügend behandelt; die Sammlung von Gedichten und Briefen ist wichtig, die letztere vervollständigen die von P. Paris in Tallemant des Réaux, Historiettes VIII. Bd. 1860 veröffentlichten Briefe; Sainte-Beuve, Port-Royal, 5 Bde. Paris Hachette 1860 (1. Aufl. 3 Bde. 1840—1848), ib. 1878, 7 Bde.; É. de Barthélemy, Sapho, le Mage de Sidon, Zénocrate, Paris, Didier 1880, bringt weitere Ergänzungen zur Korrespondenz der Scudéry mit dem Bischof Godeau und mit Isarn, dem Verfasser der bekannten Geschichte des Louis d'Or, sowie Nachrichten über den Samedi derselben; P. Lacroix, XVIIe Siècle, Institutions,

Usages et Costumes, 1880; Lettres, Sciences et Arts, Paris 1882; Ph. Tamizey de Laroque, Lettres inédites de Jean-Louis Guez de Balzac, Paris 1874; derselbe, Lettres de Jean Chapelain etc. (1632—1640), (1659—1672) 2 Bde. 4⁰, Paris, Imprimerie nationale 1880 und 1883, eine für die Literaturgeschichte jener Zeit hochwichtige Veröffentlichung; Kerviler et Barthélemy, Valentin Conrart, sa vie et sa correspondance, Paris, Didier 1881; L'Abbé A. Fabre, la jeunesse de Fléchier, Paris, Didier, 2 Bde. 1882, eine fast bis zur Ungeniefsbarkeit weitschweifige, aber doch wertvolle Arbeit; sie gibt Auskünfte, welche sonst nirgend zu finden sind, über die Damenzirkel nach 1660 bei Mlle. de Scudéry, Mlle. Dupré, Mlle. de la Vigne, Mme. des Houlières, über Riche-Sources Académie des orateurs, über den literarischen Zirkel, der im Hause des Staatsrates Caumartin sich versammelte u. a.; Aug. Bourgoin, Valentin Conrart et son Temps, Paris, Hachette 1883, lehrt nicht nur den Titelhelden genauer kennen in seinen verschiedenen Bethätigungen, sondern bringt aus den Conrartschen Papieren eine Anzahl neuer Nachrichten über die literarischen Zirkel zur Zeit desselben, besonders über den Samedi der Scudéry, die mehrfach recht harter Beurteilung unterzogen wird; Dr. phil. H. Körting, Gesch. des franz. Romans im XVII. Jahrh., Leipzig u. Oppeln, 2 Bde. 1885, 1887, streift mehrfach die Bestrebungen der Frauen, so bei Gelegenheit Sorels, der Mlle. de Scudéry, des Abbé de Turc u. a. So wertvoll das Werk ist, kann es mit seinen Inhaltsangaben die Lesung der Originale nicht ersetzen, zumal dieselben nicht alle aus eigener Lektüre der Originale hervorgegangen sind; auch Versehen finden sich, z. B. I, 421 wird Arthénice als ein Name des Grand Cyrus angeführt für die Marquise de Rambouillet, diese tritt aber daselbst unter der Benennung Cléomire auf, welche K. fälschlich auf den Marquis de Rambouillet deutet; Ch.-L. Livet, Portraits du grand siècle, Paris, Perrin 1885 (2. Aufl. 1886) enthält biographisch-literarische Skizzen über Madame de Fiesque (die berühmte Preziöse, *véritable s'entend*, der la Forge seinen Cercle des Femmes savantes widmete), Marie Mancini (Nichte des Kardinals Mazarin, Geliebte Ludwigs XIV., Verf. einer astrologischen Abhandlung), Saint-Amant, Philippe Cospeau (einen der Gründer des Zirkels im Hôtel de Rambouillet), Fléchier, Racine u. a.; Georges Doucieux, le Père Bouhours, Paris, Hachette 1886, beleuchtet das geistige Leben nach 1660, gibt mehrfach willkommene Aufschlüsse über die späteren Zirkel bei Lamoignon, Ménage, Mlle. de Scudéry, sowie über die Wirksamkeit der Puristen nach Vaugelas; Colombey, Ruelles, Salons et Cabarets, histoire anecdotique de la littérature française, Paris, Dentu 1888, sei nur erwähnt, weil es öfters angeführt wird; das Buch enthält in lebhaftem Feuilletonstil gehaltene Skizzen über das Hôtel de Rambouillet, vicomtesse d'Auchy, Ménage, Mlle. de Scudéry u. a., führt die Forschung nicht weiter und ist nicht überall zuverlässig. — Aug. Bourgoin, les Maîtres de la Critique au XVII[e] siècle, Chapelain, Saint-Évremond, Boileau, La Bruyère, Fénelon. Paris, Garnier frères 1889, ist hier zu nennen, da diese gute Arbeit die beiden ersten, in der Geschichte der Preziösen wichtigen Männer gründlich kennen lehrt und auch mehrfach auf Erzeugnisse anderer zu den Preziösen gezählter Personen eingehen mufs. — Aufserdem sind die neuen Ausgaben von Molières Préc. rid. und Femm. sav. zu erwähnen: Despois-Mesnard (Grands Écrivains) 1875, 1886; Livet (Paris, Dupont, beide 1884) behandelt sehr eingehend die sprachlichen Bestrebungen,

trennt scharf das Nützliche der vraies précieuses vom Unsinn der préc. rid., weist das Verhalten der Klassiker den ersteren gegenüber nach, übt Kritik an Somaizes Dictionnaire des Précieuses und verleiht seinen Ausführungen dadurch besondern Wert, dafs er nur beglaubigten Stoff verarbeitet und von manchen (weil pikant) liebgewordenen Annahmen absteht; Larroumet, Préc. rid., Paris, Garnier frères 1884, eine Ausgabe, welche sich dadurch Freunde erworben hat, dafs sie Madelaine de Scudéry mit der Madelon des Stückes identifiziert, freilich ohne Beweise anzuführen; dieselbe ist nicht viel wert, zu breit in den Erklärungen und nicht zuverlässig genug in ihren Behauptungen. — Die Erscheinungen zur Geschichte der Preziösen waren im verflossenen Jahre wenig zahlreich. Molière, J. B. P. les Précieuses ridicules p., with introduction and notes by E. G. W. Braunholtz, Cambridge 1890, eine nicht üble Ausgabe, welche hauptsächlich auf Despois beruht und nichts Neues zu Tage fördert. — Molières Werke mit deutschem Kommentar u. s. w. herausg. von Prof. Dr. Adolf Laun, II. Band, les Préc. rid. und les Femmes sav., 2. verb. u. verm. Auflage von Dr. W. Knörich. Der Herausgeber hat sein Hauptstreben darauf gerichtet, das bisher in vielen Werken zerstreute Material zu sammeln, kritisch zu sichten und, soweit es beglaubigt ist, nach Möglichkeit chronologisch geordnet in den Einleitungen darzustellen. Gegenüber dem Wirrwarr früherer Darstellungen erschien dies notwendig, um Ordnung und Einsicht in das Verhältnis der sogen. vraies und fausses précieuses zu einander zu gewinnen. Im übrigen mufs verwiesen werden auf die Kritiken in Herrigs Archiv, 86. Band, und Zeitschrift f. fr. Spr. u. Lit., XIII., 61, jedoch ohne dafs damit die dort aufgestellten gegenteiligen Ansichten als richtig anerkannt werden sollen. — La société française au XVIIe siècle u. s. w. edited for the use of schools and colleges with introduction and notes by Th. Fr. Crane, New-York and London, G. P. Putnam's sons 1889, worüber ausführlichen Bericht gibt die Kritik in der Zeitschrift f. fr. Spr. u. Lit., XII., 104 ff — Molières Précieuses ridicules in ihren Beziehungen zur Marquise de Rambouillet und Mlle. de Scudéry von W. Knörich in der Zeitschrift f. fr. Spr. u. Lit., XII., 121—134, behandelt eine vielumstrittene Frage, ob Molière in seiner Posse die beiden genannten Damen angreifen wollte. Verfasser verhält sich dagegen verneinend, da die Zeitgenossen nichts davon gewufst haben, da die gegenteilige Behauptung erst nach Voltaire aufgestellt wurde, und da die angeführten Gründe nicht haltbar sind. — L'Abbé A. Fabre, Chapelain et nos deux premières académies, Paris, Perrin 1890, weitschweifig, wie alle Arbeiten des Verfassers, bringt zur Geschichte der Preziösen nichts von Belang. — André le Breton, le Roman au XVIIe siècle, Paris, Hachette 1890, sei hier nur genannt; das Werkchen würdigt auf 322 Seiten Astrée, Berger extravagant, Francion, Roman comique, Roman bourgeois, Grand Cyrus, Clélie, Mémoires de Grammont (!), Traité de Huet et le Télémaque de Fénelon, Zayde, Princesse de Clèves, es ist hübsch geschrieben, aber ganz oberflächlich, bei der Clélie beschränkt sich der Verf. fast nur auf die Carte de Tendre, jedenfalls weil auch er nicht den Roman gelesen hat.

Dortmund. W. Knörich.

XVIII. Jahrhundert und Revolutionszeit. — An der Schwelle des Überganges vom Zeitalter Ludwigs XIV. zu dem der politisch-religiösen Aufklärung steht des Herzogs von Saint-Simon drohende Rachegestalt. Seine Memoiren, welche die Zeit von 1694—1723 umfassen, hat man nicht unpassend mit Tacitus' Geschichtswerk »ab excessu divi Augusti« verglichen. Wie der sittenstrenge, schonungslose Stoiker, so hält auch der adelsstolze, aller höfischen Korruption abgeneigte Rigorist ein Strafgericht über die absolutistische Willkür. Diese Memoiren durften in unverkürzter Gestalt erst unter dem zweiten Kaiserreich, 1856, erscheinen, damals gab sie M. Chéruel heraus. Inzwischen sind sie auch in die treffliche Sammlung der »Grands écrivains de la France« aufgenommen worden, und 1890 ist der siebente Band veröffentlicht worden.[1]) — Ein Vorkämpfer der eigentlichen Aufklärung ist der Philosoph Pierre Bayle (1647—1706), dessen Einfluſs sich namentlich bei Voltaire und dessen philosophischem Zöglinge, Friedrich dem Groſsen, geltend macht. Von seiner noch ungedruckten Korrespondenz, die aus dem Nachlasse des Grafen Otto Thott in die Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen überging, hat der dänische Bibliothekar Emil Gigas eine Auswahl veröffentlicht.[2]) Der mitgeteilte Briefwechsel dehnt sich über Frankreich, Deutschland, Schweiz und Holland aus. Es sind darin Männer der verschiedensten Berufs- und Lebensrichtungen, Philosophen, Theologen, Dichter, Gelehrte, Schöngeister beiderlei Geschlechts, vertreten; der literarischen Persönlichkeiten der Jahre 1670 bis 1706 wird häufig gedacht. Die Briefe Bayles an seinen Vater, seine Brüder und einige nahestehende Freunde zeigen den edlen Charakter des groſsen Denkers im vorteilhaftesten Lichte und machen uns mit manchen, bis dahin noch verborgenen Lebensumständen bekannt. In der Einleitung und den Noten hat Gigas noch manche Auszüge aus weniger wichtigen Briefen Bayles mitgeteilt. Die Zahl der vollständig publizierten Schreiben beträgt 100. Vieles gelehrte Detail über Zeitgenossen Bayles ist in der Einleitung aufgespeichert, ein Namensverzeichnis erhöht die praktische Brauchbarkeit des Ganzen. — Für das Studium von Lesage, dem bekannten Verfasser des »Gil Blas de Santillane« und des »Diable boiteux«, bietet eine Schrift über den Pater Isla, den spanischen Übersetzer des ersten Romanes, einiges nicht Unwichtige.[3]) — Von Montesquieu, dem ersten Vorkämpfer der französischen Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts, sind zwei verschollene Abhandlungen durch einen gleichnamigen Nachkommen herausgegeben worden.[4]) Die eine betitelt sich »*Reflexions sur la Monarchie universelle*«, war von Montesquieu etwa 1727 verfaſst und in sehr beschränkter Auflage gedruckt, dann aber wegen ihres gefährdenden Inhaltes zurückgezogen worden. Sie enthält manche

1) Mémoires de Saint-Simon, nouvelle édition par M. A. de Boislisle, collationée sur le Manuscrit autographe, suivie d'un lexique des mots et locutions remarquables. T. VII. 693 p. Paris, Hachette & Cie. Über den literarisch-historischen Wert der Memoiren s. L. v. Ranke, Werke, Leipzig 1870, XII, S. 251—274, und F. Lotheissen, Gesch. d. franz. Lit. im XVII. Jahrh. IV, 347—358. 2) Choix de la Correspondance de Pierre Bayle 1670—1706 par Emile Gigas. Paris, Firmin Didot. 8⁰. XVIII. 728 p.; s. die Besprechung der Revue critique d'histoire et de littérature, 22. Dezember 1890, No. 573. 3) Père Bernhard Godeau: Les prêcheures burlesques au XVIIIe siècle. Étude sur le Père Isla. Paris, Reteaux, 568 p. 4) Deux Opuscules de Montesquieu, publiés par le Baron de Montesquieu. Bordeaux, Paris, VII et 81 p.

Lieblingsgedanken des späteren »Esprit des Lois«, wird aber durch dieses umfassende und reifere Werk eigentlich überflüssig. Die zweite, welche den Titel: *De la Considération et de la Réputation* führt, war bisher nur aus der Bearbeitung der Marquise de Lambert[5]) bekannt. Hier liegt zum ersten Male die ursprüngliche Form, in welcher die Abhandlung in der Akademie von Bordeaux am 27. August 1725 vorgelesen wurde, vor. Der kleine Essay enthält moralische und politische Allgemeinheiten, wie sie das XVIII. Jahrhundert liebte. Ein von Raymond Céleste, dem Stadtbibliothekar in Bordeaux, verfaſster Anhang gibt schätzenswerte Einzelheiten über Montesquieus Beziehungen zur Garonnestadt, namentlich über die Wohnungen, die er daselbst inne hatte. — Von dem einst geschätzten, jetzt fast vergessenen Dichter Jean-Baptiste Rousseau, dem bittren Feinde Voltaires, sind eine Anzahl lyrischer Gedichte mit einer knappen, gutgeschriebenen Biographie wieder veröffentlicht worden.[6]) — Reichhaltiger und wertvoller sind die neuen Publikationen über Voltaire. Vor allem ist der (vierte) Schluſsband der Voltaire-Biographie von Georges Bengesco, welcher mühevolle, zehnjährige Studien zu Ende führt, hervorzuheben.[7]) Im ersten Bande, der 1882 erschien, hatte dieser fleiſsige Sammler die Bibliographie der historischen Werke, des philosophischen Wörterbuches, der »*Questions sur l'Encyclopédie*« und der Romane Voltaires gegeben. Der zweite Band (1885) behandelte die zerstreuten kleineren Abhandlungen des vielseitig thätigen Schriftstellers, der dritte (1889) war der beinahe 11 000 Briefe umfassenden »Correspondance« Voltaires gewidmet. Die reiche Zahl der schon von Beuchot gesammelten, von Moland noch vermehrten Briefe hat Bengesco durch den Wiederabdruck von 100 in die gröſseren Ausgaben der Werke Voltaires nicht aufgenommenen Schreiben noch weiter ausgedehnt. Der Schluſsband enthält die Aufzählung und Beschreibung der Gesamt- und unvollständigen Editionen, der Auszüge aus Voltaires Schriften und der ihm fälschlich zugeschriebenen Publikationen. Damit ist ein für jeden Voltaire-Forscher unentbehrliches Hilfsmittel vollständig veröffentlicht worden. — Wilhelm Seele hat dem Romane Voltaires »Zadig ou la Destinée«, eine eingehende, sorgfältige Untersuchung gewidmet, in welcher die englischen, französischen und italienischen Quellen der anmutigen, witzigen Erzählung besprochen, und mancherlei noch unbeachtete literarische Beziehungen nachgewiesen worden.[8]) (S. des Ref. Anzeige in Zs. f. frz. Sprache u. Liter. XIII, S. 163/64.) — Einen geschickten Auszug aus Voltaires zahlreichen Prosaschriften geben Louis Torsot und Albert Wissemans.[9]) Endlich möge hier noch G. Carel's fleiſsige Abhandlung über Voltaire und Goethe[10]), der erste Teil einer demnächst zu vollendenden Schrift, angeführt werden. Carel gibt eine vollständige Übersicht der Urteile des Altmeisters über den berühmten französischen Zeitgenossen,

5) Oeuvres de Mme. la Marquise de Lambert, nouvelle édition augmentée. Amsterdam, par la Compagnie. 1758. p. 271—278. 6) Rousseau, J. B., Odes, Cantates, Epigrammes. Avec Étude sur la vie et l'œuvre de J. B. Rousseau, Angers, Gautier. 32 p. (In der Nouvelle bibliothèque populaire.) 7) Voltaire, Bibliographie de ses Oeuvres par Georges Bengesco. Paris, Rouveyre et G. Blond, 1890. T. IV. 8) Voltaires Roman Zadig ou la Destinée, eine Quellenforschung von Wilhelm Seele, Leipziger Dissertation, 65 S. 9) Voltaire, Extraits de prose, Mélanges d'histoire, de philosophie et de littérature. Paris, Delalain frères. 384 et XVI p. 10) Voltaire und Goethe als Tragiker, Progr. der Sophienschule zu Berlin, 1889.

die sich durch ihre Sachlichkeit und Vorurteilslosigkeit vor denen Schillers und andrer deutscher Dichter sehr auszeichnen, auch bespricht er die Bearbeitungen des Mahomet und Tancrède, welche Goethe für das Weimaraner Theater anfertigte, ausführlich und mit grofser Sachkenntnis. In dem allgemeinen Überblick über Voltaires Schaffen als tragischer Dichter schliefst er sich meist an des Ref. Voltaire-Biographie (Leipzig und Oppeln, G. Maske, 2 T., 1884—1885) an. — Sehr ungerechte Angriffe auf Voltaire, Diderot und die gesamte Aufklärung enthalten E. Faguets »Etudes littéraires«, die von der Revue critique 1891 (No. 43, p. 261 ff.) viel zu milde beurteilt werden.[11]) — Von Diderot ist der bekannte »Neveu de Rameau« neu ediert worden.[12]) — J. P. de Florian scheint zum Lieblinge der Schuleditoren geworden zu sein.[13]) — Über Bernardin de Saint-Pierre, den treuesten und wärmsten Anhänger Jean-Jacques Rousseaus, ist eine geistvolle Schrift von der französischen Schriftstellerin Arvède Barine[14]) veröffentlicht worden. Dieselbe beschäftigt sich ausführlich mit dem Verhältnisse Bernardins zu J. J. Rousseau, mit den Naturschilderungen des Dichters und hebt die literarische Bedeutung von »Paul et Virginie« warm und eingehend hervor. Wie es weiblichen Autoren leicht begegnet, zeigt aber die Verfasserin eine übertrieben zärtliche Bewunderung für ihren Liebling. Sie läfst uns glauben, dafs Bernardin die Schönheiten und idyllischen Reize der Natur zuerst seinen prosaischen Zeitgenossen offenbart habe, sie unterschätzt den Einflufs Jean-Jaques Rousseaus und hat von dem Naturgefühle früherer Zeitperioden, namentlich dem des Altertums, zu geringe Vorstellungen. Auch übersieht sie den schädlichen Einflufs, welchen Bernardins Reise- und Naturschilderungen auf spätere, unebenbürtige und äufserliche Nachahmer übten. — Rousseau und sein geistesverwandter Schüler leiten uns von dem Zeitalter der Aufklärung in das der Revolution über. Von den literarischen Persönlichkeiten, welche in dieser denkwürdigen Epoche handelnd mitwirkten oder schweres Leid erduldeten, ist neuerdings Mme. de Staël mehrfach behandelt worden. Bei uns hatte Lady Blennerhasset[15]) sie in einem mehrbändigen, von Begeisterung durchdrungenen, aber vielfach kritiklosen und durch allzu grofse Breite ermüdenden Werke gefeiert; eine geistesverwandte, aber viel knappere und nach unserer Meinung auch weniger einseitige Darstellung liegt in der von Albert Sorel veröffentlichten Biographie vor.[16]) Sorel bespricht nach einem fesselnden, aber nichts Neues bietenden Überblicke über die bewegte Jugend der Schriftstellerin, worin auch ihrer an Napoleon I. vergebens geübten Kokettenkünste gedacht wird, die längere Abhandlung: *De la litérature considerée dans ses rapports avec les institutions sociales*, in der er den Hauptgrund für Bonapartes Ungnade sieht. Denn der Grund-

11) Paris, Lecène. 538 p. 12) Diderot, le neveu de Rameau, nouvelle édition. Berlin, Neufeld und Henius. 163 S. 13) Le Don Quichote de Cervantes, traduit par J. P. de Florian. In Auszügen von J. Wychgram in Velhagen-Klasings »Prosateurs français«. Guillaume Tell par J. P. de Florian in Rengers (Gebhard & Wilisch) Sammlung französischer und englischer Textausgaben Fables choisies de Florian par E. du Chatenet. Limoges 1890. 108 p. 14) Les grands écrivains français. Bernardin de Saint-Pierre, par Arvède Barine. Paris, Hachette. 187 p. Vgl. Revue critique d'histoire et de littérature. 4. Mai 1891, No. 227. 15) Frau v. Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. 3 Teile. Berlin, 1887—1889. 16) Alb. Sorel, Madame de Staël. (Les grands écrivains français.) Paris, Hachette, 1890. 214 p. 2 fr.

gedanke, dafs »die französische Literatur durch die Sitten der Republik wiedergeboren und durch den Einflufs der ausländischen Literaturen verjüngt werden solle«, mufste den Zerstörer der republikanischen Verfassungsformen und Unterdrücker der Freiheit anderer Völker sehr ungünstig berühren. So richtig diese Annahme ist, so überschätzt Sorel doch diese Schrift, der besonders Unkenntnis der ausländischen Literatur vorgeworfen werden mufs. Ebenso wenig hat das bekannteste ihrer Werke: »De l'Allemagne« eine Bedeutung, wie sie Sorel ihm zuschreibt. Namentlich ist es ganz falsch, dafs Mme. de Staël hierdurch erst in Frankreich zur Beschäftigung mit deutscher Literatur angeregt habe, denn ein eifriges Studium der germanischen Schriftwerke wurde jenseit der Vogesen bereits seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts gepflegt und bekundete sich in Übersetzungen, Bearbeitungen, Zeitschriften-Artikeln u. s. w. Auch ihre Hauptromane, die »Delphine« und »Corinne«, in denen der Biograph allzu einseitig nach Selbstoffenbarungen und persönlichen Anspielungen sucht, haben neben den glänzenden Vorzügen der geistreich sprudelnden Fantasie und bezaubernden Darstellung doch psychologische, ästhetische und moralische Schwächen, die Sorel übersieht. Gegenüber der naheliegenden Überschätzung einer Persönlichkeit, wie Mme. de Staël, müssen die beherzigenswerten Aphorismen, welche einer der ersten Dramatiker Deutschlands, Franz Grillparzer, nach der Lektüre ihrer Romane aufzeichnete, entschieden hervorgehoben werden.[17]) Seiner Vorliebe für die Heldin seiner Biographie entsprechend, sieht auch Sorel den Einflufs der Staël auf die Nachwelt in sehr verschönerndem Lichte, besonders ist es ganz irrig, in Guizot nur einen »Schüler« dieser Schriftstellerin zu erblicken. Dagegen mufs zugegeben werden, dafs S. den wechselvollen, an Widersprüchen, Wandlungen und Launen reichen Charakter der Staël in den Hauptzügen treffend gezeichnet und ihre Liebe zum Vaterlande und Volke, ihre Begeisterung für glänzende Ideale ebenso gerecht wie warm gewürdigt hat. — Weit nüchterner ist die Schrift von Ch. Dejob über Mme. de Staël.[18]) Verfasser sucht nachzuweisen, dafs Mme. de Staël durch ihre Urteile über italienische Literatur und Gesellschaft zuerst in Frankreich ein wirkliches Verständnis für Italien angebahnt und auch auf die Entwickelung der romantischen Schule der Apenninenhalbinsel fördernd eingewirkt habe. Aufserdem enthält das Werkchen schätzenswerte Einzelheiten über die italienischen Freunde der Schriftstellerin und reichhaltige bibliographische Notizen. Es kann somit als ein nicht wertloser Beitrag zur Kenntnis der literarischen Stellung der Staël bezeichnet werden. —

Gewaltiges Aufsehen haben in neuester Zeit die vom Herzog de Broglie herausgegebenen Memoiren Talleyrands, eine nicht zu unterschätzende Beisteuer zur Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände der Revolutionszeit und des ersten Kaiserreiches, erregt.[19]) Die Echtheit und Zuverlässigkeit des Manuskriptes ist in übertriebener Weise von der französischen Presse angezweifelt worden[20]), doch bleibt es sicher, dafs der Herausgeber nur eine lücken- und fehlerhafte Abschrift,

---

17) R. Mahrenholtz, Franz Grillparzer über die französische Literatur in Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XIII, 291—301, S. 299—300. 18) Madame de Staël en Italie avec une bibliographie de l'influence française en Italie de 1795—1814. Paris, Colin, 1890. XIV et 267 p. 19) Mémoires du prince de Talleyrand, publiées avec une préface et des notes par le duc de Broglie. Paris, Calmann Lévy. 2 vol., XXII et 457 p., 567 p. 20) S. die Auseinandersetzungen in No. 10 der »Revolution française«, 1891 (Paris).

nicht das Original-Manuskript, benutzt und die mancherlei absichtlichen oder unabsichtlichen Irrtümer der Memoiren nicht berichtigt hat. Die beiden ersten Bände reichen bis zum Wiener Kongreſs und sind nach dem Jahre 1815, also aus noch frischer Erinnerung an die Ereignisse der Napoleonischen Zeit, niedergeschrieben; doch enttäuschen sie auch den, der an »Memoiren« keinen zu hohen Maſsstab legt. Talleyrand sucht nicht nur alles Unrechtmäſsige, was er gethan hat, zu beschönigen oder abzuleugnen, sondern macht sich, die Geschichte kühn fälschend, zum treuesten Anhänger von Thron und Altar und zum zielbewuſsten Kämpfer für die Sache der Bourbonen. Daher läſst er in den gewitterschweren Tagen der Revolution den Herzog von Orléans eine noch schlimmere Rolle spielen, als sie dieser in Wirklichkeit spielte, während er seine eigene Teilnahme an den königs- und kirchenfeindlichen Handlungen der Bewegung möglichst verhüllt. Seine zweideutige, verräterische Haltung Napoleon gegenüber in den Tagen des Erfurter Kongresses gesteht er offen ein, doch läſst er uns mit wohlberechneter Unaufrichtigkeit glauben, daſs er die Ziele des kaiserlichen Ehrgeizes, zu deren Verwirklichung er selbst beigetragen hat, gemiſsbilligt habe. Für uns Deutsche hat in den mehr als 1000 Seiten der zwei Bände nur der allerdings ausgeschmückte Bericht über Napoleons Unterredung mit Goethe während des Erfurter Kongresses ein besonderes Interesse. Etwas treuer und aufrichtiger ist seine Mitwirkung an dem Pariser Frieden (1814) und am Wiener Kongresse geschildert. Talleyrands Selbstbiographie bietet aber durch die eingehende Schilderung mancher kleinlicher Züge und Vorgänge reichen Stoff für den Kulturforscher und arbeitet somit auch den Zwecken des Literarhistorikers in die Hände.[21]) — Über die Zusammensetzung der konstituierenden Nationalversammlung werden wir durch Etienne Charavay[22]) aktenmäſsig unterrichtet. Er gibt in seiner Zusammenstellung genaue biographische Daten über die Wahlmänner des Departements von Paris, über die Debatten und sonstigen Geschehnisse in den Sitzungen derselben, namentlich auch über die Anfänge der öffentlichen Wirksamkeit Dantons. — Die Thätigkeit der Konvents-Kommissare, der schon H. Wallon[23]) ein dreibändiges Werk gewidmet hatte, beleuchtet Aulard[24]) an der Hand authentischen Materiales ohne bestimmt ausgeprägte Tendenz, während Wallon im entschieden revolutionsfeindlichen Sinne schrieb. — Die Sammlung der zahlreichen Denkwürdigkeiten aus der groſsen Epoche schreitet rüstig fort. So liegen uns die Memoiren des Herzogs von Cars, eines Emigranten, der an dem deutschen und am schwedischen Hofe als Kundschafter lebte und im Auftrage der vertriebenen königlichen Prinzen wirkte, vor.[25]) Sie sind besonders durch ihre reichhaltigen Mitteilungen über die Militärverhältnisse Frankreichs und Preuſsens von Wichtigkeit. Cars, Offizier von Beruf, hielt sich nämlich 1785 als Abgesandter

---

21) S. die eingehende, sachgemäſse Besprechung in der »Revue critique d'hist. et de littér.« 25. Mai 1891, No. 270. 22) Assemblée Electorale de Paris. Procès verbaux de 18. nov. 1790 à 15. juin 1791. Paris, Quantin. 8⁰. XLVIII et 694 p. 23) Les réprésentants du peuple en mission et la justice révolutionnaire en l'an 1793–94. Paris, Hachette. T. III erschien 1889. 24) Recueil des actes du comité public avec la correspondance officielle des réprésentants en mission. III. vol. umfaſst die Zeit vom 1. April 1793 bis 1. Mai 1794. 25) Mémoires du duc de Cars, publ. par son neveu avec introduction et des notes par Henri de l'Epinois. Paris, Plon, 1890. II vol., XXIV, 387 et 433 p.

seiner Regierung in Berlin auf, wohnte den Revuen dort bei und schöpfte so aus unmittelbarster Anschauung. — G. Maugras gibt die Briefe und Notizen eines aus Bordeaux gebürtigen Studenten, Edmond Géraud, heraus, der ein begeisterter Anhänger der neuen Zeit blieb, selbst nachdem die Septembermorde (1792) ihn hätten aufklären sollen, der aber zuletzt mit der Gironde gegen die Jakobiner ging und sogar den von den vertriebenen Girondisten entzündeten Bürgerkrieg rechtfertigte.[26]) — Genaue bibliographische Zusammenstellungen aller auf die Stadt Paris bezüglicher Urkunden, Schriften, Bildnisse u. s. w. hat Maurice Tourneux mit bewundernswertem Sammelfleiſse veröffentlicht.[27]) Aus seinem Werke lernen wir die sozialen, politischen und finanziellen Verhältnisse der französischen Hauptstadt bis ins einzelnste kennen.

Auch die Memoiren des Doyen des Kapitels zu Avignon und Internuntius Pius' IV., *Msgr. Salomon*, welche eine längere Periode umfassen, sind erst vom Abbé Bridier herausgegeben, dann 1890 von Louis Sifterin wieder publiziert worden.[28]) Der hochwürdige Herr wurde als treuer Anhänger seiner Kirche und Gegner der Civilverfassung des Klerus natürlich von den revolutionären Machthabern verfolgt und urteilt daher als entschiedenster Feind der Republik, wennschon er seiner Entrüstung einen salbungsvollen Ausdruck gibt. —

Über die Schicksale der unglücklichen Königsfamilie bringen uns zwei neue Publikationen mancherlei eingehende Belehrung. Maxime de la Rocheterie schildert in einem zweibändigen Werke (zweiter Band erschien 1890) das wechselvolle Leben der unglücklichen Königin vom Standpunkte unbedingtester Verehrung.[29]) — Aus dem Nachlasse des Diplomaten Freiherrn E. v. Stockmar ist sodann eine Abhandlung über die unglückliche Flucht der königlichen Familie im Jahre 1791 veröffentlicht worden, die eine Vorgeschichte der Drangsale Ludwigs XVI. und seiner nächsten Angehörigen, sowie eingehende Details über den Fluchtversuch selbst gibt.[30]) — Die ehelichen Verhältnisse Dumouriez's, des kühnen Generals der Revolution, behandelt Welschinger und veröffentlicht zugleich unbekannte Tagebuchnotizen Robespierres aus dem Jahre 1793.[31])

In das Getriebe der Revolutionsgreuel führen uns auch die Memoiren des Jakobiners Fournier, der an den Ereignissen der Jahre 1789—92 den gewaltthätigsten Anteil nahm, ein. Sie sind indessen weder parteilos, noch eine Quelle ersten Ranges.[32]) — Weit wichtiger sind die Memoiren des Marquis de Ferrières[33]), eines Mitgliedes

26) Journal d'un Etudiant pendant la Révolution 1789—1793. Paris, Calmann Lévy. 8°. IX, 393 p. 27) Ville de Paris, Bibliothèque de l'histoire de Paris pendant la Révolution. Paris, imprim. nouvelle. XXX et 520 p. 28) Mémoires inédites de l'internonce à Paris pendant la révolution 1790 bis 1801. Paris Plon. XI, 375 p. 29) Histoire de Marie Antoinette. Paris, Perrin. 2 vol. XVI, 596 et 596 p. 30) Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy 1791. Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst v. Stockmar, hsg. von Emil Daniels. Berlin, Hertzsche Buchh. 8°. IV u. 162 S. 31) Le roman de Dumouriez. Paris, Plon. 8°. 332 p. Eine am gleichen Orte publizierte Studie über Adam Lux, den Freund Forsters, hat geringeres Interesse, wertvoller ist eine vierte Abhandlung W.'s über die brutale Theaterzensur des Wohlfahrtsausschusses (a. a. O.). 32) Mémoires secrets de Fournier l'Américain publiés pour la première fois d'après les mss. des Archives nationales par T. A. Aulard. Paris, Charpentier, 1890. 20 et 100 p. 33) Sammlung geschichtlicher Quellenschriften zur neusprachlichen Lektüre im höheren Unterricht. Bd. VI. Halle, Max Niemeyer, 1891. Mémoires du Marquis de

der konstituierenden Nationalversammlung, deren zehntes Buch, welches die bewegten Ereignisse vom Juni 1791 bis Oktober desselben Jahres umfaſst, vor kurzem nach der Ausgabe Lescures, Paris 1880, von Fr. Perle wieder abgedruckt und gut kommentiert worden ist. Ferrières schrieb diese Aufzeichnungen teils nach eigener Erinnerung, teils mit Benutzung handschriftlicher und gedruckter Quellen bald nach den geschilderten Ereignissen selbst nieder. Obwohl treuer Anhänger des Königs und der Adelsrechte, ist er doch gegen die groſsen Bestrebungen und Neuerungen der konstitutionellen Partei nicht ungerecht. — Maximilian Robespierre, nicht der heuchlerische, blutdürstige Jakobiner, sondern der empfindungsvolle, friedliche Sänger der Liebe tritt uns in einer kleinen Publikation von J. Bernard entgegen.[34]) — Wie die legendenhaft ausgeschmückte Gestalt der »Jungfrau von Orléans« für die Zwecke des nationalen und revolutionären Fanatismus in Anspruch genommen wurde, zeigt uns Graf Puymaigre in einem fleiſsigen, aber kritiklosen Werke.[35]) — Aus E. Hatins grundlegendem und umfassendem Werke über die französische Presse ist neuerdings ein Auszug gemacht worden, dessen zweiter Abschnitt die Periode der französischen Revolution behandelt.[36]) — Über die Zeit Napoleons I. liegen mehrere neue Veröffentlichungen vor. Das Emporkommen des ehrgeizigen Mannes wird uns in dem ersten Buche der »Memoiren und Erinnerungen« des Grafen Lavallette, eines Vertrauten und Verwandten Napoleons, sehr treu und anschaulich geschildert.[37]) Von der seit 1831 nicht wieder gedruckten Schrift hat J. V. Sarrazin die Kapitel X—XXII, welche die Zeit des Direktoriums, vom Oktober 1795 bis zum Staatsstreiche des 18. Brumaire behandeln, ediert und mit wertvollen geschichtlichen Noten versehen. Diese Ausgabe bildet den 7. Band von Fr. Perles oben erwähnter »Sammlung geschichtlicher Quellenschriften«, deren anerkennenswerter Zweck darin liegt, dem Anfänger im historischen Studium die Kenntnis der groſsen geschichtlichen Ereignisse nicht durch gefärbte Parteidarstellungen, sondern durch Reden, Briefe und Denkwürdigkeiten von Augenzeugen oder Mithandelnden zu vermitteln. Diesem Ziele dient auch Lavallettes Aufzeichnung ganz vortrefflich, denn dieser nahm an dem italienischen Feldzuge 1796 als Bonapartes Adjutant teil und blieb auch später in engster Beziehung zu dem Gewalthaber, dessen Stiefnichte er geheiratet hatte, und dem er sich noch während der 100 Tage wieder anschloſs.

Napoleons I. bekannte Bulletins und sonstige für die Armee bestimmte Kundgebungen hat K. A. M. Hartmann weiteren Leserkreisen zugänglich gemacht.[38]) — Der Vollständigkeit halber sei hier noch erwähnt, daſs einzelne Historiker, welche die Zeit zwischen 1789 und 1815 behandeln, wie Mignet, Thiers u. a., für die Zwecke des deutschen Gymnasialunterrichts wieder verwandt worden sind.[39]) —

Ferrières sur la Révolution française et sur l'Assemblée constituante, Buch X, hsg von Dr. Fr Perle. 34) Quelques poésies de Robespierre, publiées par J Bernard Paris, Maurice. 69 p. 35) Comte de Puymaigre: Jeanne d'Arc au théâtre. 1439—1890. Paris, Albert Savine, 1890. 119 p. S. 45—92. 36) Hatin, E.: Le Journal, Bibliothèque utile, vol. 69. Paris, Felix Alcan. 192 p 37) Mémoires et souvenirs du comte de Lavallette, hsg. v. J. V. Sarrazin. Halle, M. Niemeyer. 38) Die militärischen Proklamationen und Ansprachen Napoleons I. 1796—1815. Chronologisch geordnet und hsg. von K A Martin Hartmann. Oppeln, G. Maske. VII, 81 S. 39) Histoire de la revolution française par Mignet. In Auszügen zum Schulgebrauch hsg. von A. Seedorf, 2 T 280 und 134 S., in Velhagen-Klasings »Prosateurs français«.

Am Schlufs wollen wir zwei Werke über die Zeit Napoleons I. besprechen, die in erster Linie zwar den Historiker angehen, aber auch für den Literaturforscher in Betracht kommen, die von Forneron und H. Taine verfafsten. Aus Fornerons Werke über die Emigranten der Revolution lernen wir die kühl berechnende Politik Napoleons gegenüber den vor der Revolution geflohenen Adligen und seine rücksichtslose Energie gegen alle royalistischer oder republikanischer Umtriebe Verdächtige kennen.[40])

In der Beurteilung Napoleons haben sich bekanntlich die Franzosen mehr und mehr von der schwärmerischen Hingabe an den rastlosen Eroberer und Kriegshelden freigemacht, und in den Parteiungen der heutigen Republik ist für den Oheim des Mannes vom 2. September 1870 nur wenig Raum. Indessen die dem französischen Nationalcharakter eigene Überschätzung der »gloire«, des äufseren Glanzes und Scheines, zieht doch geheime Fäden der Sympathie um das Andenken des Mannes, unter dem Frankreich über Europa gebot; zudem ist der Glaube an manche Legenden, die Napoleon von St. Helena aus durch seine Getreuen verbreiten liefs, noch nicht völlig erloschen. Taine bricht mit allem, was seine Nation an den Korsen fesselt.[41]) Dieser erscheint ihm wie ein verspäteter Nachkomme der italienischen Condottiere des XV. Jahrhunderts, als ein Banditenchef im grofsen Stile, voll Brutalität, Tücke, Abenteuerlust und dabei von schlauester Berechnungskunst. Vor allem ist er nie zum Franzosen geworden, sondern durch und durch Korse geblieben. Taine ist für die Vorzüge Napoleons so wenig blind, wie für seine Fehler und Laster. Er bewundert nicht nur seinen unübertroffenen Feldherrngenius, sondern auch sein Organisationstalent im grofsen und kleinen, seine unermüdliche Fürsorge für die Heeres- und Landesverwaltung bis in die einzelnsten Details. Was aber auch in manchen Nebenpunkten an diesem Schlufsbande eines epochemachenden Werkes auszusetzen ist, wie man Taines Quellenbenutzung, namentlich seine etwas unbedenkliche Ausnutzung der zahlreichen Memoiren jener Zeit beurteilen, wie sehr man den Hauptfehler des gefeierten Historikers, das Konstruieren von Charaktertypen und leitenden Ideen und seinen mehr von der Naturforschung, als von der Geschichtswissenschaft die Argumente borgenden Pessimismus der Weltanschauung hervorheben mag, unbestritten bleibt ihm der Ruhm, die tief unsittliche Grundlage in dem Leben und Wirken des korsischen Eroberers in markigen Zügen uns vor Augen gestellt zu haben. Für die Beurteilung im einzelnen bieten Besprechungen in fast jeder wissenschaftlichen Zeitschrift Deutschlands und Frankreichs Handhaben, deren nochmalige Vorführung hier unnötig erscheint. — Nachdem das vorstehende Referat abgeschlossen war, wurden uns erst einige Schriften aus dem Jahre 1890 bekannt, deren kurze Besprechung hier folgen mag. Es ist diese Verspätung Schuld des geringen Entgegenkommens einzelner Pariser

---

Ausg. B. Expédition d'Egypte par Thiers. Im Auszuge aus: Histoire de la révolution, und aus: Histoire du consulat et de l'empire. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hsg. von Emil Grube. IX und 157 S. mit 2 Karten. Ebds. Ausg. A. Ségur, Graf v., Geschichte Napoleons und des grofsen Heeres während des Jahres 1812. Buch 11: Übergang über die Beresina. Berlin, H. R. Mecklenburg. Heft 2 S. 65—128. 40) Histoire générale des émigrés. 3 vol. Par H. Forneron avec introduction de M. le Trésor de la Rocque. Paris, Plon. T. III, 639 p. 1890. 41) Origines de la France contemporaine. Le Régime moderne. Paris, Charpentier.

Verlagsfirmen, die selbst auf ausdrückliches Verlangen nichts schicken; zuweilen sogar mit dem offenherzigen Bemerken, sie »detestierten« die *deutsche* Kritik. Wohin soll das führen? Wir nennen unter diesen Nachzüglern eine Sammlung ausgewählter Briefe und Aufzeichnungen des bekannten Schöngeistes und Touristen Prince de Ligne, des Bewunderers von Voltaire und Rousseau[42]); hier finden wir teils ungedruckte, teils fast unbekannte Briefe dieses hochgestellten Mannes an Josef II. und den französischen Minister Graf Ségur, Berichte über seine Unterhaltungen mit Voltaire in Ferney und mit Rousseau in Paris, welche allerdings dem Spezialforscher nicht fremd waren, geistvolle »Porträts« des Chevaliers de Boufflers, eines in die Aufklärungsideen eingeweihten, auch schriftstellerisch thätigen Edelmanns, des Grafen Ségur, der Gemahlin des Marschalls von Luxemburg, die, wie ihr Gatte, im Leben Jean-Jacques Rousseaus eine Rolle spielte, des Herzogs von Orléans, der an der Revolution geheimen und offenen Anteil nahm und des Herzogs von Panthièvre. Es ist das fast alles literarischer Kuriositätenkram, aber für die Signatur jener Zeit beachtenswert. — Wer, vom engeren literarischen Horizont abschweifend, sich auch um soziale und hygienische Verhältnisse kümmert, wird an einer Schrift A. Franklin' Gefallen finden[43]). Man sieht aus derselben, wie traurig es mit den einfachsten Gesundheitsvorkehrungen noch im vorigen Jahrhundert in Paris stand, wie Krankheiten und Epidemien infolge dessen reichliche Beute fanden, wie schlecht auch für Hospitäler und Kliniken gesorgt war. Den Lobrednern der »gulten alten Zeit« sei dieses Buch zur Belehrung warm empfohlen. — Eine Zusammenstellung alles dessen, was *gegen* die Ideen und Bestrebungen der grofsen Revolution von Zeitgenossen geschrieben wurde, ist jetzt, wo die Centenarfeier des Jahres 1789 wieder die »fameuses journées«, die Zeit der Nationalversammlung und sogar Personen wie Danton und Robespierre mit glanzvollem Lichte zu umstrahlen sich bemüht hat, von besonderem Interesse.[44]) Natürlich darf man den tendenziösen, parteisüchtigen Charakter solcher Auffassungen nicht übersehen.

R. Mahrenholtz.

Jean-Jacques Rousseau. — Zur Einleitung unserer Berichterstattung über den Philosophen von Genf greifen wir auf das Centenarium seines Todes, 1878, zurück. Diese Veranlassung hat eine reiche, zum gröfsten Teile aber nicht sehr wertvolle Literatur über Rousseau hervorgerufen; daher warten wir heute noch auf eine kritische Ausgabe seiner Werke und eine aus den ersten Quellen geschöpfte, eingehende Biographie. Eine solche schrieb Meylan 1878.[1]) Sie hat einige Daten richtig gestellt, kann aber schon wegen ihres geringen Umfanges das Bedürfnis nicht befriedigen. Sehr wertvolle Vorarbeiten

---

42) Oeuvres choisies du prince de Ligne, publ. par Mr. de Lescure. Paris, Librairie des bibliophiles. 252 et XLIII p. 43) La vie privée d'autrefois. Arts et métiers. Modes, mœurs, usages des Parisiens du XIIième au XVIIIième siècle, d'après des documents originaux ou inédits. L'Hygiène. Paris, Plon, Nourrit & Cie. 291 et IV p. 44) La Révolution française et la critique contemporaine par Gaston Feugère. Paris, Lecoffre. 397 u. XII p.

1) Jean-Jacques Rousseau. Sa vie et ses œuvres. Étude biographique, critique et historique, accompagnée de documents officiels et inédits. Berne, Haller — Paris, Sandoz & Fischbacher. Gleichzeitig erschien davon eine deutsche Bearbeitung.

für beides verdanken wir dagegen Eugène Ritter in Genf und dem verstorbenen Albert Jansen. Hinsichtlich der Jubiläumsliteratur verweisen wir auf ein bibliographisches Verzeichnis von L. Mohr.[2]) Von E. Ritter erschien 1878 im 23. Bande des Bulletin de l'Institut genévois ein Aufsatz: La Famille de Jean-Jacques-Documents inédits.[3]) Derselbe bringt über Rousseaus Familie interessante Nachweise, denen wir wieder begegnen werden in einem Aufsatz über Isaac Rousseau, der im nächsten Jahrgang des Jahresberichts Erwähnung finden soll; überdies einige Berichtigungen chronologischer Angaben der »Confessions«. Von nicht geringem Interesse ist desselben Verf. Aufsatz Jean-Jacques Rousseau et Jacob Vernet, den die Etrennes chrétiennes, ein vom Comité genévois des publications religieuses libérales herausgegebenes Jahrbuch, in ihrem achten Jahrgang mitteilen.[4]) Jacob Vernet, Pastor und Professor der Literatur und Geschichte an der Genfer Akademie, ein Mann von freier Bildung, hatte von Rousseaus erstem »Discours« sich angezogen gefühlt und mit seinem rasch berühmt gewordenen Landsmann brieflichen Verkehr angeknüpft, nach dem Erscheinen des »Emile« aber von Rousseau einen förmlichen, öffentlichen Widerruf seiner im Glaubensbekenntnis des savoyischen Landpfarrers geäufserten Ansichten, soweit sie auch auf die nichtkatholischen Bekenntnisse bezogen werden konnten, verlangt. Damit hört der Briefwechsel auf, für den wir ganz auf Ritters Veröffentlichung angewiesen sind: Musset-Pathay und Streckeisen-Moultou bringen darüber nichts, abgesehen von des ersteren kurzer biographischer Notiz im zweiten Bande. Ritters Behauptung, dafs die religionsphilosophischen Ansichten Rousseaus mit denen der Genfer Theologen, wie sie in der Stadt Calvins schon seit 1730 sich ausgebildet hatten, im wesentlichen decken, ist sehr annehmbar; höchst dankenswert ist ferner der Hinweis auf eine Schrift Vernets, in welcher dem bekannten Agitator Micheli du Crest der Vorwurf gemacht wird, er habe die Absicht gehabt, durch Beseitigung der drei Räte der Genfer Verfassung aus dem Volke einen »Despoten« zu machen, qui a les droits suprêmes d'une manière inhérente, illimitable et inaltérable: von Michelis Freund Lenieps, mit dem Rousseau in Paris in freundschaftlichem Verkehr stand, habe der letztere diese Idee aufgenommen und im »Contrat social« entwickelt. Ritter nimmt keine Stellung zu dieser Frage; immerhin kann neben den englischen Einflüssen auch die politische Theorie Michelis beim »Contrat social« mitgewirkt haben. — Den »Nouvelles recherches sur les Confessions et la Correspondance de J.-J. Rousseau«[5]) verdanken wir vielfältige Belehrung. Die frühere Literatur über den Gegenstand ist darin scharf und richtig beurteilt, und über die bedeutsamsten Momente in dem Leben Rousseaus gibt der Verf. uns aktenmäfsige Regesten, die jedem künftigen Biographen sehr wertvoll sein müssen. Eine kurze Biographie hat der nämliche Verf. seinem Buche Jean-Jacques et le Pays romand beigegeben.[6]) A. Jansen ist uns zuerst bekannt geworden durch eine für eine künftige kritische Rousseauausgabe sehr wichtige Schrift: Jean-Jacques Rousseau. Fragmente inédits. Recherches biographiques et littéraires.[7])

---

2) Les centenaires de Voltaire et de J.-J. R. Aperçu bibliographique. Paris, 1879. 3) Sonderabdruck. Genève, imprimerie Ziegler & Cie., 1878. 4) Genève, A. Cherbuliez & Cie. Paris. Fischbacher, 1881. 5) Zeitschrift für neufranz. Spr. u. Lit. 1880. S. 305—344. 6) Genève, H. Georg, 1878. (12°. XCVI, 151 S.) 7) Paris, Sandoz & Thuillier. Neuchâtel, J. Sandoz. Berlin, R. Wilhelmi, 1882.

Das hübsche Buch teilt die Ausbeute bibliographischer Nachforschungen in der Bibliothek zu Neuchâtel und der Königlichen Bibliothek in Berlin mit. Der wichtigste Teil ist die Geschichte der »Confessions«, die z. T. nach den in Neuchâtel befindlichen ersten Aufzeichnungen Rousseaus dargestellt wird. Ein Fragment über die Geschichte Lacedämons wird heute wieder bemerkenswerter, weil Rousseaus Art der geschichtlichen Betrachtung wieder der Gegenstand eingehender Erörterung geworden ist. Wir reihen hier gleich die gröfseren Werke Jansens an, welche Rousseau als Musiker und Botaniker behandeln.[8]) Sie sind wesentlich biographischer Art, fördern aber zugleich die Geschichte der beiden Disciplinen. Der Gefahr, seinen »Helden« zu überschätzen, ist der Verf. besonders in seiner ersten Schrift nicht ganz entgangen. Eine tüchtige, das Wesentliche zusammenfassende Biographie hat uns endlich Richard Mahrenholtz gegeben.[9]) Für das fachmännische Studium bietet sie zu wenig Daten. Dafs der Verf. nicht allen Klatsch aufgenommen hat, der sich an den Namen Rousseaus gehängt, ist nur zu billigen; aber viele anscheinende Kleinigkeiten erhalten Bedeutung bei einem Mann von so seltsamem Charakter und Leben. Der objektive, im besten Sinne liberale Standpunkt des Verf. ist seinem Buche sehr förderlich geworden; das ist ein grofses Lob für einen Mann, der noch eindringlicher sich mit Voltaire beschäftigt hat. Die Angaben über Rousseaus äufsere Lebensverhältnisse bedürfen noch der Berichtigung. So war dessen Mutter nicht die Tochter eines Geistlichen.*) Der Geistliche, den sie beerbt hat, war ihr Oheim. In die Charmettes zog Frau von Warens nicht schon 1736, wie die »Confessions« meinen, sondern erst 1738 (nach E. Ritter). Mahrenholtz' kritische Schärfe unterschätzt vielleicht Rousseaus wissenschaftliche Anlagen und Kenntnisse. Für jetzt mufs sein Buch als die einzige brauchbare Biographie Rousseaus gelten. Einen wichtigen Beitrag gibt ein nur viel zu schwerfälliges, mit längst Bekanntem unzweckmäfsig beschwertes Buch von Gaston de Villeneuve-Guibert über Madame Dupin, deren arrière-petit-neveu er ist.[10]) Der erste Eintritt Rousseaus in die literarische Gesellschaft der Hauptstadt, der für jenen so verhängnisvoll geworden ist, lässt sich in diesem Buche aufs genaueste verfolgen. Jean-Jacques war im Hause Dupin anfänglich nur eine Art von besserem Bedienten. Trotzdem wir nun, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich, mit Quellen für Rousseaus Lebensgeschichte immer ausgiebiger versehen werden, spinnen sich die romanhaften Phantasien über dieselbe weiter, wie allen Ernstes von einem Pariser Gelehrten noch in den letzten Jahren behauptet worden ist, die Aussetzung seiner Kinder sei eine Erfindung Rousseaus, oder sie habe nur in der Einbildung desselben bestanden. Über diese Art Literatur mufs hier hinweggegangen werden. Dagegen bedarf der Erwähnung, was über Rousseaus Geisteszustand und die Art seines Todes in den letzten Jahren geschrieben worden ist. Untersuchungen über diese Dinge werden z. T. davon abhängig sein, welchen Grad

8) J.-J. Rousseau als Musiker. Berlin, G. Reimer, 1884. — J.-J. R. als Botaniker. Ebenda 1885. 9) J.-J. Rousseaus Leben, Geistesentwickelung und Hauptwerke. Leipzig, Renger, 1889. Einige Abschnitte des Buches hat der Verf. vorher in der Zeitschr. f. neufranz. Spr. u. Lit. 1887, S. 215 mitgeteilt. 10) Le portefeuille de Madame Dupin, Dame de Chenonceaux. Lettres et œuvres inédites de Madame Dupin, l'abbé de Saint-Pierre, Voltaire J.-J. Rousseau etc. Paris, C. Lévy, 1884.

*) Bereits vom Verf. berichtigt. Die Red.

der Glaubwürdigkeit man Rousseaus Briefen und »Confessions« beimessen will. Heute nun steht wenigstens so viel fest, dafs Rousseau überall die Wahrheit hat sagen wollen und dafs er für die späteren Jahre seines Lebens die Belege im Original oder im Originalentwurf zur Hand gehabt und genau wiedergegeben hat, während z. B. Madame d'Epinay aus dem Gedächtnis und sehr ungenau citiert. Für ganz unglaubwürdig hat man Rousseaus Darstellung seiner amtlichen Thätigkeit in Venedig gehalten. Eine Veröffentlichung Theodore de Saussure' gibt aber auch diesem Abschnitt der »Confessions« die ihnen bis dahin entzogene Glaubwürdigkeit zurück.[11]) Man mufs sich freilich auch hüten, aus jeder erregten Briefstelle Wahnsinn und Selbstmordgedanken herauszulesen. In einem Briefe Rousseaus vom 28. März 1770 an eine Engländerin, den Chantelauze gefunden und den Le Livre 1885 mitgeteilt hat, betont jener unter Berufung auf seine »Confessions«, dafs er, durch Bande der Dankbarkeit an das Leben gefesselt, den Tod, den er oft herbeigewünscht, nie selbst habe suchen wollen. Ein grofser Fehler vieler Schriften über Rousseaus Geisteszustand ist es nun, dafs sie ohne weiteres aus dem Selbstmord, den sie für bewiesen ansehen, auf den Wahnsinn schliefsen und umgekehrt. Eine Studie von A. Bougeault[12]), die in solcher Weise uns überzeugen will, dafs Rousseau selbst Hand an sich gelegt habe, ermangelt auch der notwendigen Kenntnis über die Lebensumstände des Mannes, den sie so leichthin behandelt. In dem nämlichen Jahre, in welchem Bougeaults Buch erschienen ist, war in der »ikonographischen Rousseau-Ausstellung« zu Paris die Totenmaske des angeblichen Selbstmörders zu sehen, und da stellte es sich denn heraus, dafs das Loch, welches der Bildhauer Houdon an Rousseaus Kopf bemerkt haben sollte, als er jene Maske anfertigte, nichts war als eine leichte Verletzung der Haut, welche der Sterbende, als er vom Bette fiel, sich zugezogen hatte.[13]) Eine fleifsige Programmarbeit von Dr. J. Hildebrend[14]) kommt zu dem Schlusse, dafs Rousseau an »primärer Verrücktheit mit Verfolgungswahn« gelitten habe; über die Todesart spricht sie sich nicht aus. Diese Arbeit ist der Beachtung wert, weil sie auf tüchtigen psychiatrischen Schriften beruht. Zu ähnlichem Ergebnisse gelangt Dr. Moebius[15]) und neuerdings Dr. Chatelain[16]), der indessen nicht blofs an Illusion des berühmten Kranken, sondern auch an Hallucination glaubt, wofür kein Beweis vorliegt. Dafs aus diesem Gemützustande ein Entschlufs zum Selbstmord hervorgegangen sei, hält der Verf. nicht einmal für sehr wahrscheinlich. Leider ist Chatelain, der einst Chef de la Maison de santé de Préfargier war, mit den Lebensverhältnissen Rousseaus nicht genau genug bekannt. So hält er es für ausgemacht, dafs sich bei den Vorfahren des letzteren Alkoholismus oder schwere Nervenkrankheiten müfsten feststellen lassen. Nun wissen wir aber über Rousseaus Vorfahren gerade so viel, dafs dieser Verdacht aus-

11) J.-J. Rousseau à Venise 1743—1744. Notes et documents recueillis par Victor Ceresole, Consul de la Confédération Suisse à Vénise, publiés par Th. de S. Genève, Cherbuliez. Paris, Fischbacher, 1885. 12) Étude sur l'état mental de J.-J. Rousseau et sa mort à Ermenonville. Paris, E. Plon & Cie., 1883. 13) S. darüber Jansen, Die Bildnisse J.-J. Rousseaus, im Novemberheft der Preufs. Jahrbücher von 1883 14) J.-J. Rousseau vom Standpunkte der Psychiatrie. Jahresber. d. Gymn. Cleve 1884. 15) •J.-J. Rousseaus Krankheitsgeschichte. Leipzig, 1889. 16) La Folie de J.-J. Rousseau. Neuchâtel, Attinger frères, 1890.

geschlossen ist. — Über Rousseaus Schriften und Meinungen sind tüchtige Arbeiten in den letzten Jahren erschienen. So handelt über seine Religionsphilosophie eine Dissertation von CH. BORGNAUD.[17]) Der Verf. hebt hervor, wie Rousseau nicht bloß für die Freiheit der vernünftigen Erkenntnis, sondern auch für das Recht des unmittelbaren intuitiven Erkennens eintritt. Er teilt auch wichtige Varianten zum Glaubensbekenntnis und zum »Contrat social« mit. Dabei wird auch die Frage gestreift, wie Kant sich eigentlich zu Rousseau verhalte. Recht anziehend ist diese behandelt in einem Aufsatze von K. H. VON STEIN, den Hermann Grimm nach dem Tode des jugendlichen Verf. mitgeteilt hat.[18]) Darnach hätte Kant von Rousseau gelernt, wie man den Menschen studieren müsse, nämlich — nach den Worten eines Kantischen Vorlesungsprogramms von 1765 — »die Natur des Menschen, welche immer bleibt, und deren eigentümliche Stellung in der Schöpfung, damit man wisse, welche Vollkommenheit ihm im Stande der rohen, und welche ihm im Stande der weisen Einfalt angemessen sei.« Über Rousseaus geschichtsphilosophische Ansichten und deren Einfluß auf die deutsche Philosophie und Wissenschaft haben wir jetzt ein gründliches Werk von R. FESTER.[19]) Der Ekel über die Zeit hat Rousseau zu der Frage geführt, wie der Mensch von Ursprung an beschaffen gewesen sei. So ist er zur Verherrlichung der Vorkulturzeit gelangt, und der pädagogische Ausgangspunkt seiner Forschung hat ihm eine objektive Geschichtsbetrachtung nicht möglich gemacht. Schließlich gibt er uns eine staatsrechtliche Theorie, welche mit seinen Grundanschauungen sogar im Widerspruch steht. An diese Charakterisierung von Rousseaus geschichtsphilosophischen Anschauungen schließt der Verf. nun in eingehender, quellenmäßiger Darlegung den Reflex derselben in der deutschen Gelehrtenwelt von Lessing und Herder bis zu Schopenhauer und Herbart, wobei die verschiedenen Auffassungen von Natur und Kultur, radikalem Bösen und Perfektibilität, individueller Entwickelung und Verhältnis des Individuums zur Gattung, wie sie nach einander in der deutschen Philosophie hervortreten, zu klarer Darstellung kommen. Das sehr anziehend geschriebene Buch muß schon deshalb empfohlen werden, weil es zu jenen undankbaren Werken gehört, die nur von Wenigen ausgebeutet werden und nicht leicht einen Leserkreis gewinnen. Die Quellen des »Contrat social« erörtert A. JANSEN in einem Aufsatze der Preußischen Jahrbücher (1882).[20]) Darin werden merkwürdige Behauptungen J. Vays zurückgewiesen, im übrigen aber dem Verf. des Gesellschaftsvertrags eine Originalität zugesprochen, die er gerade auf diesem Gebiete nicht besessen hat. Wichtig ist die von Jansen gegebene Aufklärung über die Verhaftung des Rousseau befreundeten Bankiers Lenieps. Im Jahre 1886 hat auch G. KOCH »die Verfassung von Genf und Rousseaus Contrat social« behandelt.[21]) — Die pädagogische Literatur über Rousseau pflegt selten lange zu stocken. Hier haben wir nur darauf hinzuweisen, daß A. PINLOCHE, Professor in Lille, das Verhältnis des deutschen Philanthropinismus zu Rousseau

---

17) J.-J. Rousseaus Religionsphilosophie. Philos. Diss. Jena. Genève, H. Georg. Leipzig, G. Fock, 1883. 18) Rousseau und Kant. D. Rundschau 1888 Bd. 56 S. 206 f. 19) Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus. Stuttgart, Göschensche Verlagshandlung, 1890. 20 Zur Literatur über Rousseaus Politik. 49 Bd. S. 392. 21) *Im 55. Band (N. Folge 19) der Historischen Zeitschrift von Sybel.

neuerdings erörtert[22]) und dafs Professor SCHANZENBACH in Stuttgart in einem schön geschriebenen Programm[23]) über die Beziehungen des Württembergischen Prinzen Eugen Ludwig zum Verf. des »Emile« wertvolle Untersuchungen angestellt hat: der schwärmerische Prinz hat Rousseaus Grundsätze bei seinen Kindern angewendet und ist, wie uns nun Schanzenbach berichtet, durch das spätere Leben von seinem pädagogischen Überschwang geheilt worden. Zum Schlusse darf Ref. noch erwähnen, dafs das wachsende Interesse für Rousseau ihm die Möglichkeit geboten hat, seine kommentierte Übersetzung des »Emil« in zweiter Auflage erscheinen zu lassen.[24])

E. von Sallwürk.

Französische Literatur von 1800—1889. — Ehe die bislang noch zurückgehaltenen Memoiren und Tagebücher der hervorragenderen Männer unseres Jahrhunderts ans Licht treten, ehe der umfangreiche Briefwechsel aller Schriftsteller von Bedeutung in ähnlicher Ausgabe vorliegt, wie z. B. derjenige Flauberts, ist an eine einigermafsen abschliefsende »Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts« nicht zu denken. Vor allem thut eine gewissenhafte Veröffentlichung der Briefe von und an Victor Hugo für die Aufklärung mancher Fragen not, über welche die konventionelle Literaturgeschichte mit dilettantenhafter Oberflächlichkeit hinwegzugehen pflegt. In zweiter Reihe wäre es zu wünschen, dafs die noch ungedruckten Memoiren von Sainte-Beuve — bis jetzt in der Sammlung des Vicomte Spoelberch de Lovenjoul — und die von Ratisbonne verwahrten umfangreichen Tagebücher Vignys, von denen das 1867 veröffentlichte Journal d'un poète nur willkürlich ausgesuchte Fragmente gibt, zugänglich gemacht würden. Demnach mufs die einschlägige Literaturforschung noch einstweilen sich darauf beschränken, möglichst viele Bausteine zusammenzubringen und zu verarbeiten, damit der Unterbau ein möglichst solider sei. — Was in dieser Beziehung das Jahr 1890, teilweise auch das unmittelbar vorausgehende beigesteuert haben, darf im allgemeinen als erfreulich bezeichnet werden, namentlich für das Zeitalter der Romantik. Die geistigen Strömungen innerhalb der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, die vor mehreren Jahren Georg Brandes voreilig zu charakterisieren unternommen hatte, hat mit rühmenswerter Sachkenntnis und Objektivität G. PELLISSIER gezeichnet.[1]) Aus seiner etwas farblosen und abstrakten, aber streng logischen Darstellung heben sich klar umrissen die Höhenzüge der literarischen Entwickelung von Chénier bis auf die Jetztzeit ab. Er geht naturgemäfs vom sog. Klassizismus und hierauf von den Schriftstellern des Philosophenzeitalters aus, die auf die Neugestaltung der Kunstform einen mafsgebenden Einflufs ausgeübt haben. Rousseau und Diderot werden in den Vordergrund gestellt, ohne dafs aber Voltaire die gleiche Bedeutung zugesprochen würde. Für das Drama wenigstens hat Pellissier

22) La Réforme de l'éducation en Allemagne au 18ième siècle. Basedow et le Philanthropinisme. Paris, A. Colin, 1889. 23) Ein Rousseaujünger im Hause Württemberg. Festprogramm des Eberhard Luwigs-Gymnasiums in Stuttgart 1889. 24) Langensalza. Beyer & Söhne, 2 Bde. 1882 und 1883.

1) Le Mouvement littéraire au 19e siècle par Georges Pellissier. Paris, Hachette & Co., 1889. Sehr eingehende Kritik von F. Brunetière, Revue des deux Mondes, 15. Okt. 1889, S. 867 ff.

den letztgenannten Autor entschieden unterschätzt. Aus den Ergebnissen der wohldurchdachten und fein abwägenden Untersuchung Pellissiers ist in erster Reihe hervorzuheben, dafs André Chénier aus der vorgeschobenen Führerstellung einigermafsen zurückgedrängt wird. Für die zeitgenössischen Perioden, namentlich für die realistische Umwälzung weist P. der »Kameliendame« des jüngeren Dumas und Flauberts »Madame Bovary« eine epochemachende Geltung zu, während als Ausgangspunkt für die moderne Betrachtungsweise der Literaturerscheinungen Taines kritische Methode Anerkennung findet. Indessen hat P. mit Unrecht verabsäumt, beim Übergang des Romantizismus zum Realismus die in der Malerei allmählich vollzogene Schwenkung in Betracht zu ziehen, welche für die dichterische Auffassungsart sicherlich von gleichem Belang war, wie zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre zuvor beim Aufleuchten des romantischen Frührots. Die Ausführungen P.'s über die technischen Neuerungen der Hugoschen Schule (Chap. III. Rénovation de la langue et de la métrique) entbehren der erforderlichen Anschaulichkeit, welche gerade einen Hauptvorzug der Schlufsabschnitte des durchaus wertvollen und gediegenen Buches bildet. — Während Pellissier die hin- und herflutenden Strömungen innerhalb der Literatur des 19. Jahrhunderts allgemein darstellt, will Jeanroy-Félix [2]) in einer Reihe von Bänden die Literaturerscheinungen der einzelnen Zeitabschnitte möglichst vollständig dem »grofsen Publikum« vorführen. Die rein äufserliche Anlehnung der Literatur an die politischen Regierungsformen ist aber entschieden verfehlt, weil sie einheitlich abgeschlossene Bilder der einzelnen Persönlichkeiten nicht aufkommen läfst. Der hier zu betrachtende Band über die Literatur von 1852—89 beweist aufserdem, dafs dieses System auch die Anordnung des Stoffes unvorteilhaft beeinflufst: Jeanroy-Félix beginnt mit der politischen und kirchlichen Beredsamkeit, springt dann auf Lyrik, dann auf Geschichtschreibung über, fährt mit dem Drama fort, hierauf mit dem Roman und schliefst mit Kritik und Journalistik. Das Streben des Verfassers nach Mannigfaltigkeit, fast nach Vollständigkeit hat das Buch mit einer Unzahl überflüssiger Namen belastet, insbesondere mit solchen von Schriftstellern katholischer Richtung: die kirchliche Beredsamkeit z. B. ist mit einundzwanzig Monseigneurs oder Patres vertreten. Nach Objektivität frägt J.-F. nichts, die Lebendigkeit der Darstellung und der auf den Leser hervorgebrachte Eindruck stehen ihm höher. Daher die politischen Anspielungen und die kräftigen Ausfälle gegen Republik und Indifferentismus. Am besten werden die Worte, mit denen die J.-F.'sche Darstellung anhebt, unser Urteil beweisen: »A partir du 2 décembre, la police mit dans sa poche la clef des clubs, et les énergumènes, avec ou sans patente, socialistes ou communistes, roués et niais, ambitieux et moutons de Panurge, reçurent l'injonction de se taire; du reste, la plupart des déclamateurs à grande barbe et à chapeau tyrolien étaient ou sous les verroux ou en exil. On n'entendra plus de tirades

---

2) Jeanroy-Félix, Nouvelle histoire de la littérature française sous le second Empire et la 3e République (1852—1889), nouvelle édition. Paris, Bloud et Barral. — Derselbe Verf. gab bisher folgende Handbücher heraus: 1. Nouvelle hist. de la litt. frç. pendant la Révolution et le premier Empire (1789—1815); 2. Nouv. hist. de la litt. frç. pendant la Restauration (1815 bis 1830); 3. Nouv. hist. de la litt. frç. sous la monarchie de Juillet (1830—1848). Daran schliefst sich das zuerst genannte Buch an.

incendiaires, de malédictions contre les liberticides, de fulgurantes prosopopées contre le nouveau Cromwell etc. etc.« Der gleiche kaustische Stil herrscht in den rein literarhistorischen Partien vor und macht selbst die schiefsten Urteile des Verfassers anziehend. Über Zola äufsert er sich, wie folgt: »Une grande buée de purin flotte sur son œuvre .... Quel prodigieux, quel superbe gâcheur! Il est incontestable qu'il se trompe souvent au cours de son travail et qu'alors il met sur sa truelle autre chose que du gobetis et du hourdis: toujours est-il que la construction est solide.« (S. 427.) Das Buch hat, wie aus den vorgebrachten Einwänden ersichtlich, nur sehr bedingten Wert, aber wegen der Eigenartigkeit der Auffassung und wegen der in feuilletonistischer Form verarbeiteten Stoffmenge darf der Literathistoriker an demselben nicht vorübergehen. — Das einzige Buch, welches aufser dem soeben erwähnten einen gröfseren Literaturabschnitt zum Vorwurf hat, ist M. Alberts Studiensammlung über die Schriftsteller der Kaiserzeit und der Restauration.[3]) Ref. vermag diesem Werke keinen erheblichen Wert beizumessen. Es bringt nur Altes und Breitgetretenes und entbehrt jeglicher Würze. — Auf die zahlreich vorhandenen »Erinnerungen« beliebter Tagesschriftsteller, sowie auf die gesammelten Feuilletons und Theaterkritiken, die fast allwöchentlich der Pariser Büchermarkt bringt[4]), kann hier nicht eingegangen werden, obwohl aus der Spreu des Wortgedresches mitunter vollwichtige Körner zu holen wären. — An *Monographien* über einzelne Schriftsteller oder Schriftstellergruppen war das Jahr 1890 ziemlich fruchtbar. Gelegentlich wird auf das unmittelbar vorhergehende Jahr zurückzugreifen sein. — Von Madame de Staël, welche E. Faguet vor drei Jahren in einem bemerkenswerten Aufsatze der Revue des deux Mondes[5]) zum Thema wählte, liegt in Hachettes Sammlung »Les Grands écrivains français« eine abgerundete, vortrefflich ausgeführte Lebensskizze vor.[6]) Der Verfasser derselben, Albert Sorel, bringt namentlich bei Erörterung von »De l'Allemagne« und der »Considérations« (Kapitel VII und VIII) neue Gesichtspunkte auf und verfolgt sehr geschickt den Einflufs der Staëlschen Schriften auf die von Guizot bis Lanfrey reichende Generation von Historikern. — Sorels markige Knappheit fehlt dem weitschichtigen, alle Einzelheiten des Lebensganges der Staël genau verzeichnenden Werke von Lady Blennerhassett.[7]) Auf die

---

3) La Littérature française sous la Révolution, l'Empire et la Restauration (1789—1830) par Maurice Albert. Paris, Lecène, Oudin & Cie. (Maurice Albert scheint laut Anm. zu S. 19 seines Buches der Sohn von Paul Albert zu sein.) — Wissenschaftlich ganz wertlos ist die Kompilation von E. Lugrin, Résumé de l'hist. de la litt. frç. au 19e siècle. Basel, Schwabe, 1890. 4) z. B. A. de Pontmartin, Episodes littéraires; E. Montégut, Dramatiques et romanciers (Hachette); Maxime Gaucher, Causeries littéraires (Colin); Anatole France, La vie littéraire, 2e série (C. Lévy); Ph. Gille, La bataille littéraire (Havard); H. Lucas, Portraits et souvenirs littér. (Plon); P. Deschanel, Figures littéraires (Librairie nouvelle); Paul de Ginisty, L'année littéraire (Charpentier) etc. etc. Dazu gehören auch Arsène Houssayes Confessions, souvenirs d'un demi-siècle, deren 6. Band 1891 erschien, Th. de Banville, L'âme de Paris, nouveaux souvenirs u. a. m. 5) Jetzt in dem Buche: Politiques et moralistes du 19e siècle, 1ère série. Paris, Lecène et Oudin. Der Aufsatz erschien in der »Revue des deux Mondes« vom 15. Sept. 1887. 6) Madame de Staël, par Albert Sorel, de l'Institut. Paris, Hachette & Cie, 1890. 7) Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur, von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Berlin, Gebr. Paetel. I. Bd. 1887, II. Bd. 1888,

Ereignisse und Verhältnisse, aus denen die einzelnen Schriftwerke hervorwachsen und unter denen sie aufgezeichnet wurden, ist die Verfasserin mit breiter Ausführlichkeit eingegangen, so dafs häufig das Wesentliche nicht mehr hervortritt. Allein der wissenschaftliche Wert dieser Monographie beruht in dem weitumfassenden Quellenmaterial. Darunter sind in erster Linie die ungedruckten Briefe der Staël zu nennen (aus Upsala und in Privatbesitz), ferner Briefe von Benjamin Constant, von A. W. v. Schlegel (Dresdener Bibliothek) und von manchen beachtenswerten Zeitgenossen der Staël. — Die italienischen Beziehungen der Frau von Staël hat DEJOB[8]) kritisch beleuchtet. Unter Benutzung eines reichen Schatzes italienischer Hilfsmittel hat er die im Essay »De la littérature considérée dans ses rapports etc.« und im Roman »Corinne« ausgesprochenen Ansichten über Italien und die Italiener erörtert, sowie auf den Einflufs der Staëlschen Schriften für das Erwachen des Romantizismus in Italien hingewiesen. — Den »Neukatholizismus« bei Chateaubriand legt P. JANET in einer scharfsinnigen Weise blofs[9]), die den Geistesinhalt des »Génie du Christianisme« nebst den zeitgenössischen Äufserungen darüber genau analysiert. Für die Wirkung der Chateaubriandschen Auffassung des Christentums in unserem Jahrhundert zeugt nach Janet am besten die zwischen Condorcets und Comtes Ansichten bestehende Kluft. — Über die Persönlichkeit der *Frau* Chateaubriands hat MICHEL PALÉOLOGUE[10]) auf Grund ihres Briefwechsels mit Joubert und ihrer eigenhändigen Aufzeichnungen neues Licht verbreitet und zugleich den Nachweis erbracht, dafs sie an den »Mémoires d'outre-tombe« *nicht* mitgearbeitet hat und überhaupt dem literarischen Leben ihres Gatten völlig fern stand. — Über die Politiker und »Moralisten« enthält der Jahrgang 1890 der Revue d. d. M. inhaltreiche Studien von EMILE FAGUET[11]), welche de Bonald und Royer-Collard unserem Interesse näher rücken, nachdem derselbe Kritiker den Grafen Joseph de Maistre ebenfalls der Ehre einer besonderen Monographie würdig gehalten hatte. Dieser letztere hat auch in A. DE MARGERIE[12]) einen mehr wohlwollenden als gründlichen Biographen gefunden. — Im gleichen Jahrgang der Revue d. d. M. hat PAUL JANET[13]) im Anschlufs an einen

---

III. Bd. 1889. Französisch übersetzt von Auguste Dietrich. Paris, Westhausser, 1890. (Vgl. Brunetière, R. d. d. M. vom 1. Juni 1890.) Ausführliche Referate darüber von O. Knauer in Körtings Zs. f. frz. Spr. Bd. X, 100 ff., XI, 218 ff., XIII, 65 ff., die besonders den stellenweise nachlässigen, mit Gallizismen durchsetzten Stil bemängeln. Das Werk hat Ähnlichkeit mit A. Stevens, Madame de Staël, a Study of her life and time etc., London, John Murray, 1881. 2 Bde. Die Beziehungen Mme. de Staëls zur Schweiz sind behandelt bei °Phil. Godet, Hist. littér. de la Suisse française. Paris, Fischbacher, 1892. 8) C. Dejob, Mme. de Staël et l'Italie, avec une bibliogr. de l'influence française en Italie de 1796 à 1814. Paris, Colin. 9) Paul Janet, La philosophie catholique en France, Chateaubriand et le »Génie du Christianisme«. Revue d. d. M., 15. März 1890, S. 391—423. 10) M. Paléologue, Madame de Chateaubriand, Revue d. d. M., 15. Februar 1889, S. 606 ff. — Von °F. de Bona, Chateaubriand, sa vie et ses écrits. Paris, Lefort, erschien 1890 die 2. Aufl. 11) E Faguet liefs seine neuesten Arbeiten aus der R. d. d. M. erscheinen als: Politiques et moralistes du 19e siècle. 1ère série. Joseph de Maistre, de Bonald, Mme. de Staël, Benj. Constant, Royer-Collard, Guizot. Paris, Lecène et Oudin. 12) A. de Margerie, Le comte Joseph de Maistre, sa vie, ses écrits, ses doctrines. Avec des documents inédits. Paris, Tardieu. 13) Paul Janet, La philosophie de Lamennais, zuerst in R. d. d. M., 1. und 15. März 1889.

neu erschienenen Band des Briefwechsels Lamennais'[14]) die schrittweise vor sich gehende Entwickelung des gläubigen Abbé zum freiheitsbegeisterten Pamphletisten und sozialistischen Vorläufer verfolgt. Einer eingehenden Besprechung wird dabei ein vielfach unterschätztes Werk Lamennais' unterzogen, die unvollendete »Esquisse d'une philosophie« (4 Bde.). — Über die Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts liegt nichts vor, als die Veröffentlichung der Lebenserinnerungen Barantes, die sein Enkel Claude de B. in Angriff genommen hat.[15]) Der erste Band reicht bis zum Jahre 1811. Aufser schätzenswerten historischen Einzelheiten enthält derselbe anziehende und treffende Charakteristiken von Madame de Staël, Jos. Chénier, Auger u. a. Da die ausgearbeiteten Barante'schen »Souvenirs« nur bis 1813 reichen, werden die folgenden Bände die hinterlassenen Notizen in Claude de Barantes Überarbeitung enthalten.

Ehe wir uns den *Romantikern und Realisten* zuwenden, sei einer dickleibigen Doktordissertation von L. Molines über den schweizer Literaturforscher Vinet gedacht.[16]) Dieser gilt dem Verfasser in erster Linie als Hauptvertreter des »individualisme chrétien«, weshalb auch die gründliche, Ramberts vorwiegend biographische Arbeit[17]) glücklich ergänzende Abhandlung etwas einseitig Vinets Gedankenfülle und moralische Tendenz hervorhebt, ohne zugleich auf seinen Mangel an Übersichtlichkeit und Rundung hinzuweisen, Neu ist die genaue Abgrenzung des Einflusses Sainte-Beuves auf Vinet. — Was irgendwie über Sainte-Beuve zu sagen, was aus seinem Nachlafs herauszugeben war, hat sein Sekretär Jules Troubat sich nicht entgehen lassen. Die unter dem Titel »Souvenirs« gegebene Nachlese[18]) enthält nichts von besonderem Belang. Es wäre eher zu wünschen gewesen, dafs Herr Tr. mit der Familie Victor Pavies sich in Verbindung gesetzt hätte, um den reichhaltigen, noch ungedruckten Briefwechsel seines Meisters mit jenem wenig bekannten Romantiker herauszugeben. — Welche wichtige Aufklärungen von den erst durch Biré's weiter unten zu besprechendes Werk ans Licht gezogenen Papieren V. Pavies zu erwarten sind, davon gibt der in Buchform vorliegende Briefwechsel seines Freundes David d'Angers, des berühmten Bildhauers, überzeugende Proben.[19]) Mehrere Briefe werfen auf Victor

14) Auf die beiden ersten Bände von Lamennais' »Briefwechsel«, die Emile Forgues herausgegeben hatte (1886), liefs Eugène Forgues 1888 den dritten folgen, wodurch die von Dubois de la Villebarel hsg. »Confidences de L.« (Paris, 1866) eine willkommene Ergänzung erfuhren. — Eine neue Ausgabe der »Paroles d'un croyant« erschien mit Vorrede von Jean Larrocque in der Librairie des Bibliophiles. 15) Souvenirs du baron de Barante, de l'Acad. frç., publiés par son petit-fils Claude de B. Paris, Calman Lévy. (Zuerst in der R. d. d. M.) 16) Étude sur Alexandre Vinet. Crit. littéraire. Thèse pour le doctorat-ès-lettres, présentée à la Faculté des Lettres de Montpellier par Louis Molines, pasteur de l'église réformée. Paris, Fischbacher, 1890. 17) Eugène Rambert, Alex. Vinet, Histoire de sa vie et de ses ouvrages. Lausanne, G. Bridel. — Wie hoch die französischen Protestanten ihren Vinet halten, zeigt auch die neueste Veröffentlichung von E. de Pressensé, A. Vinet d'après sa correspondance inédite avec H. Lutteroth. Paris, Fischbacher, 1891. 18) Jules Troubat, Souvenirs du dernier secrétaire de Sainte-Beuve. Paris 1889. Eine mit wertvollen Anmerkungen versehene Kritik von Troubats Veröffentlichungen gibt E. Ritter, La Correspondance de Sainte-Beuve (Zs. f. frz. Spr. XI, 188 ff.). 19) David d'Angers et ses relations littéraires. Correspondance du Maître avec V. Hugo, Lamartine, Chateaubriand, de Vigny, Lamennais, Balzac etc. etc., publiée par Henry Jouin. Paris, Plon, Nourrit & Cie.

Hugos Charakter und auf seine Privatverhältnisse völlig neues Licht. Leider scheint der Herausgeber Jouin eine willkürliche Auswahl getroffen und manche Briefe unterdrückt zu haben, um dem Andenken Victor Hugos nicht zu schaden. Der Wortlaut einzelner Briefe weicht von dem Biré'schen hie und da ab, so daſs zweifelhaft bleibt, ob Jouins Veröffentlichung den vollen Wert besitzt, auf den sie Anspruch machen könnte. — Während für Lamartine das Jahr 1890, welches die hundertste Wiederkehr seines Geburtstags brachte, nichts als Lobreden, Zeitungsaufsätze und zwei hübsch geschriebene, aber inhaltlich ganz unwesentliche Monographien zeitigte[20]), ist für Victor Hugo die Ernte um so reicher gewesen. Abgesehen von dem unvermeidlichen Bande aus Hugos literarischem Nachlaſs, verdankt man dem Jahre 1890 das erste wirklich tiefgründige Werk über den Standartenträger des Romantizismus. Daſs es aus der Feder des befangenen Parteipolitikers Edmond Biré stammt[21]), muſs gegen die Resultate der Untersuchung miſstrauisch machen, zumal der Verfasser bezeichnenderweise sein neues Werk mit dem Jahre 1852 abschlieſst und den Victor Hugo der Verbannung gar nicht mehr in seinen Betrachtungskreis zieht. Hugo erscheint ihm zunächst als ehrgeiziger, rücksichtslos eitler Mensch, der um jeden Preis eine Rolle spielen will: zuerst in der Literatur und dann in der Politik, nachdem seine literarische Stellung erkämpft ist. Dieser vorgefaſsten Meinung und dem krampfhaften Streben, die von vornherein feststehenden Thesen zu beweisen, ist es zuzuschreiben, daſs die Abschnitte über Hugos politische Schwankungen und Schwenkungen gänzlich miſsglückt sind. Schon in »Victor Hugo avant 1830« hatte Biré den Nachweis anzutreten gesucht, daſs erst nach dem Falle der Bourbonen Hugos bonapartistische Neigungen ans Licht traten, weil diese zum Liberalismus gehörten und dieser infolge der Julirevolution ans Ruder kam. Dagegen spricht aber das Datum der Ode III, 7: »*A la Colonne*«, nämlich 1827, drei Jahre vor dem Siege des Liberalismus, ferner »*Lui*« und »*Bounaberdi*« (Orient. 1839 und 1840). Dies hält Biré nicht ab, die bonapartistische Bekehrung von 1830 als feststehende Thatsache und die politischen Wandlungen Hugos von 1830 bis 1852 als logische Folge aus jener gewinnsüchtigen Meinungsänderung zu betrachten. Wenn nämlich Hugo später Republikaner ward, so geschah dies nach Biré nur aus Ärger über einen entgangenen Ministerposten. Es fehlte noch, daſs zugesetzt würde, er sei von 1852 bis 1870 ebenfalls aus Berechnung in der Verbannung geblieben. Wenn wir einerseits gegen ein derartiges Verfahren Einspruch erheben müssen, so darf anderseits nicht unerwähnt bleiben, daſs Birés Werk zur Aufklärung mancher Perioden und Ereignisse aus Hugos Leben, sowie zur richtigen Datierung und Deutung mancher Gedichte in unerwartetem Grade beigetragen und über ziemlich dunkle Punkte ganz neues Licht verbreitet hat. In der Hugoforschung wird also Biré trotz seiner Parteilichkeit eine hervorragende Stelle einnehmen. Sein gröſstes Verdienst besteht unstreitig darin, daſs er der

---

20) S. Cambray, Lamartine. Paris, libr. des bibliophiles, und Ch. de Pomairols, Lamartine, étude de morale et d'esthétique. Paris, Hachette.
21) Edmond Biré, Victor Hugo après 1830, zuerst im 52. Jahrgange des »Correspondant«, 25. Juni bis 10. Dez. 1890 erschienen, dann vollständig in zwei Bänden bei Didier in Paris. Es bildet die Fortsetzung des früheren Werkes »Victor Hugo avant 1830«, wovon die zweite Auflage 1883 erschien. Vgl. auſserdem Biré, Victor Hugo et la Restauration, Paris 1869, gleichfalls ein Tendenzwerk.

landesüblichen Lobhudelei Hugos den letzten Stofs versetzt und an der Hand eines erdrückenden Materials an schwer zugänglichen Urkunden, Briefen, Druckwerken aus den zwanziger und dreifsiger Jahren den unwiderleglichen Nachweis gebracht hat, dafs »Victor Hugo, raconté par un témoin de sa vie« vielfach unzuverlässig und geradezu absichtlich irreführend ist. Diese bisher allen Darstellungen von Hugos Leben zu Grunde gelegten Memoiren des Dichters dürfen von jetzt ab nur mit gröfster Vorsicht benutzt werden. Die handgreifliche Unaufrichtigkeit Hugos, eine Konsequenz seiner ängstlichen Sorge, ob er auch vor der Nachwelt makel- und tadellos dastehen werde, deckt Biré durch Nebeneinanderstellen der einzelnen Aufsätze aus »Histoire et philosophie mêlées« mit der angeblich unangetasteten Fassung des »Conservateur littéraire« auf. Ungeachtet seiner feierlichen Beteuerung, dafs jene Jugendarbeiten völlig unverändert zum Abdruck gebracht würden, hat sie der Dichter einer planmäfsigen und zielbewufsten Überarbeitung unterworfen, vielleicht weil er darauf rechnete, man würde entweder seinem Werke unbedingt glauben, oder die vergriffenen Jahrgänge des ephemeren »Conservateur« nicht mehr auftreiben. Mit offenkundiger Schadenfreude legt Biré seine Finger in diese wunden Stellen. Noch weniger Glauben verdient Hugo, wenn er in den Vorreden zu den historischen Dramen auf seine weitumfassenden Quellenstudien sich viel zugute thut. Wie primitiv diese gewesen sein müssen, hat früher Morel-Fatio am Beispiele des »Ruy Blas« gezeigt, und hätte sich Biré genauer in den wortreichen Préfaces umgesehen, so wäre ihm die jugendliche Ruhmredigkeit in derjenigen zu »Cromwell« nicht entgangen. Dort mutet Hugo seinen Lesern zu glauben zu, er habe vor Abfassung dieses umfangreichen Dramas achtzig bis hundert Bücher studieren müssen. Mit dieser schon zu Anfang der Laufbahn vorhandenen Sucht, mit falscher Gelehrsamkeit zu prunken, ist eine andere, gleichfalls bereits in früheren Jahren zu konstatierende, eng verwandt, nämlich eine möglichst hohe Zahl fingierter Neuauflagen seiner Bücher durch allerhand Mittel zu erreichen. Was hinter den phantastischen Auflagezahlen in Wirklichkeit steckt, vermochte Biré mit Hilfe der biographischen Hilfsmittel ziemlich genau anzugeben. Seine Findigkeit gerät indessen auf Abwege, wenn er in den Hugoschen Dramen allenthalben *Plagiate* wittert und mehr oder minder zufällige Übereinstimmungen mit früheren oder gleichzeitigen Dichterwerken sorgfältigst registriert. Keine einzige dieser Nebeneinanderstellungen erscheint dem Referenten hinlänglich überzeugend. Auf seiner Jagd nach berechtigten oder unberechtigten Anlehnungen ist Biré leider an einer sehr wichtigen, für Hugos Arbeitsmethode nicht unwesentlichen Thatsache vorübergegangen, dafs schon lange vor Zola auch Hugo sog. »documents humains« sammelte. Ehe er »Les derniers jours d'un condamné« in Angriff nahm, sah er sich den Schub der Galeerensträflinge an (Brief vom 27. Oktober 1828 an David d'Angers), und der Anblick machte derartigen Eindruck auf sein Gemüt, dafs er das betreffende Kapitel, wie in so manchen anderen Fällen, für den Roman »Les Misérables« noch einmal verwertete. Einen schweren sittlichen Makel wenigstens vermochte Biré erfolgreich Victor Hugo anzuhängen, denjenigen der ehelichen Untreue. Und diesen teilt der Dichter mit vielen Menschenkindern. Diese Entdeckung Birés — die übrigens mehrere Jahre vor ihm Rambert gemacht hatte — ist für eine ganze Reihe von Liedern aus den »Chants du Crépuscule« u. a. von weittragender Bedeutung. Gedichte wie »Puisque j'ai mis ma lèvre«

oder »Puisque mai tout en fleurs« sind nicht an Frau Hugo gerichtet, sondern an die Schauspielerin Juliette Gauvain, die sogenannte Madame Drouet seines Greisenalters. Ihretwegen unternahm auch Hugo die sonst nicht zu erklärende Reise nach der Bretagne und der Normandie im Hochsommer 1836 (Biré, Band I, 188 ff.). Bedauerlich für das genauere Verfolgen dieser sehr wichtigen Angelegenheit ist nur, dafs Birés Hauptbeweisstück, ein Brief David d'Angers' vom 8. Juli 1833, in der Jouinschen Sammlung fehlt (cf. Anmerkung 19), fast ebenso bedauerlich, dafs der Wortlaut der Briefe vom 18. Februar 1834, vom 3. Februar und vor allem vom 8. Februar 1837 bei Biré nicht ganz mit demjenigen Jouins übereinstimmt. Biré ersetzt z. B. »*notre ami*« durch »*il*«, vielleicht nicht ohne Absicht, da er eine allgemeine Entrüstung der Freunde Hugos über das Liebesverhältnis annimmt. Dafs zur Zeit seiner Schwärmerei für jene »schöne Dalila« Victor Hugo für alle Näherstehenden völlig unsichtbar blieb, schliefst Biré etwas voreilig aus einem Briefe Sainte-Beuves (d. d. 15. Juli 1833), wogegen verschwiegen bleibt, dafs das Freundschaftsverhältnis zu David d'Angers damals keinerlei Trübung erfuhr, und Victor Hugo am 3. August 1833 den befreundeten Bildhauer auf einen am 17. Juli, also zwei Tage nach Absendung des erwähnten Schreibens Sainte-Beuves, in der »Europe littéraire« erschienenen Aufsatz aus seiner (Hugos) Feder verweist. Das Verhältnis zu Juliette Gauvain dürfte nicht das einzige sein, welches dem Dichter während seiner sonst glücklichen Ehe nachgewiesen werden kann. Kurz nach seiner Ernennung zum Pair (1845) schwebte das Damoklesschwert eines Skandalprozesses oder der Rache eines beleidigten Ehemannes über seinem Haupte (Biré II, 85 ff.). Demnach ist Victor Hugo nicht der makellose Charakter, für welchen er bei seinen Verehrern gilt, sondern ein Mensch mit menschlichen Schwächen. Dies ans Licht gerückt, eine Fülle neuer Fragen in Flufs gebracht zu haben, ist ein unleugbares Verdienst Birés. Aus seinem Werke schöpft der unparteiische Forscher reiche Belehrung und vor allem Anregung und Material zu eigenen Arbeiten. — Noch übler als bei Biré kommt Victor Hugo in dem von 1890 datierten siebenten Bande der Bibliographie von A. Laporte[22]) weg. Dieser gelehrte Büchersammler ist nämlich der Ansicht, die Bibliographie dürfe sich nicht auf trockene Aufzählung von Büchertiteln beschränken, sondern sie müsse auch Urteile über den betr. Schriftsteller aussprechen und überallher zusammentragen. Mit welcher Tendenz er letzteres gethan hat, zeigen folgende Äufserungen. »Cette famille (Hugo) éminemment opportuniste, a toujours été fidèle à la politique d'actualité et a servi avec un dévouement immuable ses intérêts personnels: le serment de la veille ne fit jamais bégayer celui du lendemain.« (S. 179). »Il (Hugo) a sacrifié aux intérêts du lendemain les serments et les devoirs de la veille.« (S. 185). Biré verschweigt wenigstens Hugos Exil, Laporte ist weniger Diplomat und nennt dasselbe schlechtweg *la réclame lucrative d'un exil volontaire.* Sehen wir über alle gehässigen oder kuriosen Beurteilungen hinweg, die Laporte, teils auf Biré fufsend, teils in selbständiger Arbeit aus entlegenen Schriften gegen Hugo zusammentrug — wir stofsen auf Namen wie Chaudes-

22) Antoine Laporte, Bibliographie contemporaine. Histoire littéraire du dix-neuvième siècle, manuel critique et raisonné de livres rares, curieux et singuliers, d'éditions romantiques, d'ouvrages tirés à petit nombre depuis 1800 jusqu'à nos jours. Paris, Em. Bouillon. Tome VII. S. 183—302.

Aigues, Paulin de Limayrac, Paul Mantz etc. etc. —, so liegt der Wert seines Buches einzig und allein in der zuverlässigen Aufzählung der vorhandenen ersten Ausgaben der Hugoschen Werke. Leider geht der vorliegende Band nur bis zum Buchstaben G. Besonders interessant und literarisch wichtig ist die ausführliche Beschreibung der fast unauffindbar gewordenen drei Bände von Hugos Zeitschrift »Le Conservateur littéraire« S. 306—314, aus welcher Biré scharfe Waffen gegen Hugos literarische Aufrichtigkeit entnahm. — Methode, Sprache und Metrik Hugos sind in letzter Zeit mehrfach Gegenstand der Erörterung gewesen. In einer anziehenden Abhandlung über Hugos *Manifestes littéraires* hat E. Weber[23]) die poetische Theorie zusammengefaſst und kritisch erörtert. Die darauffolgende Charakteristik des Wortvorrats Hugos ist durch die sogleich zu erwähnenden Arbeiten von Hennequin und Mabilleau bereits überholt, während die metrischen Beobachtungen, insbesondere wo es sich um vergleichende Ausblicke auf Musset handelt, ungeteilten Beifall verdienen. — Die einzig richtigen Voraussetzungen, von denen eine Untersuchung des Hugoschen Wort- und Bildervorrats auszugehen hat, sind scharfe psychologisch-physiologische Beobachtungen. E. Hennequin[24]) fuſst in seiner streng wissenschaftlichen Charakteristik des Stils Hugos auf der unumstöſslichen Thatsache, daſs ein Kunstwerk immer nur die subjektive Äuſserung einer bestimmten physischen und psychischen Persönlichkeit darstellt und daher Rückschlüsse auf die eigenartige Empfindungsweise des Künstlers zuläſst. Drei Hauptmerkmale der Schreibweise Hugos stellt er auf: a) le procédé cumulatif, b) les métaphores matérielles et tangibles, c) l'antithèse. Der Dichter denkt in Bildern und Vergleichen, wie schon ein Kritiker des »Hernani« vor 60 Jahren behauptete (Le Correspondant, 12. März 1830), und zwar in ungewöhnlichen, fast ausnahmslos vom Gesichtssinn erzeugten Bildern mit grellem Licht und Schatten. Diese antithetische Auffassungsart überträgt sich vom Ausdruck auf die Charakterschilderung und folgerichtig auch auf den ganzen Plan des betreffenden Dichtwerks, wie die Bewegung der kleinsten Räder einer kunstvollen Maschine auf das ganze Triebwerk sich übertragen würde. Die Ursache dieser Eigenheit findet H. im anormalen Gesichtssinn Hugos. Er sieht alles wie durch ein Vergröſserungsglas und darum verschwommen, weshalb seine Phantasie ins Ungemessene und Nebelhafte zu schweifen geneigt ist. — Ausschlieſslicher als Hennequin hat Mabilleau[25]) die psychologischen Vorbedingungan unter die kritische Lupe genommen, unter denen bei Hugo die poetischen Eindrücke entstehen. Da seine vorhandenen Dichtwerke mehr wie bei irgend einem andern Dichter von üppigen Wortranken überwuchert sind, so ist das Spontane darin vom Künstlichen schwer zu scheiden. Indessen findet auch M. rasch heraus, daſs der Gesichtssinn als schaffende Kraft vorherrscht. Zwei Thatsachen bilden für M.'s Untersuchung den konkreten Ausgangspunkt: erstens Victor Hugo hatte trotz mehrfacher Erkrankungen vortreffliche, scharf auffassende Augen; zweitens, es findet sich unter allen Zeichnungen, die H. in seinem langen Leben angefertigt hat, keine einzige farbige. Alles

---

23) E. Weber, Les Manifestes littéraires de V. Hugo, Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens des kgl. franz. Gymnasiums in Berlin, 1890. S. 169 ff. 24) Emile Hennequin, Quelques écrivains français. Paris, Perrin. S. 105—155. 25) L. Mabilleau, Le sens de la vue chez Victor Hugo, R. d. d. M. 15. Okt. 1890, S. 834 ff.

in Tuschmanier oder Kohlezeichnung in summarischer Ausführung. Daraus ergibt sich zunächst die bedeutsame Thatsache, daſs V. Hugo nicht die Farben an sich sieht, sondern nur die verschiedenen Stufen der Intensität des Lichtes: »tous les êtres, pareillement incolores, semblent plongés dans une lumière qui se reflète inégalement sur eux et leur prête ainsi, par le dehors, un semblant d'individualité« (S. 841). Die verschiedenen Wandlungen in Hugos Auffassung der Auſsenwelt weiſs Mabilleau mit überzeugender Schärfe festzustellen. Von den »Souvenirs d'enfance« (1823) an bedient sich der Dichter der vermittelst des Gesichtssinnes gewonnenen und im Gehirne haftenden positiven Eindrücke. Die »Orientales« z. B. verdanken den Anstoſs zu ihrem Dasein dem Anblick der untergehenden Sonne an einem schönen Sommertag, wie Hugo selbst in der Vorrede hinwirft. Sie sind thatsächlich in Sonnenlicht gebadet. Die Dichtungen des folgenden Jahrzehnts (1828—40) zeichnen sich durch Reichtum an Wörtern für die verschiedenen Abstufungen von weiſs und schwarz, also Licht und Schatten, aus, während rot, blau und gelb nur als Erscheinungen des Himmels auftreten, von welchem des Dichters Auge vollständig erfüllt ist. In den vier letzten Jahrzehnten seines Lebens vereinfachen sich die Lichtempfindungen immer mehr und mehr, um der subjektiven, metaphorischen Auffassung Platz zu machen. Das weite Meer und der Himmel darüber waren ja zwanzig Jahre lang Hugos stete Gesellschafter. Auſser den verschiedenen Schattierungen des flammenden Feuers — avalanches d'or, cuivres du soir, forge de l'abîme, verrou de fer rouge — herrschen Weiſs und Schwarz mit erdrückender Ausschlieſslichkeit vor, namentlich das letztere, welchem eine ganz besondere Intensität für Hugos Auge innewohnt. Daher die sich häufenden Antithesen, die endlosen Gegenüberstellungen von Licht und Schatten in den Werken seines Greisenalters. Beide Arbeiten, die von Hennequin und die von Mabilleau, werden einer richtigen wissenschaftlichen Beurteilung Hugos als Dichter den Weg bahnen und zu Spezialuntersuchungen seiner einzelnen Dichtwerke Anstoſs geben. Daſs von Mabilleau vorläufig eine kleinere Monographie über den Vater der französischen Romantiker in Aussicht gestellt wird — sie soll in Hachettes Grands Écrivains erscheinen —, gibt der Hoffnung Raum, daſs Frankreich demnächst eine Hugobiographie besitzen wird, die nicht bloſs ästhetisch bewundernd oder systematisch verkleinernd zu Werke geht, sondern dem ungewöhnlichen Manne einigermaſsen gerecht wird. In dieser Beziehung ist der Engländer Marzials[26]) den Landsleuten Hugos vorangegangen.

Im Vergleiche mit dem, was über Hugo im Jahre 1890 erschien, sind die übrigen Romantiker sehr spärlich bedacht. Mit Musset beschäftigt sich eine Jenaer Dissertation von Fr. Nienkirchen.[27]) Der wohlbelesene Verfasser untersucht die zeitgenössischen Anspielungen in dem formvollendeten Gedicht »La Paresse« und stellt sie mit den beim Satiriker Regnier aufzufindenden zusammen. Eine Kürzung thäte der verdienstlichen Arbeit sehr wohl. — Zu einer neuen Ausgabe der Bühnenstücke Mussets hat Jules Lemaitre eine gewandt

---

26) Frank T. Marzials, Life of Victor Hugo (in der Sammlung Great Writers, edited by Prof. Eric S. Robertson), London, 1888. 27) F. Nienkirchen, A. de Mussets Gedicht »Sur la paresse« als zeitgenössische Satire, mit ihren Beziehungen zu Mathurin Regnier, Jenaer Diss.

geschriebene und keineswegs seichte Einleitung geliefert.[28]) — Théophile Gautier, welcher als Stilist Hugo ebenbürtig erklärt wird (Laporte), hat in seinem Freunde Maxime du Camp einen ziemlich oberflächlichen Biographen gefunden[29]), dessen persönliche Erinnerungen allein imstande sind, wenigen Stellen einzelner Kapitel tiefergehendes Interesse zu verleihen. Die beiden Abschnitte »Le Conteur« (Chap. IV) und »Le Poète« (Chap. V), in denen ein Verehrer Gautiers Glänzendes hätte leisten können, sind aufserordentlich schwach. Das Werkchen sticht gegen die anderen Bände der Hachetteschen »Grands Écrivains français«, besonders gegen den oben erwähnten von Sorel, in unerfreulicher Weise ab. — Die Monographie Andrieus über den fast unbekannten Romantiker Maurice liegt dem Referenten nicht vor.[30]) Es wäre überhaupt wünschenswert, dafs die Einzelforschung den kleineren Dichtern der dreifsiger und vierziger Jahre sich mehr als bisher zuwendete.

Über das französische Drama in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist seit dem bescheidenen Opus des Referenten nur weniges veröffentlicht worden[31]), wenn man von den Bühnenbesprechungen absieht, die in der Revue d. d. M. und anderen gediegenen Zeitschriften zu lesen sind und später als Buch einem gröfseren Leserkreis vorgelegt werden. Die Besprechungen aus der Feder Jules Lemaitres[32]) z. B. bergen unter schillernder Hülle einen seltenen Reichtum an Wissen und an gelungenen eigenen Urteilen. Sie erweitern sich mitunter zu kleinen Monographien über das oder jenes Drama von Bedeutung. — Eine gedrungene und zutreffende Charakterskizze der Bühnendichter Frankreichs im 19. Jahrhundert findet sich auf S. 333 ff. des neuesten Buches von Petit de Julleville[33]), aber leider in der wenig glücklichen Einteilung: Dramatiker unter der Revolution und dem Kaiserreich, Dramatiker von 1815 bis 1848 und zeitgenössische Dramatiker. Weder 1815 noch 1848 haben für die Literatur eine Bedeutung gehabt. Das théâtre contemporain beginnt P. de J. richtig mit Ponsard, so unbedeutend dieser sonst ist. Der Übergang zu Augier ist leicht gefunden, und unter dem Einflufs des Dichters der »Comédie humaine« läfst der Verfasser das moderne Sittendrama immer siegreicher vordringen. Dafs Pailleron, der Verfasser von »Le monde où l'on s'ennuie«, summarisch abgethan und unter die Schar der Alltagsdramatiker verbannt worden ist, kann Referent nicht billigen. — Das kleine Schriftchen, welches dieser feinsinnige Dramatiker dem Andenken seines älteren Freundes Augier gewidmet hat[34]), kann auf literarische Bedeutung keinen Anspruch machen, während die einschlägige Monographie Parrigots[35]) unbeschadet ihrer prägnanten Kürze den dauernden sittlichen Wert der Dramen Augiers dem Leser zu festem Bewufstsein

28) A. de Musset, Théâtre, avec une introduction par Jules Lemaître. Paris, librairie des bibliophiles. Bd. I. 29) Maxime du Camp, Théophile Gautier (»Les Grands écrivains français«). Paris, Hachette. 30) °J. Andrieu, Les oubliés. Le Poète romantique Justin Maurice. Paris, Lechevalier. Unter den 70 Mitarbeitern der in seinem Besitz befindlichen »Annales romantiques« hat Ref. diesen Dichter nicht gefunden. 31) J. Sarrazin, Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Stuttgart, Frommann, 1888. 32) Jules Lemaître, Impressions de théâtre. Paris. Lecène et Oudin. 4 Bände. Vgl. Franco-Gallia, Aprilnummer 1890. 33) L. Petit de Julleville, Histoire de la littérature dramatique depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris, A. Colin. 34) Ed. Pailleron, Emile Augier. Paris, Calman Lévy. 35) Parrigot, Emile Augier. Paris, Lecène et Oudin. (Les classiques populaires.)

bringt. Allerdings dürfte die Bezeichnung Augiers als *classique populaire* trotz aller Verdienste des trefflichen Dichters um die Neugestaltung des modernen Dramas kaum auf allgemeine Annahme zu rechnen haben. — Die Schwächen und Mängel, sowie die unleugbaren Vorzüge der zahlreichen Bühnenwerke Sardous hat R. Doumic in wohlthuender Kürze zusammengefafst.[36]) Sardou ist jetzt völlig zum literarischen Industrieritter herabgesunken, der sich jeden Anspruches auf einen Platz in der Geschichte des neueren Dramas der Franzosen begibt, nachdem er ein ansehnliches Vermögen zusammengescharrt hat. Vielgestaltigkeit, Geschmeidigkeit und Fingerfertigkeit sind Sardous Haupteigenschaften, aber einen lebenswahren Charakter folgerichtig zu schildern, geht über seine Kräfte und über sein Wollen. Darum mufs man Doumic zustimmen, der Sardous Hauptstärke im Vaudeville und in patriotischen Stücken, wie »La Haine« und »Patrie« gesucht hat. — Dafs überhaupt Sardou noch zu den ersten Dramatikern unserer Tage gerechnet wird, erklärt sich aus der Unzulänglichkeit des Nachwuchses. Mit wohlgezielter und überlegener Ironie kennzeichnet Brunetière die allerneuesten Strömungen und Bestrebungen innerhalb des französischen Dramas.[37]) Die Bühnenstücke von Jullien, Alexis, Ancey, Hennique und anderen Neuerern naturalistischer Observanz sind freilich nicht dazu angethan, einem objektiven Kunstrichter grofse Hoffnungen für die gedeihliche Fortentwickelung der dramatischen Formel einzuflöfsen. Diese wird bis auf weiteres im alten Gleise der Augier, Dumas, Pailleron, Labiche sich bewegen.

Über die Entwickelung des *Realismus* im französischen Roman handelt F. Klincksieck in einem flüchtigen Werkchen[38]), welches Balzac und Flaubert richtig würdigt, aber den verschiedenen Phasen in Zolas schriftstellerischer Laufbahn die erforderliche Aufmerksamkeit nicht zuwendet. — Anknüpfend an das Erscheinen von »L'Œuvre«, den Tartarinaden und dem Tagebuch Daudets »Trente ans de Paris« hat E. Burger eine Reihe feuilletonistischer Skizzen veröffentlicht, welche in Buchform gesammelt, ein wohlabgerundetes Bild vom literarischen Werte neuerer Erzeugnisse der Wortführer des jetzigen Romans geben.[39]) — Weit mehr in die Tiefe gehen die knappen Essays Hennequins über Flaubert, Goncourt, Zola und Huysmans (vgl. Anm. 24). Erst nach H.'s Tod unter der Bezeichnung »Etudes de critique scientifique« von befreundeter Hand herausgegeben, halten sich diese Aufsätze von planlosem Ästhetisieren fern. Hervorhebung verdient die haarscharfe Etude analytique über Satzbau, Wortschatz und Technik G. Flauberts, sowie über die mit diesen Mitteln erzielte Wirkung und Wahrheitstreue seiner Romane. Die Methode Hennequins — *»scientifique«* ist im Taineschen Sinne gleichbedeutend mit naturwissenschaftlich — besteht darin, dafs die Sprache als Ausgangspunkt der Analyse gebraucht wird, um den »mécanisme cérébral« blofszulegen. Bei Goncourt dagegen legt H. die bekannten *»prédispositions originelles«* des noch überlebenden Dichters seiner Betrachtung zu Grunde. Diese feinen Studien H.'s haben keinen unbestrittenen Wert. — Für einen Physiopsychologen vom Schlage Hennequins hätte der liebenswürdige, feinempfindende Land-

---

36) René Doumic, Le théâtre de M. Victorien Sardou, im »Correspondant« vom 10. Okt. 1890, S. 30 ff. 37) Revue d. d. M., 1. April 1890, S. 691 ff. 38) Fr. Klincksieck, Zur Entwickelungsgeschichte des Realismus im französischen Roman des 19. Jhrh. Marburg, Elwert. 39) Emil Burger, E. Zola, Alph. Daudet und andere Naturalisten Frankreichs. Dresden, Minden.

schaftsmaler Theuriet einen dankbaren Vorwurf abgegeben. Statt dessen ist in der handlichen Monographie von E. Besson ihm eine ziemlich nichtssagende Behandlung zuteil geworden, an welcher nur Leser Gefallen finden werden, die der von Hennequin vorausgesetzten straffen Gedankenarbeit nicht gewachsen sind.[40]) — Etwas besser daran ist Fr. Coppée. M. de Lescure hat reichliche Fragmente aus des Dichters Memoiren in seinem ausführlichen Werke[41]) eingeflochten. Er beschränkt sich nicht auf seicht dilettantenhafte Bewunderungsphrasen, obschon die absonderlich gewählten Kapitelüberschriften »Prime Jeunesse«, »Vita nuova«, »L'hégire«, »Les Vaches maigres«, »La double Veine« etc. zu dieser Annahme verleiten könnten; sondern er ist ehrlich bestrebt gewesen, in möglichst elegantem, leichtfliefsendem Plauderstil ein allseitig abgeschlossenes Bild vom Wirken Coppées zu zeichnen. Seine dichterische Bedeutung kann noch nicht endgültig feststehen; sie wird indessen, wie L. meint, in den knappen, kurzatmigen Kleinbildern aus dem Pariser Leben zu suchen sein, nicht in der Lyrik oder im Drama. — Die literarische Kritik nimmt seit Sainte-Beuve in der französischen Literatur einen viel breiteren Raum ein, als in irgend einer andern. Die jetzige Kritikergeneration, welche verdiente Männer wie Schérer, Sarcey u. a. in würdiger Weise ablöst, hat bereits ihren Geschichtsschreiber gefunden. Mit anerkennenswerter Geschicklichkeit hat Georges Renard[42]) die schriftstellerische Physiognomie von Lemaître, Brunetière, France, Ganderax, Bourget zu skizzieren versucht und die Schwächen dieser Wortführer der Kritik glücklich herausgefunden, ohne jemals ungerecht zu werden. Richtig hat er z. B. den unverdaulichen Pedantenstil Brunetières gekennzeichnet, der in jüngster Zeit sich bis zur orakelhaften Dunkelheit versteigt. E. Faguet hätte durch seine literarischen Abhandlungen über hervorragende Autoren der letzten drei Jahrhunderte Anspruch darauf gehabt, den fünf von Renard behandelten »Kritikerfürsten« beigezählt zu werden.

Freiburg i. Br. Joseph Sarrazin.

Zeitgenössische französische Literatur. Seit dem in den letzten Jahren in Frankreich über den Naturalismus entbrannten Kampf ist die Bearbeitung der zeitgenössischen Literatur verhältnismäfsig mit zahlreicheren Erscheinungen hervorgetreten, als die der früheren Epochen. Die literarische Bewegung der jüngsten Zeit, namentlich die Fortentwickelung der Romandichtung und den Lebensgang der dahin gehörenden Schriftsteller behandeln: G. Pellissier, Le Mouvement littéraire au XIXe siècle. Hachette, 1889. — Barbey d'Aurevilly, XIXe siècle, Les œuvres et les hommes; Les poètes, 1889. — Alphonse Daudet, Trente ans de Paris à travers ma vie et mes livres, Marpon u. Flammarion, 1888; das Buch spricht sich zugleich über manche zeitgenössische Schriftsteller aus. Aufserdem von demselben: Souvenirs d'un homme de lettres. Marpon und Flammarion, 1889. — J. Lemaître, Les Contemporains, études

40) Emm. Besson, André Theuriet, Sa vie et ses œuvres. Paris, Lemerre. 2. Aufl. 41) M. de Lescure, François Coppée. L'homme, la vie et l'œuvre (1842—1889), avec des fragments de mémoires. Paris, Lemerre. 42) Georges Renard, Les Princes de la jeune critique. Paris, librairie de la Nouvelle Revue.

et portraits littéraires, 4e Série. Lecène u. Houdin, 1889. — EDMOND u. JULES DE GONCOURT, Préfaces et manifestes littéraires, Charpentier, 1888, sprechen sich über ihre Auffassung des Naturalismus aus, der nicht einzig und allein das Niedrige und Gemeine behandeln soll; sie wollen dem Theater, das nach ihrer Ansicht in Verfall geraten ist, den gewöhnlichen Realismus fern halten; ferner Journal des Goncourt, Mémoires de la vie littéraire. Deuxième série, I. volume 1870—71, Bibliothèque Charpentier 1890, enthält wenig Neues. — M. DE LESCURE, François Coppée, L'homme, la Vie et l'Oeuvre (1842—1889), Avec des fragments de mémoires par François Coppée. Lemerre, 1889. — A. FRANCE, La Vie littéraire. Deuxième série, Calmann Lévy, 1890. — DAVID SAUVAGEOT, Le Réalisme et le Naturalisme dans la littérature et les arts. Calmann Lévy, 1889. — PHILIPPE GILLE, La Bataille littéraire. Havard, 1890. T. 2. 1879—1882; T. 3. 1883—1886; der zweite Band behandelt besonders die Romanschriftsteller von Flaubert bis Huysmans, der dritte Loti, Bourget und andere neuere. — E. HENNEQUIN, Étude de critique scientifique. Quelques écrivains français (Flaubert, Zola, V. Hugo, Goncourt, Huysmans etc.). Perrin, 1890. — E. MONTÉGUT, Dramaturges et romanciers. Hachette, 1890. — Les Évolutions de la critique française par ERNEST TISSOT. Didier-Perrin, 1890: Einteilung der Kritiker in littéraires, moralistes und analytiques. — EMMANUEL BESSON, André Theuriet, sa vie et ses œuvres, étude biographique. Lemerre, 1890. — Einer der entschiedensten Lobredner Zolas im Auslande ist wohl der Holländer Dr. JAN TEN BRINCK; seine Litterarische Shetsen en Kritieken, Émile Zola, bei Sijthoff in Leyden 1884 erschienen, sind in deutscher Übersetzung von G. Rahstede (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn, 1887) herausgekommen; seitdem hat der holländische Kritiker, ebenfalls in Leyden 1887, eine neue Folge seiner Skizzen und Kritiken in 3 Bänden herausgegeben, welche nicht ausschliefslich die Werke der Naturalisten, Flaubert mit einbegriffen, sondern auch die lyrischen Poesien Maurice Rollinats, Sardous Daniel Rochat, Borniers Les Noces d'Attila, Déroulèdes La Moabite und Alexandre Dumas' La Princesse de Bagdad auf das eingehendste besprechen; aufserdem befinden sich von ihm überwiegend den Naturalismus behandelnde Aufsätze in De Amsterdammer Weekblad voor Nederland in verschiedenen Jahrgängen dieser Zeitung.

In der Romandichtung selbst sind die früheren Strömungen zwar bestehen geblieben, aber der Bestand der Schriftsteller, welche ihnen folgen, hat sich wesentlich geändert. Seit dem Erscheinen des verschiedene äufserst widerliche Einzelheiten enthaltenden Romans *La Terre* haben sich die zu den Soirées de Médan vereinigten Anhänger Zolas, nämlich Guy de Maupassant und sein Biograph Paul Alexis, wie auch Huysmans und Léon Hennique von ihm getrennt; dafür haben Andere sich neuerdings dem Naturalismus angeschlossen. Das auf La Terre folgende Werk des naturalistischen Schriftstellers *Le Rêve* ist von manchen als eine Umkehr zu reinlicherer Darstellung, von Einzelnen, wie von dem sonst weder naturalistischen noch romantischen H. Rosny in seinem Roman Le Termite — in welchem Zola unter dem Namen Rolla eingeführt und jener Roman unter dem Titel Le Songe erwähnt wird — als ein Verfall, als ein »effondrement de l'être« angesehen worden. Das letzte vor Schlufs des Jahres 1890 erschienene Buch der Romanenreihe Les Rougon-Macquart, *La bête humaine*, wird weniger die ersteren, als die letzteren befriedigt haben;

er weicht von den früheren Romanen des Cyklus übrigens darin ab, dafs es nicht sowohl Laster, als vielmehr brutale Verbrechen vorführt, und die krankhafte Neigung der Hauptperson, Jacques Lantiers, eines Sohnes der Gervaise im Assommoir, entblöfste Frauenzimmer ohne weiteres sofort zu erstechen, mag wohl naturalistisch genannt werden, ist aber denn doch das Gegenteil des Natürlichen; auch in diesem Werke finden sich Schilderungen von grofsartiger Wirkung, so die Erzählung einer Schneeverwehung und des in böswilliger Absicht herbeigeführten Verunglückens eines Eisenbahnzuges. — Die naturalistische Richtung mancher Bücher verrät sich lediglich durch den Titel, in anderen Fällen kennzeichnet sie schon eine ganz kurze Skizzierung der Vorkommnisse, und bei mehreren Werken eines Verfassers genügt die Inhaltsangabe eines einzelnen Buches, um seine Stellung anzudeuten. So erzählt René Maizeroy (Baron Toussaint) in dem unter dem Gesamttitel Les Parisiennes bei Havard 1890 erschienenen La Peau, wie eine Schauspielerin aus eigenem Antriebe ihrem Sohne eine Geliebte empfiehlt, wofür er ihr noch dazu schlechten Dank erweist; aufserdem hat derselbe Verfasser P'tit Mi in Les Parisiennes 1889, Les Passionées, Librairie Mondaine 1889, La Belle, Ollendorff 1889, veröffentlicht. — Ferner hat man in ähnlicher Richtung von C. Lemonnier Le Possédé, Charpentier 1890, und von Jean Richepin Le Cadet, Charpentier 1890. — Von Hugues Le Roux sind erschienen Les Larrons, Charpentier 1890, und Le Chemin du crime, Havard 1890; von L. Stapleaux Scandales mondains, Librairie Mondaine 1889, und les Vicieuses, Dentu 1890. — Eine weitere Ausdehnung hat der Naturalismus zwar durch die Gründungen des Théâtre Libre des Herrn Antoine und des ihm ähnlichen Théâtre d'Application gewonnen, welche den jungen Dichtern, die ihre Dramen oder Possen anderwärts nicht anbringen können, Gelegenheit verschaffen, auf der Bühne zu erscheinen; aber trotz der anerkannten Bedeutsamkeit Zolas ist die Richtung in der Abnahme begriffen, und die langbewährten Zeitschriften, wie Revue de deux Mondes und Illustration, sogar das Journal amusant verhalten sich, wie auch die älteren Schriftsteller mehr denn je gegen dieselbe ablehnend, wenngleich Alex. Dumas fils bei der letzten Wahl in die Académie française Zola seine Stimme gegeben hat. — Als Anhänger des Naturalismus, und namentlich Zolas, tritt Jean Lombard in L'Agonie, Savine 1888, auf, den Sittenverfall Roms unter Heliogabal in krassen Zügen schildernd, sowie in Byzance, Savine 1890, welches eine mifsglückte Verschwörung gegen den Isaurier Konstantin V. behandelt, und in welchem die sich mehrfach mit denselben Worten wiederholenden Beschreibungen der Stadt und der Leute mit so grellen Farben aufgetragen sind, dafs man dem Verfasser die sonst für eine Malerschule gewählte Benennung Impressionist beilegen kann. Auffallend ist in dem letzteren Buch die überaus grofse Zahl der eingemengten, aus dem Griechischen direkt entlehnten Ausdrücke. — Es ist das deutlichste Kennzeichen der realistischen Behandlung der Romane, wenn in ihnen die verschiedenen Beschäftigungen der Personen in den Vordergrund gestellt werden; sie würden als naturalistisch nur dann gelten können, wenn sie die mit den Beschäftigungen verbundenen oder zufällig hinzugetretenen Laster betonten. Zu diesen letzteren gehört allerdings Jean Reibrachs La Gamelle, Charpentier 1890, Offizierorgien schildernd, und Nos Sous-offs von L. Descaves, Fischbacher 1890, auf welches von G. Darien und E. Dubus bei Savine

eine Entgegnung Les vrais sous-offs erfolgt ist. — Rein realistisch sind dagegen eine ganze Anzahl von Romanen, welche das Leben und Treiben auf dem Meere beschreiben. Die Führung hat hier Pierre Loti (der ehemalige Schiffslieutenant Julien Viand) mit dem bei Calmann Lévy 1890 in 77. Auflage herausgekommenen, sehr ergreifenden Pêcheur d'Islande übernommen, in welchem er die Schicksale zweier befreundeter Seeleute ausführt, von denen der eine als Staatsmatrose in Tonkin tödlich verwundet wird, der andere bald nach seiner glücklichen Verheiratung mit seinem Boot bei Island untergeht. Le Roman d'un enfant desselben Schriftstellers, Calmann Lévy 1890, enthält Jugenderinnerungen. Loti ist im Mai 1891 in die Académie française aufgenommen worden. — Ihm gefolgt sind Matapo mit Quarts de nuits, Librairie des Bibliophiles 1890, Gustave Toudouze mit Péri en mer, Havard 1890, und besonders Pierre Maël mit Sauveteur, Dentu 1890, in welchem er nebenbei die Verdienste des kürzlich verstorbenen Admirals Courbet um Rettung Schiffbrüchiger feiert, mit Flot et jusant, Dentu 1890, mit Gaietés de bord, Kolb 1890, mit L'Ondine de Rhuis, Dentu 1890, und mit Mer bleue, Firmin-Didot 1890, in welchem er den Leser an die Küste der Riviera führt. — Das Treiben der Arbeiter führt H. Mainguené in Les Drames de la vie ouvrière, Marpon und Flammarion 1890, vor; die Lebensweise eines Eremiten in den Sevennen Ferdinand Fabre in Barnabé, Lemerre 1890, und eines Bauermädchens derselben Gegend in Xavière, Boussod u. Valadon 1890, wenn auch auf realistischem Boden, doch mit idealer Auffassung; korsikanische Geschichten gibt Phil. Tonelli in La Vierge des Maskis und in Seppa, J. Ducher 1890. — Überwiegend wählen die Realisten das Leben in der Gesellschaft zum Vorwurf ihrer Romane; das thun denn auch gröfstenteils die früheren Anhänger Zolas. Der hervorragendste unter ihnen, Guy de Maupassant, hat schon seit 1888 die alten Bahnen so ziemlich verlassen und fast durchweg neue Wege eingeschlagen. In der Vorrede zu Pierre et Jean verlangt er, wie die Goncourt in ihren Préfaces, dafs der Roman, der zeitgenössische Personen und Zustände behandeln soll, sich nicht hauptsächlich mit dem Gemeinen befassen dürfe, und dafs die Sprache desselben sich der niedrigen und nur im Volksmunde üblichen Ausdrücke, des »dictionnaire chinois« enthalten müsse; das Buch selbst enthält den Streit zweier Brüder, von denen der jüngere, infolge eines Ehebruchs zur Welt gekommen, von seinem eigentlichen Vater eine grofse Erbschaft erhält und dadurch den Neid des andern erregt, welcher sogar durch seine Vorwürfe die Mutter zur Verzweiflung bringt, bis er das Haus mit der Stelle eines Schiffsarztes vertauscht. In Notre Cœur, Ollendorff 1890, schildert der Verfasser, wie ein junger Mann, durch die geringe Sinnlichkeit einer feinen anmutigen Dame wenig befriedigt, ihr eine junge Gasthofsaufwärterin zur Nebenbuhlerin gibt; in Fort comme la mort, Ollendorff 1890, wie ein älterer, aber noch jugendlich empfindender Maler, der lange eine verheiratete Dame geliebt hat, in der ihm plötzlich zu Gesicht kommenden herangewachsenen Tochter derselben ihr Ebenbild aus früherer Zeit sieht und aus Verzweiflung, die Liebe derselben zu gewinnen, in den Tod geht. Diese beiden Romane haben, nach dem Urteil französischer Kritiker, neben Bourgets Un cœur de femme und Delpits Toutes les deux über die zahlreiche Mitbewerbung der Romanschreiber des letzten Jahres den Preis davongetragen. Mit diesen Romanen hat Guy de Maupassant eine Mittelstellung zwischen den Realisten und den Analytikern, welche die

Darlegung der Gemütsstimmung ihrer Personen zur Hauptsache machen, eingenommen. Ähnliche Stoffe behandelt Albert Delpit. Viel gelesen ist der unter der Überschrift Leidenschaft auch in deutschen Zeitungen veröffentlichte Roman Passionnément, Ollendorff 1889, jetzt im März 1891 unter demselben Titel im Odéon aufs Theater gebracht, in dessen Schlufs eine englische Witwe von dem Manne, der sie aus Leidenschaft geheiratet hat, aus seinem Hause hinausgewiesen wird, als sich herausstellt, dafs sie die Geliebte zweier anderer ihm bekannter Herren gewesen ist. In Thérésine, Ollendorff 1888, lernt man die Sängerin eines Café chantant kennen, die nicht nur einen reichen Amerikaner, sondern auch einen trefflichen Offizier heiratet, der sich jedoch, als er ihre Vergangenheit erfährt, von ihr trennt. Disparu, Ollendorff 1888, gibt die Geschichte eines Marine-Offiziers, der, lange Zeit als Gefangener in China verschollen, bei der Rückkehr seine Frau wieder verheiratet findet, sich zuletzt jedoch noch mit ihr vereinigen kann. Comme dans la vie, Ollendorff 1890, zeigt einen Herrn, der, obgleich Mörder, weil dadurch reich geworden, bei seinem Tode als Ehrenmann gefeiert wird. In Toutes les deux, Ollendorff 1890, sucht eine von ihrem Manne getrennt lebende Frau aus Eifersucht ihre Schwester und sich selbst durch Kohlendunst umzubringen, findet auch selbst den Tod, während die andere bessere leben bleibt und sich mit dem von beiden geliebten Manne verheiraten kann. — Aufser dem die Schrecken des plötzlich erwachenden Gewissens ausmalenden Conscience, Charpentier 1888, und Justice, 1890, hat Hector Malot 1890 an Romanen erscheinen lassen Mondaine und Mère; in dem ersteren verläfst der sich heimlich als Emailleur beschäftigende Graf Kernoël seine geldstolze und dem Luxus ergebene Frau, um mit einem Mädchen zusammenzuleben, welches, als Knabe verkleidet, in gänzlicher Hilflosigkeit bei Nacht in seinem Atelier eine Zuflucht gesucht hatte; in dem andern nimmt eine Mutter Partei für ihren nichtsnutzigen Sohn gegen ihren Mann, den sie, weil er gegen den eines Verrats schuldigen Sohn einen Revolver gerichtet hatte, als irrsinnig einsperren läfst und, als er freigekommen ist, aufgibt, um mit dem Sohn nach Amerika auszuwandern. — Von dem am 19. Dezember 1890 gestorbenen Adolphe Belot hat man 1889 Cinq cents francs pour un homme und Bon ami und 1890 Chère adorée, alle bei Dentu, erhalten; in dem letzteren nimmt eine infolge eines Schiffbruchs lange abwesende Frau, um sich ihren Kindern zu nähern, im Hause ihres in zweiter Ehe verheirateten Mannes die Stelle einer Erzieherin an. — Ulbach hat Mère et maîtresse und Bobinette bei Calmann Lévy 1889 erscheinen lassen. — Von Georges Ohnet rühren aus 1889 Le Docteur Rameau und Dernier amour her; in dem letzteren (1891 aufs Theater gebracht) gibt eine Gräfin sich selbst den Tod, um dem Glück ihres Mannes, der sich in eine aus Amerika zurückgekehrte Verwandte verliebt hat, nicht im Wege zu stehen. 1890 ist gleichfalls bei Ollendorff L'Ame de Pierre herausgekommen: der Maler Pierre Laurier will sich, in Verzweiflung über die Treulosigkeit seiner Geliebten, ins Meer stürzen; da er von einem russischen Arzt die nicht einmal ernst gemeinte Behauptung angehört hat, ein Sterbender habe seine gesunde Seele einer Kranken vermacht und sie auf diese Weise herstellen können, verschreibt er auf einen Zettel am zurückgelassenen Hut seine Seele seinem brustkranken Freunde Jacques de Vignes; er bleibt jedoch leben, weil er einen mit den Wellen kämpfenden Seemann an sein Boot heranschafft, auf dem er, selbst halbtot, mit fort-

geführt wird; Jacques erfährt, infolge der Hoffnung, auf die ihm auch bekannt gewordene Weise zu gesunden, eine Besserung seiner Kräfte, stirbt aber, als der Maler zurückkehrt, um seine in ihn verliebte Schwester zu heiraten. — Léon de Tinseau hat 1890 bei Calmann Lévy Strass et diamants erscheinen lassen, mit welchen Ausdrücken einerseits eine leichtfertige Schauspielerin und andrerseits ein in sie verliebter Marquis und die von ihm zuletzt geheiratete anständige junge Dame bezeichnet werden; in dem auch 1890 bei demselben Verleger herausgekommenen Sur le seuil heiratet eine junge Dame, die eigentlich ins Kloster treten will, einen jungen Mann, der mit ihr zusammen ihren kranken Bruder zu seiner Herstellung nach Ägypten begleitet hat. — Charles Mérouvel führt in Chaste et flétrie, Dentu 1890, in echt demokratischem Sinne ein verführtes Mädchen aus dem Bürgerstande und die Angehörigen desselben in bestem Lichte, im schlimmsten den Verführer und seine Adelsgenossen vor; in La Vierge de la Madelaine, Dentu 1890, zeigt er, dafs eine aus Not dem Laster verfallene junge Dame ihre Vergangenheit nicht wieder gut machen kann; sie verhindert zwar den Edelmann, der sie trotz ihres anfänglichen Widerstrebens geheiratet hat, sich aus Verzweiflung über ihr ihm zuletzt bekannt gewordenes Vorleben zu töten, trennt sich aber nach seiner Wiederherstellung von der Verwundung, die er sich schon beigebracht hat, heimlich von ihm, um in ein Kloster zu gehen. — François Coppée erzählt in Henriette, Lemerre 1889, wie eine junge Arbeiterin das Andenken an ihren verstorbenen Geliebten, von dem seine Mutter sie getrennt hatte, länger als diese selbst bewahrt, indem sie noch sterbend ihr aufträgt, in ihrem Namen einen Kranz auf das Grab des geliebten Toten zu legen. In Toute une jeunesse, Lemerre 1890, schildert derselbe Schriftsteller die Jugend eines Dichters Violette, wie man glaubt, manche Züge seinem eigenen Leben entlehnend; der Schlufs ist etwas pessimistisch, indem er den Dichter sagen läfst, dafs aufser der Beschäftigung mit seiner Kunst für ihn keine Freude, kein Glück vorhanden geblieben ist. — Den aus seiner naturalistischen Vergangenheit noch herrührenden Pessimismus legt auch Edouard Rod in Les trois cœurs, Perrin 1890, dar; er läfst einen jungen Mann, im vergeblichen Suchen nach einem alles umfassenden und ihn ganz beherrschenden Gefühl, durch zu viel Selbstbeschauung, »intuitivisme«, dies sein Ziel verfehlen. — Von André Theuriet hat man 1889 L'Amoureux de la préfète, 1890 Reine des bois, Boussod u. Valadon, und L'Oncle Scipion, Lemerre, bekommen; in dieser letzteren Erzählung hofft ein Neffe lange Zeit vergeblich auf die Erbschaft des Onkels, verläfst ihn zuletzt und heiratet anderwärts eine Cousine. — Paul Déroulède bringt eine Histoire d'amour, Calmann Lévy 1890, deren Harmlosigkeit man dem Dichter der Chants du soldat und der Refrains militaires, 1889, und dem Führer der Patriotenliga kaum zutraut. — Catulle Mendès gibt in Méphistophéla, Dentu 1890, einen roman contemporain; aus demselben Jahre hat man von ihm Le Bonheur des autres, Marpon u. Flammarion, und La Vie sérieuse, Librairie Mondaine.

Wegen der feinen psychologischen Entwickelung wird Paul Bourget, unter der Bezeichnung eines Analytikers von den Kritikern Frankreichs und des Auslandes gerühmt. Der 1888 bei Lemerre erschienene Roman »Mensonges« ist dem grofsen Publikum auch durch eine deutsche Übersetzung bekannt geworden; 1889 ist »Le Disciple« und 1890 »Un cœur de femme« bei demselben Verleger heraus-

gekommen; in dem letzteren schwankt eine junge Witwe zwischen einem durch Geist und Beredsamkeit ausgezeichneten Grafen und einem durch äufsere Vorzüge hervorragenden jungen Wüstling und geht, von dem einen verlassen und es verschmähend, blofs die Geliebte des andern zu bleiben, in ein Kloster. Bourget, der sich eine Zeitlang in England aufgehalten hat, flicht wohl infolgedessen manche englische Wörter in seine Sprache ein. Andere, wie Rabusson, Malot, Delpit, Sauton, thun es wegen ihrer Berührung mit Sportsmännern (s. Zeitschr. f. neufr. Sprache). — Aus dem Nachlafs seines Freundes Claude Larcher hat Bourget bei Lemerre 1890 eine Physiologie de l'amour moderne herausgegeben, von welcher bereits eine deutsche Übersetzung vorhanden ist. — Als Analytiker gilt auch Henry Rabusson, von dem man L'Illusion de Florestan, Calmann Lévy 1889, erhalten hat: die Täuschung Florestans besteht darin, dafs er glaubt, einer vornehmen Dame, die er in der Provinz bei seiner Mutter kennen gelernt, und die sich später ihm ergeben hat, genüge seine Liebe so weit, dafs sie ihre Stellung in der Gesellschaft und die weltlichen Zerstreuungen nicht vermissen werde; in dieser Beziehung läfst sich der Roman mit Malots Mondaine und mit Maupassants Notre Cœur vergleichen. — Derselben Richtung gehört Léon Barracand an, der in Vicomtesse, Havard 1890, eine Dame schildert, welche den bürgerlichen Freund ihres Mannes, der aus Pflichtgefühl ihr seine Neigung lange verbirgt, zwar hochschätzt und heimlich liebt, ihn aber erst nach dem Tode des Vicomte, noch dazu mit Verschmähung einer reichen und vornehmen Heirat, zum Gatten nimmt. Weniger idealistisch angelegt ist desselben Schriftstellers Un Monstre, Havard 1888, wo eine Mutter ihre Tochter veranlafst, ihren eigenen Geliebten zu heiraten, und, von ihm verlassen, aus Ärger die ganze Familie zu Grunde richtet, ohne jedoch dabei ihren eigenen Vorteil aus den Augen zu verlieren.

Zu den Idealisten rechnet man in Frankreich diejenigen Schriftsteller, welche aufser den physiologischen Trieben rein geistige Einflüsse anerkennen. Octave Feuillet (am 29. Dezember 1890 gestorben) läfst in Honneur d'artiste, Calmann Lévy 1890, einen Maler wegen der Untreue seiner Frau infolge eines amerikanischen Duells sich erschiefsen, damit diese, aus vornehmer Familie stammende Dame von der Ehre eines Künstlers nicht geringer denken soll, als von derjenigen des Adels. Aus 1889 rührt Le divorce de Juliette, Calmann Lévy, her. — In Cherbuliez' Une gageure, Hachette 1890, sorgt eine junge Dame aus jungfräulicher Scheu, und weil sie glaubt, sich nur einem Manne, der sie leidenschaftlich liebt, hingeben zu dürfen, dafür, dafs ihre Ehe unvollzogen bleibt, bis die längere Entfernung ihres Gatten und nebenbei etwas Eifersucht sie unter grofsem Ungemach von ihrer Nonnenhaftigkeit heilt. — A. Gennevraye zeigt in Andrée de Lozé, Calmann Lévy 1889, eine Frau, die, von ihrem Mann einer Maitresse aufgeopfert, ihn während einer Krankheit pflegt und deshalb, trotzdem, dafs sie auch nicht tadelfrei geblieben ist, von ihm wieder hochgeschätzt wird. — In Guillemots Amour et deuil, Dentu 1890, entläfst ein Maler die Frau eines Kunstgenossen, die durch einen aufgefundenen Brief von seiner glühenden Liebe zu ihr unterrichtet wird und ihn deshalb aufsucht, mit einem blofsen Kufs, so die Ehre seines Freundes wahrend.

Die Symboliker, auch unter den Benennungen *raffinés* und *décadents* zusammengefafst, hatten sich den Naturalisten entgegengestellt. Von

ihnen hat der kürzlich gestorbene Barbey d'Aurevilly ein Gedicht in Prosa, Amaïdée, Lemerre 1890, veröffentlicht, und der Graf Villiers de l'Isle-Adam, bei Quantin 1890, Axel erscheinen lassen. Wenn nicht zu den Symbolikern, doch sicherlich zu den raffinés oder décadents gehört auch Gilbert-Augustin Thierry mit seinem historischen Roman aus dem Anfang des zweiten Kaiserreichs, La Savelli, Colin 1890, wie schon seine Ausdrucksweise zeigt, z. B. Des buées rodoyaient sur les gazons. — Für den in Romanen aufregende Vorfälle, Sensation verlangenden Leser tritt, neben Montépin, jetzt auch du Boisgobey ein; aus Décapitée, Plon 1889, möge man sich eine Vorstellung von seiner Erzählungsweise machen: während eines Maskenballes bei einem Maler läfst der Mann einer von diesem verführten Frau den von ihm abgeschnittenen Kopf derselben durch einen verkleideten Dienstmann aus einem Sack mitten unter die Gäste schleudern; 1890 hat derselbe für die Feuilletons der Zeitungen sehr gesuchte Schriftsteller noch drucken lassen: Le Fils du plongeur und Fontenay, coup d'épée, beide auch bei Plon. — Derselben Colportageliteratur gehört Chochotte von Alexis Bouvier, Marpon u. Flammarion 1890, an, ein Roman, in welchem die Geliebte eines Gerichtsbeamten, der sich mit einer anständigen jungen Dame verheiratet, noch am Hochzeitsabend die Rolle der Frau einnimmt, sie auch bei Gesuchen um Beförderung dem Gerichtspräsidenten gegenüber vertritt, und Le Mal d'argent von Georges Sauton, Dentu 1889, in welchem die Frau eines Malers die ihr anvertraute Wohlthätigkeitskasse bestiehlt und, um den Verlust zu decken, sich einem Croupier preisgibt, während der Mann, welcher die Unterschlagung erfahren hat, sich gleichzeitig von einem Eisenbahnzug zermalmen läfst. — Eine eigentümliche Stelle nehmen die phantastischen Erzählungen von Jules Verne ein. 1888 hat Deux ans de vacances, die Robinsonade einer Anzahl von Knaben, die allein auf einem Boot an eine unbewohnte Insel des Stillen Ozeans verschlagen werden, 1889 Famille sans nom und Sens dessus dessous und 1890 César Cascabel, alle bei Hetzel in der Bibliothèque d'éducation et de récréation veröffentlicht. — Eine besondere Stelle mufs man auch den schriftstellernden Frauen einräumen, welche ihr Geschlecht zu gröfserer Zurückhaltung als die Männer anweist. Am meisten wird wohl, auch im Auslande, Henry Gréville (Mme. Durand) gelesen: in Chant de noces, Marpon u. Flammarion 1889, verbreitet ein Musiker aus Eitelkeit das seiner Frau gewidmete Lied, das er nur für sie aufzubewahren versprochen hatte; trotzdem und ungeachtet seiner Treulosigkeit bleibt sie, wenn auch vielfach gekränkt, ihm stets ergeben; in Un Mystère, Plon, Nourrit u. Cie. 1890, erschiefst ein junger Mann sich am Hochzeitsabend, weil er durch einen Brief erfährt, dafs die ihm angetraute Frau seine natürliche Schwester ist; diese wird, da der Brief verbrannt worden ist, anfangs angeschwärzt, zuletzt aber von jedem Verdacht gereinigt. — Mme. Adam (Juliette Lambert) hat in der Librairie de la Nouvelle Revue 1889 Jalousie de jeune fille drucken lassen. — Jeanne Mairet (Mme. Charles Bigot) hat in der Illustration von 1890 Artiste veröffentlicht, in welchem Roman ein Maler, das überlegene Talent und die gröfseren Erfolge seiner Frau in der gleichen Kunst beneidend, sie vernachlässigt, so dafs sie, ohne sich von ihm zu trennen, seiner Liebe entsagt, bis eine längere Abwesenheit des Malers und das Verlangen seines Kindes nach ihm sie zu ihm wieder zurückführt. Von derselben Verfasserin ist Peine perdue bei Ollendorff 1890 erschienen. —

Louise Michel, die vielgenannte Anarchistin, hat sich durch Le Claque-Dents, Dentu 1890, mehr Anerkennung als durch ihre früheren Romane erworben. — Eigentümlich ist in ihrer Schriftstellerei Gyp (Gräfin Martel); ihr Fach ist die Satire, mit der sie besonders die Fehler und Schwächen der feineren Gesellschaft geifselt; in Madamoiselle Ève zieht sich eine junge Dame, welche eine in üblem Ruf stehende Gräfin aus einer Verlegenheit rettet, selbst eine böse Nachrede zu, aus der ein kleines Mädchen sie durch unerwartetes Plaudern erlöst. Ihre letzten Bücher sind O Province und L'Éducation d'un prince, alle bei Calmann Lévy 1890. — Von Gyp macht sich der Übergang zu den Satirikern ganz von selbst. Port-Tarascon, dernières aventures de l'illustre Tartarin, Dentu 1890, ist die dritte Gabe Alphonse Daudets, der Tartarin en Algérie und Tartarin sur les Alpes vorhergegangen sind. Aber leider hat die Schilderung einer verunglückten Auswanderung Tartarins mit vielen seiner Landsleute nach einer Insel des Stillen Ozeans und sein schliefslicher Ruin in seiner Vaterstadt, der ihn zur Übersiedelung nach dem verabscheuten Beaucaire zwingt, wo er bald sein Ende findet, den Humor nicht recht aufkommen lassen. — Ein Seitenstück zu Tartarin zu schaffen, hat Edmond Noël versucht in Aventure incroyable et véridique de Modeste Parambaz de Beaucaire, Dentu 1890, worin eine Luftballonfahrt geschildert wird. — Jules de Vorys führt in Popular, Savine 1890, in einem reichen Bankier und Maire »einen Tartuffe der Demokratie« vor. — Ma Petite ville von Eugène le Mouël, Kolb 1890, ist eine harmlose Karikatur. — H. Fèvre hat einen komischen Roman, Monsieur Pophilat grand homme, bei Kolb 1890 drucken lassen. — Wenn auch keine Erzählung, gehört doch der Satire an Le Rire de Caliban von E. Bergerat, Charpentier 1890; verspottet wird unter anderen Dingen darin die Arbeit der Akademiker an ihrem Dictionnaire. — Die Erteilung eines Preises der Akademie bespöttelt Antonin Bunon in Petits-Lundis, Perrin 1890. — Zahlreich sind auch die Novellensammlungen, und meist von denselben Schriftstellern wie die oben angeführten Romane. So hat man von Maizeroy erhalten Coups de cœur, Havard 1889; von Maupassant L'Inutile beauté, Havard 1890, wo in der Titelnovelle eine schöne Gräfin, um nicht zu viele Kinder zu bekommen, vorgibt, das eine derselben wäre nicht das des Grafen, und dies eidliche Vorgeben widerruft, als es ihren Mann ihr völlig entfremdet; in La Main gauche desselben Verfassers, Ollendorff 1889, hinterläfst ein sterbender Bauer seinem Sohn die Fürsorge für seine Geliebte und sie selbst obendrein. — Von Paul Lacour hat man in Chagrins d'amour, Rougier u. Cie. 1890, zwanzig hübsche kleine Erzählungen erhalten. — Malot schildert in der ersten der sieben unter dem Titel Mariage riche bei Marpon u. Flammarion 1889 gedruckten Novellen, wie die Tochter eines Ingenieurs, weil der Vater ihres Geliebten verarmt ist, sich ins Meer stürzt; in einer andern, Vire de bord betitelten, wie eines italienischen Tenors wegen die Frau eines Gesandten sich leichtherzig von ihrem Manne und ihrer kleinen Tochter trennt. — Paul Bourget erzählt in einer der Skizzen seiner Pastels, Lemerre 1889, wie ein Graf nach dem durch einen Unfall beim Reiten herbeigeführten Tod seiner angebeteten Frau durch ihre hinterlassenen Briefe erfährt, dafs sie ihm mit einem seiner Jugendfreunde untreu gewesen war, und dafs gerade seine Lieblingstochter die Frucht dieses Ehebruchs ist, und wie er Jahre nachher den Verführer in einem Duell tötet, nachdem er gesehen, dafs dieser das kleine Mädchen auf einem Spaziergang

geliebkost hatte. — In Un coup d'éventail, Dentu 1890, von Louis Dépret, dem Freunde François Coppées, werden von Kennern des Landes die Schilderungen aus Flandern, der Heimat des Schriftstellers, als getreu gerühmt. — Auguste Pilon gibt in Contes du Centenaire, Hachette 1890, heitere und ernste Erzählungen aus der ersten Revolution. — J. Claretie stellt zehn anmutende Novellen unter dem Titel der ersten La Cigarette, Dentu 1890, zusammen. — Faisons la chaîne, Contes, Récits, Nouvelles, Calmann Lévy 1890, zum Besten der Verunglückten in Fort de France und Saint-Étienne, von verschiedenen Schriftstellern: Jules Simon (Erinnerungen aus seiner Jugend), Ludovic Halévy (Engländer und Engländerinnen in französischen Museen), Juliette Adam (Patria), du Boisgobey (Quand j'étais sous-lieutenant), Paul Bourget, H. Malot und andern. — Catulle Mendès, La Princesse nue, Ollendorff 1890, bringt 25 Skizzen, in deren erster eine orientalische Prinzessin, wegen zu grofser Prüderie, von einem jungen Zauberer in Nacktheit versetzt und auf dringende Bitten, ihre Blöfse wieder zu bedecken, in einen hohlen Felsen eingeschlossen wird; aufserdem Le Confessional, contes chuchotés, Charpentier 1890. — Charles Monselet bringt seine Novellen unter dem Titel Sous le Manteau, Lemerre 1890. — Die Contes à Madame von Jacques Normand, Calmann Lévy 1890, sind gröfstenteils auch für junge Mädchen geeignet. — Aus den Titeln ersieht man, was in Aventures Grassouillettes und in Contes audacieux von Armand Silvestre, Kolb 1890, zu erwarten ist. — Der Graf Villiers de l'Isle-Adam hat Nouveaux contes cruels, Decaux 1889, verfafst. — Mme. Staffe erzählt in der ersten ihrer bei Havard 1889 erschienenen Novellen Entre mère et fille, dafs eine Mutter, die ihrer Tochter ihren früheren Liebhaber nicht zum Manne geben möchte, diese dadurch veranlafst, den Schleier zu nehmen. — Mme. Jeanne Samary, die Schauspielerin hat für ihre Tochter Les Gourmandises de Charlotte, mit Vorrede von Edouard Pailleron, noch kurz vor ihrem Tode 1890 drucken lassen. — Mme. Tola Dorian gibt in Ames slaves, Lemerre 1890, hauptsächlich Skizzen aus Rufsland. — Th. Bentzon (Mme. Blanc) hat 17 Erzählungen aus dem Englischen, Deutschen, Schwedischen, Norwegischen übersetzt und unter dem Titel Contes de tous les pays bei Hetzel 1890 herausgegeben. — Alte Volksüberlieferungen geben Jules de Glouvet (Generalprokurator Quesnoy de Beaurepaire) in Histoires du vieux temps, Calmann Lévy 1889, und Mme. de Witt in Vieux contes de la veillée, Hachette 1890. — An Sammelwerken für die Jugend sind erschienen; Petite bibliothèque littéraire, Lemerre 1890, darin Ferd. Fabres Barnabé (s. o.); Petite bibliothèque de famille, Hachette 1890, darin Braconnette von Aimé Giron; La Nouvelle Collection de Charpentier 1890, darin L'Abbé Roitelet von Ferd. Fabre, Le Bracelet de turquoise von André Theuriet; Bibliothèque des Petits et des Grands in der Librairie d'éducation de la jeunesse.

Ohne Anspruch auf wissenschaftliche Forschung und für das grofse Publikum berechnet sind die Reisewerke: Maizeroy, Sensations, Plon, Nourrit u. Cie. 1889, Schilderungen aus Savoyen, der Provence, Spanien, auch aus Paris. — Maupassant, La vie errante, Ollendorff 1890, Beschreibung einer Reise des Verfassers durch Italien und Sizilien nach Algier und Tunis, mit grofser Bewunderung für altgriechische Architektur und für Richard Wagner geschrieben. — Désiré Charnay, A travers les forêts vierges, Hachette 1890;

Schilderung des Tier- und Pflanzenlebens in Mittelamerika und der Trümmer alter Gebäude jener Länder, am Schlufs mit der romanhaften Befreiung der Tochter des reisenden Kaufmanns aus den Händen räuberischer Aufständischer. — Loti, Au Maroc und Japoneries d'automne, Calmann Lévy 1890. — Edmond Neukomm, Voyage au pays du déficit (Italien) und Berlin tel qu'il est, beides bei Kolb, 1890.

Über die Bühnenverhältnisse der jüngsten Zeit verbreiten sich: Jules Lemaitre, Impressions de théâtre, Lecène u. Houdin, 4 t. 1888—1890; diese 4 Bände geben die Eindrücke wieder, welche auf den Verfasser dramatische Werke und ihre Darstellungen von den griechischen Tragödien bis zu den Ballets des Eden-Theaters und der Marionettenbühne der Salons du Helder hinab gemacht haben. — E. Faguet Notes sur le théâtre contemporain, Lecène u. Houdin 1889. — Almanach des spectacles par Albert Soubies Vol. XVI[e] 1889. — Annales du théâtre et de la musique par Édouard Noel et Édouard Stoullig, année 1889, Charpentier 1890, mit einer Vorrede von Henri Meilhac de l'Académie française. — Louis Figuier, La Science au théâtre, Tresse u. Stock 1890, behandelt die Gelehrten, welche von Bühnendichtern auf die Bretter gebracht worden sind von Gutenberg bis zu Dumont d'Urville. — Fleurs d'hiver, Fruits d'hiver par Legouvé de l'Académie française, Ollendorff 1890, eine Fortsetzung von Soixante ans de Souvenirs, enthält Reflexionen und Erinnerungen an seine Familie und an Labiche und Ernest Bersot. — Edouard Pailleron, Émile Augier, Calmann Lévy 1890: bei Gelegenheit des Todes dieses Dichters, mit dem er auf demselben Felde gearbeitet hat, widmet ihm Pailleron einen Nachruf, der weniger auf seine Werke als auf die Geschmacksrichtung eingeht, welche ihm die jüngsten Erscheinungen der Theaterliteratur verleidete.

Unter den letzteren selbst werden Tragödien in Versen immer seltener. H. de Bornier hat Mahomet in fünf Akten bei Dentu 1890 drucken lassen; François Coppée Le Pater in einem Akt bei Lemerre 1890; die Aufführung wurde in Paris untersagt, weil in dem Stück die Schwester eines im Communeaufstande ermordeten Priesters einen der Communards vor seinen Verfolgern in Schutz nimmt und rettet, ist aber in Brüssel mit einigem Erfolg vor sich gegangen. — L. Saverne, Vercingetorix, drame lyrique en deux actes, Librairies-Imprimeries réunies 1890. — Jean Richepin, Le Mage, das Textbuch einer von Massenet komponierten Oper, wie der Engländer Crawford behauptet, seinem Roman »Zoroaster« entlehnt. — Frédéric Mistral hat La Reine Jeanne, tragédie provençale en cinq actes, mit französischer Übersetzung bei Lemerre erscheinen lassen. — Dramen: Le Chien de garde in fünf Akten von Jean Richepin, seit dem 21. Mai 1889 in den Menus-Plaisirs oft gegeben, bringt einen Sergeanten vor, dem sein auf dem Schlachtfelde bei Leipzig sterbender General die Sorge für einen natürlichen Sohn anvertraut hat, und der diesen erschiefst, als seine Geliebte, um ihn zu retten, Briefe von Mitverschwornen an die Regierung der Restaurationszeit ausliefert, weil er ihm dadurch den Namen des Generals zu entehren scheint. — La Lutte pour la vie in fünf Akten von Alphonse Daudet, seit dem 30. Oktober 1889 im Gymnase, sonst auch in Berlin aufgeführt, ist die Fortsetzung des Romans L'Immortel: Paul Astier, der sich von der ehemaligen Herzogin Padovani, deren Vermögen er durchgebracht hat, scheiden läfst, wird von dem Vater einer von ihm verführten und zum Selbstmord getriebenen Erzieherin erschossen, als er im Begriff steht,

eine reiche Österreicherin zu heiraten. Von demselben Dichter ist L'Obstacle am 27. Dezember 1890 im Gymnase in Scene gegangen: das Hindernis einer Verheiratung ist anfänglich die Besorgnis eines jungen Mannes, ebenso wie sein verstorbener Vater durch Vererbung wahnsinnig werden zu können, eine Besorgnis, die sich als grundlos erweist, da der Irrsinn des Vaters bei seinem Aufenthalt in Afrika durch Sonnenstich herbeigeführt worden war. — Im Ambigu wurde am 8. November 1889 La Fermière in fünf Akten von A. d'Artois und H. Pagat gegeben: ein alter Bauer müht sich ab, seinen Sohn dahin zu bringen, eine durch Erbschaft reich gewordene Magd zu heiraten, und sucht in dieser Absicht sogar die Erwählte desselben zu vergiften, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. — La Bûcheronne von Charles Edmond, aus seinem gleichnamigen Roman entstanden, ist am 13. November 1889 im Théâtre Français, aber ohne Beifall, aufgeführt worden: ein junger Herzog wird von einem aus Rufsland gebürtigen Schützen, seinem Nebenbuhler um die Gunst der Tochter des Intendanten seiner Mutter, schwer verwundet; das junge Mädchen rettet ihn durch Bluttransfusion, und er kann sie nun, auch mit Einwilligung seiner Mutter, heiraten. — Das am 14. Dezember 1889 im Ambigu aufgeführte Drama La Policière in sechs Akten von Jules Dornay ist aus dem Roman Marie et Simone von Montépin ausgezogen: eine in den Dienst der Polizei getretene Frauensperson, welche erfährt, dafs ihr Sohn mit ihrem früheren Verführer einer und derselben Diebesbande angehört, zwingt ihn, sich zu töten, und schiefst aufserdem jenen, der an ihrem ganzen Unglück schuldig ist, nieder. — Léna von Berton und Mme. Van de Velde hat in den Variétés durch die von Sarah Bernhardt meisterhaft durchgeführte Sterbescene der entlarvten Abenteurerin, die dem Stück den Namen gegeben hat, die Menge angezogen. — Im Januar 1890 ist auf dem Théâtre-Libre ein naturalistisches Stück En détresse in einem Akt von Henry Fèvre über die Bretter gegangen. — Le Drapeau in fünf Akten von Moreau und Depré, im Ambigu aufgeführt, läfst einen Verräter, der aus Eifersucht seinen Vorgesetzten geschlagen hat und zum Feinde übergegangen ist, beim Anblick der durch eine von ihm geliebte Marketenderin unter dem Mantel verborgen gehaltenen dreifarbigen Fahne plötzlich wieder zum Vaterlandsfreunde werden. — Amour in drei Akten von Léon Hennique, im Odéon aufgeführt, ist durchgefallen: ein Graf, der seiner Frau den Streich, mit dem sie ihn tötet, und ihr mit seinem Bastardbruder angeknüpftes Liebesverhältnis verzeiht, ist auch in der Renaissancezeit nicht recht glaublich. — Von H. Fouquier und Fabrice Carré ist Le Romane d'une conspiration in fünf Akten aus dem gleichnamigen Roman Arthur Rancs gezogen und im Ambigu zur Aufführung gelangt: es handelt sich um einen Mordanschlag, der nach der Schlacht bei Leipzig auf Napoleon ausgeführt werden soll; einer der Mitverschworenen, der bei seiner Rückkehr nach Frankreich ein von ihm früher gerettetes und still geliebtes Mädchen als Frau seines Bruders vorfindet, läfst sich lieber verurteilen und erschiefsen, als dafs er mit seiner Familie zusammen ins Ausland flüchtet. — L'Ogre in fünf Akten von Jules de Marthold ist im September 1890 im Ambigu in Scene gegangen: ein im Hause eines Bankiers wohlangesehener Schiffskapitän entwendet durch Einsteigen aus dem Kassenlokal eine grofse Geldsumme, sticht dabei den dort zufällig eingeschlossenen Knaben des Bankiers nieder, geht mit dem Raube nach Amerika und soll nach seiner Rückkehr eben die Tochter des Hauses

heiraten; aber der Knabe, der nach langen Leiden an der Wunde nun erst die Besinnung wiedererlangt, zeigt ihn als den Raubmörder an; er erschiefst sich, und der Kassierer, dem zuerst die Schuld beigemessen worden war, wird an Stelle des Schiffskapitäns der Gatte der Bankierstochter. — Von Samson und Cressonnois hat im Château d'Eau-Theater eine Marie Stuart wegen der gut ausgeführten Figur Bothwells Beifall gefunden. — Cléopâtre von Victorien Sardou und Émile Moreau, in der Porte-Saint-Martin zur Darstellung gelangt, hat sich wesentlich durch die Besetzung der Titelrolle durch Sarah Bernhardt gehalten; auch die französischen Kritiker haben die Entlehnung einzelner Auftritte aus Shakespeare herausgefunden. — La Fille Élisa von Jean Ajalbert, im Théâtre-Libre aufgeführt, ist aus dem bekannten Roman der Goncourt gemacht: die durch die üble Behandlung ihrer Mutter dem Laster verfallene Élisa ersticht einen Soldaten, der sie wirklich liebt, weil sie glaubt, ihn durch ihre Annäherung zu entehren; im Zuchthaus sucht ihre böse Mutter sie auf, aber nur, um sie ihrer kleinen Ersparnisse zu berauben; sie tröstet sich dadurch, dafs sie einen sorgsam aufbewahrten Brief des Soldaten wieder und wieder liest. — Auguste Linert hat Conte de Noël in zwei Tableaux auf dem Théâtre-Libre zur Aufführung gebracht; man erfährt hier, dafs eine erst kurze Zeit verheiratete Bäuerin infolge eines vorher begangenen Fehltritts, ohne Wissen ihres Mannes und während der Weihnachtsgesänge, ein Kind zur Welt bringt und erdrosselt, und dafs eine ihr wohlgesinnte Alte die Leiche den Schweinen vorwirft: naturalistischer kann doch wohl nichts sein. — Jules Mary und Grisier haben aus dem Roman des Ersteren unter gleichem Titel Le Régiment in fünf Akten gezogen und im Ambigu aufführen lassen: ein General erkennt einen Unteroffizier als seinen Sohn an, den ein von ihm als Lieutenant vergewaltigtes junges Mädchen geboren hatte, das er übrigens später, um seine Schuld zu sühnen, geheiratet hat; erst mit dieser Anerkennung gesteht er seiner Frau das früher an ihr begangene Unrecht. — La Petite Mionne, drame en cinq actes et en six tableaux tiré par G. Marot du roman d'Émile Richebourg, ist im November 1890 auf dem Théâtre-Historique aufgeführt: die Heldin wie ihre Mutter, eine erst an einen russischen Grafen, dann an einen reichen Franzosen verheiratete Bäuerin, lieben einen und denselben Maler; die Mutter sucht auf alle Weise die Ehe der Tochter, die übrigens, weil im Ehebruch geboren, von ihrer Geburt an von ihr getrennt gewesen und nur als erwachsenes Mädchen zufällig mit ihr zusammengetroffen war, zu hintertreiben; man kommt jedoch hinter ihre Schliche, und sie wird durch einen Flintenschufs aus dem Wege geräumt. — Jeanne d'Arc, drame historique en cinq actes von Joseph Fabre, gedruckt 1890, aufgeführt 29. Januar 1891 auf dem Châtelet-Theater; der Dichter erklärt in einer Vorrede, mit diesem Werke, das sich übrigens hier und da an Schiller anlehnt, die Jungfrau aber auf dem Scheiterhaufen sterben läfst, seine historischen Forschungen und Arbeiten über Jeanne d'Arc abgeschlossen zu haben. — Thermidor in vier Akten von Victorien Sardou, verfafst 1890, aber erst Anfang 1891 im Théâtre-Français aufgeführt und wegen des dadurch im Theater und vor demselben entstandenen Tumults verboten, hat dagegen in Berlin auf dem Lessing-Theater seit dem 10. März zahlreiche Wiederholungen gefunden. Der Inhalt ist kurz der folgende: Der Schauspieler La Bussière entreifst durch Unterschlagung ihm zugänglicher Schriftstücke viele Personen, namentlich

verschiedene Kollegen des Théâtre-Français dem Schafott: das glückt ihm jedoch nicht mit Fabienne, der Braut seines Freundes Martial; trotz des Sturzes Robespierres wird sie zur Hinrichtung abgeführt und Martial, der sich ihrer Fortschaffung widersetzt, von einem Gendarmen erschossen. — An Lustspielen ist kein Mangel gewesen, aber in Versen werden nur wenige abgefafst, auch sind nicht alle zur Aufführung gelangt. F. Champsaur hat La Somme in drei Akten bei Dentu 1889 drucken lassen. — Von Alexandre Dumas fils ist eine erste Serie von Nouveaux Entr'actes bei Calmann Lévy 1890 herausgekommen. — Eugène Vercousin hat zwei Bände Saynettes et Comédies bei Hachette 1890 erscheinen lassen. — Von Paul Viteau ist unter dem Titel Oh! Famille! in der Librairie des Bibliophiles 1890 ein Bändchen Lustspiele herausgegeben worden. — Von Carmon ist Pendant l'orage in einem Akt im Odéon aufgeführt. — H. Meilhac hat Margot in drei Akten im Théâtre-Français zur Darstellung gebracht. — Von Blum et Toché ist Paris Fin de siècle in vier Akten im Gymnase gegeben worden. — Philippe Gille hat Camille in einem Akt im Théâtre-Français aufführen lassen: Camille, auf dem Standesamt irrtümlich als Mädchen eingetragen, kann seine Amerikanerin erst heiraten, nachdem diese sich in den Vereinigten Staaten für einen Mann hat erklären lassen. — Von A. Raymond und A. de Saint-Albin hat man in den Variétés Les Grandes Manœuvres zu sehen bekommen: Der Koch des Schlosses kann seine junge Frau und Kammerjungfer der Herrschaft dadurch vor der gefürchteten Umwerbung junger Offiziere retten, dafs sie in Damenkleider gesteckt wird, während eine Baronin ihre Dienerinnentracht anlegt, ähnlich wie in Le Jeu de l'amour et du hazard von Marivaux. — H. Bocage und Ch. de Courcy haben für das Odéon La Vie à deux in drei Akten geliefert: eine junge Frau will in die Scheidung von ihrem Mann einwilligen; als ihm jedoch eine Andalusierin vorgeschlagen wird, die schon drei Männer begraben hat, versöhnt sie sich aus Mitleid mit ihm. — Von Boniface und Bodin ist La Tante Léontine in drei Akten auf dem Théâtre-Libre aufgeführt: diese Tante, wegen ihres Lebenswandels bisher von der Familie ferngehalten, kommt mit ihren leichtfertig erworbenen Renten einer Heirat der Tochter des Hauses zu Hilfe, die sonst wegen ihrer Mittellosigkeit nicht hätte stattfinden können. — Von Henry Lavedan hat das Théâtre-Français Une Famille in vier Akten angenommen: ein leichtfertiger Schwiegersohn findet vor einem Ball seine Stiefschwiegermutter so reizend, dafs er ein Rendezvous mit ihr verabredet; der Mann, der durch einen mit Hilfe seiner Stieftochter Jeanne von einer verschmähten Geliebten des Treulosen ihm in die Hände gespielten Brief davon in Kenntnis gesetzt ist, stellt sich auch dazu ein und hört zu seiner Freude, dafs seine Frau dem ungetreuen Gatten Jeannes gehörig den Text liest. — La Revanche du mari von Cohen und Grenet-Dancourt ist im Théâtre Déjazet zur Aufführung gelangt. — Von Jules Lemaître war 1889 La Révoltée mit einigem Erfolge gegeben worden; in einer Umarbeitung ist das Lustspiel im April 1891 im Vaudeville wieder aufgenommen worden; jetzt ist der Wunsch des Professors Rousseau, die Liebe seiner Frau, welche durch ihre klösterliche Erziehung und durch ihre einfache Häuslichkeit im Vergleich zu den glänzenden Gesellschaftskreisen ihrer Mutter sich empört fühlt, zu gewinnen, die Hauptsache geworden; dies gelingt ihm durch ein Duell, in das er auf Rat des Bruders seiner Frau für diesen gegen einen selbstgefälligen Courmacher

eintritt. — Von demselben Verfasser ist im Oktober 1890 Le Député Leveau im Vaudeville in Scene gegangen; dieser Leveau arbeitete für die Wahl eines Marquis, auf Anstiften der Frau desselben, die er dadurch zur Trennung von ihrem Mann und zur Verheiratung mit ihm selbst zu bringen hofft, worin er jedoch gründlich genarrt wird. — L'Art de tromper les femmes en trois actes von Paul Ferrier und Émile de Nojac, Anfang Oktober im Gymnase gegeben, zeigt, dafs die Kunst, die Frauen zu täuschen, im Grunde nur die Kunst, sich von ihnen anführen zu lassen, ist. — Fleurs d'avril, comédie en un acte et en vers von Gabriel Vicaire und Jules Truffier, ist Oktober 1890 im Odéon zur Aufführung gelangt. — Henry Meilhac hat in den Variétés ein Lustspiel in drei Akten Ma Cousine aufführen lassen: ein seiner Frau entfremdeter Mann wird durch ihre Veranstaltung in eine Schauspielerin verliebt gemacht, von der er sich jedoch sofort zurückhält, des Verwandtschaftsgrades wegen, weil er erfährt, dafs sie eine natürliche Tochter seines Onkels ist, und sich seiner Frau wieder zuwendet. — Von Henri Fèvre ist L'Honneur, aus seinem bei Kolb erschienenen Roman desselben Titels gemacht, im Théâtre-Libre aufgeführt: um ein junges Mädchen aus den Folgen eines Fehltritts zu retten, weifs ihr Vater sie schnell an einen dazu herbeigezogenen Vetter anzubringen. — Miss Helyett, Operette in drei Akten von Max. Boucheron, hat von den Bouffes Parisiens auch nach Deutschland hin ihren Übergang gemacht: die Miss versteht, ihren Vater, einen Pastor, dahin zu bringen, dafs er sie einem von ihr geliebten, ihm aber nicht genehmen Maler zur Frau gibt, indem sie ihm nachweist, dafs derselbe sie beim Ausgleiten von einem Berge in sehr verfänglicher Lage gesehen und daraus befreit habe. — Nuitter, Beaumont und Chivier haben L'Égyptienne, eine Operette mit Musik von Lecocq, in den Folies Dramatiques zur Aufführung gebracht: die rechtmäfsigen Gattinnen trennen ihre Ehemänner von egyptischen Frauen, deren Bekanntschaft sie während des Zuges Napoleons nach Egypten gemacht hatten. — Blum und Toché führen in Mme. Mongodin in drei im Vaudeville beifällig aufgenommenen Akten einen Tugenddrachen vor, der sich schliefslich, zur grofsen Erleichterung des Ehemanns, als früher einem galanten Abenteuer gar nicht abgeneigt, herausstellt. — An Possen verzeichne ich: Ordonneau, Valabrègue und Kéroul, Le Moulinard in drei Aufzügen, im Palais-Royal aufgeführt; beruht fast ganz auf der Verwechslung von Paul Bodard und Paul Godard. — Jacques Bouchard von Pierre Wolff, im Théâtre-Libre gegeben, ist namentlich in der Ausdrucksweise derb naturalistisch. — Von Albin Valabrègue und Maurice Hennequin ist im Palais Royal das sehr übermütige Stück Le Prix Monthyon dargestellt worden; von Mars und Desvallières in der Renaissance Les Douze femmes de Japhet, und von L. Gandillot im Théâtre Déjazet Ferdinand le noceur. — Ferner sind im Gymnase Les Miettes de l'année von Blum und Toché, wo Mouquette aus Germinal für Zola um Aufnahme in die Académie wirbt, und in der Renaissance von Charl. Clairville und Charl. Boyer En scène, mesdemoiselles! in drei Akten und einem Prolog vorgeführt worden.

Epische Gedichte werden jetzt nur in geringer Zahl geschrieben; der Roman und die Novelle sind in ihre Stelle eingetreten. Das neuerdings für die Jungfrau von Orléans in ihrem Heimatsorte geplante Denkmal hat zwei ihre Heldenthaten besingende Epen hervorgerufen: Saint-Yves d'Alveydre, Jeanne d'Arc victorieuse, épopée nationale

dédiée à l'armée française, und J. Villecrose, Le Poème de Jeanne d'Arc, beide bei Sauvaître 1890. — 1888 hat F. Fontenelle, gleichfalls bei Sauvaître, La Reine Anne (Gemahlin Charles' VIII. und Louis' XII.) erscheinen lassen. — Von Marc Amanieux hat man La Révolution, Ollendorff 1890, erhalten, in welchem Greuel jener Zeit in der Bretagne geschildert werden. — Futura von A. Vacquerie, Calmann Lévy 1890, zwar in Dialogform geschrieben, ist gleichwohl mehr episch-lyrisch; es behandelt soziale Utopien, welche Futura, Tochter Fausts und der Helena, ins Leben zu rufen sich bemüht. — A. Vard, ein einfacher Eisenbahnschaffner, hat eine Liebesgeschichte in Versen, Le Rêve de Muguette, in der Librairie de la Grande Correspondance 1889 zum Druck gebracht, welche ihm das Band des Unterrichtsordens verschafft hat.

Eine Geschichte des Liedes von seinen Anfängen bis auf die Neuzeit liefert Henri Avenel in Chansons et chansonniers, Marpon u. Flammarion 1890. — Tavan, Professor in Lausanne, hat, dort bei Payot und in Paris bei Monnerat 1889, Fleurs de rêve, Gedichte, zum Teil aus griechischen, römischen und egyptischen Quellen, herausgegeben. — Edelweiss par l'auteur des Horizons prochains, Calmann Lévy 1890, gibt Eindrücke, die der Dichter sich vom Genfer See her geholt hat. — Les Cendres chaudes par Etienne Rouvray, Lemerre 1890, rufen verlorene Hoffnungen und Träumereien der Jugendzeit wieder wach. — Fleurs et ruines par André Lemoyne, Lemerre 1890, liefern besonders Schilderungen schöner Gegenden. — La Chanson de l'hiver par Antony Valabrègue, Lemerre 1890, empfiehlt die Freuden stiller Häuslichkeit. — François Coppée, Les Paroles sincères, Lemerre 1890, auf die Zustände der Arbeiter eingehend, mit einem Gedicht auf Lamartine am Schluſs. — Maxime Formont, Les Refuges, Lemerre 1890, mit einer Vorrede von Sully-Prudhomme; der Dichter stellt Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen an und feiert heldenmütige Handlungen. — Pierre de Bouchaud, Les Mélodies poétiques, Georg 1890, Liebeslieder und Naturschilderungen. — Théodore de Banville (11. März 1891 gestorben), Sonnailles et clochettes, Charpentier 1890, von ihm selbst in der Vorrede als caprices legers bezeichnet; ferner Le Sang de la coupe, 36 ballades joyeuses, Lemerre 1890. — E. Pailleron, Amours et haines, Calmann Lévy 1890. — R. Lafagette, Les Cent Sonnets und La Renaissance romane, das letztere mit zwei Briefen von Frédéric Mistral und Jules Simon, beide bei Fischbacher 1890. — Galeron de Calonne, Dans ma nuit, mit einer Vorrede von Carmen Sylva, Lemerre 1890. — H. Rey hat Le Bréviaire d'amour, 1889, und M. de Valandré Le Livre de la fiancée, 1890, bei Calmann Lévy erscheinen lassen. — Von Mme. Juliane Perry ist Le Noël d'une petite pauvre, Mme. Carnot gewidmet, bei Ollendorff 1890 herausgekommen, Gedichte, die zum Vortrag in Gesellschaften geeignet sind. — Als eine nachahmenswerte Erscheinung wird es von französischen Kritikern begrüſst, daſs einzelne Dichter einen echt volkstümlichen Ton anzuschlagen anfangen; so hat Ch. Grandmougin bei Lemerre 1890, hauptsächlich aus der Franche-Comté Les Chansons du village, poésies dans le style populaire, Lucien Pâté Poèmes de Bourgogne, mit einem Gedicht auf seinen Landsmann Lamartine, und Charles Fuster, bei Monnerat 1890, Les Poètes du clocher, eigene und Gedichte Anderer enthaltend, erscheinen lassen.

Berlin. H. J. Heller.

Bei der Redaktion des »Romanischen Jahresberichtes« sind ferner folgende Schriften eingelaufen:

ALTBERGAMASKISCHE SPRACHDENKMÄLER (IX.—XV. Jahrhundert), herausgegeben und erklärt von Dr. J. Etienne Lorck (Romanische Bibliothek 10). Halle, Max Niemeyer. 1893.

ANDREÆ CAPELLANI regii Francorum De Amore libri tres recensuit E. Trojel. Hauniae G. E. C. Gad. Libraria academica. MDCCCXCII.

ARCHIVIO per lo studio delle tradizioni popolari. Rivista trimestrale diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Vol. XI Fasc. I. II. Gennaio-Marzo. Aprile-Giugno 1892. Palermo, Carlo Clausen. 1892.

ARETINO, Pietro, La Cortigiana e l'Orazia. Con Prefazione di G. Stiavelli. Roma, E. Perino, 1890. (Bibl. Classica per il popolo, Bd. 14.)

DIE PYRENÄEN. Trilogie. Nach dem Catalanischen des VICTOR BALAGUER im Versmafs des Originals verdeutscht von Johannes FASTENRATH. Leipzig, Carl Reifsner. 1892.

BÉDIER, Joseph, les fabliaux. Études de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyen-âge. Paris, E. Bouillon, 1893 (forme le 98e fascicule de la Bibliothèque de l'Ecole des Hautes-Etudes).

BÉDIER, Joseph, De Nicolao Museto (Gallice Colin Muset) Franco-gallico Carminum Scriptore. Thesim Facultati litterarum Parisiensi proponebat. Paris, Emile Bouillon. 1893.

BENNEWITZ, Alexander. Congreve und Molière. Literarhistorische Untersuchung. Leipzig, H. Haessel. 1890.

BIRCH-HIRSCHFELD, A., Geschichte der französischen Literatur seit Anfang des XVI. Jahrhunderts. Erster Band. Das Zeitalter der Renaissance. J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 1889.

BRUNETIÈRE, F., L'évolution des genres dans l'histoire de la littérature I. Paris, Hachette. 1890.

CARRAROLI, Dario, la leggenda di Alessandro Magno. Studio storico-critico. Torino-Palermo, Carlo Clausen. 1892.

DON BALTASAR DE CARVAJAL, la bandolera de Flandes (el hijo de la tierra). Commedie spagnuole del Secolo XVII sconosciute, inedite o rare pubblicate dal Dr. Antonio Restori. (Romanische Bibliothek 9.) Halle, Max Niemeyer. 1893.

P.-B. CHEUSI & PAUL LAVIGNE, Gaucher Myrian, vie aventureuse d'un escholier féodal. Salamanque, Toulouse et Paris au XIIIe siècle. Préface de Gabriel Compayré: Ouvrage illustré de 43 dessins inédits par A. de Parys et de 57 gravures sur bois. Paris, Librairie de Firmin-Didot et Cie. 1893.

LA DIVINA COMEDIA. Con commenti secondo la scolastica del P. Gioachino BERTHIER, dei pred. Vol. I, fasc. 1. — Freiburg, Schweiz. Universitäts-Buchhandlung (P. Friesenhahn). 1892.

COMPARETTI, Domenico, Der Kalewala oder die traditionelle Poesie der Finnen. Historisch-kritische Studie über den Ursprung der grofsen nationalen Epopöen. Deutsche, vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Ausgabe. Halle, Max Niemeyer. 1892.

DELBOULLE, A., Les fables de La Fontaine. Paris, Bouillon. 1891.

The song of DERMOT AND THE EARL. An Old French Poem from the Carew manuscript No. 596 in the Archiepiscopal Library at Lambeth Palace edited with literal translation and notes a facsimile and a map by Goddard Henry ORPEN. Oxford, at the Clarendon Press. 1892.

DIETZ, H., Italie-Espagne, histoire littéraire, notices biographiques et critiques, morceaux choisis (les littératures étrangères). Paris, Armand Colin et Cie., o. J.

DURAND, Auguste, Nouvelle orthographie française. Partie pratique. Paris, en vente chez l'auteur, rue de Richelieu 23 bis, 1891 (déposé). Honoré d'une médaille de bronze à »l'Exposition du Travail« de 1891.

(Fortsetzung folgt.)

Kritischer Jahresbericht

über die Fortschritte der

Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von hundertfünfzehn Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller und **Richard Otto.**

Mitredigiert von

G. Baist, R. Mahrenholtz, C. Salvioni, W. Scheffler, E. Seelmann.

I. Jahrgang. — 1890.

3. Heft.

München und **Leipzig.**

Verlag von R. Oldenbourg.

1894.

Paris,	**Turin** und **Palermo,**	**Rom,**
H. Welter.	Carlo Clausen.	Loescher & Co.

Inhalt von Heft 3.

Rezensionsexemplare und Sonderabzüge von Aufsätzen für den Romanischen Jahresbericht wolle man an Prof. **Dr. Karl Vollmöller** in **Dresden-A.**, Werderstrasse 36/I gelangen lassen.

Bei der Redaktion des »Romanischen Jahresberichtes« sind ferner folgende Schriften eingelaufen:

ENGLERT, A., Anthologie des Poètes français modernes dédiée à la jeunesse. Erlangen, Fr. Junge. 1892.

ERCKMANN-CHATRIAN, Waterloo, suite du conscrit de 1813. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Julius Sahr. Mit 2 Übersichtskarten (Prosateurs français 85. Lief.). Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing. 1892. — Dazu Wörterbuch.

LA NUEVA ESPAÑA. Semanario sociológico espiritualista. Año II, No. 50, 51. Año III No. 3. (Administrador: D. José Moreno González, Madrid, Espíritu Santo, 41, principal, centro.)

GIESSWEIN, Dr. Alexander, Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zur Theologie, Philosophie und Anthropologie. Freiburg i. B., Herder. 1892.

GRAF, Arturo, Miti, leggende e superstizioni del medio evo. Volume II. Torino, E. Loescher. 1893.

HECKER, Oscar, Die Berliner Dekameron-Handschrift und ihr Verhältnis zum Codice Mannelli. Berlin, Diss. 1892.

HESSELS, J. H., An eighth-century latin-anglo-saxon glossary preserved in the library of Corpus Christi College, Cambridge, (Ms. No. 144). Cambridge: at the University Press. 1890.

HOLDER, Alfred, Alt-celtischer Sprachschatz. 1.—6. Lieferung. Leipzig, Teubner. 1891—1894.

JORET, Charles, La Rose dans l'antiquité et au moyen-âge. Histoire, légendes et symbolisme. Paris, E. Bouillon. 1892.

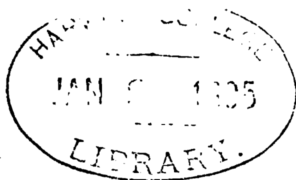
ISOLA, J. G., Storia delle lingue e letterature romanze, Parte III, Dispensa 1a. Le Storie Nerbonesi, romanzo cavalleresco del secolo XIV, appendice, vol. IV. Genova, Tipografia del R. Istituto Sordo-muti. 1891.

KALUZA, Max, Chaucer und der Rosenroman. Eine litterargeschichtliche Studie. Berlin, Emil Felber. 1893.

KASSEWITZ, Dr. Joseph, Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen. Leipzig, Gustav Fock.

KEIPER, Dr. Philipp, Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Kaiserslautern, Aug. Gotthold. 1891.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)



Keltische Sprache und Literatur.

. **Langues celtiques.** — Avertissement. L'auteur de cet article ne s'occupant pas, en général, dans sa révision, des travaux qui ont paru avant 1890, les lecteurs qui voudraient suivre le mouvement des études celtiques avant cette époque pourront, outre la Revue Celtique[1]), qui en est le répertoire le plus complet, consulter avec fruit l'article d'E. Windisch sur la classification des peuples celtiques et les sources de leurs littératures, paru sous le titre de *Keltische Sprachen* dans l'*Allgemeine Encyclopœdie der Wissenschaften und Künste* d'Ersch et Gruber XXXV, zweite Section, p. 132 et. suiv.; le travail du même auteur »*Keltische Sprache*« dans Gröbers *Grundriss der romanischen Philol.* p. 283[2]); une revue d'ensemble de la Philologie celtique de 1880—1886 par R. Thurneysen[3]).

Grammaire et linguistique. — Vieux-celtique. L'événement capital en cette matière est l'apparition du premier fascicule de l'Altceltischer Sprachschatz d'Alfred Holder[4]), dont l'annonce avait été accueillie avec satisfaction par le monde savant et en particulier par les Celtisants. On se réjouissait à la pensée de trouver enfin réunis dans un recueil systématique les matériaux épars que peuvent fournir l'histoire, l'épigraphie, la numismatique, et aussi les résultats des recherches de la linguistique celtique depuis qu'elle est devenue une science avec l'apparition de la *Grammatica Celtica* de Zeuss. Cette première livraison atteste chez l'auteur des lectures très-étendues, les plus sincères efforts pour justifier l'attente et la confiance du public. Si même le début de cette grande publication, sans être une véritable déception, prête sur des points importants à la critique, c'est peut-être que l'auteur a été trop scrupuleux et a voulu être trop complet. Il a été ainsi entraîné à grossir démesurément son recueil, à le surcharger de choses inutiles, à négliger certaines questions importantes et à s'aventurer trop souvent sur le terrain pour lui encore glissant de la linguistique néo-celtique. Holder s'est cru obligé, on ne sait vraîment pourquoi, pour tous les noms propres, de citer *in-extenso* tous les passages des auteurs grecs et latins qui les concernent, sans que ces cita-

---

1) La Revue Celtique a été fondée par H. Gaidoz en 1870 et dirigée par lui jusqu'au tome V. A partir du tome VI fascic. I, elle a été sous la direction de M. d'Arbois de Jubainville avec la collaboration de J. Loth et E. Ernault. 2) L'influence du celtique sur le roman y est, à mon avis, fort exagérée. 3) Report on Celtic philology (extrait des Transactions of the phil. society de Londres, 1880—1886). 4) Altkeltischer Sprachschatz von Alfred Holder, Erste Lieferung. A—Ate; Leipzig, Teubner 1891. 254 p., gr. 4°. Preis 8 Mk.

tions nous apprennent rien sur la forme de ces noms et leur évolution dans le cours des siècles (voir à *Arverni, Arar, Arelate, Aedui* etc.). L'article *Aremoricos* peut fournir un exemple caractéristique des défauts de la méthode de l'auteur. Le mot ayant varié de forme, *Aremorica* ayant évolué régulièrement en *Armorica*, il était indispensable de donner le tableau des différentes formes par ordre de date, de discuter brièvement les textes où *Armorica* apparaît indûment à la place d'*Aremorica*. Pour les évolutions de sens du mot, il suffisait de renvoyer aux travaux spéciaux sur cette matière ou de les résumer en quelques mots. Holder au lieu de cela donne ou croit donner tous les textes, sans qu'on puisse suivre la chronologie des formes. Il cite des documents du XI[e]—XII[e] siècle, sans le moindre intérêt pour la question, et néglige une variante importante de Paeanius qui rétablit la forme qu'on devait trouver chez Eutrope. Il donne comme bretonnes des formes *armorik*, *armory*, qui sont des créations savantes et récentes et ne sont pas le moins du monde des formes évaluées d'*aremoricos* et d'**armoria*.[5]) Un autre reproche sérieux que me sugère le même article. L'auteur m'emprunte avec quelques erreurs en plus[6]), une partie de mon travail De Vocis aremoricae usque ad sextum post Christum natum saeculum forma atque significatione[7]), particulièrement mon explication de la singulière appellation *Britania in paludibus* de l'Anonyme de Ravenne, sans me nommer une seule fois. Or, à chaque instant, à propos d'étymologies souvent en l'air ou insignifiantes, des noms de celtisants sont cités. On pourrait croire, par conséquent, que toutes les fois qu'il n'y a pas de renvoi on est en présence de découvertes de Holder. Il n'en est rien. C'est ainsi qu'il ne cite pas Rhys lorsqu'il lui emprunte sa thèorie sur *addedo* — et son rapprochement avec *Gwynnassed*[8]), et le nomme à propos d'étymologies beaucoup moins importantes. On aurait, à chaque instant, à faire des remarques de ce genre. L'auteur semble ignorer Diefenbach, Glück etc. Holder a aussi démesurément étendu le cercle de ses recherches. On le voit introduire à chaque instant dans le vieux-celtique des noms tirés de documents du IX[e] et même du XI[e] — XII[e] siècle, par exemple de la vie de Saint Paul Aurélien, évêque de Léon, de la vie de Gildas, sous prétexte probablement que ces saints vivaient au VI[e] siècle (*Tigernomaglus, Are-Cluta* pour *Are-Clota* etc.), mais il fallait pour les distinguer des formes plus récentes introduites par le temps un travail critique sérieux exigeant une connaissance approfondie de l'histoire des langues brittoniques. Holder d'ailleurs est loin de connaître tous les documents du genre de la vie de Paul Aurélien: les éditions qu'il a consultées ne sont pas toujours les meilleures. C'est ainsi qu'il a négligé la version de la vie de Paul Aurélien publiée dans la Revue Celtique, lui a préféré le mauvais texte des Bollandistes et a ainsi introduit dans son répertoire des formes fantastiques comme *Admachen* (lis: *Amachdu*), *Achimis* forgé sur *achim* pour *Achm*, etc. — Les connaissances géographico-historiques de

5) Cf. Revue celtique VII, p. 150—151. 6) J'ai prouvé que les Caletes étaient comptés parmi les Armoricains. Holder borne cependant l'Aremorica à la Seine. Il ne précise pas davantage les changements survenus dans les limites de l'Aremorica ni dans la signification de ce terme. 7) De vocis Aremoricæ usque ad sextum post Christum natum sæculum forma atque significatione facultati litterarum Parisiensi thesim proponebat J. Loth, Redonibus 1883. 8) Rhȳs, Lectures on Welsh Phonology, 2[e] édit., London, Trübner 1879, p. 423.

l'auteur laissent aussi à désirer. En voici une preuve assez caractéristique et qui est de nature à soulever des doutes sur l'exactitude de Holder. Il identifie l'*Aregenua* de Ptolémée avec l'Arguenon, qu'il écrit *Argenou*, petit fleuve de Bretagne, qui arrosait le territoire des Curiosolites et passe non loin de Corseult. Or Ptolémée donne son *Aregenua* comme un fleuve des Viducasses, dont le nom se retrouve dans Vieux en Normandie, et dont le territoire n'est même pas voisin de celui des Curiosolites. Ce qu'il y a de plus surprenant, c'est qu'au mot *Arganion*, Holder donne comme prototype d'*Arguenon*, ARGANONA. Outre deux erreurs historico-géographiques, il en commet une encore plus grave de linguistique. *Arguenon* ne peut représenter un vieux-celtique *Aregenua* ni *Arganona*. Le *g* eût disparu complètement dans *Aregenua*, et fût devenu spirant dans *Arganona*. Soit dit en passant, Holder choisit quelquefois singulièrement ses autorités. A quoi bon, à propos des *Ambibarii*, dire que la variante *Ambarri* a été préférée par Desjardins dans sa »Géographie de la Gaule«'? Desjardins n'est pris au sérieux par personne en matière de critique de texte. Il cite bien 5 ou 6 éditions de César dans ses sources, mais il est facile de voir qu'il n'en a consultè qu'une et la plus vieillie. — Une connaissance insuffisante des langues néo-celtiques se révèle aussi trop souvent. D'abord l'auteur a une tendance fâcheuse à confondre les phénomènes des diverses époques. C'est ainsi qu'il cite comme exemples de l'affaiblissement d'ŏ en *a* le gaulois *καρνον*, et *Corba-lengi* forme du VI[e] siècle, et peut-être gaëlique (p. 3). Les deux phénomènes n'ont de commun que l'apparence. Sous les noms en *-acus*, Holder a cru devoir réunir tous les dérivés même de gentilices et de cognomina d'origine latine. Son dépouillement, incomplet malgré de louables recherches, a le tort de comprendre beaucoup de formes d'une reconstitution laborieuse et souvent en pleine évolution romane et non celtique: *Aghiacus* donné comme vieux-celtique pourrait bien n'être qu'*Aciacus* en évolution romane; c'est en effet le nom d'un évêque qui se trouve dans un document de la fin du VII[e] siècle (Pardessus, Diplom, no. 401, année 683). Holder fait dériver *Ratiniacus* de RATIN- fougère, mais on remarque une RATINIA ingenua dans les Inscr. Gall. Narb. — Le cymrique *Arganhell* dont Holder aurait dû indiquer la provenance et qui est tiré du Lib. Landav. p. 162 est en cymrique moderne *Arianhell*, et ne doit pas se couper en *Arganthell*. L'*h* est dû à la présence de l'accent sur *-ell*, suivant une des lois les plus connues du cymrique; *Arganhell* représente régulièrement un vieux-celtique ARGANTĬLLA. Tout justement, quelques lignes plus bas qu'*Argantọ-*, je remarque ARGENTILLA. Ce n'est pas le suffixe *ar-no-* mais bien *-erno-*, qui se trouve dans le breton *Louarn* reconstituè par Holder sous la forme LOVARNOS, comme le prouve *Lovernaci* dans les Inscr. Brit. Christ. et le vannetais actuel *luern*, renard, sans parler du roi arverne *Luernios*. Le changement d'*e* en *a*, dans cette situation, est assez récent. — Gildas ne devait pas être cité sous le suffixe *-asius*, la forme bretonne actuelle *Gweltas* montre, que l'*s* a été appuyé en vieux-celtique par une autre consonne. Autrement, suivant la règle, *s* intervocalique eût disparu. En outre *Gildas*, si on le rapproche de *Gweltas*, ne peut pas être une forme vieille-celtique: autrement Gildas eût évolué au XII[e] siècle, en Armorique en **Gweotas*, par vocalisation de *l* devant la dentale. Enfin, l'*i* doit représenter non ī vieux-celtique, mais ē = *ei*, *ai*. La forme cymrique *Gildas* est un *book-word*. Il est fort probable que le nom de Gildas nous est parvenu sous une forme

anglo-saxonisée. — Suivant Holder, le suffixe *-ălis* a pour représentant en breton *-el*, et cela parce qu'il existe en breton un forme *hevel* qu'il fait remonter à *SAMALIS, semblable. Or *SAMALIS a un représentant qui est en cymrique *hafal*, en breton -moyen *haval*, vannetais actuel *haval*. Le doublet *hevel* appartient à la même racine, mais n'a pas eu la même dérivation; cf. cymr. *(e)fel*, breton *evel*, comme. — Pourquoi donner un suffixe *-āc-e* tout exprès pour *Tuncetace*, nom de femme du VI[e]—VII[e] siècle après J.-Chr., dans lequel *e* peut être ou génitif ou représenter un *a* en voie de disparition? (cf. *Caune.*) — A propos du suffixe *-acta-*, il fallait citer à côté du cymrique *-aeth*, le breton *aez, ez*. — Le cymrique *aidd* ne peut, quoi qu'on en ait dit, être identifié directement avec l'irlandais *aid*, ni avec la racine d'*αἴθω*: on aurait eu *oedd*. *aidd* a dû sortir de formes dérivées, par voie d'analogie. — Le breton *ec'houeder*, *alc'houeder*, ne doit pas être rapproché d'*alouette* ni d'*alauda*. Le vocalisme et le consonantisme de ces formes sont aux antipodes. — Sous *ál-io-s*, on trouve confondus le breton *all, eil;* cymr. *all, eil: all*, autre = ALLO-S; *eil*, second = AL-IO-S. — Sous le suffixe *-ānus* on trouve avec surprise **Calet-ānus*, forme pretendue vieille-celtique pour *Kaledān* (sic!); *Fracānus*. Le suffixe est *ăno*. Si le suffixe avait eu l'*ā* long, on aurait eu aux IX[e]—X[e] siècle *Kaledon, Fracon*. L'*ă* bref dans *Fracan* est garanti aujourd'hui encore par le nom de commune *Plou-Fragan*, près Saint-Brieuc (PLEBS FRACĂNI). — *Anavo-beccānus* est une forme imaginaire forgée sur un faux *Anauu-bechan*[9]), du Cartul. de Redon. *Beccānus* avec son *ā* long est une impossibilité, en face du gallois *bychan* et de l'armoricain *bihan*. — Pour plusieurs noms de lieux on ne sait en présence de quelle espèce de forme on se trouve. Je rencontre *Aiarnacum*, Jarnac. Je serais curieux de savoir où cette forme est puisée. Pour tout renseignement je vois à côté du nom *O*. Je me réfère à la liste des abrèviations: *O* signifie *Ortsname*. — En somme si on éliminait de la première livraison les citations inutiles, les articles extraits à peu près textuellement des livres d'étymologie courante comme les »Grundzüge der Gr. Etym.« de Curtius, la Gramm. Celt., auxquels il eût suffi de renvoyer, elle serait réduite de près d'une moitié. Et ce qui resterait ne serait pas à l'abri de la critique. Tel quel néanmoins, ce recueil rendra de grands services aux savants qui s'en serviront avec prudence. Il ne dispensera pas de longues années d'études nécessaires pour arriver à parler avec quelque compétence du vieux-celtique. Mais il fournira des matériaux nombreux sur lesquels pourront s'exercer avec fruit la science et l'imagination de ceux qui posséderont à fond les langues néo-celtiques. Il sera nécessaire avant de s'en servir de procéder à un triage sévère pour séparer le celtique de ce qui n'en est pas et le néo-celtique du vieux-celtique. Holder se fût épargné bien des critiques en intitulant son œuvre matériaux pour Alt-Celtischer Sprachschatz. — Je mentionne pour mémoire l'Essai de grammaire gauloise d'après les monuments épigraphiques de M. Serrure[10]), que je ne connais que par une note de la Revue Celtique.[11]) On est évidemment en présence

---

9) Le manuscrit porte Anau-lechan qu'il faut peut-être corriger en Anau-lethan (v. J. Loth, Chrestomathie bretonne, p. 144). 10) Essai de grammaire gauloise d'après les monuments épigraphiques, suivi d'une reproduction des principaux textes, et d'un coup d'œil sur la langue des Gaulois depuis César jusqu'à Charlemagne, par A. Serrure, ancien avocat au barreau de Gand. Paris, Thorin 1889, in-8°, 100 p. 3,50. 11) Revue Celtique XI, p. 240.

d'un cas pathologique qui relève beaucoup plus de la médecine que de la critique. Serrure prétend avoir trouvé la clef du gaulois sans connaître un mot des langues néo-celtiques, et déclare que c'est inutile, les Bretons étant des *Cimmeriens* et leur langue n'ayant rien de commun avec le celtique des Gaules. Quant à Zeuss, il le méprise et l'ignore systématiquement.

M. Salomon Reinach a achevé son travail sur les Gaulois dans l'art antique.[12] C'est la première fois comme le fait remarquer M. d'Arbois de Jubainville qu'il paraît une œuvre d'ensemble sur les monuments figurés, qui nous apprennent quelle idée les artistes de l'antiquité se faisaient du type celtique et par quels caractères ils distinguaient les Gaulois.[13] — Le Catalogue des monnaies gauloises de la Bibliothèque nationale, rédigé par Ernest Muret et publié par les soins de M. A. Chabouillet, conservateur du département des médailles et antiques, paru chez Plon, Paris 1889 (in-4° de XXVII—327 pages), rendra de grands services. Il contient 10,413 numéros. — On pourra lire avec fruit sur la numismatique gauloise l'article de M. A. de Barthelémy: Essai de classification chronologique de différents groupes de monnaies gauloises, paru dans la Revue Celtique XI, p. 173. — L'épigraphie gauloise trouvera aussi à glaner dans l'Epigraphie romaine du Poitou et de la Saintonge (Paris, Melle, 1889, in-8°) de M. Espérandieu, et le recueil des Inscriptions romaines de Bordeaux (1887—1890); 2 vol. in-4°), publié par M. Jullian. Les deux auteurs ne sont malheureusement guère au courant des études celtiques.[14] — M. Thédenat qui avait publié en 1887 dans la Revue Celtique VIII p. 378 et suiv. une liste des noms barbares absents de la liste de Creuly, continue dans la même revue, tome XII p. 131 et suiv., sa publication à l'aide des recueils épigraphiques parus depuis.

Néo-Celtique. — Travaux de linguistique générale. Depuis la découverte des lois de l'accent en vieil-irlandais faite simultanément par Zimmer[15] et Thurneysen[16], la plus importante contribution qu'ait apportée l'étude des langues celtiques à la grammaire comparée des langues indo-européennes, a été de faire connaître l'origine et le caractère véritable du prétendu médio-passif italique et celtique en *-r*. On avait abandonné depuis longtemps la théorie de Bopp, que *r* venait de l'*s* du pronom réfléchi de la 3ème personne (*amatur* = *amat-se* avec *u* pour voyelle de liaison), le rhotacisme étant inconnu de l'osque et du celtique. Windisch dans le tome VIII, p. 465 des »Beiträge z. vergl. Sprachf.« fit ressortir la ressemblance des troisièmes personnes du parfait indien comme *mĕnirē* avec l'irlandais *do-ménar*. Depuis longtemps tous les écrivains de langue celtique[17] se

12) Revue archéol. XIII (1889), p. 10—22; p. 317—352. 13) Revue Celt. XI, p. 244. 14) Revue Celtique XI, 241; 380. 15) Keltische Studien, 2. Heft: Über altirische Betonung und Verskunst, Berlin, 1884. 16) L'accentuation de l'ancien verbe irlandais, Revue Celtique VI, 129 et suiv.; cf. ibid. 309 et suiv. 17) Dans mon Essai sur le verbe néo-celtique, Paris, Leroux, 1882, dans lequel mon seul but était de tâcher de montrer le lien entre le verbe en irlandais et en brittonique moderne avec le verbe en vieil-irlandais et en vieux-brittonique, j'ai fait très-nettement ressortir, surtout pages 36-37, que le suffixe en *-ar* était un suffixe à valeur active, que l'irlandais *nom berar* devait se traduire *on me porte*. Je suis même allé, p. 37, jusqu'à y voir un suffixe de nom d'agent, théorie phonétiquement insoutenable.

refusaient à voir dans les formes irlandaises ou brittoniques en -*r* des formes passives et les considéraient comme actives. Partant de cette particularité si significative et de la ressemblance évidente des formes celtiques et italiques en -*r* avec des terminaisons du vieil-indien, Windisch et Zimmer arrivèrent séparément à la solution du problème, au moins dans ses grandes lignes.[18]) Leurs théories diffèrent sur des points importants.[19]) Pour l'origine du suffixe, Zimmer partant de -*r* qui devient regulièrement en vieil-indien -*ur* après une consonne et pénètre par voie d'analogie de l'actif au moyen (**duhatē duhr-ē* d'après *duhati, *duhur*) et dans d'autres formes, écarte une difficulté sérieuse que laisse subsister Windisch: c'est que l'élément caractéristique *r* se trouve en sanscrit avant la désinence ordinaire du verbe, tandis qu'en italique et en celtique, il vient après. La naissance du passif et du déponent est expliquée également de façon fort différente. L'étude des formes en -*r* dans les langues brittoniques est plus neuve et plus complète chez Zimmer. Les deux savants sont d'accord sur ces points capitaux: 1° le suffixe -*r* est indo-européen; 2° ce suffixe en arien, celtique et italique était d'abord exclusivement un suffixe de la troisième personne du pluriel, à sens actif. Les conséquences de cette découverte sont fort graves. Il ne saurait plus sérieusement être question d'un passif italo-celtique. Le passif et le déponent se sont développés suivant des procédés analogues en irlandais et en italique, mais séparément. C'est en vain, en effet, que Windisch, p. 176, fait remarquer que l'irlandais *bertar* = *feruntur*. Le brittonique ne montrant nulle part une 3e pers. du pluriel en -*r*, quoi qu'il conserve parfaitement la désinence en -*nt*-, et que le suffixe en -*ar* y soit très-vivant, il est invraisemblable que cette forme y ait jamais existée. *Bertar* est donc né après la séparation des Gaëls et des Bretons. L'unité gaidelo-brittonique n'a dû connaître, comme le soutient Zimmer, que les formes en -*ar*, et peut-être aussi une troisième personne en -*tar* formée par adjonction du suffixe -*ar* au -*t*- de la 3e personne du singulier. En effet, les formes galloises en -*itor*, -*ator*, -*otor*, citées par Zimmer, montrant généralement le *t* non affaibli en *d*; il faut en conclure qu'à la 3ème personne du sing. en -*it*, -*at*, s'est joint non un suffixe -*or* (-*aur*), mais -*tor*, -*tawr*. Ce suffixe suppose une terminaison déjà vieille analogue aux formes irlandaises, comme carthar. Comme en irlandais, il n'a dû guère exister qu'à la IIe et IIIe conj. (Ie et IVe conj. latines). On remarquera que les formes cymriques sont le plus souvent en *ītor* et -*ator* et formées probablement par conséquent sur des formes absolues de la 3e pers. du sg. de ces conjugaisons. Dans -*ator*, l'*a* a pu être affaibli par analogie avec *caram*.

La même livraison de la Kuhns Zeitschrift contient une étude trés-détaillée de Zimmer sur le prétérit en -*s* en irlandais et en brittonique.[20]) On remarque, entre autres théories neuves et hardies dans ce travail très-touffu et très-suggestif, une hypothèse fort séduisante de l'existence de formes jointes ou dépendantes, plus courtes, et de formes

18) H. Zimmer, Kelt. Stud.; Kuhns Zs. XXX, p. 224 — E. Windisch, Über die Verbalformen mit dem Charakter *r* im Arischen, Ital. u Kelt. (Abhandlungen der philol.-hist. Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissensch. X, No. VI). Leipzig, Hirzel, 1887. 19) On peut lire un compte-rendu très-clair de la théorie de Windisch par Duvau dans la Revue Celtique IX, p. 397. 20) Kuhns Zeitschrift XXX, p. 112: Die Schicksale des indo-germ. *s*-Aorists im Irischen und die Entstehung des kelt. *s*-Praeterit.; ibid. p. 198: Das sogenannte *t*-Praeteritum der keltischen Sprachen.

indépendantes, plus longues, dans la conjugaison indo-européenne (Prés. *bhereti*: *pro bheret*; Impf. *e bheret*: *pro e bheret;* p. 119 note 1). Thurneysen[21]) tout en se rendant sur certains points aux arguments de Zimmer, est d'avis que la question principale n'est pas résolue; suivant lui, même après le travail de Zimmer, il reste à savoir comment le prétérit faible en *-s* (*ss*) irl. et britt. se rattache à l'aoriste indo-européen en *-s,* avec lequel nul ne conteste qu'il n'ait une origine commune.

La Ve partie des Morphologische Untersuchungen d'Osthoff et Brugmann présente une étude de Brugmann qui touche à des questions intéressantes pour les Celtisants: Die Bildung der Zehner und der Hunderter in den indo-germ. Sprachen. L'auteur se demande, page 24, quelle est la quantité primitive de l'irl. *fiche*, vingt. L'*i* bref de *fiche* peut venir d'un rapprochement avec *tricha* (**tri-conts*).

Thurneysen, comme le rappelle Brugmann, s'est aussi demandé (Kuhns Zeitschr. XXVI p. 310) si le cymrique *uceint* remontait à *VEICANTĪ par *OICANTI, comme *un* d'*OINOS. Thurneysen cite, à ce propos, le cymrique *ucher* = irl. *fescor*; (ϝ)έσπερος et d'après ces formes, serait porté à tirer *uceint* de *VĪCANTI par *VECANTI. L'exemple d'*ucher* ne prouve rien. *Ucher,* en effet, est celtique, tandis que *fescor,* variante *fescer* est emprunté à VESPER; le cymrique a un équivalent de *fescer,* c'est *gosper* emprunté à VESPERUS. Il existe une forme en vannetais qui paraît trancher la question en faveur de ī dans *ui-*, c'est *uigent.* L'absence de *gu* pour *u* initial, dans tous les dialectes brittoniques est due à l'analogie, aux formes composées comme *triugain* (soixante). La disparition de l'*i* doit venir aussi de là.

Travaux particuliers: vieil-irlandais. Les nombreux textes qui forment les annales irlandaises, n'avaient pas été jusqu'ici étudiés au point de vue philologique. Whitley Stokes a eu l'heureuse idée de les compulser à ce point de vue, et il a reconnu qu'il y avait là une mine fort riche à explorer.[23]) En quelques semaines, il a pu recueillir plus de 3500 mots, dont la plupart ne se trouvent dans aucun dictionnaire ou ont été mal lus ou mal interprétés. Son travail se divise en mots irlandais étymologiquement intéressants; emprunts bas-latins; emprunts au vieux-français; au cymrique; au vieux-norrois; à l'anglo-saxon; une liste de noms appartenant à différentes nationalités. Le catalogue des noms Pictes est particulièrement important. Il prouve clairement la fausseté de la thèse soutenue par M. Rhys, que les Pictes étaient *non-ariens.* Il en ressort avec évidence que la langue picte était bien celtique et vraisemblablement plus rapprochée du groupe cymrique que du groupe gaélique. Dans la Revue celtique XI, p. 493, Whitley Stokes publie une liste d'emprunts au vieux-norrois, qui jusqu'ici n'avaient pas été remarqués.

Le même savant a publié dans la Kuhns Zeitschrift, XXXI (XI) p. 232 et suiv. sous le titre Hibernica, avec un commentaire philologique, une série de gloses irlandaises, allant du VIIIe au XIe—XIIe siècle, tirées de divers manuscrits: Palat. 68; 830 de la bibl. du

---

21) Kuhns Zeitschrift XXXI, p. 62: Zu den irischen Verbalformen sigmatischer Bildung. 22) Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indo-germ. Sprachen. V. Teil, Leipzig, Hirzel. 1890. 23) On the linguistical value of the irish annals (Mémoire lu devant la Philological Society, de Londres, le 6 janvier 1890, et extrait des Transactions de cette société).

Vatican; Livre d'Armagh de la bibl. du Trinity College de Dublin; ms. de Würzburg contenant l'évangile de St. Mathieu (une note du IXe siècle); ms. de Baeda de Reichenau, bibl. de Carlsruhe no. CLXVI (fragments en vieil-irlandais découverts par Alfred Holder); ms. 70 de la bibl. Bodléienne d'Oxford, ibid. Laud 460. On remarque dans ces gloses un certain nombre d'emprunts latins: antert = ANTE TERTIAM; tert = TERTIA; sest = SEXTA; noon = NONA; fescer = VESPER; maten = MATUTINUM (ou mieux MATTINUM). Le gallois *anterth* est un emprunt clérical et savant à ANTE-TERTIAM, comme le montre l'absence d'infection; *nawn* = NǪNA, également, comme le montre le timbre ǫ. Whitley Stokes me semble avoir tort de rapprocher le gallois *ucher* de *fescer*. *Ucher* est celtique, tandis que *fescer* est emprunté à *vesperus*. C'est le cymrique *gosper*, breton *gousper* qui devait être identifié avec *fescer*.

L'infatigable chercheur a publié dans l'Academy du 18 janvier 1890[24]), de nouvelles gloses en vieil-irlandais et en vieux-breton-armoricain, découvertes par lui dans un manuscrit de Turin et divers mss. de Rome: F. IV. 1 de la Bibl. naz. de Turin; Bibl. Vatic.; Regina 215 E; 296 (Xe siècle); Regina 696 et Vatic. ms. lat. 1974 (ces deux derniers du XIIe siècle. Il les a publiées avec commentaire dans le tome XVII, p. 133 et suiv., des Bezzenberger Beiträge.

Le mémoire de Windisch, Über das altirische Gedicht im Codex Boernerianus und über die altirischen Zauberformen[25]), se distingue par d'utiles corrections, d'ingénieuses lectures et un progrès réel dans l'interprétation de ces textes si difficiles, déjà étudiés par divers savants.

Le langage des chaudronniers ambulants d'Irlande va fournir une contribution fort utile et bien inattendue à l'étude du vieil-irlandais. M. John Sampson a prouvé dans son mémoire The tinkers and their talk qui a paru dans le numéro d'octobre 1890 du Journal of the Gypsy Lore Society que le langage appelé communément *Shelta* (mieux *Sheldhrū*), découvert en 1876 et reconnu pour celtique par M. C. G. Leland, était une modification systématique du gaëlique d'Irlande. Kuno Meyer dans un mémoire On the irish origin and the age of Shelta[26]) confirme la thèse de Sampson et établit même que ce langage est d'une grande antiquité, qu'il en est question dans divers mss. irlandais et que sa connaissance n'était pas limitée aux chaudronniers mais était encore répandue parmi les lettrés et poètes irlandais, vraisemblablement ses premiers inventeurs. Beaucoup de mots de cette langue ont été formés non sur l'irlandais moderne mais sur le vieil-irlandais. Kuno Meyer se demande comment ce langage a pu devenir le monopole des chaudronniers et remarque qu'un de ces clans de chaudronnier du Connaught porte le nom de Creenies. M. Mac Ritchie a identifié ce nom ainsi que celui des Kreenies du Whigtownshire avec le nom gaëlique des Pictes, *Cruithni,* et appelé l'attention sur le fait que les Gypsies appellent les chaudronniers irlandais *Crink* = *Cruithneach.* Or il est prouvé que des tribus Pictes (*Túatha Cruithnech*) se sont établies dans le Connaught.[27]) La question de

24) Cf. Rev. Celt. XI, p. 210; 214. 25) Sonderabdruck aus den Berichten der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Sitzung im Juli 1890. 26) Extracted from the Journal of the Gypsy Lore Society, Janvier 1891. 27) Whitley Stokes, On the linguistic value of the irish annals, p. 26 no. 42.

linguistique se compliquerait donc d'une très-intéressante question d'ethnographie. On ne peut que souhaiter que Kuno Meyer applique à les résoudre sa science si étendue et sa critique si sûre et si ingénieuse.

M. Robert Atkinson s'est proposé de montrer dans son mémoire On the uses of tow inflectional forms of the verb in irish[28]), par l'étude du présent habituel irlandais et de la terminaison relative *-as* combien les principes de la grammaire irlandaise étaient méconnus chez les écrivains actuels et combien il serait urgent de débarrasser la langue écrite des abus qui s'y sont introduits par l'ignorance et la négligence des écrivains. Atkinson, comme Standish O'Grady, sont de ceux qui voudraient attirer l'attention des celtisants sur l'irlandais moderne, beaucoup trop négligé, et soutiennent, avec raison, que son étude pourrait être d'un puissant secours pour la linguistique et la philologie celtique à toutes les époques.

Brittonique (cymrique, cornique, breton-armoricain). — Cymrique. Depuis l'apparition des Lectures on Welsh Phonology[29]) de G. Rhys, ouvrage capital pour l'étude du cymrique, les travaux les plus dignes de remarque sur la grammaire de cette langue, sont ceux du Dr. Max Nettlau: Beiträge zur cymrischen Grammatik. Leipz. Diss. 1887; Observations on welsh pronouns[30]); Observations on the welsh verbs.[31]) Ce sont d'utiles contributions à l'étude historique du cymrique, et en particulier des variétés dialectales de cette langue. Les observations sur les verbes gallois sont loin cependant d'être aussi neuves que l'auteur semble le croire: Les faits principaux, les divisions en classes verbales, par exemple, étaient depuis longtemps connus. Max Nettlau continue dans la Revue Celtique[32]) ses Notes on Welsh consonants, notes très-utiles pour l'étude des formes dialectales et la chronologie des certains phénomènes. Je remarque, Revue Celt. XI, p. 78, 101, un rapprochement qui prouve que l'auteur est moins familier avec les dialectes bretons armoricains qu'avec les particularités du cymrique: Nettlau identifie avec le cymrique, *boly, bol* le bas-vannetais pluriel *bolow. Bolow* est pour *boelow*, forme existant encore en Haute-Cernouaille (au sg. *boel*), correspondant au moyen-armoricain *bouzellou. Daly, dala* ibid. aurait dû être rapproché de l'armoricain *dalc'h*; *hely, hela* de *hemolc'h* (pour *emholc'h*); *cala, caly* de *calc'h.* La revue publiée en cymrique Y Traethodydd contient une étude sur l'orthographe cymrique, d'autant plus digne d'attention qu'elle repose sur les principes de la saine grammaire, ce qu'on chercherait vainement dans la plupart des publications cymriques, surtout des celles qui sont en langue nationale. Morris Jones[33]) y montre une connaissance approfondie de l'accentuation et de la quantité galloise. On voit qu'il a étudié avec fruit les Lectures on Welsh Phonology de John Rhŷs.

---

28) A paper read before the Royal irish Academy, March 16, 1890 and reprinted from the Proceedings, 3rd ser. Vol. I, no. 3. Dublin, University Press 1890. 29) Lecture on Welsh phonology, 1e édit. en 1877, 2e édit. en 1879. London, Trübner, in-8°. 30) Y Cymmrodor VIII (1877), p. 113 et suiv. (revue publiée par l'Honourable Society of Cymmrodorion, de Londres). 31) Y Cymmrodor IX, p. 56 et suiv. 32) Revue Celtique IX, p. 164; X, p. 105. 33) Y Traethodydd XLV (1890): Yr Orgraff, gan J. Morris Jones M. A. (L'orthographe, par J. Morris Jones) p 235 et suiv.; p. 322. Cette revue est éditée à Carnarvon, par D. W. Davies and Co.

Breton-armoricain. La Chrestomathie bretonne de l'auteur de cet article peut renseigner tous ceux qui voudraient s'occuper de breton-armoricain sur les sources pour l'étude de cette langue et de sa littérature, sur les moyens dont on dispose, grammaires, dictionnaires, et présente une série de documents, dont beaucoup inédits, classés par ordre chronologique depuis l'époque la plus ancienne que l'on puisse atteindre. Sur la Chrestomathie bretonne[34]), voir les comptes-rendus qui en ont été faits par E. Windisch, Literarisches Centralblatt, 4. April 1891; H. Zimmer, Deutsche Literaturzeitung, 3. Januar 1891; E. Ernault, Revue Celtique XI, p. 151. E. Ernault, a commencé dans les mémoires de la Société de linguistique de Paris[35]) la publication d'un Glossaire du breton-moyen qui promet d'être plus complet et d'un maniement plus facile que son Dictionnaire étymologique du moyen-breton, publié à la suite de la Vie de sainte Barbe.[36])

R. Thurneysen a publié dans la Revue Celtique XI, p. 86 quelques gloses bretonnes tirées du ms. 666 de la bibliothèque de Saint-Omer, ms. du Xe siècle écrit à Saint-Bertin; les gloses lui avaient été signalées par Stowasser. Après un court commentaire sur ces gloses de Münich publiées précédemment par lui, Thurneysen revient sur les Gloses cymriques à Juvencus et montre que quelques-unes de ces gloses sont irlandaises: quelques autres seraient le fait de gallois hibernisant. — Le Catalogue des mss. celtiques et basques de la biblioth. nationale par Omont (Revue Celt. XI. p. 189) est surtout intéressant pour le breton armoricain.

Romano-celtique. Le celtique interesse directement le roman, d'abord pour lui avoir fourni un certain nombre de *substrata*. Ceux que Diez a cru découvrir ont été l'objet d'une révision définitive dans son ensemble dans le Keltoromanisches de Thurneysen. Il est à souhaiter que Thurneysen embrasse dans une étude complète tous les *substrata* celtiques en roman, travail pour lequel personne n'est mieux préparé que lui. Il est vrai que les richesses du vocabulaire celtique, irlandais et brittonique, sont encore loin d'être connues. L'étude du celtique se rattache encore aux études romanes par un autre lien: les Celtes des îles Britanniques ont reçu des Romains un grand nombre de mots latins. Les emprunts irlandais sont les moins importants. Les plus intéressants leur sont venus par des bouches bretonnes; les autres sont, presque tous, des emprunts faits au latin écrit par des lettrés. Ils ont été l'objet d'un travail d'ensemble au point de vue du vocalisme et du consonantisme par Güterbock.[37]) Les mots latins dans les langues brittoniques (cymrique, cornique, armoricain ou breton-armoricain) sont au contraire d'un intérêt capital à la fois pour l'étude du brittonique du Ier au Ve siècle de notre ère et pour la chronologie de beaucoup de phénomènes romans. Ces mots en effet, au moins ceux qui ne sont pas d'origine savante, ont été empruntés directement au latin pendant la domination romaine en

---

34) Chrest. bret. (armoricain, gallois, cornique). I. bret.-arm. par J. Loth, professeur à la Faculté des Lettres de Rennes. Paris, Bouillon, 1890. 35) Mémoires de la société de linguistique de Paris VI, p. 416; VII, p. 197 (A—G). 36) Le Mystère de Sainte Barbe, publié avec traduction française, introduction et Dictionnaire étymologique du breton-moyen par E. Ernault. Paris, Thorin, 1888 in-4°. 37) Bemerkungen über die lateinischen Lehnwörter im Irischen. I. Teil. Leipzig, 1882; cf. Schuchardt, Revue Celtique V, pp. 489-495.

Bretagne. Leur importance n'avait pas échappé à Zeuss, ni à Ebel qui en a même dressé une liste, fort incomplète, il est vrai.[38]) Whitley Stokes en a signalé un bon nombre dans ses Middle-Breton hours et ses publications corniques.[39]) J. Rhŷs a réuni les mots cymriques d'origine latine et les a soumis à un commentaire par ordre alphabétique, dans ses Welsh Words borrowed from latin.[40]) Son travail, malgré de grandes qualités, est incomplet même pour le cymrique; de plus, il n'est précédé d'aucun travail d'ensemble sur le vocalisme et le consonantisme de ces emprunts. Presque tous ces mots avaient été signalés déjà par Lhwyd dans son Archaeologia britannica[41]) et avant lui par le gallois Griffith Roberts, dans sa Welsh Grammar.[42]) L'auteur de cet article a entrepris et à peu près terminé sur les emprunts latins en brittonique un travail (Lautlehre et commentaire) qui paraîtra en 1892. Les travaux des romanistes, en particulier, dans ses derniers temps, ceux de Gröber, par exemple, dans l'Archiv für lat. Lex. de Wölfflin et le Lateinisch-romanisches Wörterbuch de Körting permettent de retrouver maintenant plus surement les véritables traits des mots latins passés en brittonique. Les services rendus ainsi au celtique par les études romanes seront, je crois, largement payées à celles-ci par la lumière que jettent les emprunts latins sur l'histoire de l'évolution du latin parlé. La première question qui se pose, c'est de savoir à quelle époque ces emprunts ont eu lieu. S'ils ont commencé avec la conquête romaine, c'est-à-dire vers l'an 43 de notre ère, et probablement avant, dès la conquête de la Gaule, à quelle époque ont ils cessé? L'archéologie et l'histoire sont d'accord, j'espère le prouver, pour indiquer que le latin a disparu avec les légions, que le génie romain tout en laissant des traces profondes et durables dans les mœurs de la Bretagne n'avait pas réussi à les transformer et avait en somme échoué dans ses tentatives d'assimilation. Mais on peut se demander si la langue latine, au milieu de l'évanouissement complet de la puissance romaine avait continué à être parlée après le départ des légions. Tout récemment, Pogatscher[43]) a émis l'avis que la population de la Bretagne, en exceptant les pays restés longtemps après l'occupation romaine de langue celtique avaient été romanisées. Le seul argument propre à Pogatscher, qui ne connaît que très-imparfaitement la question au point de vue historique, c'est que les Anglo-Saxons auraient emprunté, dans l'île, un grand nombre de mots latins portant déjà l'empreinte de l'évolution romane. Suivant lui, les emprunts latins faits par les Anglo-Saxons dans l'île, diffèrent nettement de ceux du continent par un trait commun et caractéristique: l'affaiblissement des ténues intervocaliques ou le changement de *p, t, c* entre deux voyelles en *b, d, g*. C'est pour lui un *criterium* certain pour distinguer les emprunts faits au latin par ces peuples sur le continent

---

38) Beiträge z. vergl. Sprachforsch. II, p. 239 et suiv.; III, p. 277-278. 39) Middle-Breton hours, Calcutta, 1876; Pascon agan arluth, Berlin, 1862; Gwreans an bys, London et Edinburgh, 1864; Bewnans Meriasek, London, 1872. Pour l'irlandais, v. Three irish Glossaries, p. XX. 40) Archæologia Cambrensis, 4 serie, IV (1873) pp. 258, 355, 390; V, 297. 41) Lhuyd, Archæologia britannica, 1707 (surtout la partie intitulée a british etymologicon). 42) Welsh Grammar, Milan, 1567; réédités en fac-simile en appendice dans la Revue Celtique 1870—1883; v. surtout la page 102 et suiv. de cette Grammaire. 43) Zur Lautlehre der griechischen, lateinischen und romanischen Lehnworte im Altenglischen, Strafsburg, 1888.

de ceux qu'ils ont faits dans l'île. Ce phénomène se serait produit en Gaule vers 400 après Jés.-Chr., et par conséquent dans la Bretagne romaine, vers la même époque. Par exemple, le mot *laeden* = LATINUS, montrerait que c'était un fait accompli dans l'île vers le milieu du V° siècle. En réponse à cet argument, on peut établir de la façon la plus péremptoire: 1° que l'affaiblissement des ténues intervocaliques est inconnu dans les mots latins passés en brittonique; 2° que cet affaiblissement ne s'est pas produit en Gaule avant la fin du VI° siècle; 3° que l'assibilation de *ti* + *voyelle,* commencée au V° siècle et sûrement accomplie en Gaule même dans la deuxième moitié du V° siècle ne se remarque dans aucun des 600 à 700 mots latins passés dans les langues brittaniques, à l'exception du cymrique *neges,* affaire, message, qui se dénonce comme un emprunt bien postérieur à l'occupation romaine et fait au moyen-âge, par la conservation du *g* intervocalique. L'absence d'affaiblissement de la ténue intervocalique dans les langues brittoniques suffisait déjà à ruiner le système de Pogatscher. On ne peut en effet supposer une conspiration et une entente de tous les Bretons pour n'emprunter aucun mot latin à partir du V° siècle. Les mots latins empruntés par les Irlandais dans le cours de ce siècle ne présentent non plus aucune trace d'affaiblissement de la ténue intervocalique. Or, il est sûr et reconnu par tous que la plupart de ces mots, et les plus importants leur ont été transmis par des Bretons. Mais on peut, pour plus de clarté, démontrer que l'affaiblissement des ténues intervocaliques n'a pas eu lieu en Gaule avant le milieu ou la fin du VI° siècle. Les romanistes ne sont pas d'accord sur la date des phénomènes qui atteignent les explosives ou muettes *p t c*; *b d g* entre deux voyelles. Suivant W. Meyer, l'échange entre *b* et *v*, le passage des explosives sonores ou moyennes *b d g* en spirantes, aurait eu lieu au II° siècle après Jés.-Chr. L'évolution des ténues *p t c* en *b d g* serait ancien aussi et on en trouverait de fréquents exemples à partir du VI° siècle.[44]) Cependant les exemples cités par Schuchardt pour la Gaule sont, en général, du VII° siècle.[45]) Dans les documents de l'époque mérovingienne le *d* pour *t* est assez fréquent[46]), mais ces documents sont en grande partie de la seconde moitié du VI° ou du VII° siècle. Nous avons un moyen beaucoup plus sûr et moins discutable de fixer la date où le phénomène de l'affaiblissement des ténues intervocaliques s'est accompli en Gaule. Les Bretons insulaires ont commencé leur mouvement d'émigration en Armorique, peu après l'arrivée des Saxons, c'est-à-dire dans la seconde moitié du V° siècle. Ils sont puissants dès la seconde moitié du VI° siècle. Un de leurs chefs, Conomorus livre bataille à Clotaire en 560. Le deuxième concile de Tours en 567 fait une distinction entre les Bretons et les Romains d'Armorique. Dès 579 ils paraissent avoir atteint vers le sud la limite extrême où devait s'étendre leur domination; c'est en effet à Aula Quiriaca (Guérande) que l'évêque de Nantes Félix va invoquer la pitié du chef breton Weroc en faveur de ses ouailles.[47]) Le pays occupé par les Bretons était, à leur arrivée, tout entier de langue romane. Il ne peut rester sur ce point important le plus léger doute. Bon nombre de noms de lieux répandus par toute la Bretagne et incon-

44) Gröbers Grundrifs I, p. 363, 23. 45) Schuch. Vocal. I, pp. 123 et s. 46) Cf. d'Arbois de Jubainville, Romania I, p. 318. 47) Greg. Tur., Hist. Franç. IV, 4; V, 32; cf. J. Loth, L'émigration bretonne en Armorique du V° au VII° siècle. Paris, Picard, 1884.

testablement d'origine gallo-romaine, par exemple les noms de *fundi* en *ac* présentent à l'époque où ils ont éte adoptés par les Bretons, les caractères spécifiques du roman, caractères absolument étrangers au celtique, par exemple, l'assibilation de *ci + voyelle, ti + voyelle*; le changement de *gi, ge* en *dj, j*; le maintien de l'*s* intervocalique etc. Ces noms sont très-nombreux: le Morbihan actuel en compte plus de cent et bon nombre d'autres ont disparu. Ces noms, absolument en période d'évolution romane au moment où ils ont été adoptés par les Bretons, ne présentent aucune trace de l'affaiblissement de la ténue intervocalique. Or, le brittonique, à partir du Xe — XIe siècle, et avant, sans aucun doute, dans la prononciation, change *p t c* intervocaliques en *b d g*; *b d g* en spirantes *v, j* (*yod*), *đ* dentale spirante sonore, aujourd'hui *z* français dans le dialecte de Léon: *Madec* = *Matoc* = *MATĀCOS; *Hegar* = *Hucar* = *SU-CARO-S; *Mabon* = MAPONOS; *mael* = *MAGILOS; *Buzic* = *Buđic* = BŌDICO-S etc. Il est clair que si à l'époque où le breton armoricain a adopté les noms romans en *-ac*, *p t c* dans ces noms étaient déjà devenus *b d g*, ils présenteraient à l'époque moderne la même évolution que *b d g* brittoniques, c'est-à-dire qu'ils seraient devenus *v, z, j* (*j* disparaît dans certains cas). Or, nous trouvons partout, à l'époque moderne, à la place de *p t c*, simplement *b d g*: *Aguénéac* (Morbihan), au XIIe siècle *Aguiniac* (prononcez *Agigna* avec *g* dur) = ACINIACUS (*c* = *qu* ou *cc*); *Cadelac*[48]) = CATULACUS; *Quedillac*[49]) = CATULIACUS (cf. *Chailly*); *Agulac*[50]) = ACULIACUS; *Radenac* = RATINACUS etc. Si, à l'époque ou ces lieux sont venus au pouvoir des Bretons, *p t c* étaient passés à *b d g*, nous aurions *Ajiniac* (*j* = *i* ou *yod*) et *Ainiac*; *Cazelac* et non *Cadelac*; *Aiulac* et non *Agulac*; *Razenac* et non *Radenac.*[51]) D'autres noms de lieu montrent également la ténue intervocalique intacte au moment de la prise de possession bretonne. *Naoned* = NAMNETES et non NAMNEDES; *Gwened* = VENETI et non VENEDI (Vannes); *Houat* = SIATA et non SIADA; *Hedic* pour *Edic* = ATICA (ms. ARICA) et non ADICA. *Namnedes, Venedi, Siada, Adica* eussent donné aujourd'hui *Naonez, Gwenez, Hoaz, Hezic.* Si on cherche à fixer la date de la prise de possession de ces pays romans par les Bretons, on se trouve en présence d'une période qui va du milieu du Ve au commencement du VIIe siècle. Quelques -uns ont été en leur pouvoir dès la fin du Ve siècle, mais il est absolument invraisemblable que tous les lieux le plus à l'est, ceux des pays des Rennes et de Nantes aient été occupés avant la fin du VIe siècle. Ces territoires n'ont été définitivement au pouvoir des Bretons qu'au milieu du IXe siècle. Comme leurs noms présentent tous les mêmes caractères, on peut affirmer qu'en Gaule, au moins au nord de la Loire, les ténues intervocaliques n'ont pas subi d'affaiblement marqué avant la seconde moitié du VIe siècle. Les exemples qu'on en peut citer auparavant prouvent tout au plus qu'il y avait une tendance vers l'affaiblissement. Les documents mérovingiens semblent bien indiquer que c'était un fait accompli au commencement du VIIe siècle.[52]) Ainsi s'écroule tout l'échafaudage sur lequel Pogatscher

48) G. de Cadelac, Anciens évêchés de Bretagne, par G. de Bourgogne et A. de Barthélémy III, p. 140, année 1261; cf. Cadellac, en Noyal-Pontivy, Morbihan. 49) Quédillac sur la Rance, évêché de Saint-Malo, ibid. p. 251. 50) Cart. de Redon, en 850, p. 367; appendice, Aguliac (cf. Eguilly). 51) Citons encore Merdrignac (Côtes-du-Nord), en 1220, Medregnac = Matriniacus: Madriniacus eût donné Mađrignac, Mezrignac. 52) Dans le testament de Bertrannus, du Mans, en 615, Cemariago, Bructiago, Cresciago, Vitimiago etc. Pardessus, Diplom.; cf. ibid. p. 132: villa Vigata, Fagido etc.

avait édifié sa thèse. Les mots latins passés en anglo-saxon et présentant le trait caractéristique de l'affaiblissement de la ténue intervocalique ont été empruntés très-probablement fort tard au roman de la Gaule. Les rapports des Anglo-Saxons avec les rois francs sont bien connus. Depuis le mariage de Bercta fille de Chariberct avec Aedilberct roi de Kent (560—616), les rapports ont été aussi intimes avec la Gaule qu'ils étaient tendus avec les Celtes de l'île.[53]) Il ne faut pas oublier qu'il y avait à l'époque mérovingienne même une colonie considérable de Saxons dans le Bessin. Les incursions des Saxons de la Loire sont aussi bien connues. Parmi les mots empruntés par les Anglo-Saxons et ne présentant pas l'affaiblissement de la ténue intervocalique, il y en a très-certainement qui ont été empruntés aux Bretons insulaires. Quelques-uns ont pu être empruntés après le commencement de l'affaiblissement de la tenue intervocalique en brittonique.

La linguistique romane nous permet d'aller plus loin et de prouver directement et d'une façon en quelque sorte tangible que le latin avait disparu de l'île de Bretagne avec les troupes romaines, c'est-à-dire au commencement du Ve siècle. L'assibilation de *ti* + *voyelle*, et probablement aussi celle de *ci* + *voyelle*, a commencé sans aucun doute au Ve siècle, sinon avant. Les inscriptions nous en fournissent des exemples anciens: *Crescentsianus* (140 avant J.-C.); *ocio* (189 apr. J.-C.); *observasione*, au Ve siècle, à Lyon; *Constancio*, à Trèves, au Ve siècle. C'était un fait absolument accompli dans la deuxième moitié du Ve siècle. Tous les noms de lieux en *-ac* adoptés par les Bretons en Armorique ont déjà *ti* + *voyelle* assibilés: *Messac* = METTIACUS; *Cassac* = CATTIACUS; *Avessac* = AVITTIACUS; *Marsac* = MARTIACUS etc.; *Cansac* = CANTIACUS; cf. *Tissac, Puzac, Priziac, Pissac, Venezia* (=Venetia). Dans *Milizac*, à la fois dans le pays de Léon, et à l'extrémité ouest du pays de Vannes, nous tenons le nom d'un lieu occupé dès les débuts de l'émigration, et présentant nettement l'assibilation de *ti* + *voyelle: Milizac* = MILITIACUS.[54]) Or, *aucun des 600 à 700 mots latins passés dans les langues brittoniques, à part le cymrique* n e g e s *affaire, message, qui se dénonce par la conservation du g intervocalique comme un emprunt récent, ne présente de trace d'assibilation.* Il est donc clair que les emprunts latins ont cessé au début du Ve siècle, c'est-à-dire précisément au moment du départ des légions. On ne peut alléguer l'invasion savonne, puisqu'elle n'avait pas commencé. Au surplus, l'invasion ayant laissé la plus grande partie de la Bretagne intacte jusque vers le milieu du VIe siècle, ne saurait avoir été un obstacle à l'emprunt des mots latins en zone encore bretonne, surtout dans les villes que l'on sait avoir été d'importants centres romains, comme Chester, Worcester, Bath, Gloucester, Caerleon-sur-Wysc (Isca Silurum), Cirencester, York. Il est de toute évidence que les Anglo-Saxons ne se sont trouvés en contact, à leur arrivée, dans l'île qu'avec des peuples de langue celtique.[55]) Le latin n'existait plus que comme langue de l'Église. Nous pouvons donc poser aussi en principe que les mots latins empruntés par les Bretons l'ont été du Ier siècle après J.-C. au commencement du Ve, et pour le plus grand nombre vraisemblablement

53) Cf. Baeda, Hist. Eccl. gent. Angl. I, cap. XXIII et suiv. 54) Militia était un nom de g e n s romaine: Militius Titullinus, Corp. Inscr. XII, 2272; cf. De Vit, Onomasticon. 55) Le premier pays occupé par les Saxons a été le Cantium. Or Cantium a donné Kent, sans la moindre trace d'assibilation, ce qui aurait sûrement eu lieu, si la population du pays avait été de langue latine.

du IIe à la fin du IVe siècle. Ils sont très-instructifs, même au point de vue roman. Pour le consonnantisme, ils ne présentent aucune trace de l'affaiblissement de la ténue intervocalique; aucune trace d'assibilation. Ils nous montrent, en outre les voyelles toniques, intactes avec leur quantité et leur qualité ou timbre, parfaitement distinctes, contrairement aux théories généralement reçues parmi les romanistes. Ces faits et d'autres encore ressortiront clairement de la révision que je ferai dans un autre fascicule de cette revue du Latein-rom. Wörterbuch de Körting, au point de vue des mots latins empruntés par les Bretons.

Rennes, janvier 1891. J. Loth.

Littérature celtique. La question la plus débattue dans ces dernières années, et celle qui intéresse le plus les romanistes, est celle de l'origine des romans arthuriens. On peut distinguer à ce sujet quatre opinions principales, représentées par Foerster et son école, Alfred Nutt, Gaston Paris et H. Zimmer.

Dans la préface de son édition d'Yvains, Foerster ne voyait de celtique dans les romans arthuriens que les noms. Ses idées paraissent considérablement modifiées dans la préface de son Erec et Enide[1]), Foerster admet maintenant qu'il a existé une épopée arthurienne popularisée par des conteurs de la Bretagne armoricaine et dont l'influence est surtout visible dans les derniers romans arthuriens en prose. Chez Chrestien, il n'y aurait de celtique que l'apparence: en introduisant certains noms bretons dans ses romans il n'aurait eu d'autre but que de recommander auprès du public engoué des choses de Bretagne les créations de son propre génie. C'est à peu près la thèse qui a été soutenue avec beaucoup de talent d'ailleurs et de science par Wolfgang Golther dans diverses publications.[2]) Les principaux arguments sur lesquels Foerster établit son système sont: que plusieurs des thèmes légendaires qui forment le fonds des romans arthuriens se retrouvent ailleurs que chez les Celtes; que les traits les plus caractéristiques des mœurs dans ces romans, c'est-à-dire, le point d'honneur chevaleresque, la tendresse conjugale et la délicatesse dans l'amour sont inconnus chez les Celtes; que certains thèmes légendaires des romans arthuriens ne soient pas exclusivement propres aux Celtes, que le sujet d'Yvains, par exemple, est le renouvellement d'un sujet oriental bien connu, celui de la matrone d'Ephèse. Cela ne prouve rien contre la provenance celtique de ces romans comme le dit très-bien Alfred Nutt[3]): la question est de savoir à qui Chrestien a emprunté les sujets de ses compositions. Si c'est aux Bretons, ils sont d'origine celtique, quand même on les retrouverait ailleurs. Le principe fondamental en effet aujourd'hui en matière de folklore, c'est que les éléments des différentes mythologies n'appartiennent exclusivement en propre à aucun peuple. Chaque

---

1) Erec und Enide von Christian von Troyes; hrsg. von W. Foerster, Halle 1890. 2) Chrestiens Conte del Graal in seinem Verhältnis zum wälschen Peredur und zum englischen Sir Perceval (Sitzungsber. der phil.-philol. und historischen Klasse der k. bayer. Akad. der Wissensch., 1890, II, II, pp. 171 bis 217). — Beziehungen zwischen franz. und keltischer Liter. im Mittelalter (Zeitschr. f. vergl. Literatur; neue Folge III, pp. 409—423). — Perceval und der Graal (Beilage zur Allgem. Zeitung, 1890, Nr. 209). 3) Revue Celtique, XII, p. 219.

race donne sa marque propre aux éléments mythiques qui sont le patrimoine commun de l'humanité ou de plusieurs races diverses. Quant à la fidélité, à l'amitié, à l'amour, la délicatesse des sentiments, on ne saurait, dit très justément Nutt[4]), en trouver de plus beaux exemples que dans les Mabinogion que tout le monde reconnaît pour être de provenance galloise (Pwyll, Manawyddan ab Llyr). Le Peredur gallois est plus chaste que le Perceval français. Il n'y a pas de plus charmant portrait de jeune fille que celui d'Olwen. Le point d'honneur chevaleresque est poussé jusqu'à l'extravagance dans l'ancienne épopée irlandaise des VIIIe-IXe siècle et Nutt ne s'est pas trompé en avançant que c'est une des principales raisons de la vogue des récits celtiques chez les hommes du XIIe siècle.

L'école de Foerster va aussi trop loin en soutenant que les romans gallois de Geraint et Enid (Erec et Enide), Jarlles y ffynhawn (Yvains), Peredur ab Evrawc (Perceval) sont de simples traductions du français. Il y a notamment dans Peredur des épisodes importants dont il n'y a trace dans aucun original français.[5]) Ce qui est certain, c'est que les rédacteurs gallois de ces romans ont connu des sources françaises.

Alfred Nutt est aux antipodes de l'école de Foerster. Il soutient l'origine celtique des romans arthuriens, pris en bloc, et s'est appliqué à en retrouver les éléments constitutifs dans l'épopée irlandaise et la littérature populaire des Gaëls.[6]) Si ces recherches n'ont pas donné tous les résultats qu'en attendait Nutt, les sources immédiates de ces romans étant chez les Bretons et non chez les Gaëls[7]), il n'en est pas moins vrai qu'il a porté un coup sérieux aux théories de Foerster en prouvant que bon nombre des traditions qui y apparaissent ont été le patrimoine commun des deux grandes fractions de la race celtique, les Gaëls (Écossais, Irlandais) et les Bretons (insulaires et continentaux).[8])

Suivant Gaston Paris[9]) les romans arthuriens seraient, pour le fonds, celtiques. Ils seraient formés de lais gallois, popularisés par des chanteurs gallois chez les Anglo-Saxons, puis par ceux-ci transmis aux Normands. Dans la préface à ma traduction des Mabinogion[10]), je me suis rangé à cette opinion en ce qui concerne les trois romans en gallois dont il vient d'être question plus haut et qui ont manifestement subi l'influence française, mais j'ai signalé en passant la part qu'avait eu la Bretagne armoricaine dans la diffusion des traditions celtiques, non-seulement à cause de la communauté d'origine des Bretons armoricains et des Bretons insulaires, mais encore à cause d'une émigration nouvelle, temporaire, il est vrai, des Armoricains en Angleterre au Xe siècle, par suite de l'occupation de la péninsule armoricaine par les Scandinaves, et en raison de la part très-considérable qu'ils

---

4) Ibid. pp. 223—226. 5) Nutt, Revue Celtique, XII, p. 204 et suiv. 6) Studies on the legend of the holy Grail, with especial reference to the hypothesis of its celtic origin, London 1888. Cf. Rev. Celtique, XII, pp. 181 et suiv. 7) Nutt le reconnaît d'ailleurs Revue Celtique, XII, p. 185; il admet que la légende arthurienne, telle qu'elle a été connue par les Français, appartient au groupe des peuples bretons. 8) La méthode de Nutt a été l'objet de critiques assez vives de la part de Zimmer (Gött. Gel. Anz. no. 12, juin 1890). Nutt y a répondu dans la Revue Celtique, XII, pp. 181—229. 9) Voir surtout Histoire littéraire de France, XXX, pp. 1—270. 10) Les Mabinogion traduits en entier en français pour la première fois, suivis en appendice d'une traduction et d'un commentaire des triades historiques et légendaires des Gallois et de divers autres documents, par J. Loth, Paris, Thorin, 2 vol., in-8°.

avaient prise à la conquête de l'Angleterre par les Normands. J'ai fait remarquer également que les deux aristocraties galloises et normandes avaient été de très-bonne heure, dès la fin du XI° siècle en contact sur les marches de Galles et dans le Sud du pays, et que les alliances entre les deux races avaient été très-fréquentes; d'où il suivait que les traditions galloises avaient très-bien pu directement passer aux Normands.

Zimmer a pris dans le débat une position particulière.[11]) Suivant lui, la légende arthurienne était formée chez les Bretons insulaires avant l'émigration des Bretons en Armorique. C'est par ceux-ci qu'elle a été transmise aux Français, particulièrement aux Normands avec lesquels les Bretons ont été en rapports très-intimes depuis le X° siècle. Les Bretons armoricains auraient conservé la vraie tradition insulaire en plaçant le théâtre des exploits d'Arthur dans le Nord de l'île, tandis que les Gallois le transportaient dans l'Ouest et le Sud. Grâce à l'éloignement, à des luttes avec des ennemis nouveaux, les Francs, les Normands, le côté historique de la légende serait allé s'effaçant chez les Armoricains, ce qui replique que Arthur dans les romans français puisant à une source armoricaine, apparaisse sous les traits d'un roi de féerie. Les traditions arthuriennes auraient été popularisées non par des chanteurs, mais par des conteurs bretons, la poésie chez les Celtes étant exclusivement lyrique et le langage de l'épopée chez eux étant la prose. Quant à l'hypothèse de Gaston Paris d'une transmission des traditions bretonnes insulaires aux Anglo-Saxons d'abord, puis aux Normands, il n'y faudrait pas songer en raison de la haine inexpiable que portaient les Gallois aux envahisseurs germains. Zimmer fait preuve assurément dans ces études de pénétration et de science. Un point important reste acquis, grâce à lui: c'est que la part des Bretons armoricains dans la transmission des traditions celtiques a été beaucoup plus importante qu'on ne le supposait. La preuve la plus sûre en est dans les noms des héros celtiques chez Gaufrei de Monmouth, dans les lais de Marie de France, et dans les romans français. Le nom de Modret ne peut être gallois; il est armoricain ou cornique.[12]) Erec est vraisemblablement armoricain; il en est de même de quelques autres (Graalens, Gugemar). Le nom du rossignol dans Marie de France, laustic, est sûrement breton-armoricain. La légende du roi Marc de Cernouailles, aux oreilles de cheval (march a chez tous les Bretons le sens de cheval) est encore populaire, comme je m'en suis assuré, aux environs de Douarnenez (Finistère; il y a aux environs des noms de lieux significatifs comme Pen-march, Porz-march). En dehors de ce résultat important, la thèse de Zimmer me paraît insoutenable. La part des Bretons insulaires est au moins aussi considérable que celle des Armoricains dans la transmission des légendes arthuriennes. Plusieurs des noms les plus importants de héros sont de forme galloise pure. Je citerai en particulier ceux de deux des principaux d'entre eux, ceux de Keu

---

11) Götting. Gel. Anz., no. 12, juin 1890; ibid. no. 20, octobre 1890. — Bretonische Elemente in der Arthursage des Gottfried von Monmouth (Zeitschr. für französische Sprache und Literatur XII, 1). — Il a développé sa thèse sur les noms bretons dans les romans arthuriens plus récemment: Beiträge zur Namenforschung in den altfranzösischen Arthurepen (Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur, XII, 1891). 12) J'en ai fait la remarque, Mabinogion II, p. 213, note 1.

et d'Yvains. Seul, un Gallois pouvait écrire Keu un nom prononcé sans aucun doute Keï: l'*u* gallois est très-voisin de *i*, et dans le groupe *eu* se confond avec lui. Yvains reproduit non l'armoricain Ewen, mais le gallois Ywein. Ces deux noms sont même une preuve que l'auteur français puisait à une source écrite et non orale. Un Français ne pouvait écrire Keu lorsqu'il entendait Kei, ni Ywein un nom prononcé Ewein: *y* gallois non accentué a la valeur de *e* français dans petit, demande. Certaines expressions géographiques dans les romans français n'ont pu venir que par l'intermédiaire des Anglo-Saxons aux Normands. On remarque que les écrivains français mettent fréquemment en Gales des villes, comme Longtown, Carlisle, situées dans le Nord. Cette façon de s'exprimer ne peut évidemment venir des Bretons armoricains. C'est la traduction française, anglo-normande du Wales anglo-saxon qui comprenait tous les pays de Grande-Bretagne où il y avait des gens de langue bretonne. Zimmer va d'ailleurs trop loin en prétendant que la haine des Gallois pour les Anglo-Saxons a été telle qu'ils n'ont pu avoir aucun rapport avec eux. Tout d'abord, il y avait bien d'autres Bretons qu'en Galles: en Cornouailles, dans les comtés des marches galloises, en Somerset, Devon, Gloucester, dans le Cumberland et cela au Xe siècle, et même pour la Cornouailles et le Cumberland beaucoup plus tard. Le royaume de Wessex, tout le monde le sait, a contenu beaucoup d'éléments bretons. Les Gallois eux-mêmes ont été en relations obligées avec leurs ennemis. Au VIIe siècle, le roi breton Catwallon est l'allié intime de Peanda de Mercie.[13]) Au IXe siècle, nous remarquons dans plusieurs chartes saxonnes des signatures de chefs gallois. On connaît le rôle joué auprès d'Alfred le Grand par le gallois Asser. En tout cas, les traditions galloises ont pu parvenir directement des Gallois aux Normands ou Français de la conquête et par ceux-ci aux Français du continent. Dans l'exposé des rapports des Bretons armoricains avec les Normands on pourrait signaler bon nombre d'erreurs graves. Mais elles sont imputables non à Zimmer, mais aux autorités qu'il a suivies.[14]) Elles ne touchent d'ailleurs en rien au fonds de sa thèse.

Le seul argument sérieux de Zimmer pour prétendre que les Bretons armoricains ont mieux conservé que les Gallois le souvenir du théâtre des exploits d'Arthur, le Nord, c'est que Chrestien met parfois sa cour à Carduel (Carlisle), tandis que les Gallois la mettent à Caer-lleon. Ce trait me paraît, au contraire, normand. Carlisle a pris une importance exceptionnelle seulement après la conquête. C'est au XIIe siècle qu'il devient le siège d'un évêché. De plus, les récits et poésies galloises sont remplies de souvenirs du Nord. Dans le Mabinogi de Kulhwch et Olwen, Arthur va dans le Nord mettre la paix entre Gwythyr et Gwynn ab Nudd. Si les Gallois ne mettent pas la cour d'Arthur à Carlisle, ce n'est pas que cette ville leur soit inconnue: elle apparaît avec son nom gallois Caer Liwelydd, dans un poème de Taliessin.[15]) Mais leurs traditions la plaçaient plus au Nord, à Penrhyn Rhionedd (Glasgow).[16])

C'est aussi aller trop loin que de prétendre que les traditions bretonnes ont été exclusivement transmises par des conteurs. La poésie

---

13) Baed., Hist. Eccl., II, c. 20 et suiv. 14) Le lecteur trouvera longuement développés dans un prochain numéro de la Revue Celtique les points que je ne fais que toucher ici. 15) Skene, Four ancient books of Wales II, p. 200, vers 26. 16) J. Loth, Mabinogion II, pp. 255, 261.

est essentiellement lyrique chez les Celtes et la langue de l'épopée chez eux est bien la prose, comme l'établit Zimmer. Mais les épisodes épiques saillants ont été souvent chantés par leurs poètes. Le Blac Book of Caermarthen renferme plusieurs fragments épiques. Le Gododin d'Aneurin est une épopée lyrique.

En somme, si je ne me trompe, il y a eu deux courants de traditions bretonnes, provenant d'une même source primitive, l'un venant de Grande-Bretagne, l'autre de la Bretagne armoricaine; l'un venu aux Français du continent par la littérature écrite, l'autre par la tradition orale. Il y a des raisons pour qu'ils soient venus se fondre en Champagne, chez Chrestien. La cour de Champagne a été ouverte également aux influences armoricaines et anglo-normandes. Le duc de Bretagne, Alain Barbe-Torte, le libérateur de la Bretagne, qui, après avoir passé sa jeunesse en Angleterre, était revenu avec les secours d'Aethelstan, chasser les Scandinaves de l'Armorique avait épousé une fille du comte de Blois. Or, les princes de la maison de Blois devinrent possesseurs de la Champagne. Ils continuèrent leurs rapports après cet agrandissement de leur puissance avec la maison ducale de Bretagne. En 1031, dans une assemblée tenue par Eudes 1er comte de Champagne de la maison de Blois, on remarque la présence d'Eudon de Penthièvre, frère d'Alain III de Bretagne, avec d'autres Bretons comme Guigon, Hoel, Alfred, Jungoné de Dol, qualifié d'archiepiscopus Britannorum.[17]) La fille d'Eudes, Berthe, épouse Alain III, duc de Bretagne; elle a deux enfants: Conan, depuis duc de Bretagne, et Havoise, plus tard mariée à Hoel V, duc de Bretagne.[18]) Eudes II de Champagne, d'un autre côté, prend part à la conquête de l'Angleterre.[19]) Thibaut II de Champagne est neveu du roi Henri Ier d'Angleterre avec lequel les Bretons armoricains ont entretenu les rapports les plus amicaux et auxquels il dut la victoire de Tinchebrai. Thibaut arme chevalier Geoffroy, second fils de Geoffroy Plantagenet, comte d'Anjou, et duc de Normandie, plus tard comte de Nantes.[20])

L'étude de ZIMMER sur le Voyage de Saint-Brendan est une très-remarquable et importante contribution à l'étude de la littérature du moyen-âge.[21]) Zimmer prouve d'une façon irréfutable que la légende, si connue au moyen-âge, de Saint-Brendan est un arrangement chrétien d'une légende irlandaise beaucoup plus ancienne, et appartient à un genre de romans dont le type le plus pur nous est parvenu dans le Voyage de Mael Duin. Par des arguments philologiques, Zimmer démontre que ce texte qui ne nous est conservé dans aucun manuscrit antérieur au XIe siècle découle d'une source du VIIe-VIIIe siècle. Les récits de voyage romanesques devaient être populaires aussi chez les Bretons. L'abbé Duchesne mentionne dans une Vie de Saint-Malo, rédigée au IXe siècle, un voyage du saint, disciple de Saint-Brendan, à la recherche de l'île merveilleuse, du paradis celtique, de l'île de l'éternelle jeunesse.[22]) Cet épisode de la vie du saint, si frappant, si

17) D'Arbois de Jubainville, Histoire des ducs et comtes de Champagne, I, p. 324. 18) Ibid. p. 353. 19) Ibid. p. 376. 20) D'Arbois de Jubainville Histoire des ducs et comtes de Champagne, II, p. 391. 21) Keltische Beiträge II: Brendans Meerfahrt (Zeitschr. für deutsches Altertum, XXXIII, Nr. 2—4), Berlin, 1889. 22) Revue Celtique, XI, pp. 1—23. Voir page 22 une note à propos du travail de G. Schirmer, Zur Brendanus-Legende, Leipzig 1888. Sur certains points du travail de Zimmer, voir les critiques de Kuno Meyer, Revue Celtique X, p. 360.

on le rapproche de la légende de Saint-Brendan et des récits irlandais, avait déjà été signalé par moi dans mon travail sur l'Émigration bretonne.[23])

Histoire. Un des livres les plus importants[24]) qui aient paru sur les origines de l'histoire de France, c'est le nouvel ouvrage de M. D'ARBOIS DE JUBAINVILLE, Recherches sur l'origine de la propriété foncière et des noms de lieux habités en France (période celtique et période romaine), Paris, Thorin 1890. Il se divise en deux parties. La première a pour objet de démontrer que les Gaulois ne connaissaient pas la propriété mobilière individuelle, et qu'elle est, en Gaule, une conséquence de l'établissement de l'administration romaine et de l'impôt cadastral. La seconde partie, qui est une sorte de commentaire de la première, traite des noms de lieux habités en France. La première partie ne paraît pas inattaquable. Du temps de César, la propriété immobilière individuelle n'existait pas légalement chez les Gaulois, mais elle existait de fait. Il faut d'abord mettre hors de cause la propriété bâtie, point fort important: l'auteur reconnaît son existence (pp. 67, 120, 121). De plus, les grands seigneurs jouissent précairement de la terre cultivée; ils paient pour elle une redevance à l'État, et c'est pour eux que cette terre est labourée et moissonnée par la plèbe réduite presque en esclavage» (p. 67). Mais cette plèbe cultivant les terres de l'aristocratie, c'est déjà le colonat romain, à peu de chose près. Cette grande propriété, sur laquelle le noble seul a des droits réels, puisqu'il est propriétaire au moins de la superficie, et travaillée par des vassaux non libres ou libres, est bien près de la villa romaine. Le cens d'Auguste ne fera en somme qu'établir légalement ce qui existait de fait. L'état avancé de l'agriculture, la possession de propriétés bâties, cela seul suffirait à indiquer que les Gaulois arrivaient de fait à la propriété individuelle au moment de la conquête.

Le chapître I de la seconde partie est destiné à montrer que les fundi qui se partagèrent, d'après le cadastre romain, le territoire légalement indivis des peuplades gauloises furent désignés d'après le gentilice, plus rarement le cognomen de leur premier propriétaire, auquel s'ajouta le suffixe gallo-romain *-acus,* celtique *āco-s.* Quant au prétendu suffixe *-iacus,* il n'existe pas (chap. II). Il est né de l'union de *-acus* avec des gentilices romains en *-ius:* Martinius: Martiniacus. Il est grandement à souhaiter que l'auteur complète quelque jour son travail en nous donnant une liste complète des noms de fundi en *-acus.*

Dans les Notions générales l'auteur émet l'idée que la classe noble seule, les equites, étaient de race gauloise, et que la plèbe appartenait à des races de l'époque pré-celtique. Rien n'est moins prouvé. Il n'y a aucune trace de dualité de population à l'époque de César. Le principe sur lequel l'auteur se fonde pour établir la proportion entre la classe noble et la plèbe est également ruineux. Partant de l'idée que la classe noble seule fournissait la cavalerie, et remarquant qu'à Alesia, l'armée de secours ne comptait que 8000 cavaliers contre 250000 fantassins, il en conclut que la classe noble était vis-à-vis de la plèbe dans la proportion de 1 contre 31. Il ne remarque pas

23) L'émigration bret. en Armorique du Ve au VIIe siècle de notre ère, Paris, Picard 1883, pp. 139—140. 24) Cf. Romania, XIV, pp. 464 et suiv. (Compte-rendu de Gaston Paris).

que l'assemblée générale avait réduit le nombre des cavaliers de 15000 à 8000, ce qui ne donnerait plus que 16 fantassins pour 1 cavalier. L'auteur commet d'ailleurs une erreur capitale en croyant que les nobles gaulois servaient uniquement comme cavaliers. Les Nerviens, qui avaient jusqu'à 600 sénateurs, n'avaient pas de cavalerie (de bello Gall. II., cap. XVII). Il devait en être de même des peuples essentiellement marins comme les Vénètes.

L'infatigable auteur avait déjà publié en 1889 un autre livre d'histoire d'une grande utilité pour l'étude de l'ethnologie de l'ancienne Europe: Les premiers habitants de l'Europe d'après les écrivains de l'antiquité et les travaux des linguistes, seconde édition, corrigée et considérablement augmentée avec la collaboration de G. Dottin. Tome premier: 1° Peuples étrangers à la race indo-européenne (habitants de cavernes, Ibères, Pélasges, Etrusques, Phéniciens); 2° Indo-européens, première partie (Scythes, Thraces, Illyriens, Ligures). Paris, Thorin 1889. Cette seconde édition est une refonte à peu près complète de la première et, en somme, un ouvrage nouveau: voir l'analyse détaillée que j'en ai faite dans la Revue Celtique, XI, 1890, pp. 228—237.

Rennes, 1891. J. Loth.

Romanische Metrik.

Zur **Metrik** der romanischen Sprachen sind in den letzten Jahren nur kleinere Beiträge erschienen; eine zusammenhängende Übersicht über das gesamte Gebiet der romanischen Verskunst hat der Verfasser dieser Zeilen für Groebers Grundrifs bereits seit Jahren fertig gestellt. Darin sind auch die Einzelarbeiten gebührend verwertet worden. Nur die neuesten derselben sollen nachstehend kurz charakterisiert werden.

Ph. Aug. Becker handelt in seiner Freiburger Habilitationsschrift: »Über den Ursprung der romanischen Versmafse« [1]), ohne jedoch auf die schwierige Frage eine wirklich befriedigende Antwort zu geben. Ausgehend von dem jetzt fast allseitig gehegten Glauben, dafs es keine altrömische accentuierende Poesie gegeben habe, sucht er nachzuweisen, dafs sich eine solche erst in nachklassischer Zeit nach und nach und gewissermafsen von selbst, veranlafst durch die lateinischen Accentgesetze, herausgebildet habe. Aus der spätlateinischen rhythmischen Poesie hätten dann in der Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert die Romanen die Typen für ihre Verse entlehnt. — Demgegenüber ist geltend zu machen, dafs die rhythmischen Verse der lateinischen Hymnen Kunstprodukte sind, und ebensowenig, wie im Kirchenlatein der Ursprung der romanischen Sprachen, in ihnen der der romanischen Verse gesucht werden darf. Auch sind die rhythmischen Hymnenverse viel strenger accentuierend gebaut als die romanischen, und begegnen volkstümliche lateinische Verse mit fester Silbenzahl vor der letzten

1) Strafsburg, Karl J. Trübner, 1890. 8°. 54 S.

Tonsilbe, d. h. genau so wie die späteren romanischen gebaute, bereits seit dem 1. Jahrhundert. Überdies hat B. die geschichtliche Entwickelung der romanischen Verse bei seinen Einzelaufstellungen zu sehr aufser acht gelassen. Für weiteres verweise ich auf meine oben erwähnte Darstellung und auf meine spezielle Besprechung von B.'s Arbeit in der Zs. für fr. Spr. und Lit. XIII², S. 206. Der gröfste Teil der sonstigen Ausführungen B.'s hat nicht auf die romanische, sondern auf die rhythmisch-lateinische Metrik Bezug.

Dasselbe gilt von der Arbeit UMBERTO RONCA' Metrica e ritmica latina nel medio evo[2]), die sich aber durch eine sehr übersichtliche und klare Darstellung auszeichnet und besonders eingehend Wilhelm Meyers (aus Speier) Ansicht über den semitischen Ursprung der rhythmischen Verse zu widerlegen bemüht ist.

Im Anschlufs an die dankenswerte Arbeit von Heinr. Zschalig über »die Verslehren von Fabri, Du Pont und Sibilet«, Leipzig 1884. veröffentlichte THEODOR RUCKTÄSCHEL eine Studie über »Einige Arts poëtiques aus der Zeit Ronsards und Malherbes.[3]) Er gibt darin zunächst eine Übersicht der Arts poëtiques von Du Bellay bis Mourgues 1549—1684 und dann eine mehr oder weniger eingehende Analyse der einzelnen Werke, deren verschiedenen Wert er gleichzeitig zu bestimmen sucht. Da die meisten der besprochenen Schriften nur in alten Drucken erhalten und demnach schwer zugänglich sind, werden R.'s Mitteilungen recht willkommen sein. Um sie aber kontrollieren und ergänzen zu können, wäre auch der Nachweis von in öffentlichen Bibliotheken Deutschlands vorhandenen Exemplaren erwünscht gewesen. Dresden und München enthalten ja manches Einschlägige, aber auch anderwärts findet sich Vereinzeltes, so in der Trierer Stadtbibliothek: Fontaines Quintil-Horatian und die anonyme »Autre art poëtique« im Anhang an (Sibilets) Art poëtique françois, Ausg. Paris 1573, veufve Jean Ruelle [vgl. Zschalig, S. 65], sowie »Les Bigarrures des Seigneur des Accords«, Paris 1584; in der Paulinischen Bibliothek zu Münster: Du Gardins »Les premiers adresses«, angehängt an eine Ausg. von Pilots Institutio, Duaci 1620 ex typogr. Baltazaris Belleri (R. S. 58 citiert nur eine Ausg. v. 1630 und hat von der Schrift überhaupt nur ein einziges Exemplar in der Arsenalbibliothek gefunden). Gänzlich unbekannt ist ihm ein Abschnitt in Thevenins Bearbeitung der Ramusschen Grammatik geblieben. Er steht S. 127—137 der Ausg. von 1590 (s. mein Verz. Nr. 31) unter der Überschrift: »De Ratione Francicorum versuum in Rhythmis atque metro«.—In der Beurteilung der Lehren eizelner Poetiker hat R. nicht immer das Richtige getroffen. So kommt Jacques de la Taille viel zu schlecht bei ihm weg. S. 26 heifst es von ihm: »Er betrachtet die Sprache wie ein Stück Holz, an welchem jeder das Recht habe, beliebig herumzuschnitzen.« Schaut man aber näher zu, so sind fast alle unter den poetischen Figuren von De la T. angeführten Worte und Wortformen nichts als Archaismen oder dialektische Varianten, z. B. *nully* für *nul*, *laquell'* für *laquelle*, *occire* für *occir*, *granment*, *donra*, *je supply*, *m'ame*, *m'aid' ieu* (= *m'aït dieu*), für *m'ayde Dieu*. Willkürlichkeiten schlimmer Art sind nur *p'lamour* für *pour l'amour* und *hideument* für *hideusement*. Besonderes Interesse können die Mitteilungen aus Jacques Peletiers

2) Roma, E. Loescher, 1890. 8°. 174 S.: Parte prima: Primi monumenti ed origine della poesia ritmica latina. 3) Leipzig, Gust. Fock, 1889. 8°. 78 S. (Diss.)

Art poëtique (1555), Deimiers Académie de l'Art poëtique 1610 und Du Gardins Nouvelles Inventions pour faire marcher les vers François sur les pieds des vers latins, Conduicts neantmoins par les propres quantitez de leurs syllabes Françoises (am Schluſs von dessen oben erwähnten Premières Adresses du chemin de Parnasse 1620) beanspruchen. Die letztere Schrift, welche fast gänzlich verschollen war, enthält einen recht beachtenswerten Versuch der Anweisung, wie die antiken Metra im Französischen nachzubilden wären. Du Gardin will die Quantität der französischen Silben ganz unabhängig von lateinischen Quantitätsregeln feststellen und verfährt dabei nicht ungeschickt. Seine Beobachtungen werden allen denjenigen, welche die Rolle der Quantität im Französischen zu ermitteln bemüht sind, noch heute von Wert sein. Seine wallonische Abkunft läſst zwar Beeinflussung durch die germanische Verskunst vermuten, doch behauptet R. mit Unrecht, daſs er genau dieselben Absichten wie der moderne belgische Dichter van Hasselt gehabt habe. Der letztere will den Rhythmus des Verses ganz nach deutscher Weise an den Wortton knüpfen (vgl. K. E. Müller, Über accentuierend-metrische Verse, Bonn 1882, S. 61 ff.), Du Gardin dagegen will seine Verse nur auf Grund französischer Quantitätsgesetze aufbauen. — Deimiers weitschichtig und flüchtig verfasstes Buch (vorh. in der kgl. Bibl. Dresden) ist besonders deshalb wertvoll, weil es in der Hauptsache die Anschauungen Malherbes vorträgt. Schärfer, als er es gethan, hätte R. hervorheben sollen, worin beide übereinstimmen und abweichen. Insbesondere hätte Kap. III mit seinen Ausführungen gegen den Hiat detaillierter behandelt werden müssen. Auch das Verhältnis Deimiers zu seinen Vorgängern wäre festzustellen gewesen. Statt dessen gibt R. fast nur eine wiederholt unzulängliche Inhaltsangabe der Akademie. Daſs sie wegen der vielen, allerdings nicht immer zuverlässigen, sprachlichen Bemerkungen auch als ein Vorläufer der Remarques von Vaugelas anzusehen ist, finde ich nicht einmal angedeutet. Der Erfolg von D.'s Buch war übrigens kein groſser, und das Urteil des Sieur De la Croix (Art de la poësie franç. et lat. en trois parties, Lyon 1694, vorh. in der kgl. Bibl. in Dresden): »Mr. D. ne dit presque rien en discourant beaucoup«, war wohl auch das von Deimiers Zeitgenossen.

Ganz ähnliche Ziele wie Rucktäschel verfolgte Ernest Langlois mit seiner lateinisch geschriebenen — wie lange wird von dem französischen Fakultäten der lästige Zopf einer lateinisch abzufassenden Dissertation noch aufrecht erhalten werden? In Fällen wie den vorliegenden wird doch wahrlich Niemandem damit gedient — These: De artibus rhetoricae rhythmicae sive de artibus poeticis in Francia ante litterarum renovationem editis, quibus versificationis nostrae leges explicantur.[4]) Nur hat er gerade die Besprechung der ältesten französischen Poetiken und Verslehren bis zu Sibilets Art 1548 einschlieſslich ins Auge gefaſst, also dieselbe Periode, mit welcher sich bereits Zschalig beschäftigt hatte. Da L. an der Quelle in Paris sitzt, hat er aber, abweichend von Z., besonders die noch unveröffentlichten Versuche berücksichtigt. Dabei ist es ihm denn auch gelungen, verschiedene bisher unbekannt gebliebene Traktate zu Tage zu fördern und über andere, schon bekannte, Neues und In-

4) Parisiis apud Aemil. Bouillon, 1890. 8°. 119 S.

teressantes zu berichten. Der älteste Versuch einer französischen Verslehre bleibt allerdings auch nach ihm der von Eustache Deschamps. Unmittelbar hinter ihm ist aber nun Jacobus Magnus einzureihen, in dessen Archiloge Sophie (welcher den ersten Teil einer vor 1405 angefertigten französischen Bearbeitung seines Sophologium bildet; vergl. Coville, De Jacobi Magni vita atque operibus, Parisiis 1889, S. 62 f.) sich ein besonderes Kapitel über französische Verslehre findet. Gleich anfangs erwähnt Jacobus Magnus der sonst kaum beachteten Form der sogen. Reimprosa, in der ja, wie es scheint, auch der Prolog der alten Alexislegende geschrieben ist, während Ph. A. Becker in der oben besprochenen Schrift eine regelrechte Sequenzform dafür annahm. — Die Règles und der Doctrinal de la seconde rhétorique, letzterer von Baudet Herenc, welche L. darnach bespricht, waren schon seit langem bekannt, sind aber leider noch immer nicht vollständig abgedruckt worden. Beide gehen, scheint es, auf ein gemeinsames Vorbild oder Original zurück. Sonderbarerweise ist die bereits 1850 gedruckte Erklärung des Namens Alexandriner in Baudets Doctrinal von L. ganz mit Stillschweigen übergangen, obwohl doch Name wie Erklärung hier zuerst auftauchen. Interessant für die Literaturgeschichte ist die den Règles voraufgehende Dichterliste, weil sie manchen sonst unbekannten Namen enthält. L. hat sie mitgeteilt. — Es folgt ein bis jetzt völlig unbekannter Traité de l'art de rhétorique, der sich in einer Pariser Hs. befindet. L. hält ihn für den Auszug einer älteren vollständigeren Schrift, aus der auch Molinet geschöpft zu haben scheine. — Molinets bis jetzt nur scheinbar unbekannt gebliebener Schrift: L'art et science de rhétorique ist der folgende sehr interessante Abschnitt gewidmet. In der That ist dieselbe mit dem unter Henry de Croys Autornamen wiederholt gedruckten und auch in unserem Jahrhundert reproducierten Werke gleichen Titels identisch. Henry de Croy hat Molinet einfach sein geistiges Eigentum gestohlen. Zwei Hss. der Pariser Nationalbibliothek, welche Molinets Schrift unter seinem Namen bieten, haben L. es ermöglicht, Henry de Croys Fälschung aufzudecken. Der im einzelnen geführte Beweis ist nicht anzufechten. — Der kurze Traktat: Art de Rhétorique, welcher in Montaiglons Recueil abgedruckt, aber besser in einer Pariser Hs. überliefert ist, bildet nur einen Auszug aus Molinets Art. Eine andere modernisierende Überarbeitung (c. 1524) findet sich in einer zweiten Pariser Hs. — Die übrigen besprochenen Schriften waren bereits bekannt. Nur zum Instructif de la seconde rhétorique aus dem Jardin de Plaisance will ich hier bemerken, dafs die kgl. Bibliothek in Dresden eine undatierte Ausgabe besitzt, welche aus 255 zweispaltigen 4° Blättern besteht und auf der vorletzten Seite folgenden Vermerk aufweist: Cy finist la table de ce present liure | intitule Le iardin de plaisance et fleur | de rhetoricque, compose et imprime | nouuellement a paris. Et le trouuera | on a vendre au palais au premier pil | lier deuant la chappelle ou lenchante | la messe de messeigneurs les presidens | Ou au carrefour saint seuerin a lyma|ge saint iehan leuangeliste. Blatt 186 v° Sp. 2 ist ein Mandement de Cupido an Privé de joye in Prosa abgedruckt, datiert en nostre aerin palais Lan cinq cens et vng | et de nostre deifique regne le quatriesme.

Von Fabris Grand et vrai art de pleine rhetorique hat ziemlich gleichzeitig Héron für die Société des Bibliophiles Normands einen Neudruck geliefert, dem eine Einleitung und lehr-

reiche Anmerkungen beigegeben sind.[5]) Der vollständige Text Fabris ist trotz der wiederholten Besprechungen und Analysen von Pelissier, Zschalig und Langlois dennoch höchst willkommen. Seine oft recht verworrene Ausdrucksweise wird bei zusammenhängender Lektüre verständlicher, und einzelne Widersprüche hinsichtlich der couppes feminines verschwinden bei genauerem Zusehen. II, 15, 97, 101 wird nämlich nur der epische Reihenschlufs, wenn die überschüssige Silbe nicht elidiert werden kann, streng verpönt, II, 98 dagegen wird der lyrische Reihenschlufs im Notfall zugelassen, und in diesem Falle die Elision eines nachtonigen *e* vor vokalischem Anlaut mit Recht untersagt, weil sonst der Vers um eine Silbe zu kurz werden würde. Selbst Héron hat in den Anmerkungen, ebenso wie früher Zschalig, Fabris Meinung mifsverstanden, weil dieser in seiner Ausdrucksweise epischen und lyrischen Reihenschlufs nicht scharf auseinander gehalten hat. — Langlois will Fabri, der zuerst unter allen Theoretikern auf den lyrischen Reihenschlufs hingewiesen hat, überhaupt und besonders in diesem Punkte gar kein Verdienst zugestehen, cum omnia de hoc ab illo dicta inania sint vel deridenda. Dafs Fabri auch zuerst die Regel vom regelmäfsigen Wechsel männlicher und weiblicher Reime aufgestellt hat, ist bisher von niemand erkannt, nicht einmal Héron hat in den Anmerkungen darauf aufmerksam gemacht. Aber II, 101 heifst es deutlich in der Addition selon les facteurs et orateurs modernes pour bien composer vng champ royal: »Item, il (d. h. der Dichter) doibt vser a son champ royal de ligne feminine et puis masculine, ou de masculine et puis feminine.« Zschalig übersetzt diese Stelle ungenau: »Männliche und weibliche Reime sollen wechseln«, und legt gar kein Gewicht darauf. Langlois (S. 84) schreibt das Verdienst, das Gesetz zuerst formuliert zu haben, geradezu dem Überarbeiter Molinets von 1524 zu, welcher seinerseits Cretin die Erfindung dieser digne et nouvelle manière zuweist, während Deimier 1610 S. 315 f. angibt, dafs das Gesetz schon in Jean de Meuns Gedicht von der Zerstörung Trojas (?) und in circa 400 huitains einer über 200 Jahre alten Hs. streng beobachtet worden wäre. Der Verf. dieser huitains, Jean Olivier, ist, wie sie selbst, indessen völlig verschollen. Dafs sich das Gesetz schon früh im Mittelalter in der Lyrik herausbildete, war bereits aus Banners Arbeit (in Ausg. u. Abh. XIV) ersichtlich. Undeutlich hat, wie auch Langlois (S. 12) bemerkt, übrigens schon Eustache Deschamps den Wechsel männlicher und weiblicher Reime für die Ballade empfohlen (S. 270): Et se doit-on tousjours garder, en faisant balade qui puet, que les vers ne soient pas de mesmes piez, mais doivent estre de neuf (lies: XI) ou de dix, de sept (lies: IX) ou de huit, d. h., wie die Beispiele ergeben, abwechselnd aus weiblichen und männlichen 10- oder 8-Silbnern. — In den Anmerkungen Hérons ist manch interessanter Nachweis enthalten, so das Verbot wirklichen epischen Reihenschlusses bereits in einem Preisausschreiben von 1521. Wiederholt ist darin auch eine mir sonst noch nicht aufgestofsene Schrift von A. Canel: Recherches sur les jeux d'esprit, les singularités et les bizarreries littéraires, principalement en France, Evreux 1867, angezogen. Erwähnen will ich noch, dafs von der — Einleitung S. XVI erwähnten — Ausgabe des Fabrischen Buches aus dem Jahre 1532, von welcher Héron kein

5) Rouen, A. Lestringant, 1889 u. 90. 4°. XXXV, 311, 140 u. 136 SS.

Exemplar finden konnte, ein solches in der Trierer Stadtbibliothek (G 315) erhalten ist.

Von weiteren Arbeiten aus dem Gebiete der Metrik führe ich noch an die Strafsburger Dissertation von R. Gnerlich: Bemerkungen über den Versbau der Anglonormannen.[6]) Eine ziemlich skeptische Besprechung dieser Arbeit gab Vising in der Zs. f. fr. Spr. u. Lit. XII² S. 29. Verf. will die namentlich von Rose, P. Meyer, Vising einerseits und Suchier andererseits ausgesprochenen Ansichten über den Bau anglonormannischer Verse durch Erörterung gewisser Eigentümlichkeiten einer erneuten Prüfung unterziehen. Das von ihm beobachtete Material hatte bereits Vising in seiner Schrift: Sur la versification anglonormande S. 71 ff. verzeichnet. Ein grofser Teil davon ist aber, was nicht vergessen werden darf, nur mangelhaft überliefert oder bislang kritisch unzulänglich bearbeitet. Unverständlich bleibt, warum neuere zuverlässige Texte, wie die Fragments d'une vie de Saint Thomas de Cantorbery en vers accouplés p. p. P. Meyer, Paris 1885 (Soc. des Anc. Textes) oder meine Ausgaben der Disticha Catonis von Elie, Everart und einem Anonymus und die von Gowers Balladen nicht herangezogen sind. G. würde dort auch einige interessante Bemerkungen über den anglonormannischen Versbau gefunden haben. Wenn er gegen die Annahme, dafs die Verwilderung der anglonormannischen Verse den englischen Schreibern zur Last falle, geltend macht, dafs sich Verse in derselben stereotypen, von der kontinental-französischen abweichenden Form in den Dichtungen wiederholen, so erinnere ich an das, was ich Ausg. u. Abh. III, S. VII ff. in der Anmerkung gesagt habe, dafs nämlich die mittelalterlichen Überarbeiter und Schreiber auch der Tendenz huldigen, ähnliche Redewendungen ihrer Vorlagen einander vollkommen anzugleichen. Überdies bekunden doch die anglonormannischen Hss. kontinental-französischer Gedichte zur Genüge, was anglonormannische Kopisten an Textverderbnis zu leisten vermochten. Gleichwohl ist zuzugeben, dafs einzelne agn. Abweichungen vom Versbau festländischer Dichter nicht erst von englischen Schreibern oder Überarbeitern, sondern von den anglonormannischen Verfassern selbst herrühren. Dahin ist mit Recht die Verkürzung der Hemistiche um je eine Silbe zu rechnen. Interessant ist die Beobachtung Gnerlichs, dafs solche Verkürzung bei weiblichem Ausgang, namentlich im 12-Silbner, weit häufiger vorkommt als bei männlichem. Der Schlufs, dafs die Verkürzung anfangs überhaupt nur bei weiblichem Ausgang zulässig, drängt sich hier ohne weiteres auf, und wird durch Elies Bearbeitung der Disticha Catonis und die alte Brandanbearbeitung noch wahrscheinlicher. Man übertrieb also das silbenzählende Prinzip, indem man von der Bedingung, dafs die letzte Silbe eines Verses oder Hemistichs betont sein müsse, abwich. Später, als die weiblichen Auslautsilben vielfach verstummten, waren diese Hemistiche auch ihrer Silbenzahl nach thatsächlich hinter denen auf männlichen Ausgang um eine Silbe zurückgeblieben, und da man recht unsicher wurde, welchen Worten ursprünglich weiblicher Ausgang zukam, so übertrug man die Verkürzung vielfach fälschlich auch auf die männlichen Hemistiche. Umgekehrt suchte man andererseits wegen der Verstummung vieler unbetonter Silben, die ursprüngliche Silbenzahl der Hemistiche durch Hinzufügung neuer Silben wieder herzustellen, und da die Verstummung in der Schrift nur teilweise zum Ausdruck kam, stellten sich zunächst

6) Breslau 1889. 8°. 57 S.

für das Auge neben zu kurzen auch zu lange Hemistiche ein. War so die feste Silbenzählung einmal ins Schwanken geraten, so konnte sie von ungeschickten Dichtern, Überarbeitern und Schreibern leicht völlig über den Haufen geworfen werden. So stelle ich mir den Vorgang noch jetzt vor. Sache der Textkritik ist es, festzustellen, wie die Verhältnisse für jede einzelne Dichtung liegen. Die Frage wird besonders dadurch verwickelt, dafs einzelne anglonormannische Dichter mehr, andere weniger unter dem Einflusse des festländischen französischen Versbaues standen. — Hinsichtlich der Abfassungszeit des Horn hätte sich Gnerlich jedenfalls mit Soederhjelms Ausführungen in Romania XV, 575 ff. auseinandersetzen müssen. Seine Ansichten über die lateinischen Vorbilder und über die älteste Gestalt französischer Verse vermag ich ebensowenig zu teilen, wie seinen Glauben an eine nennenswerte Beeinflussung des anglonormannischen Versbaues seitens des Altenglischen.

Ferner wäre hier zu nennen der erste Teil einer Geschichte des Alexandriners von Ernst Träger: »Der französische Alexandriner bis Ronsard«.[7]) Die Arbeit enthält in Kap. I Auseinandersetzungen über den accentuierend-silbenzählenden Charakter der französischen Rhythmik. Recht nichtssagend ist des Verfassers Polemik gegen Benloew (Précis d'une théorie des rhythmes), welcher eine feste Zahl von Versikten, die aber nicht alle an einen Wortaccent gebunden sein müfsten, auch für den französischen Vers angenommen hatte. Kap. II handelt vom Namen, bringt aber ebenfalls nichts Neues; der Verf. läfst sogar das älteste Zeugnis Hercuts und weitere unerwähnt. Er konnte darum auch gar nicht die wichtige Frage aufwerfen, wann der Name Alexandriner aufgekommen sein wird, und scheint sogar (S. 19) stillschweigend anzunehmen, dafs der Name noch aus dem eigentlichen Mittelalter datiert. Viel wahrscheinlicher ist indessen, dafs erst in einer Zeit, als unser Vers wieder aufser Gebrauch gekommen, als er vom vers commun, dem 10-Silbner, nahezu völlig verdrängt war, also im Beginn des 15. Jahrhunderts sich den damaligen Metrikern das Bedürfnis herausstellte, dem Vers einen bestimmten Namen zu geben. Was lag aber Leuten mit gelehrter Bildung näher, als den Namen für den gravitätischen Vers von dem grofsen Gedichtcyklus herzunehmen, für welchen der Vers wie geschaffen schien, welcher ihn ihres Wissens allein aufwies und seines Stoffes wegen bis in das 16. Jahrhundert hinein fortlebte? Wie es scheint, gaben auch gerade die jüngsten Fortsetzungen des Alexanderromans Anlafs zur Wahl des Namens, also nicht der Teil, welchen Alexandre de Paris mitverfafst hat. Ich verweise hierfür auf meine Darstellung in Gröbers Grundrifs. — Auch Kap. III: »Der Ursprung des Alexandriners« ist von keinem tieferen Interesse. Eine breite Widerlegung längst über Bord geworfener Hypothesen, wie sie T. hier bietet, halte ich für überflüssig, zumal wenn die Polemik selbst schwächlich und ohne klar und deutliches Endergebnis geführt ist. Wertvoller, weil zum Teil wenigstens auf selbständigen Ermittelungen beruhend, ist Kap. IV, welches die innere Geschichte des Alexandriners behandelt. Freilich gehören die hier behandelten Fragen, Verhältnis der epischen zu den gewöhnlichen Reihenschlüssen, Assonanz, Reim, Tirade, nicht eigentlich in die Geschichte des Alexandriners, da sie ebenso auch für den 10-Silbner aufzuwerfen sind und zum Teil auch

---

7) Leipzig 1889. 8°. 85 S. (Diss.)

bereits eigene Beantwortungen gefunden haben, auf welche T. mindestens verweisen mufste, zumal er eine offenbar gekannt und benutzt hat; aus der bereits erwähnten Arbeit Banners hat er nämlich stillschweigend alles Wesentliche seiner Ausführungen auf S. 54 ff. geschöpft. Kap. V: »Äufsere Geschichte des Alexandriners« enthält eine übersichtliche Zusammenstellung der Anwendung unseres Verses in den verschiedenen Dichtungsarten. Vollständigkeit und wesentlich Neues dürfen wir vom Verf. natürlich auch hier nicht erwarten.

Bei weitem selbständiger und stofflich ergiebiger ist Franz Blume' erster Teil von der Metrik Froissarts, welcher die Silbenzählung, den Hiat und Reim bei diesem Dichter der Übergangszeit sorgfältig untersucht.[8]) Auf Einzelheiten einzugehen, scheint mir hier aber nicht angebracht, da naturgemäfs Resultate von allgemeinerem Interesse aus dieser Untersuchung ebensowenig zu verzeichnen sind, wie aus einer ähnlichen von L. Jordan über »Metrik und Sprache Rutebeufs«.[9])

Zu erwähnen sind weiterhin zwei Arbeiten über Allitteration im Französischen, umsomehr, als über diese Frage zusammenhängend noch nicht gehandelt war. Wilhelm Riese betitelte seine Hallische Dissertation: »Allitterierender Gleichklang in der französischen Sprache alter und neuer Zeit«.[10]) Die Beispielsammlung füllt 15 Seiten und ist nach den durch Allitteration verbundenen Redeteilen geordnet, innerhalb derselben wieder alphabetisch. Ein Überblick über Bedeutung und Verwendungsart dieses Versschmuckes in den verschiedenen Zeiten und Gegenden, wie in den verschiedenen Litteraturgattungen ist aus dieser Sammlung aber nicht zu gewinnen. Voraufgeschickt sind allerdings eine Definition, sowie kurze Bemerkungen über die äufsere lautliche Seite der Allitteration, über die Verwandtschaft und die syntaktischen Beziehungen der allitterierenden Worte: zusammengehörige Eigennamen, synonyme und antithetische Begriffe u. s. w., endlich über die rime senée oder das Tautogramm und einige Fälle der Allitteration in der Prosa, insbesondere im Sprichwort. — Eingehender behandelt Mor. Köhler in seiner Abhandlung: »Über allitterierende Verbindungen in der altfranzösischen Literatur«[11]) das Verhältnis der altfranzösischen allitterierenden Wendungen zu den älteren lateinischen. Er weist nach, wie und warum die Zahl der traditionellen Verbindungen abnehmen mufste, und hebt hervor, dafs wohl die Vorliebe für den Anreim in der keltischen und deutschen Dichtung zu dem starken Hervortreten der Allitteration im Altfranzösischen wesentlich mit beigetragen hätte. Sonderbarerweise hat er hier versäumt, speziell auf die Rolle des Stabreimes in der Eulalia hinzuweisen, welche durch die Nachbarschaft des deutschen Ludwigsliedes eine drastische Erklärung findet. Die Einzelbesprechung beschränkt der Verf. auf die Allitteration koordiniert verbundener Glieder und berührt sich dabei wiederholt mit Riese. Bei der Betrachtung der Verwendungsart nach den verschiedenen Literaturgattungen und -Perioden kommt auch wenig heraus, indessen glaubt K. gegen Ende der altfranzösischen Zeit eine Zunahme der Allitteration an Häufigkeit konstatieren zu können, wogegen die klassische Periode umgekehrt mit dieser Lautspielerei völlig aufgeräumt habe. Die Thatsachen mögen richtig sein, doch kann man nicht sagen, dafs K. genügende Beweise dafür beigebracht hätte.

---

8) Greifswald 1889. 8°. 84 S. (Diss.) 9) Wolfenbüttel 1888. 8°. 73 S. (Göttinger Diss.) 10) Halle a. S. 1888. 8°. 38 S. 11) Oppeln 1890. 8°. 36 S. Leipz. Diss. (abgedr. in Zts. f. fr. Spr. u. Lit. XII[1], S. 90 ff.).

Von hervorragender Bedeutung gegenüber diesen Anfangsarbeiten ist das reichhaltige und wenn auch keineswegs abschließende, doch in vieler Beziehung anregende Buch von Alfred Jeanroy: Les Origines de la Poésie lyrique en France au moyen-âge.[12]) Wir haben es hier nur mit den »Études de Versification« des dritten Teils zu thun. Der Verfasser handelt nacheinander von den Versen, Strophen und festen Gedichtformen (genres à forme fixe) der ältesten volksmäßigen Dichtung Nordfrankreichs. Als charakteristische Versarten der vorhöfischen französischen Lyrik betrachtet er zunächst die 11- und 15-Silbner. Letztere sollten unter Nichtberücksichtigung der nachtonigen Schlußssilbe der ersten Reihe im Einklang mit der sonstigen Zählweise der Franzosen besser 14-Silbner benannt werden; Jeanroy will allerdings, aber sicher mit Unrecht, diese Silbe in die zweite Reihe hinüberziehen und darum mitzählen, dann hätte aber die zweite Reihe bei männlichem Ausgang acht Silben, während sie nur sieben zählt, sobald jene nachtonige Silbe, wie oft, fehlt. J. ist durch den 11-Silbner zu seiner Auffassung veranlaßt worden; doch liegen nach seinen eigenen Angaben bei diesem Vers die Verhältnisse anders. Ich verweise nur auf den Bau des auch von J. als Vorbild für unsern Vers angesehenen trochäischen Tetrameters und auf die analogen Verse der Spanier; übrigens nehme ich mit J. die Form des 14-Silbners mit weiblichem Reihenschluß als die ursprüngliche an und verweise des weiteren auf meine Ausführungen in Gröbers Grundriß. — Den 11-Silbner will J. aus dem 14-Silbner »par une abréviation toute naturelle« ableiten, die zweite Reihe soll um mehr als die Hälfte verkürzt sein, »mais quand le premier hémistiche devint masculin par la chute de l'ultième, on comprit qu'il fallait compenser cette perte en allongeant le second d'une syllabe« (S. 350). Man wird zugestehen, daß dieses ein nichts weniger als natürliches Verfahren gewesen wäre. Ich habe die Verkürzung des 14-Silbners zu elf Silben auf andere Weise in Gröbers Grundriß zu erklären gesucht. — Die Annahme, daß der schwache Reihenschluß, der ja wiederholt in mittelalterlichen Versen, namentlich bei den Provenzalen begegnet, gewissermaßen der korrekte gewesen sei, ist vollkommen unhistorisch und braucht nicht widerlegt zu werden. — Höchst seltene Verse sind der 13-Silbner von 7 + 6 Silben (S. 352), und der 12-Silbner von 7 + 5 Silben (S. 355), während der 9-Silbner von 5 + 4 Silben (S. 353) und der 10-Silbner von 5 + 5 Silben (S. 356) öfter vorkommen. Sie alle sollen nach J. auf den trochäischen Tetrameter des Vulgärlateins zurückgehen oder vielmehr in Nachahmung der 14- und 11-Silbner neugebildet sein. — An Stelle des trochäischen Rhythmus müsse sonst seit dem Beginn der französischen Metrik, d. h. seit der Bildung des Gallo-romanischen, der jambische Rhythmus getreten und ersteren bis auf obige Spuren verdrängt haben: »dès le VIII[e] siècle les vers accentués sur les syllabes paires ont dû être les plus nombreux«. Ich habe anderwärts auseinandergesetzt, warum ich die Zurückdrängung der trochäischen Versarten im Gallo-romanischen viel höher hinaufrücke. J. wiederholt einfach früher von G. Paris Rom. XIII, 625 ausgesprochene Ansichten. — Ob die wenigen Spuren eines 16-Silbners, die wir besitzen, genügen, diesen als eine selbständige und noch dazu sehr alte, volkstümliche Versart anzuerkennen, scheint mir noch recht zweifelhaft. — Für die trochäischen Versarten weist J. nach, daß sie noch in der heutigen französischen Volkspoesie, hier und da

12) Paris, Hachette et Cie., 1889. 8°. XXI und 523 S.

leicht verändert, üblich sind, ja dafs einige der kühnsten Neuerer unter den zeitgenössischen Dichtern, wie Richepin, Rollinat und Verlaine, den Versuch gemacht haben, sie auch in der Kunstpoesie wieder zu beleben, allerdings nicht ohne sie mit gröfster Willkür umzugestalten. — Hinsichtlich des Strophenbaues bemerkt der Verf., dafs die Dreiteilung der höfischen Strophe, wie sie Dante bis ins einzelnste auseinandergesetzt habe, für die poésie semipopulaire der Franzosen keine Geltung habe. Alle strophischen Gebilde dieser Dichtung liefsen sich auf vier Typen zurückführen: aab aab, abab abab, aaa BB, aaa bab. Der erste Typus, als Schweifreimstrophe bekannt, begegnet übrigens auch vielfach aufserhalb der für den Gesang bestimmten Poesie und soll auf zwei Langzeilen, die in je drei Kurzzeilen zerlegt wurden, zurückgehen. Offenbar ist er auch in so und so vielen Fällen auf diese Weise entstanden. J. geht aber zu weit, wenn er jeden anderen Ursprung leugnet. Dafs die Schweifreimstrophe auch aus der nicht durch 3-Teilung einer Langzeile entstandenen 3-Zeile hervorgegangen sein kann, hätten ihm doch die portugiesischen, ursprünglich von Doppelchören gesungenen Lieder, aus denen die galizischen muñeiras hervorgingen (vgl. S. 417), lehren können, z. B.:

Mha madre velida! e non me guardedes
D'ir a San Servando; ca se o fazedes
Morrerey d'amores!
E non me guardedes, se vós ben ajades
D'ir a San Servando; ca se me guardades
Morrerey d'amores! u. s. w.

Hier brauchte der Refrain nur mit der Strophe verwachsen (so fasse ich die 3-Zeilen Wilhelms IX. auf) und zwei Strophen zu einer vereinigt zu werden, um gleichfalls zu Schweifreimen zu gelangen. J. versieht auch im Folgenden, dafs stets viele Wege nach Rom führen, und dafs die romanische Metrik auf ihrer langen, für uns durchaus nicht allen einzelnen Stationen nach feststellbaren Pilgerfahrt schwerlich immer den kürzesten Weg eingeschlagen haben wird. So wird auch der Typus abab ab ab, welcher sehr beliebt war, nicht ausschliefslich durch 2-Teilung von vier Langzeilen aaaa entstanden sein müssen. Noch weniger ausgemacht scheint mir, dafs die Kreuzreimstrophen einer jüngeren Zeit angehören sollen als die Schweifreimstrophen (S. 380), zumal ja der Typus abab ab ab als Verdoppelung von ab ab ebensogut aus aa hergeleitet werden kann, wie aab aab. Auf die Datierung der rhythmischen lateinischen Dichtungen des Mittelalters ist bis jetzt, wie J. selbst S. 350 Anm. 1 betont hat, kein Verlafs. Überdies bestätigt J. selbst die Reduzierung von abab abab auf abab, indem er S. 383 aus der 4-Zeile des florentinischen Rispetto das sizilische strambotto von acht Zeilen herleitet und bemerkt: la forme essentielle de la poésie populaire italienne nous ferait remonter un peu plus haut que celles que nous avons rencontrées en France, et nous ramènerait, en fin de compte, à ce couplet de deux longs vers que nous avons déjà retrouvé sous la strophe couée (S. 383 f.). Zum Schlufs dieses Kapitels glaubt J. aus dem stornello der Italiener und dem estribillo der Spanier eine sogar noch primitivere Strophenform als die 2-Zeile, nämlich die 1-Zeile erschliefsen zu können. Sie sei frühzeitig in zwei reimlose Kurzzeilen zerlegt, des Reimes halber sei ihnen dann eine inhaltlich nur lose damit zusammenhängende Kurzzeile vorgeschoben. —

Bis hierher ist bei J. die Rolle, welche der Refrain in der Strophenbildung gespielt hat, noch nicht zur Geltung gekommen. Erst die beiden übrigen Typen sollen sie erkennen lassen. Der Verf. erörtert sie indessen erst im dritten und letzten Kapitel seiner Studien, welches die strophischen Formen der chansons à danser, der Ballette, des rondet, des virelai, der dansa, des rondel und rondeau behandelt. Die ursprüngliche Bestimmung all dieser Liederarten war, wie schon die Namen erkennen lassen, die Begleitung zum Tanz und zwar nach J. zum Tanz von Frauen; die feste Form habe sich erst nach und nach herausentwickelt. Ihre Vortragsweise war responsorienartig, zerfiel in Solo- und Chorgesang. In den chansons d'histoire sollen die einfachsten strophischen Gebilde vorliegen, sie wurden von Solisten gesungen, während den folgenden Refrain der Chor aufnahm. Den Refrain will der Verf. mit G. Paris ursprünglich nur als einen Musikausdruck gelten lassen, signifiant des modulations, des vocalises où la voix, s'arrrêtant pour reprendre aussitôt, passe brusquement d'une note à l'autre, ce qu'on exprimerait assez bien en disant qu'elle se brise (frangitur) (S. 104 Anm.). Ich glaube das Wort im Gegenteil als gebrochenes, d. h. echomäfsig wiederkehrendes Ton- resp. Text-Stück auffassen zu müssen, und halte die Refrains, welche sich einfach wie musikalische Schnörkel ausnehmen, für sekundär. — Durch Verwachsen des Refrains mit der eigentlichen Strophe erklärt sich nach J. der Typus aaab ab und zwar aus der Form aaa BB, welche zu aaab B (die grofsen Buchstaben bezeichnen die Refrainzeilen) und mit Brechung der Refrainzeile, zu aaa b CB, dann zu aaa b AB und aaa b ab geworden sei. Mir scheint auch hier eine etwas andere Erklärungsweise natürlicher, nämlich aus: $\frac{a\ a\ A}{8\ 8\ 8}$, $\frac{a\ a\ B}{8\ 8\ 12}$, $\frac{a\ a\ b\ B}{8\ 8\ 12\ 12}$, und mit Brechung der b-Zeile: $\frac{a\,a\ a\ b}{8\,8\ 8\ 4}\ \frac{C\ B}{8\ 4}$ und schliefslich aaab a b. Diese Erklärung ist um so angemessener, als die Ursache der Brechung der ersten 12-Zeile in einer für die Balladen-Form charakteristischen Neigung gesucht werden darf, wonach der Schlufsteil der Balladenstrophe, welcher ursprünglich dem Refrain vollkommen identisch war, dem Strophengrundstock angeglichen wurde, während J. später umgekehrt eine Abänderung des Strophenschlusses zu gunsten des Refrains voraussetzt. Ich verweise für nähere Details auf meine Darstellung in Gröbers Grundrifs und bemerke nur, dafs J. bei seinen weiteren Darlegungen über die Formen der Ballettes u. s. w. nicht scharf genug die charakteristischen Eigentümlichkeiten jeder Dichtungsart beachtet hat und daher ebensowenig wie die älteren Metriker zu einer sauberen Scheidung gelangt ist. Seine Ausführungen und das reichhaltige Material, welches denselben als Grundlage dient, werden aber gleichwohl das Interesse des Lesers in hohem Mafse erwecken, und seinem Versuch, die Entstehung und Umbildung romanischer Verse und Strophenformen aufzuhellen, wird ein grofses Verdienst nicht abgesprochen werden dürfen. Bemerken will ich, dafs sich meine eigenen Forschungen ganz unabhängig von ihm doch im wesentlichen in gleicher Richtung wie die seinigen bewegt haben, wenn auch im Einzelnen unsere beiderseitigen Anschauungen vielfach auseinander gehen.

Was die festen Gedichtformen einzelner Dichtungsarten anlangt, so hat auch G. Raynaud in der Einleitung zu seiner Ausgabe von »Rondeaux et autres poésies du XVe siècle«[13]) die Entwickelungsgeschichte der Rondeaux und Bergerettes eingehend behandelt und zuerst

---

13) Paris, F. Didot, 1889. 8°. LXV u. 176 S. (Publ. d. Soc. d. Anc. T. fr.).

volle Klarheit in den Zusammenhang der verschiedenen Formen gebracht. Das Rondel eigentlich ein Tanzlied (eine kleine Runde), besteht danach aus: 1. Refrain, 2. Nachbildung und Wiederaufnahme des ersten Refrainteils, 3. Nachbildung und Wiederaufnahme des ganzen Refrains. Frühzeitig begnügten sich die Schreiber, die teilweise oder vollständige Wiederaufnahme des Refrains nur durch Ausschreiben der ersten Refrain-Zeile oder -Worte mit nachfolgendem etc. anzudeuten, und seit dem 15. Jahrhundert scheinen auch die Dichter, namentlich bei drei- und mehrzeiligen Refrains, sowohl in der Mitte wie am Schlufs nur die erste Refrainzeile, später sogar nur die ersten oder das erste Refrainwort wiederholt zu haben. Die Theoretiker des 16. Jahrhunderts bezeichnen diesen Refrain-Stumpf als Rentrement. Nach G. Raynaud liefse sich zuerst bei Christine de Pisan die Verkürzung des Rentrement auf durchweg eine Zeile konstatieren. Einen eigentlichen Beweis, dafs die Dichterin selbst diese Verkürzung beabsichtigte, hat R. aber nicht erbracht, und wenn wir die 69 Rondeaux in Maurice Roys Ausgabe (t. I, S. 147 ff.) prüfen, ohne uns an die Interpunktion des Herausgebers zu kehren, welche auch sonst nicht immer richtig ist (vgl. S. 158, XIX 1: Tout en pensant à la beauté, ma dame, wo beide Kommata zu beseitigen sind), so ergibt sich allerdings für einige die Verkürzung als scheinbar ursprünglich; z. B. XXIX: Il me semble qu'il a cent ans Que mon ami de moy parti! || Il ara quinze jours par temps, | Il me semble qu'il a cent ans! || Ainsi m'a anuié le temps, Car depuis lors qu'il departi. | Il me semble qu'il a cent ans. Andere Fälle sprechen aber dagegen. So mufs XXIII nach Z. 7 auch die zweite Refrainzeile aufgenommen werden. Belle, ce que j'ay requis Or le vueilliez ottroier, Car par tant de fois proier Bien le doy avoir conquis. || Je l'ay ja si long temps quis, Et pour trés bien emploier, | Belle, ce que j'ay requis [Or le vueilliez ottroier!] Z. 12, scheint allerdings passend den Text abzuschliefsen, doch hindert nichts, ihr die drei letzten Refrainzeilen folgen zu lassen. Ganz ähnlich ist es bei VI, XII, XIV (hier ist der volle Refrain am Schlufs durch dire Z. 11 bedingt) XV, XVI, XXI (Z. 11 l. s'il st. si), XXXVIII bis XL, XLIX—L (2 Rondeaux layés), LV. Ich setze nur XXXIX als besonders deutlich noch hierher: Doulce dame, je vous requier Vostre amour que je vueil cherir. Donnez la moy sanz rencherir! || Or m'ottroiez ce que je quier Et pour faire mes maulz tarir, | Doulce dame, je vous requier [Vostre amour que je vueil cherir.] || Et se vers vous tel grace acquier, Je penseray du remerir, Et pour mes pesances garir, | Doulce dame, je vous requier [Vostre amour que je vueil cherir. Donnez la moy sanz rencherir!] Ich glaube daher, dafs Christine alle ihre Rondels noch vollständig baute. Dagegen scheint der ältere Froissart bereits die verkürzte Form verwandt zu haben. Wenigstens kann in No. 78 seiner 105 Rondels mit 2-zeiligem Refrain am Schlufs nur die erste Refrainzeile wiederaufgenommen werden, weil die zweite nicht mit einem vollständigen Satz abschliefst. Der Text lautet: Adieu, bon temps, il faut que je vous laie; Puisque je voi que refus et dangier || Sont en ma dame et d'el riens ne me paie. | Adieu, bon temps, il faut que je vous laie; || Ne n'y a nul de ces deus que je n'aie Pour enemis, quant je le voeil proyer. | Adieu, bon temps, il faut que je vous laie. Wie dem auch immer sei, jedenfalls konstatieren Fabri 1521, Gracien du Pont 1539 und Sibilet

1548 die Existenz des sogar schon bis auf ein Wort verkürzten Rentrement, wenn auch der erste der vollständigen Form noch den Vorzug gibt. Nach R. hat sich die Verkürzung des Refrains bis auf eine Halbzeile am Ende des 15. Jahrhunderts zuerst in 10-Silbner-Rondels eingestellt; doch vermisse ich jede positive Begründung dieser Ansicht. Von den vielen Rondelformen hat sich nur die einfachste, das Triolet (2-zeil. Refrain), und zwar in vollständiger Gestalt (8 Zeilen), und das Rondeau, früher Rondeau double genannt (5-zeil. Refrain, von dem aber inmitten und am Schlufs nur ein rentrement von ein oder zwei Worten wiederkehrt), in der neufranzösischen Poesie erhalten. Das Rondeau zeigt danach die Form aabba || aab+ || aabba+ ||. Da der Refraincharakter der ersten 5 Zeilen völlig verwischt war, glaubte man auch die Reimstellung der beiden folgenden Absätze nicht mehr ängstlich festhalten zu müssen und den Erfordernissen der Rondeauform zu genügen, wenn man drei beliebige Absätze von 5, 3, 5 Zeilen nebst Rentrement nach den beiden letzten Absätzen baute. Danach dichtete Alfred de Musset drei Rondeaux: Fut il jamais, Dans dix ans, Dans son assiette. — Raynaud erörtert dann auch noch den Bau der Bergerette, einer Abart des Rondels, die sich auch als einstrophiges Virelay bezeichnen läfst. Da diese Liedform aber das 16. Jahrhundert nicht überlebt hat, will ich hier nicht näher darauf eingehen.

Eine kurze Erwähnung verdient hier auch der Nouveau Traité de versification française von Ch. Le Goffic und E. Thieulin[14]), weil derselbe von der traditionellen Schablone französischer Schulmetriken abweicht und unter Beiseitelassung leerer Spekulationen sich entschlossen auf den Boden der Geschichte und Beobachtung stellt.

Von Arbeiten der letzten Jahre, welche auf italienische Metrik Bezug haben, nenne ich: 1. Morfologia del Sonetto nei sec. XIII e XIV von L. Biadene.[15]) Entgegen der herrschenden Ansicht, wonach das Sonett eine selbständig behandelte Canzonenstrophe sein soll, entgegen auch der Herleitung Schuchardts aus einer Kombination von Rispett und Ritornell, führt B. unsere Gedichtform auf die Verquickung eines 8-zeiligen und eines 6-zeiligen Strambott zurück. Er gründet seine Ansicht auf das älteste Reimschema des Sonettes, als welches ihm gilt: ab ab ab ab cd cd cd. Unter Einwirkung der Canzonenstrophe und analog der 2-Gliederung der ersten 8 Zeilen bildete die Kunstdichtung auch die letzten 6 Zeilen zu 2 Terzetten um. Später traten dann an Stelle der rime alternate in den Quaternarj oft auch rime chiuse, und in den Terzetten stellten sich alle möglichen Reimstellungen und auch rime aterzate ein. Der Verf. legt im einzelnen die formale Entwickelung des Sonettes und seiner Abarten dar. Er behandelt von letzteren das Sonetto doppio o rinterzato, minore, comune o misto, ritornellato o caudato, continuo, kommt dann auf den Binnenreim (la rimalmezzo) und die Beschaffenheit des Endreims zu sprechen. Ein weiterer Abschnitt erörtert die Verwendung des Sonettes als Tenzonenstrophe, und der letzte alle möglichen Künsteleien und poetische Lizenzen, welche sich die Sonettisten gestatteten. Eine Bibliographie, zwei Anhänge und ein Namenregister beschliefsen die höchst lehrreiche Arbeit, welcher sich hoffentlich bald die schon seit Jahren

---

14) Paris, G. Masson, 1890. 8°. VII und 152 S. 15) In Fasc. 10 der Studj di Filologia Romanza p. du E. Monaci. Roma, E. Loescher, 1888. 234 SS. 8°.

in Aussicht gestellte analoge Morfologia della Canzone italiana zugesellen wird.

2. La metrica nella cronologia del Canzoniere [di Petrarca] von F. Colagrosso.[16]) Der Verfasser thut dar, wie wertvolle Kriterien die Literaturgeschichte aus einer sorgfältigen Beobachtung der metrischen Formen gewinnen kann. Für den Strophenbau der Petrarcaschen Canzonen selbst hat er allerdings nichts weiteres von Bedeutung ermittelt.

3. Dieresi e sineresi nella poesia italiana von Franc. d'Ovidio.[17]) Gerichtet ist diese gehaltreiche Arbeit gegen die rigorosen Theorien Vittorio Imbrianis über die Zulässigkeit der Synärese. Doch wünscht der Verfasser selbst, durch seine Darlegungen zu noch eingehenderer Feststellung des thatsächlichen Gebrauchs bei den italienischen Dichtern anzuregen. Dafs die Italiener in striktem Gegensatz zu den Franzosen von engherzigen Regeln durchaus nichts wissen wollen, ergeben aber schon Ovidios sehr verständige Ausführungen.

Selbständige Beiträge zu den Verslehren der übrigen romanischen Völker, welche unsere wissenschaftliche Erkenntnis derselben förderten, sind, soviel ich weifs, in und kurz vor 1890 nicht erschienen.

Nachträglich sei hier noch gedacht: 1. der »Étude sur la versification populaire des Romains à l'époque classique« von Léon Vernier.[18]) Diese mir unzugängliche Schrift hat nach einer Notiz der Romania XIX, S. 366 »pour objet principal la versification des comiques (et de Phèdre) que l'auteur s'efforce d'expliquer au moyen des abréviations et des contractions de la langue populaire ... La liste de ces abréviations et contractions, attestées par divers documents, que l'auteur a dressée, pourra être consultée avec profit par les romanistes, quoiqu'elle soit ordonnée d'une façon peu commode pour eux«.

2. des paradoxen »Essai comparatif sur l'origine et l'histoire des rythmes« von Maximilian Kawczynski.[19]) Im letzten Kapitel verficht der Verf. die These: »La versification romane tire son origine de la rythmique latine, mais la plupart des formes lyriques romanes sont postérieures à l'introduction des séquences latines.« Der Verf., welcher über ein umfassendes Wissen und grofse Belesenheit verfügt, glaubte zunächst »les idées préconçues, qui ont fait devier tant d'éminents savants dans leurs conclusions« verwerfen zu müssen, und lebt der Überzeugung, dafs allein die von ihm dagegen aufgestellten Prinzipien »rendront possible l'application rigoureuse de la méthode historique aux sciences historiques«. Indessen verfährt er wenigstens im letzten Kapitel bei Begründung seiner Ansichten so unhistorisch, willkürlich und oberflächlich wie möglich. Die Romania XIX, S. 371 brachte über sein Buch zwar eine höchst empfehlende kurze Notiz, die dort in Aussicht gestellte ausführliche Kritik ist aber später nie erschienen, sondern nur eine mancherlei Vorbehalte andeutende und dabei ziemlich allgemein gehaltene von A. Vernier in XX, S. 145—7. Ein Beispiel wird genügen, um mein abfälliges Urteil über den Essai zu rechtfertigen. S. 166 heifst es flottweg: »Les vers romans (d. h. dem Zusammenhang nach die französischen und provenzalischen

---

16) In: La Biblioteca delle Scuole Italiane. Torino. 1890. Vol. II, No. 10, S. 145—153. 17) Memoria letta alla R. Accad. di Scienze mor. e pol. Napoli 1889, t. XXIV. 8°. (Estratto di 59 p.) 18) Besançon, Dodivers, 1889. 8°. 68 S. (ursprünglich als lateinische These der Pariser Faculté des Lettres gedruckt). 19) Paris, Emile Bouillon, 1889. 8°. 220 S.

Verse) de cinq syllabes se rapportent au mètre adonien, ceux de six à la moitié d'un asclépiade, ceux de sept au mètre choriaque, ceux de huit à l'ancien dimètre, ceux de dix au trimètre dactylique et au trimètre anapestique, ceux de onze syllabes répondent à l'hendécasyllabe et les alexandrins à l'asclépiade«. S. 167 hebt dagegen hervor: »On comptait dans les rythmes latins toutes les syllabes du mot final, tandis qu'on ne compte plus dans la versification française et provençale les syllabes posttoniques«; ferner S. 170: »La différence entre la versification française et la versification italienne consiste en ce que dans les vers italiens une syllabe posttonique est toujours comptée au nombre prescrit de syllabes«. Gleichwohl wird S. 171 schlankweg behauptet: »L'hendécasyllabe, ce vers dominant dans la versification italienne provient, comme tous les vers de onze syllabes dans la poésie européenne (also auch in der französisch-provenzalischen und spanisch-portugiesischen), de l'hendécasyllabe classique«. K. verkennt also trotz seiner voraufgehenden Ausführungen die Identität des italienischen Endecasillabo und des französisch-provenzalischen 10-Silbners! In der obigen Aufzählung der romanischen Verse fehlt der 9-Silbner, weil nach S. 164 »l'ennéasyllabe n'était usité ni dans la métrique, ni dans la rythmique«. Darin soll denn auch der dem Redactor der prov. Leys d'Amors verborgen gebliebene Grund für dessen Behauptung liegen: »Bordo en nou sillabas no podem trobar am bela cazensa, perque no trobaretz que degus dels antics haian pauzat aytal bordo«. Die Trobadors scheinen in der That diese Versart gänzlich gemieden zu haben, und das Beispiel der Leys beweist, dafs ihr Redactor von dem ursprünglichen Bau des 9-Silbners keine Vorstellung hatte. K. hat aber ganz übersehen, dafs die Leys S. 114 hinzufügen: »Empero ab rimas multiplicadas poyria be estar et adonx haurian bela cazensa segon quom pot vezer ayssi en aquestz versetz

Lo mon veg Mal adreg E destreg
Quar apleg Franh hom dreg Per naleg.«

Diese schon in der ältesten Alba vorkommende Form weist auf den 3-accentigen 9-Silbner zurück, der in der Verskunst der anderen romanischen Völker nachgewiesen ist und sich ganz zwanglos als Verkürzung eines 11-Silbners auffassen läfst.

E. Stengel.

Altprovenzalische Sprache und Literatur.

Arbeiten zur **altprovenzalischen Sprache** sind aus den letzten Jahren bis Ende 1890 nur wenige vorhanden. Der inzwischen verstorbene greise Forscher Prof. Dr. A. Mahn hatte seit Jahren ein umfassendes Werk: »Grammatik und Wörterbuch der altprovenzalischen Sprache« vorbereitet, 1885 erschien davon die erste Abteilung: »Lautlehre und Wortbiegungslehre«.[1]) Leider bekundet seine Darstellung eher einen Rück- als einen Fortschritt in der Methode wissenschaftlicher Sprachkenntnis und ist darum für Anfänger durchaus unbrauchbar. Nur für den Kenner des Provenzalischen hat das mit Fleiſs zusammengetragene, kritisch allerdings wenig gesichtete Material einigen Wert. Eine Verarbeitung, ja selbst nur eine Erwähnung der seit Diez' sorgfältiger Behandlung zahlreich erschienenen Einzelforschungen über die Sprache der Trobadors ist nirgends ersichtlich. So ist denn auch nach dem übereinstimmend ablehnenden Urteil aller Sachverständigen über die erste Abteilung von der Veröffentlichung der weiteren Abstand genommen worden.

Von groſser Bedeutung ist dagegen Suchiers Beitrag zu Gröbers Grundriſs der romanischen Philologie: »Die französische und provenzalische Sprache und ihre Mundarten«.[2]) Eine französische Übertragung davon hat P. Monet besorgt.[3]) Besonders in methodischer Hinsicht ist S.'s Darstellung höchst lehrreich, während die Beschränktheit des verfügbaren Raumes eine erschöpfende und gleichmäſsige Behandlung des Stoffes unmöglich machte. Den rechten Nutzen wird daher auch aus dieser Arbeit nur der Fortgeschrittene ziehen können, zumal oft genug die Beweisstellen für einzelne Formen und die Nachweise, wo ausführlicher über dieselben gehandelt ist, der Kürze halber sei es ganz unterdrückt, sei es so knapp angedeutet sind, daſs nur ein mit der Materie völlig Vertrauter ihnen nachzugehen im stande ist. Soweit S.'s Arbeit sich mit dem Altprovenzalischen beschäftigt, erörtert sie die lautliche Entwickelung der schriftmäſsigen Sprache bis in das 12. Jahrhundert und ihre weiteren Veränderungen im 12. Jahrhundert. Das Gascognische einerseits und das Franco-Provenzalische oder Mittelrhônische andrerseits werden scharf von den eigentlich provenzalischen Mundarten abgetrennt, und eine weitere Gruppierung dieser wird auf Grund einzelner

---

1) Köthen, P. Schettlers Verlag, 1885. 8°. VIII u. 315 S. Pr. M. 6. 2) Straſsburg, K. J. Trübner, 1888. 8°. S. 561—668. 3) H. Suchier, Le Français et le Provençal. Traduit p. P. Monet. Paris, Bouillon, 1891. 8°. XII und 224 S.

Lautveränderungen versucht. Beigegebene Karten erläutern die diesbezüglichen Angaben des Textes. Ferner schildert der Verfasser die associativen Veränderungen in den provenzalischen Flexionsformen.

Wegen *fait, dit* gegenüber *taist, plaist, loist* u. s. w., S. 600 § 47, verweise ich auf das, was ich in der Zs. für rom. Phil. Bd. I, 106 angedeutet habe. Jedenfalls kann ich nicht glauben, dafs *faire* und *dire fait* und *dit* (statt *faist* und *dist*) veranlafst haben sollten.

Zu der Annahme Seite 614 oben: »In der 1. schwachen Konjugation liefs das Provenzalische eine Kontraktion von *ai* zu *e* eintreten (*amẹt* AMA[V]IT), im Auslaut zu *ei* (*amei* AMA[V]I)« verweist Gröber in einer Fussnote auf S. 367 des Grundrisses, doch findet sich dort nichts, was sie bestätigte. Sie ist auch bereits 1884 von K. Meyer (in Ausg. und Abh. XII: Die prov. Gestaltung der mit dem Perf.-Stamm gebildeten Tempora des Lat., Marburg 1884 S. 25 ff.) mit triftigen Gründen zurückgewiesen und durch eine andere, wie mir scheint, unanfechtbare ersetzt worden. Danach ist AMAI, AMASTI, AMAIT nach Analogie von DEDI, DESDI, DEDIT (*dẹy, dẹst, dẹt*) zu *amey, amest, amet* umgebildet worden. Begonnen hat die Umbildung offenbar bei Worten wie *mandar* und in der ersten Person Sing., weil *-ai* und *-ẹi* dem Laute nach sich sehr nahe standen und in den Reimen auch thatsächlich durcheinander geworfen werden. Dafs nur im Prov., nicht auch im Nordfranz. die Verba der *a*-Konjugation diese Umbildung zeigen, liegt wohl daran, dafs nur im Prov. das Simplex *dar* erhalten ist und als zur *a*-Konjugation gehörig betrachtet wurde, während es im Französischen bereits in der ältesten Zeit erloschen ist und durch *doner* ersetzt wurde.

S. 627 f. handelt Suchier vom Lautwechsel (Lautübertragung). Ich glaube indessen, dafs manche der hier angeführten Fälle nichts weiter als umgekehrte Schreibungen sind, für die gesprochene Sprache also gar nicht vorhanden waren. Jedenfalls mufs erst der Beweis für ihre Existenz erbracht werden. Ich vermag wenigstens das *n* in *fen* = *fè* (FIDEM), *pron, fon* nicht ohne weiteres als gesprochenen Laut gelten zu lassen, ebensowenig wie das *r* in *aimister, Micher, fer, cer* der Tirade 3 des Venezianer Roland (= *amistiet, Michiel, fiet, chies*). Ebenso wird wohl *crezèt* statt *creèt* CREAVIT seine Entstehung einer einfachen Verwechslung mit *crezèt* CREDEDIT verdanken.

Die weiteren Abschnitte von Suchiers Aufsatz erörtern die wichtigsten Fälle der Wort-Kreuzung und -Umdeutung, des Bedeutungs- und Funktions-Wandels, der Wortform- und Wortgeschlechts-Verschiebung, der Wortauslassung, Wort- und Satzstellung, der Bildung neuer Flexionsformen. Schliefslich werden die Vorgänge, welche eine Vermehrung oder Verminderung des romanischen Sprachschatzes zur Folge gehabt haben, einer kurzen Erörterung unterzogen. Auf die vielfach diskutablen, aber immer interessanten Einzelausführungen dieser Abschnitte kann hier nicht eingegangen werden.

Geringere Ausbeute für die Erkenntnis des Altprovenzalischen gewährt WILHELM MEYER-LÜBKE" Grammatik der Romanischen Sprachen, von welcher bis jetzt nur der erste Band, die Lautlehre, vorliegt.[4]) Eine eingehende Würdigung dieses grofsangelegten Werkes ist an anderer Stelle des Jahresberichtes zu geben. Hier mufs aber kurz konstatiert werden, dafs das Altprovenz. darin nicht nach Gebühr zur Geltung kommt, im Gegensatz zur romanischen Grammatik von Diez, in welcher das Provenzalische mit offenbarer Vorliebe behandelt war.

---

4) Leipzig, Fues' Verlag (R. Reisland), 1890. 8°. XX u. 564 S.

Der Anfänger wird auch durch mancherlei Ungenauigkeiten und Inkonsequenzen, die M. bei Anführung provenzalischer Beispiele untergelaufen sind, irregeführt werden; insbesondere wirkt störend, dafs altprov. und neuprov. Sprachformen bunt durcheinander als provenzalische aufgeführt werden. Hier und da entfernt sich der Verf. auch ohne ersichtlichen Grund und ohne es deutlich kenntlich zu machen von der in den Texten üblichen Schreibart; so findet sich S. 68 § 48 *festük* gegenüber *süc* und S. 396 *festuc*, ebenso *küba, aküsa, kül* gegenüber afranz. *cüve, acüse* und *kül.* — S. 68 steht *lačüge*, S. 386 *lačügo*, statt altprov. *lachuga, laituga.* S. 386 findet sich prov. *večüra* VECTURA aufgeführt, doch finde ich nur neuprov. *veituro, veturo* bei Mistral, während Raynouard wie Rochegude das Wort gar nicht haben. — S. 417 § 494 wird prov. *ivri* zitiert. Das Wort lautet neuprov. nach Mistral *ebri,* altprov. nach Rayn. *ibre, ibri, ivre.* — S. 425 § 507 wird altprov. *aia* HABEAM kurzweg durch *ağa* ersetzt, obwohl eine derartige Aussprache von *aia* höchst unwahrscheinlich ist; für altprov. *rabia*, neuprov. *rabi* wird *ragi* angegeben, ebenso steht für altprov. *gabia,* neuprov. *gabi*, S. 426 § 508 *gavi.* — Ganz irrtümlich ist die Behauptung S. 473 f. § 563: »im Altprov. werde *z* meist *ts* geschrieben«. — Die Erklärung von S. 209 § 237: »Aus vulgärlat. *-ai* 1 Sg. Perf. wird *-ẹi*, so in einer Urkunde aus Alby 1211« ist unverständlich und kann zu der Annahme verleiten, als wenn neben *-ei* auch *-ai* vorkäme. Im übrigen setzt sie eine rein lautliche statt einer flexivisch-analogischen Wandlung voraus. Vgl. darüber das oben Gesagte. Kurz, die Belege und teilweise auch die daraus gezogenen Schlufsfolgerungen in Meyers Grammatik sind, soweit das Altprov. dabei in Frage kommt, nur mit grofser Vorsicht zu verwerten.

Von Monographien sei hier zunächst die »Leçon d'ouverture« P. MEYER', mit der auch die von Ant. Thomas begründeten »Annales du Midi«[5]) eröffnet wurden, erwähnt. Sie ist betitelt: »La langue romane du midi de la France et ses différents noms« und erörtert besonders die Berechtigung der Bezeichnung Provenzalisch. Eine Übersicht über die sonstigen Namen, mit welchen die südfranzösische Sprache noch bezeichnet wird, schliefst sich an.

Ein Kapitel der prov. Lautlehre behandelt E. WIECHMANN in seiner Brochüre: »Provenzalisches geschlossenes *E* nach den Grammatiken, Reimen der Dichter und neuprovenzalischen Mundarten«.[6]) Sie bildet den Schlufsteil der im Jahre 1881 erschienenen Hallenser Dissertation desselben Verf., an welche sich 1884 die ähnliche Arbeit F. PFÜTZNER' »Über die Aussprache des provenz. *A*« angeschlossen hatte. Inzwischen hatte OREANS in seiner 1887 erschienenen Freiburger Dissertation ebenfalls eine, freilich recht äufserliche, Zusammenstellung der »*E*-Reime im Altprovenzalischen« gegeben, welche auch in Herrigs Archiv 1888 zum Abdruck gekommen ist. — Mehr der Erforschung der südfranzösischen Dialekte alter und neuer Zeit als der altprovenzalischen Schriftsprache kommt Dr. H. SABERSKY' Schrift: »Zur provenz. Lautlehre. Parasitisches *i* und die damit zusammenhängenden Erscheinungen«[7]) zu gute, und speziell mit dem Konsonantismus der gascognischen Mundart beschäftigte sich F. HEMMANN in seiner Jenenser Dissertation: »Konsonantismus des Gascognischen bis zum Ende des

---

5) Toulouse, Edit. Privat, und Paris, A. Picard, 1889. 8°. S. 1—34. 6) Leipzig, Fock, 1890. 8°. 38 S. Pr. 1 M. 60. 7) Berlin, Mayer & Müller, 1888. 8°. IV u. 100 S.

13. Jahrhunderts.«[8]) Das Sprachmaterial hat H. ausschliefslich dem »Recueil de textes de l'ancien dialecte Gascon par A. Luchaire« entnommen.

Eine ganze Anzahl neuere Arbeiten sind auch der Flexionslehre der provenz. Sprache gewidmet. Über die Bildung einzelner Verbalformen handelten: A. Fischer, Marburg 1883: über den Infinitiv, C. F. Wolff, ebd. 1884: über Fut. u. Kondit., A. Harnisch, ebd. 1884, und O. Schmidt, Darmstadt, 1887: über das Präsens, K. Meyer, Marburg 1883 und F. Schenker, Zürich 1883: über das Perfekt, P. Mann, Marburg 1886: über das Part. Prät. Die Verbalflexion einzelner altprovenzalischer Texte beleuchteten dagegen G. Hentschke, Halle 1882: »Die Verbalflexion in der Oxf. Hs. des Girart de Rossillon« und G. Steinmüller, Würzburg 1887: »Über Bildung und Gebrauch der Tempora und Modi bei Bertran de Born.«

Unter diesen Arbeiten sind die von K. Meyer und A. Harnisch die wichtigsten. Sie bringen insbesondere neue Erklärungen für die lautgesetzlich anomale Bildung des Perfektstammes der *A*-Konj. und für die gleichfalls bislang unaufgehellten Endungen *-em, -etz* im Präs. Ind. der übrigen Konjug. Der letzteren Erklärung hat Suchier in Gröbers Grundrifs S. 612 ausdrücklich zugestimmt, doch hätte er dabei um so eher auf Harnischs Arbeit verweisen sollen, als sie in der wissenschaftlichen Literatur bisher fast totgeschwiegen ist und z. B. auch von O. Schmidt nirgends erwähnt wird. Steinmüller verweist zwar sehr viel darauf, ist aber betreffs *-em, -etz* = *-em, etz* sumus, estis in dem Irrtum befangen, als wenn obige Erklärung bereits von Thurneysen aufgestellt und von Harnisch nur »acceptiert und genauer erörtert« worden wäre (S. 14). Dafs Karl Meyers Zurückführung von altprov. *-ey, -èst, -èt* auf (d)edi, (d)esti, (d)edit von Suchier wie von Meyer-Lübke unbeachtet gelassen worden sind, habe ich schon oben erwähnt. Steinmüller (S. 25 f.) hat sie dagegen als zutreffend anerkannt.

Hinsichtlich der Nominalflexion sind die Dissertationen von P. Reimann, Danzig 1882, und Th. Loos, Marburg 1883, sowie der Aufsatz von A. Beyer im 7. Band von Gröbers Zts. f. rom. Philol. S. 23 ff. zu erwähnen. Recht ergiebig ist ferner die Arbeit W. Bohnhardt's: »Das Personal-Pronomen im Altprovenzalischen«.[9]) In ihr ist auch der syntaktische Gebrauch sorgfältig untersucht. Ebenfalls syntaktischer Natur ist die Dissert. von Edm. Kocher: »Beitrag zum Gebrauch der Präpos. *De*«[10]), sowie die Abhandlung von F. Bodsch, welche S. 128—172 einer Berliner Festschrift erschienen und betitelt ist: »Die Syntax des Bernart de Ventadorn. Erster Teil: Das Substantiv, Adjektiv, der Artikel, die Pronomina.« Mit dem provenzalischen Wortschatz und speziell mit Raynouards »Lexique roman« beschäftigen sich die beiden Abhandlungen von H. Sternbeck »Unrichtige Wortaufstellungen und Wortdeutungen in R.'s L. R. I. Teil: Unrichtige Wortaufstellungen«[11]) und K. Stichel: »Beiträge zur Lexikographie des altprov. Verbums«.[12]) Stichel suchte hauptsächlich für bei R. noch nicht verzeichnete Verba Belege zusammenzustellen. Seine Arbeit ist in

8) Leipzig, Fock, 1889. 8°. 54 S. Preis 1 M. 9) Marburg, Elwert, 1888. 8°. 136 S. Wie die letzterwähnten Arbeiten von Fischer, Wolff, Harnisch, K. Meyer, Mann, Loos in: »Ausgaben u. Abhandl.« erschienen. 10) Marburg 1888. 8°. 45 S. 11) Berlin 1887. 8°. VIII u. 24 S. 12) Marburg, Elwert, 1890. 8°. IV u. 86 S. (in: Ausg. u. Abh. No. 86).

Gröbers Zts. XV, S. 531 ff. von Prof. E. Levy durch zahlreiche Nachträge und Berichtigungen in dankenswerter Weise ergänzt worden. Auch über einzelne Worte, deren Deutung unklar geblieben war, ist ausführlicher gehandelt worden, so von A. Tobler über: *cortves* und *meliana* in Gröbers Zts. XIII, 547 f. und von F. Settegast über: »*Joi* nebst Bemerkungen über *jai*, *joia* und *gaug*«[13]), zahlreiche weitere finden sich verstreut namentlich in den Anmerkungen verschiedener Textausgaben, in denen natürlich auch sonstige sprachliche Fragen erörtert worden sind. Schliefslich sind auch noch die sprachlichen Untersuchungen über die Reime bestimmter Einzel-Texte von R. Hofmeister, G. Siebert und F. Kley, nämlich über die Reime Bernarts von Ventadorn, des Romans Flamenca und der Vida St. Honorat von Raimon Feraut[14]), zu erwähnen. Wenn auch mancherlei, namentlich gegen die Ausführung der beiden letzten Arbeiten, eingewendet werden mufs, so sind sie doch wegen der reichhaltigen Belegstellensammlungen von Wert. Eine recht verdienstliche Anfangsarbeit ist endlich die Dissertation P. Lienig' »Die Grammatik der provenzalischen Leys d'amors verglichen mit der Sprache der Troubadours. Erster Teil: Phonetik«[15]), deren Fortsetzung hoffentlich nicht ausbleibt. Allerdings wird der Verf. dann auch Chabaneaus »Extraits du Ms. inédit des Leys d'amors«[16]) zu berücksichtigen haben. L.'s Annahme, dafs dem Verf. der Leys der Donat Uc Faidits bekannt gewesen sein müsse, wird man gern zustimmen.

E. Stengel.

Altprovenzalische Literatur. ***Textausgaben****). Unter den ***Sammelwerken*** bezweckt die von Appel[1]) herausgegebene, sämtliche in Pariser Hss. befindliche, bisher gar nicht oder nur stückweise gedruckte provenzalische Lieder zum Abdruck zu bringen, wobei nur diejenigen ausgeschlossen sind, deren Veröffentlichung anderweitig in naher Aussicht steht. Die Ausgabe ist zwar keine streng kritische, sonst aber mit Sorgfalt angefertigt und bespricht aufserdem in der Einleitung einzelne beachtenswerte in den Texten vorkommende sprachliche, besonders syntaktische, Erscheinungen, während am Schlusse alle bei Raynouard nicht aufgeführten Wörter, sowie sämtliche Eigennamen alphabetisch geordnet abgedruckt werden. — Diese Sammlung deckt sich zum Teil mit der kurz vorher von Chabaneau herausgegebenen[2]), welche ihrerseits wieder ein Abdruck mehrerer etwas früher in der Revue des Langues Romanes erschienener Veröffentlichungen ist. — Der soeben erwähnte Appel beabsichtigt in gleicher Weise wie die Pariser Inedita auch die der Hss. Italiens zugänglich zu machen und hat bereits mit der Ausführung dieses Planes begonnen.[3]) — Auch

---

13) In: Ber. der Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1889. 8°. S. 99—154. 14) Marburg 1883 (in: Ausg. u. Abhandl. No. 10), 1886 u. 1887. 15) Breslau, W. Koebner, 1890. 8°. VI u. 115 S. 16) Toulouse, E. Privat, 1885. 4°. 32 S. (Extrait du tome X de l'Histoire générale de Languedoc, éd. E. Privat.)

*) Vgl. auch S. 299 ff. Red.

1) Provenzalische Inedita aus Pariser Hss. herausgegeben von Carl Appel. Leipzig, Fues' Verlag (R. Reisland) 1890. 2) Varia provincialia. Textes provençaux en majeure partie inédits p. p. C. Chabaneau. Paris, Maisonneuve 1889. 3) Poésies provençales inédites tirées des manuscrits d'Italie. Rev. des langues rom. IV, 4 (XXXIV), 5—35.

von einer anderen Veröffentlichung, nämlich der einer Sammlung von Heiligengeschichten und Legenden in Prosa, die teilweise die Form von Predigten aufweisen und die dem 13. Jahrhundert angehören, liegt bisher nur der Anfang vor.[4]) Die Texte befinden sich in zwei Handschriftbruchstücken, welche früher als ein Ganzes der Bibliothek zu Carpentras angehörten, deren eines, 44 Blätter aus dem Anfang des Manuskripts enthaltend, seiner Zeit in Carpentras entwendet wurde und jetzt der Pariser Nationalbibliothek einverleibt ist. — Einen weniger wissenschaftlichen als populären Charakter hat eine in Lieferungen erscheinende Sammlung[5]), welche nicht nur die älteren, sondern auch die modernen Dichter berücksichtigen will und zur Erleichterung des Verständnisses den provenzalischen Texten französische Übersetzungen beifügt. — Sehr interessant sind zwei Publikationen, welche auf zwei neuerdings entdeckten Hss., resp. Bruchstücken einer solchen, beruhen. Über die eine dieser Hss., welche Ende 1888 von dem Oberstabsarzt L. de Santi unter den Familienpapieren des Schlosses La Barthe (Dep. Gers) aufgefunden und dann von der Nationalbibliothek angekauft worden ist (nouv. acqu. 6252), berichtet A. Thomas.[6]) Dieselbe ist um 1470, und zwar vermutlich in Rouergue, niedergeschrieben und erweitert in erwünschter Weise den verhältnismäfsig kleinen Kreis der auf uns gekommenen provenzalischen Dramen. Es sind, abgesehen von einem Hymnus auf Maria, acht vollständige Stücke (von 271 bis etwa 3000 Versen) nebst einigen Fragmenten, und mit Ausnahme des letzten gehören sie sämtlich zu dem grofsen Cyklus der Passion. Der Cyklus ist jedoch nicht vollständig, da mehrere Teile, z. B. die eigentliche Passion selbst, fehlen. Das letzte, das jüngste Gericht darstellend und unzweifelhaft von demselben Verfasser herrührend, bildet gleichsam die Fortsetzung der vorangehenden. Bemerkenswert ist das vierte Stück »Lo jutjamen de Jesus de Nazaret« von 1064 Versen, insofern es ein Mittelding zwischen einem Mysterium und einer Moralität darstellt. Als Entstehungszeit der Sammlung ist die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu vermuten. Nur das erste Drama »die Schöpfung« (302 Verse) ist vollständig abgedruckt, von den übrigen erhalten wir blofs kurze Notizen. — Bei dem anderen glücklichen Funde handelt es sich um zwei kürzlich entdeckte Pergamentblätter, welche auf den Deckel eines jetzt der Riccardiana in Florenz einverleibten Evangelium glosatum geklebt waren.[7]) Sie stammen aus einem um 1300, vermutlich in Italien, niedergeschriebenen Manuskript, von dem uns sonst nichts erhalten ist. Das erste Blatt enthält vier bisher unbekannte Gedichte des Lanfranc Cigala, unter denen drei politische, deren Abfassungszeit der Herausgeber zu bestimmen sucht, sodann fast fünf Strophen einer auch sonst überlieferten Tenzone zwischen Aimeric de Pegulhan und Gaucelm Faidit; das zweite, ein Bruchstück der Novelle Raimon Vidals »So fo e·l temps« (es entspricht den Versen 291—465 der Ausgabe von Cornicelius), stellt sich den vier vorhandenen Hss. selbständig gegenüber und enthält 29 Plusverse.

4) C. Chabaneau et G. Reynaud, Lég. pieuses en provençal. Rev. des l. r. IV, 4 (XXXIV), 209—303. 5) *Oeuvres complètes ou choisies des principaux poètes en langue d'oc (anciens et modernes), avec traduction française, illustrations d'Edouard Marsal. Montpellier, impr. Firmin; aux bureaux de l'Eclair 1890. Paraissant le jeudi et le dimanche en deux livraisons de 8 p. chacune. 6) Notice sur un recueil de mystères provençaux du quinzième siècle. Annales du Midi II, 385—418. 7) Un frammento di un codice perduto di poesie provenzali. Studj di filologia romanza V, 1—64.

Unter den ***Einzelausgaben*** erwähne ich zuerst die in der »Romanischen Bibliothek« als Nr. 3 erschienene Marienklage[8]), welche auf dem gesamten Handschriftenmaterial beruht, während die 1877 von Edström verfafste Ausgabe nur eines der vier vorhandenen Manuskripte benutzt hatte. Aufser dem Texte erhalten wir eine Untersuchung über die Heimat des unbekannten Verfassers, über die Entstehungszeit, über das Abhängigkeitsverhältnis der Hss., über die Sprache des Dichters und der Abschreiber, über die metrische Form, endlich eine sorgfältige Vergleichung des Textes mit der Vorlage, einem lateinischen Prosatraktat, der gewöhnlich dem hl. Bernhard zugeschrieben wird, und dem der Verfasser bis v. 786, d. h. bis gegen den Schlufs hin, ziemlich treu folgt. — Von dem bekannten Jagdbuche, welches Daude de Pradas in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zum Nutzen und Frommen aller Freunde des edlen Weidwerkes verfafst hat und das bisher nur teilweise herausgegeben worden war, hat E. Monaci einen genauen Abdruck nach einer der drei vorhandenen Hss., nämlich nach der in der Barberiniana zu Rom aufbewahrten, veranstaltet[9]), eine dankenswerte Vorarbeit für eine spätere kritische Ausgabe. — Die im Mittelalter ziemlich verbreitete Sage, nach welcher Kaiser Vespasian, als sein Sohn Titus durch das von Christus stammende Tuch der Veronica geheilt worden war, um den Tod Jesu zu rächen, Jerusalem zerstörte, lag im Provenzalischen bisher nur in dichterischer Form vor; jetzt ist auch eine Prosaversion derselben nach der einzigen bekannten Pariser Hs. herausgegeben worden.[10]) — Auch die Abhandlung eines unbekannten Verfassers über die Reue[11]), welche de Lollis zum erstenmale nach einem Codex der Stadtbibliothek in Todi zum Abdruck gebracht hat, weist prosaische Gestalt auf. — Das Gleiche gilt von dem waldensischen Tierbuche, welches wir bisher nur aus einer kurzen Mitteilung Laucherts kannten, und welches nun durch Alfons Mayer zugänglich gemacht worden ist.[12]) Es handelt in 54 Abschnitten von den Vögeln, den Tieren, den Fischen und den Schlangen, wobei die moralisierende Anwendung auf den Menschen jedesmal hinzugefügt wird. Als Verfasser nennt sich ein gewisser Jacob, und nach einer, allerdings noch nicht sicher begründeten, Vermutung des Herausgebers haben wir darunter vielleicht den seiner Zeit berühmten Jacques de Vitry, Patriarchen von Jerusalem und Erzbischof von Frascati († 1244), zu sehen. — Wichtig ist sodann die Ausgabe der waldensischen Übersetzung des Neuen Testamentes nach der Züricher Version[13]), der auch ein Verzeichnis der nicht bei Raynouard aufgeführten Worte beigefügt ist; es ist der erste vollständige Abdruck einer der fünf Hss. der Waldenser-Bibel. — Mehr historischen und kulturgeschichtlichen als literarischen Wert besitzt eine jetzt aufs neue abgedruckte Lokalchronik der Stadt

8) Altprovenzalische Marienklage des 13. Jahrhunderts. Nach allen bekannten Hss. herausgegeben von Dr. W. Mushacke. Halle a. S., Max Niemeyer. 1890. 9) Lo Romans dels Auzels Cassadors secondo la lezione del ms. barberiniano XLVI—29. Studj di fil. rom. 5, 65—192. 10) La Prise de Jérusalem ou la Vengeance du Sauveur. Texte provençal p. p. C. Chabaneau. Paris, Maisonneuve 1890 (vorher in der Revue des l. r. XXXII bis XXXIII. 11) Trattato Provenzale di Penitenza. Studj di fil. rom. 5, 273—340. 12) Der waldensische Physiologus. Zum erstenmal hsg. von Alfons Mayer. Roman. Forschungen 5, 392—418. 13) Il Nuovo Testamento valdese, secondo la lezione del Codice di Zurigo; edito da C. Salvioni. Archivio glottol. XI, 1—307.

Béziers[14]), in welcher ein städtischer Beamter, Namens Jacme Mascaro, für die Zeit von 1336 bis 1390 alle wichtigen jene Stadt betreffenden Ereignisse aufbewahrt hat.

An *einzelnen lyrischen Gedichten* sind herausgegeben worden von V. Crescini ein bisher ungedruckter Salut d'amour (nach V), von der Verfasserin, Azalais d'Altier, an die bekannte Trobairitz Clara d'Anduza gerichtet[15]), von Max Kleinert vier Pastourellen des Serveri von Girona[16]) nach einer im Besitz des Prof. Gil zu Saragossa befindlichen Liederhandschrift (vgl. Anm. 20) und von Zingarelli das Descort Aimerics von Peguelhan[17]) »Qui la ve en ditz« (Bartsch 10, 45). — Sodann verdient noch Erwähnung der diplomatische Abdruck des Cod. Vat. 3207[18]), die von L. Clédat besorgte genaue Wiedergabe eines provenzalischen Rituals[19]), welches sich in der Lyoner Hs. Palais Sainte-Pierre 36 unmittelbar an die Übersetzung des Neuen Testamentes anschliefst, daher bereits in dem photolithographischen Abdruck jener Hs. vom Jahre 1888 mit enthalten ist; endlich die Inhaltsangabe einer zu Saragossa im Privatbesitz befindlichen, so gut wie unzugänglichen, daher fast unbekannten Hs.[20]), eine Sammlung lyrischer Gedichte enthaltend.

Indem ich zu den *literargeschichtlichen Arbeiten* übergehe, mache ich ganz kurz auf eine Abhandlung P. Meyers über die Grenze des provenzalischen Sprachgebietes und die verschiedenen für das südliche Idiom gebrauchten Namen aufmerksam.[21]) Als letztere führt der Verfasser auf: *provençal*, *gascon*, *poitevin*, *limousin* und *langue d'oc* (lateinisch *lingua occitana*); er gibt der ersten Bezeichnung den Vorzug. — Einen sehr anziehenden Gegenstand, der schon oft die Gelehrten beschäftigt hat, nämlich die Frage nach der einstigen Existenz von Liebeshöfen, behandeln Rajna[22]) und Trojel[23]), von denen letzterer sich schon früher mit demselben Stoff beschäftigt hatte.[24]) Beide kommen im ganzen zu dem gleichen, unzweifelhaft richtigen, Ergebnis. Es ist danach sicher, dafs man im Mittelalter in Gesellschaften oft über Liebesfragen diskutierte, wobei natürlich auch Entscheidungen ausgesprochen wurden; sicher auch, dafs einzeln bei Veruneinigungen oder Streitigkeiten zwischen Liebenden von der einen Seite die Vermittelung einer oder mehrerer Personen angerufen wurde, doch hatte ein dabei etwa ausgesprochenes Urteil keinerlei rechtliche Wirkung: Liebeshöfe im Sinne von Gerichtshöfen, welche von Damen gebildet und durch welche Streitsachen zwischen Liebenden mit Beobachtung juristischer Formalitäten und mit verbindlicher Wirkung für die Parteien entschieden worden wären, hat es nie gegeben. Sie

---

14) Ch. Barbier, Le Libre de Memorias de Jacme Mascaro. Rev. des l. r. IV, 4 (XXXIV), 36—98. 15) Azalais d'Altier, Zs. f. r. Ph. 14, 128—32. 16) Vier bisher ungedr. Pastoralen des Troubad. Serveri von Girona, hsg. von Max Kleinert. Diss. Halle, 1890. 17) Un ›descortz‹ di Aimeric de Pegulhan. Pubblicato da N. Zingarelli per le nozze Mattioli-De Alberti. Ferrara 1890. 18) L. Gauchat, H. Kehrli, Il Canzoniere provenzale H. Studj di fil. rom. 5, 341—568. 19) Collection de réproductions de manuscrits. Vieux provençal. I. Rituel provençal. Paris, Leroux, 1890. 20) A. Pagès, Notes sur le chansonnier provençal de Saragosse. Annales du Midi 2, 514—33. — 21) La langue romane du midi de la France et ses différents noms. Annales du midi I, 1—15. 22) Le Corti d'Amore. Milano, Hoepli 1890. 23) Sur les Cours d'amour (Vortrag). Revue des l. r. IV, 4 (XXXIV), 179—83. 24) Middelalderens Elskovshoffer. Literatur-historisk-kritisk Undersögelse. Copenhagen, Reitzel 1888.

sind eine neuere Erfindung, und als ihre erste Quelle ist ein Buch des Martial d'Auvergne (etwa 1450—1508) anzusehen. — Der Aufsatz A. Jeanroys über die provenzalische Tenzone[25]) ist durch die drei Dissertationen Knoblochs, Selbachs und Zenkers über denselben Gegenstand veranlafst und gibt nicht nur eine kurze Charakteristik dieser drei Arbeiten, sondern bespricht auch einige wichtige Fragen inbetreff jener Dichtungen, besonders die Unterschiede der verschiedenen Gattungen, deren frühestes Vorkommen, deren mutmafslichen Ursprung und Entwickelungsgang, sowie deren Verhältnis zu verwandten Dichtungsarten, wobei einzelne in den genannten Werken ausgesprochene Ansichten durch scharfsinnige Untersuchungen teils berichtigt, teils modifiziert werden. — Eine Abhandlung Hermann Schindlers [26]) legt auf Grund eines reichen Stellenmaterials dar, wie die Kreuzzüge sich in den Erzeugnissen der provenzalischen und der mittelhochdeutschen Lyriker wiederspiegeln, welche Gründe die letzteren meist zu gunsten jener Unternehmungen, selten gegen dieselben ins Feld führen, und wie sich in den betreffenden Dichtungen oft die rein religiösen Gefühle und Motive mit solchen der Politik und selbst der Liebe vermischen. — Samuel Berger, welcher schon früher den französischen und provenzalischen Übersetzungen der Bibel mehrere eingehende Untersuchungen gewidmet hat, behandelt in einem neuen Aufsatze[27]) das Verhältnis der catalanischen Bibelübersetzungen zu den provenzalischen sowie den altfranzösischen und weist nach, dafs erstere ausnahmslos im wesentlichen auf den beiden letzteren beruhen. — In ganz ähnlicher Weise zergliedert G. Paris[28]) die Quellen einer grofsen spanischen Prosakompilation über den ersten Kreuzzug, betitelt »La gran conquista de Ultramar«, unter welchen, wie er darlegt, die uns leider nur bruchstückweise erhaltene provenzalische Reimchronik, welche auch diesen Gegenstand behandelt, einen hervorragenden Rang einnimmt.

Es folgen nunmehr diejenigen Arbeiten, welche sich mit den ***Lebensschicksalen einzelner lyrischer Dichter*** beschäftigen. Vincenzo Crescini[29]) spricht sich gegen die Ansicht aus, dafs in dem Berichte von der Liebe des Jaufre Rudel zu der Gräfin von Tripolis einfach die Übertragung eines alten Sagenstoffes auf den Dichter zu sehen sei, ebenso, obwohl nicht mit gleicher Entschiedenheit, gegen die, dafs Rudel bei Gelegenheit des zweiten Kreuzzuges gestorben, dafs demnach die von ihm besungene »Dame in der Ferne« nicht Melisendis von Tripolis, sondern deren Mutter Odierna gewesen sei. Er stellt sich vielmehr im wesentlichen auf die Seite des Berichterstatters. — Derselbe italienische Gelehrte bringt auch in der Einleitung zu der oben unter Nr. 14 angeführten Veröffentlichung einige neue Aufklärungen über das Verhältnis der Clara von Anduza zu Hugo von Saint-Circ. — Gegenüber von Zenker, welcher behauptet hatte, dafs Grimoart Gausmar und Guillem Gasmar mit Guillem Ademar identisch seien, hebt Appel[30]), offenbar völlig

25) La tenson provençale. Annales du midi II, 281—304; 441—62. 26) Die Kreuzzüge in der altprovenzalischen und mittelhochdeutschen Lyrik. Programm der Annenschule zu Dresden-Altstadt. Dresden 1889. 27) Nouvelles recherches sur les bibles provençales et catalanes Rom. 19, 505—61. 28) La Chanson d'Antioche et La gran conquista de Ultramar. Rom. 17, 513—41; 19, 562—91. 29) Appunti su Jaufre Rudel. Padova, Tipographia Gio. Batt. Randi 1890. 30) Zu Guillem Ademar, Grimoart Gausmar und Guillem Gasmar. Ztschr. f. r. Ph. 14, 160—68.

zutreffend, hervor, dafs der von Zenker für seine Behauptung beigebrachte Beweis nicht stichhaltig ist, dafs diese also nicht zutrifft; er druckt bei dieser Gelegenheit die bekannte Satire des Peire d'Alvernhe nach sieben Hss. ab. — Ebensowenig hat derselbe Zenker mit einer anderen Hypothese Glück gehabt. Während nämlich bisher die Tenzone »Car vei fenir«, weil in der einzigen Hs. der eine der beiden Interlokutoren Cercamon heifst, als die älteste ihrer Art galt, hatte Zenker (Zeitschr. f. rom. Phil. 13, 289 ff.) nachzuweisen gesucht, dafs Cercamon an der betreffenden Stelle ein Schreibfehler für Raimon de Miraval sei, wodurch das Gedicht um etwa 50 Jahre hinabgeschoben worden wäre. Auch diese Ansicht ist, und zwar von A. Jeanroy[31]), überzeugend widerlegt worden. — Mit dem wenig bekannten genuesischen Troubadour Luquet Gatelus, der im 13. Jahrhundert lebte und von dem nur ein Gedicht auf uns gekommen ist, beschäftigt sich ein Aufsatz des Italieners A. Butti[32]), ohne indessen neues zu bringen.

Göttingen. A. Stimming.

Altprovenzalische Texte (1889—1890). ***Lyrik.*** Die von Pakscher 1886 begonnene Herausgabe der Hs. A wurde von C. de Lollis fortgesetzt[1]), harrt aber noch immer der Vollendung. — Ein kleines Bruchstück einer verloren gegangenen Handschrift, das als Decke eines Codex der Riccardiana gedient hat, fand S. Morpurgo, und Pio Rajna machte den Inhalt desselben bekannt.[2]) Das Fragment enthält an lyrischen Stücken die Tenzone zwischen Aimeric de Pegulhan und Gaucelm Faidit »Gaucelm Faidit, de dos amics corals« und vier sonst unbekannte Gedichte von Lanfranc Cigala, von denen drei politischen Inhalts sind. — Eine Reihe meist noch unedierter Gedichte von verschiedenen Verfassern gab Camille Chabaneau heraus[3]), darunter fünf Tenzonen von Guiraut Riquier, mehrere Lieder von Gaucelm Faidit, zwei Retroensas von Guilhem Evesque, joglar d'Albi und Joan Esteve etc. Bei Gelegenheit der ersteren gibt Chabaneau einen Index nominum zu den Werken Guiraut Riquiers. — Die in Pariser Handschriften enthaltenen bisher noch ungedruckten Lieder vereinigte Carl Appel in einer sehr dankenswerten Publikation[4]), der ein die wichtigsten Wörter enthaltendes Glossar und ein Namenregister beigefügt sind, während die Vorrede eine Zahl orthographischer und lautlicher Eigentümlichkeiten der Hs. T verzeichnet und eine Zahl lehrreicher Bemerkungen zur Lautlehre, Formenlehre und Syntax enthält. — Die in italienischen Hss. enthaltenen Inedita zu publizieren hat ebenfalls Carl Appel begonnen.[5]) Unter den mit erläuternden Anmerkungen versehenen Liedern beanspruchen die schwer verständlichen Gedichte von Garin d'Apchier und Torcafol das meiste Interesse. Die Angaben der Hss. betreffs der Autor-

31) Sur la tençon Car vei fenir a tot dia. Rom. 19, 394—402.
32) *Di Lucchetto Gattilusi trovatore genovese. Intermezzo, 30. Sept. 1890.

1) Il Canzoniere provenzale *A*, Studj di fil. rom. fasc. 8, Roma 1889. 2) Un frammento di un codice perduto di poesie provenzali, Studj di fil. rom. fasc. 12, Roma 1889. — 3) Varia provincialia, Paris 1889 = Rev. d. lgs. rom. 32, 93, 109, 550 und 33, 106. — 4) Provenzalische Inedita aus Pariser Handschriften, Leipzig 1890. 5) Poésies provençales inédites tirées des manuscrits d'Italie, Rev. d. lgs. rom. 34, 5.

schaft sind unzuverlässig; Appel kommt zu dem Resultat, dafs von den acht Gedichten, welche die Hss. Garin zuschreiben, nur eins sicher von ihm ist, drei oder vier ihm sicher nicht angehören, die übrigen zweifelhaft sind. — Aus der Professor Gil y Gil in Saragossa gehörenden Liederhandschrift, von der Milá y Fontanals R. d. l. r. 10, 225 eine ungenügende, A. Pagès Annales du Midi II, 514 eine vollständigere Beschreibung gegeben, veröffentlichte Max Kleinert »Vier bisher ungedruckte Pastorelen des Troubadours Serveri von Gerona«.[6]) Die Gedichte sind anonym überliefert; im ersten und zweiten nennt sich der Dichter selbst, für das dritte und vierte ist Serveris Autorschaft noch nachzuweisen. Dem Text geht eine kurze Untersuchung über die Pastorelle und eine Inhaltsangabe der vier abgedruckten Gedichte voraus. Von Wert ist der der Arbeit beigegebene photographische Abdruck einer Seite der Handschrift. —

In einem mir leider nicht zu Gesicht gekommenen Schriftchen publizierte N. Zingarelli den Descort von Aimeric de Pegulhan »Qui la ve en ditz«[7]) mit den Varianten fast aller Handschriften; vgl. Romania 19, 495. — In einem Aufsatze über die Tenzone »Car vei fenir a tot dia« (Bartsch Gr. 112,1) publizierte A. Jeanroy die Mahn Ged. 1352 gedruckten zwei Strophen (Bartsch Gr. 406, 43) mit einigen Verbesserungen aufs neue.[8]) Er weist nach, dafs hier nicht ein Gedicht von Raimon de Miraval, sondern ein Strophenwechsel zwischen diesem und Guilhelmi vorliegt. — Cesare de Lollis wies in einem »Appunti dai mss. provenzali vaticani« betitelten Aufsatze nach, dafs, wie schon Stengel, Gröbers Zs. I, 389 angegeben hatte, das anonyme »Seigner Jordan, se vos lais Alamagna« (Bartsch Gr. 461, 216) zu »Lombards volgr' eu esser per na Lombarda« (Bartsch Gr. 54, 1) gehört, und dafs die in der Hs. auf die Strophe »Nom volgr' aver per Bernart na Bernada« (Bartsch Gr. 288, 1) folgenden Verse, die bis jetzt von den Herausgebern nicht aufgenommen worden waren, von dem Vorhergehenden nicht zu trennen sind. De Lollis publiziert das Ganze[9]) und fügt eine Übersetzung des zuweilen schwer verständlichen Textes und erläuternde Anmerkungen bei. — Garin lo Brun's »Nueyt e jorn suy en pessamen« (Bartsch Gr. 163, 1) veröffentlichte aufs neue Carl Appel[10]) nach 7 der 10 Hss., die das Gedicht enthalten. — Von Azalais d'Altier, die bisher nur als Vermittlerin in dem Liebesstreite zwischen Ugo de San Circ und Clara d'Anduza, nicht aber als Dichterin bekannt war, veröffentlichte V. Crescini einen in der Hs. V enthaltenen salut[11]), der an eine Clara, wahrscheinlich also wohl Clara d'Anduza, gerichtet ist. Es ist das von Bartsch, Gr. S. 41 als anonymer domnejaire bezeichnete Gedicht »Tans salutz et tantas amors«. — Ein anonymes Marienlied publizierte V. Lieutaud.[12]) Es sind sieben monorime Strophen aus 12silbigen Versen. Nach Lieutaud gehört das Gedicht wahrscheinlich der Mitte des 14. Jahrhunderts an.

Erzählende Dichtung. Bruchstücke einer Hs. des Girart de Rossillon, die Ch. Revillout gefunden, veröffentlichte Camille Chabaneau.[13]) Sie stammen nach des Letzteren Ansicht aus einem Ms., das vielleicht denselben Text wie die Hs. von London oder Passy ent-

---

6) Hallenser Dissertation 1890. 7) Un »descortz« di Aimeric de Pegulhan, Ferrara 1890 (per nozze). 8) Romania 19, 397. 9) Revue des lgs. roman. 33, 161 ff. 10) Revue des lgs. roman. 33, 405. 11) Gröbers Zs. 14, 130. 12) Rev. d. lgs. rom. 33, 360. 13) Rev. d. lgs. rom. 33, 134.

hielt. Nach Paul Meyer, Romania 18, 518, gehörten die beiden Blätter dem Londoner Ms. an. Das hier Erhaltene entspricht im Oxforder Texte (ed. Foerster) den Versen 6430—6487 und 6850—6914. — Ein Bruchstück (86 Verse) aus dem Leben des heiligen Trophimus, das sich auf Karl den Grofsen und die Sarazenen vor Arles bezieht, druckte C. Chabaneau ab im Anhang zu seiner Ausgabe des Roman d'Arles (siehe weiter unten). — Das oben erwähnte, von Morpurgo gefundene Handschriftenfragment, dessen Inhalt Pio Rajna bekannt gemacht hat (siehe Anmerkung 2), enthält auch ein Bruchstück aus der Novelle Raimon Vidals: »So fo el temps«. Es sind 200 Verse, die den Versen 291—465 in der Ausgabe von Cornicelius entsprechen. Unter diesen 200 Versen sind 29, die in keiner der anderen Hss. sich finden, wie denn das Bruchstück überhaupt eine selbständige Stellung einnimmt.

Didaktik. Das Ensenhamen von Garin lo Brun, von dem bisher nur Bruchstücke bekannt waren, veröffentlichte Carl Appel vollständig[14]) mit Benutzung der beiden Hss. von Mailand und Cheltenham und mit Angabe der Varianten der im Brev. d'amor enthaltenen Stücke. Erläuternde Anmerkungen folgen dem Texte. — Ebenfalls bisher nur bruchstückweise bekannt war der Romans dels auzels cassadors von Daude de Pradas. Ernesto Monaci veröffentlichte ihn zum erstenmale vollständig nach der Hs. XLVI—29 der Barberiniana in Rom.[15]) — Die prov. gereimte Übertragung des lateinischen Tractatus de planctu beate Marie, die Edström 1877 nach einer Handschrift und in ungenügender Weise herausgegeben, veröffentlichte W. Mushacke in besserer Weise nach vier Handschriften.[16]) Die Einleitung behandelt das Verhältnis der Handschriften, die Sprache des Dichters und die der Hss. und enthält metrische Bemerkungen. Im Anfang wird das lat. Original zum Abdruck gebracht und die Varianten von zwei Bruchstücken einer fünften Handschrift mitgeteilt, die C. Chabaneau veröffentlicht hatte.[17]) Anmerkungen von Foerster machen den Beschlufs. —

Von dem allegorischen, Chastel d'Amors genannten Gedicht, von dem Bartsch in seiner Chrestomathie zwölf Strophen abgedruckt hatte, teilte A. Thomas alles mit, was die einzige Hs. L enthält.[18]) Es sind 30 Strophen von je 6 Zeilen (aaaaab, bbbbbc), doch ist das Gedicht nicht vollständig erhalten. In dem Verfasser vermutet Thomas einen Italiener. Das Verständnis des zum Teil unleserlichen Textes, dem eine ausführliche Inhaltsangabe vorausgeht, bietet vielfache Schwierigkeiten. C. de Lollis verglich Thomas' Text mit der Hs. und fügte einige Besserungsvorschläge bei.[19])

Dramatische Dichtung. Das 1888 entdeckte Manuskript der Bibl. nat., f. franç., nouv. acq. 6252, ist für die Kenntnis des prov. Dramas im 15. Jahrhundert von gröfster Wichtigkeit. Es enthält eine Reihe von Mysterien, die von der Schöpfung bis zum jüngsten Gericht gehen. Eine Publikation des ganzen Manuskripts in Aussicht stellend, hat A. Thomas eine Beschreibung desselben gegeben und zahlreiche Proben daraus mitgeteilt.[20])

---

14) Rev. d. lgs. rom. 33, 409. 15) Studj di fil. rom., fasc. 12, Roma 1889. 16) Altprovenzalische Marienklage des XIII. Jahrhunderts, Halle a. S. 1890 (Romanische Bibliothek hrsgg. von W. Foerster Bd. III). 17) Varia provincialia S. 88 = Rev. d. lgs. rom. 33, 125. 18) Annales du Midi I, 183. 19) Revue d. lgs. rom. 33, 294. 20) Annales du Midi II, 385.

Prosa. Geistliche Prosa. Ein in Pugetville bei Toulon gefundenes Bruchstück des Neuen Testamentes hat PAUL MEYER bekannt gemacht.[21]) Dasselbe entstammt einer von den bis jetzt bekannten abweichenden Version und zeichnet sich durch klare und populäre Ausdrucksweise aus. Die Übersetzung gehört nach dem Herausgeber wahrscheinlich der südlichen Provence an und ist nicht viel älter als das Manuskript, das der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehört. — Das von Bartsch Gr. S. 57 erwähnte Prosadenkmal, das von der Zerstörung Jerusalems handelt, von dem Paul Meyer im Bulletin de la Société des anciens textes 1875 Auszüge mitgeteilt hatte, hat C. CHABANEAU vollständig und mit erläuternden Anmerkungen versehen zum Abdruck gebracht.[22]) — Derselbe Gelehrte hat zusammen mit G. REYNAUD eine Sammlung von Heiligenlegenden publiziert[23]), die in dem Ms. 461 der Inguimbertiana in Carpentras und Ms. 405 Bibl. nation., f. franç. nouv. acq. sich finden, denn diese beiden bilden Teile einer und derselben Hs. Der prov. Text ist aus dem Latein. übersetzt, wie die Anmerkungen nachweisen sollen, die aber noch nicht erschienen sind. — Zwei Gebete in prov. Prosa machte V. LIEUTAUD bekannt.[24]) Sie sind einem jetzt verschollenen, früher J.-T. Bory gehörigen Manuskript aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts entnommen. — Ein paar kleine, arg verstümmelte Bruchstücke einer Contemplacio de la crotz druckte C. CHABANEAU ab.[25]) — L. CLÉDAT gab aus dem Ms. Lyon, das er 1887 in photolitographischem Abdruck publiziert hatte, das Rituale nochmals besonders heraus.[26]) — Eine prov. Übersetzung des Elucidarium des Honorius von Autun befindet sich in der Hs. 162 der Inguimbertiana in Carpentras. Den Text hat G. REYNAUD veröffentlicht[27]); eine Beschreibung der Hs. und Anmerkungen zum Texte sind in Aussicht gestellt, aber noch nicht erschienen. —

Zur Prosa weltlichen Inhalts hinüber führt der von C. CHABANEAU veröffentlichte Roman d'Arles.[28]) Es ist eine Kompilation, in der sich drei verschiedene Teile unterscheiden lassen, deren erster von der Kreuzlegende, deren zweiter von der Eroberung Jerusalems, deren dritter von der Belagerung und Einnahme von Arles durch Karl den Grofsen handelt. Die Verse der Originale sind nur im Anfang bewahrt, weiterhin findet sich Prosa, die jedoch die ursprünglichen Verse erkennen läfst. Der Herausgeber hat den Text, wie ihn die Handschrift bietet, wiedergegeben, eine Beschreibung des in Privatbesitz in Aix befindlichen Ms. vorangeschickt und eine grofse Zahl lehrreicher Anmerkungen beigefügt. — Dem Gebiet der historischen Legende gehört auch der Pseudo-Turpin an, von dem eine prov. Übersetzung erhalten ist, die OSKAR SCHULTZ mit einer die Sprache behandelnden Einleitung und einem kurzen Glossar versehen veröffentlicht hat.[29]) — Rein historisch ist das Libre de Memorias von Jacme Mascaro das, von 1336 bis 1390 reichend, eine Liste der hauptsächlichsten Beamten von Béziers während dieses Zeitraumes enthält

---

21) Romania 18, 430. 22) La Prise de Jérus. ou la Vengeance du Sauveur, Paris 1890. = Revue d. lgs. rom. 32, 581 u. 33, 31. u. 600. — 23) Légendes pieuses, Revue des lgs. rom. 34, 209 und 305. 24) Revue d. lgs. rom. 33, 363. 25) Varia provincialia S. 86 = Revue d. lgs. rom. 33, 123. 26) Rituel provençal; photolitographie de MM. Lumière, Paris 1890. 27) Revue d. lgs. rom. 33, 217 und 309. 28) Le Roman d'Arles, Paris 1889 = Revue d. lgs. rom. 32, 473 und 33, 101. 29) Gröbers Zs. 14, 467.

und die Ereignisse verzeichnet, die auf Béziers Bezug haben, nebenbei aber auch solche aus der allgemeinen Geschichte mitteilt. Das Denkmal, das schon 1836 im Bulletin de la Société archéologique de Béziers veröffentlicht war, ist jetzt aufs neue von CHARLES BARBIER herausgegeben worden.[30]) Bis jetzt liegt nur der Text vor, dem wohl erklärende Anmerkungen später folgen werden. — E. BONDURAND veröffentlichte zwei Urkunden; die eine ist ein Erbzinspachtvertrag, der am 31. Dezember 1293 von einem Notar aus Millau in Cantobre bei Nant abgefaſst wurde[31]), die andere enthält die Huldigung, die am 19. September 1332 Raimund d'Anduze, Herr der Baronie Fleurac, dem Bischof von Mende darbrachte.[32]) — Aus den Archiven von Digne publizierte V. LIEUTAUD eine »Lettre des ambassadeurs de la Provence à Rome« vom 13. November 1427.[33]) — Als Anhang zu einem Rodrigue de Villandrando en Rouergue betitelten Aufsatze teilte A. THOMAS eine Reihe von Texten mit[34]), die er den Archiven von Millau, Saint-Affrique und Rodez entnommen, und die aus den Jahren 1431—1437 stammen. —

Mit der Elucidari de las proprietatz de totas res naturals betitelten prov. Übersetzung des Opus de proprietatibus rerum von Bartholomæus Anglicus hat sich CARL APPEL beschäftigt und nach einer Untersuchung über die Sprache des Denkmals eine Reihe von Auszügen aus verschiedenen Kapiteln des Denkmals mitgeteilt.[35]) — Prosa und Poesie enthält eine von E. MONACI herausgegebene Sammlung prov. Texte[36]), die eigentlich nur als Grundlage für eine Vorlesung dienen sollte, welche die Hörer mit dem auf Italien Bezug nehmenden Teil der prov. Literatur bekannt machen sollte. Die Sammlung enthält daher 1. Texte, welche im Mittelalter den Italienern dazu dienten, Provenz. zu lehren oder zu lernen, 2. Denkmäler, die von der Kunst des Troubadours und des Joglar handeln, 3. einige lyrische Gedichte der ältesten und berühmtesten Troubadours und alle von Dante in De Vulg. Eloq. erwähnten lyrischen Gedichte, 4. Biographien und Razos, 5. einige der wichtigsten auf italienische Dinge oder Personen sich beziehenden Lieder und endlich eine Probe von jedem der in Italien geborenen prov. Troubadours. Die Texte sind teils so wiedergegeben, wie frühere Ausgaben sie bieten, teils ist die Lesart einer Handschrift mitgeteilt, bei anderen Gedichten sind die Lesarten verschiedener Hss. in extenso oder in Varianten abgedruckt. Bisher Unediertes bringt Monacis Sammlung nicht, wohl aber einige Texte, die sonst nicht leicht zugänglich sind (Nr. 46, 57, 59, 60). Den Texten gehen (S. V—XX) nützliche Appunti bibliografici voran, bei deren Anordnung der Herausgeber sich an G. Paris' La littérature française au moyen âge angeschlossen hat.

Freiburg i. B. Emil Levy.

30) Revue d. lgs. rom. 33, 217. 31) Charte d'acensement du XIII[e] siècle en langue d'oc, Paris 1889 (Extrait des Mémoires de l'Académie de Nîmes 1888). 32) Hommage en langue d'oc, Paris 1889 (Extrait des Mémoires de l'Académie de Nîmes 1888). 33) Revue d. lgs. rom. 33, 137. 34) Annales du Midi II, 219. 35) Gröbers Zs. 13, 225. 36) Testi antichi provenzali, Roma 1889.

Historische französische Grammatik. — Lexikologie.

Laut- und Formenlehre.[1]) ***Zusammenfassende Arbeiten.*** Obwohl auf dem Gebiete der historischen Laut- und Formenlehre des Französischen der ungelösten oder erst halbgelösten Fragen für den, der es mit den Prinzipien der Sprachgeschichte, mit Begriffen, wie Lautgesetz u. s. w. ernst nimmt, noch unzählige sind — trotz der in vollem Fluſs begriffenen Forschung —, so haben doch in den letzten Jahren schon verschiedene Gelehrte den gleich rühmens- wie beneidenswerten Mut gehabt, eine zusammenfassende Darstellung zu wagen. Diese zusammenfassenden Darstellungen haben der Forschung über französische Sprachgeschichte auſserordentlichen Vorschub geleistet; sie haben vor allem den groſsen Nutzen gehabt, daſs sich uns bei dieser Inventarisierung einmal klar und deutlich vor Augen gestellt hat, wie wenig Sicheres wir eigentlich erst wissen, an wie unendlich vielen Punkten und zugleich an welchen die Einzelforschung immer und immer noch wieder einsetzen muſs, um einen nach allen Seiten gesicherten, lückenlosen und wohlgefügten Bau zu liefern.

Unter den hier in Frage kommenden Arbeiten gebührt der erste Platz dem Kapitel über die französische und provenzalische Sprache und ihre Mundarten, das Hermann Suchier dem bekannten Grundriſs der Romanischen Philologie von Gustav Gröber beisteuerte[2]): in erster Linie eine Übersicht über die bisher in der Erforschung der französischen Sprachgeschichte gewonnenen Resultate, daneben aber eine Fülle von Neuem und bislang noch nicht Vorgetragenem aus dem Schatze eigenen Wissens und eigenen Forschens des Verf. Gemäſs dem Plane des Grundrisses umfaſst der Artikel von Suchier nicht bloſs Laut- und Formenlehre, sondern auch Syntax, Bedeutungslehre u. s. w. (s. weiter unten), welche Kapitel ich in meine Beurteilung der Arbeit einbegreife. Die wohldurchdachte Auswahl und Anordnung des Stoffes ist eine höchst originelle, von der gewöhnlichen Schablone in jeder Beziehung wohlthuend abweichende: gerade diese Auswahl und Anordnung, verbunden mit einer bemerkenswerten, sehr

---

1) Ausgeschlossen ist die speziell neufranzösische Grammatik sowie neufranzösische Dialektologie, für die altfranz. Periode die Beiträge zur altfranz. Dialektkunde, sowie die sprachlichen Untersuchungen über einzelne altfranz. Denkmäler und Schriftsteller.
2) Gröbers Grundriſs der rom. Philologie I, S. 561—668.

persönlichen Art der Darstellung, verleiht dem Studium der Suchierschen Abhandlung einen eigenen Reiz, infolge dessen die Lektüre nicht nur eine höchst lehrreiche, überall zum Nachdenken und Weiterforschen anregende, sondern in gleichem Maſse anmutende und anziehende ist, ein Vorzug, der leider nur wenigen sprachwissenschaftlichen Darstellungen in Deutschland nachgerühmt werden kann. — Nach einigen einleitenden Kapiteln, in denen Suchier über die Sprachgrenzen (in der Gegenwart und in der Vergangenheit), über die Nationalitätsgrenzen und über die Zahl der französisch und provenzalisch Sprechenden handelt, bietet uns der Verfasser als erstes gröſseres Kapitel der eigentlichen sprachgeschichtlichen Darstellung einen Überblick über die lautliche Entwickelung der Schriftsprache. Es ist dies das einzige Kapitel, bei welchem ich mich mit der Auswahl und Umgrenzung des Stoffes, wie der Verf. sie getroffen hat, nicht ganz einverstanden erklären kann. Ich verkenne nicht die auſserordentlich groſsen Schwierigkeiten, welche für die Mitarbeiter des Gröberschen Grundrisses gerade die Auswahl des Stoffes bot: es ist das eine Frage, die vielleicht jeder wieder anders beantworten wird. Trotzdem glaube ich dem Empfinden nicht weniger Ausdruck zu geben, wenn ich das erwähnte Kapitel als zu knapp gehalten bezeichne. Die Lautlehre bietet den Schlüssel zum Verständnis der Formenlehre, letztere ist, wie man sich gelegentlich ausgedrückt hat, nur so zu sagen angewandte Lautlehre. Die Lautlehre muſste daher so vollständig gegeben werden, daſs der Leser die lautgesetzlichen unter den Flexionsformen im Gegensatz zu den associativen selbst erkennen kann, zumal da im vorliegenden Falle Suchier in seinen Erörterungen über die Flexionsformen eigentlich nur diese associativen Veränderungen behandelt, die lautgesetzlichen dagegen nur hie und da streift. Abgesehen von diesem, wie ich glaube, vorhandenen Proportionsfehler ist das Kapitel ein vortreffliches: obwohl im ganzen nur die wichtigsten, daher auch zumeist allgemein bekannten Erscheinungen vorgeführt werden, so ist man doch überrascht, wie vieles durch die Suchiersche Darstellung und Gruppierung in neuer Beleuchtung erscheint, wie viele Lautgesetze eine neue Nuancierung erhalten, wie manches eine andere Erklärung und Auffassung zuläſst als diejenige, die man sich als einzig zulässige und gesicherte anzusehen gewöhnt hatte. Damit soll nicht gesagt sein, daſs ich die hier und in den späteren Partien vorgetragenen neuen Ansichten allesamt als ohne weiteres annehmbar ansehe: auf jeden Fall jedoch sind auch die nicht sofort einleuchtenden stets so wohl überlegt, daſs man sich gegebenenfalls mit ihnen auseinandersetzen muſs; hier ist freilich zu solch einer Auseinandersetzung weder Raum noch überhaupt der Platz. Die Lautlehre Suchiers behandelt den Stoff nach Perioden: zunächst die Entwickelung bis ins 12. Jahrhundert, die mit einer Übersicht des Lautstandes in diesem 12. Jahrhundert abschlieſst. Kürzer konnte dann die Entwickelung der französischen Laute seit dem 13. Jahrhundert, sowie der Lautstand der lebenden französischen Sprache erledigt werden. An diese Geschichte der Laute in der Schriftsprache schlieſst Suchier dann eine Charakteristik der Mundarten nach ihrem Lautstande an, indem er in vier Abschnitten nach einander die mittelrhônischen — es sind dies Ascolis frankoprovenzalische Mundarten —, die gascognischen, die provenzalischen und die französischen Dialekte behandelt. Den Übergang von der Betrachtung der provenzalischen Mundarten zu derjenigen der französischen Dialekte bilden Bemerkungen über die Südgrenze des Französischen. Diesem Kapitel über die Mund-

arten sind durch den Verf. zwölf aufserordentlich instruktive Kärtchen beigegeben, welche die lokale Verbreitung einzelner besonders wichtiger Lauterscheinungen, so z. B. der Behandlung von freiem betonten *a*, intervokalischem *t*, *ca*, *ct*, auslautendem *n*, *ẹ*, *ę* + *i* u. s. w. in einer bequemen Weise veranschaulichen, wie sie bisher noch nirgends geboten war. Mit den Erörterungen über die associativen Veränderungen in den Flexionsformen — besonders des Verbums — tritt Suchier in die Behandlung der Flexionslehre ein: ein reiches und sehr instruktives Kapitel, in welchem der Verf. mit feinem Sinn für das Wahrscheinliche die Abwege wohl vermeidet, auf welche die Lehre von den associativen Veränderungen der Flexionsformen leider zu oft geraten ist; dies Kapitel hat daher auch hohen methodologischen Wert. An diese zwei Hauptkapitel, die fast zwei Drittel der ganzen Arbeit umfassen, reihen sich noch eine Anzahl kürzerer Abschnitte, die noch weitere Äufserungen des französischen Sprachlebens behandeln — auch solche, die aufserhalb des Rahmens der Grammatik im engeren Sinne liegen —, zum Teil Fragen, die entweder noch wenig, oder mindestens noch nicht in solchem Zusammenhang zur Sprache gekommen sind. Leider kann ich auf diese interessanten, vielfach ganz eigenartig gruppierten und neu beleuchteten Erscheinungen an dieser Stelle nicht weiter eingehen. Eine Aufzählung der einzelnen Kapitelüberschriften mag wenigstens ein Bild von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit des Inhalts dieser weiteren Abschnitte geben: Lautwechsel (Lautübertragung); Kreuzung, Anbildung, Umdeutung; Bedeutungswandel; Funktionswandel; Beziehung, Kongruenz, Geschlecht; Auslassung und Verwandtes; Syntaktische Kreuzung; Wort- und Satzstellung; Entstehung von Flexionsformen; Wortbildung, Entlehnung; endlich Wortverlust, Isolierung. — Mögen diese Zeilen zu eifrigstem Studium der Suchierschen Arbeit anregen: der eigentliche Fachmann, der Studierende der romanischen Philologie, der dem Fache ferner stehende Nicht-Romanist, soweit er als Indogermanist, Germanist oder klassischer Philologe überhaupt sprachlichen Dingen ein Interesse entgegenbringt — jeder wird aus der Lektüre Förderung verspüren. Dem Fachmanne eröffnet sie fast auf jeder Seite den Ausblick auf neue Aufgaben seiner Wissenschaft, und vielfach wird ihm die unmittelbare Anregung und Direktive für Lösung dieser Aufgaben gegeben; für den Studierenden gibt es keine bessere, zu gleicher Zeit instruierende und die Denkthätigkeit nachhaltig anregende, Einführung in die Probleme der französischen Sprachwissenschaft; und endlich der Nicht-Romanist darf den Suchierschen Artikel begrüfsen als einen zuverlässigen Führer auf einem Gebiete, das wegen seiner hohen methodologischen Bedeutung keinem Sprachforscher, auf welchem Spezialgebiete er auch immer arbeiten mag, unbekannt bleiben sollte. — Ich erwähne gleich hier — indem ich eine Bemerkung aus dem Jahresbericht 1891 vorwegnehme —, dafs von der Suchierschen Arbeit eine gute französische Übersetzung aus der Feder von P. Monet erschienen ist[3]): zu derselben hat Suchier eine Reihe Besserungen beigesteuert, so dafs diese Ausgabe der Arbeit bis zu einem gewissen Grad eine zweite verbesserte Auflage repräsentiert; leider fehlen ihr die vorhin mit Auszeichnung erwähnten dialektologischen Kärtchen.

---

3) Le Français et le Provençal par H. Suchier. Traduction par P. M. Paris, Bouillon.

Dem inneren Werte nach glaube ich von den weiter in Betracht kommenden Arbeiten an die Suchiers diejenige von Adolf Horning anreihen zu sollen, seinen Précis de la Phonétique et des Formes grammaticales de l'ancien français.[4]) Wir erhalten in demselben eine Laut- und Formenlehre des Altfranzösischen, speziell des Dialekts der Ile-de-France, des Franzischen. Es war vom pädagogischen Gesichtspunkt aus durchaus gerechtfertigt, die Darstellung im wesentlichen auf den genannten Dialekt, als Grundlage und Ausgangspunkt für die Entwickelung einer französischen Schriftsprache, zu beschränken, ein Verfahren, das mit Recht auch von andern nachgeahmt wurde. Immerhin sind die charakteristischsten Abweichungen der andern Dialekte, wo sich besondere Veranlassung bot, angegeben. Die Lautlehre nimmt den breiteren Raum ein (S. 6—42). Der Verf. hat es verstanden, in einer knappen, aber dabei doch stets klaren und angenehm lesbaren Form — man sieht hier, dafs beides ganz gut zu vereinigen ist — alle wesentlichen Erscheinungen zur Sprache zu bringen: von den unter der traditionellen Form einer nach den einzelnen Lauten geordneten Lautlehre gebotenen Arbeiten ist die Horningsche entschieden die beste. Es wäre sehr zu wünschen, dafs sie durch einen Separatdruck eine gröfsere Verbreitung finden möchte, als ihr bis jetzt, da sie als Bestandteil eines grofsen und teuren Werkes auftritt, zu teil werden konnte. Der Formenlehre, die in ihrer jetzigen Gestalt (S. 43—61) kaum über eine Inventarisierung der in der Chrestomathie vorkommenden Formen nebst knapper Erläuterung derselben hinauskommt, würde ich in einem solchen Separatdruck eine etwas gröfsere Ausführlichkeit wünschen. Vielleicht gibt der Verf. dem hier angeregten Gedanken Raum: er würde auf dem angedeuteten Wege ein vorzügliches Hand- und Hilfsbüchlein für unsere Studierenden schaffen, zu dessen Abfassung er mit dem ihm als erfahrenem Schulmanne eigenen pädagogischen Takt ganz besonders berufen sein dürfte.

Gleichen Zwecken wie die Horningsche Arbeit — daher z. B. auch die gleiche Beschränkung auf das Franzische — soll die altfranzösische Grammatik von Eduard Schwan[5]) dienen. Nur ist der Verfasser in der Ausführung seines im übrigen wohl überlegten Plans trotz des unverkennbaren Geschickes für klare und bündige, allgemein verständliche Darstellung hinter Horning zurückgeblieben. Die Arbeit trägt den Stempel einer offenbar überhasteten Ausarbeitung: der Verf. hat, wie es scheint, die an sich lobenswerte Absicht gehabt, einem aufserordentlich dringenden Bedürfnisse möglichst schnell abzuhelfen. Diese Überhastung hat den Verf. aber verhindert, die einzelnen Partien gleichmäfsig auszuführen, überall das Für und Wider betreffs der einzelnen Ansichten gleich ruhig abzuwägen: so ist es gekommen, dafs sich neben vielen guten Partien leider manche recht flüchtige und infolgedessen durch Fehler entstellte Abschnitte in dem Buche finden, welche die Brauchbarkeit der Grammatik in ihrer ersten Auflage sehr beeinträchtigen. Eine ruhigere Behandlung der Materie wird der zweiten Auflage, die demnächst zu erwarten sein dürfte, sicher zu gute kommen. Ist so die Ausführung im einzelnen aufserordentlich verbesserungs-

---

4) Erschienen in: La langue et la littérat. franç. depuis le IXième siècle jusqu'au XIVième siècle. Textes et glossaire par Karl Bartsch, précédés d'une grammaire de l'ancien français par A. H. Paris, Maisonneuve, 1887. S. 5—61.
5) Grammatik des Altfranzösischen (Laut- und Formenlehre). Leipzig, Reisland, 1888.

bedürftig, so darf andrerseits die Anlage des Ganzen, Auswahl und Disposition des Stoffes gelobt werden: nur in einigen wenigen Punkten der Anordnung hätte Schwan von der landläufigen Schablone abweichen dürfen, so z. B. in der Besprechung des Konsonantismus, wofür Meyer-Lübkes Romanische Grammatik jetzt ein gutes und nachahmenswertes Muster bietet. Der eigentlichen altfranzösischen Grammatik schickt der Verf. zwei einleitende Kapitel voraus, ein kürzeres, das einige allgemeinere Fragen der französischen Sprachgeschichte behandelt, und ein längeres, das über die Unterschiede des Volkslateins gegenüber dem Schriftlatein unterrichten soll. So sehr dies Kapitel dem pädagogischen Zwecke des Buches entspricht, und so dankenswert es auch ist, da eine richtige Vorstellung von den genannten Unterschieden Voraussetzung für ein tiefer dringendes Verständnis der romanischen Sprachentwickelung ist, so kann es doch leider nicht als in jeder Beziehung gelungen bezeichnet werden. Als Hauptfehler wurde von mir in der weiter unten zu nennenden Rezension[6]) S. 544 betont, dafs hier in bunter Reihe Lautgesetze aufgeführt werden, welche in ihrer Wirkung ganz verschiedenen, zum Teil weit auseinander liegenden Perioden angehören; alte, gemeinvulgärlateinische Wandlungen neben ganz jungen erst einzelsprachlichen Erscheinungen, letztere zum Teil ganz subjektive Konstruktionen auf Grund spezieller Auffassungen des Verfassers in Bezug auf einige Kapitel der französischen Sprachgeschichte. Das chronologische Verhältnis der hier zur Sprache gebrachten Erscheinungen — ob gemeinvulgärlateinisch, ob einzelsprachlich — mufs in einer neuen Auflage jedenfalls bestimmter fixiert werden, um einer irrigen Vorstellung von der Eigenart des Volkslateins vorzubeugen. Die Lautlehre beginnt dann mit einem vom pädagogischen Standpunkt aus sehr zu begrüfsenden methodologischen Kapitel über die Bedingungen und Formen des Lautwandels: es ist gut, wenn die hier behandelten allgemeinen Begriffe dem Anfänger zunächst zu klarem Bewufstsein gebracht werden; deswegen wünschte ich auch einiges in diesem Abschnitt gern bestimmter gefafst. Die Lautlehre behandelt die Geschichte der Laute nach zwei grofsen Perioden: erstens die Umbildung der lateinischen Laute bis zu dem Lautstand des ältesten Altfranzösisch, dann die Entwickelung dieses Lautstandes der ältesten Zeit in den weiteren Jahrhunderten bis etwa Ende des 14. Jahrhunderts. Daran schliefst sich die Formenlehre in gewohnter Anordnung. — Wie schon erwähnt, beschränkt sich die Schwansche Darstellung in durchaus zu billigender Weise wesentlich auf das Franzische, in noch höherem Mafse, als dies bei Horning geschieht; in Rücksicht darauf, dafs der Anfänger doch auch den einen oder andern mundartlichen Text in den Kreis seiner Lektüre ziehen wird, wie z. B. die Novelle von Aucassin et Nicolette, wäre eine etwas weiter gehende Berücksichtigung der Hauptdialekte wohl auch schon vom rein pädagogischen Standpunkte aus geboten gewesen. — Für eine zweite Auflage stehen dem Verf. eine Reihe Beiträge anderer Gelehrter zur Verfügung, die zu verwerten er wohl Veranlassung nehmen dürfte: ich nenne die zum Teil in der Form von ausführlicheren Rezensionen auftretenden Artikel von Wilhelm Meyer-Lübke[7]), Adolf Mussafia[8]), Adolf Horning[9]), und wenn ich auch meine Rezen-

6) S. unten Anmerkung 10. 7) Zs. für franz. Sprache und Literatur X², S. 273 ff. 8) Zs. für das Realschulwesen XIV (1890), S. 65 ff. und S. 257 ff. Reiche und fördernde Bemerkungen, speziell zur Lautlehre. 9) Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol. 1889, S. 217 ff.

sion[10]) hier anreihe, so geschieht es nur, weil GASTON PARIS die Liebenswürdigkeit hatte, dieselbe als »supplément indispensable à l'ouvrage de M. Schwan« zu bezeichnen.[11])

Eine weiter an dieser Stelle zu nennende Arbeit, von E. ETIENNE[12]), muſs leider als gänzlich verfehlt bezeichnet werden. Der Verf. hat ohne Zweifel groſsen Fleiſs auf seine Arbeit verwendet, und demselben soll sein Lob nicht vorenthalten bleiben; allein der Fleiſs ist ohne Frucht geblieben. Dem Verf. fehlt es offenbar an genügender Vorbereitung für die unternommene Aufgabe und überhaupt an Begabung für sprachgeschichtliche Untersuchungen. Infolgedessen bleibt er stets an der Oberfläche, hängt er am Äuſserlichen, am Buchstaben und versteht darum nicht, auf den Grund der Erscheinungen zu dringen und ihr eigentliches Wesen zu begreifen. Wenn jemand — wozu der Titel verführt — etwa eine Wiederaufnahme der Lückingschen Arbeit[13]) erwartet, so wird er gründlich fehlgehen; nichts von jener Sachkenntnis, nichts von jener strengen und konsequenten Methode, nichts von der Fülle an neuen Resultaten, das alles Lückings Buch seinerzeit zu einem geradezu epochemachenden stempelte. Nach einer allgemein phonetischen Einleitung, die in ihren wenig präzisen Definitionen nur geringe Vertrautheit mit dem jetzigen Stande der allgemeinen Phonetik verrät — die Arbeiten von Sweet, Sievers, Trautmann, Techmer u. a. sind ihm offenbar unbekannt oder mit wenig Aufmerksamkeit und wenig Verständnis von ihm gelesen —, gibt Etienne in der geläufigen Anordnung eine Laut- und Formenlehre des ältesten Altfranzösisch in seiner Gestaltung bis zum Rolandslied und zur Reise Karls (die »Lois de Guillaume« hätte er aus Gründen, die er selbst S. IX anführt, besser ausschlieſsen sollen). Es ist im wesentlichen nur die immerhin verhältnismäſsig vollständige Inventarisierung der Laute und Formen — das oft geschwätzig breite Räsonnement ist dürftig und meist verfehlt —, die ja ihren Wert haben würde, wenn der Verf. seinen Texten mit der nötigen Kritik gewappnet gegenüber stände. Allein statt, wie es bei einer solchen Arbeit geboten war, die handschriftlichen Lesungen zu berücksichtigen, aus Orthographie, Vers, Assonanz u. s. w. vorsichtig abgewogene Schlüsse zu ziehen, nimmt er die Formen oft, wie sie die zufällig als beste beurteilte und daher zu Grunde gelegte Ausgabe bietet. So hat er z. B. den bekannten neutralen Pluralis *carre* im Rolandslied gänzlich übersehen, weil er in der von ihm benutzten Ausgabe zufällig *carres* emendiert fand. Daſs die Texte verschiedenen Gegenden angehören und daher verschiedene Mundarten repräsentieren, scheint dem Verf. gar nicht in den Sinn gekommen zu sein. Infolge dieses gänzlichen Mangels an Kritik haben die Etienneschen Sammlungen eigentlich ihren Wert, den sie haben könnten, gänzlich eingebüſst. Ich für meine Person muſs gestehen, daſs ich nach wie vor lieber das bekannte Stengelsche Wörterbuch zu den ältesten französischen Sprachdenkmälern[14]) und die beiden Anhänge benutzen werde, die Stengel u. d. T. »Übersicht der Assonanz- und Reimwörter« und »Übersicht der Wortklassen und Formen« seinem

---

10) Zs. für rom. Phil. XIV, S. 543—586. 11) Romania XX, S. 328. 12) La langue franç. jusqu'à la fin du XIième siècle. Tome premier: Phonétique, Déclinaison, Conjugaison. Paris, Bouillon, 1890. 13) Die ältesten franz. Mundarten. Berlin, Weidmann, 1877. 14) Ausgaben und Abhandlungen auf dem Gebiete der roman. Philologie. Veröffentl. von E. Stengel. Bd. I. Marburg, Elwert, 1882.

Wörterbuch beigefügt hat. Wird man somit neben Stengels Arbeit die Materialiensammlung Etiennes entbehren können, so kann man andrerseits auf seine erläuternden Ausführungen noch mehr verzichten. Sie bieten kaum Neues, das irgendwie Wert hätte und Beachtung verdiente; und da dem Verfasser die neuere einschlägige Literatur zu einem grofsen Teile unbekannt geblieben ist — ein so direkt einschlagendes Buch wie Koschwitz' Kommentar zu den ältesten französischen Sprachdenkmälern ist ihm, wie es scheint, unbekannt; Lückings Arbeit ist jedenfalls ohne Nutzen gelesen, ja nicht einmal die dem Verf. doch gewifs zugängliche Romania ist genügend ausgeschöpft worden —, so werden auch die Resultate anderer Forscher nur unvollständig wiedergegeben, noch dazu in mittelmäfsiger und unsauberer Darstellung und Ordnung. Dieses harte Urteil über das Buch im einzelnen zu belegen, würde zu weit führen, und dafür ist auch hier in einem resumierenden Bericht nicht der Ort; ein Blick auf nur wenige Seiten des Buches genügt, um das Urteil gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

In noch höherem Mafse als Etiennes Buch sind die verschiedenen Publikationen des dilettierenden Abbé J. Espagnolle als verunglückt zu beurteilen, ja sie sind geradezu abenteuerlicher Natur. Der Verf. tritt mit der Prätension auf, der Welt eine Offenbarung ersten Ranges zu bieten, indem er die Ansicht längst verflossener und weit zurückliegender Zeiten eines Henricus Stephanus u. a., das Französische sei aus dem Griechischen entstanden, wieder aufwärmt: »L'éolien pélasgique et le dorien marseillais forment la couche profonde de notre langue«. Mit unermüdlicher Ausdauer, von der man aufrichtig bedauern mufs, dafs sie in so unfruchtbarer Weise vergeudet wird, aber ohne irgendwelche Sachkenntnis, ohne einen Schimmer von Methode, ohne Ahnung von dem, was Sprachentwickelung ist, unternimmt der Verf. immer und immer wieder, seine unglückselige These zu verteidigen.[15] Der Fachmann kann über diese Bücher getrost und ohne Bedenken zur Tagesordnung übergehen, und wir wollen hoffen, dafs sie auch in nicht fachmännischen Kreisen keine zu grofse Verwirrung der Begriffe anrichten.

Was sonst an zusammenfassenden Werken über französische Laut- und Formenlehre erschienen ist, will praktischen Zwecken, will der Schule dienen. Nachdem durch verschiedene Verordnungen des französischen Unterrichtsministeriums — so u. a. vom 2. August 1880 — in dem französischen Schulunterricht die Unterweisung in den Elementen des Altfranzösischen und der historischen französischen Grammatik, sowie Lektüre ausgewählter altfranzösischer Texte eingeführt worden ist, sind die für diesen Unterricht bestimmten Hilfs- und Schulbücher in Frankreich wie Pilze aus der Erde geschossen. Wir haben dieser Schulreform einige der besten Hilfsmittel zur Einführung in das Altfranzösische zu verdanken: ich denke in erster Linie an die bekannten, auch unter unseren deutschen Studierenden mit Recht beliebten Büchelchen von Gaston Paris, seine »Extraits« aus dem Rolandslied und aus der Joinvilleschen Lebensbeschreibung des heil. Ludwig. Daneben hat sich aber leider eine Zahl unberufener breit gemacht. Es würde nun einem Berichte, der den Stand der wissenschaftlichen Forschung registrieren soll, wenig anstehen, wollte er alle diese

15) L'origine du français. 3 Bde. Paris, Delagrave, 1886—1889. — La clef du vieux français. Paris, Leroy, 1889.

Dutzendware verzeichnen. Ich will daher hier nur diejenigen Arbeiten genannter Art kurz erwähnen, deren Verf., da selbständig thätig auf dem Gebiete französischer Sprachforschung, in der Lage waren, Bücher zu verfassen, die auch aufserhalb der Schule, für die sie zunächst bestimmt sind, Studienzwecken dienen und vor allem unseren Studierenden als erste Führer auf dem in Frage stehenden Gebiete empfohlen werden können. Das umfassendste dieser Art ist die historische französische Grammatik von Ferdinand Brunot.[16] Der Verf. ist mit dem jetzigen Stande der Forschung im ganzen wohl vertraut; dafs ihm die eine oder andere deutsche Arbeit — darunter nicht Unwichtiges — entgangen ist oder weniger gründlich von ihm studiert und ausgenutzt wurde, wollen wir ihm nicht so hoch anrechnen. Er verfügt über gute Methode und zeigt Verständnis für die Behandlung linguistischer Fragen und für die Wege zu deren Lösung. Vor allem eignet ihm auch — was gerade für eine mehr populäre, auf weitere Kreise berechnete Darstellung von grofser Bedeutung ist — ein bemerkenswertes Geschick, allgemein verständlich und in gewissem Sinne anmutend darzustellen: man sieht auch, dafs er in dieser Richtung ganz besonderen Fleifs aufgewandt hat, was deutschen Grammatikern zur Nacheiferung empfohlen sein mag. Der Verf. behandelt zunächst in einer Einleitung (S. 1—48) die »Histoire générale de la langue française«. Hier wird von den ethnographischen Verhältnissen des alten Galliens, dem Vulgärlatein, der Langue d'oc und Langue d'oïl, den altfranzösischen Dialekten, von der Entwickelung des Neufranzösischen, dem Einflufs der Dichter wie Malherbe, der Pleiade u. s. w., der Grammatiker wie Vaugelas u. a., der Akademie u. s. w. gesprochen. Was hier vorgetragen wird, ist zwar im ganzen frei von gröberen Fehlern, dringt aber doch nicht tief und ist mit seinen Allgemeinheiten nicht durchweg geeignet, klare Vorstellungen und bestimmt umrissene Bilder zu vermitteln. Es folgt dann S. 48—137 die Lautlehre, die wohl am wenigsten gelungene Partie des Buches. Die Auswahl aus der Fülle des Materials ist ganz geschickt. Allein da der Verf. sich hier auf einem ihm offenbar nicht ganz sympathischen Gebiete bewegt, so leidet auch gerade hier im Gegensatz zu den anderen Partien des Buches die Darstellung, die in diesem Kapitel entschieden an Präzision zu wünschen übrig läfst. Die Anordnung ist nicht reiflich genug überlegt, manches Wichtige fehlt oder wird nur gestreift, so z. B. die Lehre von der Geschichte des lateinischen Accents im Französischen. Die Verkennung des Unterschieds zwischen Erbwort und Lehnwort verleitet den Verf. öfters zu ganz unhaltbaren Aufstellungen. Auf der anderen Seite zeigt wieder die tabellarische Übersicht zur Geschichte der Laute, die an Sweets bekannte Tabellen in seiner History of English sounds erinnert, pädagogischen Sinn; nur schade, dafs die Ausführung im einzelnen zu viel Fehler aufweist. — Die auf die Lautlehre folgende Wortbildungslehre (S. 131—228) erhebt sich kaum über Diez, ist aber in Anbetracht des Zweckes der vorliegenden Grammatik immerhin ausreichend. S. 229—669, also weit über die Hälfte des Buches, füllen Formenlehre und Syntax, die nicht unpassend kombiniert sind; dies ist unzweifelhaft die beste Partie des Buches, eine geschickte Zusammenfassung des bisher erforschten, daneben nicht selten eigene und verwertbare neue Gedanken. Immerhin hätte sich ein

16) Grammaire historique de la langue française. Paris, Masson, 1887. 2. Aufl. 1889.

etwas tieferes Hinabsteigen zu den letzten Gründen der konstatierten sprachlichen Thatsachen auch mit dem Plane eines Elementarbuches ganz wohl vertragen. — Der ersten Auflage des Buches ist, wie vorauszusehen war, eine zweite bald gefolgt. Leider hat der Verfasser sich auf Besserung nur einer Reihe von Einzelheiten und Kleinigkeiten beschränkt und die in verschiedenen Rezensionen [17]) für eine tiefer gehende Umgestaltung und Verbesserung dieses Buches gegebenen Winke unberücksichtigt gelassen.

Dasselbe Ziel wie Brunot schwebt L. Clédat in seiner altfranzösischen Grammatik [18]) und seiner historischen französischen Grammatik [19]) vor, nur sind seine beiden Grammatiken sehr viel elementarer gehalten als diejenige Brunots. Sie stehen hinter derselben auch an innerm Werte zurück. In beiden ist vor allem die Lautlehre sehr dürftig ausgefallen, so dafs sie nur eine ganz vage und oberflächliche Kenntnis von der Entwickelung der französischen Laute und der dabei wirkenden Faktoren vermitteln kann. Kennzeichnend für das geringe Verständnis des Verf. für die grofse Bedeutung der Lautlehre ist der Umstand, dafs sie in der altfranzösischen Grammatik sich erst hinter Formenlehre und Syntax findet, während ihr doch als Schlüssel zum Verständnis der Formen der erste Platz gebührt hätte. Auch in der Formenlehre und Syntax sinkt der Verf. in der Absicht, elementar und populär zu schreiben, oft zu Oberflächlichkeit herab. — Ebenfalls ganz elementar gehalten ist die französische historische Lautlehre von E. Bourciez [20]), sie erhebt sich aber ihrem innern Werte nach um ein bedeutendes über die Clédatschen Bücher. Bourciez will hauptsächlich das Verhältnis der neufranzösischen Laute zu den lateinischen darstellen, und nur soweit das Altfranzösische zum Verständnis dieses Verhältnisses unumgänglich notwendig ist, wird es berücksichtigt. Die Thatsachen werden in einer verständigen Auswahl vorgeführt; die Anordnung ist zweckentsprechend und geht hie und da, z. B. beim Vokalismus, in glücklicher Weise von dem gewohnten Schema ab; die Beurteilung der Thatsachen beweist Vertrautheit mit der Detailforschung; die Darstellung ist eine knappe — das ganze Büchelchen umfafst nur 120 Seiten kleinen Formats —, aber stets klare: ein tieferes Eindringen des Verf. in die allgemeine Phonetik wird den nicht immer gleich glücklichen Definitionen des Verf. zu gute kommen. Nach alledem liegt hier ein vortreffliches Hilfsbuch zur ersten Einführung in die historische französische Grammatik vor, das weite Verbreitung verdient, besonders wenn der Verf. sich angelegen sein läfst, in einer neuen Auflage die Fehler im einzelnen zu verbessern, wie sie besonders von Gaston Paris [21]), Eduard Koschwitz [22]) und Adolf Rambeau [23]) nachgewiesen wurden. — Was sonst noch an Darstellungen der historischen französischen Laut- und Formenlehre durch die oben erwähnte französische Schulreform gezeitigt worden ist,

---

17) Vgl. Rambeau in der Zs. f. franz. Spr. u. Lit. X², S. 8 ff. u. meine Bemerkungen im Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1888, S. 170. 18) Grammaire élémentaire de la vieille langue française. Paris, Garnier, 1887. 19) Nouvelle grammaire historique du français. Ebenda 1889. 20) Précis de phonétique française ou Exposé des lois qui régissent la transformation des mots latins en français. Paris, Klinksieck, 1889. 21) Romania XVIII (1889), S. 583—588. 22) Zs. für franz. Sprache und Literatur XII², S. 13 ff. 23) Phonetische Studien V, S. 331 ff.

wie die Bücher von Petit de Julleville [24]), Th. Dupuy [25]), Morlet und Richardot [26]), Cocheris [27]) u. a., hat für die Wissenschaft keinerlei Bedeutung und Wert; es wird daher genügen, hier nur die Titel zu verzeichnen.

Von aufserhalb Frankreichs erschienenen und, wie die zuletzt besprochenen, Schulzwecken dienenden französischen Grammatiken darf eine an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben: ich meine die historische französische Grammatik des Spaniers Fern. Araujo.[28]) Es ist dies nicht ein Elementarbuch, wie die meisten zuletzt verzeichneten, sondern ein breit ausgeführtes Lehrgebäude der französischen Sprache mit Berücksichtigung des Altfranzösischen, des Vulgärlateins und der übrigen romanischen Sprachen. Nach einigen einleitenden Kapiteln (El francés en el organismo general de las lenguas; Historia de la lengua francesa; Concepto y división de la Gramática) enthält der erste Band auf S. 28—293 die Laut- und Formenlehre, der zweite Band auf S. 7—193 die Syntax, S. 194—291 eine Stilistik und endlich als Anhang eine Teoria de la versificación. Man sieht schon aus diesen Angaben, welch reichen Inhalt die Araujosche Grammatik bietet. Bei der Beurteilung des Werkes ist zu berücksichtigen, dafs es für ein Land und ein Publikum bestimmt ist, wo es galt, für eine wissenschaftlichere Erkenntnis der französischen Sprachentwickelung erst den Boden zu gewinnen und zu bereiten. Daher wird manches sehr viel breiter, als für unsere Bedürfnisse nötig wäre, behandelt. In einem Lande, wo über französische Sprachgeschichte noch sehr verworrene und unwissenschaftliche Anschauungen herrschen, war es für Araujo angezeigt, sich vielfach noch mit Autoren und Ansichten auseinanderzusetzen, die bei uns als längst überwunden angesehen werden und höchstens noch in einer Geschichte der Wissenschaft Berücksichtigung finden. Araujo ist im übrigen für seine Aufgabe wohl vorbereitet, wie er dies auch in Spezialuntersuchungen zur französischen Sprachgeschichte bewiesen hat, so z. B. in einem Artikel über die Geschichte des französischen Diphthongen *oi* [29]), auf den ich in meinem nächsten Berichte werde zurückkommen müssen. Dafs von ihm nicht alle einschlägigen Arbeiten und Untersuchungen gekannt und benutzt wurden — man spürt z. B. kaum einen Einflufs von Thurots Buch »De la prononciation française depuis le XVIième siècle« —, dafs daher sich Fehler im einzelnen ziemlich reichlich finden, und die Erklärungen nicht immer ganz zutreffend sind, all das darf ihm, dem Spanier, der mit jenen Forschungen nur wenig Fühlung hatte, nicht so sehr zur Last gelegt werden. Immerhin hat er eine unter seinen Landsleuten wohl einzig dastehende Vertrautheit mit der französischen und deutschen Forschung. So bietet sein Buch für gewisse Partien der Grammatik reiche Materialiensamm-

---

24) Notions générales sur les origines et sur l'histoire de la langue française. Paris, Delalain. 3. Aufl. 25) La langue française: ses origines, ses éléments, sa formation, ses développements. Milan, Dumolard. 26) Hist. résumée de la formation et des origines de la langue française, destinée à compléter les notions données dans la grammaire française (cours supérieur). Paris, Delagrave. 27) Origine et formation de la langue française. Notions d'étymologie française; origine et formation des mots; racines, préfixes et suffixes, ouvrage rédigé conformément aux programmes du 2 août 1880. Nouv. éd, Paris, Delagrave. 28) Gramática razonada historico-crítica de la lengua francesa. 2a ed. completamente refundita. 2 Bde. Toledo u. Madrid 1891. (Der 1. Band ist 1890 erschienen). 29) L'évolution phonogr. de l'*oi* franç. in der Rev. de phil. franç. et prov. Bd. V (1891).

lungen, die jeder gerne und mit Vorteil benutzen wird; Anlage und Anordnung ist höchst eigenartig uud interessant, die Thatsachen erhalten eben durch diese Anordnung schon oft eine ganz eigene Beleuchtung. Kurz, eine höchst achtbare Arbeit, von der zu wünschen ist, dafs sie unter den Landsleuten des Verf. recht viele zur Bethätigung auf gleichem Gebiete anregen möge. — Ob eine in Amerika erschienene französische Grammatik von Hjalmar Edgren[30]) auf historischer Grundlage ruht, weifs ich nicht zu sagen, da mir das Buch nicht zugänglich geworden ist.

Die zusammenfassenden Arbeiten auf dem Gebiete der französischen Laut- und Formenlehre haben der ***Einzelforschung*** natürlich noch sehr viel zu thun übrig gelassen: ja sie geben derselben aus Gründen, welche eingangs dieses Artikels schon berührt wurden, vielfach Anstofs und Richtung. Diese Einzelforschung hat nun allerdings im Jahre 1890 nicht so zahlreiche und auch im ganzen nicht so wertvolle Erscheinungen aufzuweisen, wie das Jahr 1891, dem wir u. a. zwei hervorragende Beiträge zur Formenlehre von Risop[31]) und Cohn[32]), den einen zur Geschichte des Verbs, den andern zur Wortbildungslehre, verdanken. Das wertvollste, das uns das Jahr 1890 brachte, ist wohl der Neudruck einiger sprachhistorischer Arbeiten von Arsène Darmesteter aus früheren Jahren, die in einer durch seinen Bruder James Darmesteter besorgten Sammlung seiner kleineren Schriften[33]) erschienen. Es sind dies seine bekannten Untersuchungen über »La protonique française non initiale non en position«[34]), ein Artikel über die Geschichte des *c* in den romanischen Sprachen[35]) — eine Besprechung von Jorets bekanntem Buch über diesen Gegenstand —, die Bemerkungen über die Aussprache des *u* im Französisch des 16. Jahrhunderts[36]), die äufserst feinsinnigen Ausführungen über *ille* und *qui* im Romanischen[37]), über die französischen Präpositionen *en, enz, dedans, dans*[38]), endlich eine Reihe kleinerer Rezensionen, u. a. über Lücking, die ältesten französischen Mundarten, Brachet, Nouvelle grammaire française, die französischen Grammatiken von Marty-Laveaux und Chassang, die Lautlehren von Ayer und Scheler u. s. w. An diesen Arbeiten vom jetzigen Standpunkt der Wissenschaft heute Kritik üben zu wollen, wäre Unrecht. Wenn man auch in Bezug auf manche Einzelheiten — besonders der älteren Arbeiten — jetzt anders denken wird, als zur Zeit ihres Erscheinens, so haben sie trotzdem als Äufserungen eines eminent kenntnisreichen Mannes, eines scharfen und feinsinnigen Kopfes auch heute noch fast den gleichen Wert wie damals, und die wiederholte Lektüre kann uns nur mit Bedauern und Wehmut darüber erfüllen, dafs der treffliche Gelehrte der Wissenschaft so früh entrissen wurde. Mit diesen »Reliques scientifiques« hat ihm sein Bruder, hat er sich selbst ein herrliches Denkmal gesetzt, das die Nachfolger stets in Ehren halten werden.

Eine Reihe kleinerer Beiträge zur historischen französischen Lautlehre veröffentlichte L. Clédat.[39]) Ein erster Artikel beschäftigt sich mit dem französischen Verbum *jeter*, ohne die Schwierigkeiten zu

---

30) *French Grammar. Boston, Heath and Co., 1890. 31) S. u. Anmerk. 68. 32) S. u. Anmerk. 72. 33) A. D., Reliques scientifiques, recueillies par son frère. Paris, Cerf. 2 Bände. 34) Romania V, S. 140 ff. 35) Romania III, S. 379 ff. 36) Romania V, S. 394 ff. 37) Mélanges Renier, Paris, Vieweg (1887), S. 145 ff. 38) Notes sur l'histoire des prépositions françaises *en enz dedans dans*. Paris, Cerf, 1885. 39) Revue de philologie française et provençale IV (1890), S. 41 ff.

heben, welche die Lautgeschichte dieses Wortes in Bezug auf die Behandlung der Gruppe *ct* immer noch bietet. Der zweite Aufsatz »Le *c* final de *avec, donc*« will die Thatsache, dafs *avec* und *donc* das auslautende *c* bewahrt haben, aus Einflufs der Nebenformen *aveque, donque* erklären. Die Beweisführung des Verf. überzeugt nicht; vgl. meine Bemerkungen in der Zs. für rom. Phil. XIV, S. 564 (zu § 188 der Schwanschen Grammatik). Der dritte Artikel »Influence des palatales sur l'*o* fermé tonique libre« trägt die ganz unhaltbare Ansicht vor, dafs in *cogitat, recuperat, juvenem* u. s. w. die Konsonanten *k j* vor dem *o u* ein konsonantisches *u* (*u̯*) entwickelt haben; daher *cuoide, juovne* u. s. w., die dann zu *cuide* und *juefne* führen; in *colubra* > *coluovre* > *coluevre* soll das anlautende *c* der ersten Silbe diese Wirkung sogar auf das *u* der zweiten Silbe ausüben!! Und Clédat sucht dies durch die Bemerkung »cette influence s'exerçant par dessus les deux lettres *ol* ne serait pas plus extraordinaire que l'yod de *ostrea* agissant sur l'*o* tonique malgré les trois lettres *str* qui les séparent« zu begründen, wobei er gänzlich inkommensurable Dinge miteinander vergleicht: solche Sätze richten sich von selber. Mir scheint doch immer noch die alte Ansicht den Vorzug zu verdienen, die *cuidier* als Angleichung an *vuidier* erklärt[40]) und *juefne* mit *uef* = *ōvum* und ähnlichen Fällen zusammenstellt. In seinem letzten Artikel »Les dentales latines entre une voyelle et une liquide« sucht Clédat den Nachweis zu liefern, dafs *tr dr* in betonten Silben später als in unbetonten zu *r* geworden sei: es ist dies ganz gut möglich, und die Clédatsche Auffassung findet eine gewisse Stütze — was er selbst übersah — in dem durch den Accent bedingten verschiedenen Verhalten von *cr gr* in Wörtern wie *enteir: enterin*[41]); aber bei der Spärlichkeit der Beispiele ist ein völlig überzeugender Beweis nicht möglich. — Dafs eine Untersuchung über die Lautgestaltung der französischen Wörter im Mittelhochdeutschen auch der altfranzösischen Lautlehre zu gute kommen mufs, liegt auf der Hand: wie vieles verdankt nicht die vulgärlateinische Grammatik den ähnlichen Arbeiten von Franz über »die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen«[42]) und von Pogatscher über »die lateinischen und romanischen Lehnworte im Altenglischen«.[43]) Wir werden daher vom romanistischen Standpunkt eine Bearbeitung obigen Themas nur begrüfsen dürfen. Leider leistet eine hier in Frage kommende Arbeit von Joseph Kassewitz[44]) nicht ganz das, was wir beim jetzigen Stande der Forschung erwarten dürfen. Sie bezeichnet zwar einen grofsen Fortschritt über die ältere Arbeit von Steiner[45]); allein zu einer wirklich befriedigenden Beantwortung aller in Betracht kommenden Fragen fehlt es dem Verf. vor allem an der nötigen gründlichen Kenntnis der germanischen Sprachgeschichte. So mufste es kommen, dafs er in einer Reihe von Fällen die Behandlung der altfranzösischen Laute im Mittelhochdeutschen ganz falsch beurteilt und demgemäfs auch nicht selten falsche Schlüsse für das Altfranzösische zieht. Mancher falsche Schlufs rührt von einer nicht genügenden Rücksichtnahme auf die Chronologie der Aufnahme, in der verschiedene, der Zeit nach getrennte Schichten strenger, als geschehen ist, zu

---

40) Vgl. W. Meyer-Lübke Grammatik der roman. Sprachen I, S. 140. 41) Vgl. Zs. für romanische Philologie XIV, S. 564 zu § 198. 42) Strafsburger Diss. 1884. 43) Zur Lautlehre der griech., latein. und roman. Lehnworte im Altengl. Strafsburg, Trübner, 1888. QF 64. 44) Die franz. Wörter im Mhd. Strafsburger Diss. 1890. 45) Bartschs Germanistische Studien II, 239 ff.

scheiden waren, her. Daneben enthält aber die Arbeit doch auch des Richtigen und Brauchbaren, des Wohldurchdachten so viel, dafs derjenige, der über altfranzösische Grammatik arbeitet, sie nicht unbenutzt lassen darf. Er findet vor allem das Material nirgends so vollständig wie hier vorgeführt. Da die Arbeit vorwiegend sprachhistorischen Zwecken dienen soll, indem sie feststellen will, wie weit aus der mhd. Orthographie in den aufgenommenen Wörtern auf die derzeitige Aussprache des Französischen geschlossen werden kann, so hat der Verf. jenes Material mit Recht nach den lautlichen Erscheinungen geordnet und nicht nach begrifflichen Kategorien, eine Anordnung, die ihrerseits am Platze gewesen wäre, wenn die fraglichen Wörter mehr nach ihrer kulturhistorischen Bedeutung — die ja ebenfalls eine grofse ist — hätten betrachtet werden sollen: letzteres geschieht nur kurz in einem Anhang. — In der Geschichte einer jeden Sprache spielen die sog. Scheideformen, Doubletten, Zwillingswörter — oder wie man sie sonst benannt hat — eine grofse Rolle, d. h. solche Wörter oder Wortteile, die, von derselben lautlichen und begrifflichen Basis stammend, dennoch verschiedene lautliche Form aufweisen. Da nun im Romanischen, und speziell auch im Französischen, sehr viele dieser Doubletten in der Weise entstehen, dafs sich neben die erbwortliche Gestaltung eines lateinischen Wortes eine oder unter Umständen auch mehrere jüngere fremdwortliche Gestaltungen desselben Wortes stellen (*roiel — real — regal*), so mufs eine Untersuchung der Scheideformen in der französischen Sprache auch die Einsicht in die für die Lautlehre so wichtige Unterscheidung von Erbwort und Lehnwort aus dem Latein in willkommener Weise vertiefen. Auch die Lehre von der Satzphonetik kann aus der Untersuchung der Scheideformen nur Nutzen ziehen (vgl. *sire—sendre, sieur—seigneur* etc.). Da nun ältere Arbeiten über die französischen Scheideformen, wie die von A. Brachet[46]) und Caroline Michaelis[47]), sich vielfach auf einen ganz falschen und heute überwundenen Standpunkt der Beurteilung stellen, so ist es erfreulich, dafs eine neue Arbeit von F. Wawra[48]) diese Untersuchung wieder aufnimmt und auf den gegenwärtigen Stand der Forschung zu bringen unternimmt. Von diesem Versuch liegt in der genannten Schrift erst ein einleitender Teil vor, der die Aufgabe zu präzisieren sucht und die allgemeinen Fragen behandelt, indem er zeigt, wie und von welchem Gesichtspunkte aus heutzutage eine Behandlung des Gegenstandes zu erfolgen habe. Das vorliegende Stück der Arbeit beweist, dafs der Verf. für seine Aufgabe wohl berufen und befähigt ist, und legt daher den lebhaften Wunsch nahe, der Verf. möchte uns recht bald mit der Fortsetzung seiner Arbeit erfreuen. Wenn auch im einzelnen kleine Versehen begegnen — so z. B. wenn S. 15 *or(e)* in gleicher Weise wie *heure = hora* gesetzt wird —, so zeigt der Verf. doch im ganzen verständige Anschauungen über sprachliches Leben und die Faktoren, die dasselbe regeln. Er wendet sich daher energisch gegen die älteren Erklärungsversuche, welche u. a. — so auch Caroline Michaelis — den Unterschied der Doubletten auf das geheimnisvolle Wirken eines Differenzierungstriebes (wie viel ist mit diesem Begriff

46) Dictionnaire des doublets ou doubles formes de la langue française. Paris 1868 und Supplément in den Mémoires de la Société de Linguistique de Paris I, 358 ff.; auch separat als Heft 4 der Collection philologique. 47) Studien zur roman. Wortschöpfung. Leipzig 1876. 48) Die Scheideformen oder Doubletten im Französischen. Progr. Wiener-Neustadt 1890.

gesündigt worden!) zurückführen wollen, und er schliefst sich mit Recht vielmehr Behaghel an, der in seiner Darstellung der neuhochdeutschen Zwillingswörter[49]) zum erstenmal mit Entschiedenheit den Satz aufstellt, dafs Formdifferenzierung der Bedeutungsdifferenzierung vorangeht, und als Hauptursache für die Entstehung von Doubletten das Wirken der Analogie und Entlehnung aus Dialekten und anderen Sprachen[50]) erkennt. — Eine Arbeit des schon S. 310 charakterisierten Abbé Espagnolle über französische Scheideformen[51]) kommt für die Wissenschaft ebensowenig in Betracht wie die übrigen Veröffentlichungen dieses Dilettanten und Gräkomanen; sie seien daher nur erwähnt, um vor ihnen zu warnen. —

An Spezialuntersuchungen über einzelne Fragen der Lautlehre sind zwei Beiträge zur Geschichte der Liquiden zu verzeichnen: von Matzke und Stork. Die weitaus bedeutendere Arbeit von beiden ist die von John E. Matzke über »Dialektische Eigentümlichkeiten in der Entwickelung des mouillierten *l* im Altfranzösischen«.[52]) Der Titel spricht merkwürdigerweise von dialektischen Unterschieden in der Entwickelung von *l̄*, während es solcher eigentlich nicht gibt, und das, was Matzke an altfranzösischen Spracherscheinungen bespricht, gemeinfranzösisch ist. Nach ein paar guten Bemerkungen über die Orthographie des *l̄* (I) behandelt Matzke in zwei Kapiteln erstens die Schicksale des dem *l̄* vorangehenden Vokals und des aus *l̄* entwickelten parasitischen *i* (II), und danach die Wandlungen von *l̄* + *Konsonant* (IV). In einem kleinen Kapitel, das zwischen diesen zwei Hauptteilen eingeschaltet erscheint (III), werden sog. Unregelmäfsigkeiten in der Mouillierung, d. h. analogische Übertragungen von *l̄* besprochen. Der Hauptwert der Matzkeschen Arbeit beruht in der fleifsigen Sammlung und übersichtlichen Gruppierung eines reichen Materials, das die weitere Forschung über *l̄* bedeutend erleichtert. Die Schlüsse, die der Verf. aus seinen Materialien zieht, sind jedoch nicht durchweg annehmbar; so gibt es z. B. der sog. Unregelmäfsigkeiten in der Mouillierung, welche das Kapitel III behandelt, weit mehr, und manches, was Matzke in Kapitel II als lautgesetzlich hinstellt, gehört entschieden in jene Kategorie — wenn anders man nicht in Konflikt mit dem Begriff »Lautgesetz«, wie man ihn heute fafst, kommen will. — Einige der in Frage stehenden Erscheinungen hat der Verf. auch bei anderen Gelegenheiten zur Sprache gebracht: so in seiner Besprechung von Haas' Arbeit »Zur Geschichte des $l^{\text{kons.}}$ im Nordfranzösischen«[53]) und von Waldner, »Die Quellen des parasitischen *i* im Altfranzösischen«[54]), ferner in seinem Artikel »The development of *cl* into *l̄* in the romance languages«[55]), alles Arbeiten, die wegen ihrer guten Beobachtungen und mancher feinsinnigen Bemerkung volle Beachtung verdienen. Man vergleiche endlich noch über denselben Gegenstand eine kleine Notiz von J. S. Shefloe über *cl* > *l̄* im Französisch von Jersey.[56]) — Die zweite oben erwähnte Arbeit von M. A. Stork über französische Liquiden im Auslaute nach den Grammatikerzeugnissen

---

49) Germania XXIII, S. 257 ff. 50) Dazu kämen jetzt noch die Satzdoppelformen. 51) Les imaginations ou les doublets de Brachet. Paris, Thorin, 1889. 52) Publications of the Modern Language Association of America. V, 2, S. 52—106. 53) Freiburger Diss. 1889. Vgl. Modern Language Notes IV, 8. 54) Freiburger Diss. 1887 = Archiv für das Studium der neuern Sprachen u. Liter. LXXVIII, S. 421 ff. Vgl. Modern Language Notes V, 2. 55) Modern Language Notes V, 6. 56) *cl* > *l̄* in Jersey French: Modern Language Notes V, 7.

des 16. Jahrhunderts[57]) ist recht unbedeutend. Wir erfahren kaum etwas, das man nicht schon aus Karstens Arbeit über die französischen Konsonantenverbindungen[58]) oder Kaufmanns Geschichte des französischen Auslauts[59]) wüfste. Das einzige Neue, das geboten wird, sind einige, aber wenig belangreiche Grammatikerzeugnisse.

Die Einzeluntersuchungen über Kapitel der französischen **Formenlehre** betreffen ausschliefslich das Verbum. So behandelt Fr. Kirste den Konjunktiv Präsentis im Altfranzösischen.[60]) Die Dissertation bildet eine erwünschte Ergänzung zu Willenbergs bekannter Arbeit über den Konjunktiv Präsentis der ersten schwachen Konjugation.[61]) Es wäre ganz willkommen gewesen, wenn Kirste die Untersuchungen Willenbergs auch insofern wieder aufgenommen hätte, dafs er dasjenige in derselben berichtigt hätte, was im Hinblick auf unsere fortgeschrittene Kenntnis der französischen Lautlehre heute anders aufzufassen ist, als durch Willenberg geschah. So z. B. sind Willenbergs Ausführungen über die Behandlung des konsonantischen Stammauslauts im Konjunktiv Präs. der 1. Konjugation heute zu einem grofsen Teile antiquiert und durch neue Erklärungen zu ersetzen. Kirste bietet eine mit aufserordentlichem Fleifse aus etwa 70—80 Texten der verschiedensten Gegenden und Zeiten zusammengetragene Materialiensammlung in übersichtlicher, klarer Anordnung, so dafs wir die Entwickelung der lateinischen Formen des Konjunktiv Präs. der 2. bis 4. Konjugation von dem ersten Auftreten im Französischen durch die wichtigsten Mundarten bis in das 14. Jahrhundert verfolgen können. Das erläuternde Räsonnement zeugt von guter Kenntnis der französischen Sprachgeschichte und der einschlägigen Literatur. Im einzelnen wäre freilich manches zu berichtigen oder anders aufzufassen, so z. B. wenn S. 31 für altfranz. *queure* ein vulgärlat. Substrat **cọram* (mit einem *r*) statt *cŭrram* erschlossen wird, was meines Erachtens unnötig ist, da *queure* zu *courons* etc. ganz gut analogisch nach dem Muster von *demeure-demourons, meure-mourons* u. s. w. gebildet sein kann. Doch ist hier nicht der Ort, in solche Details näher einzutreten. — In gleicher Weise wie die Kirstesche Arbeit ist diejenige von Alb. Behrens über die Gestaltung der zweiten Person Pluralis[62]) wegen ihrer reichen Materialien willkommen, die zum erstenmale einen umfassenderen Überblick über die Verbreitung der Reflexe von lat. *-atis, -ētis, -ĭtis, -ītis* in den französischen Variationen *-ez, -oiz, -iz* gewähren. Der eine oder andere Text hätte etwas sorgsamer ausgezogen werden können: hie und da haben sowohl Behrens als auch Kirste sich zum Schaden ihrer Untersuchung mit den Angaben älterer Arbeiten über die betreffenden Texte zu leicht begnügt. Behrens' Erklärung der einzelnen Vorgänge bietet kaum neues: auch ist er in dieser Richtung im ganzen sparsamer als Kirste und nicht immer gleich glücklich, wie jener doch überwiegend. — Wie die Gestaltung der zweiten Person Pluralis, so hat auch die schon oft besprochene Endung *-ons* der ersten Person Pluralis neuerdings die Grammatiker wieder lebhaft beschäftigt. Johan Vising nimmt seine früheren Untersuchungen[63]) jetzt in einem Resumé über die letzten

---

57) Heidelberger Diss. 1890. 58) Freiburger Diss. 1884. 59) Freiburger Diss. 1886. 60) Historische Untersuchung über den Konj. Präs. im Altfranz. mit Ausschlufs der lat. *a*-Konjugation. Greifswalder Diss. 1890. 61) Böhmers Roman. Studien III, 373 ff. 62) Die Endung der 2. Person Pluralis des altfranz. Verbums. Greifswalder Diss. 1890. 63) Några Fall af *u*-omljud i franskan, in Nord. Tidskrift for filologi N. R. VI.

Versuche, die Verbalendung *-ons* zu erklären[64]), wieder auf und sucht seine Aufstellungen in einem schwachen Punkte neuerdings zu stützen und zu ergänzen. Mit wenig Glück, wie ich glaube. Im Gegensatz zu Diez, Gaston Paris, Thurneysen, Koschwitz, Lorentz, Schwan, Horning und anderen, welche die Endung *-ons* = *-amus* etc. als analogische Neubildung auffassen, sieht Vising bekanntlich in *-ons* die ganz lautgesetzliche Umgestaltung von *-amus,* welche dann von der ersten Konjugation auf die anderen übertragen sei, gleichwie *-ez* = *-atis*; der Wandel des *a* zu *o* sei eine durch die zwei folgenden Labialen *m u* bewirkte Labialisierung. Dem Einwand, dafs doch *ramus* > *rains* ergeben hat und somit gegen den Ansatz *-amus* > *-ons* spricht, sucht nun Vising in seinem letzten Aufsatz dadurch zu begegnen, dafs er ausführt, das *u* habe länger in der Verbalendung bestanden als im Nomen, und so hätte es in der ersteren noch labialisierend wirken können, im letzteren nicht; daher *-ons* gegenüber *rains.* Mich haben seine Ausführungen nicht überzeugt. Einmal hat er in keiner Weise bewiesen, dafs derselbe Lautkomplex bei sonst gleicher Betonung als Verbalendung anders sich entwickeln mufs als im Nomen; und ebensowenig ist hinreichend erwiesen, dafs *m* + *u* die labialisierende Kraft hat, welche ihm durch Vising zugeschrieben wird: man vergleiche doch die Perfekt-Endung **-ammus* (= *-avimus*) in ihrer Entwickelung zu *-ames,* niemals zu *-omes,* ferner die von Paul Meyer, Romania VI, S. 46 belegten Formen der 1. Pluralis *puissains, voiains.* — E. Muret in seinem Artikel »Sur quelques formes analogiques du verbe français«[65]) hält, wie ich glaube, mit Recht für die Erklärung von *-ons* an der Annahme eines Einflusses von *sumus* fest[66]), doch glaubt er, dafs derselbe durch verschiedene, bisher übersehene Momente verstärkt wurde: so durch Formen wie *possúmus, volúmus,* deren paroxytonische Betonung aus naheliegender Analogie entsprang, und dadurch, dafs die 3. Pers. Plur. der Verba auf *-ĕre, -īre* mit *-unt* gebildet wird. In einer Anmerkung S. 465 wendet er sich gegen Johan Visings oben angedeutete Auffassung, indem er u. a. ganz treffend bemerkt: »mais l'*u* de la syllabe finale n'est-il pas, au contraire, plus caractéristique, plus indispensable à retenir, au nominatif de la 2e déclinaison qu'à la 1e personne du pluriel des verbes? M. Vising a d'ailleurs oublié que les voyelles finales étaient encore prononcées, quand le timbre des voyelles accentuées fut modifié au nord de la France (Meyer-Lübke, Grammatik der roman. Sprachen I, § 644)«. Besonders das letztere scheint mir ein sehr schwer wiegender Einwand, den Vising nicht wird beseitigen können. Hoffentlich bringt ein schon seit längerem für die Romania in Aussicht gestellter Artikel von W. Meyer-Lübke und Gaston Paris die Untersuchungen über *-ons* zum endlichen Abschlufs. — In einem zweiten Artikel am gleichen Orte[67]) versucht Muret eine neue Erklärung der oft discutierten Präsensformen *estois, vois, pruis, truis, ruis.* In diesen Erörterungen scheint mir der Verfasser weniger glücklich gewesen zu sein. Seine Erklärung ist viel zu kompliziert und künstlich — ich

---

64) Zs. für franz. Sprache und Liter. XII, S. 21 ff. 65) Études romanes dédiées à Gaston Paris le 29 déc. 1890. Paris, Bouillon, S. 465 ff. 66) Dafs bei *somes* und *sons* = *sumus* die erstere Form siegte, während bei *-omes* und *-ons* die letztere im allgemeinen den Sieg davontrug, hat wohl seinen Grund darin, dafs *somes* in seiner Zweisilbigkeit sich neben zweisilbigem *estes,* dagegen *-ons* in seiner Einsilbigkeit neben einsilbigem *-ez* mehr empfahl. Dies nebenbei. 67) S. 469 ff.

mufs daher auch darauf verzichten, sie hier in Kürze zu reproduzieren — um überzeugend zu wirken. — Ich nenne endlich an dieser Stelle die »Studien zur Geschichte der französischen Konjugation auf *-ir*«[68]) von Alfred Risop; da diese Dissertation nur den ersten Teil einer 1891 erschienenen gröfseren Arbeit bildet, so behalte ich mir die Beurteilung für den Jahresbericht 1891 vor.

Die **Wortbildungslehre** hat, wie sie überhaupt noch ein wenig das Stiefkind der romanischen Grammatik ist, auch im Jahre 1890 nur geringen Ausbau erfahren. E. Muret hat eine neue Erklärung für das Suffix *-ise* = *-itia* vorgeschlagen[69]): *-itia* sei zu *-ise* zunächst nur in denjenigen Wörtern geworden, in denen der Endung eine Palatalis vorangeht, die assimilierend wirkt: daher *franchise*, ähnlich wie z. B. *marquis* neben *cortois* etc.; von jenen Wörtern aus sei *-ise* dann durch Suffixtausch auf die andern, die nicht Palatalis aufweisen, übertragen worden. Die Deutung erklärt im Hinblicke auf *-ece*, *place* u. s. w. weder das *i* (*i* in *marquis* geht ja auf *'ei* zurück), noch das tönende *s* genügend. Mir will immer noch Thurneysens Erklärung aus dem Keltischen[70]) als die plausibelste erscheinen. — Für die Geschichte des Suffixes *-acum, -iacum* besonders in Ortsnamen bietet eine Arbeit von Matthias Hölscher[71]) brauchbare Vorarbeiten und Materialien. — Ich schliefse mit einem Ausblick auf eine Veröffentlichung des Jahres 1891, deren erster Teil bereits 1890 erschienen ist: Georg Cohn' Arbeit über die Erscheinung des Suffixtausches im Französischen[72]), die als das bedeutendste bezeichnet werden mufs, was wir seit Jahren über ein Kapitel der französischen Wortbildung, ja vielleicht der Formenlehre überhaupt, erhalten haben. Ich komme auf diese Arbeit im nächsten Bericht, bei Besprechung des vollständigen Werkes, zurück.

Heidelberg, September 1892. Fritz Neumann.

Syntax. Unter den hierher gehörigen Arbeiten hat nur eine einen allgemeineren Charakter, indem sie alle Abschnitte der Syntax berührt. Der unermüdliche A. Haase nämlich liefert ein neues Scherflein für eine spätere, umfassende historische Syntax der französischen Sprache, indem er die Ergebnisse seines verdienstvollen Werkes über den Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts durch zahlreiche, aus neu durchforschten Denkmälern gesammelte Beispiele vervollständigt und erweitert.[1]) Zu bedauern ist, dafs er trotz mehrfach ihm erteilten gegenteiligen Rates dabei bleibt, die Belege ohne genaue Angabe der Fundstelle aufzuführen. — Die übrigen Arbeiten behandeln entweder nur einen Abschnitt der Syntax oder nur einen Schriftsteller, selbst nur ein einzelnes Denkmal. Zu der Syntax des Nomens gehört eine Studie des Holländers Baale über das Geschlecht der Substantiva[2]), in welcher dieser als Fortsetzung einer früheren Arbeit über denselben Gegenstand (Taalstudie 4, 244 ff. und 257 ff.) eine Reihe von Hauptwörtern aufzählt, die im Laufe der

---

68) Berliner Diss. 1890. 69) Romania XIX, S. 592. 70) Keltoroman. S. 17. 71) Die mit dem Suffixe *-acum, -iacum* gebildeten franz. Ortsnamen. Strafsb. Diss. 1890. 72) Die Suffixwandlungen im Vulgärlatein und im vorliterar. Französisch nach ihren Spuren im Neufranzösischen. Berl. Diss. 1890.

1) Ergänzende Bemerkungen zur Syntax des XVII. Jahrhunderts. Zeitschrift f. franz. Spr. u. Lit. II, 203—237. 2) Remarques sur le genre des substantifs. Taalstudie 10, 1—18.

Zeit ihr Geschlecht geändert haben oder in Bezug auf diesen Punkt schwanken. — Mit der Stellung des attributiven Adjektivs beschäftigen sich nicht weniger als drei Abhandlungen, von denen die eine die Prosaliteratur des 13. und 14. Jahrhunderts, die beiden anderen den gegenwärtigen Sprachgebrauch ins Auge fassen. Jene[3]) unterscheidet bei den Adjektiven zwischen Erbwörtern einer- und gelehrten oder neugebildeten Wörtern andrerseits, und stellt fest, dafs unter den Adjektiven, welche immer voranstehen, die Erbwörter ganz gewaltig überwiegen (98% der Beispiele), während unter denen, die immer nachstehen, die Fremdwörter und Neubildungen die grofse Mehrzahl bilden (85%). Die am häufigsten verwandten Adjektive finden sich daher fast immer vor ihrem Substantiv; nur zum Zweck stärkerer Betonung folgen sie ihnen zuweilen. Neben diesem alten Prinzip macht sich jedoch bereits das moderne bemerkbar, d. h. einige Adjektive treten dann nach, wenn die Eigenschaft als eine individuelle, eine unterscheidende, sie bleiben jedoch vor, wenn sie als eine allgemeine, dem Substantiv wesentlich zukommende hingestellt werden soll. Eine Untersuchung der volkstümlichen lateinischen Prosa hat ergeben, dafs hier im allgemeinen der Gebrauch der gleiche ist wie im Altfranzösischen. — Die zweite Arbeit[4]) liefert einen deutlichen Beweis dafür, zu wie falschen Resultaten man bei syntaktischen Untersuchungen kommen kann, wenn man die Erscheinungen des heutigen Sprachgebrauchs zu erklären versucht, ohne auf ihre Geschichte Rücksicht zu nehmen. Dühr stellt die, wie wir soeben gesehen haben, durchaus falsche Ansicht auf, dafs der ursprüngliche und korrekte Platz des attributiven Adjektivs im Französischen ebenso wie im Lateinischen hinter dem Substantiv sei. »Alles, was wir jetzt noch hinzuzufügen haben, kann im Grunde nur die Entfaltung des einen Gedankens sein, dafs das französische Adjektivum, so lange es seinen vollen Naturinhalt, seine ganze etymologische Wortkraft bewahrt, in konstanter Stellung hinter dem Substantivum angetroffen wird; aber wohlverstanden, nur unter Wahrung seiner vollen konkreten Eigenschaftskraft« (S. 10). Er bemüht sich demnach, durch spitzfindige Argumentationen nachzuweisen, dafs Adjektive, wie gut, schlecht, grofs, klein u. a. »nicht eigentliche konkrete Qualitäten« sind, sondern nur Gradbestimmungen, weswegen die Adjektiva mit diesen Bedeutungen logischer Weise ihrem Substantiv vorangehen müssen. — Die letzte, ganz kurze Abhandlung von Baale fafst nur eine Klasse von Eigenschaftswörtern ins Auge[5]). Zunächst wird dabei das Hauptgesetz erörtert, nach welchem der heutige Sprachgebrauch dem Adjektiv seine Stelle zuweist. Da nämlich von einer zusammengehörigen Wortgruppe immer das zweite Wort Träger des Haupttones ist, so wird das Adjektivum immer dann seinem Substantiv folgen, wenn es eine neue, eine unterscheidende, dagegen vorangehen, wenn es eine charakteristische, eine wesentliche Eigenschaft des Substantivs ausdrückt. Dieser Satz ist zwar richtig, aber durchaus nicht neu, findet sich vielmehr auch sonst, z. B. mit fast denselben Worten, nur umfassender, in Brinkmanns Syntax des Französischen u. Englischen II, 111 ff. Im Anschlufs daran

---

3) R. Wagner, Stellung des attributiven Adjektivs in altfranzösischen Prosatexten vom Anfang des XIII. bis Anfang des XV. Jahrhunderts. Teil I. Dissert. Greifswald 1890. 4) Dühr, Zur Theorie der Stellung des französischen Adjektivs. Programm des Gymn. zu Stendal 1890. 5) Place de l'adjectif exprimant la couleur. Taalstudie 10, 65—73.

legt der Verf. dann dar, unter welchen Umständen auch die eine Farbe bezeichnenden Adjektiva vor dem Substantiv stehen können. —

Von den die Syntax des Verbums betreffenden Arbeiten erwähne ich zuerst die recht verdienstliche von A. Gille[6]), welche sich die Aufgabe stellt, eine Übersicht über die verschiedenen Verwendungen des Konjunktivs in allen Entwickelungsstadien zu geben, wobei mehrere (doch keineswegs alle) Einzeluntersuchungen über diese Frage benutzt werden. Der Verf. teilt die ganze Zeit in 4 Perioden, stellt zunächst den Sprachgebrauch während der ersten, bis zum Rolandsliede (einschlieſslich) reichenden fest und zählt dann bei den späteren immer die jedesmaligen Veränderungen auf. Die Darlegungen sind fast durchweg richtig; nur ganz einzeln ist die Auffassung des zu Grunde liegenden grammatischen Verhältnisses nicht zutreffend, z. B. wenn auf S. 439 Objektsätze wie in: *ne pot muder ne seit aparissant* oder *jo ne lerreie que jo ne li die* als Konzessivsätze bezeichnet werden u. a. — Mit viel weniger Erfolg hat Baale denselben Gegenstand behandelt[7]). Er macht den völlig verunglückten Versuch, alle Verwendungen des Konjunktivs aus dessen angeblicher Grundbedeutung, der der Möglichkeit, herzuleiten. Der Versuch muſste schon darum fehlschlagen, weil nur das jetzige Französisch, nicht aber das ältere, berücksichtigt wird, wo doch der ursprüngliche Sinn dieses Modus allein richtig erkannt werden kann. Auch finden sich Behauptungen, wie: »der Konjunktiv erscheint ausschlieſslich in Nebensätzen« u. ä. Der Verf. scheint Bischoffs Abhandlung über den Konjunktiv bei Chrestien nicht zu kennen. — Ein konzessives Verhältnis wird im Neufranzösischen bekanntlich zuweilen durch den Konj. Imp. in der Frageform ausgedrückt, doch beschränkt sich dieser Brauch auf die dritte Person und findet sich fast nur bei den Verben avoir, être und devoir (eût-il, fût-il, dût-il). Baale[8]) weist nun aus einem neuen Roman »L'Epousée« von Henri Rabusson eine Erweiterung der bisherigen Verwendung durch folgenden Satz nach: *Vous auriez du mal à arriver à temps, le voulussiez-vous.* Derselbe Baale erörtert, allerdings in unzulänglicher Weise, den Ausdruck »*moult fait à prisier*«.[9]) Statt die Bedeutung desselben im Zusammenhange mit anderen gleichartigen durch die Verwendung von *faire* im Sinne von *estre* zu erklären, behauptet er einfach, derselbe komme mehrfach in dem Roman »Quatre fils Aymon« vor, werde einmal von einer schönen Gegend in einem Walde gebraucht und bedeute daher »*faire bonne figure*«.

Was den Gebrauch der Tempora betrifft, so beleuchtet L. Clédat[10]) die doppelte Bedeutung der Tempora des Passivs im Französischen, wie z. B. *le mur est construit* sowohl »die Mauer wird gebaut« und »die Mauer ist gebaut« heiſst, und sucht die Ausdehnung d. h. die Grenze beider Bedeutungen genauer zu bestimmen und zu begründen. — Von einem Vortrage, welchen A. Tobler über den Gebrauch des französischen Conditionalis in der Berliner

6) Der Konjunktiv im Französischen. Herrigs Archiv 82, 423—464. 7) Pourquoi met-on le subjonctif après les verbes ou locutions verbales, qui expriment a. le doute, b. la négation, c. un acte de la volonté, d. un sentiment de l'âme, e. une nécessité, f. une possibilité? Taalstudie 10, 144—46. 8) La proposition concessive exprimée par l'imparfait du subjonctif. Taalstudie 10, 65. 9) Moult fait à prisier. Taalstudie 11, 51. 10) Sur la double valeur des temps du passif français. Revue de philologie française et provençale 4, 1—9.

Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen gehalten hat, liegt aus dem Jahre 1890 nur ein kurzes Referat vor.[11]) Da der Vortrag jedoch 1891 in erweiterter Form im Druck erschienen ist, so wird von demselben im nächsten Jahresbericht gesprochen werden. — Fritz Hofmann erörtert in einer Dissertation[12]) die Frage der Verwendung von avoir und estre in den zusammengesetzten Zeiten der altfranzösischen Intransitiva. Die Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte. Nachdem der Verfasser im ersten auf Grund eines sehr umfangreichen Materials sämtliche Belege für die Zusammensetzung der gruppenweise vorgeführten Intransitiva mit dem einen oder dem anderen Hilfsverb aufgezählt, sucht er im zweiten die Gründe darzulegen, welche bei der Auswahl derselben mafsgebend gewesen sind, und weist nach, dafs im Altfranzösischen, und zwar bis zum XIII. Jahrhundert (ausschliefslich), ganz bestimmte Gesetze diese Auswahl geregelt haben, dafs Abweichungen damals äufserst selten waren und erst vom XIV. Jahrhundert an mehr und mehr um sich gegriffen haben. In einem Exkurse endlich (S. 47—54) sucht er das Verhältnis des intransitiven zum reflexiven Ausdruck genauer zu bestimmen und wendet sich dabei hauptsächlich gegen die Ausführungen Fontaines (On the history of the auxiliary verbs etc.). — Unter den Arbeiten, welche sich mit einem einzelnen Autor oder Denkmale beschäftigen, haben zwei ihren Gegenstand der älteren Sprache entlehnt. Dahin gehört eine Programmabhandlung von Adolf Schwieder.[13]) Der Titel derselben läfst erwarten, dafs darin von der indirekten Rede bei Chrestien gehandelt werde, in Wirklichkeit wird jedoch von den Substantivsätzen, sowohl den mit que eingeleiteten, als auch den indirekten Fragesätzen, gesprochen, und zwar wird erst der Modus, dann das Tempus und endlich die Wortstellung in dieser Art von Sätzen behandelt. Nur manchmal, z. B. auf S. 7, 15—16, 17, 18, 20, kommt der Verfasser gelegentlich auf die wirkliche oratio obliqua, ohne natürlich die dahin gehörigen Fragen zu erschöpfen. Aber auch der thatsächlich von ihm untersuchte Gegenstand weist manche Unklarheiten und Lücken auf. — Derrer[14]) untersucht das Verbum in dem am Schlufs des XV. Jahrhunderts entstandenen Roman Jehan de Paris, und zwar zunächst die Flexion und dann die Syntax. Bei der Vorführung der syntaktischen Erscheinungen wird meist auf den zeitgenössischen, sowie auf den älteren und modernen Sprachgebrauch hingewiesen. Die Angaben sind, wenngleich nicht erschöpfend, doch meist zutreffend, einige Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten laufen jedoch auch mit unter.

Aus dem XVI. Jahrhundert hat Rabelais, dessen sprachliche Eigentümlichkeiten trotz zahlreicher ihm bereits früher gewidmeter Untersuchungen immer noch nicht völlig erschöpfend dargestellt sind, zweien Doktoranden ihr Thema geliefert. E. Platen[15]) untersucht in recht gründlicher Weise und mit steter Rücksichtnahme auf die alte und die moderne Sprache alle den Artikel, das Substantiv, das Adjektiv und das Zahlwort betreffenden Fragen. — Die Abhand-

---

11) Über eine Verwendung des französischen Conditionalis. Archiv 86, 285. 12) Avoir und estre in den umschreibenden Zeiten des altfranzösischen Zeitworts. Kieler Diss. Berlin 1890. 13) Le discours indirect dans Crestien de Troyes. Berlin 1890. 14) Studien über das Verbum im Romant de Jehan de Paris. Programm der kgl. Realschule zu Rothenburg 1890. 15) Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais. Diss. Leipzig 1890.

lung von K. Ernst[16]), welche nur die Kongruenz des Part. Praet. und den Gebrauch der Hilfsverba betrifft, ist noch eingehender, da sie möglichste Vollständigkeit erstrebt und in den meisten Fällen eine genaue Statistik über die verschiedenen Konstruktionen darbietet. In der ersten der beiden behandelten Fragen wäre die Kongruenz des Part. Praet. in attributiver und prädikativer Verwendung besser ausgeschieden oder im Zusammenhang mit dem Adjektiv untersucht worden, da das Part. hier genau wie jedes andere Adjektiv behandelt wird, sodafs die aufgefundenen Gesetze nicht für das Part. allein gelten. Unrichtig ist es auch, *privé* in *utilité publicque ou privée* (S. 45) als Part. Praet. aufzufassen. — Der schon oben genannte A. Haase hatte in einer Besprechung von Grosse, Syntaktische Studien zu Jean Calvin, den Wunsch ausgesprochen, dafs »die Syntax dieses so wichtigen Autors einmal gründlich untersucht würde«. Diese Aufgabe hat nun Haase selbst gelöst[17]), indem er in knapper, aber ausreichender Weise alle bemerkenswerten syntaktischen Besonderheiten Calvins vorführt, wobei er sich natürlich in den Fällen mit einfachen Verweisen begnügt, wo einzelne Punkte schon vor ihm richtig und genügend ausführlich behandelt worden waren. — P. Kreutzberg[18]) hat sich die Aufgabe gestellt, die von Malherbe in seinem 1606 verfafsten Kommentar zu den Werken des Dichters Desportes aufgestellten Regeln mit dessen eigenem Sprachgebrauch zu vergleichen. Dieser, allerdings nur skizzenhaft durchgeführte Vergleich zeigt deutlich, dafs die von Malherbe beanstandeten Wendungen und Konstruktionen nicht nur bei anderen zeitgenössischen Schriftstellern vorkommen, sondern sogar einzeln noch heute gebräuchlich sind, ja dafs, was überraschend ist, die meisten derselben sich in den eigenen Werken des Kritikers finden. — Einen interessanten Einblick in die Wandlungen, welche die französische Sprache während des XVII. Jahrhunderts erfahren, gewährt die Untersuchung der Veränderungen, die Corneille zu verschiedenen Malen mit seinen Werken vorgenommen hat. K. Fahrenberg beabsichtigt, den Entwickelungsgang der Syntax, des Wortschatzes und der Metrik in dieser Beziehung darzulegen und beweist in dem ersten, bisher allein vorliegenden Teile[19]), dafs Corneille in der ersten Periode seiner literarischen Thätigkeit noch wesentlich auf dem Standpunkte des XVI. Jahrhunderts steht, und dafs seine Sprache erst durch wiederholte Umformungen dem modernen Gebrauche mehr und mehr angeglichen worden ist.

Göttingen. A. Stimming.

Neufranzösische Grammatik. E. Stengel widmete mehrere Arbeiten dem Anbau einer Geschichte der (neu)französischen Grammatik. Nachdem er auf dem dritten Neuphilologentage durch einen Vortrag »Zur Abfassung einer Geschichte der französischen Grammatik besonders in Deutschland« unternommen hatte, das Interesse an dieser Aufgabe zu erwecken, Mitarbeiter für sie zu werben

---

16) Syntaktische Studien zu Rabelais. Diss. Greifswald 1890. 17) Syntaktische Notizen zu Jean Calvin. Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. 12, 193—229. 18) Die Grammatik Malherbe's nach dem »Commentaire sur Desportes«. Programm des Realgymnasiums zu Neisse 1890. 19) Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles. Die Syntax. Herrigs Archiv 83, 129—166; 273—320. (Auch Göttinger Diss.)

und zugleich auf die Punkte hinzuweisen, die bei Ausarbeitung einer in erster Reihe zu schaffenden grammatischen Bibliographie zu beachten seien, liefs er sein »Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts nebst Angabe der bisher ermittelten Fundorte derselben«[1]) erscheinen, womit ein erster Beitrag zur Ausführung des geplanten grofsen Werkes geliefert werden sollte. Trotz ihrer Reichhaltigkeit und der auf sie verwandten Sorgfalt, ist diese Sammlung noch weit davon entfernt, vollständig zu sein. Besonders unangenehm empfindet man das Fehlen solcher Schriften, in denen einzelne Kapitel der Grammatik oder grammatische Einzelfragen nebenbei behandelt wurden. Gerade in diesen Spezialuntersuchungen oder gelegentlichen Bemerkungen ist vorzugsweise die Entwickelung der französischen Grammatik gegeben, sie mufs vor allem kennen und benutzen, wer sich und anderen eine richtige Vorstellung von der Weiterbildung der französischen Grammatik verschaffen will. Selbst eine äufsere Geschichte der Grammatik kann ohne ihre Zuhilfenahme nicht ausgestaltet werden. Die Ungleichmäfsigkeit in manchen der Stengelschen Titelangaben kann man, da der Verf. notwendig auf fremde Hilfe angewiesen war, zwar bedauern, aber nicht rügen. Warum ist aber davon Abstand genommen worden, den Titeln kurze und genaue Inhaltsangaben beizufügen? Oder, wenn dies dem Verfasser oder den Mitarbeitern möglich war, gleich das Abhängigkeitsverhältnis mit anzugeben und auf die Literatur über die angeführten Grammatiken zu verweisen? Solche orientierende Beigaben, so ungleichmäfsig und unvollständig sie gewesen wären, hätten den zukünftigen Historikern der französischen Grammatik die Arbeit erleichtert. Oft genügt schon die Kenntnis der Anlage eines Buches, um seine Unselbständigkeit zu erweisen. Eine der ersten Aufgaben für den Ausbau der Geschichte der französischen Grammatik ist es aber, die unselbständigen Schriften als solche zu erkennen und auszusondern. Dafs in den aufgezählten Grammatiken die Spreu den Weizen durchaus überwiegt, ist jedem klar, der sich auch nur oberflächlich auf diesem Gebiete umgeschaut hat. Das Verzeichnis enthält den Bestand von 122 Bibliotheken Deutschlands und des Auslandes und zählt 625 Grammatiken auf. — Auf dem vierten Neuphilologentage kam Stengel auf denselben Gegenstand zurück in einem Vortrage: »Plan einer Geschichte der französischen Grammatik besonders in Deutschland, mit Beschreibung der *Institutio* Pilots«[2]). Er verlangt darin eine sorgfältige Prüfung und Wertschätzung jeder einzelnen Grammatik und gibt an, was insbesondere festzustellen sei. Es sollen in chronologischer Reihenfolge zunächst die für Deutsche, nebenher die für Franzosen, Holländer und andere Völker bestimmten französischen Grammatiken nach den angegebenen Gesichtspunkten durchgemustert und analysiert werden. Als Probe läfst hierauf Stengel eine genaue Beschreibung der *Institutio* Pilots folgen, deren Anlage und Inhalt er mit den zeitlich zunächst liegenden Grammatiken vergleicht. Für die älteren und die wichtigeren jüngeren Grammatiken ist eine derartige Behandlung gewifs am Platze; aber es wäre verlorene Mühe, auch die zahlreichen, unbedeutenden Grammatiken der späteren Zeit in derselben Weise zu behandeln, in denen oft schlechterdings nichts brauchbares oder auch selbst unbrauchbares Neues enthalten ist.

1) Oppeln. G. Maske. 8°. 1890. 2) In Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XII, 257 ff.

Auch, deucht mir, müfste eine Geschichte der französischen Grammatik in Frankreich jener der französischen Grammatik in anderen Ländern für das 16. bis 18. Jahrhundert vorausgehen. Mit dem Aufblühen der romanischen Philologie tritt aufserdem die Geschichte der französischen Grammatik in eine neue Phase; es scheint empfehlenswert, sie darum zunächst nur bis zum Erscheinen der Diezschen Grammatik fortzuführen.

Ein besonderes Interesse wird in Frankreich der Vereinfachung der französischen Orthographie zugewandt, seitdem sie von der Pariser Société de réforme orthographique in die Hand genommen, und M. Bréal mit seinem Einflusse für sie eingetreten ist. Die auf diesem Gebiete sich kundgebenden und beachtenswerten Bestrebungen sind durchweg einer gewaltsamen und weitgehenden Änderung der bisherigen Rechtschreibung abgeneigt und bemühen sich nur, die gröbsten Widersprüche und Wunderlichkeiten aus ihr zu beseitigen. Bréal selbst[3]) zeigt sich als Skeptiker; jedem der vorgebrachten Besserungsvorschläge setzt er die entgegenstehenden Bedenken gegenüber; doch ist klar, dafs er einer mäfsigen Reform (*s* in allen Pluralen, Unterdrückung überflüssiger Bindestriche, Vereinfachung der Partizipialregeln u. dgl.) geneigt ist. Dussouchet[4]) gab einen kurzen geschichtlichen Überblick über die Frage der Rechtschreibung, die er durch Einflechtung von Anekdoten zu beleben suchte. Havet[5]) sammelte in einer Broschüre die vorher von ihm in verschiedenen Zeitschriften unserem Gegenstande gewidmeten Artikel, von denen zwei eine Hervorhebung verdienen. In dem einen sucht er nachzuweisen, dafs die graphische Unterscheidung der Homonyma nicht nur unnütz, sondern selbst schädlich ist; in dem andern weist er auf das ästhetische Bedürfnis nach einer klaren und durchsichtigen Orthographie hin. Das Altfranzösische habe sie besessen; allmählich haben sich fremde und überflüssige Buchstaben eingeschlichen, die ursprünglich stumm, gelegentlich lautbar geworden seien und die Sprache verdorben haben. Die Dichter hätten ein Interesse an einer vereinfachten Rechtschreibung, durch die häufig die Reinheit des Reimes zum bessern Ausdruck gelangen würde; indes sei bei ihnen zur Zeit auf kein Entgegenkommen zu rechnen. Von den weiteren Schriften zur Orthographiereform aus dem Jahre 1890[6]) sind von besonderer Wichtigkeit diejenigen Clédats[7]). Derselbe sucht die von ihm ins Auge gefafsten orthographischen Erleichterungen durch die Sprachgeschichte und den heutigen Sprachgebrauch zu begründen. In einem Aufsatz »La question de l'accord du participe passé«, worin zugleich ein Kapitel der heutigen Syntax zur Behandlung kommt, beginnt er mit der Feststellung, dafs der wirkliche Sprachgebrauch nur aus der gesprochenen Sprache zu erkennen ist, und dafs mit Rücksicht darauf bei Beurteilung der Konkordanzver-

---

3) La Réforme de l'orthographe française (Extrait de la Revue des Deux Mondes du 1er Déc. 1889). Paris 1890. 4) La Réforme orthographique (Extrait du Correspondant). Paris 1890. 5) La simplification de l'orthographe. Ebend. 1890. 6) Arnoulin, Quelques mots sur la réforme de l'orthographe. Angoulême 1890. 16 S.; Du Bois-Halbran, Réformes sur l'orthographe de la langue française. Bordeaux 8°. 50 S.; Ch. Lebaigue, La réforme orthographique de l'Académie française. 2 Aufl. Paris. 12°; Ch. Levêque, Réforme de l'orthographe française. Programm der Humboldtschule zu Frankfurt a. M. 7) L'orthographe française. Lyon. (Extr. des Mémoires de l'Acad. de Lyon. Vol. 27 de la classe des lettres); Revue de philologie française III, 270 ff., und IV, S. 85, 153, 161, 235, 241.

hältnisse des Part. perf. die in der Aussprache unveränderlichen Partizipien auf *é*, *i*, *u*, (*ée*, *ie*, *ue*, *é(e)s*, *i(e)s*, *u(e)s*) nicht in Frage kommen. Bei den übrigen Partizipien fällt es Clédat nicht auf, wenn das Part. mit *avoir* in der Umgangssprache nicht mit dem vorausgehenden Akkusativ übereingestimmt wird. Personen, die, wenn sie schreiben, eines Partizipialfehlers unfähig sind, unterlassen in der Unterhaltung ganz häufig die Konkordanz und finden dies auch bei anderen Personen nicht auffällig. Selbst bei den viel gebrauchten Partizipien *fait* und *ouvert* ist Nichtkonkordanz nicht ungewöhnlich, wenn auch vielleicht seltener als bei den minder häufig gebrauchten Partizipien mit besonderer Femininform. Folgt bei vorausgehendem Akkusativ dem Partizip ein ergänzendes Adjektiv, so wird gewöhnlich gesagt: vous l'avez *fait* belle u. dgl. Geht dem Partizip mit *avoir* ein *en* (*inde*) voraus, so geben die neueren Grammatiker Nichtübereinstimmung als das regelmäſsige an; nur wenn bei *en* noch ein Quantitätsadverb steht, soll, auſser bei Ausrufungs- und Fragesätzen und wenn das Adverb zwischen Hilfszeitwort und Partizip steht, Konkordanz eintreten. Indessen sollen auch davon wieder die Partizipien eine Ausnahme bilden, deren Femininform von der des Maskulinums für das Ohr verschieden lautet. Mit Recht hebt C. hervor, daſs in dieser Grammatikerregel das richtige Verhältnis auf den Kopf gestellt ist. Verf. zeigt dann weiter die Hinfälligkeit der Regeln für die Fälle, wo vom Verbum ein reiner Infinitiv abhängt. Bei den reflexiven Verben geht ebenfalls der Zug der Sprache dahin, die Konkordanzen aufzugeben. Im ganzen genommen, beruht also die Mehrzahl der Konkordanzregeln auf überflüssigen Spitzfindigkeiten, deren Abschaffung ein Verdienst namentlich für den Unterricht sein würde. Die Sprache würde weder an Klarheit noch an Zierlichkeit einbüſsen, wenn man bei *avoir* und den echten Reflexiven die Konkordanz bei den Partizipien aufgäbe. Nachdem Clédat in dem besprochenen Aufsatz noch die Ansichten einiger über die von ihm behandelten Punkte befragten Grammatiker mitgeteilt hat, gelangt er zu folgenden Vorschlägen: Man solle bei *avoir* Freiheit des Gebrauchs in Bezug auf die Veränderlichkeit des Part. gestatten; dieselbe werde ganz von selbst mit Unveränderlichkeit enden; ebenso solle bei den Part. der Reflexiva Freiheit gewährt werden. Bei *en* und bei den Partizipien mit *avoir* und folgendem reinen Infinitiv scheint ihm gut, die Vorschrift der Unveränderlichkeit schon jetzt anzubefehlen. Für die Fälle von *avoir* + Part. + Adj. ist nach ihm wiederum die Freiheit des Sprachgebrauchs vorzuziehen. In einem zweiten Aufsatze bespricht Cl. die Inkonsequenz der Schreibungen *résout, dissout, plaint* mit *t* neben *coud*, *moud*, *sourd* mit *d* u. dgl. und von *tu perds*, *mords* etc. neben *sors*, *pars*, *dois* (und nicht: *sorts*, *parts*, *doivs* u. s. w.), und plädiert er für Beseitigung sämtlicher *d* in den angegebenen und ähnlichen Fällen. In einem dritten Artikel rechtfertigt Clédat die von ihm in seiner Revue eingeführten orthographischen Änderungen (s. u.) und wiederholt er in seinem Hauptinhalte den Vortrag, den er bei seiner Aufnahme in die Lyoner Akademie gehalten, und der bestimmt war, über seine Bestrebungen zu unterrichten. In dem Oktoberheft seiner Zeitschrift erscheinen die Besserungsregeln endgiltig festgesetzt, an deren Einführung zunächst gearbeitet werden soll und die in dieser Revue bereits eingehalten werden. Sie lauten:

1. Remplacer par *s* l'*x* final valant *s*, sauf dans les noms propres et noms de lieus.

2. Écrire par *s* ou *z* ***deusième***, ***troisième***, ***sisième***, ***disième***, ***disaine*** ou ***deuzième*** etc.
3. A l'indicatif présent des verbes en *re*, *oir* et *ir*, terminer toujours par un *t* la troisième personne du singulier, et supprimer toute consonne qui ne se prononce pas devant l'*s* des deus premières personnes et devant le *t* de la troisième: *je m'assiés, il s'assiet; je cous, il cout; je prens, il prent; je pers, il pert; je convains, il convaint; je permès, je combas, j'interrons.*
4. Ne jamais redoubler ni l'*l* ni le *t* dans les verbes en *eler* et *eter*.
5. Ne jamais faire l'accord du participe quand le complément direct est le pronom *en*. Faire ou ne pas faire l'accord, sans y attacher aucune importance, pour les participes *coûté* et *valu*, qu'ils soient pris au propre ou au figuré, et de même, quand un participe est suivi d'un infinitif sans préposition; ne pas s'inquiéter si le pronom qui précède est sujet logique ou régime de l'infinitif.

In demselben Hefte findet sich eine ausführliche Behandlung der heutigen (geschriebenen) Doppelkonsonanten, auf deren Beseitigung hinzuwirken Clédat wie seine Gesinnungsgenossen nach alter Tradition als nächste Aufgabe ansieht. Wie in den oben angeführten Arbeiten teilt C. auch hier zunächst eine Ansicht über die gestellte Frage mit (hier diejenige Lebaigues, sonst die eigene), darauf die Meinungsäuſserungen anderer Grammatiker (Bréal, Delboulle, Rousselot, A. Thomas, Chabaneau, Brunot, Marty-Laveaux, L. Havet, Crouslé), um dann in einer Schluſsfolgerung das angeregte Thema ausführlicher zu behandeln und die gehörten Ansichten zusammenzufassen. Das Problem der allmählichen Beseitigung der geschriebenen Doppelkonsonanz erweist sich als ein recht verwickeltes; die Ausführungen Clédats lassen befürchten, es solle statt des älteren ein neues Regelwerk mit allerlei Ausnahmen eintreten, in denen sich die Menge nimmer zurechtfinden wird. Dabei sind manche Schwierigkeiten von ihm unbeachtet gelassen. Die Ausführung der Clédatschen Vorschläge würde nämlich oft nicht nur die Rechtschreibung, sondern auch die Aussprache treffen, allgemein übliche Ausspracheweisen verdrängen und neue ermöglichen. Er beachtet nicht, daſs die Doppelkonsonanten oft dazu dienen, die Natur der ihnen vorausgehenden Vokale zu bestimmen, und daſs mit dem Aufgeben mancher Doppelkonsonanz den verschiedenen Teilen Frankreichs die Möglichkeit geboten würde, ihren Dialektgewohnheiten gemäſs auch die Vokalaussprache zu ändern, wo bisher die geschriebene Doppelkonsonanz sich hindernd in den Weg stellte. Ehe auf diesem Gebiete weiter vorgegangen wird, sollte man sich ferner mit der Entwickelung der Orthographie, insbesondere mit der Entstehungsgeschichte der neufranzösischen Doppelkonsonanz genauer vertraut zu machen suchen, als dies bisher der Fall ist. Eine rationelle Orthographiereform setzt eine in allen Teilen klare Geschichte der Orthographie voraus. Auch ist Bréal vollkommen im Recht, wenn er Clédat (a. a. O. S. 313) entgegenhält, man solle sich zur Zeit mit einer kleinen Anzahl eher grammatischer als lexikographischer Reformen begnügen, die leicht zu verstehen und zu merken sind. — Im Anschluſs an die Frage der Doppelkonsonanz entwirft C. einen allgemeinen Reformplan, worin der Reihe nach Apostroph, Bindestrich, Trema, Accente, die Schmarotzerbuchstaben, *œu*, *œ*, *eu*, *ue*, nicht griechisches *y*, stummes *e* im Wortinlaut

nach Vokal, *g, j, g* und *gu* und sonstige Schreibunregelmäfsigkeiten und grammatische Reformen Besprechung finden mit der Absicht, zu Erörterungen anzuregen. So besonnen auch C. verfährt, so steht doch fast zu fürchten, auch er wolle sich von der Reformsucht zu weit hinreifsen lassen und damit die eigene Sache schädigen. So lange er nur auf dem oben angegebenen kleinen Programm für die nächste Zukunft bestehen bleibt und im übrigen die von ihm angeregten Erörterungen für vorbereitende Arbeiten für eine später allmählich vorzunehmende Orthographievereinfachung ansieht, kann ihm dagegen der Erfolg nicht ausbleiben. Es scheint schon viel, wenn sich aufser den oben angegebenen in naher Zeit die von ihm a. a. O. S. 314 angeführten und auch von Bréal im allgemeinen gebilligten weiteren Besserungsvorschläge durchführen lassen:

1. Le remplacement de l'accent aigu par l'accent grave au futur et au conditionnel des verbes tels que *protéger*.
2. Le pluriel de *vingt* et de *cent* marqué toujours par une *s*, même devant un autre nom de nombre. (Von Lebaigue angeregt.)
3. Les adjectifs *demi, nu, feu, fort* s'accordant avec le substantif, quelle que soit leur place.
4. Les noms d'origine étrangère prenant toujours l'*s* du pluriel. (Anregung Lebaigues.)
5. Le remplacement des formes des participes *absous* et *dissous* par *absout* et *dissout*; la suppression des formes *bénit, bénite* pour le participe du verbe *bénir,* sauf dans *eau bénite.*
6. L'unification des genres d'*orge, hymne*, et des noms de consonne, qui seraient toujours masculins, et d'*amour, orgue*, qui seraient masculins dans l'acception ordinaire, les féminins pluriels *amours* et *orgues* n'étant conservés qu'à titre d'archaïsme et dans leur acception spéciale.
7. Supprimer toute apostrophe et tout trait d'union dans les mots composés qui commencent par *entre* et *contre*: *entracte*, *contrecoup* etc.
8. Supprimer le trait d'union dans les mots composés où entre une préposition, écrire par conséquent *chef d'œuvre* ou *arc en ciel* comme *chemin de fer*.
9. Écrire le son *eu* par *œu*, après *c, ch* ou *g* durs; remplacer *œu* par *eu* partout ailleurs.
10. Remplacer *y* par *i* (l. *ï*) après *a* prononcé *a*: *maïonnaise, baïer.*

Es liegt auf der Hand, dafs Clédat in Nr. 6 das Programm einer blofsen Orthographiereform verläfst. Auch manche andre dieser neuen Vorschläge sind nicht unbedenklich. Am wenigsten ist Clédat zuzustimmen, wenn er die Vereinfachung der Doppelkonsonanten für »eine der weisesten unter den lexikographischen Reformen« ansieht.

Ein mit der Geschichte der französischen Orthographie in Zusammenhang stehendes Thema behandelte auch M. Sohrauer, der die schon von Barbieux[8]) und Gerlach[9]) in Sonderabhandlungen bearbeitete Frage wieder aufnahm, wie *re* und *ré* im Französischen zu scheiden seien[10]), ohne über seine Vorgänger viel hinauszukommen. Es kommt ihm im wesentlichen nur darauf an, Gerlach zu berichtigen oder zu ergänzen. Auch er findet für die Scheidung von *re* und *ré* die ge-

8) Herrigs Archiv IX, 172—178. 9) Ebenda LXXVII, 201—208. 10) Ebenda LXXXV, 29—38.

lehrte oder volkstümliche Herkunft der Worte, Analogien, Wohlklangs- und Differenzierungsbedürfnisse maſsgebend, aber er vermag ebenfalls nicht alle Fälle unter seine Rubriken unterzubringen. Die Frage läſst sich wie die Ursachbestimmung der heutigen Doppelkonsonanten nur durch eingehende historische Untersuchung vollständig lösen; ein Versuch, nur mit Beobachtung des heutigen Wortschatzes und der heutigen Orthographie ans Ziel zu kommen, ohne die Schreibung und Aussprache des Mittelfranzösischen und in den späteren Jahrhunderten genau zu verfolgen, kann immer nur zu unvollständigen und unbefriedigenden Ergebnissen führen.

Der zu früh verstorbene Techmer veröffentlichte in seiner Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft Bd. V, Seite 145—295 einen »Beitrag zur Geschichte der franz. (und engl.) Phonetik und Phonographie«, den niemand unbeachtet lassen kann, der sich mit der Geschichte der französischen Laute oder mit Feststellung des gegenwärtigen französischen Lautstandes beschäftigen will. Der Verfasser, von allen heutigen Phonetikern des Französischen wohl der belesenste und auch naturwissenschaftlich gut vorbereitet, verfolgt die Geschichte der französischen Laute von ihrer frühesten Zeit bis in die Gegenwart in der Weise, daſs er die ihm zugänglich gewordenen früheren und gegenwärtigen Arbeiten über die französischen Laute von dem Standpunkte der heutigen Phonetik aus beleuchtet. Er berücksichtigt auch die älteren und neueren Versuche einer Orthographiereform und bespricht besonders ausführlich die Ausbildung der wissenschaftlichen Phonetik in Frankreich, die philologischen wie die naturwissenschaftlichen (physikalisch-physiologischen) Arbeiten, die in Frankreich über französische Lautbildung ausgeführt worden sind. Die wichtigeren Untersuchungen alter und neuer Zeit (darunter auch die viel benutzten Bücher von Passy und Beyer S. 246—266) finden in umfangreichen Noten von gründlichen Kenntnissen und weitem Blick getragene Beurteilungen. Der Verfasser schlieſst seinen Überblick mit einem beachtenswerten Vorschlag zur französischen Lautbezeichnung.

Eine bedeutsame Arbeit über das Kapitel der gegenwärtigen französischen Aussprache lieferten Schwan-Pringsheim in ihrer Untersuchung über den französischen Wortaccent.[11]) Von ihnen wurde es in Deutschland zum erstenmale unternommen, eine wichtige und komplizierte Frage der französischen Aussprache mit Hilfe experimentalphonetischer Untersuchung zur Lösung zu bringen. Die Verfasser arbeiteten mit einem verbesserten Scott-Königschen Phonautographen und suchten auf diesem Wege die Tonstärke und Tonhöhe, sowie den durch ihre Zusammenwirkung entstehenden akustischen Effekt in zwei- und dreisilbigen französischen Worten festzustellen. Schwan lieferte auſserdem einen strengen geschichtlichen Überblick über die einschlägige Literatur. Da es sich um einen ersten Versuch handelt, und experimentalphonetische Forschungen eine Fülle von Einzelexperimenten wie von technischen und sonstigen Erfahrungen erheischen, so darf es nicht verwundern, wenn das Ergebnis ein wesentlich negatives war und die Untersuchung nicht als abgeschlossen betrachtet werden darf. Auch der schwierige kritische Teil der Schwanschen Arbeit ist in manchen Punkten anfechtbar, besonders weil auf dialektische Verschiedenheiten in ihr keine Rücksicht genommen

11) Ebenda LXXXV, 203 ff. Auch im Sonderdruck erschienen.

wurde. Dennoch ist die Abhandlung von höchster Wichtigkeit, weil in ihr die bisherige unbefriedigende Behandlung der französischen Phonetik verlassen ist, der keine fachwissenschaftlichen physikalischen oder physiologischen Kenntnisse zu Grunde lagen, und die statt exakter Untersuchungen manchmal nur phantastische, im besten Falle auf ein gutes Gehör und primitive Beobachtung der funktionierenden Organe gestützte Behauptungen vorbrachte. — Eine dilettantische Arbeit ist HUMBERTs Aufsatz: Nochmals das *e muet* und der Vortrag französischer Verse [12]), worin er seinen bereits in einer früheren Schrift [13]) vertretenen Standpunkt festhält, daſs im französischen Verse die lauten *e* hörbar sind und bleiben müssen, eine Ansicht, die in so allgemeiner Fassung entschieden unrichtig ist. — J. PASSYs in den Phonetischen Studien III, 345—354 veröffentlichte Notes de phonétique française à propos de la Französische Phonetik de Fr. Beyer enthalten einige, namentlich durch die beigebrachten Beispiele, wichtige Bemerkungen zum französischen Wort- und Satzton, zu den Verstummungen und Sandhierscheinungen in der heutigen Umgangssprache. — Erwähnt sei endlich die Neuauflage des orthoepischen Werkes LESAINTs Traité complet de la prononciation française [14]), deren Veranstalter, Chr. Vogel in Genf, das in seiner Anlage und inhaltlich veraltete Buch ohne Änderungen von Belang wieder zum Abdruck brachte.

In meiner Neufranzösischen Formenlehre nach ihrem Lautstande [15]) hatte ich den Versuch gemacht, eine Vorstellung davon zu geben, wie sich die neufranzösische Formenlehre ausnimmt, wenn man nur ihre sich lautlich geltend machenden Flexionen berücksichtigt. Es kam mir weniger darauf an, den Gegenstand irgendwie erschöpfend zu behandeln, als zur Diskussion darüber anzuregen, ob wirklich eine rein phonetische Grammatik zur Einführung in den praktischen Gebrauch anzuempfehlen sei, und wie man die Regeln für eine solche Grammatik zu formulieren habe. Schon früher war vereinzelt darauf hingewiesen worden, daſs die Lautgrammatik der gewöhnlichen Schriftgrammatik gegenüber im Französischen eher zur Verwickelung als zur Vereinfachung führen würde. Die angestrebte Erörterung ist auch nicht ausgeblieben, hat aber noch keine volle Klarheit gebracht. Am wertvollsten sind die weiteren Versuche, die zur Lösung derselben Aufgabe gemacht worden sind. Dies geschah 1890 mit besonders ausführlicher Behandlung der Verbalflexion von CLÉDAT in seinem Précis d'orthographe et de grammaire phonétiques pour l'enseignement du français à l'étranger.[16]) C. verzichtete von vornherein darauf seinen Abriſs wirklich rein phonetisch zu gestalten. Die von ihm angewandte Orthographie ist nur eine Vereinfachung der offiziellen Schreibweise, die alle Feinheiten der Aussprache auſser acht und eine Menge Inkonsequenzen in der Lautdarstellung fortbestehen läſst. Im übrigen ist der Verfasser bemüht, die zu gebenden Regeln möglichst gering an Zahl und möglichst einfach erscheinen zu lassen, was aber auf Kosten der Genauigkeit geschieht. Über die Einzelheiten der Ausführung vgl. man meine Anzeige in der Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XII², 258—265. Auf denselben Gegenstand kam ich in derselben Zeitschrift (XII¹, 1 ff.) in meinem

12) Bielefelder Programm 1890. 13) Die Gesetze des französischen Verses. Leipzig 1888. 14) Halle 1890. 8°. 502 S. 3. Aufl. 15) Oppeln 1888. 8°. 34 S. 16) Paris 1890. 8°. 92 S.

Aufsatz Phonetik und Grammatik zurück, in dessen erstem Teile ich zu meiner Formenlehre einige Erläuterungen gab und mich bemühte, die Schwierigkeiten einer rein lautlichen Flexionsdarstellung klarer zu legen, während der zweite Teil an einigen Beispielen nachweisen sollte, wie ohne genaue Beachtung der jedesmaligen Lautverhältnisse weder die historische noch gegenwärtige Syntax in vollem Umfange verstanden und erklärt werden kann.

Dem Gebiete der Syntax gehört weiter an eine fördernde Studie von L. Clédat Sur la double valeur des temps du Passif français[17]), in der er eine in seiner *Grammaire historique* S. 216 begonnene Untersuchung fortsetzte. Schon dort hatte er auf die doppelte Bedeutung des Part. Perf. in Konstruktionen wie *ce mur est construit* par de bons ouvriers (diese Mauer wird von guten Arbeitern gebaut) und voilà qui est fait: *le mur est construit* (die Mauer ist gebaut) hingewiesen. Das zweite *est construit* steht auf derselben Stufe wie il est arrivé (er ist angekommen); doch ist im letzten Falle (beim Intransitivum) eine präsentische Verwendung (etwa: er kommt an = wird gebaut) ausgeschlossen. Ferner kann man wohl sagen: *il est arrivé hier*, aber nicht: *il est construit hier*, d. h. beim Passivum kann das Präsens von être + Part. Perf. nicht für eine eben vollendete Handlung gebraucht werden, wie beim Part. Perf. des Intransitivs. Die Verwendung von est construit (= ist gebaut) als Perf. Präs. ist überall ausgeschlossen, wo der eingetretene Zustand nicht ausdrücklich noch als noch fortbestehend bezeichnet wird. Ferner ist die Verwendung des Präsens von être + Part. Perf. bei aktiven Verben in der Bedeutung eines Perf. Praes. nur bei Verben mit begrenzter Zeitdauer möglich. Die Verschiedenheit der Bedeutung von *est construit* (= wird und ist gebaut) liegt in einer verschiedenen Bedeutung des Part. Perf. In der erstern, präsentischen Verwendung der Verbalverbindung drückt das Part. nur den leidenden Zustand aus, ist es Part. Präs. Pass.; in der zweiten drückt es nur die Vollendung aus, ist es Part. Perf. Pass. Wie beim Präs. von *être* mit Part. Perf., so beim Imperf. Mit *la pièce était jouée* kann je nach dem Zusammenhange eine Vollendung in der Vergangenheit (also ein Plusquamperf.) oder auch nur ein einfaches passivisches Imperf. ausgedrückt sein. Nicht anders bei den übrigen Tempora. In den Fällen, wo das Part. Perf. bei *être* zum Ausdruck der Vollendung dient, tritt natürlich Korrespondenz zu den gewöhnlichen Bezeichnungen der Vollendung ein, aber keine Gleichheit der Bedeutung. *La pièce est jouée depuis hier* (ist gespielt) korrespondiert mit *La pièce a été jouée hier* (ist gespielt worden). Wie das die deutsche Übersetzung zeigt, wird im ersten Falle das Fortbestehen des Ergebnisses hervorgehoben, während im letzten der Eintritt, resp. der Abschlufs der Vollendung hervorgehoben wird. Clédat ist dieser Bedeutungsunterschied entgangen. Dieselbe Unterscheidung gilt für das histor. Perf. von *être* + Part. Perf. der in Frage kommenden Verben. Die Schlufsbehauptung Clédats: wo bei einem, eine vorübergehende Thätigkeit bezeichnenden Verbum das Part. Perf. in der geschilderten Weise als Vollendungsform eintrete, sei *être* als selbständiges Verbum (= bestehen) zu fühlen, dürfte abzulehnen sein.[18]) — Venzke, Zur Lehre vom französischen Konjunktiv[19]), definiert diesen Modus als den »der unselbständigen, d. h. nur mit

17) Revue de philologie française 1890 S. 1—9. 18) Vgl. Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. XII², 268 ff. 19) Gymnasialprogramm von Stargard 1890. 35 S.

einer andern zu einem Ganzen verbundenen Vorstellung«, eine Definition, die sich nur halten läfst, wenn man von der historischen Sprachentwickelung absieht und nur den gegenwärtigen Sprachstand ins Auge fafst, theoretisierend die heutigen Verwendungen des Konjunktivs unter Einem Gesichtspunkte vereinen will. Es ist aber entschieden irrig, wenn der Verfasser die Schaffung des Konjunktivs aus dem Bedürfnis ableitet, »die dem Redenden als nur verbunden mit einer zweiten vorschwebende Vorstellung« so auch in seinem Hörer zu erregen. Trotz ihres Grundirrtums ist die Venzkesche Abhandlung lesenswert und namentlich in ihrem kritischen Teile zu beachten. — Modlmayr, Die Anwendung des Artikels und Zahlworts bei Claude de Seyssel[20]), behandelt mit Fleifs ein zwar beschränktes, aber für die Entwickelungsgeschichte der französischen Literatursprache nicht unwichtiges Kapitel. — P. Kreutzberg, Die Grammatik Malherbes nach dem Commentaire sur Desportes[21]) enthält nur die unvollendete Skizze einer beabsichtigten umfassenderen Studie über denselben Gegenstand. Als Muster hat ihm offenbar Gröbedinkels Arbeit über die metrischen Bemerkungen Malherbes zu Desportes vorgeschwebt; in der Anlage schlofs sich indes der Verfasser an Haases Syntax des 17. Jahrhunderts an. Ausser dem eigentlich Grammatischen verzeichnete er auch Malherbes Bemerkungen über Wortgebrauch u. dgl. — Platen, Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais[22]), behandelte bei seinem Schriftsteller den bestimmten und unbestimmten Artikel, das Substantiv, Adjektiv und Zahlwort. Unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur, auch des eigentlich der Formenlehre Angehörigen wird der Stoff erschöpfend gesammelt und mit Sorgfalt sprachhistorisch erläutert.— Dasselbe Lob verdient die Abhandlung von K. Ernst, Syntaktische Studien zu Rabelais[23]), worin die Kongruenz des Part. Perf. und der Gebrauch der Hilfsverben bei Rabelais mit derselben Genauigkeit untersucht und mit gewissenhafter Berücksichtigung aller Faktoren sprachgeschichtlich erläutert werden. — Auch Fahrenbergs Göttinger Dissertation: Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles[24]) verdient Lob, insbesondere wegen des darin befolgten Untersuchungsverfahrens, von dem bisher noch zu wenig Gebrauch gemacht worden ist. Fahrenberg benutzt für seine Arbeit die zahlreichen Besserungen, die Corneille, teils aus eigenem Antriebe, teils durch äufsere Veranlassung dazu bewogen, in den verschiedenen Ausgaben seiner Werke vornahm, und worin sich deutlich die zu seiner Zeit in raschem Flusse befindliche Sprachentwickelung kundgibt. Die meisten Änderungen Corneilles gehören den Gebieten der Syntax, des Wortschatzes und der Metrik an; demgemäfs behandelt Fahrenberg den Variantenapparat in Bezug auf diese Kapitel, wobei er in ausgiebiger Weise die neuere syntaktische und metrische Literatur über Sprache und Versbau des 16. und 17. Jahrhunderts benutzt, dagegen allerdings genauere Kenntnis der zeitgenössischen grammatischen Literatur vermissen läfst, die ihn zu manchen überraschenden Aufschlüssen geführt und ihm einige Versehen erspart hätte. Auch in der vorliegenden Gestalt ist die Arbeit Fahrenbergs indes eine fruchtbare.

---

20) Nebst einer Einleitung über Seyssels Leben und Werke. Würzburg 1890. 8°. 67 S. 21) Programm des Realgymn. zu Neisse. 22) Leipzig 1890, Diss. 23) Greifsw. Dissert. 1890. 24) Vollständig in Herrigs Arch. LXXXIII, 129 ff., 273 ff. und LXXXIV, 71 ff.

Die umfangreiche Literatur an Schulgrammatiken und Übungsbüchern übergehen wir, weil in ihnen begreiflicherweise eine wissenschaftliche direkte Förderung nicht gegeben wird.

Greifswald. E. Koschwitz.

Volksetymologie. Andresens Buch über deutsche Volksetymologie hat eine Reihe von Schriften über die Volksetymologie in andren Sprachen hervorgerufen. Die Volksetymologie in den romanischen Sprachen wird bei Andresen natürlich nur beiläufig behandelt. Einzelne Aufsätze über romanische Volksetymologie lieferten Caix [1]) und C. Michaelis.[2]) Nicht zugänglich waren mir die Abhandlungen von Coelho [3]), L. de Vasconcellos [4]) und J. Moreira.[5]) Angeregt durch und im Anschlufs an Andresens Buch erschienen 1887 meine Beiträge zur französischen Volksetymologie.[6]) Nachträge zu obiger Schrift gibt H. Gaidoz.[7]) Dasselbe Thema behandelt Roll.[8]) Seit Oktober 1889 erscheinen fast regelmäfsig in jeder Nummer der Zeitschrift Mélusine [9]) Aufsätze über Volksetymologie von den beiden bekannten Forschern Kr. Nyrop und H. Gaidoz. Die Verfasser behandeln hier die Volksetymologie im Zusammenhang mit dem Folk-Lore. Die bis jetzt vorliegenden Aufsätze haben folgenden Inhalt: 1. Eine ziemlich umfangreiche Liste von Heiligen, die angerufen werden, um gewisse Krankheiten zu heilen, weil ihre Namen den Namen der Krankheiten ähnlich klingen. So heilt Sainte Claire Augenkrankheiten (fait qu'on voit clair), Saint Ouen heilt diejenigen, welche nicht hören (ouir) können u. s. w. Manche von diesen Heiligen sucht man allerdings vergebens in den Kalendarien, das Volk bildete sich dieselben erst später, wie z. B. einen S. Fort, der die Glieder stärken (fortifier) soll, und einen S. Genou, der die Krankheiten der Kniee heilen soll. 2. Die Heiligen in Wortspielen: z. B. »Saint Valérien, c'est ton patron«, wegen der Ähnlichkeit von valérien mit »vaurien«. 3. Heilige als Schutzherrn von Gilden und Zünften: Saint Vincent als Schutzherr der Winzer (in Anlehnung an vin), Saint Cerboney, Saint-Aignan u. s. w. 4. Les Saints pour rire. Hierunter werden Heilige verstanden, die erfunden sind a) um ein bestimmtes Datum bildlich auszudrücken, z. B. à la Saint Jamais = jamais; b) um einen Gedanken zu personifizieren, z. B. faire ses dévotions à la chapelle de Saint-Potin = bavarder, da potin im franz. Argot bavardage bedeutet; c) um Feste zu personifizieren, z. B. la saint Boudin oder la saint Cochon (Mahlzeit an dem Tage, wo ein Schwein geschlachtet wird) u. s. w. 5. Geographische Wortspiele, a) denen ein erdichteter Ortsname zu Grunde liegt, wie aller au Cap de Grippe, b) denen ein wirklicher Orts-

1) Riv. di Filol. romana II, 80, 81; Studi S. 191—196. 2) Studien S. 103—109. 3) Questões da lingua port. Porto 1874. S. 109 ff.; Rev. Lus. I, 133 ff. 4) Rev. Lus. I, 277 ff.; Misc. di Fil. Caix-Canello. Firenze 1886. S. 263 ff. 5) Rev. Lus. I, 56—59. 6) R. F. III, 473—515. 7) Rev. Crit. 1889. Nr. 28, S. 31—37. 8) Über den Einflufs der Volksetymologie auf die neufranz. Schriftsprache. Kiel, Diss. 1888. 9) Mélusine, revue de mythologie, littérature populaire, traditions et usages. Dirigée par Henri Gaidoz. Paris, Lechevalier. IV (1889), 505—524; V (1890), 12—15, 69, 84—85, 148—152.

name zu Grunde liegt, wie aller à Cachan, prendre le chemin de Niort u. s. w. 6. Ausdrücke wie être dans les bras de l'orfèvre statt être dans les bras de Morphée.

Halberstadt. Chr. Fafs.

Unter den auf dem Gebiete der **französischen Lexikologie** veröffentlichten Erscheinungen der Jahre 1890/1 sind zunächst die Fortsetzungen früher begonnener bedeutender Werke zu verzeichnen, welche auch in diesem Zeitraume rüstig fortgeschritten sind: 1. Frédéric Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du 9e au 15e siècle (tome I: A — castaigneux, Paris 1881, II — dyvis 1883, III — fildron 1884, IV — listage 1885; bis 1891 Schlufs ist es im fascic. 67 bis sousterrer gekommen). Selbst die zum Teil recht absprechenden Kritiken von Thomas (Revue critique 7/8. 1882) und von A. Jacques (id. 17, 23/4. 1888, p. 327 und 23, 10/6 1883, p. 445), welche C. Chabaneau, Études lexicographiques sur l'ancienne langue française à propos du Dictionnaire de M. Godefroy, par le Dr. A. Millet (Revue des langues romanes, Mai, Juni 1888) in das richtige Licht zu stellen versucht hat, können dem Buche nicht absprechen, dafs es La Curne de Saint-Palaye bedeutend überholt und, ehe Toblers lange versprochenes Werk endlich an die Öffentlichkeit tritt, das bedeutendste Sammelwerk der altfranzösischen Literatur ist. Mag auch manches darin fehlen, vieles den Mangel einer strengen Methodik erkennen lassen, so ist es doch ein hochehrendes Zeugnis von der Ausdauer und dem Riesenfleifse des Verfassers, der sicher nicht das von Jacques geäufserte strenge Urteil verdient: que ce n'est qu'une compilation indigente. [Man vergleiche darüber noch Herrigs Archiv 1882, p. 122 und 422; A. Darmesteter, Répertoire des travaux historiques p. 254; Zeitschrift für romanische Philologie XII, 1889; Modern Language Notes IV, 1889 und Dr. Max Fr. Mann, Kritische Bemerkungen zu Godefroy; T. Marchot, Corrections apportées au Dictionnaire de Godefroy, à l'aide du dialecte wallon in der Revue des langues romanes 1891.]

2. Arsène Darmesteter et A. Hatzfeldt, Dictionnaire général de la langue française du commencement du dix-septième siècle, avec la concurrence de M. Ant. Thomas, Paris 1890 (fascic. V, 1891 Juli bis cependant p. 384). Das grofs angelegte Werk des so hochverdienten Verfassers von La vie des Mots[1]) u. a., der leider die Vollendung dieser seiner mit Hatzfeldt zusammen unternommenen bedeutenden Arbeit nicht mehr erleben sollte, erfährt in der gesamten Kritik das uneingeschränkteste, wohlbegründete Lob. Auch die neueste, jetzt von Hatzfeldt und Thomas edierte Lieferung steht ganz auf der Höhe der von Tobler im Archiv 1890, 85, p. 452 in anerkennendster Weise besprochenen ersten. Es ist überaus übersichtlich, durch scharfen Druck ohne bemerkenswerte Druckfehler ausgezeichnet, mit sehr sorgfältiger Etymologie und phonetischer Aussprache, mit verständigster Scheidung des wichtigen von überflüssigem ausgestattet und zeigt überall strengste Wissenschaftlichkeit und kräftiges selbständiges Denken, gestützt auf genaue Kenntnis des Altfranzösischen und der Entwickelungsgeschichte jedes einzelnen Wortes, welche in einem später folgenden Traité de la

1) Vgl. Ferd. Castets lobende Rezension in der Revue des langues romanes, Mars 1887. 160—168 und auch Anatole France, La vie littéraire I, 291.

formation de la langue noch ergänzt werden soll. Mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Verfasser ihre Aufgabe durchgeführt haben, das zeigen auch die in der Romania 1891 (Juli, Oktober) begonnenen Veröffentlichungen »Coquilles lexicographiques«, in welchen eine Anzahl von durch Druckfehler entstandenen, fast alle bisherigen Wörterbücher entstellenden Schnitzern mit groſser Sachkenntnis besprochen und verbessert werden. [Man vergleiche noch Gaston Paris im Journal des Savants Oktober 1890, im Athenaeum Januar 1891 eine Besprechung von F. C. de Sumichrest; Taalstudie XI, 6 von Aug. Gittée; Franco-Gallia VIII, 2, 1891; Literaturblatt 2, 71, 1891; Revue critique 24, 1891.]

3. Das im Jahre 1891 in einem handlichen Quartbande erschienene Lateinisch-romanische Wörterbuch von Gustav Körting (Paderborn) hat in der Franco-Gallia 9/10. 1891 wie in Herrigs Archiv LXXXVII, 1891, p. 103 . . . im ganzen recht beifällige Besprechungen gefunden, denen man sich mit wenigen Einschränkungen anschlieſsen kann. Der Titel könnte irreführen, da auch viel germanische und anderssprachliche Grundworte in der Aufzählung stehen, über deren Einfügung freilich das Vorwort Aufklärung gibt. Der Druck und die Anordnung sind übersichtlich, nur daſs nach Beendigung des ersten Teiles noch ein besonderer Nachtrag hat zugefügt werden müssen (p. 781—828). Dann folgen genaue, die Übersichtlichkeit erleichternde Wörterverzeichnisse: 1. ein romanisches, 2. p. 131 ein deutsches, zusammengestellt von Dr. Pabst, 3. p. 158 ein Nachtrag zu 1, und 4. p. 173—74 ein solcher zu 2. — K. bringt mit groſser Gewissenhaftigkeit alle in Abhandlungen und Zeitschriften oft nur mühsam zu ermittelnden neuern Forschungen über die wesentlich von Diez begründete Wissenschaft mit besonnener Würdigung der verschiedenen Vorschläge und häufiger Entwickelung seiner selbständigen Ansicht. Wenn aber die Besprechung von Schwan im Archiv p. 106 rühmt, es seien nur wenig Druckfehler, so ist diesem Urteile nur in beschränktem Maſse zuzustimmen; es finden sich allerhand falsche Wortformen und viel falsche Zahlen in den Registern. Eine ganze Zahl von Wörtern ist als neufranzösisch bezeichnet, die nicht als solche angegeben sein sollten; andrerseits fehlen viele Wörter gänzlich, deren Ableitung wünschenswert gewesen wäre (so auch viele aus dem Lateinischen und Griechischen entlehnte); bei mehreren steht nur die italienische . . Form, aber nicht auch, daſs das Wort auch mit geringer Abweichung französisch ist. (Doch ist diese Einschränkung nicht immer durchgeführt, so parasole und parasol nebeneinander im Index, paravento allein.) Vielfach verwirrt die Anordnung im Index, bei welcher unter einem Titelkopfe verschiedene Sprachgebiete durcheinander gemengt sind (vgl. ris). Argot und Eigennamen sind sehr selten berücksichtigt. Selbstverständlich können diese Ausstellungen, welche sich dem Unterzeichneten bei genauer Prüfung der französischen Abteilung des Buches ergeben haben[2]), nicht den übrigens sehr groſsen Wert des Buches herabsetzen, für welches, wie Schwan richtig sagt, ihm der Dank der Fachgenossen gesichert ist, besonders wenn bald eine berichtigte zweite Auflage, wie versprochen, gerechten Wünschen Rechnung trägt. (Man vergleiche noch Meyer-Lübke in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1891, VIII, IX, 763—778.)

2) Eine gröſsere Zahl dieser Versehen stellen wir zu einer hoffentlich bald erscheinenden zweiten Ausgabe dem Verfasser gern zur Verfügung.

Von anderen in dieses Fach einschlagenden neueren Erscheinungen seien zunächst zwei erwähnt, die im letzten Jahre begonnen, aber noch nicht vollendet sind: Le Nouveau Dictionnaire militaire par un Comité d'officiers (Paris 1891, erste Lieferung, 1 Franc) und die neue Auflage von Vapereau' berühmtem Buche: Dictionnaire universel des contemporains (6e éd.), das sicher die den früheren Ausgaben (5e éd. 1886) gespendeten Lobsprüche in gleicher Weise wieder verdienen wird. Wie sich zu ihm ein von Sain-Janne angekündigtes Dictionnaire des contemporains verhalten mag (1891), inwieweit es den Anspruch erheben kann, mit dem sehr reichhaltigen, wenn auch wohl die Landsleute des Verfassers sehr stark berücksichtigenden, bedeutend gelobten Dictionnaire international des écrivains du jour, par le professeur comte A. de Gubernatis (Florenz 1888—91) zu konkurrieren, scheint wenigstens angesichts seines Umfanges zweifelhaft.

Speziellere Gebiete behandeln: Pavot, Étymologies dites inconnues (Paris 1891), das aber nach einer mir aus Paris zugegangenen Nachricht dort unbekannt ist; Ch. A. Williams, Die französischen Ortsnamen keltischer Abkunft (Strafsburg 1891), das, wie mir der Verleger schreibt, vergriffen ist; das Dictionnaire des Idiotismes (Amsterdam 1891) von Denotte et Nolen und zwei kleinere, praktischen Zwecken dienen sollende Bücher: Dictionnaire de poche et de voyage allemand-français et français-allemand, comprenant: 1° les termes de la langue usuelle et littéraire; 2° les principaux mots usités dans les Sciences, les Arts, le Commerce, la Finance et l'Armée; 3° les noms propres variant d'une langue à l'autre, indiquant la prononciation figurée; 4° les principales difficultés grammaticales, terminé par la nomenclature des irrégularités des deux langues, des dialogues pour voyageurs etc. par G. Van Muyden et E. G. Lang (Paris, Ollendorff) — alles für den Preis von 3 Francs! — und Dictionnaire portatif technologique français-italien-allemand-anglais par H. Offinger (Stuttgart 1890/91), das in vier kleinen Bändchen zu etwas über 200 Seiten, je mit einer Sprache alphabetisch anfangend, eine ganze Anzahl von technologischen Ausdrücken zusammenstellt, bei denen freilich die Auswahl vieles zu wünschen übrig läfst. Bei einer Stichprobe ergab sich das Fehlen einer ganzen Anzahl relativ wichtiger Begriffe, z. B. Aërostatik, Photographie etc.; doch ist das Büchelchen wegen seiner vierfachen Gegenüberstellung bei seinem kleinen, aber scharfen Druck immerhin für gewisse Zwecke ganz brauchbar und ziemlich frei von Druckfehlern (so p. 42 chêque statt chèque). Empfehlen würde sich die Verwendung des Bindestriches z. B. auf S. 11 Feder-alaun, Spektral-analyse statt der dort beliebten Druckweise.

In den Kreis unserer Betrachtung fallen ferner R. Vallery-Redot, Quelques mots de la langue courante in der Revue politique et littéraire, worüber das Literaturblatt 1. 1891, 33 zu vergleichen; ferner ein Artikel in der Mélusine (V, 69: l'étymologie populaire et le Folklore) und eine eingehende Abhandlung in der Revue de linguistique (15, 7.): Les limites de la langue française von L. Hovelacque.

Die Variétés bibliographiques, welche, vom Pariser Buchhändler Rolland ediert, vom 1. Juli 1888 an allerhand für das Studium der französischen Sprache interessante Abhandlungen gebracht hatten, sind leider mit der zwölften Nummer zu Anfang 1891 eingegangen.

Eine recht nachlässige Arbeit ist das Petit Glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents et symbolistes, par

Jacques Plowert (Paris, Vanier bibliopole), das unter seinen 413 angeführten Worten 220 anführt, die im grofsen Wörterbuch von Sachs stehen, während sehr viele von der neuen Dichterschule gebrauchte fehlen, und darunter selbst solche, die in den im Buche gelegentlich zitierten Beispielen stehen (vgl. Centralblatt 5, 1891. 157).

Zum Schlufs mögen noch einige Arbeiten über französische Dialekte eine kurze Erwähnung finden: 1. das in grofsem Stile angelegte, aber erst in der Mitte 1891 begonnene Dictionnaire français-occitanien von L. Piat, das verspricht, Honnorat, Mistral, Azaïs und auch Littré wesentlich zu ergänzen; 2. das seit 1889 weiter fortgesetzte Dictionnaire étymologique du patois lyonnais von Nizier du Puitspelu, unter welchem Pseudonym sich der Lyoner Dichter Clair Tisseur, der Verfasser der »Vieilleries lyonnaises«, verbirgt (v. Anatole France, La vie littéraire III, 208 und Revue de philologie française et provençale V, 2, 1891); 3. L. Fertiault, Dictionnaire du langage populaire verduno-chalonnais (1e livraison, Paris 1891), das bis zum Buchstaben C gekommen ist (v. Revue de philologie française et provençale VI, 4); 4. Jouancoux et Devauchelle, Études pour servir à un glossaire étymologique du patois picard, das im letzten Jahre von G bis M vorgeschritten ist (Amiens); 5. Dufrécheux, Vocabulaire de noms wallons d'animaux (v. Revue de Belgique 15, 11, 1890), das sich an die verdienstvollen Arbeiten von Grandgagnage anschliefst, und 6. Inventaire raisonné des sciences, des lettres et des arts, par une Société de savants et de gens de lettres, von welcher grofsen Encyklopädie der bekannte Kritiker Anatole France in La Vie littéraire II, 94 (Paris 1891) eine eingehende, uns weiterer Ausführung überhebende Besprechung gegeben hat.

Brandenburg. Karl Sachs.

Französische und provenzalische Dialekte.

Die **sämtlichen gallo-romanischen Patois** fanden eingehende Berücksichtigung in W. Meyer-Lübkes Grammatik der romanischen Sprachen. In der systematischen Heranziehung der Volksmundarten, wie sie von Meyer zum erstenmale in weiterem Umfange für die Darlegung der romanischen Sprachgeschichte unternommen wurde, sehen wir einen wichtigen Fortschritt. Wenn gerade die hier einschlägigen Partien seines Buches im einzelnen noch recht erhebliche Mängel aufweisen, so machen dies die Beschaffenheit und die aufserordentliche Reichhaltigkeit des zu bewältigenden Materials zum Teil wenigstens erklärlich. In der Zs. f. franz. Spr. u. Litt. XII, S. 67—89 habe ich eine Anzahl Paragraphen der M.'schen Grammatik, unter besonderer Berücksichtigung der von M. erörterten Lautvorgänge in französischen Patois, bereits eingehend besprochen. Sind dem Ref. dabei Mifsverständnisse untergelaufen, so möge der Vf. dies damit entschuldigen,

dafs die häufig übergrofse Knappheit seiner Darstellung das Verständnis ungemein erschwert, hie und da geradezu unmöglich macht. Hier noch einige weitere Bemerkungen: Wenn Meyer § 103 die Vermutung äufsert, dial. *pouli, pouliot* seien über *puleiiu puleii* zu erklären (wie *iu* in *siu, tiule, riule* auf *eiu* zurückgehe), so wäre eine nähere Angabe darüber, welchem Dialekt oder welchen Dialekten die in Frage stehende Form entnommen ist, am Platze gewesen. Denn, wenngleich Verf. S. 114 dieses Jahresberichtes bemerkt, seine Grammatik sei zum Studieren und Nachschlagen, nicht zum Lesen bestimmt, so heifst es doch wohl dem Belehrung suchenden allzuviel zumuten, wenn er ihm die Ergänzung einer für die Darstellung so wichtigen Angabe überläfst. Grandgagnage verzeichnet nach De Jaer *poli* als der Mundart von Lüttich zugehörig; nun hat aber ebenda *sebum* nicht *si*, sondern *sèw* ergeben. *Pilé* heifst das Wort in Namur, aber ebenda wurde nach Grandgagnage *sebum* nicht *se*, sondern *si*. Dies spricht zunächst nicht für die Richtigkeit der M.'schen Annahme, die daher eingehenderer Darlegung und Begründung bedurfte. — § 107 erklärt M. in den Infinitiven *avaĕ, puvaĕ* Lahague das *aĕ* als eine unter dem Einflufs des vorangehenden Labials vollzogene Weiterbildung von lat. betontem *ẹ*. Nicht erwähnt wird in dem betreffenden Zusammenhang, dafs ebenda *me, via, piper, mensem, pisum* zu *mĕi, vèe, peivre, mĕis, pĕis* weitergebildet wurden, also eine Beeinflussung des Tonvokals durch den vorangehenden labialen Konsonanten nicht erkennen lassen. Ich nehme an, dafs M. diese Thatsache nicht entgangen ist und dafs er für seine Beurteilung der Formen *avaĕ, puvaĕ* gute Gründe hat, hätte aber gewünscht, dafs er diese eingehender dargelegt. Vorläufig halte ich es für wahrscheinlich, dafs die erwähnten Verben in ihren Infinitivbildungen an die Infinitivformen der Verba erster Konjugation (*amaĕ, disputá̆ĕ, ebrā-lá̆ĕ* etc.) angeglichen wurden, wie ich auch die von M. mit *avaĕ, puvaĕ* verglichenen Infinitive *vuli, puí* (woneben *puvi* und *puvá̆ĕ* vorkommen) und *vali* für Bildungen nach Analogie halte. — Gröfsere Gleichmäfsigkeit in der Verwertung des mundartlichen Materials wäre für eine Neuauflage des M.'schen Buches dringend zu wünschen. So sind in dem »Vulgärlateinisch *ọ* = schriftlateinisch *ō ŭ*« überschriebenen Abschnitt (S. 120 ff.) neben den nordfranzösischen und südostfranzösischen Patois die provenzalischen fast gänzlich übergangen, und doch hätten dieselben manches geboten, das nicht weniger Beachtung verdiente, als die von M. erörterten nordfranzösischen und südostfranzösischen Lautveränderungen. Weshalb z. B. ist in § 132 f., wo von der Entwickelung des *ọ* vor Nasalen gehandelt wird, nicht auch der menton. *leaṅ* (leonem), *purmaṅ* (pulmonem), *raǵaṅ* (rationem) gedacht (s. Romania XII, S. 357); weshalb wurden § 122 nicht auch für Nizza bezeugtes *moussü, plüșür, troumpür, parlür, impostür,* wozu andere provenzalische Mundarten Analoga bieten, beurteilt? — Weit öfter, als es geschehen ist, hätte ich gewünscht, dafs M. im Text die Quelle, aus der er für seine Angaben im einzelnen Fall geschöpft hat, angegeben. Er hätte dadurch dem Benutzer seines Buches manche Verlegenheit erspart. So in § 170, wo M. aus der »östlichen Creuse« die Entwickelung des *ę* vor *s*-Verbindungen zu *ie ɪ̨e* mit folgenden Worten darstellt: *bɪ̨etyo, fenɪ̨etro, fɪ̨eto, ɪ̨etr̥, viepra, prietr̥*, aber *preito* (*prẹsto* § 295): *ę* wird zu langem offenen *e*, das sich dann zu *ię* bricht.« Geht diese Angabe auf A. Thomas, Arch. des missions scientifiques, 3ᵉ sér., V, S. 439 f. zurück, so hat M. die einschlägigen Bemerkungen des französischen Gelehrten wenig genau wiedergegeben. Denn bei Th. heifst es l. c.:

Mais dans le patois de l'est, à côté de mots où *es* devient *ei* [par exemple: *ei* (est), *creito* (crête), *preito* (prête), *freicho* (fraîche), *creicho* (lat. crescat), etc.], il y en a d'autres où *es* devient *ĭè*. Le son que nous notons ainsi est une diphthongue *réelle* dont le dernier élément est un *è* ouvert; le premier est un peu plus difficile à saisir: c'est un *i* peu solide et encore très-voisin de *é* . . ., l'accent est sur la dernière voyelle . . . — In § 226 handelt M. von den Schicksalen des franz. *e* aus betontem lat. *a*. Wenn es dort heifst: »aus *ẹ*, *ẹi* entsteht heute *aị*, *aẹe* in Lahagüe, Guernesey und dem nördlichen Cotentin«, so finde ich diese Beobachtung in den mir zugänglichen Quellen, für Lahague wenigstens, nicht voll bestätigt. Vgl. jetzt B. Eggert in Gröbers Zeitschrift Bd. XIII, S. 174. Im allgemeinen sind die Schicksale, welche lat. *a* in offener Tonsilbe im Westfranzösischen hatte, noch wenig eingehend untersucht. Das aus Val de Saire bekannte, auch von M. erwähnte *o*, für dessen Eintritt Joret, Mélanges S. 13, die Bedingungen aufgesucht hat, ist auch weiter südlich gelegenen Gegenden nicht fremd. So begegnet es in Béchérol (arrond. de Montfort, Ille et Vilaine), wie eine von P. Sébillot in der Rev. de linguistique XIX, S. 325 mitgeteilte Parodie der hier gesprochenen Sprache erkennen läfst: Il a passo a Béchero un estourbillon d'ouraïge qu'a casso, briso, ravajo, le p'us belle biaterie. Ib.: D'où qu'tu viens? — De Béchero. — Quoi faire à Béchero? — Apprend'e à médito. — Qué qu'est que médito? — 'Est ne ren dire et ne ren penso. Beachte auch den Lautstand der Patois im alten Mée (Haute-Bretagne). Hier hat *e* in *ete*, *marche*, *acompigne* etc. und auf beschränkterem Gebiet dasjenige in *pere*, *mere* nach Leroux heute den Lautwert des schriftfranzösischen *e* in *ce*, *le*, *repose*, steht also in der Mitte zwischen offenem und geschlossenem *œ*. — In § 245 hätte das vorhandene Quellenmaterial dem Verf. gestattet, über die Behandlung des *a* vor gedecktem *n* exaktere Angaben zu machen. Fleury gibt für Lahague an: *grãond*, *gllãondre*, *hãonque*, *lãondes*, *fiãonche*, *gãombe*, *grãonche*, *flãombe*, *aontãon* etc. und beschreibt den Laut als: diphthongue, dans laquelle on entend d'abord le son *an* ouvert, puis le son *on* . . . Dans certaines communes, à Jobourg par exemple, le son *ãon* est précédé d'un petit *e* formant une appegiature: *ĕãon*, avec l'accent sur *ã*: *amĕãon*; en français *amant*. Weshalb nahm M. von diesen Ausführungen für seine Darstellung keine Notiz, da er doch Fleurys Angaben an vielen anderen Stellen seines Buches unbedenklich folgt? Ich verweise noch auf Joret, Mélanges S. XVIII f. und auf Leroux, Marche du patois actuel dans l'ancien pays de la Mée S. 9. Durch die Angaben dieser Gewährsmänner wurde die Fortentwickelung des nach Péletier in der Normandie, Bretagne, Anjou, Maine gebräuchlichen *au*-Lautes besser bezeugt als durch Meyers Konstatierung: »daher denn auch noch heute *etrõž*, *grõd*, *grõǧ* in Maixent [d. i. St. Maixent im heutigen Departement Deux-Sèvres], *tõ* in Deux-Sèvres«. — Wenn es in § 250 von der Weiterentwickelung der lateinischen Endung *-abilis* heifst: »im Pikardischen scheint *-af*, also *-avle*, der moderne Vertreter zu sein . . .«, so vermisse ich die Konstatierung der weiteren Thatsache, dafs auch im Wallonischen *-abilis af* (*of* etc.) ergeben hat, und frage mich, weshalb Verf. hiervon keine Notiz genommen, da er doch sonst die Ergebnisse der Arbeiten Wilmottes (s. Rev. des patois g.-r. I, p. 28), Grandgagnages und Altenburgs an anderen Stellen seines Buches verwertet hat. Vielleicht habe ich M. nur falsch verstanden. Will er etwa unter »Pikardisch« hier das Wallonische mit verstanden wissen, während er sonst die beiden Be-

zeichnungen auseinanderhält, und rechnet er einige Zeilen vorher zum »Ndoren und Nordosten« hier das Wallonische nicht, während er es an anderen Stellen seines Buches in diese Bezeichnung einschliefst? Dann handelte es sich um blofse Inkonsequenzen in der Ausdrucksweise, wie sie leider allzu oft in M.'s Grammatik vorkommen und das Studium derselben nicht unwesentlich erschweren. Bezeichnungen wie Lothringisch, Westfranzösisch, Südostfrankreich etc. werden in so verschiedenem Sinne von M. verwendet, dafs es nicht selten störend wird. — Auch in § 428 ff., wo vom Abfall und Zutritt anlautender Konsonanten gehandelt wird, liefse sich aus den franz. Volksmundarten manches nachtragen, was Erwähnung verdient. So begegnet *os* (= *vos*) nicht nur im Altfranzösischen, sondern auch in den Patois in weiter Verbreitung, wie ich in der Zs. für rom. Phil. XIII, S. 408 ausgeführt habe. Ich erwähne noch den Verlust eines anlautenden *v* in *ieux* (volo), *té'ieux, é' ieut* neben *jé v'los, vos v'lez és v'lot* (Uriménil) und den Zutritt desselben Lautes in *voir* (audire) ib., *en v'haut* (altum) ib., *vusé* (usare) ib., *virai* (ira) ib., *vou* (ubi) Berry, Morvand, und sonst, Bildungen, die freilich in ganz verschiedener Weise zu beurteilen sind. Nicht erwähnt finde ich auch bei M. den in den Mundarten Frankreichs so oft begegnenden Zutritt eines *n* im Wortanlaut: *nollé* (aus en aller) Uriménil, *nosé* ib., poit. *nondilles,* pikard. *nobespine,* wall. *navirom*, Haut-Maine *nain* etc. Wenn M. in *lierre* (hedera) das *l* auf den Einflufs von *lier* zurückführt, so bleibt zu erwägen, ob mit dieser Erklärung prov. *lèdre* (Mistrel) nicht im Widerspruch steht, und wenn bemerkt wird »in Reims, Langre *lavier* = *évier* hat wohl *laver* eingewirkt«, so ist das von Talbert Dialecte blaisois bezeugte *lévier,* das diese Einwirkung nicht erkennen läfst, nicht aufser acht zu lassen. Ich breche hier ab, indem ich mir vorbehalte, anderwärts ausführlicher auf die Grammatik zurückzukommen.

Über **einzelne Mundartgebiete** liegen eine beträchtliche Anzahl Untersuchungen von verschiedenem Werte vor. Soweit es sich in denselben um blofse Registrierung des mundartlichen Sprachgutes handelt, ist eine eingehende Würdigung der in Betracht kommenden Arbeiten nur demjenigen ermöglicht, der in der Lage ist, dieselben an Ort und Stelle auf die Zuverlässigkeit der gemachten Aufzeichnungen zu prüfen, während ich mich im allgemeinen hier damit begnügen mufs, dieselben zu verzeichnen und in Kürze über ihren Inhalt zu berichten. Mundartliche Sprachproben werden nur ausnahmsweise verzeichnet.

Provenzalische Patois: ***Gascogne.*** Mit der Inchoativflexion beschäftigt sich Rousselot in La conjugaison semi-inchoative dans le Sud-Ouest.[1]) Im Altprovenzalischen blieb bekanntlich die Inchoativform im Indikativ des Präsens zumeist auf die 1., 2., 3. Singularis und 3. Pluralis beschränkt, während über die Formen des Konjunktivs eine eingehende Untersuchung für die ältere Sprache noch fehlt. S. Mussafia, Zur Präsensbildung im Romanischen S. 6. Ebenda äufsert Mussafia zum Neuprovenzalischen, dafs man dort wohl »überall der französischen Fassung begegne«; demgegenüber ergibt sich nun aus Rousselots Untersuchung, dafs in einem Teil des Gebietes, in der Umgebung von Pau, in Garlin (Basses-Pyr.) und Lembeye (Basses-Pyrén.), desgleichen im Süden des Departements Landes in Audon (canton de Tartas) das Inchoativsuffix noch in der früheren

1) Rev. des patois g.-r. III, S. 103—105.

Weise Verwendung findet, während in Hautes-Pyrénées, Lot-et-Garonne, Creuse, Cantal, Lot, Tarn, Aude, Gard, Ardèche, Haute-Loire, der Annahme Mussafias entsprechend, Uniformierung des Paradigmas eingetreten ist. Aufser mit der Verbreitung des Inchoativsuffixes beschäftigt sich R. mit der Form desselben. Möchten des Verf. anregende und lehrreiche, aber keineswegs erschöpfende Ausführungen bald jemanden veranlassen, das interessante Kapitel der prov. Formenlehre zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung zu machen. — Einen schätzbaren Beitrag zur Kunde der in Frankreich gesprochenen Volksidiome lieferte auch Jean Passy, der unter der Überschrift Patois d'Eaux-Bonnes[2]) (Basses-Pyrénées) eine Anzahl Texte in phonetischer Transskription mit nebenstehender schriftfranzösischer Übersetzung mitteilt und denselben genaue Angaben über die bei der Aufzeichnung derselben beobachtete Methode, über die Aussprache einzelner Laute und im besondern auch über die im Zusammenhange der gesprochenen Rede an der Wortgrenze stattfindenden Lautveränderungen voranschickt. Der Aufsatz sollte von keinem unbeachtet gelassen werden, der es unternimmt, ein lebendes Volksidiom graphisch genau zu fixieren. — Ein Weihnachtslied in der Mundart des Fleckens Garlin hat J. B. Casteig nach dem in der Rev. des pat. g.-r. üblichen System transskribiert und zusammen mit einer schriftfranzösischen Übersetzung mitgeteilt.[3]) Garlin liegt an der Strafse von Pau nach Aire, ungefähr da, wo die Departements Basses-Pyrénées, Gers und Landes zusammenstofsen. Die Sprache seiner Bewohner hat sich unter dem Einflufs der in Pau gesprochenen Mundart allmählich merklich von der der umwohnenden Landbevölkerung differenziert. C. hat sich damit begnügt, dies in Kürze anzudeuten. Zu wünschen wäre, dafs er die hier vorhandenen sprachlichen Nüancierungen in einem spätern Beitrag zum Gegenstand eines eingehenderen Studiums macht. — ***Langued'oc.*** H. Raynaud teilt in phonetischer Notierung einen Prosatext in der auf der Grenze der Departements Aude und Hérault gesprochenen, dem Haute-Narbonnais angehörenden Mundart von Pépieux (canton de Peyriac-Minervois) mit[4]) und gibt in Anmerkungen u. a. einige Abweichungen der Bas.-Narbonnais und der Carcassonnais an. — F. Nougaret[5]) beobachtete, in welcher Weise wortan- und auslautende Vokale und Konsonanten in der Mundart von Bédarieux (Hérault) sich gegenseitig beeinflussen. Die hier auftretenden Veränderungen sollen unter drei Rubriken zur Darstellung kommen, je nachdem zwei Konsonanten (resp. Konsonantenverbindungen), Vokal und Konsonant oder zwei Vokale eine satzphonetische Verbindung eingehen. Erschienen ist bis jetzt nur ein kleiner Teil der Arbeit (Premier cas: sont en rencontre: une consonne finale ou un groupe de consonnes final et une consonne initiale. 1° Une consonne finale unique et une consonne initiale), auf die in diesen Blättern zurückzukommen sein wird, nachdem sie vollständig erschienen ist. — Von seinen in den Jahrgängen 1882—1889 der Rev. des langues romanes erschienenen Notes de philologie rouergate, die neben Brauchbarem freilich viel Verfehltes enthalten, veröffentlichte J.-P. Durand (de Gros) ebd. XXXIV, 101 ff. eine dankenswerte Inhaltsübersicht. In den derselben beigegebenen »additions et corrections« hätte Verf. die von P. Meyer in der Romania (IX ff.) gegen einzelne

2) Rev. des patois g.-r. III, S. 106—129. 3) Rev. des patois g.-r. III, S. 131—144. 4) Rev. des patois g.-r. III, S. 145—148. 5) Rev. des patois g.-r. III, S. 216—220.

seiner Ausführungen erhobenen Einwände nicht unberücksichtigt lassen sollen. — Eine der interessantesten Aufgaben, die dem Dialektforscher gestellt sind, bietet die Darlegung des Einflusses, den die Volksidiome durch die immer mehr vordringende Schriftsprache in der Lautbildung, dem Formenbestand, der Wortbildung, Syntax und dem Wortgebrauch erfahren. Für die Mundarten Frankreichs fehlen derartige Untersuchungen noch fast ganz. Umsomehr ist jeder Beitrag dieser Art willkommen zu heifsen, auch wenn er, wie derjenige Combe', De l'influence du français sur les patois de Villeneuve-sur-Lot[6]) weit davon entfernt ist, allen Anforderungen, die an eine streng wissenschaftliche und den Gegenstand erschöpfende Behandlung des Themas gestellt werden müssen, zu genügen. — ***Provence:*** Eine Anzahl Charakteristika der von Ventimiglio bis Antibes gesprochenen Patois teilt Ch. de Tourtoulon mit, um daran allgemein die Möglichkeit einer Klassifizierung der Mundarten darzulegen. S. Jahresbericht I, S. 131. Ebd. hat S. 132 auch bereits G. B. Andrews Aufsatz Dialetto di Mentone in quanto egli tramezzi ideologicamente tra il provenzale e il ligure Erwähnung gefunden. — ***Limousin:*** Nicht zugänglich war uns L. Daniel et A. Guerin, Le Périgord pittoresque, eine 1890 ins Leben gerufene, in Périgueux erscheinende Monatsschrift, die nach einer Mitteilung Clédats in der Rev. de Phil. (IV, 159) die Förderung der Patoisstudien in ihr Programm aufgenommen hat. Die beiden ersten Nummern enthalten den Abdruck eines Volksliedes Lou bougé de Laurado und eine Fabel A. Chastenets L'ausè que parlo. — Abbé Fourgeaud setzt seine im Jahrgang 1888 der Revue des patois g.-r. begonnene Arbeit über das Patois von Puybarraud (commune de Genouillac, canton de Saint-Claud, Charente) fort: § 2 Nombre. IV. Formation du pluriel. 15° Mots en ẽ̆. 16° Mots en *w*ẽ̆; pluriel en *w*ẽ̆, semblable au singulier. 17° Mots en ẅẽ̆; pluriel en ẅẽ̆, semblable au singulier. 18° Mots en ĩ̆; pluriel en *ĩ*. 19° Mots en ẅĩ̆, pluriel en ẅ*ĩ*. 20° Mots en *ĩ*, pluriel en *ĩ*, semblable au singulier. 21° Mots en *ĩn*, pluriel en *ĩn*, semblable au singulier. 22° Mots en ŏ̃. 23°-27° Mots en ŏ̃. 28° Mots en ŏ̃*w*. 29° Mots en ŏ̃*r*. 30° Mots en ũ̆. pluriel en *ũ* etc. V. Noms de nombres et de mesures. 1° Nombres cardinaux. 2° Nombres ordinaux. 3° Mots dont on se sert pour compter. 4° Mesures. 5° Monnaies. VI. Comparatifs et superlatifs. Es ist das eine nach Redeteilen geordnete umfangreiche Wörtersammlung, die uns hier von einem Nicht-Fachmanne meist ohne jeden erläuternden Text geboten wird. Da das reiche Material in phonetischer Umschrift gegeben wird, so läfst sich auf Grund desselben ohne grofse Mühe ein Einblick auch in den Lautstand des betreffenden Patois gewinnen. — Erwähnt sei noch ein von O. Dumerchat mitgeteiltes kurzes Gedicht im Patois von Périgueux: Lou Ghiyonèw.[7])

Franko-provenzalische Patois: Gilliéron[8]) erörtert Geschichte und Bildungsweise der Ausdrücke *cargneule* (*corgneule*, *cornieule*), *ruz* und *cluse*. Ersteres ist in Bex-Aigle (*corniaula, creniaula*, Bridel) heimisch und seit dem Beginn dieses Jahrhunderts als Bezeichnung einer cellulosen Kalkart in die Sprache der Geologen übergegangen. Das Wort wird, gewifs mit Recht, zu altfranz. *corneole*, ital. *corniola*, d. *Karneol, Karniol* gestellt, deren etymologische Grundlage noch zu untersuchen bleibt. *Ruz* wird als terminus der Geologen im Französischen bis zum Jahre

6) Rev. de Ph. IV, S. 47—53. 7) Rev. de Phil. IV, 311—312. 8) Rev. des patois g.-r. III, S. 210—214.

1830 zurückverfolgt, wo Thurmann, Essai sur les soulèvements jurassiques[9]), von der Bedeutung dieser in le Porrentruy heimischen, auf lat. *rivus* zurückgehenden Benennung ausführlich gehandelt hat. — ***Isère:*** Die Aufmerksamkeit auf einige in der Weiterentwickelung von latein. freiem betonten ẹ und ẹ + Palat. hervortretende Lautübergänge zu lenken, ist der Zweck einer kleinen inhaltreichen Studie von A. Devaux.[10]) Während in der Gegend von Grenoble die genannten lateinischen Laute über *ei* im allgemeinen zu *é* oder *è* geworden sind, ist nach D. in dem nördlichen Teile des Departements, in den Arrondissements Vienne und Tour-du-Pin *ei* zunächst überall zu *ai* fortgeschritten, das teils bis heute geblieben ist, teils in den einzelnen Ortschaften verschiedenartige Umbildungen (vielfach bedingt durch die Stellung im Wort- oder Silbenauslaut) erfahren hat. So spricht man heute *frăi, frăida* (resp. *aē*) in mehr als 40 Gemeinden der Terres Froides, *fré frăida* in Grand-Lemps etc., *frè fräida* in Chirens etc. (cant. de Voiron), *frₐĕ frₐĕda* in Chabôns (cant. de Grand-Lemps, *fré fràda* in Champier (c. de la Côte-Saint-André), *frăi frída* in Virieu, Panissage, *frē frēda* in Chatonnay (cant. de Saint-Jean-de-Bournay) und Badinières (cant. de Bourgoin), *fròy frăida* in Trept (cant. de Crémieu) *frₑă frₑăda* in Chaponay (cant. de Saint-Symphorien-d'Ozon) und Villette-Serpaize (cant. de Vienne) u. s. w. Einzelne der hier hervortretenden lautlichen Übergänge werden eingehender behandelt vom Verf., dessen sachkundigen Erörterungen man mit Interesse folgen, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle zustimmen wird. — A. Ferrand's Verzeichnis von Ausdrücken in der Mundart von Jons, dessen erster Teil (Plantes potagères. Pelage des vaches. Plantes des jardins. Noms des animaux domestiques. Les Oiseaux. Gibier d'eau. Nos carnivores. L'abeille) 1890 erschienen ist[11]), kann als Materialsammlung einige vorläufige Dienste thun. — G. Doncieux veröffentlicht in der Rev. des pat. g.-r. VII, S. 53—55 ein Gedicht im Patois von Bourgoins in phonetischer Schrift, begleitet von einigen spracherläuternden Anmerkungen und einer schriftfranzösischen Übertragung, und gibt ebenda S. 51 f. zu der von ihm früher (Rev. des pat. g.-r. No. 7) mitgeteilten Chanson de la Saint-Jean Varianten einer Version von Crémieu. — ***Savoyen:*** J. Gilliéron, dem wir über die Savoyer Patois bereits eine gröſsere Anzahl trefflicher Beobachtungen — Importation indirecte du français à Villard-de-Beaufort. Rev. des pat. g.-r. I, 30 ff. Contribution à l'étude du suffixe-ellum. II.-ellum en Savoie. Ebd. S. 41 ff. Patois de Bonneval: Conservation des consonnes finales. Ebd. S. 177 ff. Mélanges savoyards: I. Siccum, siccam. II. Gentiana. Ebd. II, 31 ff. Déplacement de l'accent dans certains patois savoyards in: Mélanges Renier S. 285 ff. — verdanken, untersuchte[12]) mit Zugrundelegung des für seine früheren Studien gesammelten Materials, die Schicksale, welche lat. *cl, gl, pl, bl, fl* in den Fällen, in denen diese Verbindungen in der Schriftsprache intakt geblieben sind, im Savoyischen hatten, mit besonderer Berücksichtigung eines Lautergebnisses in der Sprache dreier im nördlichen Sav. gelegener Dörfer: Bernex, Biot und Brenthonne, woselbst *fl pl bl* unverändert bleiben, *gl cl* in *dl* und *tl* übergehen. Letztere Entwickelung hätte sich zuerst in der

9) In: Mémoires de la Soc. d'hist. nation. de Strasbourg. I, S. 53. 10) Les continucateurs de *ẹ́* tonique dans l'Isère. In: Rev. des patois g.-r. III, S. 308—311. 11) Rev. de Phil. IV, S. 230—234: Formes du patois de Jons (Isère). Recueillis par M. A. Ferrand, instituteur. 12) Rev. des patois g.-r. III, S. 214—215.

Kindersprache, also in der Übertragung der Sprache von einer Generation auf die andere, und zwar direkt vollzogen. — ***Genf:*** PLUDHUN' zuerst im Jahre 1887 erschienenes, 1890 neu aufgelegtes Schriftchen Parlons français, das eine für rein praktische Zwecke berechnete Aufzählung von Genfer Ausspracheeigentümlichkeiten enthält und, da dem Verf. auch die elementarsten Kenntnisse der französ. Sprachgeschichte mangeln, nur den Wert einer mangelhaften Materialsammlung beanspruchen kann, sei hier erwähnt, weil sie von Koschwitz zum Ausgangspunkt eingehender wissenschaftlicher Erörterungen über das Genfer Französisch gemacht worden ist.[13]) — ***Fribourgeois:*** Eine hervorragend tüchtige, durch Morf angeregte, Arbeit ist L. GAUCHAT' Le patois de Dompierre[14]), gleich ausgezeichnet durch die sorgfältige Darlegung eines reichen Materials wie durch die umsichtige Beurteilung der einzelnen zur Behandlung kommenden sprachlichen Erscheinungen. Bis jetzt liegt der erste, den Vokalismus behandelnde Abschnitt allein vor. Wir werden auf die Arbeit zurückkommen, nachdem auch die weiteren, den Konsonantismus und die Formenlehre behandelnden Teile erschienen sind. — ***Doubs:*** CH. ROUSSEY, Le conte du Renard (Patois de Bournois.[15]) Eine Sprachprobe in phonetischer Notierung, der der Herausgeber eine franz. Übersetzung und erklärende Noten beigegeben hat. Über die Bejahungsformen bemerkt er S. 288: quand on ne . tutoie pas, *oui* se dit *ŭi*, dans l'autre cas, on dit *ő*, *vwẽ́*, *vwăy*, *ắy*, *pyåti*, *aő*; über die Verneinungswörter S. 292: en tutoyant on dit *ñẵ*, et *nõ* dans le cas contraire. Es wäre eine gewifs lohnende Aufgabe, die in den Patois auftretenden Adverbien der Bejahung und Verneinung auf weiterem Gebiet zu sammeln und dieselben nach Bildungsweise, Verbreitung, der Zeit ihres Auftretens und ihrer Verwendung eingehend zu untersuchen.

Französische Patois: ***Normandie.*** J. Gilliéron untersuchte die Umbildungen, die das unter dem Einflufs eines vorhergehenden *y* aus lat. *a* entwickelte *ie* in dem Patois von Collinée (Côtes-du-Nord) erfahren hat.[16]) Während dieses *ie* in der Schriftsprache nach *š* und *j* auf lautmechanischem Wege zu *e* reduziert (*marché*, *cher* etc.) und aufserdem in zahlreichen Verben unter dem Einflufs der Analogie durch *e* verdrängt wurde, kennt das behandelte Patois nur die letztgenannte Kategorie von Ausnahmen, woneben ein rein lautlicher Übergang von *ie* in *e* dort sich nicht nachweisen läfst. — In der Rev. de Phil. IV, S. 154 f. antwortet J. FLEURY auf Einwände, die Joret ib. S. 73, Anm., gegen einige von ihm früher geäufserte Ansichten über den Lautstand der im Departement de la Manche gesprochenen Patois erhoben hatte. Dafs, wie Fleury annimmt, betontes lat. *a* der Endung *-are*, *-atum* in den Infinitiven und Part. Praet. der Verba erster Konjugation sich im Patois haguais bis heute im ganzen unverändert erhalten, nicht über *e* zu *a* zurückgekehrt sei, ist an sich sehr wenig wahrscheinlich und mehrfach mit Recht bestritten worden. S. überdies die Belege für eine Durchgangsstufe *ei*, *e* in der lehrreichen Arbeit Bruno Eggerts, Zs. f. rom. Phil. XIII (1889), S. 374. — Nicht vorgelegen haben mir die hier zu nennenden Schriften von A. CANEL, Le

---

13) Zur Aussprache des Französischen in Genf und Frankreich. Supplementheft (1892) der Zs. f. franz. Spr. u. Lit. 14) Thèse présentée à la Faculté des Lettres de Zurich. Halle 1891. Auch erschienen in Gröbers Zs. f. rom. Phil., Bd. XIV, S. 397 ff. 15) In: Rev. des patois g.-r. III, 286 - 303. 16) Rev. des patois g.-r. III, S. 25 f.

langage populaire en Normandie (Le Parabole de l'enfant prodigue), Pont Audemer, impr. administrative (49 S. 8°), und von L. Duval, L'enquête philologique de 1812 dans les arrondissements d'Alençon et de Mortagne. Vocabulaires, grammaire et phonétique. Alençon (88 S. -8°). Über letztere hat Ch. Joret in der Rev. de Phil. IV, 72—75 ausführlich berichtet. Danach enthält dieselbe eine Veröffentlichung von in den Archiven des Departements Orne handschriftlich aufbewahrten, noch heute mit Nutzen zu konsultierenden Mitteilungen über die Vulgärsprache, die durch von Montalivet zum Zwecke einer »Étude comparative des idiomes, dialectes ou patois usités dans les diverses parties de l'Empire« veranlafst worden sind: vom Unterpräfekten von Mortagne, Delestang, Bemerkungen zum Lautwandel, eine 30 Seiten umfassende Wörterliste und eine Übersicht über die Flexion des Verbums; vom Unterpräfekten von Alençon u. a. Verzeichnisse von Ausdrücken im Patois von Condé-sur-Sarthe, Bursard, Beauvain und Courtomer. Der Herausgeber hat seiner Publikation zahlreiche Anmerkungen beigegeben, die im allgemeinen Anerkennung verdienen, aber, soweit sie lauthistorische Vorgänge betreffen, manches Irrige enthalten. Vergl. auch Romania XIX, S. 375. — ***Touraine:*** A. Kett[17]) hat die im Rabelaisschen Wortschatz vorkommenden volkstümlichen Ausdrücke auf ihre Provenienz hin untersucht. Mit Recht hebt er hervor, dafs sich Rabelais in der Anwendung solcher Ausdrücke nicht auf den Herd seines Geburtslandes, die Touraine, beschränkte, sondern auch aus den verschiedenen Patois der angrenzenden Provinzen, in denen er der Reihe nach sich aufgehalten hat, schöpfte. Die Arbeit bekundet im Vergleich mit den älteren von Labonne, Loiseau und Poëy d'Avant einen unverkennbaren Fortschritt, wenngleich eine den Gegenstand auch nur annähernd erschöpfende Behandlung des Themas auf Grund unseres augenblicklichen Wissens von den in Betracht kommenden Volksidiomen als unmöglich sich erweist. — ***Vendée:*** J. Guérin veröffentlichte in der Rev. de Phil. IV, S. 218—225 Textes en patois de l'Ile d'Elle in einer der Orthographie der Schriftsprache angepafsten Schreibung, die einen klaren Einblick in den Lautstand der Mundart nicht gestattet. — ***Burgund:*** Das Patois von Bourberain fand einen umsichtigen und gut geschulten Bearbeiter in dem leider früh verstorbenen Abbé Rabiet, dessen auf reichen Materialsammlungen beruhende und allem Anscheine nach sorgfältig ausgeführte Arbeit im Jahrgang 1890 der Revue des pat. g.-r. zu Ende geführt wurde. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, dafs der Verf. neben den Lauten und Formen auch den in seinem Patois hervortretenden syntaktischen Eigentümlichkeiten einige Aufmerksamkait schenkte, im Gegensatze zu den meisten anderen Gelehrten, die sich in den letzten Jahren mit der Erforschung der lebenden Mundarten beschäftigt haben. — ***Picardie:*** Von E. Edmond[s] Lexique Saint-Polois, mit dessen Veröffentlichung im Jahrgang 1887 der Rev. des pat. g.-r. begonnen wurde, sind weitere Fortsetzungen (*bà—bí*) ebenda III, 186 ff., 278 ff. erschienen. Vor den zahlreichen älteren lexikographischen Arbeiten auf dem Gebiet der Patoisliteratur zeichnet sich die vorliegende aus durch eine genaue Aussprachebezeichnung und Angabe des Verbreitungsgebietes der aufgenommenen Wortformen. Ein glücklicher Ge-

17) Lexikographische Beiträge zu Rabelais Gargantuel. Heidelberger Dissertation. 1890. 18) Amiens, Imprimerie T. Jennet. Der erste Teil erschien 1880 und hatte Jouancoux allein zum Verfasser.

danke war es auch, die Wortbedeutung in einzelnen Fällen durch dem Text beigegebene Abbildungen zu erläutern. Daraus, dafs Verf. etymologische Exkurse und Angaben über das Vorkommen der verzeichneten Ausdrücke bei älteren Autoren nicht gibt, soll ihm ein Vorwurf nicht gemacht werden. Arbeiten wie die E.'s bilden für weitere sprachgeschichtliche Untersuchungen eine unentbehrliche Grundlage. — Ganz in der Art der älteren Patoiswörterbücher sind dagegen noch gehalten die Études pour servir à un glossaire étymologique du patois picard von J. B. Jouancoux und Devauchelle (deuxième partie G—M)[18]), obgleich die Anforderungen, die man heute an eine derartige Arbeit in erster Linie stellt, den Verfassern, wie J. im Avertissement ausdrücklich hervorhebt, keineswegs unbekannt geblieben sind: Depuis la publication de mon premier volume, il s'est formé une nouvelle école philologique qui n'approuve pas cette manière de procéder . . . Bien que cette école soit toute puissante et distribue dans ses revues et compte-rendus la louange ou le blâme, selon qu'on se soumet ou résiste à ses exigences, je n'ai pu me résoudre à la suivre dans la voie qu'elle a tracée. Ich habe über das Buch in der Zs. für franz. Spr. und Lit. XIV, S. 35 ausführlichen Bericht erstattet und gestatte mir, auf das dort Gesagte hier zu verweisen.

Giefsen. D. Behrens.

Le Wallon.[1]) — Géographie, Langue. Littérature.[2]) — Géographie. La géographie du wallon repose sur une conception forcément arbitraire de ce dialecte. Reste à savoir si cette conception ne peut se justifier par des circonstances historiques. Comme le remarque Gröber[3]), toute civilisation, à l'époque gallo-romaine, est partie d'un point déterminé, et elle a rayonné de là en tout sens. La langue a marché de pair avec la colonisation. Cette observation générale a été confirmée par les recherches de MM. de Tourtoulon[4]) pour le Midi, Horning et This pour la Lorraine[5]); enfin M. Simon, dans un travail récent[6]), a essayé de la justifier pour la partie occidentale du

1) La bibliographie du sujet est dans les rapports annuels du Président de la Société liégeoise de Littérature wallonne, pour la partie littéraire, et pour la partie linguistique dans Behrens, Zeitschrift f. franz. Spr., t. IX, p. 92, ss., et Defrecheux, Revue des Patois-Galloromans I, 153/6. Voyez encore Patria Belgica III, p. 383—406; la table des Bulletins de la société liégeoise de littérature wallonne par M. J. Dejardin et le livre de M. J. Demarteau, Le Wallon, son histoire et sa littérature, Liège. 1889. 2) Le plan de ce travail n'a pas besoin d'être expliqué; il nous semble qu'il serait utilement appliqué à tous nos dialectes gallo-romans. Ceux-ci reposant sur une convention historique et linguistique, il fallait d'abord déterminer la base de cette convention, en traçant les limites sur lesquelles elle repose, et examiner ensuite tout ce qui a été fait, tant au point de vue de la littérature qu'à celui de la langue, dans les dites limites. En annexe à la partie grammaticale de notre travail, nous avons cru utile de signaler les études pédagogiques auxquelles a donné lieu la confusion si fréquente des sons, des formes et des tours des patois wallons avec ceux du français. 3) Grundriss der romanischen Philologie, t. I, p. 415, ss. 4) Revue des langues romanes, 1890, p. 130. 5) Die ostfranzösischen Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort (Franz. Stud. V, 4. Heft) p. 2—3. — This dans Zs. f. franz. Spr. XI, 90; cmp. le même dans Deutsche Literatur-Zeitung, 1888, No. 34. 6) Mélanges wallons, Liège, 1892.

wallon. On peut donc provisoirement en tenir compte, d'autant plus que dès 1874, Ascoli avait cru pouvoir fortifier un tel classement de considérations qui empruntaient à leur auteur une grande autorité.[7]) En Belgique même on n'avait pas attendu ces dernières années pour s'efforcer de tracer une carte du pays wallon. Le 3e annuaire de la Soc(iété) liég(eoise) de Litt(érature) wal(lonne) nous apprend qu'un vétéran des études de dialectologie, M. Bailleux, mort en 1866, »rêvait une carte linguistique et ethnographique de ces pays, et c'est pourquoi il avait poussé la Soc. Wall. à compléter l'ouvrage de Schnakenburg, en recueillant, dans toutes les parties de la Wallonie, des traductions de la parabole de l'enfant prodigue«. La division qui est indiquée là, range à part tous les parlers des provinces de Liège, de Namur, de Luxembourg, du Brabant roman et des arrondissements de Charleroi et de Thuin dans la province de Hainaut (groupe A)[8]); elle fait un groupe distinct de Mons et de Tournai, en quoi elle est d'accord avec le progrès scientifique des 30 dernières années. La même Soc. engagea dès le début tous ses collaborateurs et correspondants à lui fournir des renseignements pour la carte linguistique qu'elle projetait[9]); mais elle ne devait jamais recevoir qu'une réponse utile, celle de M. Nicolaï pour le canton d'Aubel[10]); en même temps elle rassemblait des versions de la parabole de l'enfant prodigue dans un assez grand nombre de patois wallons, choisis malheureusement d'après des considérations plutôt politiques que linguistiques; ainsi les principales villes de la région sont représentées dans le recueil qu'elle a publié[11]), de préférence aux simples villages, et les déterminations de lieux, en dehors de ces villes, aussi bien que la graphie tout-à-fait variable tolérée par la Société, ne répondent nullement aux exigences actuelles de la science. Il en est autrement d'une version complémentaire de Couvin publiée par M. Marchot[12]). En 1880[13]), M. Altenburg reconnaissait l'existence de traits nettement distinctifs entre le wallon et le picard (durchgreifende Unterschiede) et il constatait la parenté plus étroite du carolorégien, ou parler de Charleroi, avec le namurois. Toutefois il ne pouvait s'empêcher de ranger encore le montois dans la famille wallonne, se bornant à en faire un groupe à part, qu'il désignait encore plus erronément sous le nom de groupe hennuyer. Dès 1878 M. Suchier avait entrevu la vérité sur les rapports du picard et du wallon au moyen-âge; il assignait à chacun d'eux un certain nombre de traits distinctifs.[14]) Ces traits, en ce qui concerne la région la plus occidentale et pour autant qu'ils ont persisté jusqu'aujourd'hui, viennent d'être mis définitivement en lumière par M. Simon, qui aura eu cet autre mérite d'établir leur coïncidence presque absolue sur une grande étendue de terrain. Comme j'ai essayé de l'établir[15]), le wallon »figure à peu près un triangle dont le sommet viendrait poindre au nord de Liège, tandisque sa base s'allongerait sur la frontière politique de la Belgique et de la France, à peu près aux confins des vieilles provinces de Lorraine et de Champagne«; ce triangle dont »l'un des côtés est dessiné par la limite de langue germanique« englobe les provinces

7) Archivio glottologico italiano, III, disp. 1. Cmp. Romania IV, 294; V, p. 505; G. Paris. Les parlers de France, lecture faite à la réunion des sociétés savantes, le 26 mai 1888. 8) p. 60 9) t. III des Bulletins, p. 73 des Mélanges. 10) t. VII, p. 1—8. 11) Bulletins etc. t. VII. 12) Revue de l'Instruction publique en Belgique, t. XXIX, p. 221. 13) Jahresbericht über die höhere Bürgerschule zu Eupen, p. 5. 14) Zs. f. R. Ph., II, p. 275. 15) Romania, XVI, 121.

de Liège (sauf une étroite brêche au N. E.), de Namur et (sauf quelques villages allemands) de Luxembourg, quelques communes du Limbourg, à peu près l'arrondissement de Nivelles, en Brabant, et les arrondissements de Charleroi et de Thuin, en Hainaut.[16] Il faut y rattacher la petite ville de Malmédy et les communes voisines, formant une population d'environ 10000 âmes[17]. La limite à l'Est, au N. et au N.O., coïncidant avec la frontière de langue germanique, a pu être établie d'une manière plus précise que celle qui sépare au S. le wallon du lorrain et au S.O., O. le wallon du picard. Cependant, en ce qui concerne ce dernier dialecte, les observations déjà signalées de MM. Suchier et Simon facilitent singulièrement notre tâche.

A l'intérieur même du triangle que l'on vient de tracer, il y aurait lieu d'admettre un certain nombre de subdivisions, sinon en »sous-dialectes« proprement dits, du moins en bassins géographiques correspondant à tel ou tel trait phonétique et, autant que possible, à plusieurs traits. Sans qu'il y ait coïncidence totale, on peut dire cependant que la distinction entre *u* et *ü* = ŭ latin, entre *χ* et *ch(j)* = (s)sy, sc;[18] entre *ę̄* et *ya* = -ĕllu (ĭllu),[19] et quelques autres traits, notamment les 2 plur. prés. et futur en *ẹ* et en *ǫ*, semblent autoriser une division entre Nord-wallon et Sud-wallon; mais jusqu'ici rien n'est définitif en ces matières. Pour ne rien omettre il faut signaler encore les essais de monographie d'un patois ou d'une région patoise, dont les plus considérables sont malheureusement postérieurs à 1890; avant cette date a paru l'étude de M. Marchot sur les patois de St. Hubert;[20] sur le parler namurois on peut consulter les recherches de MM. Chavée[21] et Vierset[22]; sur Huy[23] et Seraing[24] M. Horning, sur Couvin ma Note[25];) j'ai également étudié les variétés de sons représentant *a* latin dans le canton de Fexhe-Slins[26]; enfin quelques textes orthographiés phonétiquement de Liège[27], Herve[28] et Stavelot[29] constituent d'utiles matériaux pour une grammaire comparative du wallon. Il serait injuste de ne pas signaler le parti que M. Suchier a su tirer de documents rares et de faible valeur, pour démontrer l'extension géographique de certains caractères flexionnels communs au wallon et à des dialectes limitrophes.[30]

Origine et limites historiques du Wallon. La question d'origine doit-elle être posée dans l'état actuel de la science? Non, sans doute; mais il en fut autrement à une époque antérieure, où l'on se demanda sérieusement si le Wallon n'était pas »un reste de cette nation

16) id. id. 17) Voir Gaidoz dans le Correspondant, 1886, t. III, p. 911, sv. Quelques formes du patois de Malmédy figurent dans Altenburg, op. cit. et c'est ce patois qui a servi de base aux Remarks on the wallonian Conjugation de Sturzinger (Transactions of the modern language association, Baltimore, t. I, p. 204—15). 18) Voir Revue des Patois Gallo-romans, t. II, p. 38—46; cmp. t. I, p. 265-8. 19) Voir Romania, XVI, 122; XVII, 556; XVIII, 211 et 213/14. 20) Revue des Patois (Clédat) t. III. 21) Chavée, Français et wallon, 1 vol. Paris, 1857. 22) Vierset, Essai d'Orthographe wallonne d'après la méthode Chavée, Namur, 1885. 23) Zs. f. R. Ph. XII, 259—60. 24) Zs. f. R. Ph., IX, 480—96. 25) Revue de l'Instruction publique en Belgique, t. XXIX, 213. 26) Revue des Patois Gallo-romans, I, 22—28. 27) Ibid. p. 184—197; 265—280 et II, 65—92. 28) Ibid. III, 48—50. 29) Ibid. id. (un Noël en patois de Stavelot). 30) Zs. f. R. Ph., II, 274, sv Je fais abstraction des publications de la société wallonne à Liège, qui, au point de vue où je me place ici, n'offrent pas des garanties suffisantes de précision graphique.

éburonne que César a pu vaincre, mais non détruire«[31]), et où l'on crut retrouver dans son idiome un mélange de gaulois et de germanique. Déjà Grandgagnage avait défendu en 1852 des idées plus saines[32]), et M. Scheler, les reprenant plus tard et constatant la coexistence de deux langues et de deux races sur le sol belge, attribue ce phénomène, que l'histoire n'explique point, à »la nature du sol et la situation géographique, grâce à laquelle les populations plus isolées des terres basses de la Belgique septentrionale éprouvèrent moins directement l'action du régime romain«; il tient aussi un certain compte des conditions particulières dans lesquelles se fit la conquête franque »s'assimilant le parler latin dans les contrées où la culture romaine avait jeté de profondes racines« et du transport de milliers de Saxons sous Charlemagne, transport qui eut pour effet le défrichement de la partie occidentale de la Belgique.[33]) Quant au nom même de wallon, c'est un dérivé de walah[34]), et le plus ancien exemple qui nous en reste est de 1136.[35]) A cette question se rattache intimement celle de savoir si les limites anciennes du wallon et du flamand n'ont subi aucune modification dans le cours des siècles. Elle a été traitée d'une manière peu méthodique par Raoux, dès 1820[36]), reprise incidemment par Grandgagnage[37]) et tout récemment par M. Suchier[38]); un mémoire de M. Kurth sur ce sujet a été couronné en 1890 par l'Académie royale de Belgique; mais jusqu'ici il est resté inédit. Dans l'état actuel des recherches, il est permis d'affirmer que la frontière linguistique au Nord et à l'Est a peu varié depuis un millier d'années, et que le recul, si recul il y a, s'est accompli généralement au profit de l'élément wallon.

Grammaire du wallon. La grammaire du wallon n'est pas encore écrite. On ne peut en effet donner ce nom à un essai tout à fait insuffisant de M. M(icheels).[39]) Il sera d'ailleurs difficile de tracer les règles de cette grammaire, tant qu'un nombre considérable de textes, appartenant à un grand nombre de points, n'auront pas permis d'asseoir une opinion à peu près définitive sur la phonétique de ce patois. La transcription de ces textes devra être faite sur un plan uniforme, de telle sorte que le premier problème à résoudre est celui de l'orthographe qu'il convient d'adopter. C'est là un article essentiel du programme scientifique de la Société liégeoise de littérature wallonne, mais cet article est resté lettre morte jusqu'ici. Lors de la renaissance, plutôt littéraire et toute locale, qui donna pourtant Grandgagnage à la dialectologie wallonne, on se préoccupa avec ardeur de la question de l'orthographe. Celle-ci, suivant Grandgagnage[40]) devait être analogique; Bailleux, Dejardin et d'autres amateurs distingués

31) F. Henaux, Études historiques et littéraires sur le wallon, Liège, 1843, p. 24. 32) Origine des wallons dans Bulletin de l'Institut archéologique liégeois, t. I, p. 39. 33) Patria Belgica, III, p. 392. 34) Ibid. Cmp. G. Paris, Romania, I, 5. 35) Patria Belgica, I, 390 d'après Raoux, Nouveaux mémoires de l'Académie de Bruxelles, t. III (1826). 36) Nouveaux Mémoires, etc. t. IV (1826). 37) Étude sur les anciens noms de lieux de la Belgique orientale (1855). — Vocabulaire des anciens noms de lieux de la Belgique orientale (1859). 38) Le Français et le provençal, trad. Monet, p. 4 (Grundriss d. Rom. Phil. t. I). 39) Grammaire élémentaire liégeoise (française-wallonne), par L. M. Liège, 1863. 40) Dictionnaire de la langue wallonne, t. I, introduction; déjà modifié en tête du 2e fasc.

ne cessèrent de défendre l'orthographe étymologique;[41]) enfin SIMONON, dès 1845[42]), avait essayé de constituer un alphabet phonétique, dont la complication inutile était le plus grave défaut et qui, à quelques exceptions près, lui aliéna tous les Wallonisants. Plus tard[43]) M. DELBOEUF essaya d'appliquer les lois de l'étymologie et de l'analogie à un système de transcription qui n'a guère été suivi jusqu'ici, mais qui avait du moins le mérite d'une logique rigoureuse et bien réfléchie. En 1885[44]), M. VIERSET s'efforçait de constituer une notation du namurois, basée sur les principes adoptés par M. CHAVÉE. Plus récemment encore[45]) la Société liégeoise a adopté une orthographe provisoire, qu'elle a décidé d'imposer à tous les littérateurs du crû, pour autant qu'ils se présentent à ses concours littéraires.

La phonétique du wallon moderne[46]) n'a été jusqu'ici l'objet d'aucune étude comparative. Pour Seraing (Liège) je citerai l'utile et méthodique essai de HORNING[47]), pour Huy sa note déjà signalée, ainsi que les autres monographies locales. Dès 1880-82 M. ALTENBURG[48]) a étudié longuement le vocalisme de ce patois et sommairement les consonnes; tout en prenant pour base le dialecte de Liège, il ne s'est pas interdit les rapprochements avec des formes d'autres lieux, surtout de Verviers et de Malmédy. Parmi les travaux antérieurs il n'y a guère à mentionner que la phonétique esquissée par M. SCHELER en tête du t. II du Dictionnaire étymologique de la langue wallonne, publié par ses soins[49]). GRANDGAGNAGE, comme les autres auteurs de dictionnaires wallons, s'était borné à des indications sur la prononciation, et avant lui on s'était perdu dans des complications superflues[50]) ou bien on avait fait abstraction quasi complète des règles de prononciation et de phonétique.[51]) Si nous passons aux travaux spéciaux sur les sons de ces parlers, nous constaterons qu'ils sont relativement nombreux, sourtout en ce qui concerne le vocalisme, mais il faut s'empresser d'ajouter qu'il s'agit le plus souvent d'une indication rapide, quoiqu'utile, et non d'un exposé complet et raisonné.

---

41) Voyez le choix de chansons et poésies wallonnes (pays de Liège) recueillies par MM. B. et D., 1844, p. XVIII. 42) Poésies en patois de Liège, précédées d'une dissertation grammaticale sur ce patois et suivies d'un glossaire, Liège, 1845. Voyez p. 8, ss. 43) Bulletins de la soc. lg. de litt. wall., t. X, p. 62/66. 44) Essai d'orthogr. wall. etc. 45) Bulletins etc. 2e série, t. IV, 1—8. 46) Pour l'ancien wallon j'ai essayé de grouper les phénomènes les plus caractéristiques et d'établir à l'aide de textes d'archives les délimitations approximatives de ces phénomènes, Romania, XVII, XVIII et XIX (Etudes de dialectologie wall.). Pour en finir avec cette variété particulière de la littérature de mon sujet, je dirai que les documents d'archives les plus intéressants pour l'ancien wallon ont été publiés ou republiés dans ces trois vol. de la Romania; ils représentent approximativement le parler de Liège, celui de Huy et des lieux voisins et enfin celui de Namur. Pour les autres points du pays wallon on n'a pas encore publié d'anciens textes localisés d une réelle valeur, si ce ne sont quelques inscriptions de cloches et de tombeaux du XIIIe siècle et d'autres du XIVe siècle dans le Bull. soc. litt. wall. V, p. 59, ss. des Mélanges; add. ibid. VIII, 3, la lettre des Venalz (1317), commentée par Grandgagnage. D'autres publications de chartes faites là et ailleurs ont été virtuellement annulées par les textes annexés à mes Etudes de dial. wallonne. 47) Zs. f. R. Ph. t. IX; voir notes 18 et sv. pour les autres monographies. 48) Voyez note 13 et add. les Jahresberichte de 1881 et 1882 où ont paru les deux autres études de M. Altenburg. 49) t. II, p. XXIII, sv. 50) C'est le cas pour Simonon, op. cit. 51) C'est le cas pour L. M(icheels) dans la Grammaire précitée.

Vocalisme. Il faut signaler des recherches sur la destinée de *a* latin dans une région au Nord de Liège[52]), sur A + U[53]), sur les formes nées de -ATICU[54]) et de A + PY, BY-[55]); sur Ĕ > *ie* > *i* (et *iee* > *ie*) il y a toute une bibliographie qui n'intéresse pas seulement le wallon[56]); de même on a à plusieurs reprises traité la question de savoir ce que sont devenus -ĔLLU et -ĬLLU sur les différents points du domaine wallon[57]); on n'a pas apporté moins de zèle à établir ce que Ĕ + Y et Ŏ + Y sont devenus dans ce domaine.[58]) A propos de *ẹ* il faut signaler les observations faites sur E > *oi*[59]), sur E + N[60]), sur E + palatale[61]), sur E + U[62]), sur la diversité de traitement des formes masculines et féminines en ICLUS|A et ITUS|A.[63]) SOLIC'LU a été l'objet de discussions.[64]) M. CLOETTA et M. HORNING se sont occupés de *ǫ* tonique[65]), M. HORNING et moi-même de OR + cons.[66]); ajoutez ce qui concerne ŪLX[67]), ŪNA et ŪRU|A[68]), les protoniques[69]), l'yod intercalaire[70]), la prosthèse d'une voyelle dans les groupes S + cons.[71]) où le wallon tend à introduire une voyelle (*i*) entre les deux consonnes.

A propos des consonnes signalons une remarque de M. BEHRENS sur les consonnes parasites[72]); plusieurs déductions au sujet de C + A et de C + E, I[73]); les recherches sur la destinée de -CEM latin dans ce dialecte[74]), sur S(S)Y et SC + voy.[75]); sur S + cons. intérieur, qui a donné lieu à des distinctions aussi neuves que précieuses de M. PARIS[76]); enfin la loi des consonnes finales a été formulée par M. CHAVÉE[77]) et souvent étudiée depuis. Reste *w*, dont on a voulu expliquer la présence dans certains mots.[78]).

Flexion. Indépendamment de la grammaire déjà citée, qui donne les paradigmes et quelques règles, la morphologie a été l'objet de quelques études spéciales. Déjà M. SIMONON lui a consacré certains passages de la dissertation mise en tête de ses Poésies[79]); plus tard M. BAILLEUX écrivit un article sur le pluriel des substantifs et des adjectifs, qui offre des particularités dignes d'intérêt.[80]) Quelques formes pronominales et verbales sont alléguées par M. HORNING[81]); sur ***m(e)n, t(e)n, s(e)n*** voyez un art. de la Romania[82]); le verbe a attiré

---

52) R. P. Gallo-R. I, 22 et 226; cmp. Romania XVII, 554; XVIII, 212, note 1 et Gl(oses) de Darm(stadt) dans Etudes Romanes dédiées à Gaston Paris, p. 240. 53) Zeitschrift für Rom. Philol. XII, 209. 54) Romania XVIII, p. 212 et n. 2. 55) Gl. Darm., p. 240/1, 56) H. v. Feilitzen, Li ver del Juïse, XXXII, note 1 et Romania XVII, 556. 57) Rom. XVI, 122; XVII, 556; XVIII, 211 et 213/4. 58) Rom. XVII, 556 et 560: XVIII, 215; XIX, 76; R. P. G.-Rom. I, 227; Zs f. R. Ph. XII, 255/7. 59) Rom. XVII, 518. 60) Rom. XVIII, 213; R. P. G.-Rom. X, 227; Zs. f. R. Ph. XI, 548. 61) R. P. G.-Rom. I, 226. 62) Ibid. id. 63) Ibid. 227. 64) Ibid.; Zs. f. R. Ph. XII, 258 et Rom. XVIII, 192. 65) Resp. Poème Moral, p. 63, sv. et Zs. f. R. Ph. XI, 417. 66) R. P. G. Rom. I, 226; Zs. f. R. Ph. XI, 548; Gl. Darm. 241/2. 67) Zs. f. R. Ph. XIV, 385. 68) R. P. G.-Rom. I, 228. 69) R. P. G.-Rom. I, 226 et Zs. f. R. Ph. XII, 258. 70) Rom. XVII, 362. 71) R. P. G.-Rom. I, 228 et Gl. Darm. p. 243. 72) Zs. f. R. Ph. XIII, 405/6. 73) Horning dans Zs. f. R. Ph. XI, p. 538; Revue de l'Instr. publ. en Belgique, t. XXX p. 44, sv.; Rom. XVII, 561/2 et XVIII, 80; cmp. W. Meyer-Lübke, Grammatik d. rom. Spr. § 406 et Gl. Darm. p. 243 (la forme blanke est ancienne). 74) Rom. XVII, 562; XVIII, 217 et XIX, 80. 75) R. P. G.-Rom. I, 227 et 256/8; II, 38/46. 76) Rom. XV, 618/21; ibid. XVI, p. 123 note. 77) Bull. de la soc. lg. de litt. wall. III, p. 27/31 des Mélanges. 78) Rom. III, 390. 79) p. 21, sv. 80) Bull. de la soc. wall. t. V, p. 51/9 des Mélanges. 81) Zs. f. R. Ph. IX, p. 494, nos 82, 83, 87. 82) Rom. XVIII, 218.

l'attention de M. ALTENBURG[83]), mais plus particulièrement celle de M. STÜRZINGER[84]); à propos des imparfaits en *-ivę*[85]), des auxilliaires[86]) et de la conjugaison namuroise[87]) j'ai moi-même fait quelques remarques; enfin l'ancien wallon offrait certaines particularités, notamment les 1 plur. parf. en *-ins* (non *-imes*), les 1 plur. parf. en *-ons* et les 3 plur. parf. en *-ont* sur lesquelles on peut consulter un article de M. PASQUET.[88]) Le dernier point (*-ont*) avait été déjà soulevé avant lui.[89])

Syntaxe. Le zèle que l'on déploie aujourd'hui à élucider sous tous leurs aspects les faits phonétiques a relégué au second plan les recherches de morphologie et surtout celles de syntaxe. Une autre raison du discrédit dont ces dernières ont été frappées dans le domaine dialectologique, c'est la difficulté de se procurer des documents suffisamment sûrs, variés et explicites, écrits ou »parlés« dans tel ou tel patois. La littérature liégeoise a depuis trente ans acquis assez d'importance pour que ce dernier désavantage ne soit plus un obstacle. Pourtant jusqu'ici la syntaxe n'a guère été l'objet que de remarques détachées, dues à la sagacité d'amateurs plus ou moins érudits, tels que SIMONON[90]), BAILLEUX[91]), MICHEELS[92]), etc. Le premier s'est surtout occupé de l'ordre des mots, de l'emploi des auxiliaires et du pronom *ki*; M. ALTENBURG[93]) a aussi dit quelques mots du pluriel des adjectifs, qui a fourni à M. BONNIER un parallèle avec ce que l'on observe à Douai.[94]) M. HORNING a fait quelques remarques détachées sur la syntaxe du patois de Seraing[95]), et l'emploi de *les* = *lor* en ancien wallon a fourni à M. PASQUET une conclusion trop absolue[96]), comme M. P. MEYER l'a aussitôt constaté[97]) et comme j'en ai témoigné moi-même.[98])

Etymologie. Au domaine grammatical appartiennent légitimement les recherches étymologiques. Elles ont été glorieusement inaugurées à Liège par GRANDGAGNAGE dans son remarquable Dictionnaire étymologique de la langue wallonne.[99]) Cet ouvrage, laissé inachevé par son auteur, qui l'avait sans cesse repris et perfectionné, au point de fournir trois séries d'Addenda et de Corrigenda à ses premiers fascicules, a été terminé par les soins pieux de M. A. SCHELER en 1880; son mérite principal est d'avoir attiré l'attention sur des études trop négligées en Belgique et de fournir, sur la plupart des questions qu'il soulève, sinon une solution toujours acceptable, du moins les éléments d'une discussion qui peut conduire à cette solution. Il est vrai que cette méthode éclectique n'est pas sans offrir des inconvénients assez graves. L'auteur hésite trop souvent à se prononcer et laisse gratuitement son lecteur dans l'incertitude; il a eu le tort non moins regrettable d'attacher une importance exagérée au facteur germanique dans la constitution du dialecte wallon, de ne pas circonscrire plus rigoureusement ses explorations au sein de ce dialecte, enfin de se contenter d'une transcription à la fois conventionnelle et compliquée, qui n'est faite pour satisfaire ni les savants ni les laïques. La partie,

---

83) Jahresberichte, etc. I, 25/26. 84) V. note 17. 85) R. P. Gallo-R. I, 225. 86) Ibid. 87) Rom. XIX, 218. 88) Rom. XV, 130. 89) Bonnardot dans Rom. II, 251; Apfelstedt, Lothr. Psalter p. IX; Tobler, Versbau alter und neuer Zeit,² p. 35; Hentschke dans Zs. f. R. Ph. VIII, 122—4. 90) Poésies, etc. p. 21, sv. 91) Bull. de la soc. wall. V, p. 51, sv. 92) Grammaire élémentaire, etc. 93) Jahresbericht, etc. I, p. 20. 94) Zs. f. R. Ph. XIII, p. 454. 95) Zs. f. R. Ph. IX, 494, nos 84—86. 96) Rom. XV, 130. 97) Ibid. 131, n. 5. 98) Ibid. XVIII, 191. 99) 1ère partie, Liége 1847; t. II, 1ère livraison, Liège, 1850; t. II suite et fin, publié selon le vœu de l'auteur par Aug. Scheler, Bruxelles, 1880.

que M. SCHELER s'est chargé de mettre en œuvre, est à tous ces égards beaucoup supérieure à l'autre; moins confuse, plus sobre d'explications et de comparaisons, elle rendra toujours de meilleurs services. Depuis l'achèvement de cette œuvre d'une grande importance, l'étymologie du wallon a fait de lents, mais réels progrès. Au lieu de nous borner à citer quelques noms et quelques titres, nous avons jugé utile de dresser une liste, aussi complète que possible, de mots de ce parler étudiés depuis GRANDGAGNAGE-SCHELER (1880) au point de vue de leur origine, tant en Belgique qu'en France et en Allemagne, à la seule exclusion de ceux sur lesquels les recherches récentes n'ont apporté aucun élément de discussion digne d'intérêt.[100])

A. abalǫw (voyez *balǫw*); *adlẹ;*[101]) *ădūjwę̆;*[102]) *agā; agǭǭš;*[103]) *alār;*[104]) *aluwẹ;*[105]) *arĕkrę̆, arĕñkrę̆;*[106]) *ărŏyī;*[107]) *asir;*[108]) *astāpẹ̄* (*s'*);[109]) *atǫ, atu;*[110]) *ăvǫ̆;*[111]) *awĕy*[112]). — *B. baligā;*[113]) *balǫw;*[114]) *bar;*[115]) *barduχ;*[116]) *barẹ;*[117]) *băsī;*[118]) *bawę̆t, bawi;*[119]) *băwūwẹ̄;*[120]) *bẹdlę̆t;*[121]) *bę̆dǫ́;*[122]) *bẹrik;*[123]) *bẹrọ;*[124]) *bĭlsī;*[125]) *bĭstŏkẹ̄;*[126]) *bǭyī;*[127]) *bunăm;*[128]) *bursẹ;* (*pursẹ*);[129]) *būzẹ.*[130]) — *Č. čābūrlẹ;*[131]) *čwę̆;*[132]) — *Š. šādīy.*[133]) — *Ğ. ğĕy;*[134]) *ğœχ;*[135]) *ğǫğǫ.*[136]) — *D. dilŭχ;*[137]) *dīn;*[138]) *dĭrę̆nę̆y;*[139]) *dĭsœf;*[140]) *dĭsuχi;*[141]) *dĭvĭs;*[142]) *drīhẹl;*[143]) *drosār;*[144]) *dvizā -āt;*[145]) *dyẹra.*[146]) — *E. ę̆klūsi;*[147]) *ę̆knę̆y;*[148]) *ẹli* (*Aily*);[149]) *ę̆nǫχi* (*s*);[150]) *ę̆pü;*[151]) *ę̆rẹ;*[152]) *ę̆rœr;*[153]) *ę̆sdumi;*[154]) *ę̆t.*[155]) — *F. făyę̆;*[156]) *fĭsĭk;*[157]) *flaχī;*[158])

---

100) Je néglige donc des étymologies absolument insoutenables comme celle de *sīs*, *avu*, *sę̆wẹ* et quelques autres insérées dans le Bull. de la société de littérature wallonne t. X, p. 73, sv. notes. En revanche quelques étymologies, notamment celles de *baligā*, sont antérieures à 1880; je les mentionne parcequ'elles n'ont pas, à mon su, trouvé place dans le complément de l'œuvre de Grandgagnage. La graphie adoptée est celle de Böhmer, quelque peu mitigée par M. Horning et d'autres collaborateurs de la Zeitschrift f. Rom. Philologie. 101) Zs. f. R. Ph. IX, 490 (corr. de l'auteur sur le tiré-à-part). 102) R. P. G.-R. III, 270. 103) Rev. L. Rom. XXXIV, 606, 104) B. soc. wall. X, 180. 105) Id. id. 169, n. 3. 106) R. L. Rom. XXXIV, 429. 107) R. P. G.-R. III, 270. 108) Altenburg, III, 12. 109) R. P. G.-R. III, 270. 110) Zs. f. R. Ph. XIII, 411. 111) R. P. G.-R. III, 271. 112) Zs. für Roman. Philol. IX, 488 et R. P. G.-R. I, 227 113) Bull. soc. litt. wall. III, p. 52 des Mél. 114) Bull. soc. litt. wall. X, p. 174, n 4; Rev. L. Rom. XXXIII, p. 452. 115) Bull., etc. 2e série, IV, 238. 116) Bull., etc. id. 243. 117) R. P. G.-Rom. III, 271. 118) R. l. Rom. XXXIV, p 430. 119) Ibid. p. 427. 120) R. P. G.-R. III, 271. 121) Bull. soc. litt. wall. X, p. 180. 122) R. P. G.-R. III, 271. 123) Altenburg, III, 13. 124) R. P. G.-R. III, 271. 125) Altenburg, III, 14 126) R. P. G.-R. III, 271. 127) Ibid., 272. 128) Altenburg, II, 3. 129) R. l. Rom. XXXIV, p. 427. 130) Altenburg III, 10. 131) Bull. soc. litt. wall. 2e série, III, 87. 132) Altenburg, II, 15. 133) R. P. G.-R. III, 272. 134) Zs. f. R. Ph. IX, 493. 135) Ibid. 498. 136) B. soc. litt. wall. X, 86, note 5. 137) Altenburg, III, 16 et Bull. soc. litt. wall. 2e série IV, 241. 138) R. P. G. R. III, 272 et R. L. Rom. XXXIV, 429. 139) B. soc. litt. wall. X, 138, note 7. 140) Ibid. 2e série, III, 83. 141) Altenburg, III, 5. 142) B. soc. litt. wall. X, 145, note 7. 143) Ibid. 138, n. 2. 144) Altenburg, II, 11. 145) R. P. G.-R. III, 272. 146) Ibid. id. 147) B. soc. litt. wall. 2e série, IV, p. 234. 148) Ibid. X, 82, n. 7; cmp. Zs. f. R. Ph. XIII, 40. 149) Bull. X, p. 181 et 2e série, XIV, p. 5—8. 150) B. soc. litt. wall. 2e série. IV, p. 244. 151) Altenburg, III, 9. 152) Ibid. II; cmp. Zs. f. R. Ph. IX, 149, 495; XIV, 221. 153) Altenburg II, 9. 154) B. soc. litt. wall. 2e série, IV, p. 240. 155) R. L. Rom. XXXIV. 156) R. P. G.-R., III. 273. 157) Altenburg, III, 25. 158) Ibid., 16.

for- (en composition);[159]) *frã* (*Franc*);[160]) *frumīχ*;[161]) *fũf*;[162]) *fuχ*[163]) *fwẹ̆χ*.[164]) — *G. gręvī*;[165]) *gręvĭsę̄*.[166]) — *H* (= *χ*, *c̑*, *xh*, *ʿh* suivant les graphies) *hăšă*;[167]) *halẹ̆n*;[168]) *halkẹ̆n*, *-kine*;[169]) *hămlẹ̆t*;[170]) *hãsi*;[171]) *havę*;[172]) *hę̄k*;[173]) *hẹ̆nkinrẹ̆y*;[174]) *hẹ̆t*;[175]) *hẹ̆yi*;[176]) *hœr*;[177]) *hǫ̆sī*;[178]) *hǭpi*;[179]) *hü*;[180]) *hüflę*;[181]) *hukī*.[182]) — *K. kăhǫ̆t*;[183]) *kăntya*;[184]) *katī*;[185]) *kẹ̆rnăš*;[186]) *kihañi*;[187]) *kihœ̄r*;[188]) *kœ̄r*;[189]) *kǫrõmūs* (*Coronmeuse*);[190]) *krāmiñõ*;[191]) *krūlę*.[192]) — *L. lārigǫ*;[193]) *lǫ̆s*;[194]) *lwẹ̆ñ*.[195]) — *M. malędūl*;[196]) *marẹ̄t*;[197]) *markǫ̆t*;[198]) *markŭs* (*Marcus*);[199]) *mārñuf*;[200]) *mãsi*;[201]) *măt*;[202]) *nawẹ̆t*;[203]) *mẹ̆skẹ̆n*;[204]) *mitã*;[205]) *mǫrõ*;[206]) *mŭšẹ̆*;[207]) *mŭsi*;[208]) *myęr*.[209]) — *N. nāk*;[210]) *nawę*;[211]) *nīvăy*;[212]) *nǭhi*;[213]) *nõna*;[214]) *nǫ̆rẹ̆*.[215]) — *O. ǫ̆hę̄*;[216]) *õbād*;[217]) *ǫręmŭs* (*Oremus*).[218]) — *P. păšĭ*;[219]) *pākǫlę*;[220]) *paskĕy*;[221]) *păw*;[222]) *pęr*;[223]) *pẹ̆yõ*;[224]) *pĭtę*;[225]) *pĭvŏl*;[226]) *pĭyǭn*;[227]) *plōh*;[228]) *pœkę*;[229]) *pǭr*;[230]) *prāğīr*;[231]) *prüstę*;[232]) *püni*;[233]) *pūrĭstę*;[234]) *pwẹ̆rfi*;[235]) *pyẹ̆rzẹ̄*.[236]) — *R. raffārę*;[237]) *răuẹ̆t*;[238]) *rāyi*;[239]) *rādăh*;[240]) *rãšnę*;[241]) *rẹ̆hādi*;[242]) *rẹ̆skūlǫ̆*;[243]) *rẹ̆spunę*;[244]) *rĭglati*;[245]) *rĭlĭñĭ*;[246]) *rnăwī*;[247]) *rœt*;[248]) *rubyẹ̆s*;[249]) *rwẹ̆s*.[250]) — *S. săki*, *săkwẹ̆*;[251]) *salõt*;[252]) *sarkǭ*;[253]) *savẹ̆n* (*a*);[254]) *sblari*;[255]) *sęf*;[256]) *sęnẹ̆t*;[257]) *sīf* (*sūf*, *sāw*);[258]) *skămya*;[259]) *skrāwę*;[260]) *skrẹ̆pę̄*;[261]) *skrǫ̆tę̄*;[262]) *sœy*;[263]) *sǫlǫ*;[264]) *sǫ̆rǫ̆č*;[265]) *sǫ̆rt*;[266]) *spāmę*;[267]) *spęhi*;[268]) *spę̄r*;[269]) *spǫ̆*;[270]) *stārę*;[271]) *stĭ* (*-sĭ*, *-la*);[272]) *stǫ̆a*;[273]) *stǫkę*;[274]) *sŭwę*;[275]) *sütĭ*;[276]) *syẹ̆rvūl*.[277]) — *T. tăhę̄*;[278]) *tăpõ*;[279]) *tǫt-ẹ̆n-avœt*;[280]) *trętœ*;[281]) *tŭp*.[282]) — *V. variyę̄*;[283]) *vǫ̆ltrūl*.[284]) — *W. wahę̄*.[285])

---

159) Ibid., II, 10. 160) Bull. soc. litt. wall. XI, 243. 161) Altenburg, III, 17; Zs. für Roman. Philologie IX, 488; R. P.-G. R. III, 273 et R. L. Rom. XXXIV, 429. 162) R. P. G.-R. III, 273. 163) Altenburg, III, 17. 164) Ibid. III, 18. 165) R. L. Rom. XXXIV, 428. 166) R. P. G.-R. III, 274. 167) B. soc. litt. wall. X, p. 164, note 5. 168) Altenburg III, 13. 169) Ibid, 16. 170) B. soc. litt. wall. III, p. 58 des Mél 171) Ibid. X, 123, n. 9; 2e série, IV, 233. 172) R. L. Rom. XXXIV, 428. 173) Altenburg, 16. 174) B. soc. litt. wall. XI, 250. 175) Ibid. 2e série, III, 77. 176) Altenburg, II, 4. 177) Ibid. I, 16; cf II, 3. 178) B. soc. litt. wall. X, 71, note 7. 179) R. L. Rom XXXIV, 428. 180) B soc. litt. wall. X, 160, note 2. 181) Zs. f. R. Ph. IX, 491. 182) Altenburg, II, 17. 183) Altenburg, III, 16. 184) Bull. soc. litt. wall. X, 164, note 4 185) Zs. f. R. Ph. IX, 506. 186) R P. G.-R. III, 271. 187) Altenburg, II, 3. 188) Bull. soc litt. wall. X, 163, note 3. 189) Altenburg, III, 11, note. 190) B. soc litt. wall. IV, p. 75 des Mél. 191) Altenburg, I, 7. 192) Ibid. III, 8. 193) R. L. Rom. XXXIII, 614, note. 194) B. soc. litt. wall., 2e série, III, 67. 195) Altenburg, II, 14, note. 196) Ibid. III, 8. 197) R. P. G.-R. III, 275. 198) R. L. Rom. XXXIV, 426. 199) B. soc. litt. wall. X, 165, note 6. 200) R. P. G.-R. III, 275. 201) B. soc. litt. wall. X, 157, note 2. 202) Ibid. 118, note 7. 203) R. L. Rom. XXXIII, 615. 204) B. soc. litt. wall. X, p. 23 des Mél. 205) Zs. f. R. Ph IX, 141 et 511. 206) B. soc. litt. wall. 2e série IV, 239. 207) R. P. G. R. III, 275. 208) B. soc. litt. wall. X, 81, note 5. 209) Herrigs Archiv VI, 43; Romania II, 329; Altenburg, I, 23. 210) Zs. f. R. Ph, XIV, 367. 211) Ibid. IX, 487. 212) R P. G.-R. I, 226. 213) Zs. f. R. Phil. IX, 490. 214) Bull. soc. litt. wall. X, 112, note 1. 215) Altenburg, II, 9; Zs. f. Rom. Phil. IX, 495. 216) Zs. f. R. Ph., IX, 491. 217) Altenburg, II, 3. 218) B. soc. litt. wall. IV, p. 76 des Mél. 219) R. P. G.-R. III, 275. 220) B. soc. litt. wall. III, p. 55 des Mél. 221) Annuaire de la soc. litt. wall. III, 89. 222) R. L. Rom. XXXIV, 429. 223) B. soc. litt. wall. 2e série, III, 69. 224) Ibid. IV, 238. 225) R. L. Rom. XXXIV, 430. 226) R. P. G. R. III, 275. 227) Ibid. id. 228) Bull. soc. litt. wall. 2e série, IV, 244. 229) Altenburg, III, 15. 230) Bull., etc. X, p. 92, note 4. 231) Ibid. 2e série III, 74. 232) Zs. f. R. Ph. IX, 484. 233) Bull., etc. 2e série IV, 242. 234) Altenburg, III, 7. 235) Bull., etc. 2e série III, 69. 236) Ibid. III, 85 et IV, 236. 237) Bull. soc. wall.

Lexicologie.[286]) C'est là une des sections les plus riches, sinon la plus riche de la dialectologie wallonne. On peut ranger sous deux chefs les ouvrages qu'elle comprend: 1. les dictionnaires englobant tous les mots d'un ou de plusieurs parlers wallons. 2. les glossaires n'ayant pour objet que la terminologie propre soit à un auteur — soit à une profession. Il y aurait lieu de tenir compte dans 1) des ouvrages α) historiques, β) sur l'usage moderne, mais l'absence à peu près complète de dictionnaire de la première sous-catégorie nous dispense de compliquer notre subdivision.

Nous rangeons sous 1) et par ordre de date les dictionnaires de Cambresier[287]) (1787), de Villers[288]) pour Malmédy (1793), de Remacle[289]) (1823) et de Lobet[290]) (1854) pour Verviers, de Dasnoy[291]) pour le Luxembourg (1856), de Hubert[292]) (1857), de Forir[293]) (1866-74) et de Gothier[294]) (1879) pour Liège. Il faut faire une place à part au Dictionnaire étymologique de la langue wallonne de Grandgagnage, complété et achevé par Scheler, qui a moins pour but de dresser l'inventaire intégral des mots wallons que de résoudre les questions relatives à leur origine. Ce dictionnaire a donc des lacunes considérables et volontaires; il ne donne ni toutes les formes, ni tous les tours auxquelles celles-ci se prêtent; mais d'autre part il ne se restreint

---

X, 160, note 9. 238) Ibid. X, 144, note 8. 239) Ibid. X, 143, note 9; cf. 167, note 2 et 2e série, IV, 246; Zs. f. R. Ph. IX, 488. 240) Bull., etc. 2e série, III, 84. 241) R. P. G.-R. III, 276. 242) Bull., etc. 2e série, IV, 242. 243) R. P. G.-R. III, 276. 244) Bull., etc. 2e série, IV, 248. 245) Ibid. id. 251. 246) Ibid. id. 253. 247) Ibid. X, 175, note 5. 248) Altenburg, III, 12, note 3. 249) Bull., etc. 2e série, IV, 254. 250) Ibid. id., 243. 251) Ibid. X, 72, note 2. 252) Ibid. 2e série, IV, 238. 253) Ibid. id. 259. 254) Ibid. id. 255. 255) R. L. Rom. XXXIV, 607. 256) Bull., etc. X, 92, note 2. 257) Ibid. 2e série, IV, 237. 258) Zs. f. Roman. Philol. XIII, 324. 259) R. P. G.-R. III, 276. 260) Bull., etc. 2e série, III, 82. 261) R. P. G.-R. III, 276. 262) Ibid. id. id. 263) Altenburg, III, 12. 264) R. P. G.-R. I, 227: cf. note 64. 265) Bull., etc. 2e série, IV, 256. 266) R. P. G. R. III, 277. 267) Bull., etc. 2e série, III, 81. 268) Zs. f. R. Ph. IX, 491. 269) Bull., etc. 2e série, IV, 257. 270) Ibid. IV (p. 23 du tiré à part) et X, 174, note 6. 271) Bull., etc. 2e série, III, 76. 272) R. P. G.-R. III, 277. 273) Ibid. id. id. 274) Bull., etc. 2e série, IV, 234. 275) Ibid. id. 235. 276) Ibid. id. 258. 277) Altenburg, III, 7. 278) Zs. f. R. Ph. IX, 491. 279) Bull., etc. 2e série, IV, 244. 280) Altenburg, III, 12, note 2. 281) Zs. f. R. Ph. IX, 504. 282) Altenburg, II, 17. 283) Bull., etc. 2e série, IV, 240. 284) Altenburg, III, 8. 285) Bull., etc. 2e série, IV, 264. 286) V. Dejardin, Examen critique de tous les dictionnaires wallons-français parus à ce jour, Liège, 1886 (Bull., etc. 2e série, IX, 311—59). Cet examen consciencieux a le tort de comprendre sous l'étiquette de wallon des parlers picards, comme le montois, le lillois, etc. De plus l'appréciation qui est faite des différents ouvrages mentionnés par l'auteur n'est pas toujours conforme à des principes strictement scientifiques. Mais l'information de M. D est très complète et nous n'avons guère eu qu'à le suivre dans ce paragraphe. 287) Dictionnaire walon-françois ou recueil de mots et de proverbes françois extraits des meilleurs dictionnaires, Liège, 1787. 288) Extraits de son Dictionnaire walon-français dans Bull., etc. VI, p. 21—93. 289) Dictionnaire wallon-français, 1823, 2e édition, 2 vol.. 1839. 290) Dictionnaire wallon-français, Verviers, 1854. 291) Dictionnaire wallon-français à l'usage des habitants de la province de Luxembourg et des contrées voisines, Neufchâteau, 1856. 292) Dictionnaire wallon-français, Liège, 1857. 293) Dictionnaire liégeois-français, Liège, 1866—74, 2 vol. 294) Dictionnaire français-wallon, Liège, 1879.

pas à un seul parler; Huy, Namur, Verviers et bien d'autres lieux ont fourni leur apport et il est, pour ainsi dire, impossible de déduire un usage local de ce vaste recueil, dont nous avons déjà apprécié la portée scientifique.

Glossaires. Rangeons à part les glossaires technologiques; ce sont d'ailleurs les plus nombreux. La flore et la faune populaire sont représentées par les compilations de Lejeune[295]), de Lezaack[296]) de E. de Selys-Longchamps[297]), Grandgagnage[298]) et Joseph Defrecheux[299]) Le langage professionnel a été étudié par MM. R. Courtois[300]), Bormans[301]), A. Body[302]), J. J. Mathelot[303]), Jacquemin[304]) et Kinable[305]); il faut y ajouter une courte nomenclature de M. Destinez.[306]) En nommant les travaux relatifs aux animaux et aux plantes, on n'a pas épuisé les contributions lexicologiques de la Société de littérature wallonne à la science encore mal définie du folk-lore; il faut, en effet, mentionner à ce point de vue le Dictionnaire des spots de M. Dejardin[307]), complété à l'aide des mémoires de MM. Defrecheux, Delarge et Alexandre, le Recueil de comparaisons populaires wallonnes de M. Defrecheux[308]), complété à l'aide des travaux de Madame Colson-Spadin et de MM. Delarge et Kinable et le glossaire des jeux wallons de M. J. Delaite.[309])

Le caractère de ces publications est le même dans son ensemble; ce sont d'utiles et consciencieuses contributions à la lexicologie du wallon et il n'est que juste d'accorder qu'aucun autre parler roman

295) Flore des environs de Spa. Liège, 1811—12. 2 vol. 296) Dict. des noms wallons des plantes des environs de Spa (Bull., 2e série, VII, p. 213—48) 297) Faune belge, 1ère partie, Liège, 1842. 298) Vocabulaire des noms wallons d'animaux, de plantes et de minéraux (Bulletin de l'Institut archéologique liégeois, II, 429—50 et 2e édition, Liège, 1857). 299) Vocabulaire de la faune wallonne (Bulletins, etc. 2e série, XII, 11—268 et 2e édition, Liège, 1890). 300) Recherches sur la statistique physique, agricole et médicale de la province de Liège, Verviers, 2 vol., 1828. 301) Vocabulaire des mots techniques wallons du métier des tanneurs de Liège (Bulletin, etc. t. V, p. 149, sv.). — Vocabulaire des houilleurs liégeois (ibid. VI, 139—254). — Glossaire du métier des drapiers (ibid. IX, 235—96). 302) Vocabulaire des charrons, charpentiers et menuisiers (Bulletins, etc. VIII, 58—133). — Vocabulaire des tonneliers, tourneurs, ébénistes, etc. (ibid. X, 210—312). — Vocabulaire des couvreurs en chaume, en ardoise, en tuile, en zinc et des ramoneurs (ibid. XI, 141—85). — Vocabulaire des agriculteurs de l'Ardenne et du Condroz, de la Hesbaye et du pays de Herve (ibid 2e série, VII, 1—206). — C'est plutôt à l'étude du folk-lore qu'appartient le Vocabulaire des poissardes du pays wallon (ibid. XI, 189—242) dû au même auteur. 303) Vocabulaire de l'artisan maçon (Bulletins, etc. XI, 55—132). 304) Vocabulaire liégeois des serruriers (ibid. 2e série, III, 207). — Vocabulaire du tendeur aux petits oiseaux (Bulletins, etc. 2e série, IX, 17—32). 305) Glossaire technologique français-wallon du cordonnier (ibid. 2e série, XI, 275—98). — Glossaire technologique wallon-français du métier des chandelons (ibid. id. XIII, 265—92). — Glossaire technologique wallon-français du métier des brasseurs (ibid. id. 293—319). 306) Quelques noms de fossiles employés par les ouvriers des carrières de Visé (ibid. id. XIV, 243 à 244). 307) Bulletins, etc. t. IV; cmp. t. V, 17 les proverbes bas-allemands mis par M. Hofmann en rapport avec les »spots« 308) Bulletins, etc. 2e série, IX, 49—303. 309) Ibid. id. XIV, 127—78. Une partie de son contenu est destiné à compléter un Recueil d'enfantines liégeoises de M. Defrecheux, paru dans la même collection.

n'en possède un nombre aussi respectable; mais les phonétistes n'y trouveront que peu de renseignements dont ils puissent faire leur profit. La Société, qui a patronné tous ces recueils, n'ayant pas d'orthographe fixe, n'a pu en imposer une à leurs auteurs; la graphie varie donc d'une compilation à l'autre et parfois au cours d'une même compilation. Pour la même raison, c'est à peine si le côté historique des recherches sur le langage a été abordé jusqu'ici. Le seul travail scientifique de quelque importance qui s'y rattache est dû à M. SCHELER[310]), mais il est né en dehors du cercle d'action de la Société liégeoise. Celle-ci n'a donné son patronage qu'à un recueil fort imparfait, dont un seul fascicule a paru[311]), et à des compilations de M. KINABLE[312]) au dessous de toute critique. Pour en finir avec les monographies historiques, il faut mentionner le glossaire ancien-wallon qui fait suite au Dictionnaire étymologique de GRANDGAGNAGE.[313]) Des notes quasi informes de celui-ci M. SCHELER a su tirer les éléments d'un bon travail, forcément incomplet (le Ver del Juïse, le Poême Moral, les Vies de saints, la version des écrits de St. Grégoire, etc. n'y sont point mis à contribution). Il est d'ailleurs permis de se demander si, en présence de vastes entreprises comme celles de M. GODEFROY,[314]) il est opportun de dresser d'autres nomenclatures de vieux mots patois que le glossaire d'un seul texte (comme celui de LA GESTE de Jean d'Outremeuse) ou d'un seul auteur ou encore d'une catégorie d'ouvrages bien déterminée.

Restent les glossaires géographiques et toponymiques. Une place remarquable dans cet ordre de travaux revient au Mémoire sur les anciens noms de lieux de la Belgique orientale dont il a été déjà question plus haut[315]); le Glossaire toponymique de St. Léger[316]) du professeur KURTH nous révèle le précieux appoint que des nomenclatures, se renfermant dans un domaine rigoureusement circonscrit, pourraient constituer pour l'histoire de notre passé. Il sera peut-être permis de ranger à cette même place l'étude de M. BODY sur les noms de famille du pays de Liège[317]) et les Prénoms liégeois et leurs diminutifs, recueillis et mis en ordre par L. CHAUMONT et JOS. DEFRECHEUX.[318]) Enfin constatons qu'indépendamment de toute préoccupation étymologique, certains mots wallons ont été étudiés par MM. ALEXANDRE[319]) et VAN DE CASTEELE.[320]) Le wallon ne tient nullement une place particulière dans l'étude de M. PASQUET sur les formes du nom du renard au Moyen Age.[321])

---

310) La geste de Liége par Jehan des Preis, dit d'Outremeuse. Gloss. philol. (extr. du tome XLIV des Mémoires de l'Académie de Belgique, 1882). 311) Glossaire roman-liégeois par S. Bormans et A. Body (1ère livraison dans t. XIII des Bulletins A—avour, p. 95—212). 312) Recueil de mots wallons employés comme français (sic) dans les anciennes ordonnances du pays de Liège (Bull., etc. 2e série, XII, 301—13). — Glossaire d'anciens mots wallons venant du latin et dont l'emploi tend à disparaître (ibid. id 319—42). 313) II, 545 à 646. 314) Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe au XIVe siècle. 315) Voir note 37. 316) Glossaire toponymique de la commune de St. Léger, Namur, 1887. Cmp. les recherches du même sur Majerou (Inst. arch. du Luxembourg, 1885). 317) Bull., etc. 2e série, IV, 7—227. 318) Ibid. id. XV, 9—27. 319) Bull., I, 227—30 (Explication de quelques mots du patois de Marche). 320) Ibid. 2e sér. XIV, 331—39 (quelques mots du vieux wallon: boffet, Gobar, posson, vieux-warier). 321) Goupil et Renart (Bull., 2e série, VIII, 78—98).

Ouvrages pédagogiques. Sous cette rubrique, qui n'est pas tout à fait exacte, peuvent figurer un certain nombre de volumes ou d'opuscules, destinés à épurer le langage, soit français, soit wallon des habitants de la Belgique orientale. Non seulement des tours et des termes patois tendent à s'introduire dans la langue de la conversation, même des personnes instruites, mais il n'est pas jusqu'à leur prononciation des mots français qui ne se ressente du contact journalier avec l'idiome populaire, resté encore en grande partie celui de la petite bourgeoisie. De là les omnibus[322]), mis à contribution par M. Dory dans un dernier travail qui les résume et les complète.[323]) Plus récemment encore[324]) M. Kinable a réuni quelques remarques au sujet de l'influence du wallon sur la prononciation du français à Liège. Parmi les tentatives destinées à sauvegarder le caractère original du wallon il faudrait, si ce n'était chose faite, énumérer les essais d'orthographe et les autres tentatives de réglementation dont ce parler a été l'objet.[325])

Littérature. Il ne peut entrer dans nos intentions de tracer même une simple esquisse de la littérature en dialecte wallon; bien des œuvres qui lui appartiennent sont encore ou inédites ou insuffisamment localisées[326]), et parmi les publications postérieures à 1800, il y aurait à faire un choix dont les raisons exigeraient des développements incompatibles avec un travail comme celui-ci. Je me bornerai donc à énumérer un certain nombre de textes anciens soit du Moyen-Age, soit des siècles modernes, qui ont été l'objet de travaux récents, destinés précisément à établir s'ils appartiennent ou non à la région wallonne. Ce sont, indépendamment d'Eulalie et des fragments de Jonas[327]), le Ver del Juïse qui appartient au XIIe s. et s'il fallait en croire l'éditeur, plutôt à la première moitié qu'à la seconde[328]), le Poème Moral, de 1200 environ[329]), une traduction des dialogues du pape Grégoire, des moralités sur Job et d'un fragment d'homélie de la même date environ[330]) et qu'il serait intéressant de soumettre à nouveau à la critique, afin de s'assurer s'il n'existe aucune relation entre cette compilation et la version d'un certain nombre d'écrits sacrés ou théologiques, attribués à un prêtre réformateur du diocèse de Liège, Lambert le Bègue[331]), des vies de Saints, notamment une vie de Ste. Juliane[332]) et une vie de Ste. Bathilde qu'on attribue au même Lambert et sur laquelle nous manquons de renseignements précis. Il faut encore mentionner des cantilenae à thème hagiographique que chantait dès 1071 un jongleur

---

322) Ils sont cités par M. Dory dans son recueil, p. 312 du tiré à part 1880. 323) Wallonismes (Bull., etc. 2e série, II, 77—387. 324) Bull., etc. 2e série, XIII, 335—65. 325) Voyez notes 42 et ss. 326) Voir Romania, XVII, 542, ss. 327) Cf. Koschwitz, Commentar zu den ältesten franz. Sprachdenkmälern, p. 86, ss et p. 154/55. 328) Li Ver del juïse, en fornfransk predikan, akademisk afhandling af Hugo von Feilitzen, Upsala, 1883; voyez p. XCV; je ne puis exposer ici les raisons pour lesquelles je ne puis me rallier à cette fixation de date. 329) Ed. Cloetta dans Rom. Forsch. III, 1; voyez p. 43 et Romania XVI, 118—28. 330) Ed. Foerster, I. Teil (seule parue), Halle, 1877. Sur la provenance de ce texte voyez Suchier dans Zs. f. R. Ph. II, 275 et VIII, 423; Foerster, Li sermon St. Bernart, XI; Behrens, Unorganische Lautvertretung, 37 sv. 331) Voir Bull. de l'Institut archéologique liégeois XI, 155—6. 332) Ed. H. von Feilitzen, en annexe au Ver del juïse.

(cantor quidam jocularis)[333]; des sermons du XIIIe siècle[334]) et des Heures[335]) du XIVe siècle qui ne sont pas dépourvues d'intérêt.

A défaut de texte d'une localisation assurée, nous savons que plusieurs des légendes épiques des XIIe - XIIIe ont connu soit un berceau, soit une greffe wallonne (Ogier, le chevalier au cygne).[336]) Nous ne manquons pas non plus de témoignages[337]), attestant le goût des anciens Wallons[338]) pour les récits épiques et pour les romans d'aventure; la version du Brut conservée à Munich est wallonne; nous avons aussi lieu de croire[339]) que la chantefable d'Aucassin et Nicolete est écrite dans ce dialecte, et il est certain que plusieurs fableaux le sont, ainsi celui du Sot Chevalier[340]) et ceux qu'a rimés Watriquet de Couvin.[341]) L'histoire locale (ou générale) n'a pas été moins heureusement représentée à la cour des princes évêques de Liège. Il reste encore douteux[342]) si Jehan de Tuym peut être rangé ici; mais il est certain que Hugues de Pierpont[343]) avait composé une chronique (romane) des Vavassours, aujourd'hui perdue; de Jacques de Hemricourt, qui vivait au XIVe siècle et dont il sera plus longuement question en 1891 à propos d'une dissertation de M. G. Doutrepont[344]), nous avons conservé le Miroir des Nobles de Hesbaye, l'Abrégé des guerres d'Awans et de Waroux et le Patron de

333) Henaux, Études etc. sur le wall., p. 52. 334) Ed. Pasquet Mém. de l'Acad. de Belgique, t. XLI, 3e fasc.); cmp. Romania, XVIII, 191—2. 335) Ed. Schirmer dans Herrigs Archiv, XXXVII, 321; P. Meyer dans Rev. des soc. savantes, 5e série, VI (1873), 239. Un 3e manuscrit est à Liège no 10 du Catalogue. 336) Voir Romania XIX, 325. 337) Une allusion à Roland est dans les sermons cités note 334 (p. 42); voyez Bull. de la soc. liég. de litt. wallonne III, p. 52 et 55 des Mél. pour les noms de Baligand et de Pacolet restés populaires à Liége, Romania XVIII, 192 pour celui de Gadelon (= Ganelon) qui l'est resté à Herve; ibid. pour d'autres mentions de personnages d'épopée ou de roman ayant fourni des prénoms à des êtres réels au XIIIe siècle; un certain Iwain figure dans une charte de Salzinnes (1271); un certain Urien dans une pièce de la Paix-Dieu (1251). Sur Roland et Olivier voyez encore Bull. Inst. archéol. liég. V, 331, note 1. Le Gérard d'Euphrate publié au XVIe siècle (1549) est emprunté, d'après l'auteur à »un poème wallon, faisant partie des chroniques de l'archevêque Turpin« (Bourciez, Mœurs polies et littérature de cour sous Henri II, p. 72). Il faudrait également tenir compte ici des copies assez nombreuses de textes épiques en dialecte wallon: c'est p. e. le cas pour un manuscrit de Foucon, dont M. Bormans a publié le seul fragment qui nous reste (Bull. du Bibliophile belge, Bruxelles, 1878; cmp. Lit. Centralblatt, 1879, col. 935 et Zs. f. R. Ph. II, 278. Voyez toutefois Rom. XVII, 554, n. 1); pour un fragment de Girbert de Metz (Bonnardot, Archives des Missions, 3e série, t. I, p. 21, note), pour un manuscrit de Beuve d'Hanstone dont on trouve un spécimen dans Gautier, Epopées françaises I², p. 380 note, etc. 338) Ed. Hofmann et Vollmöller, Halle, 1877; cmp. Jenrich, Die Mundart des Münchner Brut, Halle, 1881 et Romania XVII, 544. 339) Voir Moyen-age, III, 28. 340) Voir Dinaux, Trouvères brabançons, hennuyers, liégeois et namurois, p. 43, ss. Le fabliau a été publié par Méon, Rec. IV, 255—65 et par de Montaiglon, Recueil général et complet des fabliaux I, 220—30; cmp. O. Pilz, Beiträge zur Kenntnis der altfranz. Fableaux II, 9 et J. Bédier, Les Fabliaux, p. 397, qui attribue (sans preuves) l'œuvre à la Picardie. 341) Ed. Scheler, Bruxelles, 1868. 342) Li Hystore de Julius César, eine altfranzösische Erzählung in Prosa von Jehan de Tuim, hsgg. von F. Settegast, Halle, 1881. Cf. Moyen-age, IV, p. 61. 343) Henaux, Études, etc. p. 50. 344) Cette étude a paru dans les Bull. de l'Académie de Belgique.

la Temporaliteit, ouvrages importants pour l'histoire locale et pour les institutions du XIVe siècle. Jehan le Bel, le maître de Froissart et l'auteur véritable de plus d'une page admirée de ce dernier, est un Liégeois; Liégeois aussi Jean d'Outremeuse, l'auteur du Myreor des histoires et de la Geste de Liège[345]) et l'un des compilateurs à l'érudition la plus touffue et à l'allure la plus déréglée de ce XVe siècle, qui est pourtant l'époque des œuvres indigestes et lourdement édifiées.

Du théâtre wallon nous n'avons aucun document publié jusqu'au XVIIe siècle; mais nous savons qu'une passion du XVe siècle dans laquelle »on relève des traces de dialecte wallon« était encore en 1840 dans la bibliothèque d'un riche amateur[346]); au XVIe des textes nous révèlent l'existence à Liège d'une société de rhétorique (1562)[347]); enfin on a mis au jour une moralité du XVIIe siècle, qui semble plutôt faite pour un auditoire de jeunes filles que destinée au vrai public.[348])

Après 1600 les textes conservés se multiplient; ce sont une ode de 1620[349]), un sonnet de 1622[350]), une complainte de 1631[351]), un entre-jeux de 1634[352]), un dialogue de 1665[353]), enfin une série de paskèy[354]) (pasquilles) ou satires plus ou moins mordantes ou bien inoffensives, allant de 1650[355]) jusqu'à nos jours. Au XVIIIe siècle le théâtre, qui n'est souvent que de la satire découpée et dialoguée, le dispute en verve ironique et bouffonne à la paskèy; en 1757-58 sont publiés li fiesse di hout' si plou, les Hypocondes et li ligeois êgagî; en 1789 li malignant. C'est à la même époque qu'appartient li voïege di Chaufontaîne[356]), véritable chef-d'œuvre de bonne gauloiserie, relevée par la fine caricature de types locaux; au XVIIIe siècle semblent appartenir également la plupart des Noëls republiés par M. A. Doutrepont[357]) et dont quelques-uns sont d'une grâce naïve et pénétrante.

A partir de 1789 il y eut, sous l'influence des événements politiques, un temps d'arrêt dans la production d'œuvres wallonnes. Après la révolution de 1830 qui a soustrait la Wallonie à une alliance qui ressemblait trop à une sujétion, il se manifeste un réveil intellectuel dont le patois va bénéficier. Bientôt Grandgagnage, Henaux, Simonon, Bailleux, Dejardin et d'autres se mettent à l'œuvre.

---

345) Ed. Borgnet et Bormans, 1864—8. 346) G. Picot dans Romania XIX, 263. 347) Bull. soc. litt. wall. IX, 221/22. 348) Ibid. II, Mél p. 1. 349) Ibid. I, 135/41. 350) B. et D. Choix, p. 116. 351) B. et D., Choix, etc., p. 33. 352) Ibid. p. 97. 353) Communiqué à M. G. Doutrepont pour un travail dont il sera question en 1891. 354) Voir note 221. 355) De 1650 environ Bull. soc. litt. wall. XI. 244; une deuxième, sous forme dialoguée d'à peu près la même date; une troisième et de 1675; en 1677 une autre est relative aux troubles de la magistrature (Annuaire, etc. IX, 128/50); le XVIIIe siècle nous en a légué un grand nombre, soit de circonstance, soit d'un intérêt et d'une valeur plus durables. Nous manquons de renseignements sur les auteurs de la plupart d'entre elles; quelques chanteurs populaires ont pourtant joui d'une certaine notoriété locale, par exemple Moreau et Simonis sur lesquels voyez Annuaire, etc. II, 31/47) et dès 1844 B. et D. Choix, etc. p. XVI, ss. Le genre n'est pas encore épuisé; au commencement de ce siècle on cite plusieurs auteurs de paskèy, notamment J. B. Moulin (U. Capitaine dans Bull. de l'Institut arch. liég. IV, 146—50) et plus récemment la Société wallonne en a couronné d'autres, dont quelques-unes ont une réelle valeur. 356) Réédité avec les Hypocondes, li ligeois êgagî et li fiesse di hout' si plout en 1854. 357) Rev. P. G.-Rom. I, 184—97; 265—80; II, 65—92.

En peu de temps[358]) paraissent un certain nombre de recueils et d'études qui attestent une véritable renaissance. Grandgagnage fera pour la langue ce que Henaux, Capitaine et d'autres entreprendront dans le domaine historique. La Société wallonne est fondée et l'Institut archéologique liégois. En 1858 le chef d'œuvre de Delchef, li Galant del Siervante, est couronné par »l'Académie wallonne« et depuis lors la production d'œuvres dramatiques, de poésies satiriques ou autres a été ininterrompue.

Liège. M. Wilmotte.

Neulothringisch. — Erwähnt werden zuerst einige Arbeiten des Jahrbuches der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde.[1]) In seinen Lothringischen Mundarten[2]) gibt L. Zéliqzon im Anschlufs an C. This[3]) Beiträge zur Kunde der Neumetzischen Mundart und der angrenzenden Patois (Lautlehre, Formenlehre, Sprachproben, Glossar, dazu eine Karte). Wertvoll ist das in etwa 70 Ortschaften von dem Verfasser selbst gesammelte und phonetisch genau niedergeschriebene Material. Dagegen sind die lautlichen Erscheinungen nicht immer richtig aufgefafst; verfehlt ist z. B. § 67: »Sekundäres *y* hat sich entwickelt nach *d(t)* in *χadyõ* (*chardon*), *pędyü* (*perdu*), *tyęr* (*terre*); *w* erscheint nach *t* in *twǫ*, *twǫtχ* = TORQUEO, TORQUERE.« Thatsächlich handelt es sich um den Wandel von *rd* zu *dy* und um die Diphthongierung von *ǫ*, *ę* vor gedecktem *r*. In dem auch von Zéliqzon § 44 erwähnten metz. *tü, tüd* TORQUEO, TORQUERE läfst sich *ü* (statt *ǫ, u*) durch die Annahme erklären, dafs das *y* in TORQUEO durch das betonte *o* attrahiert wurde: *ǿ* + *y* wird metz. zu *ü*. — Die germanischen Bestandteile des Patois Messin[4]) behandelt J. Graf in einer lehrreichen, methodischen Arbeit. Manche Ergebnisse der Untersuchung bleiben freilich vorerst zweifelhaft: *beulosse*, ‚Beule' von dtsch. *Beule* mit Einwirkung des französischen *bosse* auf die Endung. Ob nicht vielmehr *beloce* ‚Pflaume'? Die Beule konnte scherzhaft (nach der Farbe) Pflaume genannt werden. *Bo(c)* ‚erste Milch der Kuh, die geworfen hat', hat mit *bouc* nichts zu thun: es ist afr. *bet*, neufr. *beton*, dtsch. *biest(milch)*.[5]) *Enhoncher*, packen, ‚greifen', nicht von *hanche* (= lothr. *hę̃š*); südlothring. auch *ę̃hãši*; ob von dtsch. *Hand*, also IN + *hand* + ICARE? *Fχo, veχo* ‚Hausmarder', ist lat. VISSIO.[6]) *Haincher* ‚hinken', nicht von dialekt. *hänken*, sondern von *hę̃š*, da beim Hinken die Hüfte sich hebt und senkt. *Hallair*, auch *lair*, ‚Bussard' von dialekt. dtsch. *hälecker*; indessen ist *lair*, *lęr*[7]) seiner lautlichen Behandlung nach lateinisch LATRO: Räuber ist ein passender Name für den Raubvogel. Interessant ist der Nachweis, dafs *jauge* ‚Hebel', *jaljon, jarjon* ‚Leiter am Leiterwagen' das deutsche *Galgen* ist. *Meumme* ‚Zitze, Brust' aus dialekt. *memm*; vielmehr aus lat. MAMMA mit Verdumpfung des *a* zwischen den Labialen. *Mitan*, aus

358) En 1843 paraissent des Études, etc. sur le wallon de Henaux; en 1844 le Choix de B(ailleux) et D(ejardin); en 1845 les Poésies, etc. de Simonon; en 1847 le 1er fasc. du Dictionnaire Etymologique de la langue wallonne de Grandgagnage.

1) Metz, Scriba; Band I erschien 1889, Band II 1890. 2) Ergänzungsheft zum Jahrbuch 1889. 3) Die Mundart der französischen Ortschaften des Kantons Falkenberg. Strafsburg. Heitz 1887. 4) Jahrbuch 1890. 5) Vergl. F. Kluge, Etym. Wörterb. s. v. 6) Z. f. R. P., XVIII, 230. 7) Vergl. auch Adam, Patois lorrains, s. v. *buse* und Z. f. R. P. XVIII, 221.

dtsch. *Mitte*; nicht berücksichtigt sind die franz. Patoisformen, die eine Zusammensetzung mit MEDIUS aufser Frage stellen.[8]) Das im Vocabulaire austrasien verzeichnete *la mitte* ‚die Mitte' mag einst im Metzischen neben *mitan* existiert haben. *Remaignou* ‚Quacksalber', aus germ. **hamjan* ‚verstümmeln'; vielmehr franz. *remanieur*. *Roncher* ‚schnarchen' ist lat. RONCHARE und mufs mit *haincher* (s. oben) aus der Zahl der Wörter gestrichen worden, in denen germ. *k* sich zu *š* gewandelt haben soll. *Waider* (*les vaches*) ist nicht *weiden*, sondern *waider* = *garder*. *Waite* ‚schmutzig' ist afr. *waiste*[9]), lat. VASTUS. Nicht berücksichtigt ist *hädlę* ‚kehren'[10]), *hädlür* ‚Besen' (von Hand?). — Unter dem Titel Patois Messin gibt H. VION[11]) in nicht phonetischer Schrift eine Reihe von Redensarten und Sprichwörtern in Metzer Mundart. — In einer wichtigen Abhandlung Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen erforscht H. WITTE[12]) die Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes im Metzer Bistume im ausgehenden Mittelalter bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts. Der Verfasser benutzt die handschriftliche Urkundensammlung der Metzer bischöflichen Kanzlei, die ihm ein zuverlässiges Kriterium für die Festsetzung der Nationalität einer Ortschaft liefert. Die Sprache des Ortes, für welchen eine Urkunde bestimmt war, war nämlich in der Regel für die Sprache der Urkunde mafsgebend. Es wurde demnach an die deutschen Ortschaften des Bistums in deutscher, an die französischen in französischer Sprache geurkundet. Weitere Quellen für die Untersuchung sind die in deutschen Grenzorten im lokalen Verkehre in deutscher Sprache erlassenen Urkunden, die Flurnamen, die Beinamen u. s. w. Um die Wende des 16./17. Jahrhunderts ist die Sprachgrenze im wesentlichen noch dieselbe, wie sie sich nach der Völkerwanderung zwischen Deutschen und Keltoromanen herausgebildet hatte. Erst nach dem 30jährigen Kriege hat sich dieselbe zu ungunsten des Deutschen durchschnittlich um etwa 10 km (an einer Stelle um 30 km) nach Osten verschoben.[13]) — In seiner Grammatik der Romanischen Sprachen[14]) nimmt W. MEYER-LÜBKE vielfach Rücksicht auf das Neulothringische. Eine Reihe einschlägiger Fragen hat REFERENT in einem Aufsatze Zur Lautgeschichte der ostfranzösischen Mundarten[15]) behandelt, z. B. den neumetzischen Wandel *ẹ́ + y* zu *i*, *ọ́ + y* zu *ü*, die Schicksale von DEUS, FOCUS, den Übergang von *iœ* zu *ü* in *biœ*, *bü* BOVEM, u. s. w. Hier sollen nur noch einige Einzelheiten berührt werden: § 35 verdient *šęmüχ* ‚Hemd' als Beispiel des Wandels von *i* zu *ü* unter Einflufs eines Labials erwähnt zu werden. § 54: in Jarménil wird *ü* nicht zu *i*: Vexaincourt, wo *ü* zu *i* wird, liegt nicht vereinzelt im *ü*-Gebiete, sondern gehört zu dem *i* = *ü*-Gebiete. § 136: *üngle* UNGULA mit *ü* ist auch die Vorstufe für lothr. *ink*. § 167: unrichtig ist, dafs lat. *ę* vor LL im Lothringischen nicht zu *ẹ* werde; in manchen Mundarten klingt allerdings dieser *e*-Laut offen. Die Fassung des § 171 könnte zu der Annahme verleiten, dafs -ELLA lothr. regelmäfsig zu *al*, *ol* wird, während *el* die Regel ist. § 273: lothr. *męχ* MELUM ‚Apfel' ist dem Ref. unbekannt (*mali* ‚Apfelbaum' ist dagegen gesichert). § 313: wenn es richtig ist, dafs nach der Ver-

---

8) Vergl. Z. f. R. P. XVIII, 224. 9) Vergl. Z. f. R. P. IX, 498. 10) Schon im Lothringer Psalter. 11) Jahrbuch 1890. 12) Jahrbuch 1890. Der Arbeit ist eine Karte beigegeben. 13) Über die heutige Sprachgrenze s. C. This, Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen. Strafsburg, Heitz 1887. 14) Leipzig 1890. 15) Z. f. R. P. XIV, 376 ff. (Jahrg. 1890).

bindung MN *u(e)* im Französischen bleibt (SOMNUS *somme*), so macht das Lothringische eine Ausnahme: *sõ* ist häufig in den Vogesen, in der Franche-Comté hörte Referent dagegen *sǫ̃n*. § 392 bespricht M. L. voges. *fandü*, *sond (cendre)*, im Jura *sę̃ndr* und fragt, ob die Rückbildung des Nasalvokals zu oralem Vokal + *n* unter germanischem Einflufs erfolgte: indessen ist *sond* wohl aus *sõnd* hervorgegangen, nicht aus *sõd*: während *õn* sich im Französischen zu *õ* vereinfachte, wurde es lothr. zu *on*. § 561 wird franz. *sœr (soeur)* auch dem Lothringischen zugesprochen, das indessen nur *syœ*, *sü* kennt.

Strafsburg i. E. A. Horning.

Départements du Rhône, de la Loire et de l'Ain. — (Forez, Lyonnais, Bresse, Bugey.) Pour les publications antérieures à 1890 et relatives aus patois de cette région, on ne peut que renvoyer à l'excellent travail de M. Behrens et aus notices bibliographiques de la Revue de philologie française. Je profite de l'occasion pour rectifier sur un point l'article que j'ai publié dans la Romania (XII, 346) sur le pronom personnel neutre dans le Forez, le Lyonnais et la Bresse: la chanson sur le 9 thermidor, qui figure dans le tableau final est stéphanoise et non lyonnaise. Ainsi disparait une anomalie résultant d'un lapsus.

Pour l'année 1890, nous n'avons guère à signaler que l'étude grammaticale de M. l'abbé DEVAUX sur un texte bressan de 1365 (Revue de philol. franç., IV, 10) et surtout le Dictionnaire étymologique du patois lyonnais, qui, commencé en 1887, a été achevé en 1890. C'est à notre avis le travail dialectologique le plus important qui ait paru dans toute la France pendant cette année.[1]) Nous n'insisterons pas sur le dictionnaire proprement dit, auquel il suffit de renvoyer: chaque mot est étudié avec le plus grand soin au point de vue des sens et de l'étymologie, et des rectifications nombreuses, dues en partie aus réflexions nouvelles de l'auteur, en partie à une révision attentive de M. Camille Chabaneau, sont introduites dans le Supplément et dans l'Errata. L'étude des flexions, qui précède le dictionnaire, n'est pas complète, particulièrement pour le verbe, et a besoin d'être reprise. Mais nous croyons devoir donner une analyse très détaillée de la phonétique, contenue dans la dernière livraison, parceque sur ce point le travail nous paraît devoir faire autorité pendant de longues années. M. Puitspelu indique, page II de l'introduction, les limites de la région lyonnaise à laquelle s'appliquent ses observations; il va sans dire que les particularités phonétiques signalées s'étendent souvent au-delà de ces limites.

Voyelles toniques. A latin libre = ô[2]), mais s'il est précédé d'une palatale il = I.[3]) *Sanitatem* = *sandô*, mais *cara* = *chira*. Les groupes TR, DR, BR, BL ne constituent pas d'entrave. *Patrem* = *pôre*, *tabula* = *trôbla*. Dans les participes en *ata* et les substantifs en *atem*, A persiste après la palatale: *Medietatem* = *métia*, *cruciata* = *cruezia*. A entravé = A et se prononce bref. *Vacca* = *vachi*. Mais A entravé par un groupe dont la première consonne est R, ou par SS, ST = ô. *Partĕm* = *pôr*, *pasta* = *pôta*. A, suivi de L mouillée, persiste si L est mouillée par

1) Il a fait l'objet d'un compte rendu de MM. Philipon et Paul Meyer dans la Romania (tome XX, p. 306), suivi d'une réponse de M. Puitspelu (Romania, XXI, 129). 2) Cette transformation ne date que de la fin du XVIIIe siècle. 3) Au XIIIe s. cet A = IE; au XVIIe s. IE est réduit à I.

influence d'un yod latin; et il passe à ô si L est mouillée sous une autre influence. *Palea* = *palhi; macula* = *môlhi*. Il persiste devant une nasale. *Sanum* = *san*. A suivi d'une gutturale, elle-même suivie d'une consonne qui se prononce en patois, = È (prononcé un peu moins ouvert que È français) ou É, suivant les villages, mais quand la gutturale n'est pas suivie d'une consonne qui se prononce, A a le son Ê (prononcé plus ouvert que Ê français). *Facta* = *fèta*, *féta*; *illac* = *ilê*. Le suffixe ARIUS, ARIA = ^, IRI. *Februarium* = *furî; carraria* = *chariri*, mais lorsque ARIUS, ARIA ne sont pas à l'état de suffixe, ils = AIRI. *Paria* = *pairi*. ARE = ô quand il est précédé: d'une dentale, d'une labiale, d'une liquide, d'une nasale non mouillée (sauf *r* précédée de *i*), ou d'une gutturale dure. *Movitare* = *modô*, *crepare* = *crevô*, *sonare* = *sonô*; *frascar* = *defraçô*, briser. Mais il = I toutes les fois qu'il se trouve dans le voisinage d'un son mouillé. *Molliare* = *molhî*, *secare* = *seyî*, *affectare*, *affeiti*, cribler. La sifflante dure détermine le plus souvent une finale en I.[4]) *Lôssi, dansi*. La finale est encore en I toutes les fois qu'elle est précédée en patois du groupe IR.[5]) *Viri*, tourner. — E fermé libre = È, qui tent à passer à É.[6]) *Avena* = *avèna, avéna*. S'il est suivi d'une dentale qui tombe, plus une voyelle, un yod est introduit pour détruire l'hiatus. *Seta* = *sèya*. Le phénomène suivant est particulier à Craponne: E fermé = Ê (son plus ouvert qu'en français) 1° quand il est libre et suivi d'une consonne qui ne se prononce plus en patois; 2° quand il est entravé par une gutturale, plus consonne, qui ne se prononcent plus en patois. *Serum* = *sê*, *serpiculum* = *serpê*. E fermé, plus gutturale suivie d'une consonne qui se prononce (sauf de L mouillée) = EI, ainsi orthographié dans les textes[7]) et dont le son est intermédiaire entre È et É. *Nigra* = *neiri*, paresse. S'il est suivi de L mouillée E = I. *Apicula* = *avilhi*. E fermé entravé, suivi d'une consonne qui se prononce = È. *Semino* = *sèno*. E fermé plus nasale = IN (*èn*). *Venenum* = *verin*. E fermé libre, précédé d'une gutturale = I. *Ceram* = *ciri*. E fermé ou ouvert, entravé par R plus cons., = A. *Viridem* = *vâr, ferrum* = *fâr*.[8]) E ouvert libre = I.[9]) *Illa hedera* = *lira*. Suivi de R en patois, il = IA. *Fel* = *fiar*. E ouvert, libre ou entravé, suivi d'une gutturale = I. *Legere* = *lire, pectinum* = *pigno*. E ouvert, en hiatus avec la voyelle suivante, = I et l'accent, dans ce cas, se transporte sur la 2e voyelle. *Nebula* = *niôla*. E, plus nasale, = IN. *Sementes* = *essemin*. E ouvert entravé = È *Sella* = *sèla*. ELLUM = IÔ. *Vitellum viô*. — I long libre ou entravé = I Suivi d'une nasale il = IN (*èn*). *Tina* = *tina, villa* = *vila, caminum* = *chamin*. — O fermé libre = le plus souvent O, quelquefois OU. *Corona* = *corona, nepotem* = *nevou*.[10]) Aus environs de Lyon il = U. *Nepotem* = *nevu, populum* = *publo*. Lorsque O suivi de R muette est final en patois, il = OU ou U, mais jamais O. *Cantorem* = *chantou, muccatorium* = *mochu*; mais si R final se prononce, O = O. *Colorem* = *color* (Craponne). OREM, ORUM = OU dans la plus grande partie du Lyonnais. *Cantorem* = *chantou*. Mais à Craponne OREM = OR. *Calorem* = *chalor, cantorem* = *chantor*.

---

4) Ce phénomène parait en voie de formation ce qui explique les exceptions. 5) Le phénomène existe au XIVe siècle. *Cirier, retiri*. 6) Au XIIIe s. cet E était noté *ei*, *ey*, *ay*, *ai*. *Tela* = *teyle*, *tensa* = *teise*. 7) Au XVIe s. *Ligerim* = *Leiri*, *lignum* = *leigny*. 8) Phénomène moderne, au XIVe s. *ferrum* = *fer*. 9) En vieus lyonnais E bref est représenté par E dans la majorité des exemples. *Caelum* = *cel*. Mais les formes diphtonguées ont pris le dessus. *Legere* = *liere*. *Nebula* = *neble* au XIVe s. est aujourd'hui *gnibla*. 10) La tendance générale de *ou* est de passer à *o*.

osum = ou ou u selon les lieus. *Pietosum* = *pidou, amorosum* = *amoru.*[11]) orium donne aussi ou, u. Peut-être y a-t-il eu confusion avec le suffixe orem. *Colatorium* = *colou*, filtre; *fissatorium* = *fessu*, pioche. Dans oria o fermé = u, jamais ou. *Dolatoria* = *doliuri.* o fermé entravé (peu importe que l'entrave soit latine ou romane) = o prononcé très bref. *Bursa* = *borsa.* o ouvert libre = o.[12]) *ola* = *mola.* o ouvert entravé = o, prononcé bref. *Ornum* = *orno.* o suivi de st, ss = ou. *Costa* = *couta*, *propositum* = *parpou.* o, suivi d'un yod ou d'un groupe dans lequel se trouve un yod, se diphtongue de diverses manières: 1°· o fermé, plus gutturale finale ou suivie d'une voyelle qui ne se prononce pas, se diphtongue en oï, ouè (devenu souvent oué, ué), selon les lieus. *Nucem* = *noï* (Morn.), *noué* (Crap.), *nué* (R.-de-G.). 2°· Si o fermé ou ouvert est suivi d'une consonne, plus yod, l'yod saute par-dessus la consonne et se diphtongue avec o en ai, oi (devenu parfois oua), selon les lieus. *Pluvia* = *plaivi*, *corium* = *couar.* 3°· o ouvert plus gutturale suivie d'une consonne, se diphtongue en ei (prononcé è), oi (devenu souvent ouè, oué) selon les lieus. *Noctem* = *nei, cocsa* = *coissi.*[13]) 4°· Mais quand la gutturale qui suit o est double et suivie d'une voyelle qui se prononce, il n'y a pas de diphtongue, et o persiste, prononcé très bref. *Bucca* = *bochi, socca* = *sochia*, charrue. 5°· o ouvert, plus gutturale, plus u bref se diphtongue en uè. *Jocum* = *juè, focum* = *fuè.*[14]) 6°· Lorsque o ouvert est suivi d'une dentale, plus i ou yod, la dentale tombe, et i ou yod se diphtongue avec o et donne uei, devenu oè, uè. *Bodina* = *boèna, hodie* = *vuè.* o plus l, plus consonne = ou. *Pulsum* = *pou.* o plus nasale non suivie d'une voyelle = òn (son intermédiaire entre *on* et *an*). *Illummontem* = *lomòn.* Mais si o plus nasale est suivi d'un yod, le groupe se diphtongue en uin (*uèn*). *Somnium* = *suin, unctum* = *juin*, graisse. — u long libre = u français. *Pertusum* = *partu*, trou. Entravé, il paraît hésiter entre u et o. *Fustum* = *fû* tonneau; mais *Pruna* = *porna.* Plus nasale non suivie d'une voyelle qui se prononce, il = un (français), on, in (*èn*) et même ïn, selon les lieus. *Dies lunae* = *dilun; unum* = *in; unum* = *ïn* (R.-de G.); *trunca* = *tronchi*, arbre étêté. Libre et suivi d'une gutturale, il forme avec cette dernière une diphtongue ui, ué, qui se réduit à u. *Adducere* = *adziure* (R.-de-G.), *aduére* (Crap.), *addure* (Morn.). — au = ou. *Paucum* = *pou, causa* = *chousa.* — Déplacement de l'accent. 1°· par régression dans quelques verbes de la 4e conjugaison, soit parce qu'ils ont été refaits, soit parce qu'il y a eu hésitation sur la place de l'accent. On trouve en effet constamment la forme régulière à côté de la forme régressive. *Sortiri* = *sôtre, sorti; Incandire* = *chandre, chandi; venire* = *viendre, vegni.* 2°· Par progression, lorsque, par suite de la chute d'une consonne entre deus voyelles, la tonique s'est trouvée en contact avec une post-tonique. *Tegula* = *tioula, rota* = *roua, ruga* = *rua.*

Voyelles post-toniques. Lorsque le mot latin a une ou deus post-toniques, si la post-tonique est a, cet a persiste, sauf dans le cas du voisinage d'une articulation palatale. Dans ce dernier cas a devient

---

11) Marg. d'Oyngt a *delicious, pretious.* Au XVIIe s. Lyon a déjà *u. Querelu, peraisu*, paresseus. 12) De même que e bref libre ne s'est pas diphtongué en vieus lyonnais dans beaucoup d'exemples, de même o bref a donné le plus souvent o. *Novum* = *novo, boves* = *bos, potet* = *pot.* Mais on trouve *puot, chorum* = *cuors, populum* = *puobles.* Les formes non diphtonguées ont pris le dessus. 13) Le vieus lyonnais a *noyt, coyssi.* 14) Dans le vieus lyonnais, cette diphtongue est *ua.* Marg. d'Oyngt a *focum* = *fua, locum* = *lua*, au cas régime, mais le cas sujet est *lues.*

I.[15]) *Porta* = *porta*, *pulpa* = *porpa*, mais *palea* = *palhi*, *bucca* = *bochi*, *pacta* = *pachi*, marché. A devient encore I lorsqu'il est précédé du groupe IR ou d'une sifflante dure ou douce. *Cera* = *ciri*. *Mayoussi*, fraise des bois; *dorsi*, cosse; *bisi*, bise.[16]) A + S muette dans tous les pluriels de la première conjugaison = E muet français: peu importe que le singulier soit en *a* ou en *i*. *Avenas* = *avène(s)*, *cathedras* = *cadire(s)*. Les voyelles post-toniques autres que A tombent excepté lorsqu'elles sont protégées par certains groupes de consonnes. Les lois sont les mêmes que pour le français. La post-tonique conservée est représentée par *o* dans tous les noms masculins. Cet *o* ne paraît pas avoir été à l'origine une simple lettre d'appui, mais la représentation de *o* fermé dans les finales en *um* au singulier et en *os* au pluriel, car dans le vieus lyonnais on ne retrouve que ces seuls mots qui ont la post-tonique *o*.[17]) Les autres ont la post-tonique *e* représentant la voyelle latine correspondante. Mais, par analogie, la désinence *o* s'est appliquée à tous les noms masculins. — Voyelles protoniques. A, libre ou entravé = A. *Tabanum* = *tavan;* cependant il arrive souvent que A libre = ô. *Avellanea* = *ôlagni*. Cette transformation, en voie d'accomplissement, a été faite par analogie avec celle de *a* tonique. A plus nasale, non suivie d'une voyelle qui se prononce, se nasalise en AN, mais le voisinage d'une gutturale ou d'un yod change AN en IN (*èn*). *Sanitatem* = *sandô*, mais *cambiare* = *chingî*. A plus gutturale plus consonne = È. *Pacsellum* — *pèssiô*. E fermé ou ouvert, libre = E muet français. *Misellum* = *mesiô*, *crepare* = *crevô*. E fermé ou ouvert, entravé = È. *Persicarium* = *pèrsî*. E plus gutturale plus consonne = I.[18]) *Pectinare* = *pinô*. E suivi d'une nasale = souvent A. *Genonem* = *janon*, genou; *ginarium* = *jagni*, genêt. E entravé en roman par un groupe dont la première consonne est R = A. *Virtutem* = *vartu*, *viridarium* = *varsî*. — I long libre ou entravé = I. *Liberare* = *livrô*, mais devant les labiales il = U. *Sibilare* = *sublô*. O fermé ou ouvert, libre ou entravé = O prononcé bref. *Cubare* = *covô*, *locare* = *loyî;* mais entravé par ST ou SS il = OU. *Gustare* = *goutô;* de *grossum* = *groussî*, grossir. O plus gutturale plus consonne, O plus consonne plus yod se diphtonguent en OI[19]), qui a passé à OUÈ, OUÉ. *Coctare* = *couèti*, hâter, *gobionem* = *goifon*. — U long libre ou entravé = U. *Muralea* = *muralhi;* *fustarium* = *fustî*, charpentier. — AU = OU. *Paupertatem* = *pouretô*.

Etude des consonnes. Elles sont les mêmes qu'en français et ne sont atteintes que par quelques phénomènes locaus, affectant seulement les gutturales et les dentales. L'articulation exprimée graphiquement en français par le groupe CH se prononce comme en français dans la plus grande partie du Lyonnais: Lyon, ses environs, Craponne, Yzeron, Mornant, Givors, ainsi que dans la contrée d'Ample-

---

15) Si un hiatus *ea*, *oa*, *aa* n'appartient pas au type latin, mais n'a lieu qu'en patois par suite de la chute de la consonne entre deus voyelles, le lyonnais introduit un *y* pour rompre l'hiatus, mais ce yod n'a plus l'influence du yod étymologique et A est conservé. FATA = *fèya*, *fœta* = *fèya*, *meta* = *meya*, meule de blé. 16) Sauf le cas de *a* précédé de *ss* ou de *z*, qui est de formation moderne, le vieus lyonnais a les mêmes règles. 17) Dans Marg. d'Oyngt *patrem* = *pare*, *hominem* = *ome*, mais *librum* = *livro*. Dans le lyonnais moderne, *pôre*, *môre*, *frôre*, *Piare (Petrum)*, *Chôrle (Carolum)* ont conservé l'*e* muet. Sauf ces quelques mots, dès le XIV[e] s., l'*o* était devenu la désinence de tous les noms masculins. 18) En vieus lyonnais le même E = EY, devenu I. *Signatum* = *seignia*. 19) De même en vieus lyonnais. *Scuriolum* = *ecoyreux*.

puis. Cependant à CH correspont TS, comme en plusieurs dialectes d'oc, dans une région qui est précisément la plus éloignée du pays d'oc: le Franc-Lyonnais, Couzon et les bords de la Saône jusqu'au Beaujolais (qui est aussi le pays de *ts*), la vallée de l'Azergue, Lentilly, etc. Rive-de-Gier prononce CH comme en français: *chousa*, chose, mais le *t* et le *d* engendrent des articulations complexes. Devant *a*, *o*, *on* patois, T, D restent intacts: *paupertatem* = *pouretô*, *dubitare* = *dotô*, mais devant *e*, *i*, *u*, T aboutit à TS et D à DZ. *Castellum* = *chotsô*, *perditum* = *pardzu*. A Saint-Martin en Haut, Riverie, T ne se modifie que devant I, et alors il devient, non plus TS, mais TCH: *mètchia* pour *mètia*, moitié; *tchioula*, tuile, pour *tioula*. D devant I devient non plus DZ, mais DG. *L'andgiri* pour *l'andiri*. A Panissières le groupe CL devant I aboutit au *th* anglais dur: *Cleya*, porte à jour, se prononce *thlièya*. Dans la plupart des villages N se mouille devant I. *Nidum* = *gni*. Lorsque, dans les mêmes mots, au village voisin, *i* tonique est remplacé par un *é*, N ne se mouille plus. *Né*, nid; *finé*, finir. De même lorsque deus mots consanguins se terminent l'un par *i*, l'autre par *a*. Dans *jaléna*, poule, *n* est sec, et mouillé dans *jalegnî*. — Consonnes initiales. Les consonnes initiales isolées se comportent comme en français. Dans les consonnes groupées la loi générale est la persistance, excepté dans SC, ST. SC pert l'initiale. L'explosive seul persiste avec la transformation qu'elle avait pu subir antérieurement. *Scopa* = *couêvo*; de *scala*, *charasson*. Dans ces mots un E avait d'abord été préposé, puis est tombé avec *s*.[20]) Fr. *escornifleur* = *corniflou*. — Dans ST, SP le lyonnais prépose quelquefois un E en conservant le groupe, mais le plus souvent, il a préposé un E ou un A devant le groupe, puis S est tombée. *Stupare* = *étuô*, faire sécher; *stupulum* = *étroblo*. Quelquefois S tombe et la seconde consonne du groupe persiste seule. *Spalla* = *pala*, *sternutare* = *torgnî*. — Consonnes finales isolées. C final en latin tombe après E fermé ou ouvert et I long. Après A et O, il se diphtongue avec la voyelle qui le précède. *Dic* = *di*, *apud hoc* = *avouè*, avec.[21]) — C, G vélaires ou palataus, médiaus en latin, devenus finals en patois forment diphtongue après A, E fermé, O fermé ou ouvert. *Athanacum* = *Ainay*, nom de lieu, *legem* = *luê*, *vocem* = *vouê*, *focum* = *fuè*. — C, soit vélaire, soit palatal, après E bref, tombe en altérant la voyelle, et sans l'altérer après I, U. *Decem* = *di*, *Apricum* = *ouri*, abri. — Si G prent un suffixe en patois, il se comporte comme médial et devient yod. De *fagum* = *fayôr*, hêtre. — Les autres explosives, médiales en latin, et devenues finales en patois, tombent. *Aratum*, *arô*, champ labouré, *bedum* = *bi*, canal d'arrosage. S tombe. *Nasum* = *nô*. V devenu final après O se vocalise en U. *Bovem* = *bou*; après les autres voyelles il tombe. *Suavem* = *suô*; mais si V est suivi d'un U, il se vocalise après toutes les voyelles. *Clavum* = *cliou*, *rivum* = *riu*. — Liquides. R, finale en latin, persiste. *Per* = *par*. Médiale en latin, finale en patois, elle tombe. *Cantare* = *chantô*.[22]) Dans les monosyllabes, R a persisté le plus souvent. *Marem* = *mâr*, *murum* = *mur*. Cependant à St. Martin *murum* = *mu* et à R.-de-G. *durum* = *dzu*. L final en latin, ou médial

20) Au XVIe s. on a *spacium* = *epassio*, à côté *d'espacio*. 21) A la fin du XIIIe s. on a *pacem* = *pays*, *illac* = *lay*, *apud hoc* = *avoy*. 22) Il est probable que, en vieus lyonnais, *r* ne se prononçait déjà plus. On trouve, il est vrai, dans Marguerite, *amar*, *chantar*, mais on trouve à côté *revela*, *desirra*, *entra*, *regarda*, ce qui semble indiquer que la persistance de R dans les autres mots est purement graphique.

en latin et devenu final en patois = R. *Mel* = *miâr*, *canalem* = *canôr*, *capitale* = *chatôr*, cheptel.[23]) Mais après A, O, il arrive souvent que L finale se vocalise en U. *Sal* = *sau*, *sô*, *filiolum* = *filhou*, filleul.[24]) Après I L finale tombe. *Filium* = *fi*, *mantile* = *manti*. [25]) Les nasales se comportent comme en français. — Consonnes finales groupées. En général la seconde tombe (en persistant souvent dans la graphie). Si la première est une gutturale, elle se diphtongue. *Lactem* = *lai*(t), *serpiculum* = *serpaî*, *serpê*. ST tombe.[26]) *Genistum* = *jagnî*, genêt. R plus consonne conservent R et laissent tomber la seconde consonne que le souvenir étymologique a souvent fait conserver dans la graphie. *Burgum* = *bor*, *hibernum* = *ivâr*. LT, LS laisse tomber la seconde consonne et L se vocalise après O, U. *Puls* = *pou*, bouillie, *vult* = *a vou*. LP tombe tout entier. *Colpum* = *co*. La nasale avec consonne se comporte comme en français. — Consonnes médiales isolées. C vélaire avant la tonique et devant A = Y, quelle que soit la voyelle qui le précède. *Pacare* = *payî*, *locare* = *loyî*. Après la tonique il tombe, puis est remplacé par un yod pour détruire l'hiatus.[27]) *Buca* = *buya*, lessive. — C vélaire, avant ou après la tonique et devant O, U, tombe. *Saucona* = *Sôna*, *nec unum* = *niun*[28]), personne; *jocum* = *juè*, *focum* = *fuè*. Dans QW, Q tombe. *Seqwere* = *sioure*. — G se comporte comme C. G palatal tombe. *Triginta* = *trinta*; *magidem* = *mèye*, table de pressoir. — T se comporte comme en français. Entre A et A, E et A, il est remplacé par un yod pour rompre l'hiatus. *Fata* = *féga*, brebis, *seta* = *sèya*, soie. — D se comporte comme en français. De même pour P, sauf que ce dernier est tombé après O, U, dans un certain nombre de mots. *Opertum* = *uer*, *lupa* = *loua*, *stupare* = *étuô*, faire sécher. — B = V, mais dans le voisinage d'un U il tombe. *Sabucarium* = *sayî*, sureau; *cubat* = *a cuë*. — S, F, V, R, N, M, se comportent comme en français. — Consonnes médiales groupées par deus. CT, CD changent le plus souvent C en yod, qui se diphtongue avec la voyelle précédente, et conservent la dentale.[29]) *Affectare* = *affèti*, cribler, *lucidare* = *aluidi*, faire des éclairs CT = quelquefois CH (sans doute par métathèse en TC); CD devient J. *Pacta* = *pachi*, marché; *coactare* = *cachî*, serrer, *fidica* = *fègi*, foie; *ad-spectare* = *apinchî*, guetter. TC, TG, DC, avant ou après la tonique et devant A: la dentale tombe, et la gutturale se change en J ou CH. *Ablatigare* = *ablagî*, ravager; *fodicare* = *fougî*, labourer; *radica* = *ragi*; *pertica* = *parchi*. — Dans PT, BT, DT, en groupe latin, la première consonne tombe et T persiste. *Rupta* = *rota*, *subta* = *sota*, fossé. De même, avant la tonique, si le groupe est patois. *Capitale* = *chatôr*; mais, dans ce dernier cas, après la tonique, T devient D. *Sapitis* = *sède*. De même pour PD. *Sapidum* = *sado*, *vapidosum* = *vadou*, fade. — PT = FT. *Capitana* = *cheftaine*, sœur directrice aus hospices; *in-captare* = *inchaftô*, donner un croc en jambe. — CR, deus traitements: Si le groupe est latin, il = IGR. *Acrem* = *aigro*, mais s'il est roman, C devient

---

23) Ce phénomène est moderne. 24) En vieus lyonnais on a des exemples de L tombant après A. *Quales* = *quas*, *corporalem* = *corporaz*, *Natalem* = *Nua*. 25) En vieus lyonnais, *subtilem* = *sustiz*, *humilem* = *humis*, 26) S était tombé de bonne heure, ainsi qu'en témoigne, dans Marguerite, *Crit* à côté de *Crist*, et au XIV[e] s. *justum* = *jut*. 27) Nous avons déjà fait remarquer qu'un indice de cette formation purement romane, c'est que, dans ce cas, la post-tonique A persiste au lieu de se changer en I. 28) Avant de tomber, *c* était passé à *g*. Au XIII[e] s. on a *Saucona* = *Saogona*, *nec unum* = *neguns*; mais à la post-tonique *locum* = *lues*, *lua*, *focum* = *fua*. 29) De même en vieus lyonnais *Factas* = *faytes*, *delectare* = *deleitier*, *cocta* = *coiti*.

I et R persiste. *Adducere* = *aduire.* CL, GL, divers traitements. 1° Avant la tonique, si le groupe est latin, il se comporte comme à l'initiale, et persiste en insérant un yod après L. *Reglenare* = *reglianô;* si le groupe est roman et précédé de A ou U, il = toujours CL et insère un yod. *Intragulare* = *intracliô*, enchevêtrer; *jugulare* = *joucliô;* mais si le groupe est précédé de I, il = LH. *Fodiculare* = *folhî*, fouiller; *fraudiculare* = *froulhî*, tricher. 2° après la tonique, devant A le groupe CL. laisse tomber C et conserve L en la mouillant. *Macula* = *môlhi*, câble, mais devant U le groupe persiste en insérant un yod. *Cramaculum* = *cumaclio*, crémaillère. TL se change en CL et se comporte comme lui, *Bustulare* = *bucliô*, brûler le poil d'un porc, *situla* = *silhi.* — PR : P se vocalise (après avoir passé par V); R persiste. *Apricum* = *ouri*, abri. *Lepora* = *liura*, *wipera* = *jurio*, guivre. BR se comporte de même. *Labra* = *loura*, *februarium* = *furî.* — BL : deus traitements. Il persiste, ou bien B se vocalise et L persiste. *Nebula* = *gnibla* et *gniola*. *Tabula* = *trobla*, mais *catabula* = *cadaula*, *cadôla*, cabane. CN, GN. Deus traitements. Si le groupe est latin, il persiste. *Agnella* = *gnèla*. Si le groupe est patois, la gutturale se transforme en yod, et se diphtongue avec la voyelle précédente. *Fagina* = *faina.* SC. Deus traitements. S'il n'y a pas métathèse, S tombe et C se comporte comme initial. *Musca* = *mochi*, *nescia* = *niéci*, sotte. S'il y a métathèse, il = ISS. *Ascita* = *aissèta*, herminette; *besca* = *bessa*, bèche. SL intercale T, puis change T en C, et enfin S tombe et CL se mouille. *Assula* = *astla* = *ôclia*, fragment de bois. — VL, VR vocalisent V, la liquide persiste. *Avellanea* = *aulagni*, *revivere* = *revioulo*, regain; *vivere* = *viure.* SN, SM, SL laissent tomber S, mais quelquefois c'est l'inverse. *Asinum* = *ôno; casinum* = *chôno* et *chôssi*, et *consulem* = *cosse.* LC devant A. L se vocalise et C se comporte comme initial. *Calcare* = *chouchî*, *balcha* = *bauchi*, fane, mais quelquefois L se change en R. *Calcaria* = *charchîri*, tannerie; *filicaria* = *fergiri*, *fregiri.* — LC devant E, I: L se vocalise et C devient Z ou J. *Salicem* = *sauzi*, *filicem* = *fugi*, *pulicem* = *puzi*. Devant E, I en hiatus, L se vocalise et C devient S dure. *Calceare* = *choussî*, *calcearia* = *chaussiri*, tannerie. Devant O, U: L devient R. *Calculare* = *carculô*, de *male cor*, se *marcourô*, se tourmenter. LT, LP, LB: L se change en R et l'explosive persiste. *Alteratum* = *arterô*, *pulpa* = *porpa*, *raccolta* = *recorta*, *albespinum* = *arbepin.* LS, LF, LV précédés de A: L se change en R et la continue persiste. *Salsiacum* = *Sarcey* (n. de lieu), *selvaticum* = *sarvajo*, *calefare* = *charfô*, *malva* = *morvë.*[30]) Mais si le groupe est précédé de O, L se vocalise. *Pulsare* = *boussô* (en parlant des plantes). Dans LM, L devient R: *Almosna* = *armona*, *palma* = *parma*[31]), *balma* = *barma*, *pulmonem* = *pormon.* NC. NG : N tombe dans la prononciation, mais persiste dans la graphie en nasalisant la voyelle précédente; C se comporte comme initial: *Conca* = *conchi*, bassin, *dies domenica* = *dimingi*, *manicum* = *mango*. Dans NT, MT le sort de T est différent suivant que le groupe est latin ou patois. Dans le premier cas il persiste. *Cantare* = *chantô*, *cantellum* = *chantiô*, morceau de pain. Si le groupe est patois, T devient D. *Sanitatem* = *sandô*, *domitare* = *dondô*, *limitale* = *elindô*, seuil. MN : M tombe, N persiste. *Seminare* = *senô*, *intaminare* = *intanô*, *femina* = *fëna.*[32]) NR = RM dans l'unique exemple que connaisse l'auteur: *anima* = *arma.*[33]) NR a inséré un D dans *die Veneris* = *divindro*,

30) Ce phénomène est ancien. On trouve au XIVe s. *selvaticina* = *servasina*, *selvaticas* = *servages*. 31) On trouve *parma* dans Marg. d'Oyngt, et *pormon* au XIVe s. 32) En vieus lyonnais *domina* = *dona*. 33) *Anma* est d'abord devenu *alma*, puis *arma*.

mais on trouve en vieus lyonnais la forme *venredi* (XVe s.). — Consonnes médiales groupées par trois. SCL, STL = CL et insère un yod après L.[34]) *Misculata* = *mèclia*, mélange pour les bestiaus, *masculum* = *môclio*, colique néphrétique, RCR, RTR, RDR, RDN, RPR, RBR, RMR: la 1ère consonne tombe, les autres persistent. *Die Mercurii* = *dimècro*, *mordere* = *modre*, *sortiri* = *sotre*, *perdere* = *padre*, *ordinem* = *odro*, *superprensum* = *supré*, *marmor* = *môbre*. — Prosthèse dans quelques mots. Voyelles: *Glandem* = *alhan*, *sementes* = *essemins*, *ad horam* = *yore*, *unum* (pris substantivem.) = *yon*. — Consonnes: *ranucula* = *granolhi*, *inrubigulatum* = *engroulhî*, engourdi; de *racemare* = *grèsemotô*, grappiller; *ululare* = *cheurlô*, *hodie* = *juè*, *unctum* = *juin*, graisse; *rumigare* = *brogî*, réfléchir profondément, *rusca* = *brisca*, ruche; *hodie* = *vuè*, *ad horam* = *vore*, prov. *oulam* = *volan*, faucille. — Epenthèse. De V entre deus voyelles pour adoucir un hiatus: *ablatare* = *ablavo*, nettoyer les ceps, de *cotem* = *covi*, étui de la pierre à aiguiser; *faseola* = *faviola*. L'yod est très souvent inséré, ou plus exactement la consonne se mouille sans raison apparente: Liquides et nasales: *Gulosum* = *goliu*, de *revolare* = *revolion*, tourbillon; de *rotulare* = *rolion*, bûche ronde; de *palum* = *parion*, échalas; *die lunae* = *liun*, *pullanum* = *polien*, *pavorosum* = *pouriou*, *habilosum* = *abilhu*, *venenonem* = *virion*. — Labiales et dentales: *embiernô* pour *embrenô*; de *rap* = *ropiô*, grimper; de *gifan* = *gôpian*, employé d'octroi; *sarda* = *siarda*. De R, principalement devant L. De *bell* = *barliâ*, bélier; *boscalem* = *bocherla*, mésange; *buccalem* = *boucharla*, barbuquet; *bulla* = *bourla*, tumeur. Après une dentale, toutes les fois que le groupe PL ou BL se trouve dans la syllabe suivante. *Duplum* = *droblo*, *stupulum* = *étroblo*, *tabula* = *trôblo*, Après ou avant une dentale. *Dies samati* = *dissandro*, esp. *badana* = *bardana*, punaise. Avant ou après une labiale: *Papilionem* = *parpiyon*; it. *manevole* = *marnèfle*, mazette; fr. *bouffer* = *borfô*, manger avec avidité, fr. *babouin* = *barbouin*; fr. *bisbille* = *brésibilhi*, *fundare* = *frandô*, biller une voiture. Devant une nasale: De *costa* et *conniculum* = *coutacornilhi*, bluet de *fœnum* = *farné*, flétri. Devant une gutturale: fr. *hochepot* = *archipot*, fr. *faguenas* = *farganê*. I protonique se nasalise très souvent devant une gutturale. De *giga* = *jingô*, agiter les jambes; de *briga* = *embringô*, embarrasser; *adspectare* = *apinchî*, guetter; de fr. *cliquer* = *clinquettes*, castagnettes; *disliqware* = *dêlinguer*, s'affaiblir, *pigeon* = *pinjon*. De même quelquefois pour A, E, O, U. *Ayrifolium* = *angrulo*, hous, de *broca* = *bronçon*, bec d'une cruche; de prov. *brucar* = *broncô*, heurter. On trouve divers autres exemples de nasalisation. — Aphérèse. *Agnella* = *gnella*, *Agrios* = *griafon*, *hibernuticum* = *vernoge*, humide; *compère loriot* = *piregloriu*; d'*aronda* = *randola*, *Alecsander* = *Sandro*, *acucula* = *ulhi*, aiguille; *amicum* = *mico*, *ecclesia* = *lhisi*, fr. *arrête-bœuf* = *ratabou*, *concombre* = *combre*, *Andreum* = *Dri*. — *Calamandrea*, *alamandri*; *tarmitem* = *arta*, teigne; de lyonn. *grapilhî* = *rapilhà*, pente rapide. — Métathèse. La plus commune est celle de R. *Brenacum* = *le Barnay*, n. de lieu; de *brecha* = *barchu*, édenté; *propositum* = *parpou*, *primarium* = *parmé*; *pruna* = *porna*; fr. *embrener* = *embiernô*, *praecipitium* = *parcipicio*, *Grenoble* = *Garnoblo*. — *Torculum* = *trué*, sternutare = *etregnî*, etc. — Assimilation. Lorsqu'un mot commence par une gutturale, il y a tendance à substituer la même gutturale à la consonne commençant la 2e syllabe. Cette tendance est plus marquée si la voyelle

---

34) Cette insertion est récente. En vieus lyonnais *masculum* = *maclo*; *reclamo* = *rasclamo*, *rasiculum* = *racla*.

mediale est la même que la voyelle initiale. Pr. *cartabèu* = *carcabô*, fr. *castagnette* = *cascagnetta*; pr. *cantaridia* = dauphinois *cancaridia*, hanneton; pr. *coutet* = *coucouè*, *nuque*, etc. — Dissimilation. Lorsque, dans un mot de trois syllabes, les deus premières sont o en roman, il y a tendance à substituer I au premier o. De *pulleum* = *polhò* = *pilhò*; de ln. *noqua* + *ola* = *nochola* = *nichola*, chouette; *rubeola* = *rojola* = *rijola*, coquelicot. — Insertion de syllabe. Le lyonnais insère quelquefois une syllabe entre le thème et le suffixe roman ou entre le préfixe et le thème. Cette syllabe, où se trouve souvent la voyelle A, a pour but de marquer le caractère péjoratif ou intensif. Du rad. *bouf* = *bouf[a]ret*, joufflu; de ln. *cabossî* = *ca[ra]bossi*, bossuer très fortement; de ln. *caborna* = *ca[la]borna*, méchante hutte; de fr. *sabouler* = *sa[ra]-bouler*, tancer très vertement; de *devorô* = *de[la]vorô*, tancer avec rage; de *gorgi* = *gor[go]sson*, râle; de *tavella*, bâton = *ta[ra]velô*, rouer de coups; de *linga* = *ling[ouér]on*, petite mauvaise langue.

Lyon. L. Clédat.

Die westlichen Dialekte im Altfranzösischen. Zunächst möchte ich hier eine Publikation aus dem Jahre 1887 erwähnen, welche, weil in einer, wenigstens in Deutschland, nur schwer zugänglichen Zeitschrift erschienen, leicht übersehen wird, mir aber doch wichtig genug erscheint, um hier erwähnt zu werden. Es ist dies das sprachlich sehr interessante Denkmal: La vie de Saint Evroult[1]), ein Denkmal, welches nach der Angabe des Herausgebers, des Abbé J. B. Blin, aus dem 12. Jahrhundert stammen soll, aber sicher jünger ist. Ein Mönch der Abtei von St. Evroult ist der Verfasser dieses über 4000 Verse umfassenden Gedichtes, welches mir für die Erforschung der mittelalterlichen Sprache der normann. Provinz Orne von grofser Wichtigkeit zu sein scheint. — Das Jahr 1889 lieferte für unsere Dialekte drei sehr wichtige Arbeiten, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Volkssprache der ganzen Normandie im 13. Jahrhundert mit gleichzeitiger Berücksichtigung der heutigen Patois darzustellen. Es sind dies die als Dissertationen erschienenen Arbeiten von E. Burgass[2]), A. Küppers[3]) und Bruno Eggert.[4]) Wenn es auch im Interesse der Übersichtlichkeit wünschenswert gewesen wäre, dafs eine einheitliche, das ganze Sprachgebiet umfassende Untersuchung geliefert worden wäre, so läfst sich der hohe Wert dieser Arbeiten nicht verkennen. Dieser liegt zum grofsen Teil darin, dafs den Verfassern eine Reihe bis jetzt nicht veröffentlichter, von Prof. Suchier in den Archiven selbst abgeschriebener Urkunden zur Verfügung stand. Dadurch wurde es ermöglicht, das Gebiet einer Reihe von Lauterscheinungen abzugrenzen. So werden die Grenzen für die Entwickelung von *ǫ* vor *r* und *s* zu *o* und *ou*, des *ǫ* vor einem Labial

1) La vie de Saint Evroult en vers français du XII[e] siècle p. p. l'Abbé J. B. Blin im Bulletin de la Société Historique et Archéologique de l'Orne. Tome VI. Alençon 1887. — 2) E. Burgass, Darstellung des Dialekts im 13. Jahrh. in den Departements ›Seine-Inférieure und Eure (Haute Normandie)‹ auf Grund von Urkunden unter gleichzeitiger Vergleichung mit dem heutigen Patois. Halle 1889. 3) A. Küppers, Über die Volkssprache des 13. Jahrh. in Calvados und Orne mit Hinzuziehung des heute dort gebräuchlichen Patois. Halle 1889. 4) Bruno Eggert, Entwickelung der normandischen Mundart im Departement de la Manche. Halle 1889, vollständig erschienen in Groebers Zeitschr. f. rom. Phil. XIII, 353—403.

zu *o* und *ou*, des *ǫ* + *i* zu *oi*, des *ę* + *i* zu *ie*, des *a* zu *ei*, des *ę* zu *ei*, des *c* vor *a* zu *k* und *tš*, des *c* vor *e* und *i* zu *tš* näher bestimmt, Grenzen, die allerdings zum Teil schon in den von Suchier zu Groebers Grundrifs entworfenen Kärtchen angegeben sind. Die von Joret: Caractères etc. gezogene Grenze für das *ka*- und *tša*-Gebiet im heutigen Patois, ist nach diesen Untersuchungen auch für die mittelalterliche Sprache der Normandie anzusetzen. Von grofsem Nutzen sind diese Arbeiten dem Einzelforscher, der den einzelnen Erscheinungen des Lautes und der Form nachspürt und hier das gesamte Material, soweit es überhaupt zugänglich ist, gesichtet und geordnet findet. — Von nicht minder grofsem Wert ist die sprachliche Untersuchung, welche A. Doutrepont[5]) seiner Ausgabe von La clef d'amors vorausgeschickt hat. Nach eingehender Prüfung der sprachlichen Eigentümlichkeiten dieses Textes, die er in übersichtlicher und streng wissenschaftlicher Weise zusammenstellt, gelangt er zu dem wohl unanfechtbaren Schlufs, dafs der Ursprung dieses Denkmals in die Dep. Calvados oder La Manche zu verlegen sei. Von entscheidender Bedeutung ist hier die Entwickelung von *ĕ* + *i* zu *ie*, von *c* vor *a* zu *k* und von *c* vor *e* und *i* zu *tš*. Vielleicht gibt eine Begrenzung des Gebietes, wo *iée* zu *ie* wird, einen weiteren Anhaltspunkt für die Lokalisierung dieses sprachlich sehr wichtigen Denkmals. — Ein anderes Werk, welches hier noch zu nennen wäre, ist mir leider trotz vielfacher Bemühungen nicht zugänglich gewesen. Es ist dies ein Werk, in welchem aus dem Graduel de la Bibliothèque de Limoges mehrere in der langue d'oïl abgefafste pièces farcies veröffentlicht sind. Nach der Angabe des Herausgebers L. Guibert[6]) wurde dieses Gradualbuch für die Diöcese Poitiers in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfafst. Doch verlegt E. Misset in seiner Besprechung dieses Werkes im Bulletin Critique die Entstehung dieses Denkmals in die Jahre 1378—1387. — In den Spezialuntersuchungen über gewisse Erscheinungen der Laut- und Formenlehre fanden naturgemäfs die westlichen Dialekte auch ihre Berücksichtigung. Zwar fufsen diese Arbeiten fast ausschliefslich auf bereits bekanntem und schon durchforschtem Material, aber nichtsdestoweniger haben sie ihren besonderen Wert. Sie verfolgen gewöhnlich die verschiedenen Entwickelungen einer Erscheinung durch die einzelnen Mundarten und suchen sie mit Hilfe des gewonnenen Materials zu lokalisieren. Hier ist zunächst eine Untersuchung von L. Czischke[7]) aus dem Jahre 1888 zu erwähnen, welche die Perfektbildung der starken Verba der si-Klasse zum Gegenstande hat. Er stellt als charakteristische Eigentümlichkeit der westlichen Mundarten die Lautgruppe *-str-* in der 3 p. pl. [*pristrent*] fest, die jedoch im Südwesten durch *-sdr-*, resp. *-dr-* oder durch die gemischte Flexion [*deissirent*] ersetzt wird. Es fehlen demnach im Westen die Formen mit *s* oder *ss* [*fisent*, *conquissent*]. In Bezug auf die endungsbetonten Formen halten die südwestlichen Mundarten, in Übereinstimmung mit dem Pikardischen und Lothringischen, im 13. Jahrh.

5) Bibl. Norm. herg. v. H. Suchier, V: La clef d'amors p. p. A. Doutrepont. Halle 1890. 6) *Le Graduel de la Bibliothèque de Limoges. Notice et extraits p. M. L. Guibert. Rapport sur la communication de M. Guibert p. M. P. Meyer. Paris 1888; vergl. die Besprechung von E. Misset im Bulletin Critique. Tome X. p. 81. Paris 1889. 7) L. Czischke, Die Perfekt-Bildung der starken Verba der si-Klasse im Franz. (XI.—XVI. Jahrh.) Greifswald 1888. Diss.

noch an den alten Formen [*desis, fesimes*] fest, während in den nordwestlichen Dialekten, im Normannischen und in den Mundarten des Centrums, die Formen mit synkopiertem *s* im 13. Jahrh. bereits durchgedrungen sind. — Die Pronomina possessiva im Altfranzösischen behandelt W. Dittmer.[8]) Nach seinen Untersuchungen sind *tuen* und *suen* im ganzen Westen, in der Isle de France, in der Champagne und im Südosten am Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. noch allgemein im Gebrauch gewesen, während im Norden und Nordosten zu jener Zeit schon *tien* und *sien* vollständig durchgedrungen sind. — Was die unbetonten Formen anlangt, so nehmen die westlichen Mundarten hier in der Bildung des Nom. sing. masc. eine Sonderstellung ein, indem im Gegensatz zu den Mundarten des Nordens und Ostens, wo der Nom. sing. regelmäfsig *mes*, *tes*, *ses* lautet, hier die Formen *mis*, *tis*, *sis* ausschliefslich gebraucht werden. Im Normannischen sind neben *mis*, *tis*, *sis* auch *mes*, *tes*, *ses* üblich. — Das Eindringen des Obliq. in den Nom. zeigt sich im Normannischen seit ältester Zeit, während in den übrigen Teilen des Westens, ebenso wie im Norden und Osten, die alten Nominativformen noch streng gewahrt sind. — Aus der Dissertation von J. Bröhan[9]) über die Futurbildung im Altfranzösischen ist für unsere Dialekte zunächst bemerkenswert, dafs die Formen *dorrai* [= *donnerai*], *merrai* [= *mènerai*] mit Synkope des *e* und Assimilation des *n* an *r* im Normannischen und Anglon. am verbreitetsten sind, sich aber auch häufig in den übrigen westlichen Mundarten neben den regelmäfsigen Formen finden. — Die Formen *arai* und *sarai* für *avrai* und *savrai* haben aufser dem pikard. und wallon. Sprachgebiet ihre gröfste Verbreitung in der Bretagne, sind aber auch häufig in den übrigen Teilen des Westens und im Centrum anzutreffen. — Die Entwickelung des l vor folgendem Konsonanten in unsern Mundarten untersucht J. Haas[10]) in seiner Arbeit: Zur Geschichte des *l* vor folgd. Kons. Leider hat er es versäumt, die Resultate seiner Untersuchungen zusammenzustellen. Aus seinen Untersuchungen ergibt sich: 1. Im allgemeinen gilt für die westlichen Mundarten die Regel, dafs *l* vor einem Kons. vokalisierte [mit Ausnahme der Gruppe *ū* + *l cons.*, in der *l* auf dem ganzen französischen Sprachgebiet fiel]. 2. Im Normannischen ist jedoch in der Gruppe *ī* + *l cons.* *l* gefallen, während in den nordwestlichen und südwestlichen Dialekten Vokalisation wenigstens in *filius* eingetreten ist. 3. Der lautgesetzliche Wandel von *ę* + *l cons.* durch *éau*, *eáu* zu *iáu* hat im Westen schon am Ende des 12. Jahrh. stattgefunden, und der im Modern-Normannischen auftretende Wandel von *iáu* zu *iá* reicht schon in die altfranzösische Zeit zurück, wo *eá*, im Nordwesten, sporadisch, im Südwesten, häufiger anzutreffen ist. 4. In der Gruppe *ǫ* + *l cons.* vokalisierte *l* im Normannischen in Übereinstimmung mit dem Pik. und Fland., während es im Nordwesten und Südwesten gefallen ist, wie in fast allen anderen Mundarten. Das Gleiche gilt von der Gruppe *ọ* + *l cons.*; nur läfst sich hier auch für das Normann. die Vokalisation des *l* nicht nachweisen. — In seiner Abhandlung über den Konjunktiv Präsens gibt F. Kirste[11]) auch interessante Aufschlüsse

8) W. Dittmer, Die Pronomina possessiva im Altfranz. Greifswald 1888. Diss. 9) Joh. Bröhan, Die Futurbildung im Altfranz. Greifswald 1889. Diss. 10) J. Haas, Zur Geschichte des l vor folgend. Konsonanten im Nordfranz. Würzburg 1889. 11) Fr. Kirste, Historische Untersuchung über den Konjunktiv Präs. im Altfranz. (mit Ausschlufs der lat. A-Konjugation). Greifswald 1890.

in Bezug auf unsere Dialekte. Nach seinen Untersuchungen beschränkt sich der Gebrauch der Endung *-ge* auf den Westen und Norden. Doch tritt im ganzen Westen diese Endung nicht bei den Verben auf *-rd* und *-nd* [*prendam* ausgenommen] auf. Das Normannische unterscheidet sich von den nord- und südwestlichen Mundarten dadurch, dafs im Normann. *a* + *n* + *i̯* [*maneam*] regelmäfsig *-ñe* nie *-ge* ergibt [Anbildung an die Verbe auf *-aindre*]. — *Estuece* aus **stokeam* ist eine spezifisch normannische Form; in allen anderen Dialekten kommt nur *estuisse* [Anbildung an *puisse*] vor. — **voliam* erscheint in der Normandie [wie in der lothringischen Mundart] nur als *voĺe*. Charakteristisch für den Nord- und Südwesten sind die Weiterbildungen von *vuĺe* zu *veĺe* [doch begegnet *veĺe* auch in der Isle de France und im Pik.].

Dortmund. Ewald Goerlich.

Anglonormannisch. **Die geschichtlichen Verhältnisse und den allgemeinen Charakter** des Dialekts behandelt B. Clover[1]), der eigentlich für diejenigen, welche französisch geschriebene ältere Gesetzbücher Englands studieren wollen, schreibt. Verf. hat Scheibners bekanntes Programm (Annaberg 1880), sowie die Arbeiten des Ref. und die Dissertation von E. Busch[2]) nicht gekannt; aufser dem, was sich dort findet, bringt er wenig; alles übrigens unübersichtlich und ohne feste Resultate. Der spezielle Teil über Phonetik und Morphologie mufs als völlig ungenügend betrachtet werden, insofern er fast nur über Schreibarten berichtet; von wirklichem Lautstand ist nie die Rede. — Die spätere Geschichte des Anglonormannischen wird auch von P. Meyer in der Einleitung der bald zu erwähnenden Edition von Bozon behandelt. — **Textausgaben und handschriftliche Studien.** Die um 1150 verfafste, sprachlich interessante englische Chronik von Geffroi Gaimar ist nebst Haveloc als Appendix wieder herausgegeben und mit zwei Vorreden, Übersetzung und Noten versehen von Sir Thomas Duffus Hardy und Charles Trice Martin.[3]) Der Vorzug dieser Edition vor älteren ist hauptsächlich die reichliche Angabe der Varianten der drei Hss., die die abgedruckte British-Museum Hs. vervollständigen und erklären. Die zwei von Martin unterzeichneten Vorreden behandeln die Hss. und deren Dialekt, Gaimars Namen, über welchen doch kaum etwas ermittelt wird, ferner Gaimars Lebenszeit, seine mutmafsliche Heimat und Vorlagen, mit welchen nur eine knappe Vergleichung angestellt wird. — Eine interlineare, anglonormannisch gestaltete Psalterübersetzung gab Beyer heraus.[4]) Diese Übersetzung, die die primitive Einrichtung einer wörtlichen Überschrift über den lateinischen Wörtern ohne Rücksicht auf französische Wortstellung darbietet,

---

1) The Mastery of the French Language in England from the XIth to the XIVth century, including the phonetics and morphology of the Norman French Language. New-York. Corning & Co. 1888. IV + 123 S. 2) Laut- und Formenlehre der anglonormannischen Sprache des XIV. Jahrhunderts. Greifswald 1887. 3) Lestorie des Engles solum la translacion Maistre Geffrei Gaimar. Edited by The late Sir Thomas Duffus Hardy and Charles Trice Martin. 2 Voll. LIII + 404 und XLII + 294 S. Gr. 8°. London 1888—89. In Rerum Britannicarum medii ævi scriptores. 4) Die Londoner Psalterhandschrift Arundel 230, in Zs. für roman. Philologie XI, 513—34, XII, 1—56. 1887—88.

ist sogar vielleicht die ursprüngliche Fassung oder der Ursprung der gallikanischen Psalteria. Die Hs. stammt aus dem XII. Jahrhundert. — Ein 950 V. starkes Gedicht über Saint Laurent veröffentlichte W. Söderhjelm.[5]) Es gehört der Mitte des XII. Jahrhunderts an und scheint das älteste französische Werk über den heiligen Laurentius zu sein. Die Einleitung des Verf. behandelt die von ihm benutzte Hs. (B. N. f. fr. 19525), die Versifikation, welche, von Kopistenfehlern abgesehen, ziemlich regelrecht ist, die Sprache, Heimat und Lebenszeit des Dichters und literargeschichtliche Untersuchungen. Noten und zwei Appendices, einen lateinischen und einen französischen Prosatext enthaltend, begleiten den Text des Gedichts. Eine Söderhjelm damals unbekannte, dasselbe Gedicht enthaltende Hs. ist die des British Museums Egerton 2710; vgl. unten. — Ein zweites Heiligenleben liegt vor in einer von einem Engländer verfaſsten Leipziger Dissertation.[6]) Es ist die von P. Meyer in Romania XV, 268 schon angedeutete Vie de sainte Marguerite der Cambridger Univ. Library Hs. Ee VI, XI. Das Gedicht enthält 69 fünfzeilige Strophen in schlechten Alexandrinern. Die Sprache der Hs. ist stark vorgeschritten und weist auf die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts hin; es kommt sogar my für mon vor. Merzt man Schreiberfehler aus, so ergibt sich eine ziemlich gute Sprache einer besseren Zeit. P. Meyer hat sogar den Anglonormannismus des Verf. angezweifelt (Romania XIX, 477). — Ein Fragment von 80 Versen (8silblern) von einer bisher unbekannten Version der Margareten-Legende publizierte W. v. Zingerle.[7]) Die Schrift verrät einen Anglonormannen; ob auch der Verf. in demselben Dialekt schrieb? — Der didaktischen Literatur gehört auch der endlich bekannt gemachte literarische Nachlaſs Nicole Bozons[8]) an. Er besteht hauptsächlich aus Prosaerzählungen, welche teils naturgeschichtliche, »De proprietatibus rerum« von Barthelemi Anglicus (XIII., nicht XIV. Jahrh.) entnommene Betrachtungen, teils »Exempla« (meist aus Jacques de Vitri und Beda), teils Fabeln, die aus einer unbekannten, auch von Marie de France benutzten Quelle zu stammen scheinen, enthalten; weiter auch aus einigen, nur in der einen der beiden Hss. enthaltenen Gedichten. Bozon hat seine Contes bald nach 1320 in England schreiben dürfen; die Hss. sind wenig jünger. Die substantielle Introduktion ist von P. Meyer unterzeichnet. — Der leichteren Unterhaltungslektüre gehört der Lai du cor[9]) von Robert Biquet an. Den Abdruck der schwer verderbten Hs. begleitet Seite für Seite die kritische Restitution. — Hue de Rotelandes Ipomedon[10]), ein anglonorman-

---

5) De Saint Laurent, poème anglo-normand du XIIe siècle publié pour la première fois. Paris 1888. Welter. XXXV + 36 + 145. 4°. 6) La Vie de Ste.-Marguerite, An Anglo-Norman Version of the XIIIth Century, now first edited from the unique manuscript in the University Library of Cambridge, and accompanied by an introduction, together with critical and explanatory notes, and a brief account of the development of the legend, by Frederick Spencer. Leipzig 1889. 53 S. 8°. 7) Romanische Forschungen VI, 2, 414—416 (1889). 8) Les Contes moralisés de Nicole Bozon, frère mineur, publiés pour la première fois d'après les manuscrits de Londres et de Cheltenham par Lucy Toulmin Smith et Paul Meyer. Paris 1889. LXXIV + 333 S. Gr. 8°. (Société des anciens textes.) — Dazu interessante Bemerkungen von B. Hauréau im Journal des savants 1890, Februar. 9) Le lai du cor. Restitution critique par Dr. Fredrik Wulff. Lund 1888. V + 100 S. Kl. 8°. 10) Hue de Rotelandes Ipomedon. Ein französischer Abenteuerroman des 12. Jahrhunderts. Breslau 1889. X + 189 S. 8°.

nischer Abenteuerroman aus dem Ende des XII. Jahrhunderts, war früher sehr wenig bekannt. Dessen Publikation durch Kölbing und Koschwitz wurde durch des ersteren Ausgabe der drei englischen Versionen veranlafst und es war dabei eigentlich auf den Anglicisten oder den Literarhistoriker, nicht auf den Romanisten abgesehen. Daraus erklären sich zum Teil die vielen Mängel der Ausgabe, die sogar Mussafia dazu bewogen, eine spezielle textkritische Abhandlung[11]) dazu zu schreiben. Sprache und Versifikation sind ziemlich gut, das Gedicht ein wenig zu lang. — Eine bedeutende Zahl von teilweise bekannten, teilweise unbekannten anglonormannischen Gedichten und Prosastücken findet sich in der neulich vom British Museum erworbenen Hs. Egerton 2710, auf welche P. Meyer aufmerksam macht.[12]) Die Texte sind: Poème sur l'ancien testament (vgl. Romania XVI, 177); La Passion (aus der Bibel Hermanns von Valenciennes); ein Evangile de Nicodème; die Predigt »Grant mal fist Adam«; L'assomption (von Hermann); Prosaleben von Johannes und Petrus; Barthelemis Leben; die Predigt des Guichart de Beaulieu (eine andere Person als G. de Beaujeu); Laurentii Leben (vgl. oben). — Von den zwölf sehr variierenden Gui-de-Warwick-Hss. sind nur drei ziemlich vollständig; die vollständigste enthält 11,204 V.[13]) — Als anglonormannisch galt bisher Suchier und mir der von Th. Wright herausgegebene Dialogus inter corpus et animam; nach Varnhagens Veröffentlichung aller bekannten fünf Hss. wird man das Gedicht wohl dem Kontinent anweisen müssen[14]), wie dies schon 1877 Gaston Paris geneigt war zu thun (Romania VI, 145). — In anglonormannischem Gewand ist uns ein Bruchstück des Amadas et Ydoine überliefert worden, während wohl das Gedicht kontinental-französisch ist.[15]) — Der von Görlich vermutete Anglonormannismus der beiden Bücher der Makkabäer wird von Foerster bestritten.[16]) — **Zur Literaturgeschichte** der anglonormannischen Verfasser ist zu bemerken, dafs der älteste bekannte von ihnen, Philipp v. Thaun, mit Unrecht in einer British-Museum-Hs. als Verfasser eines lateinischen Bestiarius bezeichnet worden ist, dafs die lateinischen und französischen Zwischenschriften in seinem Cumpoz und Bestiaire offenbar unecht sind, und dafs die Parallelstellen dieser seiner beiden Schriften auf zweimaliger Bearbeitung desselben lateinischen Textes zu beruhen scheinen.[17]) Ein paar Handschriftbemerkungen zu seinem Bestiaire und ein paar Nachträge zur Kenntnis seiner Quellen hat Mann gegeben.[18]) — Geffrey

11) Sulla critica del testo del romanzo in francese antico Ipomedon. Wien 1890. 76 S. Gr. 8°. (Sitz.-Ber. d. Wien. Akd. Bd. CXXI, XIII.). Dazu Koschwitz' Antwort und Entschuldigung in Zs. f. franz. Sprache u. Litteratur XII, 135 ff. 12) Bulletin de la Société des anciens textes français, XV, 2, p. 72—97 (1889). 13) Oskar Winneberger, Über das Handschriftenverhältnis des altfranzösischen Guy de Warwick. Marburger Diss. 1889. 49 S. 4°. 14) Das altfranzösische Gedicht »Un Samedi par nuit« (der Anfangsvers). Herausgegeben von Hermann Varnhagen. Anhang zu der von Linow herausgegebenen altenglischen Version, in: Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie I, S. 113—96 (1889). 15) Bruchstück aus dem altfranzösischen Roman Amadas et Ydoine, herausgegeben von H. Andresen in Zs. für romanische Philologie XIII, 85—97 (1889). 16) Die beiden Bücher der Makkabäer. Eine altfranzösische Übersetzung aus dem 13. Jahrhundert von Dr. Ewald Görlich. Halle 1889. L + 130 S. 8°. (Roman. Bibl. 2.) 17) Zu Philipps v. Thaun Werken. Von Max Friedrich Mann. Romanische Forschungen VI, 2, 399—413 (1889). 18) Ebendaselbst. Vergl. noch Fr. Lauchert, Geschichte des Physiologus. Strafsburg 1888. XIII + 312 S. 8°.

Gaimar hat für seine Chronik wahrscheinlich ein Medium zwischen der die Winchester Annalen enthaltenden Hss. Cott. Tiber. B I und Bodl. Libr. Laud 636 E benutzt.[19]) — Der Dichter des anglonormannischen Horn hat die Hornsage in einer andern Gestalt als der englische Verfasser des King Horn, auf welchem die englische Romanze von Horn Childe and Maiden Rimnild beruhen, gekannt. Möglicherweise kannte er mehrere Versionen.[20]) — Grossetestes Chasteau d'amour hat ein paar englische Bearbeitungen erfahren, deren eine ziemlich treu, die andere sehr frei ist.[21]) Der von anglonormannischen Verfassern oft zitierte, obwohl selbst lateinisch schreibende Giraldus Cambrensis (Gérold le Gallois, Girauld de Barri) ist Gegenstand einer sehr ausführlichen biographischen Studie von M. A. Joly[22]). — Das Verhältnis der Tristanversionen, deren eine (die von Thomas) durch einen glücklichen Hss.-Fund von Novati neulich besser bekannt ist (Studi di filol. romanza II, 1887), ist noch nicht ins reine gezogen, obwohl man dieser Frage in der letzten Zeit viel Aufmerksamkeit gewidmet hat. Da sie aber mehr in die allgemeine französische Literaturgeschichte als hierher gehört, wird dies nur pour mémoire notiert. Hat man doch sogar den Tristan des Béroul nach dem Kontinent verlegen wollen.[23]) — **Grammatisches** bietet sich zu den schon mehrmals, z. B. von Merwart 1878, von Schlösser und Bartels 1886, behandelten IV Livres des rois, deren Syntax Köhler studiert.[24]). — Die **metrischen** Theorien Suchiers haben einen Anhänger gefunden[25]), ohne dafs doch, wie ich dies schon in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XII², 29—31 ausgesprochen habe, damit viel gewonnen wäre.

Gothenburg. Johann Vising.

19) Max Kupfer-schmidt, Über das Handschr.-Verhält. der Winchester Annalen. Engl. Stud. XIII, 169—87 (1889). 20) J. Caro: Kleine Publikat. aus der Auchinleck-Hs. X. Englische Studien XII, 323—66 (1889). 21) F. K. Haase, Die altenglischen Bearbeitungen von Grossetestes Chasteau d'amour, verglichen mit der Quelle. Anglia XII, 311—74 (1889). 22) Etudes anglonormandes, Gèrold le Gallois; in: Mémoires de l'Académie nationale de Caen 1887—89. 23) Hermann Warnecke, Metrische und sprachliche Abhandlung über das dem Berol zugeschriebene Tristan-Fragment nebst Bestimmung des Ortes und der Zeit der Abfassung desselben. Inaugural-Diss. Göttingen 1887. — Übrige neuere Tristanliteratur, siehe Le Moyen Age III, 8, und Romanische Forschungen IV, 2, S. 317—32 (J. Sarrazin). 24) Syntaktische Untersuchungen über Les quatre livres des Rois. Erlangen 1888. Diss. 83 S. 8⁰. 25) Robert Gnerlich, Bemerkungen über den Versbau der Anglonormannen. Inaugural-Diss. Strafsburg 1889. 57 S. 8⁰.

KELLER, Otto, Lateinische Etymologien. (Zur lateinischen Sprachgeschichte, erster Teil.) Leipzig, Teubner. 1893.

KELLER, Otto, Lateinische Volksetymologie und Verwandtes. Leipzig, Teubner. 1891.

KRAUSE, Karl Christian Friedrich, Abrifs der griechischen Philosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlafs des Verfassers herausgegeben von Dr. Paul Hohlfeld und Dr. August Wünsche. Mit einem Anhange: Die Philosophie der Kirchenväter und des Mittelalters. Leipzig, Otto Schulze. 1893.

Le système de la philosophie par KARL CHRISTIAN FRIEDRICH KRAUSE. La théorie de la science. T. I. Ouvrage traduit de l'allemand par Lucien Buys. Leipzig, Otto Schulze. 1892.

LAMARTINE: Procès et mort de Louis XVI. erkl. von PAUL VOELKEL. (Prosateurs français. 88. Lief.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1892.

LENTZNER, Dr. Karl, Bemerkungen über die spanische Sprache in Guatemala. Halle-Leipzig, Ehrhardt Karras. 1892.

LENTZNER, Cárlos, Tesoro de voces y provincialismos Hispano-Americanos. Tomo I. Parte primera. La región del Rio de La Plata. Entrega primera. Halle a. d. S.-Leipzig, Ehrhardt Karras. 1892.

LEONARDIS, G. de, L'uno eterno e l'eterno amore di Dante. Principio metodico e protologico della Divina Commedia. Studio critico. I. II. 2 Bde. Genova, Tipografia del R. Istituto Sordo-muti. 1890.

LOCELLA, Bar. G., Zur deutschen Dante-Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzungen von Dante's Göttlicher Komödie. Mit mehreren bibliographischen und statistischen Beilagen. Leipzig, Teubner. 1889.

LOTH, J., Les mots latins dans les langues brittoniques (Gallois, Armoricain, Cornique). Phonétique et commentaire avec une introduction sur la romanisation de l'île de Bretagne. Paris, E. Bouillon. 1892.

DIE BEIDEN BÜCHER DER MAKKABÄER. Eine altfranzösische Übersetzung aus dem 13. Jahrhundert. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben von Dr. Ewald Goerlich. Halle a. S., Max Niemeyer, 1889. Romanische Bibliothek. Bd. 2.

MANITIUS, M., Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts. Stuttgart, Cotta. 1891.

MARCHOT, Paul, Phonologie détaillée d'un patois wallon, contribution à l'étude du wallon moderne. Paris, E. Bouillon. 1892.

MÉZIÈRES, A., Vie de Mirabeau. Paris. Hachette. 1892.

MICHAËLIS DE VASCONCELLOS, Carolina, Fragmentos etymologicos. (Extr. da Revista Lusitana, vol. III.) Porto, Typographia de A. F. Vasconcellos. 1894.

MISTRAL, Frederi, Mirèio, Provençalische Dichtung. Deutsch von August Bertuch, mit einer Einleitung von Eduard Brehmer. Strafsburg, Tiebner. 1893.

PAGANEL, La Guerre de sept ans, erkl. von Gerh. FRANZ. (Prosateurs français 94. Lief.). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1892.

RENNERT, Hugo A., Ph.-D., The Spanish Pastoral Romances. Baltimore: publ. by the Mod. Lang Association of America. 1892.

REVUE DES TRADITIONS POPULAIRES. Tome VI, 6e année. — No. 12. — Décembre 1891. Paris, Librairie de l'Art indépendant. 1891.

RICKEN, D. W., Neues Elementarbuch der französischen Sprache für Gymnasien und Realgymnasien. Berlin, W. Gronau. 1893.

RICKEN, W., La France — le pays et son peuple. — Récits et tableaux du passé et du présent. Livre de lecture à l'usage des écoles. Berlin, W. Gronau. 1893.

RICKEN, Dr. W., Grammatik der französischen Sprache für deutsche Schulen. Berlin, W. Gronau. 1893.

RICKEN, Dr. W., Le Tour de la France en cinq mois. Nach G. Bruno's ›Le Tour de la France par deux enfants‹ für die deutsche Schuljugend bearbeitet. Berlin, W. Gronau. 1893.

(Fortsetzung folgt.)

Kritischer Jahresbericht

über die Fortschritte der

Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von hundertfünfzehn Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller und **Richard Otto.**

Mitredigiert von

G. Baist, R. Mahrenholtz, C. Salvioni, W. Scheffler, E. Seelmann.

I. Jahrgang. — 1890.

4. Heft.

München und **Leipzig.**
Verlag von R. Oldenbourg.
1894.

Paris, H. Welter. **Turin** und **Palermo,** Carlo Clausen. **Rom,** Loescher & Co.

Inhalt von Heft 4.

Rezensionsexemplare und Sonderabzüge von Aufsätzen für den Romanischen Jahresbericht wolle man an Prof. **Dr. Karl Vollmöller** in **Dresden-A.**, Werderstrasse 36/I, gelangen lassen.

Störende Druckfehler auf S. 3 Sp. 2 des Umschlags von Heft 3: Z. 23 v. o. lies Boehmer, Trübner; Z. 31 lies Lang.; Z. 37 lies Dr. (Ich hatte keine Korrektur dieser Spalte erhalten. K. V.)

Bei der Redaktion des »Romanischen Jahresberichtes« sind ferner folgende Schriften eingelaufen:

Rossmann, Ph., und Schmidt, F., Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1892.

Rydberg, Gust., Le développement de facere dans les langues Romanes. Thèse pour le doctorat. Paris, Ch. Noblet. 1893.

Sarcey, Francisque, Le Siège de Paris. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Arnold Krause. Mit einer Übersichtskarte. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing. 1892. Dazu Wörterbuch.

Schneller, Christian, Tirolische Namenforschungen. Innsbruck, Wagner. 1890.

Schofield, W. Henry, A. M., The Source and History of the Seventh Novel of the Seventh Day in the Decameron. Reprinted from the Harvard Studies and Notes in Philology and Literature, Vol. II. 1893. Boston, Ginn & Company. 1893.

Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von O. E. A. Dickmann. Serie A: Prosa. Leipzig, Renger'sche Buchh. 1892. a) Duruy, George: Biographies d'hommes célèbres des Temps anciens et moderne, erklärt von Karl Panner. b) Mérimée, Prosper: Colomba, erklärt von Joh. Leitritz. c) Mignet, A.: Vie de Franklin, erklärt von H. Vofs.

Sébillot, Paul, La littérature orale en France. Mémoire lu au Congrès des Traditions populaires de 1889. Paris, Bibliothèque des Annales économiques. 1891.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Altfranzösische Literatur.*)

Volksepos. Von Gesamtdarstellungen des altfranzösischen Volksepos ist nur die von G. PARIS zu verzeichnen, in der 2. Auflage seines vortrefflichen Manuel, von S. 45 ab vielfach verändert. — Miſs M. HAYDENS Artikel The Chansons de geste[1]) ist mir nicht zugänglich, wird aber wohl keine neuen Forschungen bringen. — F. SPENCER, the Poetry of the Franks[2]) entwickelt die Ideen P. Rajnas über den germanischen Ursprung des afz. Epos. — Die Reliques scientifiques ARSÈNE DARMESTETERS Bd. II bringen S. 3—39 La littérature française du moyen-âge, conférence d'ouverture du cours de langue et littérature françaises du moyen-âge à la Faculté des Lettres de Paris, 4. Dez. 1883 aus der Revue internationale de l'Enseignement vom 15. Dez. 1883, und S. 40—53 aus der Revue critique vom 15. Dez. 1884 Nr. 51 die Besprechung von P. Rajnas Le Origini dell'epopea francese. — Im höchsten Grade dankenswert ist E. STENGELS Ausgabe der Kleinen Schriften von Ferd. Wolf[3]), worin sich auch Einiges zur Geschichte des Volksepos befindet, S. 186—8 die Besprechungen von K. Hofmanns GOrenge und Amis und Amiles. — Die Entstehung der Sage vom Schwanritter und ihre dichterische Behandlung in Frankreich und namentlich in Deutschland behandelt WOLFG. GOLTHER[4]), — den historisch-mythologischen Hintergrund und das System der Sage im Cyklus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagenkreisen HUGO SALTZMANN[5]) (vergl. HArch. 85, 344), — Huon de Bordeaux in Geschichte und Dichtung CASPAR RIEDL.[6]) — G. GRÖBER, Zum Haager Bruchstück[7]), bekämpft Eberts Aufstellungen über das H. B., Gesch. d. Lit. des Mittelalters III 350 f. Verf. ist überzeugt »von dem hohen Alter nationalepischer Dichtung, dem Vorhandensein einer Chanson-de-geste-Dichtung lange vor dem Rolandslied und einer französischen Grundlage des H. B.« Vgl. Rom. 19, 620 f. — Den gerichtlichen Zweikampf nach seinem Ursprung und im Rolandslied betrachtet G. BAIST[8]), — das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland (Forts.) J. J. AMMANN.[9]) — F. LOT, Gormond

*) Vgl. auch S. 269 ff., 359 ff., 377 f., Red.

1) The Dublin Review, Juli 1890. 2) Modern Language Notes V, 1890, Nr. 8. 3) A. u. A. 87. 4) RF. V 103—36. 5) Pillau Progr. 30 S. 4⁰. 6) Zs. f. vergl. Lit.-Gesch. u. Ren.-Lit. N. F. III 71—126. 7) HArch. 84, 291—322. 8) RF. V 436—48. 9) Progr. Krumau. 16 S. 8⁰.

et Hasting[10]), bringt zwei Stellen aus dem 12. und 13. Jahrhundert bei, wonach Gormund mit dem berühmten Piraten Hasting identisch wäre. — Derselbe behandelt Geoffroi Grisegonelle dans l'épopée.[11]) Der Geffrei d'Anjou des Rolandsliedes V. 106 (vgl. Gautiers Anm. zu der Stelle in seiner Rol.-Ausgabe) und anderer Volksepen ist eine historische Persönlichkeit, G. Grisegonelle, † 987. Wie im Epos, hat er auch in der Geschichte (2. Hälfte des 10. Jahrh.) eine grosse Rolle gespielt. »Il est vrai qu'on n'a pas retrouvé jusqu'ici de poème spécialement destiné à célébrer ses exploits; mais que des chants en son honneur aient existé, c'est ce qui me paraît tout à fait vraisemblable. Le texte suivant apportera, je pense, quelque appui à cette idée: c'est un passage de la *Chronica de gestis consulum Andegavorum.*« S. 377. »Que la vie de Geoffroi Ier, comte d'Anjou, ait suscité de nombreuses légendes, c'est ce que la simple lecture de ce récit prouve surabondamment. Mais ces éléments légendaires n'ont pas tellement étouffé la vérité qu'on ne puisse retrouver le fondement historique.« S. 383. »On peut conclure sans trop de témérité que de la fin du Xe au XIIe siècle, Geoffroi Grisegonelle a été dans l'Ouest de la France le héros de récits épiques célébrant particulièrement la part qu'il avait prise à la lutte de Lothaire et Hugues Capet contre les Allemands en 978.« S. 393. — Derselbe bestreitet in einem Artikel Guillaume de Montreuil[12]) die Ansicht von G. Paris, daſs Mitte des 10. Jahrh. ein Graf Wilhelm von Ponthieu oder Montreuil existiert habe. »Il paraît donc téméraire d'admettre que ce personnage hypothétique ait pu fournir des éléments au poème du *Couronnement de Louis.*« S. 293. — G. Paris, la Chanson d'Antioche provençale et la Gran Conquista de Ultramar IV.[13]) Die Darstellung der zweiten Belagerung Antiochias in der afr. Chanson d'Antioche (bei P. Paris VII, VIII) beruht auf Robert de Saint-Remi. »A partir de la fin de l'entretien des messagers chrétiens avec Corbaran, la chanson française et le récit latin se séparent, pour ne plus avoir que quelques points de contact. La première retrouve évidemment des sources épiques, sinon historiques.« S. 567 f. »C'est pour cette partie de l'histoire de la croisade que nous possédons un fragment du texte de la chanson provençale. Il suffit à nous montrer que cette chanson y était à la fois beaucoup plus authentique et beaucoup plus originale que le poème français tel que nous l'avons.« S. 576. Schlieſslich behandelt G. Paris die Quellenverhältnisse der Gran Conquista. — Hinsichtlich der Beziehungen der Chroniken zu den Chansons de geste vgl. Anonymi Gesta Francorum et aliorum Hierosolymitanorum mit Erläuterungen, herausgegeben von H. Hagenmeyer[14]), und dazu B. Kugler, DLZ. 1890, 510 f. — Eine ganz enorme Arbeitsleistung haben wir auf dem Gebiet der Textpublikation von E. Stengel in Galiens li Restorés, Schluſsteil des Cheltenhamer Guerin de Monglane unter Beifügung sämtlicher Prosabearbeitungen zum erstenmal veröffentlicht. Mit einer Untersuchung von K. Pfeil, über das gegenseitige Verhältnis der erhaltenen Galien-Fassungen[15]), vgl. Rom. 19, 376, Lit. Cbl. 1891, Nr. 2. — Ein bisher unbekanntes Bruchstück von Aspremont veröffentlicht P. Meyer, Rom. 19, 201 ff., und gibt im Anhang Mitteilungen aus neun weiteren Hss. dieses Gedichts, sowie zum Schluſs einen nach acht Handschriften hergestellten Text einer Stelle von 71 Zeilen. — Ein Fragment

10) Rom. 19, 594 f. 11) Rom. 19, 377—402. 12) Rom. 19, 290—3. 13) Rom. 19, 562—91. 14) Heidelberg 1889/90. 15) A u. A. 84. LIV, 408 S.

aus Foucon de Candie (207 Verse) teilt Wilmotte mit.[16]) — T. M. Auracher gibt RF. 5, 137—71 eine Kollation des afr. Pseudoturpin der Arsenalhs. BLF. 283 mit seiner Ausgabe nach der Münchener Hs. Progr. München 1876. — Zum Schlufs noch die Dissertationen und Programme, welche einzelne Denkmäler in irgend einer bestimmten Richtung untersuchen: C. Gade, Über Metrum und Sprache von Aliscans. Marburg. 63 S. Mor. Bock, Über den Gebrauch der Pronomina in Amis und Amiles, Progr. Staatsrealschule Linz a. D. A. Nordfelt, Etudes sur la Chanson des Enfances Vivien. Diss. Upsala. 39 S. 4°. H. Wahle, Über die Syntax in den franco-italienischen Dichtungen des Nicolas von Verona. Progr. Magdeburg. 33 S. 4°. H. Bredtmann, Der sprachliche Ausdruck einiger der geläufigsten Gesten im afr. Karlsepos. Marburg. 70 S. 8°. Vgl. Zs. f. franz. Spr. und Lit. 1890, II 249. Karl Rudolph, Das Verhältnis der beiden Fassungen, in welchen die Chanson Garin de Monglane überliefert ist, nebst einer Untersuchung der Enfances Garin de Monglane. Marburg. 75 S. 8°. O. Essert, Bueves de Commarchis, chanson de geste par Adenes le Roi. Progr. Königsberg i. Pr. 18 S. 4°. Vgl. Franco-Gallia 7, 132. C. Schwarzentraub, Über die Pflanzenwelt in den afr. Karlsepen. Marburg. 74 S. 8°. — Berücksichtigt ist das Volksepos auch in folgenden Dissertationen: Robert Paul Kettner, Der Ehrbegriff in den afr. Artusromanen mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zum Ehrbegriff in den afr. Chansons de geste. Leipzig. 58 S. S. Kunstepos. F. Schiller, Das Grüfsen im Afr. Halle. 57 S. Jean Loubier, Das Ideal der männlichen Schönheit bei den afr. Dichtern des 12. und 13. Jahrh. Halle. 142 S. M. Köhler, Über allitterierende Verbindungen in der afr. Literatur. Zs. für frz. Spr. u. Lit. 12, 90—120. Vgl. Wölfflins Archiv 7, 456 f.

Karl Vollmöller.

Historische Literatur. *Paul Meyer, Discours prononcé à l'assemblée générale de la Société de l'histoire de France le 6 mai 1890.[1]) Die Rom. 20, 187 sagt über diese Schrift: »L'auteur traite dans ce discours de l'origine et des premiers développements de l'historiographie française, caractérise nos premières chroniques en langue vulgaire, soit en vers, soit en prose, et indique par suite de quel courant d'idées et à quelle époque la prose s'est substituée à la forme versifiée dans la rédaction des œuvres historiques.« — P. Paris hatte bekanntlich die Behauptung aufgestellt, dafs die Geschichte Kaiser Heinrichs von Henri de Valenciennes die Prosaauflösung einer chanson de geste sei. G. Paris[2]) stützt diese Ansicht und die weitere P. Meyers, dafs H. de V. identisch sei mit Henri de Wallentinnes, von dem eine Madrider Hs. ein Gedicht enthält. — In demselben Heft der Rom. 19, 99—102 führt G. Paris aus, dafs Philippe de Novare (nicht Navarre) Lombarde war. — Ebenfalls mit Ph. de N. beschäftigt sich P. Richter.[3]) Vgl. dazu Rom. 19, 365. — H.-François Delaborde, la vraie chronique

16) Bruxelles 1890. Aus den Bulletins de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Vgl. dazu Rom. 19, 498 f.

1) Paris, Renouard, in -8°. 26 S. Extrait de l'Annuaire-Bulletin de la Société de l'histoire de France pour 1890. 2) Henri de Valenciennes, Rom. 19, 63—72. 3) Beiträge zur Historiographie in den Kreuzfahrerstaaten, namentlich für die Zeit Kaiser Friedrichs II. Berliner Dissert.

du Religieux de Saint-Denis.[4]) »Mémoire très-important, d'où il resulte: 1° que les chroniques *officielles* étaient écrites en latin et déposées à Saint-Denis: ces *Chroniques de Saint-Denis* étaient la source des *Chroniques de France* en langue vulgaire; 2° que la chronique latine du religieux de S.-Denis, qui remplissait sous Charles VI les fonctions d'historiographe de France, n'est que la dernière partie d'une grande compilation comprenant l'histoire entière du monde chrétien, au moins depuis les origines de la monarchie française, compilation dont nous possédons une autre partie [768—1270] dans les mss. 553 et 554 de la Mazarine.« Moyen-âge 3, 187. Vgl. dazu Ebering, Bibliographisch-kritischer Anzeiger 3, 309, 1917. — H. Moranvillé, le texte latin de la chronique abrégée de Guillaume de Nangis[5]), berichtet über eine neue Pariser Hs. dieses Textes. — Georg Heeger, Über die Trojanersagen der Franken und Normannen.[6]) Beide sind gelehrten Ursprungs. — Über die Kopenhagener Hs. der mittelgriechischen Chronik von Morea handelt John Schmitt.[7]) — Von Ausgaben sind zu erwähnen: *Le songe veritable, pamphlet politique d'un parisien du 15e s., herausgeg. von H. Moranvillé für die Soc. de l'hist. de Paris, 3174 Verse, vom Jahr 1406, Verf. unbekannt, — und die populären *Les chroniqueurs, deuxième série. Froissart, Commines, par Debidour.[8]) Ungenügend nach Rev. crit. 1890, I, 168 f. — Handschriften aus den beiden von mir behandelten Gebieten (Volksepos und Historische Literatur) finden sich besprochen in folgenden Publikationen: Notices et extraits des Manuscrits de la Bibliothèque Nationale et autres bibliothèques, p. p. l'Institut National de France, 2 Tle. — I codici francesi de' Gonzaga secondo nuovi documenti behandelt F. Novati.[9]) — Blofs Hss. aus dem historischen Gebiet finden sich besprochen bei *G. Camus, I codici francesi della regia biblioteca Estense[10]), im Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France, wo von A. Moliniers Beschreibung der Mazarinehss. 1890 Bd. III erschienen ist, ferner der Band Clermont-Ferrand, Caen, Toulon, Draguignan, Fréjus, Grasse, Nice, Tarascon.[11]) C. Douais, les manuscrits du château de Merville.[12]). Das Weitere gehört in den historischen Jahresbericht.

Karl Vollmöller.

Kunstepos. ***Antike Stoffe.*** Über diese Stoffe, soweit sie in der afz. Literatur verwertet sind, orientiert Dernedde in einer dankenswerten Arbeit[1]), deren Resultate freilich in einer Reihe von Punkten zu verbessern und zu vervollständigen wären. Dem Mangel an Übersichtlichkeit wird durch das Namenregister am Schlufs einigermafsen abgeholfen. — **Alexander.** Für Untersuchungen der afz. Alexanderromane werden einstweilen P. Meyers diesbezügliche Arbeiten den Ausgangspunkt bilden; ihm verdanken wir eine viel Mühe voraussetzende Untersuchung über sämtliche Alexander-Hss.[2]), deren Ergebnisse nur in

---

4) Biblioth. de l'Ec. d. Chartes 51, 93—110. 5) Ebenda 51, 652—9. 6) Progr. Landau. 38 S. 8°, s. Kunstepos. 7) RF. V 519—38. 8) Classiques populaires édités par H. Lecène et H. Oudin. Paris, 236 S. 8°. 9) Rom. 19, 161—200. 10) Modena S.-A. aus der Rassegna Emiliana, Jahrg. II. 70 S. 8°. S. 1891. 11) Vgl. auch die orientierenden Artikel in der Rev. crit. 1890, I, 332 ff. und 1891, I, 206 ff 12) Ann. du Midi 2, 332 f. XIII.

1) Dernedde, R., Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum. Erlangen 1887. 2) Romania. XI, 213—332.

Einzelheiten besserungsfähig sind, ferner ein reiches Material bietendes Werk[3]), dessen erster Band, schon 1870 gedruckt, z. T. bis dahin unedierte Texte enthält, so vor allem die für die Filiation der afz. Alexanderdichtungen wichtige Zehnsilbnerversion. Der zweite Band ist literarhistorischen Untersuchungen über die älteren mittelalterlichen Alexandertexte, zum weitaus gröfseren Teil aber solchen über die afz. Alexanderbearbeitungen gewidmet. Die Ausführungen über die lateinischen Vorläufer — besonders gilt das für diejenigen über die Historia de proeliis — sind nicht immer genügend; z. T. daher kommt es, dafs die Resultate, zu denen der Verf. hinsichtlich der Quellenfragen gelangt, mehrfach nicht als abschliefsende zu betrachten sind. Dagegen bieten die Untersuchungen über die allmähliche Ausbildung des afz. Romans (so wie er uns durch den unzureichenden Druck[4]) bekannt ist), die Einteilung in verschiedene Branchen, ferner die Auseinandersetzungen über die afz. Fortsetzungen des grofsen Romans viel Neues und Sicheres. — Unter Benutzung eines weitschweifigen, keineswegs nur auf die romanischen Alexandertexte beschränkten, z. T. handschriftlichen Materials beleuchtet W. Hertz[5]) die Stellung des Aristoteles in den mittelalterlichen Alexanderdichtungen und zwar sowohl in seinen persönlichen Beziehungen zu Alexander, wie auch in der Rolle, die ihm, der hie und da in den Gang der Handlung thätig eingreift, im allgemeinen zugeteilt ist. Der Verf. benutzt die Gelegenheit, um einige Episoden, die sich auch im afz. Roman vorfinden, in zahlreichen Versionen zu belegen. So bildet einen guten Teil der Abhandlung eine gründliche Untersuchung über die Episode vom Wunderstein[6]), auf welchem man ein menschliches Auge zu sehen meint; solange der Stein unbedeckt ist, sucht sein Gewicht seinesgleichen; bedeckt hingegen wird er leicht aufgewogen. Aristoteles deutet die Erscheinung auf die unersättliche Eroberungssucht Alexanders; »das Auge begehrt nach Allem, was es sieht, bis es (mit dem Leichentuch) bedeckt ist«. Hertz verfolgt diese Episode bis in das fünfte nachchristliche Jahrhundert zurück und macht es sehr wahrscheinlich, dafs dieselbe ebenso wie die häufig damit verbundene Erzählung von Alexanders Fahrt nach dem Paradiese jüdischer Herkunft ist. — **Trojasage.** Der grofse Erfolg, den Benoits Roman de Troie in Frankreich und im Auslande erlangte, ist z. T. darauf zurückzuführen, dafs im Mittelalter bekanntlich verschiedene Völker des Abendlandes ihre Herkunft von den Trojanern herleiteten. Es handelt sich aber dabei keineswegs um echte, allgemein verbreitete Volkssagen. Über das Alter, den Ursprung und die Entwickelung dieser Sage bei den Britten[7]) einerseits, andererseits bei den Franken und Normannen[8]) unterrichtet Heeger in zwei interessanten Abhandlungen. Bei den Britten ist die Sage jünger, als man bisher angenommen hat; denn der

3) Meyer, P., Alexandre le Grand dans la littérature franç. du moyen-âge. 2 vols. Paris 1886. (Bibl. franç. d. moyen-âge, t. IV. V.) 4) Her. von H. Michelant in den Publikationen des Stuttgarter literar. Vereins. Stuttgart 1846. 5) Hertz, W., Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters. Abhandlungen der philos.-philol. Klasse d. kgl. bayer. Akad. d. Wiss. XIX. Bandes 1. Abt., München 1891, erschienen 1890. 6) S. Rom. d'Alexandre S. 497, V. 30 ff. 7) Heeger, G., Über die Trojanersage der Britten. München. Diss. 1886, s. dazu Rom. XV, 450 f. 8) Heeger, G., Über die Trojanersagen der Franken und Normannen. Progr. der k. Studienanstalt zu Landau, 1890.

Trojanerbericht in der Historia Britonum ist erst im XI. Jahrh. interpoliert worden. [S. jetzt dazu H. Zimmer. Nennius vindicatus. Berl. 1893. S. 40 f.] Für die Franken bringt der sog. Fredegarius die Sage zuerst. Die unter diesem Namen bekannte Chronik ist das Werk dreier Autoren; der erste Bearbeiter desselben, der um 613 schrieb und in seiner Unwissenheit Angaben seiner Vorlagen mifsverstand, war es, der die Geschichte von der trojanischen Abstammung der Franken kombinierte. Der Urheber der normannischen Trojanersage endlich ist Dudo von St. Quentin. — Das für die brittische Trojanersage gewonnene Resultat suchte Loth[9]) zu stützen, der darauf hinwies, dafs in den dem Ende des X. Jahrh. angehörenden Genealogien [10]) walisischer Fürsten, die für die ältere Zeit nichts weniger als historisch sind, diese Sage nicht erwähnt wird. — Die Hauptquellen von Benoits de Ste. More Roman de Troie sind bekanntlich zwei Machwerke aus der Verfallzeit der römischen Literatur, die Historia de excidio Trojae des Dares Phrygius und die Ephemeris belli Trojani des Dictys Cretensis. Greif, der in seinen Untersuchungen[11]) eine Übersicht über das mittelalterliche Quellenmaterial der Trojasage bietet und nicht nur den afz. Roman, sondern auch dessen Bearbeitungen, sowie andere Schöfslinge jener lat. Texte heranzieht, weist im Gegensatz zu Koerting die Existenz einer älteren griechischen, resp. einer ausführlichen Fassung des Dares und Dictys zurück. — Was den Roman de Troie selbst betrifft, so hat P. Meyer[12]) Fragmente desselben nach zwei noch im XII. Jahrh. geschriebenen Doppelblättern (Basel) publiziert und darauf aufmerksam gemacht, dafs diese Blätter und dasjenige in Brüssel, welches Scheler seinerzeit abdruckte [13]), ursprünglich ein und derselben Hs. angehörten. Der Text dieser Hs. ist ein guter, ursprünglicher. Auf Grund einer Vergleichung von 20 Versen versucht P. Meyer eine allgemeine Klassifikation von 22 Hss. des grofsen Romans; er druckte schliefslich kurze Fragmente des Romans ab, die sich auf einem Blatt der Pariser Nationalbibliothek, resp. im Archiv von Nevers vorfinden. — Ein längeres Fragment veröffentlichte seitdem Jacobs [14]) nach einer Hs. in Bordeaux, und er gelangte auf Grund einer sprachlichen Untersuchung [15]) zu dem Resultat, dafs die Redaktion, die dem Fragment zu Grunde liegt, in Lille oder Umgegend entstanden ist, und dafs der letzte Schreiber ein Südfranzose war. — **Eneas.** Eine Vorarbeit zu seiner Ausgabe [16]) dieses Romans veröffentlichte Salverda de Grave.[17]) Er orientiert darin über die Überlieferung und Sprache des normannischen Gedichts, das höchstwahr-

---

9) Rom. XVIII, 281 ff. 10) Zum erstenmal vollständig gedruckt durch Egerton Phillimore im IX. Bd. des Cymmrodor, fasc. 1, 1888. 11) Greif, W., Die mittelalterlichen Bearbeitungen der Trojanersage. Ein neuer Beitrag zur Dares- und Dictysfrage. Erweiterte Fassung einer durch die phil. Fak. zu Marburg gekrönten Preisschrift. Marburg 1886. (Ausg. u. Abh. a. d. Geb. d. rom. Phil. 61. — Ein Teil erschien als Diss. 1885.) 12) Rom. XVIII, 70 ff. 13) Bibliophile belge. IX[e] année, 1874, 181 ff. 14) Jacobs, C., Ein Fragment des Roman de Troie von Benoît de Ste More auf der Stadtbibliothek zu Bordeaux (Msc. No. 674), Programm der höheren Bürgerschule zu Hamburg. 1889. 15) Jacobs, C., Zur Kritik und Sprache des auf der Stadtbibliothek zu Bordeaux befindlichen Fragments des Roman d. Troie von Benoît de Ste. More (Ms. No. 674). Progr. der Neueren höheren Bürgerschule zu Hamburg. 1890. 16) Inzwischen erschienen als Bd. IV der von Suchier herausgegebenen Bibliotheca normannica. 17) Salverda de Grave, J. J., Introduction à une édition critique du roman d'Enéas. Diss. Groningen. 's-Gravenhage 1888.

scheinlich nicht von Benoit de Ste. More herstamme und älter sei als dessen Normannenchronik und Trojaroman. Der afz. Eneas ist eine in mittelalterlichem Geist gehaltene Bearbeitung von Vergils Aeneis und unter der Regierung Heinrichs II. verfaſst. Die aus der vorgenommenen Vergleichung mit der Vorlage ersichtlichen, im groſsen und ganzen geringfügigen Zusätze des Bearbeiters beruhen teils auf Ovid (vielleicht auch auf Lucian und Statius), teils auf Bestiarien, teils endlich scheinen sie durch die Nationalepik beeinfluſst. In einigen Punkten scheint eine nähere Beziehung zwischen dem Eneas und Benoits Trojanerkrieg vorzuliegen (vergl. die Liebesepisode zwischen Aeneas und Lavinia mit derjenigen zwischen Troïlus und Briseïda). — Eine verwässerte Prosabearbeitung der Aeneassage ist in dem 1483 gedruckten Liure des Eneydes enthalten, welches von Caxton ins Englische übertragen wurde. Caxtons Werk liegt in einer neuen Ausgabe[18]) vor, zu welcher auch Salverda de Grave einen Beitrag geliefert hat. Er bespricht darin kurz den für die spätere Vergilliteratur unbedeutenden Liure des Eneydes, dessen Verf. vielleicht Vergils Aeneis selbst vor sich hatte oder zugleich eine ältere Übersetzung oder Bearbeitung benutzte. Der frz. Prosaroman stimmt wenigstens in einer Episode mit der seinerzeit von P. Meyer[19]) besprochenen Histoire ancienne überein; wenn in diesem Falle die letztere nicht als Quelle diente, so hat man eine gemeinsame Vorlage, d. h. eine Überarbeitung von Vergils Gedicht, anzunehmen, die mit dem Roman d'Eneas entfernt verwandt ist.

Roman de Thèbes. Eine Ausgabe dieses Romans[20]) nach allen Hss. besorgte Constans, und er gelangte dabei zu wesentlich anderen Resultaten als in seiner Arbeit über die Oedipuslegende[21]), in der er sich bereits eingehend mit dem Roman befaſst und zahlreiche Stellen daraus veröffentlicht hatte. Der erste Band der Ausgabe enthält den kritischen Text, der 10230 gepaarte Achtsilbner umfaſst; die varia lectio wird unter dem Text mitgeteilt. Da aber Constans seinem Text eine Handschrift zu Grunde legt, die vielfache Kürzungen aufweist, so ist er zur Annahme zahlreicher Interpolationen genötigt; dieselben finden sich in den Appendices des zweiten Bandes abgedruckt, wo auch die kurzen Fragmente von Angers mitgeteilt werden, welche einer Hs. aus dem Ende des XII. Jahrh. angehört haben. Im zweiten Bande gibt der Herausgeber zunächst Auskunft über die Hss., und er bespricht, nachdem er in einem zweiten Kapitel eine Analyse des Gedichtes gegeben, das Verhältnis der Hss. zu einander. Der Kodex S (Spalding), der nach dem Herausgeber dem Original am nächsten kommt, ist von einem Anglonormannen geschrieben und nahezu die jüngste der fünf Hss.; infolge eines Versehens wird das Alter dieser Hs. verschieden angegeben (vgl. p. XIX und XC). Der Abschnitt über den Dialekt, das Alter und die Quelle des Gedichtes ergibt folgende Resultate, die freilich nicht völlig gesichert zu sein scheinen[22]): Der Roman de

18) Caxtons Eneydos 1490 englisht from the french Liure d Eneydes 1483 edited by The Late W. T. Culley and F. J. Furnivall with a sketch of the old french Roman d'Eneas by Dr. Salverda de Grave. London 1890. (E. E. T. S. Extra Series LVII) XXIV—XXVIII. 19) Rom. XIV, 36 ff. 20) Le Roman de Thèbes publ. d'après tous les manuscrits p. L. Constans. Paris 1890. 2 vols. (Publikation der Société des anciens textes français.) 21) La légende d'Oedipe étudiée dans l'antiquité, au moyen-âge et dans les temps modernes, en particulier dans le Roman de Thèbes, texte français du XIIe siècle. Paris 1880. 22) S. dazu P. Meyers Besprechung Romania XXI, 107 ff.

Thèbes ist um das Jahr 1150 oder vielmehr etwas früher im Südwesten, südlich der Loire, zwischen Poitiers und Limoges verfafst worden, und zwar von einem dem Namen nach nicht bekannten Autor, dessen Sprache ziemlich starke Einflüsse des Centralfranzösischen aufweise; das Gedicht, dessen Anfang einleitungsweise die Oedipuslegende nicht in der durch Sophokles bekannten Gestalt enthält, gehe nicht direkt auf Statius' Thebaïs zurück, sondern auf eine kürzere Prosafassung derselben. Nach dem, was der Herausgeber (Bd. II, S. CXXI) über die Beschreibung der Thore Thebens sagt, müfste diese Quelle übrigens stellenweise auch Erweiterungen aufgewiesen haben. — Constans orientiert dann über die franz. Prosaversionen des Romans, von denen sich die eine in der schon vorhin erwähnten Histoire ancienne jusqu'à César, die andere in den Histoires de Paul Orose, traduites en françoys, vorfindet. Beide Versionen gehen auf die durch zwei Hss. repräsentierte Redaktion des Versromans zurück, die nach dem Herausgeber gegen Ende des ersten Drittels des XIII. Jahrh. von einem Pikarden besorgt wurde. Constans versucht, zwei Hauptredaktionen der Histoire ancienne nachzuweisen, von denen die zweite eine weitere Ausführung der älteren, ca. 1230 begonnenen, sei. — Ein besonderer Abschnitt ist den Destinées du Roman de Thèbes gewidmet. Die ausländischen Bearbeitungen hätten vielleicht etwas ausführlicher besprochen werden können, und was die Stellen aus franz. und prov. Gedichten betrifft, in denen sich Namen der im Roman auftretenden Personen vorfinden, so läfst es sich m. E. in mehreren Fällen keineswegs mit Bestimmtheit sagen, ob diese Namen dem afz. Roman entstammen, oder ob sie von der im Mittelalter viel gelesenen Thebaïs des Statius herrühren. Während Köppel[23]) seinerzeit die Histoires d'Orose für die Quelle von John Lydgates Story of Thebes hielt, meint Constans, dieser Text gehe vielmehr eher auf eine Prosaversion des franz. Gedichtes zurück, die mit den betreffenden Teilen der Histoire ancienne, bezw. mit dem alten Druck Le Rommant de Edipus[24]) verwandt war. — In den im 2. Bd. enthaltenen Anmerkungen werden vorzugsweise Realien besprochen oder Verweise auf analoge Situationen gegeben. Ein Namensverzeichnis und ein Vokabular beschliefsen die dankenswerte Publikation, die das Resultat langjähriger Arbeit ist.

Byzantinische und orientalische Stoffe. Ohne jede Einleitung, nur nach Mitteilung des Handschriftenstammbaumes für den Eracle gab Löseth[1]) die beiden Romane des Gautier d'Arras, den Eracle und den Abenteuerroman Ille et Galeron heraus. Indirekt[2]) erfahren wir, dafs ein 3. Band die Kommentare und ein Glossar enthalten soll. W. Foerster, der selbst eine volle Einsicht in das handschriftliche Material besitzt und seitdem den zweiten Roman als Bd. VII seiner Roman. Bibl. hat erscheinen lassen, weist Löseths pikardisierende Uniformierungsweise des Textes als inkonsequent und als den Intentionen des Verf. widersprechend zurück; dagegen hebt er die Emendationsgabe des Herausgebers rühmend hervor.[3]).

---

23) Koeppel, E., Lydgates Story of Thebes. Eine Quellenuntersuchung. München. 1884. 24) Den genauen Titel dieses nicht datierten Pariser Druckes s. Bd. II, S. CXXIV, Anm. 2.

1) Oeuvres de Gautier d'Arras, p. p. F. Löseth, t. I: Eracle, t. II: Ille et Galeron. (Bibl. fr. d. m.-â. VI, VII. Paris 1890.) 2) Rom. XX, 188. 3) Litbl. f. g. u. r. Ph. 1891, 127 ff.

Löseth verteidigte demgegenüber sein Verfahren.[4]) — Suchiers allen Romanisten bekannte Ausgabe von Aucassin & Nicolete hat eine 3., noch verbesserte Auflage[5]) erfahren, für welche der Text nochmals mit der Hs. verglichen worden ist. — Eine interessante Untersuchung über die weitverbreitete Sage von der Wette, deren bekannteste Repräsentanten der afz. Veichenroman, eine Novelle Boccaccios (II. 9), Shakespeares Cymbeline und Webers Oper Euryanthe sind, hat R. Ohle[6]) geliefert. Für den Veilchenroman des Girbert de Montreuil, welch letzteren er nicht mit Gerbert, dem Fortsetzer Crestiens de Troyes, identifiziert wissen will, gewinnt er als ungefähre Abfassungszeit das Jahr 1231. Seine einsichtsvolle Vergleichung dieses Romans mit dem denselben Stoff enthaltenden, weit volkstümlicheren Roman du Comte de Poitiers zeigt, daſs der letztere, vermutlich vor 1204 geschrieben, die Vorlage für den Veilchenroman bildete. Boccaccios Quelle ist die Novelle eines älteren anonymen Italieners[7]), die frühestens in der 2. Hälfte des XIII. Jahrh. entstanden .sein kann. Die verschiedenen Redaktionen lassen sich auf zwei Vorbilder zurückführen, von denen wir das eine im Comte de Poitiers, das andere höchstwahrscheinlich im Miracle d'Oton, Roy d'Espaigne[8]), vor uns haben. Dies Mirakel und der wahrscheinlich dem 2. Drittel des XIII. Jahrh. angehörende Roman du roi Floire, ferner die Vorlage Boccaccios gehen möglicherweise auf eine (epische?) Vorlage zurück. Die Sage ist nicht orientalisch, sondern gehört wahrscheinlich in weiterem Sinne zu den geistlichen Novellen, mit denen seit dem XII. Jahrh. Kleriker und Mönche Europa überschwemmten. Die Vorlage des Mirakels hatte wahrscheinlich den geistlich-erbaulichen Charakter der Originalerzählung treuer bewahrt als der Comte de Poitiers. Am Schluſs versucht Ohle die ursprüngliche Sage zu rekonstruieren. Wenn auch, wie das der Verf. selbst fühlt, manche seiner Resultate nicht als absolut sichere zu betrachten sind, und mehrfach Hypothese auf Hypothese gebaut ist, so ist doch die anregende, auf vielseitigen, auch theologischen Studien basierende Abhandlung zu empfehlen. Verf. hat seine Arbeit auch im Buchhandel erscheinen lassen[9]) und zwar vermehrt durch eine Fortsetzung, welche das Verhältnis von Shakespeares Cymbeline zu den romanischen Redaktionen eingehend und den erschienenen Kritiken[10]) nach gründlich behandelt. — Der Stoff des afz. Romans Partonopeus de Blois[11]) ist auch in zwei mittelenglischen Bearbeitungen[12]) überliefert; von einer derselben druckte R. Wülker[13]) Fragmente ab, die aber nur z. T. unediert waren, worauf Kölbing[14]), der auch sonst Wülkers Notizen

---

4) Romania XX, 498 f. 5) Aucassin und Nicolete neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar von H. Suchier. 3. Auflage, Paderborn 1889, s. noch dazu Zeitschrift für romanische Philologie XIV, 175. 6) Ohle, R., Über die romanischen Vorläufer von Shakespeares Cymbeline. Leipzig 1890. Diss. 7) Gedruckt im Appendice all' illustrazione istorica del Bocc., scritta da D. Manni. Milano 1820. 8) No. 28 der von G. Paris und U. Robert für die Soc. d. a. t. fr. herausgegebenen Sammlung, welche zwischen 1364 und 1387 verfaſst ist. 9) Ohle, R., Shakespeares Cymbeline und seine rom. Vorläufer. Eine kritische Untersuchung. Berlin 1890. 10) D. Litztg. 1891, 817 f. und Lit. Centralbl. 1891, 22. 11) Eine Reminiszenz davon findet sich nach Alton vielleicht im Marques; s. die Seite 428 genannte Ausgabe S. 162. 12) Weingärtner, F., Die mittelenglischen Fassungen der Partonopeussage und ihr Verhältnis zu dem afz. Originale. Bresl. Diss. 1888. 13) Anglia XII, 607 ff. 14) Engl. Stud. XIV, 435 ff.

verbessert, aufmerksam macht. — **Ipomedon.** Im Anschlufs an seine Ausgabe[15]) der drei mittelenglischen Bearbeitungen von Ipomedon veröffentlichte Kölbing, von Koschwitz unterstützt, deren afz. Quelle, den Ipomedon Hues de Rotelande.[16]) Dieser letzteren Ausgabe ist die ältere der beiden Hss. zu Grunde gelegt, obwohl sie in einem Teil dem Original ferner steht. Mussafia widmete dem Text eine besondere Abhandlung[17]), die nicht nur zahlreiche Verbesserungen zu jener Ausgabe, sondern auch im allgemeinen treffliche Winke für die Textkritik enthält. Von den drei englischen Versionen, die dem XIV., resp. dem XV. Jahrh. angehören, ist nur die kürzere der beiden poetischen — die einzige zugleich, die schon vorher gedruckt vorlag — nicht direkt nach Hues Roman geschrieben; ihr Verf. hatte bei der Ausarbeitung keine Hs. zur Seite, sondern er verliefs sich auf sein Gedächtnis. —

Zu den afz. Gedichten, deren Stoffe dem Orient entstammen, gehört trotz seiner Form (Alexandriner) zweifellos auch der bisher unedierte Roman Florence de Rome. Wenzel[18]) versuchte, die Beziehungen zwischen den verschiedenen unter diesem Namen gehenden Fassungen festzustellen; er untersucht die bisher bekannten drei afz. Hss. des Romans, ferner den Dit de Flourence de Rome[19]), eine engl. Bearbeitung des XV. Jahrh. und eine span. Prosaversion, die in einer Hs. aus dem Ende des XIV. Jahrh. erhalten ist. Nach Wenzel sind zwei Redaktionen anzunehmen; zu der einen gehören alle diese Texte mit Ausnahme von Q (Bibl. Nat. f. f. 24 384), das die andere verkürzte Redaktion vertritt. Das Original beider Redaktionen, nach Wenzel in der Mitte des XIII. Jahrh. verfafst, ist von dem Verf. von Yde & Olive, eine der Fortsetzungen Huons de Bordeaux, benutzt worden. Wenzels Resultate müssen nachgeprüft werden; es mufs eine ältere Version der Florence de Rome existiert haben; denn Girbert de Montreuil, der ca. 1231 seinen Veilchenroman schrieb, hat eine solche gekannt; vielleicht war diese ältere verlorene Version in Zehnsilbnertiraden abgefafst.

Bretonische Stoffe. Artus- und Gralsage. In dem ausgedehnten Gebiet des afz. Kunstepos war es vor allem der **Artus- und Gralsagenkreis,** auf welchem in den letzten Jahren der Schwerpunkt literarischer Beschäftigung ruhte, und wenn eine vollständige Aufklärung der dabei hauptsächlich in Betracht kommenden Fragen in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, so sind doch zweifellos in der Durchforschung dieses so schwierigen Kapitels der afz. Literaturgeschichte erhebliche Fortschritte gemacht worden. Von hierher gehörenden gröfseren, zusammenfassenden Werken über die Artus- bezw. Gralsage aus den letzten Jahren sind zunächst zwei ziemlich zu gleicher

---

15) Ipomedon in drei engl. Bearb. her. v. E. Kölbing. Breslau 1889. 16) Hue de Rotelandes Ipomedon. Ein afz Abenteuerroman des XII. Jahrh. Als Anhang zu der Ausgabe der drei englischen Versionen zum erstenmal herausgegeben von E. Kölbing u. E. Koschwitz. Breslau 1889. 17) Mussafia, A., Sulla critica del testo del romanzo in francese antico Ipomedon. Wien 1890. Sitz.-Ber. d. kais. Akad. der Wiss philos.-hist. Kl. Bd. CXXI. 18) Wenzel, R., Die Fassungen der Sage von Florence de Rome und ihr gegenseitiges Verhältnis. Marburg. Diss. 1890. 19) Ediert von Jubinal, Nouv. Rec. d. contes, dits. Paris 1839, I. Eine neue Ausgabe der bereits 1802 von Ritson edierten engl. Version The bone Florence of Rome hat inzwischen Vietor besorgt. Marburg 1893. Die span. Prosa gab Amador de los Rios heraus in seiner Historia critica de la literatura española. Madrid 1864. Bd. V, 391 ff.

Zeit erschienene zu nennen, nämlich G. Paris' wertvolle Arbeit über die Artusgedichte[1]) und Nutt' Buch über die Grallegende[2]). Während hier schon der Titel angibt, daſs der Autor speziell der Frage nach dem Ursprung der Gralsage nachgehen will, beansprucht G. Paris über die Quellenfrage der frz. Artusromane oder der matière de Bretagne einleitungsweise nichts weiter als eine Skizze zu geben. Es sei hier betont, daſs die Hauptaufgabe, die sich der Verf. stellte und so löste, wie es kaum ein Anderer hätte thun können, darin besteht, daſs er die in älteren Bänden der Hist. litt. enthaltenen Kapitel über die afz. Artusgedichte verbessert und in ausgedehntem Maſse ergänzt. Dabei beschränkt er sich nicht darauf, nur solche Gedichte zu besprechen, die in fz. Fassung erhalten sind, sondern er zieht auch mhd., mndl., engl. Versionen, Episoden, sowie ganze Gedichte heran, die seiner Ansicht nach mehr oder weniger sicher auf verloren gegangene afz. Quellen zurückgehen. Die einzelnen Texte und Stoffe werden nach der schon früher[3]) vom Verf. vorgenommenen Einteilung gesondert, nämlich in 1. Romans épisodiques, solche meist kürzere Gedichte, die eine oft aus mehreren verwickelten Abenteuern bestehende Episode aus dem Leben eines Helden (mit Vorliebe Gavains) erzählen, und 2. in Romans biographiques, solche, in denen das Leben und die Thaten des Helden von Jugend auf oder seit seinem Erscheinen bei Artus' Hofe verfolgt werden bis zu seiner Hochzeit, deren Festsetzung und Verwirklichung von dem Bestehen irgend eines oder mehrerer schwieriger Abenteuer abhängt. — Ich kann hier nicht auf alles Neue eingehen, was uns G. Paris in der Besprechung der einzelnen Gedichte und Stoffe bietet. Jeder, der sich wissenschaftlich mit der Artussage beschäftigt, muſs diese Arbeit kennen; denn — das bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung — ein ungemein reichhaltiges, dem Romanisten nicht immer naheliegendes Material liegt derselben zu Grunde, und dank der Darstellung, in der Momente von irgendwelchem kulturhistorischem Belang geschickt hervorgehoben werden, gewinnt der Leser auch für solche Stoffe Interesse, die sich durch Originalität keineswegs auszeichnen. Selbst für Gedichte, die in neueren Ausgaben vorliegen, wird mehrfach vordem unbenutztes Handschriftenmaterial zu Rate gezogen; vor allem aber erfahren wir durch diese Arbeit zum erstenmale Genaueres über eine ganze Reihe von afz., ihrem Werte nach allerdings sehr ungleichen Artustexten, so über Gavain und Humbaut, Rigomer, Gliglois, Ider, ferner über den alle Anzeichen des Epigonentums tragenden Prosaroman le chevalier au perroquet, der nach G. Paris — worin ich ihm nicht beipflichte — vielleicht auf ein afz. Gedicht in Langzeilen zurückgeht. Weiter seien noch besonders angeführt der Hinweis auf den fz. Prosa-Jaufré, ferner die eingehende Charakteristik, die G. Paris von Gavain, dem unbezwingbaren Helden, gibt (S. 29 ff.). Unberücksichtigt lieſs der Verf. die in neueren, keineswegs tadellosen Ausgaben vorliegenden Roman d'Escanor[4]) und Beaudous[5]), ferner die Gedichte Roberts von Boron,

1) Paris, G., Romans en vers du cycle de la Table ronde in der Hist. littér. de la France, t. XXX, p. 1—270. Paris 1888. 2) Nutt, A., Studies on the legend of the Holy Grail with especial reference to the hypothesis of its celtic origin. London 1888. 3) Rom. X, 466 f. 4) Herausg. von H. Michelant. 178. Publikation des Stuttgarter literar. Vereins. 1886. Vgl. dazu Tobler, Zs. f. r. Phil. XI, 421 ff. 5) Beaudous, Ein afz. Abenteuerroman des XIII. Jahrh. Roberts v. Blois. Nach d. einzigen Hs. der

welch letztere später gelegentlich im Zusammenhang mit den daraus geflossenen Prosaromanen behandelt werden sollen. — Von diesen Prosaromanen, ebenso wie von den sonstigen Graltexten[6]) gibt Nutt in seinem genannten Buche gedrängte Analysen.[7]) Er verfolgt damit den Zweck, seine des Deutschen unkundigen Landsleute, denen ein Werk wie dasjenige Birch-Hirschfelds unzugänglich ist, mit diesen Texten bekannt zu machen; in derselben Absicht orientiert er — wofür ihm jüngere Romanisten sehr dankbar sein werden — über den bisherigen Gang der wissenschaftlichen Forschung der Gralsage. Allein Nutts Thätigkeit ist keineswegs eine nur reproduktive; er scheidet zunächst zwischen den Hauptteilen der Gralsage, nämlich zwischen der Gralsuche und der Vorgeschichte des Grals, und sucht zu zeigen, dafs die Vorgeschichte des Grals, in welcher bekanntlich das legendarische Element besonders hervortritt, jünger ist als die Suche nach dem Gral. Diese und andere Erwägungen, die sich aus einer exakten Untersuchung der verschiedenen fz. Graltexte ergeben, veranlassen Nutt zu einer chronologischen Anordnung derselben, die, richtiger als die seinerzeit von Birch-Hirschfeld gegebene, sich von der letzteren vornehmlich dadurch unterscheidet, dafs nicht Robert von Boron, sondern Crestien de Troyes die erste Stelle einnimmt. Zu einer ganz ähnlichen Anordnung war G. Paris[8]) gelangt. — Nutt, der hervorragende Kenntnisse auf dem Gebiete des Folklore besitzt, bemüht sich — dabei besonders Ansichten Campbells folgend —, die Hauptelemente der Parcival- und Gralsage auf keltischen Ursprung zurückzuführen. — Gegen die Art und Weise, wie Nutt den keltischen Ursprung der Parcival- und Gralsage nachzuweisen sucht, erhob ZIMMER[9]) energischen Einspruch; er tadelt vor allem, dafs Nutt in entscheidenden Punkten seine Schlüsse fast ausschliefslich aus jungen, meist irischen Texten des XV.—XIX. Jahrhunderts zieht, während die ältere, unverfälschtere Sagenliteratur der Kelten, die der Iren sowohl wie diejenige der Kymren-Bretonen, hie und da bessere Parallelen und Argumente hätte liefern können. Zimmer gibt seiner Kritik von Nutts Buch eine breitere Grundlage, indem er die drei Hauptepochen der irischen Sagenentwickelung charakterisiert und zugleich zeigt, dafs keine dieser drei Hauptepochen reinkeltisches Sagengut enthält, sondern stetig mehr und mehr fremde Elemente aufnahm, ferner namentlich solche, die der allgemeinen mittelalterlichen Sagenliteratur angehören. Artus ist keine gemeinkeltische Sagenfigur, sondern Träger der britannischen Heldensage. Der aus den Kämpfen um die Wende des V. und VI. Jahrh. hervorgegangene Held Artur und andere historische Persönlichkeiten wurden im VIII.—XI. Jahrh. bei Kymren und Bretonen Mittelpunkt neuer Sagenbildungen, zu denen alte keltische Helden- und Göttersagen (die uns in alten irischen Sagentexten in irischer Entwickelung erhalten sind), den Hauptbestandteil abgaben, in denen aber auch Elemente anderer Herkunft verwoben

---

Pariser Nat.-Bibl. her. von J. Ulrich. Berlin 1889. (Roberts v. Blois sämtliche Werke, her. von J. Ulrich, Bd. I.) S. dazu MUSSAFIA in L. f. g. u. r. Ph. 1890, 24 ff. 6) Abgesehen von den afz. sind es die folgenden: Wolframs Parzival, Teile der Crone v. Heinrich v. d. Türlin, die walisische Erzählung Peredur, der engl. Sir Perceval. 7) Nutt, p. 8—64. 8) Paris, G., Manuel d'ancien français. La littérature française au moyen-âge. 1. Aufl. Paris 1888, 2. Aufl. 1890. § 59 ff., p. 97 ff. 9) Gött. Gel. Anz. 1890, 488—528.

wurden. Dies Résumé Zimmers wird durch eine Reihe von Beispielen illustriert, durch die zugleich gezeigt wird, dafs nicht blofs die Namen der Persönlichkeiten und die Ortsstaffage[10]) in den fz. Artusepen durch die kymrisch-bretonische Artursage gegeben wurde. Einzelnes kann als gemeinkeltisch angesehen werden: so das aus dem Feenlande stammende (in den nichtirischen Texten Artur angehörende) Schwert *Escalibor, Caliburnus* bei Gottfried von Monmouth, das mit dem Wunderschwert *Caladbolg* in der älteren irischen (Cuchulinn-) Sage zu identifizieren ist. *Kei,* der in der echtkymrischen Erzählung von Kilhwch und Olwen neben Artur der tüchtigste Held ist, besitzt übernatürliche Eigenschaften (Körperhitze), ähnlich wie Cuchulinn. Die Maiversammlungen der Artussage sind durchaus im keltischen Altertum begründet. Nach den Festlichkeiten bildete Cuchulinns Hof geradeso wie derjenige Artus' den Ausgangspunkt mannigfacher Abenteuer. Die Jugendgeschichte des Setanta, des späteren Cuchulinn, erinnert deutlich an diejenige Parcivals.[11]) Die häfsliche Alte in Gerberts Fortsetzung des Conte du Graal, die so viel Gegner wieder zum Leben erweckt, als Parcival vorher getötet hat, ist die nordgerm. Hilde in irischer Auffassung.[12]). — Zimmer zieht dann für diese zweite Stufe der nationalen Sagenbildung bei Kymren-Bretonen die Entwickelung des zweiten irischen Sagen- (Finnsagen-) kreises zum Vergleich heran und glaubt, mit Hinblick auf eine entsprechende, sich auf die Form beziehende Erscheinung der nord- und südgerman. Sagenbildung, den Schlufs ziehen zu dürfen, dafs die Sagendichtung der Kymren-Bretonen im VIII.—XI. Jahrh. in nicht zu umfangreichen Prosaerzählungen von wenig künstlerischem Wert niedergelegt war; in ihnen war der Held der Erzählung jeweils das verbindende Element der Einzelteile, die ihrerseits verschiedenen Ursprungs sein konnten. Ein Repräsentant solcher kymr. Sagentexte ist die Erzählung von Kilhwch und Olwen, die Eberjagd Arturs, von der auch Nennius spricht. Kilhwch ist keine Bearbeitung eines fz. Textes; es fehlt darin die fz. Idee von »Verliegen[13]), Ritterehre, Frauendienst«. Die thätige Rolle Arturs in Kilhwch steht dem Artur des Nennius entschieden näher als dem in den fz.-kymr. Texten; seine Kämpfe richten sich aber in der welschen Erzählung nicht gegen die Sachsen, sondern gegen Ungetüme und Unholde, und gerade das Argument Foersters[14]), dafs in den fr. Epen Artus nie etwas Geschichtliches ausführt, was ihn mit seinem Land und seinen Nachbarn in Verbindung brächte, beweist nach Zimmer deutlich, dafs die Artusepen in dieser Beziehung gerade bretonische Sagengestalt zur Grundlage haben können; denn in der alten irischen Sage, deren Ursprünge vor die Zeit der Berührung mit anderen Völkern fielen, bestehen die Kämpfe der Helden nicht in solchen gegen Nationalfeinde, sondern in der Überwindung von wunderbaren Abenteuern, und es ist nach Zimmer natürlich, dafs die neue

---

10) Wie das Foerster für den Yvain annahm, s. Yvain, p. XXII ff. Die genaueren Titel von Foersters Ausg. der Werke Crestiens s. S. 414 Anm. 101. 11) Nutt stellte dem Parcival-Peredur den Great fool, die Figur eines in einer Hs. des XVIII. Jahrh. erhaltenen Textes, zur Seite. 12) Auch hier ist die von Nutt herangezogene Parallele zu modern. 13) An und für sich wäre das kein absolutes Kriterium. Das »*Verliegen*« ist doch kein Charakteristikum für sämtliche afz. Artusepen. 14) Yvain XXVIII.

Heldensage und ihre Träger bei den Kymren-Bretonen allmählich die charakteristischen Züge der alten Sage annahmen. Die wesentlich verschiedene Rolle, die Artur einerseits in der Erzählung Kilhwch & Olwen, andererseits in den drei welschen, auf roman. Vorlagen zurückgehenden Texten (Geraint, Yarlles y Ffynnawn, Peredur) spielt, ist vielleicht so zu erklären, dafs, während die letzteren die speziell bretonische Sagenentwickelung darstellen, die speziell kymrische in Kilhwch vorliegt. Zimmer sucht noch weitere Beispiele für eine derartige spezifisch kymrische Sagenentwickelung beizubringen. In der Nomenklatur, die diese welsche Erzählung Kilhwch enthält, fehlen die Namen Peredur, Owein, Lunet, Enit. Kei spielt eine andere Rolle als in der breton. Sagenentwickelung. Der Hofsitz Carduel an Gales = Carlisle in Cumberland ist eine uralte Erinnerung der Bretonen an den historischen Ausgangspunkt der Artussage, während die welschen Texte mit einer ihnen naheliegenden Verschiebung Kaer Llion ar Wysc dafür setzen. Was Caradigan[15]), eine andere Hofstatt Artus' in zahlreichen Epen, betrifft, so ist dies nach Zimmer vielleicht eine korrumpierte Form aus Kaer-Agned, dem späteren Edinburg. Auch dies wäre ein in der Bretagne bewahrtes unverstandenes Zeugnis für den nordbrit. Ursprung der Artussage. Für die weitere Untersuchung über den breton. oder kymrischen Ursprung der Artussage in franz. Texten werden die Namensformen Argumente liefern: die Form Yvain kann nur breton. Ursprungs sein. — Ausführlicher behandelte Zimmer diese Fragen gelegentlich der Besprechung von G. Paris' Ansicht über den Ursprung und die Verbreitung der Artussage. Ehe ich darauf eingehe, soll noch Einiges vorausgeschickt werden. G. Paris' Auffassung von dem Ursprung der fz. Artusepen[16]) ist folgende: Die matière de Bretagne stammt hauptsächlich aus Grofsbritannien; auf der aremoricanischen Halbinsel war sie zwar gröfstenteils auch bekannt, allein von hier aus wurde sie, wie es scheint, erst weiter verbreitet, nachdem die aus England stammenden Erzählungen Erfolg hatten. Nach der Eroberung Englands durch die Normannen traten Romanen und Kelten in nähere Berührung. Bei den auf ein enges Gebiet eingeschränkten Welschen hatte sich eine Art Halbzivilisation entwickelt, die hauptsächlich zwei Künste, die Musik und die Poesie, förderte. Sie besafsen zwar keine wirkliche Volksepik, aber doch wenigstens epische Fragmente und den dazu gehörenden Stoff. Diese Art Epik, in der sich manches Mythologische erhalten hatte, nahm infolge der Erinnerungen an die Nationalkämpfe mit den germ. Eindringlingen ein historisches Gepräge an. Ein blasses Bild der so entstandenen historischen Epik ist in der dem IX. Jahrh. angehörenden Historia Britonum erhalten. Der hervorragendste Held war Arthur, der Ende des V. Jahrh. eine bedeutende Rolle gespielt zu haben scheint. Allein im Laufe der Zeit erhielt Arthur einen wesentlich anderen, mehr und mehr phantastischen Charakter. Man feierte weniger seine Kriege gegen die Sachsen als den unvergleichlichen Glanz, der seinen Hof auszeichnete; es hiefs, er habe nicht nur die Sachsen aus der Insel vertrieben, sondern er habe auch Schottland, Irland, Skandinavien, selbst Gallien erobert. So wurde Arthur ein Welteroberer, und die Volksphantasie stempelte ihn schliefslich zu einem Messias:

15) Der engl. Städtename Cardigan, der erst seit 1288 belegt werden kann, ist durch eine Art Mifsverständnis entstanden. 16) Hist. litt. XXX, p. 2—19.

dereinst werde er wiederkommen, um den Bretonen ihr verlorenes Reich zurückzugeben. Einige der in diesem Sinne gehaltenen Erzählungen schrieb Gottfried von Monmouth nieder, dessen Werk, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keinem der fz. Artustexte zu Grunde liegt. Er weifs noch nichts von der Existenz der Tafelrunde, wohl aber sein Übersetzer Wace, der hinzufügt, dafs die Bretonen darüber viel fabelten. G. Paris sieht diese Stelle (Brut. V. 9994 ff.) für einen Beweis dafür an, dafs um die Mitte des XII. Jahrh. aufser den von Gottfried erzählten Stoffen in dem französisierten England und in der Normandie eine Masse von Volkssagen über Artus und seine Gefährten der Tafelrunde verbreitet waren. Die Artussagen waren unter verschiedenen Formen und auf verschiedenen Wegen in die höfische Gesellschaft eingedrungen. Schon vor der Eroberung Englands durch die Normannen scheinen welsche Musiker zu den Angelsachsen gezogen zu sein, um hier ihre Lais vorzutragen, die später bei dem fz. Publikum so grofsen Anklang fanden. So nur sei es erklärlich, dafs Marie de France die Stoffe zweier Lais zugleich mit einem bretonischen (G. Paris meint »welschen«) und einem englischen Wort bezeichne (*bisclavret, garwall*[17]), *laustic*, *nigtegale*), einen anderen durch das engl. *gotelef*, und dafs der Liebestrank bei Berol *lovendris* genannt werde. Aber die welschen Sänger und Musiker fanden namentlich bei den Normannen die herzlichste Aufnahme, und bald darauf zogen sie über das Meer und trugen an allen grofsen und kleinen Höfen Nordfrankreichs ihre Lieder vor. Diese lais bretons waren Musikstücke mit Text; die Musik war dabei die Hauptsache, doch hatten auch die Texte ihre Bedeutung und die des Welschen nicht mächtigen Zuhörer hatten natürlich das Bedürfnis, den Inhalt kennen zu lernen. Man übersetzte daher diese Texte ins Französische, und so sind uns eine Reihe von Lais erhalten, die, in kurzen Reimpaaren geschrieben, nicht mehr zum musikalischen Vortrag, sondern zum Lesen bestimmt waren. Es handelt sich um kurze, meist unglückliche Liebesgeschichten, deren Mehrzahl auf keltische Erzählungen zurückgehen. Ort und Zeit sind darin gewöhnlich unbestimmt gelassen, doch sind einige dieser Lais (Tyolet, Lanval), wenn auch ganz äufserlich, an Artus angeknüpft. Oft waren mehrere Lais demselben Helden gewidmet, sodafs — wie dies bei der ursprünglich mit dem Artussagenkreis in keinem Zusammenhang stehenden Tristansage der Fall zu sein scheine — durch ihre Vereinigung eine Art poetischer Biographie dieses Helden entstehen konnte. Doch die keltischen Sagen wurden im XII. Jahrh. nicht allein durch die Lais massenhaft in den höheren Kreisen Englands und Frankreichs verbreitet, um hier eine neue Dichtungsgattung hervorzurufen; es geschah dies auch durch Erzähler, von denen in zahlreichen Texten die Rede ist. Diese Erzähler beschränkten sich nicht auf welsche oder aremoricanische Berichte, sondern sie dichteten Neues hinzu. Übrigens hatten die welschen Stoffe ihren ursprünglichen Nationalcharakter früh verloren; sie wurden höfischen Anschauungen angepafst. Die matière de Bretagne — so fafst G. Paris seine Ansichten schliefslich zusammen — gelangte aus England nach Frankreich, teils direkt durch welsche Sänger und Er-

17) *Garwall* oder *garwalf*, ein normannisches Wort, ist hier aus Versehen zu einem englischen gestempelt worden; richtiger hatte sich G. Paris hierüber Rom. XIV, 605 geäufsert.

zähler, teils durch die Vermittelung anglonormannischer Erzähler, teils endlich auf literarischem Wege, durch Lais oder sonstige agn. Gedichte. — Gegen diese Auffassung von G. Paris, die sich kürzer dargestellt auch in seinem trefflichen Manuel[18]) findet, wandte sich zunächst W. Foerster.[19]) Von der agn. Zwischenstufe will er nichts wissen; denn unter dem »ungeheueren nichtsnutzigen Wust von allem möglichen agn. Plunder« finde sich kein Rest jener von G. Paris angenommenen, reichhaltigen, einen gewissen Kunstwert voraussetzenden Literatur, nicht einmal eine Anspielung darauf sei übrig geblieben. Die Entstehung der erzählenden Lais, wie sie G. Paris dargelegt, läfst Foerster gelten; aber — auf diesen Punkt komme ich später zurück — keines dieser Lais habe etwas mit Artus und seinen Rittern zu thun; aus den Lais können die Artusromane also nicht entstanden sein. Artus, der seine Berühmtheit allein Gottfried von Monmouth verdanke, kam durch ihn so in Mode, dafs die Spielleute und Lai-Dichter bald ihre alten, Allen zum Überdrufs gewordenen Stoffe mit Artus äufserlich in Verbindung brachten. Mehr konnten sie nicht thun, da Gottfried — wie Foerster behauptet — aufser der allgemeinen Glorie und Herrlichkeit von Artus und seinem Hof nichts zu erzählen wisse. — Die Volksepen waren in Verfall geraten; ein genialer Kopf (vielleicht Crestien) wird das Bedürfnis nach einem besseren Ersatz gefühlt und eine neue, analog gebaute Komposition geschaffen haben, in der der neu aufgekommene Artus an die Stelle des kindisch gewordenen Karl trat. Die allmählich langweilig gewordenen Kämpfe gegen Heiden und Sarazenen wurden ersetzt durch die Abenteuersuche, das Rittertum, die Minne (d. h. durch die sozialen, militärischen und kulturhistorischen Faktoren jener Zeit). Seinem geistigen Inhalt nach müsse der Artusroman eine franz. Schöpfung sein. Die Ansicht über die Stellung, die er hier Gottfried v. Monmouth zusprach, gab Foerster bald selbst auf; denn Rajna und Zimmer haben gezeigt, dafs die Berühmtheit Artus' und seiner Gefährten und demzufolge eine Artussage überhaupt in eine erheblich frühere Zeit zurückreichen. Rajna[20]) fand in zahlreichen, meist norditalienischen (natürlich lateinisch geschriebenen) Urkunden aus dem XII. und den folgenden Jahrhunderten den Namen *Artusus* und *Artusius*. Dafs in diesen Fällen der Name des nordbritannischen durch Sagen berühmten Helden angenommen worden war, geht daraus hervor, dafs Rajna den Namen *Gavain* in wenig jüngerer Zeit belegt. Der Name *Artusius* begegnet zuerst in einer paduanischen Urkunde v. J. 1114, dann 1122 u. s. w., und Rajna macht es klar, dafs im letzteren Fall die Namengebung ca. 1090 stattgefunden haben mufs; ein *Walwanus* läfst sich 1136 belegen; der Mann dieses Namens mufs im 2., vielleicht sogar im 1. Dezennium des XII. Jahrh. geboren sein. Ziemlich später, erst vom Ende des XII. Jahrh. an, lassen sich dann auch andere mit der matière de Bretagne in Verbindung stehende Personennamen belegen. Es scheinen diese letzteren vornehmlich auf literarischem Wege nach Italien verpflanzt worden zu sein; die beiden Hauptrepräsentanten Artus und Gavain aber waren schon vorher in Italien berühmt. Es läfst sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie diese Berühmtheit Erzählungen von Pilgern oder Spielleuten, oder etwa, wie Zimmer[21]) ver-

18) Manuel², § 53 ff. 19) Yvain XXIX ff. 20) Rom. XVII, 161—185, 355—365. 21) Gött. Gel. Anz. 1890, 830 ff. Anm.

muten möchte, den Bretonen verdankten, die im Gefolge von Normannen nach Italien zogen; aber dafs die Namen Artus und Gavain von Frankreich aus nach Italien importiert worden sind, unterliegt keinem Zweifel. — Noch früher als in Italien, nämlich im IX. Jahrh., lassen sich, wie Zimmer[22]) zeigt, diese Namen — *Yvein, Artur, Ualcmoei*, d. i. *Gavain*, u. a. — urkundlich in der Bretagne belegen. Nach diesen Beweisen konnte Foerster nicht umhin, seine Ansicht, dafs die Artusdichtung ausschliefslich auf Gottfried von Monmouth zurückgehe, aufzugeben. Er that dies im Literaturblatt[23]) gelegentlich einer Besprechung von G. Paris' Manuel, deren Inhalt er teilweise auch in die Einleitung seiner Erecausgabe aufnahm. — Wir müssen Foerster für seine aufrichtige Begeisterung für Crestien von Herzen dankbar sein; denn ihr verdanken wir zugleich die liebevolle Sorgfalt, die er seinen mustergültigen Ausgaben der Werke Crestiens angedeihen läfst. Allein sein Wunsch, keines der Verdienste seines Lieblings irgendwie schmälern zu lassen, führt ihn, auch abgesehen von dem ebengenannten Fall, zu Ansichten oder doch wenigstens zu Ausdrucksweisen, die mir öfters übertrieben vorkommen. Ich betone hier ausdrücklich, dafs Foerster das Verdienst zukommt, gegen G. Paris' Annahme einer weitverbreiteten agn. Zwischenstufe schwerwiegende Gründe vorgebracht zu haben. Doch in seiner Geringschätzung der agn. Literatur geht Foerster gar zu weit. »Es ist«, so sagt er in jener Besprechung, »bei dem rein rezeptiven, blofs nachahmenden Charakter der inhaltlich und formell plumpen, ärmlichen agn. Literatur unwahrscheinlich, dafs solche kühn-originelle Leistungen (wie es die von G. Paris angenommenen agn. Artusgedichte sein müfsten) von den damaligen Engländern oder Anglonormannen gemacht worden wären: alles irgendwie Neue, nicht platt Nachahmende wird stets von kontinentalen Franzosen besorgt.« Ohne die Schwächen der agn. Literatur zu verkennen, halte ich z. B. das Lied vom Ritter Horn für ein in mannigfacher Hinsicht recht interessantes Werk, dessen sich die Kontinentalen wahrlich nicht zu schämen brauchten. Gleichviel, ob der Verf. des Horn mit Thomas, dem Dichter des Tristan, identisch ist oder nicht, man wird dem Letzteren eine eminente Begabung nicht absprechen können. Foerster kann nicht leugnen[24]), dafs Thomas in England geschrieben hat, aber er fügt die Bemerkung hinzu, dafs Thomas wohl auch noch ein Bretone aus Aremorica sein werde. — Eine direkte Widerlegung haben Foersters gegen G. Paris geäufserte Gründe bisher allerdings nicht erfahren; immerhin hat Muret in einer beachtenswerten Kritik der grofsen Yvainausgabe[25]) u. a. einige Einwände dagegen vorgebracht, dafs von einer agn. Artusdichtung kein Rest, nicht einmal eine Anspielung übrig sei. Er verweist auf den Tristan Berols, welch letzteren aber Foerster für einen fz. Normannen hält[26]), ferner darauf, dafs das von Hugues de Morville dem Ulrich von Zazighofen geliehene Exemplar eines fz. Lancelot wahrscheinlich in England geschrieben worden sei; dann darauf, dafs das Gralbuch, das Philipp von Flandern Crestien gab, kaum in Frankreich geschrieben worden sein kann. Leider ist Foerster auf diese Einwände, obwohl er Murets Kritik kennt und zitiert, nicht eingegangen, vermutlich weil er bald Gelegenheit haben wird, sich darüber, wohl in

22) Ibid. 527 und Zs. f. franz. Spr. und Lit. XII, 235. 23) L. f. g. u. r. Ph. 1890, 265 ff. 24) Erec, XXIV, Anm. 25) Revue critique, 1890, 66 ff. 26) Erec XXIV, Anm.

verneinendem Sinn, auszusprechen. Gern hätte man aber schon jetzt seine Ansicht über die Heimat des lai du cor erfahren, dessen Existenz allein schon nach Muret Foersters Behauptung widerlegt, dafs Artus und seine Ritter mit den ältesten Lais nichts zu thun haben. Freilich sind schon Verschiedene für die kontinentale Herkunft dieses Lai eingetreten[27]; immerhin scheint derselbe doch in England verfafst worden zu sein.[28]) Damit, dafs die von G. Paris angenommenen agn. Artusgedichte nach Foerster kühn-originelle Leistungen gewesen sein müssten, hat es folgende Bewandtnis: Foerster denkt dabei in erster Linie an jene hypothetischen Gedichte, die nach G. Paris die gemeinsamen Vorlagen einerseits für Crestiens Erec, Yvain, Conte du Graal, andererseits für die walisischen Erzählungen Geraint, Jarlles y Ffynnawn, Peredur gewesen sein sollen. Die agn. Verfasser dieser Gedichte hätten — das zeigt die Übereinstimmung der Gedichte Crestiens und der walisischen Erzählungen — alle die neuen Anschauungen und Ideen des fz. Rittertums, die sich erst später oder höchstens gleichzeitig in Frankreich organisch entwickelten, und die bald im ganzen Abendlande nachgeahmt wurden, in dem damaligen England ersinnen und erfinden müssen. Aus Untersuchungen Foersters, Othmers und Golthers[29]) ergibt sich aber mit Sicherheit, dafs von jenen gemeinsamen Vorlagen abzusehen ist. — Dafs die *treibenden Ideen* in den fz. Artusepen (Abenteuer, Rittertum, Minne) einen Reflex des höfischen Lebens in Frankreich darbieten, ist m. W. kaum bestritten worden. Ich glaube, Foerster geht in dieser Beziehung zu weit. Was zunächst die *Abenteuersuche* betrifft, so bezweifle ich, dafs dieselbe im wirklichen höfischen Leben eine besonders hervorragende Rolle gespielt hat. Foerster betrachtet diese Abenteuersuche als »*sozialen Faktor*« jener Zeit. Sollte dies nicht nur eine Abstraktion aus den in der höfischen Epik geschilderten Verhältnissen sein? Man kann m. E. nicht annehmen, dafs die damaligen Ritter ähnlich wie die Gefährten der Tafelrunde ins Blaue ausgeritten sind, um Abenteuer zu bestehen, und es dürfte schwer fallen, irgendwelche Vertrauen verdienende historische Stellen anzugeben, aus denen sich dies oder Ähnliches ergibt. Wenn nun der Abenteuersuche, die meiner Überzeugung nach im wirklichen höfischen Leben des XII. Jahrh. kaum existierte, in der Artusliteratur eine so prägnante Stelle eingeräumt wird, so ist nicht zu vergessen, dafs damit zum guten Teil Elemente (Riesen, Zwerge, Feen, Ungeheuer, Wunderschlösser, Wunderbrücken und was dergl. mehr ist) in engstem Zusammenhange stehen, Elemente, die zweifellos eher auf keltischen als auf französischen Ursprung hinweisen. Nach Zimmer bildete Cuchulinns Hof den Ausgangspunkt mannigfacher Abenteuer; dafs die meisten walisischen Erzählungen des roten Buches arm an Abenteuern und wunderbaren Erscheinungen seien, wird man kaum behaupten können. Allein Foerster will alle jene Elemente als »*Beiwerk*« bezeichnen; ist es aber dann richtig, die Abenteuersuche als rein französische treibende Idee hinzustellen? Was die beiden anderen »*treibenden Ideen*«, *Minne und Rittertum*, betrifft, so wird man zugeben müssen, dafs Liebe, Courtoisie, Rittertum im

27) So Richter, P., in seinem »Versuch einer Dialektbestimmung des lai du corn und des fabliau du mantel mautaillié. Ausg. und Abh. 38; ferner Vising. 28) S. G. Paris, Rom XVII, 301 in der Besprechung von Wulffs Ausgabe des Lai du Cor. 29) Siehe weiter unten S. 417 ff.

XII. Jahrh. in Frankreich mehr im Vordergrund standen als zu anderen Zeiten. Doch auch da hüte man sich, zu enge zeitliche und räumliche Grenzen zu ziehen. Dafs schon vor dem Erscheinen des Eneas und zwar in England Minne und Rittertum in engen Konnex gebracht werden, zeigt m. E. folgende Stelle aus Gottfried von Monmouth (IX, cap. 13), wo es nach der Schilderung der Krönungsfeierlichkeiten heifst: *Quicunque ergo famosus probitate miles in eadem* [Britannia] *erat, unius coloris vestibus atque armis utebatur. Facetae etiam mulieres consimilia indumenta habentes, nullius amorem habere dignabantur, nisi tertio in militia approbatus esset. Efficiebantur ergo castae mulieres et milites amore illarum meliores.*[30]) Bemerkenswert erscheinen mir noch im nächsten Kapitel, wo von allerlei Spielen die Rede ist, die Worte: *mulieres in edito murorum aspicientes, in curiales amoris flammas amore joci irritant.*[31]) Auch wenn Zimmers[32]) Vermutung richtig sein sollte, dafs diese Festesschilderungen bei Gottfried durch Verhältnisse am normannischen Hofe in England hervorgerufen seien, würden wir stets auf die Zeit kurz vor 1140 geraten; denn dafs es sich an diesen Stellen bei Gottfried um spätere Interpolationen handele, hat bis jetzt m. W. niemand behauptet. Eingeschaltet sei hier, dafs Kettner[33]), der die zuletzt besprochenen Auseinandersetzungen Foersters noch nicht kannte, den Ehrbegriff als leitende Idee in der Artusepik hinstellt. Der Ehrbegriff spielt auch in den Nationalepen eine bedeutsame Rolle, aber unter dem Einflufs der in der höfischen Epik in ganz anderem Mafse vortretenden Minne nimmt in derselben der Ehrbegriff einen anderen Charakter an. Er wird individuell, während die älteren chansons de geste die nationale und (die jüngeren namentlich) die Stammesehre verherrlichen. — Doch kehren wir zu Foersters Auseinandersetzungen zurück. Er meint[34]), jene hypothetischen agn. Artusgedichte hätten den des Rassenhasses wegen unpopulären Sieg der Kelten über die Engländer preisen müssen. Gesetzt, diese Behauptung wäre richtig, so könnte man sich ganz gut denken, dafs die erobernden Normannen an derartigen Stoffen Gefallen fanden, in denen die von ihnen unterjochten Sachsen den Kürzeren zogen. Andererseits ist es ebensogut denkbar, dafs statt sozusagen geschichtlicher Stoffe lieber solche gewählt wurden, in denen von Riesen, Zwergen, Abenteuern u. s. w. die Rede war. Doch wozu Hypothese auf Hypothese bauen? — Wenden wir uns lieber zu triftigeren Argumenten Foersters. Foerster konstatiert, dafs von all den etwa 60 Hss. Crestiens keine einzige in England geschrieben ist, und er kennt überhaupt keine einzige in England geschriebene Hs. irgend eines Artusromans mit Ausnahme derjenigen des unedierten Yder, der aber nach den Reimen kontinental ist. Das sind in der That Argumente, die wohl geeignet sind, G. Paris' Annahme jener weitverbreiteten agn. Artusliteratur zu entkräften. Trotzdem berechtigen sie m. E. noch nicht etwa zu dem Schlufs, dafs nicht auch

30) Die Berner Handschrift (cod. Bern. 568) des Gottfried von Monmouth gibt den letzten Satz etwas anders wieder, nämlich [f° 64 v°]: *Efficiebantur ergo caſte et meliores et militeſ per amorem illarum probiores.* 31) Hier weicht freilich die Berner Hs. nicht unwesentlich ab, ohne darum m. E. einen besseren Text zu bieten: *in furialeſ amoreſ flammaſ ioci more irritant.* 32) Gött. Gel. Anz., 1890, 825. 33) Kettner, R. P., Der Ehrbegriff in den afz. Artusromanen mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zum Ehrbegriff in den afz. Chansons de geste. Leipz. Diss., 1890. 34) L. f. g. u. r. Ph., 1890, 266. Erec XXXIII.

in England vereinzelte Artusgedichte in fz. Sprache verfaſst worden sein können. Dazu würde nach meinem Dafürhalten selbst nicht das Hauptargument, das Foerster gegen G. Paris vorbringt, berechtigen, daſs nämlich nach Zimmer sämtliche Namensformen in aremoricanischer Lautform auftreten. Zimmer hat wohl einstweilen (in seinen Abhandlungen wenigstens) die aremoricanische Herkunft für eine Reihe von Namen festgestellt, nicht aber für sämtliche, wie Foerster sagt. Wenn daher Foerster sein Facit in folgende Worte kleidet: »Daher steht sofort ein- für allemal fest: die Artusstoffe konnten unmöglich über England zu den Franzosen gelangen, sondern gelangten vielmehr direkt auf dem natürlichsten Wege von den Armoricanern zu ihren unmittelbaren und befreundeten Nachbarn«, so bedauere ich, dasselbe in dieser Fassung nicht ganz unterschreiben zu können. Ich bin von der Richtigkeit eines groſsen Teils der Zimmerschen Auseinandersetzungen fest überzeugt, glaube fest daran, daſs ein groſser Teil der Artusstoffe den Franzosen von den Armoricanern zuging, halte aber einstweilen den anderen Weg noch nicht für absolut ausgeschlossen. Jedenfalls teile ich Foersters Vermutung[35]) nicht, daſs das Vorkommen Artus' in kymrischen Texten armoricanischer Import sein soll. — G. Paris' Auffassung von dem Ursprung der Artusepen wurde einer Schritt für Schritt vorgehenden Kritik durch Zimmer[36]) unterworfen, der auf Grund historischer und philologischer Untersuchungen eine ganze Reihe von Punkten in einem ganz neuen Licht erscheinen lieſs. Unter Berufung auf seine Auseinandersetzungen in der Kritik über Nutts Buch[37]) sucht Zimmer nachzuweisen, daſs die fz. Artusgedichte die spezifisch bretonische (armoricanische) Entwickelung der ursprünglich britannischen Sage darstelle im Gegensatz zu der welschen Entwickelung, welche im Nennius, in den Annales Cambriae, in mehreren altwelschen Gedichten, in der mittelwelschen Erzählung Kilhwch und Olwen und — weniger rein — bei Gottfried von Monmouth vorliegt. Er zeigt zunächst, daſs schon vor der Eroberung Englands durch die Normannen die aremoricanischen Bretonen vom VI. bis zum XII. Jahrh. zu Franken, dann zu Franzosen und besonders zu den französisierten Normannen in unausgesetzten engen Beziehungen standen. Anders die Welschen (Kymren), deren Nationalhaſs gegen die ags. Unterdrücker ein sehr nachhaltiger war und durch die Bardenlieder stets von neuem geschürt wurde. Wenn, wie G. Paris meint, schon vor dem Normannenzuge welsche Musiker bei den Angelsachsen ihre Lais vortrugen, so sei es doch auffallend, daſs sich weder in der doch sonst bekannten ags. Literatur, noch in der welschen Literatur das geringste Zeugnis dafür erhalten habe. Als die Anglonormannen ihre Eroberungszüge nach dem Westen richteten und der Selbständigkeit der Welschen ein Ende bereiteten, werden die Unterjochten gegen die neuen Unterdrücker dieselbe Stimmung[38]) gehegt haben, wie gegen die Angelsachsen. Erst allmählich im ersten Viertel des XII. Jahrh.

---

35) L. f. g. u. r. Ph., 1890, 268. Erec XXXVI, Anm. 36) Gött. Gel. Anz., 1890, 785 ff. 37) S. oben S. 390 ff. 38) Gibt man dies zu, so ist das S. 825 von Zimmer beigebrachte Argument nicht recht überzeugend, daſs nämlich die welschen Sagenerzähler gewisse Züge Wilhelms des Eroberers deshalb auf Artus übertrugen, weil Wilhelm der Besieger des Nationalfeindes, der Angelsachsen, war.

beginnen sich zwischen Kymren und Anglonormannen diejenigen Verhältnisse anzubahnen, welche zwischen Bretonen und Normannen schon seit Mitte des XI. Jahrh. bestehen, und a priori sei es wahrscheinlicher, dafs sich im X/XI. Jahrh. bretonische Sänger am Hofe der Normannenherzöge einfanden und in ihrem Gefolge nach England kamen. — Um seine Grundanschauung auszuführen, schiebe G. Paris gewaltsam dem Worte *breton* den Sinn »*kymrisch, welsch*« unter, während dasselbe ganz gewöhnlich *aremoricanisch* bedeute[39]; so in den interessanten Stellen bei Wace (Brut 9994 ff. und 10032 ff.), ferner stets bei Marie de France. Gerade diejenigen keltischen Worte, die vereinzelt bei Marie de France vorkommen und aus welchen G. Paris auf den Zuflufs welscher Sänger zu den Angelsachsen schliefst, sind, wie Zimmer zeigt, nicht kymrisch, sondern sie tragen spezifisch bretonisches Lautgepräge. — Schliefslich greift Zimmer noch eine sachliche Schwierigkeit an; welsche Sänger sollen nach G. Paris bei Angelsachsen, Anglonormannen und in Nordfrankreich den Hörern unverständliche Dinge vorgetragen, und diese das Bedürfnis empfunden haben, den Inhalt der Lais kennen zu lernen. Nirgends stünde etwas davon, dafs sie übersetzt worden seien. Die sich hier ergebende Schwierigkeit werde von selbst aufgehoben, wenn man nicht mit G. Paris an welsche Sänger denke, sondern an Bretonen. Im XII. Jahrh. war eine breite Zone früheren bretonischen Sprachgebietes (die Diöcesen Dol und St. Malo ganz, St. Brieuc und Vannes z. T.) entweder vollständig französisiert oder doppelsprachiges Gebiet mit Überwiegen des Französischen; naturgemäfs werden die chanteurs und musiciens bretons vorwiegend der doppelsprachigen Bretagne entstammen, und solche französisch redende Bretonen waren zweifellos am Hofe der Normannenherzöge vor der Eroberung Englands; sie werden mit den bretonischen Edlen nach England gezogen oder ihnen bald gefolgt sein. — Übrigens mufs Zimmer natürlich bei dieser Auffassung auch Übersetzungen annehmen. Die Möglichkeit, dafs auch welsche[40] Sänger und Erzähler zu den Anglonormannen kamen, leugnet Zimmer nicht, aber es geschah dies erst im XII. Jahrh., wie man aus dem Vorkommen des *Bledhericus* ersehe, dessen Identifizierung mit *Breri* Zimmer für richtig hält. In diesem einzigen Falle, in welchem der von G. Paris vermutete Weg von Wales zu den Anglonormannen konstatiert sei, seien uns thatsächlich agn. Fragmente erhalten, und aufserdem habe die Tristansage ursprünglich mit der Artussage nichts zu thun. Zimmers Resultat ist also: die matière de Bretagne kam nicht aus Wales über die Anglonormannen nach Nordfrankreich, sondern von den doppelsprachigen oder französisierten Bretonen. Durch Gottfrieds von Monmouth Aufsehen erregende Hist. reg. Brit. wurden die nordfranzösischen Dichter auf diese ihnen vermutlich schon länger an der Hand liegenden Stoffe hingewiesen. — In welcher Form erhielten nun die Franzosen die Artusstoffe? Bevor Zimmer diese Frage dahin beant-

39) Dafs Bretagne keineswegs ausschliefslich Aremorica bezeichnete, ergibt sich aus dem Anfang des Lai de Tyolet: *Jadis au tens qu'Artur regna, Que il Bretaigne governa, Qui Engleterre est apelee.* Vgl. noch zu alledem G. Paris, Rom. VIII, 34 ff. 40) Selbst irische Sänger und Musiker kamen zu ihnen, wie aus der Rom. VIII, 36 angeführten Stelle aus dem Lai de l'Espine zu ersehen ist.

wortet, daſs es sich ausschlieſslich um Prosaerzählungen handeln müsse, erledigt er zwei Vorfragen, nämlich: *»welches ist die epische Form der Kelten, und welcher der Klassen, in die bei den Kelten die literarische Welt zerfiel, gehören die chanteurs und musiciens bretons an?«* Während bei den Germanen der epische Sänger der Träger der Heldensage ist, vertritt seine Rolle bei den Kelten der Erzähler, der epische Stoffe durch Prosaerzählungen verbreitet. Deutlich läſst sich das bei Iren und Kymren verfolgen, die auch, wenn sie fremde Stoffe bearbeiten, die ihnen eigene Darstellung in Prosa wählen. Was aber für Iren und Kymren gilt, muſs nach Zimmer auch für die aremoricanischen Bretonen die Regel sein. Zimmer operiert hier mit Parallelen, die gewiſs an und für sich durchaus wahrscheinlich sind; trotzdem kann ich diesen Auseinandersetzungen eine vollgültige Beweiskraft nicht beimessen; denn —, um mit Zimmer zu sprechen — was möglich oder wahrscheinlich ist, ist doch noch nicht bewiesen! Die zweite Vorfrage beantwortet Z. dahin, daſs jene von G. Paris hervorgehobenen chanteurs et musiciens bretons mit vollster Sicherheit der Klasse der keltischen Barden zuzusprechen sind. So interessant die hierzu gehörenden Auseinandersetzungen auch sind, völlig überzeugend erscheinen sie mir nicht. Z. zeigt zunächst, daſs bei den Iren wie bei den Kymren der Barde lyrischer Dichter ist; er verfaſst Preis- und Spottlieder, nirgends aber ist er Träger der nationalen Heldensage, nirgends epischer Sänger, nirgends der Verf. der epischen Erzählungen. Wenn der welsche Barde eine so exklusive literarische Thätigkeit entfaltete, wie das Z. sagt, so erscheint es auffällig, daſs der Bardenschüler, der *mabinog*, wie es scheint, die Kunst des Erzählens in solchem Maſse zu pflegen hatte, daſs eine Reihe von Erzählungen unter dem Namen *mabinogi*[41]) zusammengefaſst werden konnten. Doch sehen wir davon ab, stimmen wir ferner Z. darin bei, daſs das in gall., irischen und welschen Zeugnissen übereinstimmende Bild der keltischen Barden ursprünglich auch auf die Barden von Cornwales und Aremorica passen müsse, so ist bei den durch Z. so deutlich nachgewiesenen engen Beziehungen mit dem Osten doch nicht ohne weiteres anzunehmen, daſs sich in Aremorica diese Klasse der Barden Jahrhunderte lang rein erhalten habe, und daſs ihre Leistungen die gleichen geblieben sind. Ich kann nicht finden, daſs die in Vokabularien *barth* oder *barz* gegenüberstehenden Bedeutungen *mimus, scurra, menestrier* die Auffassung stützen, daſs der Barde nach wie vor lyrischer Dichter gewesen sein müsse. Trotzdem Z. immer von neuem den rein lyrischen Charakter der Bardenleistungen hervorhebt, so kommt er doch nicht ganz damit aus. Er sagt daher: *»Natürlich erzählten solche Preis- oder Spottlieder der keltischen Barden öfters auch teilweise Ereignisse, Begebenheiten; aber die Erzählung war dann nicht der Zweck dieser Gedichte, und da auch die Sage nicht in der Form der gebundenen Rede überliefert ist, so gehören solche Gedichte unter allen Umständen der lyrischen Gattung an«.* Wer also lais bretons — selbst unter der Voraussetzung, daſs man mit Z. darunter Lieder aremoricanischer Bretonen versteht — für die Vorstufe der Dichtungen Chrestiens halte, müsse zunächst zweierlei beweisen: 1. daſs bei den aremorican. Bretonen, speziell bei französisierten Bretonen, an Stelle der keltischen Form der Heldensage (Prosaerzählungen) unter normannischem und französischem Einfluſs durchweg die germanische

41) Gött. Gel. Anz., 1890, p. 513.

Form (Heldenlieder, erzählende Balladen) getreten sei; 2. müsse er beweisen, dafs der keltische Barde bei den französisierten Bretonen, wohl auch unter Einflufs der Normannen und Franzosen, zugleich mit der Umgestaltung der altkeltischen epischen Form der Träger der nationalen Heldensage geworden sei. Zu dem ersten Punkt sei zunächst nachgetragen, dafs Z. vorher interessante Aufschlüsse darüber gibt, dafs die Eroberungszüge der Vikinger die irische Sage nach Inhalt und Form beeinflufsten; formell insofern, als die im XI. und XII. Jahrh. neu entstehenden Texte der Finnsage die epische Form der Germanen aufweisen, d. h. Heldenlieder sind.[42]) Im Hinblick darauf verlangt Z. jenen ersten Beweis. Er verlangt m. E. damit zu viel; denn ist es nötig, dafs durchweg die ursprüngliche keltische Prosaform bei den Bretonen durch die germanische poetische Form ersetzt sei, damit Lais entstehen, die an die Artussage anknüpfen? Man vergesse nicht, dafs Prosaerzählungen mit solchen Stoffen, wie ja auch Z. zugibt, in Aremorica gang und gäbe waren; ist denn eine spontane dichterische Behandlung einzelner dieser Stoffe in einem Lande, das zahlreiche Sänger und Musiker hervorbrachte, so absolut undenkbar? — Was den zweiten Punkt betrifft, so ist meiner Meinung nach als Voraussetzung dazu vor allem der Nachweis nötig, dafs sich überhaupt das Institut der Barden in Aremorica Jahrhunderte hindurch trotz der vielfachen fremden Einflüsse erhalten habe. Wäre dieser Nachweis bisher irgendwo geliefert worden, so hätte Z. kaum verfehlt, darauf hinzuweisen. Einstweilen glaube ich kaum, dafs man im XII. Jahrh. zwischen den *chanteurs* und den *conteurs bretons* so strikt wird unterscheiden dürfen, wie das Z. thun will. Es wird damit — so möchte ich vermuten — in Aremorica nicht viel anders bestellt gewesen sein, wie bald darauf in Nordfrankreich, wo es schon gegen Ende des XII. Jahrh. schwer fällt, die verschiedenen Sänger-, Dichter- und Erzählerklassen streng auseinanderzuhalten. Zu dieser Auffassung führt mich noch folgende Erwägung: Um sich ein Bild von den *Lais bretons* zu machen, mufs man natürlich, da eine sonstige Handhabe fehlt, die uns erhaltenen fz. Lais ins Auge fassen. G. Paris betont, dafs bei den lais bretons die Musik eine wichtige Rolle spielte, dafs aber auch der Text seine Bedeutung hatte. Zimmer schliefst, zumal G. Paris vermutet, der Inhalt hätte sich zumeist auf eine Liebesgeschichte bezogen *sans peut-être la raconter précisément,* dafs es sich um rein lyrische Lieder handelt, in denen ähnlich wie in den Bardenliedern die Ereignisse nur nebenbei erwähnt wurden, aber nicht der Zweck dieser Gedichte waren. Ich fasse dies etwas anders auf. Zunächst verweise ich darauf, dafs Marie de France im Prolog zu den Lais die Überzeugung ausspricht, die ersten Lais seien *pur remembrance des aventures* verfafst worden.[43]) Alsdann mufs ich gestehen, dafs ich mir die Stoffe der meisten ihrer Lais in rein lyrische Gedichte umgesetzt schwer vorstellen kann; bei den Dous amanz und Laustic will ich es zugeben; wie aber sollen sich die Stoffe von Guigemar, Fraisne, Bisclavret, Eliduc und andere zu einer rein lyrischen Verwertung eignen? Da gibt es m. E. folgende Möglichkeiten: entweder waren diese Lais bretons lyrisch-epische Produkte, die rezitativartig unter Musikbegleitung, mit Vor- und Nachspiel[44]), vorgetragen wurden, oder es handelt sich

42) Götting. Gel. Anz., 1890, 808 und Zeitschrift f. d. A. 35, 32 ff. 43) V. 33 ff., s. auch noch den Anhang von Equitan. 44) Vgl. die bekannte Stelle im Lied vom wackeren Ritter Horn, die auch Birch-Hirschfeld in

um Lieder, deren Inhalt — was vermutlich alsdann meist notwendig war — durch einen Bericht oder eine Erzählung in Prosa erläutert wurde.[45]) Dementsprechend sind vielleicht diejenigen Stellen bei Marie de France zu erklären, an denen sie von *conte* und *conter* spricht. Der Vortragende von lyrischen Gedichten wurde so zugleich zum Erzähler; der *chanteur* oder *harpeur* war vielfach zugleich *conteur*. — Die Ansicht Foersters und Zimmers, daſs die Lais mit den Erzählungen von Artus und seinen Rittern oder mit den Artusromanen absolut nichts zu thun haben, ist etwas zu modifizieren. Thatsache ist allerdings, daſs Artus und einige seiner Leute nur im Lanval, Tyolet[46]), Melion genannt werden, und daſs diese Namen erst nachträglich in diese Erzählungen hineingebracht worden sein können. Allein damit ist nicht gesagt, daſs es nicht ältere Artus-Lais gegeben hat; folgende in neuerer Zeit mehrfach zitierte Stellen sprechen im Gegenteil für die einstige Existenz solcher Lais. Im Roman de Renart stellt sich Renart Isengrim gegenüber als bretonischer Jongleur vor und zählt folgendermaſsen seine Leistungen auf[47]): »*Ge fot savoir bon lai Breton Et de Merlin et de Noton*[48]), *Del roi Artu et de Tristran, Del chevrefoil, de st. Brandan.*« »*Et ses tu le lai dam Iset?*« Ich weiſs wohl, daſs die Spielleute gerne, um Eindruck zu machen, renommierten und schwindelten; es ist möglich, daſs hier der Verf. Renart diese Rolle hat spielen lassen wollen, aber ebenso gut möglich ist es, daſs er an dieser Stelle an wirklich existierende, ihm bekannte Lais über Artus, Merlin, Nut gedacht hat; denn thatsächlich sind von den sieben hier genannten Laistoffen zwei in Laiform erhalten. Ich verweise ferner auf jene seinerzeit schon von Bartsch[49]) hervorgehobenen Verse aus Flamenca: *l'us violal lais del cabrefoil e l'autre cel de Tintagoil*[50]), *l'us cantet cel dels fins amanz e l'autre cel que fes Ivans.* Der *lai de cabrefoil* ist bekannt, derjenige *dels fins amanz* wird wahrscheinlich mit dem im Jaufre genannten *lai de dos amans* identisch sein, und zugleich — ich begreife nicht recht, warum Bartsch hier nicht an Marie de France gedacht hat — mit dem bekannten lai des dous amanz dieser Dichterin. Müssen nun, da unter vier genannten Lais zwei identifiziert werden können, die beiden anderen, bloſs weil sie nicht erhalten sind, fingiert sein? Das glaube ich nicht. — Nach alledem halte ich die von Foerster und Zimmer aufgestellte These, »*die lais bretons haben mit den Erzählungen von Artus und seinen*

---

seinem Artikel über die Lais anführt. (Ersch und Gruber, Allgem. Encykl. d. Wiss. u. Künste. 2. Sektion. Leipzig 1887, 203.) 45) Beiläufig gesagt, ist mir keine Stelle in den Lais Mariens gegenwärtig, in denen von *chanteur* oder *chanter* die Rede ist. Das könnte der Vermutung von G. Paris (Rom. XIV, 604 f.) eine Stütze geben, daſs Marie die lais bretons nur in engl. oder fz. Erzählungen gekannt hat. Allein Marie schöpfte, obgleich sie in England lebte, aus aremoricanischer Überlieferung, wie Zimmer m. E. mit Glück nachgewiesen hat. Sie muſs wohl auch die bretonischen Weisen, die Musik wenigstens einzelner Lais gekannt haben. (S. den Schluſs von Guigemar.) Aus den bekannten Stellen in Laustic und Chievrefoil geht hervor, daſs einige Laistoffe auch in engl. Sprache kursierten. 46) Der Lai de Tyolet ist übrigens seinem Aufbau nach ein echter fz. Artusroman en miniature. 47) Ed. Martin I, V. 2389 ff. 48) Wer ist das? An *Neptun* oder an den bei Gottfried v. Monmouth (IX, 12) sich findenden *Neton*, den Vater Kinlichs, wird man kaum denken wollen, eher an *Nut*. Ein cas. obl. *Noton* wäre im XII. Jahrh. keineswegs unerhört. 49) Zs. f. r. R. I, 58. 50) S. dazu Novati, Studj di filol. rom. fasc. 6, p. 419 Anm.

Rittern nichts zu thun«, nicht für unumstöfslich; ich halte es ferner durchaus nicht für »*zweifellos*«, dafs der *chanteur breton* der keltische Barde ist und dafs ausschliefslich der *conteur breton* der keltische Träger der Heldensage und der Sage überhaupt ist, sondern ich meine, der von Zimmer behauptete Unterschied zwischen einer Sänger- und einer Erzählerklasse ist kaum haltbar. Der Sänger und Harfner war gewifs oft zugleich Erzähler. In der Hauptfrage aber stimme ich mit einer geringen Einschränkung Zimmer bei. Ich halte Zimmers Nachweis für richtig, dafs, wenn auch nicht die gesamte sog. matière de Bretagne, so doch der gröfste Teil derselben von Aremorica aus nach der Normandie und Nordfrankreich gelangte; nicht aber bin ich davon überzeugt, dafs die Form, unter welcher dies geschah, ausschliefslich diejenige der Prosaerzählungen war. Zimmer gibt schliefslich[51]) ein interessantes Bild davon, wie er sich den Ursprung und die Geschichte der matière de Bretagne denkt; es sei dasselbe hier noch skizziert: Der nordbritannische Sagenheld Artur ist wahrscheinlich nicht aus den ältesten Kämpfen hervorgegangen, die sich nach dem Abzug der Römer im ersten Viertel des V. Jahrh. in der Nordmark entspannen, und welche die Wanderung von Nordbritten nach Wales zur Folge hatten, sondern er wird seinen Ursprung den weiteren Kämpfen in der Nordmark verdanken, die ca. 550 mit der Gründung des Angelnstaates vorläufig abgeschlossen wurden.[52]) — Durch das Vordringen der Sachsen wurden bald nach 460 im Süden sefshafte Britten genötigt, nach Aremorica überzusetzen, desgleichen Anfang des VI. Jahrh. Scharen von Domnonii und Cornovii. Ende desselben Jahrhunderts ist die eigentliche bretonische Einwanderung abgeschlossen, und seit Mitte des VIII. Jahrh. ist Jahrhunderte hindurch ein engerer Verkehr zwischen den aremoricanischen Bretonen und ihren Stammesbrüdern in Britannien aufgehoben. Daher ist anzunehmen, dafs spätestens vom IX. Jahrh. an die britannische Artussage sich einerseits in Aremorica, andererseits in Wales-Cornwales eigenartig entwickelte. Hier, wo die Kymren mehr und mehr von ihrem Besitz einbüfsten, so dafs sie schliefslich von ihren Stammesbrüdern in Nordbritannien ganz getrennt wurden, erhielt die Sage am reinsten den Charakter der Heldensage. Es ergab sich von selbst das Bedürfnis, den Nationalhelden zu lokalisieren; daher ist in der welschen Sage des XII. Jahrh. *Kaer Llion ar Wysc* Arturs Residenz. In den älteren Quellen der welschen Artussage ist Artus ausschliefslich der Träger der Heldensage; in der Quelle des IX./X. Jahrh. aber, bei Nennius, beginnt Artus schon Sagenheld im allgemeinen zu werden, d. h. es werden andere Sagen, die zu Artus als dem Tapfersten der Tapferen passen, auf ihn übertragen. Auf diesem Wege entwickelte sich die welsche Artussage im X.—XII. Jahrh. weiter, so dafs Ereignisse des IX. Jahrh., natürlich verzerrt und zu gunsten des Helden umgewandelt, in die Sage hineingebracht werden. Zimmer zeigt an einigen Beispielen, dafs infolge der Vikinger- und Dänenzüge der welschen Artursage neue Elemente und zwar kaum vor dem XI. Jahrh. zugeführt wurden. Auch bei Gottfried von Monmouth, der sein Material aus den verschiedensten Quellen

---

51) Gött. Gel. Anz. 1890, 817 ff. 52) Vielleicht sind einige Heldennamen römischer Herkunft: so *Artur* = *Artor* oder *Artorius*, *Yvain* = griech. lat. *Eugenius*, *Urien* = *Urbigenus*, *Peredur* = *Peritor* oder *Queritor*, *Kei* = *Cajus*.

schöpft (Nennius, Gildas, welsche Heldensage und bretonische Quellen), und dessen Thätigkeit hauptsächlich darin besteht, dies Material nach seiner Art zu sichten und zusammenzustellen, auch bei Gottfried werden Niederschläge der Vikingerzeit auf die Artursage übertragen. Während z. B. die Hauptstadt der Nordkymren Alt-Clud thatsächlich i. J. 870 von dem dänischen Irenkönig Amlaib erobert wurde, stellt Gottfried die Sache so dar, dafs der kymrische Held Artur diese Stadt entsetzt; ferner werden die siegreichen Vikingerzüge in dem Sinne umgemodelt, dafs Artur Züge in diejenigen Gegenden unternimmt, woher die Vikinger kommen. — Zimmer glaubt aber in Gottfrieds Artursage noch jüngere historische Niederschläge zu erkennen, nämlich Erinnerungen an Wilhelm den Eroberer und an seine Zeit. Dies gelte für König Hoel, der mit seinen Bretonen seinem Onkel Artus wackere Hilfe leistet.[53]) Zur Zeit Wilhelms des Eroberers war dessen Verwandter Hoel Graf in der Bretagne. Hoels Neffen führten die breton. Hilfstruppen, die Wilhelm auf seinen Zügen begleiteten. Ferner: die Landverteilungen, die Artur in Gallien vornimmt, sollen nur Nachahmungen der Landschenkungen Wilhelms an Normannen und Bretonen in England sein. Zu solchen Festlichkeiten, wie sie Artur nach Gottfried veranstaltete, konnte — das scheint mir weniger sicher — nur die Zeit nach 1066, der Hof Wilhelms oder einer seiner Nachfolger das Modell liefern. Doch sehen wir davon ab, Zimmer macht es durch Heranziehung einer Stelle in den Triaden wahrscheinlich, dafs diese Anähnelung Arturs an Wilhelm den Eroberer wirklich in südwelscher Sage vor sich gegangen sein kann. Weniger überzeugend scheint mir der Versuch, in dem welschen Sagentext Kilhwch & Olwen noch jüngere historische Niederschläge, Erinnerungen an Heinrich II., nachzuweisen. — Aber Gottfried hat nicht nur aus kymrischer Sage geschöpft, sondern er hat auch aremoricanisch-bretonische Quellen benutzt. Dies zeigen ihrer lautlichen Form wegen Namen wie *Modredus, Caliburnus, Eventus, Walgainus, Gorlois*. Das zeigt ferner die Erwähnung der Insel *Avalun*, von deren Existenz und Bedeutung die welsche Artursage nichts weifs. — So verschieden auch die Elemente sind, aus denen Gottfrieds Artursage zusammengesetzt ist, der ursprüngliche welsche Charakter Arturs als des tapfersten und hervorragendsten Helden blieb darin gewahrt. Anders steht es in dieser Beziehung in der aremoricanischen Artursage, wie sie uns durch die fz. Artusepik[54]) und andere Werke des XII. Jahrh. bekannt ist. Bei den Bretonen ist Artus und seine Thaten nicht mit dem Lande, mit der neuen Heimat verknüpft. Die Erinnerung an die alte nordbritannische Heimat lebte im VII.—IX. Jahrh. noch so mächtig fort, dafs Artus nicht Träger der Kämpfe gegen Franzosen und Normannen werden konnte. Daraus folgte zweierlei: 1. Je mehr die Erinnerung an die Heldenthaten Arturs

53) Gottfried IX, 2. 54) Es sei hierbei verwiesen auf die Arbeit von H. zur Jacobsmühlen, Zur Charakteristik des Königs Artus im afz. Kunstepos, Marb. Diss., 1888, in welcher Artus' Äufsere, sein Auftreten als Regent und Feldherr, endlich seine moralischen Eigenschaften betrachtet werden. Als Materialsammlung hat diese Abhandlung, eine Aufzählung von Stellen, wie viele ähnliche, einen gewissen Wert; allein eine Sichtung des Materials nach dem Alter der untersuchten Texte wäre erspriefslicher gewesen. Mehrfach vermifst man Texte bezeichnende Abkürzungen in dem p. 3 stehenden Verzeichnis. Dafs sich Artus lediglich von politischen Beweggründen leiten läfst, um Kriege zu führen (vgl. S. 39) ist doch wohl nicht richtig?

und seiner Gefährten verblafste, um so leichter konnten diese Helden Träger der allgemeinen Sagenelemente und auch solcher gemeinbritannischer und gemeinkeltischer Sagenelemente werden, die in Wales nicht auf Artur, als den Träger wirklicher Heldensage, konnten übertragen werden; 2. brauchte der überkommene Schauplatz nicht verändert zu werden. Die aremoricanische Artursage weist daher unbewufste Erinnerungen an die alte Heimat auf. Damit steht ferner wohl im Zusammenhang, dafs alles, was sich von Figuren der altbritannischen Heldensage in der Erinnerung erhielt, sich um Artur gruppiert, auch wenn dieselben — wie Ivain und Perceval — jünger als Artur waren. Von dem konstituierenden Element der Artursage, der britannischen Heldensage des V./VI. Jahrh., haben sich bei den Bretonen nur die Namen der Träger und teilweise der ursprüngliche Schauplatz erhalten. Spätere historische Ereignisse sind von ihnen in die Sage nicht aufgenommen worden. Dagegen haben die allgemeinen Sagenelemente der Artursage der Bretonen den charakteristischen Stempel aufgedrückt, so dafs sie den Namen »*Heldensage*« kaum mehr verdient. Literarische Einflüsse endlich, die den Bretonen von den Franzosen und Normannen zugingen, haben nicht wenig dazu beigetragen, ihrer Artursage eine Entwickelung zu geben, welche von derjenigen der welschen Artursage wesentlich abwich. — In der bretonischen Artursage zeige sich fz. Einflufs in dem Institut der *Tafelrunde*; dieselbe sei eine Umgestaltung der 12 *pairs Karls des Grofsen.*[55]) Damit hänge zusammen, dafs *Kei*, in der welschen Sage ein tüchtiger Kämpe, nach dem tückischen *Ganelon* im Karlsepos umgebildet sei. Normannischer Einflufs sei deutlich in dem Namen *Erec*; mit diesem norm. Namen werden auch norm. (nordgerm.) Sagenelemente in die bretonische Artursage gekommen sein. Wenn man den alles assimilierenden und verarbeitenden Charakter der Inselkelten kenne und erwäge, dafs die sprachlichen Verhältnisse in der Bretagne literarische Einflüsse von auswärts besonders begünstigten, müsse man zugeben, dafs man nicht vorsichtig genug sein könne bei der Annahme unverfälscht keltischen Sagengutes in den auf breton. Quellen zurückgehenden Artustexten. Das ist gewifs richtig; allein es wird schwer fallen, hier stets die richtige Grenze zu finden. Einige Momente in der irischen Sage haben Analoga in der breton. Artursage; soll man darum, weil sich in den erhaltenen kymrischen Texten Entsprechendes nicht vorfindet, stets auf die Annahme altkeltischen Sagengutes verzichten? Wenn die bretonische Artursage, wie sie zu Franzosen und Normannen kam, vorzugsweise die Form repräsentiert, welche die alte britannische Heldensage im XI. und XII. Jahrh. in dem doppelsprachigen und teilweise fast ganz romanisierten östlichen Teil des ehemaligen bretonischen Sprachgebietes erhalten hat, so erkläre sich noch Folgendes ungezwungen: Namen wie *Galvain*, *Calibor*, *Perceval* sind nicht direkt fz. Wiedergabe reinbretonischer Wörter, sondern sie haben ihr Gepräge schon vorher im Munde fz. redender Bretonen erhalten. Diese letzteren übermittelten ihren Nachbarn die Artussagenstoffe, vornehmlich — hier drückt sich Zimmer vorsichtiger aus als vorher — in der Form von wenig künstlerischen

55) Vor Zimmer hat Golther, der in der Tafelrunde eine Nachahmung der Abendmahlstafel Christi sieht, auf die Möglichkeit dieser Beeinflussung hingewiesen. S. Zs. f. vergl. Lit.-Gesch. und Ren.-Lit. N. F. III, 218.

Prosaerzählungen und solche Prosaerzählungen lieferten Crestien und anderen Artusependichtern das Material, das dann mehr oder weniger selbständig verwertet und durch eigene Erfindung bereichert wurde. So weit ZIMMER, der einen der im Vorausgehenden berührten Punkte, nämlich die Benutzung breton. Überlieferung durch Gottfried von Monmouth, anderwärts[56]) ausführlicher begründete. Gottfried folgt bretonischer Sage, wenn er *Owein* oder vielmehr *Eventus* und *Peredur*, die in der welschen Artursage nicht Zeitgenossen Arturs sind, beiläufig mit der Artursage in Verbindung bringt. Die Namensform *Walgainus*, der die welsche *Gwalchmai* gegenübersteht, sei nur als Latinisierung einer breton. Form zu erklären, die ihrerseits in der zweiten Silbe wahrscheinlich an den Namen *Yvain* angeglichen sei. Auch der Schwertname *Caliburnus*, ferner die Namen *Gorlois* und der Städtename *Kaerdubal* seien bretonisch. Höchst interessant ist der Nachweis, daſs sich aus welschen Quellen weder über die Insel *Avalon*, die Gottfried nennt, noch über die sich daran knüpfenden Sagen von Artus' Fortleben und von Morgain das geringste Zeugnis beibringen läſst. Die Vorstellung dieser Insel und diese Sagen sind vielmehr, wofür Zimmer zahlreiche Beweisstellen anführt, bretonischen Ursprungs, und sie gaben seit dem 2. Viertel des XII. Jahrh. Veranlassung zu allerhand ergötzlichen Gelehrtenfabeleien und Schwindeleien. Die Berufung Gottfrieds auf eine schriftliche Quelle, die — wie er glauben machen wollte — aus der Bretagne stamme, ist eine Flunkerei; er wird die breton. Elemente seiner historia in England kennen gelernt haben, wohin romantische, von den welschen abweichende Arturerzählungen durch Bretonen gebracht wurden, die sich im Gefolge von Normannen befanden. — Ich habe Zimmers Auseinandersetzungen hier darum so ausführlich besprochen, weil sie der Erforschung des Ursprungs und der Entwickelung der Artursage ganz neue Wege bahnen. Zu einer weiteren Lösung der so schwierigen Fragen werden wir der ferneren Mitarbeit der Keltisten, speziell Zimmers, nicht entraten können; möge Zimmer seine Absicht, uns durch eine Übersetzung das gesamte irische Sagenmaterial zugänglich zu machen, möglichst bald zur That werden lassen.

Daſs bereits die bisherigen Auseinandersetzungen Zimmers fruchtbringende waren, läſst sich deutlich in Arbeiten FOERSTER's und GOLTHER' verfolgen.[57]) GOLTHER, der schon in seiner bald zu erwähnenden Abhandlung über die Tristansage gelegentlich die Frage der *matière de Bretagne* streifte, wies darauf hin[58]), daſs man in der Geschichte derselben drei verschiedene Stufen unterscheiden müsse: 1. die *Sagenbestandteile* (Episoden), 2. die *Sagendichtung*, die Zusammenfassung ursprünglich nicht zusammengehörender Episoden, 3. *die vorhandenen afz. Epen*. Während Briten und Franzosen bei den Sagenteilen thätig seien, komme die Sagendichtung, die Verarbeitung des Materials, den *anglonorm.* fahrenden Dichtern zu; der fz. Kunstdichter endlich habe die Epen geschaffen. Hier[59]) steht also Golther wenigstens in den Hauptpunkten, noch auf G. Paris' Seite; er läſst die

56) Zimmer, H., Bretonische Elemente in der Arthursage des Gottfried von Monmouth, in Zs. für franz. Sprache und Literatur XII, 232—56. 57) Vergleiche auch die weiter unten S. 421 genannte Abhandlung Mennungs. 58) Golther, W., Zur Frage nach der Entstehung der bretonischen oder Artus-Epen in Zs. f. vergl. Lit.-Gesch. u. Ren. Lit. N. F. III, 211—19. 59) S. noch besonders ibid. 216.

chanteurs und *conteurs* vornehmlich in England thätig sein. Bald darauf gibt er die Annahme der agn. Mittelstufe gänzlich auf.[60]) Er sagt, *die agn. Literatur habe schlechterdings für Werke, wie die von G. Paris angenommene Quelle von Crestiens Conte du Graal und dem welschen Peredur keinen Platz.*[61]) Golther, der doch die Verdienste des Anglonormannen Thomas zu würdigen weiſs und sie besonders hervorhob, durfte sich nicht so *extrem* ausdrücken; allein er stand, als er dies schrieb, unter dem Eindruck der oben bereits besprochenen Auseinandersetzungen Foersters.

Foerster fühlte sich wohl durch Zimmers Resultate dazu veranlaſst, die fz. Prosa-Artusromane genauer zu prüfen, und er lenkte mit Recht die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf dies im Vergleich mit den Artusgedichten vernachlässigte Gebiet.[62]) Diese Prosa-Artusromane (Foerster meint namentlich den Livre d'Artus und die Mort d'Artus) bilden bekanntlich Teile jenes groſsen Prosaromancyklus, den P. Paris in seinen Rom. d. l. table ronde analysiert hat. Eine Vergleichung ihres Inhaltes mit demjenigen der Artusgedichte zeigt einen gewaltigen Unterschied; in den letzteren liegen oft sehr raffinierte, späterhin recht langweilige Abenteuerromane vor, deren Stoffe verschiedener Herkunft sind und stets nach denselben Ideen (Abenteuer, Rittertum, Minne) behandelt werden. Der Nationalheld Artus thut nie etwas; seine und der Kelten Feinde, die Sachsen, kommen darin gar nicht vor. Anders in den genannten Prosaromanen, wo alle die nationalen Heldenthaten Artus' und der in den Artusgedichten gepriesenen Ritter, ferner allerlei Kämpfe mit Ungeheuern u. s. w. einzeln und ausführlich erzählt werden, wo von Artus' Untergang durch Mordret berichtet wird, wo offene und versteckte Anspielungen der Artusgedichte ausführlich behandelt werden. Alles das, was in den Gedichten vermiſst wurde, was in denselben stets als bekannt vorausgesetzt wird, findet sich in den Prosaromanen. Da gebe es nur eine Erklärung: die Prosaromane sind der Niederschlag der mündlichen, durch die aremoricanischen Rhapsoden populär gewordenen Stoffe. Dabei meint Foerster nicht die Prosaromane in ihrer heutigen, in Manuskripten und Inkunabeln erhaltenen Gestalt, sondern die ihnen zu Grunde liegenden einfachen Erzählungen. Die Blüte dieser Erzählungen falle vor Crestien. — Das ist eine originelle, in mannigfacher Beziehung bestechende Hypothese, deren Richtigkeit sich aber leider nie mit absoluter Sicherheit wird beweisen lassen. Foerster setzt dann weiter auseinander, daſs die Prosaromane mit der einzigen Ausnahme des Lancelot, der daher interpoliert sein muſs, absolut andere Stoffe enthalten als die Versromane. Ich kenne etwas genauer nur den Livre d'Artus, aber auf diesen kommt es hier wohl hauptsächlich an. Dieser Teil ist nicht das Werk eines Kompilators, sondern von einem bestimmten Punkte an sind uns zwei vollständig verschiedene Versionen erhalten, von denen die eine — soviel bis jetzt bekannt ist — nur in einer Hs.[63]) existiert. Diese letztere, leider unvollendet, ist nichts anderes als ein Abenteuerroman, in dem die Gründung ver-

---

60) S. ibid. p. 409—425 Golthers Aufsatz: Beziehungen zwischen französischer und keltischer Literatur im Mittelalter, der im groſsen und ganzen nichts anderes ist als eine Besprechung von Loths Mabinogion-Übersetzung und von Nutts Studies. 61) s. ibid. 414. 62) L. f. g. u. r. Ph. 1890, 268 ff. und Erec XXXVII ff. 63) Bibl. Nat. f. f. 337.

schiedener *mauvaises coutumes* durch die verhafsten Sachsen und ihre Abschaffung durch Artus und seine Ritter ziemlich die Hauptsache bilden. Was die andere Fortsetzung des Livre d'Artus betrifft, so enthält sie wenigstens Episoden, die gerade so gut in einem Versroman stehen könnten, und Artus ist darin eigentlich mehr Abenteurer als Nationalheld. Doch es handelt sich bei diesen Fortsetzungen des Livre d'Artus, wie gesagt, um relativ junge Texte, die ihre uns bekannte Form erst zu einer Zeit erhielten, da die Artusdichtung ihren Höhepunkt überschritten hatte. In einer Reihe von Fällen kann man ohne weiteres schon heute Zuthaten des oder der Kompilatoren als solche erkennen und alte Sagenzüge herausfinden. Das gilt, nur so viel sei hier darüber gesagt, beispielsweise für die Charakteristik Keis. Foerster sagt mit Recht, es sei fraglich, ob es je gelingen werde, aus der späten Form der Prosaromane die ältesten Teile herauszuschälen; es hänge davon ab, ob P. Paris in seiner Darstellung derselben einfach einer, etwa der ältesten, Hs. gefolgt sei, oder ob seine Erzählung aus mehreren Hss. zusammenkompiliert sei, so dafs einzelne Hss. das eine Kapitel auslassen, andere wieder andere einschieben. Meiner Überzeugung nach ist P. Paris nicht jeweils nur einer Hs. gefolgt; aufserdem wird meistens zu so feinen und schwierigen Untersuchungen, wie es das Herausschälen alten Sagengutes aus umfangreichen Kompilationen ist, das Heranziehen womöglich des gesamten, freilich aufserordentlich umfangreichen Hs.-Materials nötig sein. Anspielungen in den mir bekannten Texten führen mich zu der Überzeugung, dafs sowohl von dem eigentlichen Lancelot, als auch von der Mort d'Artus Versionen existiert haben (und vielleicht noch existieren), die von den durch P. Paris' Analysen bekannten abweichen. Foerster meint, dafs man die Prosaromane nicht auf Gottfried von Monmouth zurückführen dürfe; *denn sie enthalten vieles, was bei ihm fehlt, und andererseits fehlt bei ihnen noch mehr, was bei Gottfried steht.* Was mich betrifft, so finde ich, dafs die Vulgata-Fortsetzung des Livre d'Artus (freilich, wie gesagt, eine relativ junge Kompilation), ferner der Prosa-Merlin, jedenfalls ziemlich auffallende Übereinstimmungen mit Gottfried zeigen. — Ich stehe natürlich nicht auf dem Standpunkt, dafs ich, weil der Joseph von Arimathia oder der Prosa-Merlin nach den Gedichten verfafst sind, auch den Livre d'Artus und die Mort d'Artus, die heterogene Elemente enthalten, für Bearbeitungen älterer Gedichte ansehe. Foersters Zweifel gegenüber halte ich es aber doch keineswegs für unwahrscheinlich, dafs einzelne auch unter den älteren Elementen dieser Prosaromane den Kompilatoren in Gedichtform bekannt waren.

Tristan. Von den zahlreichen Arbeiten zur Tristansage aus den letzten Jahren verdient diejenige Löseth[s], auf die ich bei der Besprechung der Prosaromane (S. 426 f.) eingehe, an erster Stelle genannt zu werden. Ferner ist die Arbeit Novatis[64]) besonders hervorzuheben. Novati druckte zwei Turiner in Privatbesitz befindliche Blätter ab, die Fragmente (je 256 Verse) von Thomas' Tristan enthalten. Das zweite dieser von einem fz. Schreiber des XIII. Jahrh. kopierten Fragmente deckt sich mit dem Anfang des durch F. Michel[65]) aus dem cod. Douce abgedruckten Textes, ist aber keineswegs wertlos.

64) Novati F., Un nuovo ed un vecchio frammento del Tristran di Tommaso (Studj di filologia romana p. d. E. Monaci. Fasc. 6. Roma 1887.
65) Tristan II, 1 ff.

da es eine Reihe abweichender und mehrfach besserer Lesarten enthält. Das erste Fragment dagegen ist in französischer Fassung ganz neu. Es erzählt von Tristans Gefühlsäufserungen vor den Bildsäulen Isoldens und Brangains; daran schliefsen sich bezeichnende Auseinandersetzungen des Dichters über das Unglück der vier Liebenden (die beiden Isolden, Mark, Tristan), endlich ist darin jene Episode enthalten, in welcher berichtet wird, dafs Isolt mit den weifsen Händen in Begleitung ihres Gatten Tristan und ihres Bruders Kaherdin zu einem Feste reitet; sie lacht, als ihr Schenkel durch Pfützenwasser besprengt wird; ihres Bruders Frage nach dem Grund ihres Lachens bewegt sie zu dem Geständnis, dafs Tristan seinen Ehepflichten nicht nachkomme. — Novati, der jeweils die fremden Bearbeitungen der Tristantexte und die sich daran anknüpfende Literatur gewissenhaft heranzieht und prüft, zeigt, dafs das Fragment zwischen das erste Fragment Sneyd (Tristans Heirat) und das erste Strafsburger Fragment (Tristans Fahrt nach England) gehört. Im weiteren sucht er auseinanderzusetzen, dafs Thomas, obwohl ein Kleriker, der erste sei, der — also noch vor Crestien — die höfische, konventionelle Liebe[66]) verherrlichte. Berol, bei dem sich ähnliches nicht vorfindet, wird Thomas gegenübergestellt. — Diese Ansicht Novatis, dafs also Thomas die konventionelle Liebe in die afz. Literatur einführte, ist kaum richtig. Es läfst sich vor allem nicht mit Bestimmtheit eruieren, ob Thomas' Gedicht oder Crestiens Karrenritter älter ist; das letztere erscheint wahrscheinlicher[67]),

66) E. Schiött, der in seiner Diss.: L'amour et les amoureux dans les lais de Marie de France (Lund 1889) die Auffassung der Liebe und die Charaktere der Liebenden in den Lais d. Mar. de Fr. untersucht, zeigt, dafs die Dichterin trotz ihres Talentes, gewisse psychische Vorgänge zu schildern, ihre Figuren im allgemeinen nicht individuell zeichnet; ihre Auffassung der Liebe ist noch nicht jene verfeinerte, subtile Liebe, welche von der Ehe förmlich ausgeschlossen wird und die sich nach G. Paris zuerst in Crestiens Lancelot zeigt. Anders in dem Lai de l'ombre, der gerade der darin zur Geltung kommenden Liebesauffassung wegen hier erwähnt sei. In diesem Lai de l'ombre bildet nicht die den Titel veranlassende, interessante, aber magere Episode die Hauptsache, sondern vielmehr geistreiche Erörterungen, die für das in den damaligen höfischen Kreisen entwickelte Pretiösentum bezeichnend sind. Den Lai de l'ombre gab J. Bédier nach sechs Hss. heraus. (Extrait de l'Index lectionum quae in universitate Friburgensi per menses aestivos anni 1890 habebuntur. Fribourg 1890.) Nach Bédier ist dies Gedicht um das Jahr 1250 verfafst und zwar von Jehan Renart, der nicht, wie das in der Hist. litt. XVIII, 773 ff. geschehen war, mit Jehan Renaut zu identifizieren ist. Bédier hält Renart für einen geborenen Ostfranzosen, der im Centrum Frankreichs schrieb; allein dies Resultat ist von verschiedenen Seiten angezweifelt worden. Nach Foerster (L. f. g. u. r. Ph. 1890 c. 146 ff.) ist Renart ein Pikarde, der erheblich früher geschrieben hat; Suchier meint (Zs. f. r. Ph. XIV, 245), das Gedicht sei etwa im heutigen Département der Oise verfafst; G. Paris endlich (Rom. XIX, 613) erklärt, die sich zeigende Dialektmischung weise auf die Gegend von Vermandois, Isle de France und Champagne hin, ihrem Grundcharakter nach sei die Sprache des Gedichtes francisch. — Eine siebente Handschrift des Lai de l'ombre erwähnt Gröber (Zs. f. r. Ph. XIV, 271). 67) S. Golther (Z. f. r. Ph. XII, 362 f.), ferner Foerster in seiner Erecausgabe S. XXIV, Anm. Doch möchte ich mich nicht wie Foerster mit solcher Sicherheit dafür aussprechen, dafs Crestiens Tristan die älteste dieser Bearbeitungen des Stoffes sein müsse. Über *La Chievre* wissen wir eben nichts. Über das Alter von Berols Tristan gehen die Ansichten etwas auseinander. G. Paris (Manuel p. 93) setzt ca. das Jahr 1150 an; desgleichen

aufserdem ist die Auffassung der Liebe in einigen Punkten verschieden, wie dies Muret[68]) zeigt. Ob Berol, wie Novati annehmen möchte, auch Kleriker war, scheint mir recht zweifelhaft. Beachtenswerter sind eine ganze Reihe anderer Beobachtungen Novatis, von denen hier nur diejenigen über die vermutliche Beeinflussung Thomas' durch Benoit de Ste. More und Gottfried v. Monmouth, ferner diejenigen über Berols Anspielungen auf Lokallegenden und über seine geographischen Kenntnisse hervorgehoben seien. — Novati konnte bereits zu seiner Arbeit jene Serie wertvoller zur Tristansage gehörender Abhandlungen benutzen, die auf G. Paris' Anregung hin entstanden sind und nahezu ein ganzes Heft der Romania ausfüllen. Dort veröffentlichte zunächst Bédier den nur in einer Handschrift (Bibl. Nat. f. f. 103) enthaltenen Schlufs des Prosaromans[69]), der von dem Schlufs in den übrigen Handschriften abweicht, aber doch in den alten Drucken fortexistiert, ohne dafs dieselben direkt auf jene Hs. zurückzuführen sind. Dieser Schlufs in Hs. 103 deckt sich zum grofsen Teil mit demjenigen Eilharts, z. T. auch mit demjenigen bei Thomas. Er weist einige ältere Züge auf, die G. Paris dazu führen[70]), ihn für den ältesten erhaltenen anzusehen. Immerhin gehört dieser Schlufs ursprünglich nicht zu dem Prosaroman, sondern er geht auf ein verlorenes altes Gedicht zurück. Interessant ist die Gegenüberstellung von Ähnlichkeiten in der Tristansage und im Theseusmythus. — W. Lutoslawski[71]) untersuchte die sechs verschiedenen Darstellungen der Narrheit Tristans und verglich sie miteinander; er findet, dafs einerseits das Berner Gedicht[72]) und der Text im cod. Douce, andererseits die betreffenden Episoden im Prosaroman und bei Eilhart, endlich drittens die Darstellungen Heinrichs von Freiberg und Ulrichs von Türheim jeweils zusammengehen und je eine gemeinsame Quelle haben. Er setzt somit drei kürzere Gedichte (vielleicht Lais) voraus, die von ein und demselben Original herzuleiten sind. Dafür dafs diese Episode ursprünglich ganz unabhängig dastand, spricht u. a. der Umstand, dafs die beiden Fortsetzer Gottfrieds v. Strafsburg dieselbe an anderer Stelle einfügen als der fz. Prosaroman und Eilhart.[73]) L. Sudre[74]) stellt in dankenswerter Weise aus den verschiedensten mittelalterlichen Texten eine grofse Anzahl von Stellen zusammen, in denen auf die Tristansage angespielt wird. Deutlich geht u. a. daraus hervor, dafs eine Reihe von dazugehörigen

---

Golther (Zs. f. r. Ph. XII, 355 Anm.), der freilich bald darauf (L. f. g. u. r. Ph. X, 175) in einer Besprechung von Warneckes Arbeit einen etwas weiteren Zeitraum, 1150—1170, vielleicht früher, annimmt. Nach Warnecke (Metrische und sprachliche Abhandlung über das dem Berol zugeschriebene Tristanfragment, nebst Bestimmung des Ortes und der Zeit der Abfassung desselben. Gött. Diss. Erlangen 1888) hat der aus der Normandie stammende Berol im letzten Viertel des XII. Jahrh. geschrieben. Das scheint auch Foersters Ansicht zu sein, nach welchem Berol später als Thomas zu setzen ist. Umgekehrt spricht sich Golther wiederholt dafür aus, dafs Berol älter sei als Thomas. 68) Rom. XVIII, 179. 69) La mort de Tristan et d'Iseut d'après le ms. fr. 103 d. l. Bibl. Nat. comparé au poème allemand d'Eilhard d'Oberg. Rom. XV, 481 ss. 70) ibid. 599. 71) Lutoslawski, W. Les folies de Tristan, ibid. 511—533. 72) welches Morf in ebendemselben Bande der Romania p. 558 ff. in trefflicher Weise herausgab. 73) Nach G. Paris ist die ganze Episode im Grunde nichts anderes als eine Variante der Geschichte von Ulysses' Heimkehr; seine Frau erkennt ihn nicht wieder, wohl aber sein Hund (s. ibid. 599). 74) Sudre, L., Les allusions à la légende de Tristan dans la littérature du moyen-âge. ibid. 534—57.

Berichten und Episoden nicht erhalten ist. — W. Söderhjelm[75]) vergleicht Stil, Darstellung, Auffassung, Sprache einerseits in Thomas' Lied vom wackern Ritter Horn, andererseits in Thomas' Tristan und spricht sich gegen die von verschiedenen Seiten behauptete Identität der beiden Verfasser aus. — Schliefslich gab G. Paris[76]) ein Résumé über die vorhergenannten Arbeiten; er hebt bei dieser Gelegenheit die keltische Herkunft der Tristansage hervor, und die Besprechung der Untersuchungen Brakelmanns[77]) über den Prosaroman veranlafst ihn zu mehreren wertvollen Berichtigungen, die sich auf die vermeintlichen Autoren Elie de Boron, Luce de Gast und auf die Bedeutung des *Bret* betitelten, nur in einer span. Version erhaltenen Romans beziehen.[78]) — Eine gründliche, Romanisten und Germanisten in gleicher Weise angehende Untersuchung über Eilhart von Oberg und seine Quelle verdanken wir E. Muret.[79]) Er sucht die Stellung, die diesem Text unter den verschiedenen Tristanversionen zukommt, genau zu bestimmen und prüft insbesondere sein Verhältnis zu Berol und zum fz. Prosaroman. Was zunächst die sog. Berolversion betrifft, so teilt Muret zwar nicht Heinzels Ansicht, nach welcher dieselbe eine Kompilation eines Dutzends episodischer Gedichte ist, aber er tritt bestimmt dafür ein, dafs diese Version nicht das Werk eines Autors sein könne; ca. von V. 2976[80]) an beginnt ein neuer Teil. — Eine genauere Vergleichung Eilharts mit Berol zeigt, dafs die beiden Texte namentlich in der ersten Hälfte vielfach zusammengehen; dann aber ist die Übereinstimmung eine erheblich geringere, sie ergibt sich von selbst aus der Gleichheit des Stoffes oder sie hört ganz auf. Dies und andere Momente führen zu dem Resultat, dafs Berols Gedicht sicher nicht Eilharts Quelle ist. Muret geht nun der Frage nach, ob nicht der verlorene Tristan Crestiens, den G. Paris, ohne freilich positive Gründe dafür beizubringen, für die Quelle des fz. Prosaromans hält[81]), Eilhart vorgelegen habe. Nach einer feinen Abwägung der Gründe, die dafür und dagegen sprechen, verneint Muret diese Frage. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Eilharts Quelle ein etwa in den 60er Jahren des XII. Jahrh. im Nordosten (Pikardie oder Flandern) geschriebenes Werk; möglicherweise ist es dasjenige des La Chievre oder Li Kievre, wie er in einem dem XIII. Jahrh. angehörenden Mirakel unter den Klassikern des XII. Jahrh. genannt wird.[82]) — Die Quelle Eilharts, die sog. Berolversion und der fz. Prosaroman gehen nach Muret in letzter Linie auf Lais zurück; sie können aber nicht für von einander unabhängige Kompilationen gehalten werden, denn dazu bieten sie der Übereinstimmungen zu viele. Man hat vielmehr anzunehmen, dafs die drei genannten Texte auf eine gemeinsame Quelle, eine ältere Kompilation zurückgehen, die vermutlich von einem Erzähler des XII. Jahrh. herrührt. — Golther, dessen interessante Untersuchung[83]) über die Tristansage kurze Zeit vor der Abhandlung Murets erschien, gelangte in mehreren Punkten zu den gleichen Resultaten wie Muret; in Bezug

75) Söderhjelm, W., Sur l'identité du Thomas auteur de Tristran et du Thomas auteur de Horn, ibid. 575--96. 76) Paris, G., Note sur les romans relatifs à Tristan, ibid. 597—602. 77) Zs. f. d. Ph. XVIII, 81 ff. 78) s. dazu weiter unten S. 424. 79) Muret, E., Eilhart d'Oberg et sa source française. Rom. XVI, 288—363. 80) In Michels Ausg. I, p. 141. 81) Rom. XV, 602. 82) Die wichtige, von Gröber gefundene Stelle ist nunmehr vollständig abgedruckt in Foersters Erecausgabe. XIII. 83) Golther, W., Die Sage von Tristan und Isolde. Studie über ihre Entstehung und Entwickelung im Mittelalter. München 1887.

auf den letztgenannten Punkt aber ist er etwas anderer Ansicht. Er prüft die ganze Sage auf ihren Inhalt hin, untersucht darauf eingehender die von ihm so benannte *Spielmannsversion* (die Berolgruppe)[84]), endlich die *höfische Version* (Thomasgruppe). Die Sage ist nicht keltisch[85]), sondern hat sich nach Golther erst im XII. Jahrh., höchstens am Ende des XI. Jahrh.[86]), unter französischen Spielleuten entwickelt. Die Spuren, die auf keltischen Ursprung hinweisen, seien von untergeordneter Bedeutung.[87]) Die einzelnen Episoden der Sage gehören in gröfserer Anzahl der im Mittelalter beliebten Märchen- und Novellenliteratur an, deren Stoffe zum guten Teil aus dem Orient stammen; die übrigen Elemente[88]) sind verschiedener Herkunft, sie sind deutsch, französisch oder der Antike entlehnt. Diese Elemente waren z. T. in der Form von Lais verbreitet, und auch für die Tristansage ist die Verwertung von solchen Lais zuzugeben. — In den fz. Prosaroman, den Golther in weiterem Mafse heranzieht als Muret, ist ein Gedicht hineinverarbeitet worden, welches in seinen Grundzügen mit der Spielmannsversion übereinstimmt. — Das Berol zugeschriebene Fragment zerfällt in zwei Teile, die verschiedenen Ursprungs sind; der zweite Teil spricht u. a. für eine mannigfaltige Entwickelung der Spielmannsversion; denn öfters ist die Gesamtbearbeitung des Stoffes versucht worden, wie sich das aus der Vergleichung der mehr oder weniger verwandten Vertreter der Spielmannsversion ergibt; trotzdem soll die Spielmannsversion ein formell abgeschlossenes Gedicht nicht gezeitigt haben. — Thomas' Verdienste sind nach Golther hauptsächlich formaler Natur; er hat die ganze Tristansage nach französischen Quellen, nach schriftlichen und mündlichen, behandelt. Sein Vorgänger *Breri* sei nicht mit dem Barden *Bledhericus* zu identifizieren.[89]) Im Vergleich mit der Spielmannsversion sei diejenige des Breri-Thomas als die nüchternere zu bezeichnen. Kölbings Nachweis, dafs die drei Hauptbearbeitungen der Thomasversion (Gottfried v. Strafsburg, Tristramsaga, Sir Tristram) trotz vieler Abweichungen als drei Redaktionen ein und desselben Gedichtes anzusehen sind, ist richtig. — Was den verlorenen Tristan Crestiens de Troyes anlangt, so spricht ihm auch Golther[90]) die Zugehörigkeit zur Spielmannsversion zu. Den Schlufs der Goltherschen Arbeit bilden Mitteilungen über verschiedene nordische Versionen, abgesehen von der genannten Tristramsaga. — Einige Resultate Golthers, so die Frage nach dem Ursprung der Sage, erscheinen zu

---

84) Zur Berolgruppe gehören aufser der sogenannten Berolversion der französischen Prosaroman, Eilhart, Ulrich v. Türheim und Heinrich v. Freiberg, ferner vermutlich der verlorene Tristan Crestiens. Es wird sich vielleicht empfehlen, bei der Bezeichnung ›*Berolgruppe*‹ zu bleiben. Der Terminus ›*Spielmannsversion*‹ wäre angebracht, wenn Golthers diesbetr. Auffassung richtig wäre; das ist aber noch nicht ausgemacht. Muret hatte zunächst (Rom. XVI, 292 f.) für diese Gruppe die Bezeichnung *version arthurienne* vorgeschlagen, weil Artus darin auftritt. Er gab aber bald selbst zu, dafs diese Bezeichnung nicht charakteristisch genug ist, und zog es vor, dafür lieber *version commune* zu sagen. (Rom. XVII, 608.) 85) S. dagegen Muret, Rom. XVII, 604 ff. 86) In dem aus dem Ende des XI. Jahrh. stammenden Liber Landavensis findet sich der Name Tristan (Z. f. r. Ph. XII, 525, Anm). 87) Dort, wo der Verf. den Hergang der breton. Sagenbildung zu veranschaulichen sucht (S. 37), stellt er als erstes Moment das Aneignen der keltischen Grundzüge hin. S. dazu weiter Z. f. vergl. Lit.-Gesch. und Ren.-Lit. N. F. III, 213. 88) Vgl. hierzu noch Singers Besprechung, A. f. d. A. u. d. L. XIV, 233 ff. 89) S. dagegen G. Paris, Rom. XVIII, 322 und in diesem Bericht S. 399. 90) Gerade so wie G. Paris, Rom. XV, 599 u. 602.

rasch erschlossen, nicht genügend motiviert; die Darstellung ist (namentlich im 2. Teil) nicht immer klar; daher ist die Arbeit von Widersprüchen nicht frei. Wenig überzeugend sind die Wertschätzung der Quellenberufungen in französischen Gedichten, ferner die Betrachtungen über den Stil u. a. Trotz alledem ist die Arbeit als anregende und dankenswerte zu bezeichnen. — Unter den germ. Elementen, die sich in der Tristansage finden, führt Golther auch einige vorher von SARRAZIN[91]) herangezogene Punkte an. Sarrazin hatte die Tristansage mit der Siegfriedssage in Verbindung gebracht und u. a. den Namen *Isolt* als echt germ. = *Iswalda*, Eisherrscherin, Eiswalterin aufgefafst. G. Paris erscheint[92]) als zweiter Bestandteil dieses Namens das schon von Golther[93]) angeführte, in Frauennamen häufige *-hild* wahrscheinlicher. Jedenfalls mufs der Name in Eilharts Vorlage *Isalt* gelautet haben[94]); *Isalt* ist eine dialektische (nordöstliche) Form für die sonst üblichen *Isout* und *Iseut*. — GOLTHER modifizierte und ergänzte später einige seiner Ansichten in einem Aufsatz[95]), in welchem er zugleich die bisher genannten Arbeiten zur Tristansage kurz bespricht. Ebendort untersucht er die Namensformen der Hauptpersonen der Sage. Der Name von Isoldens Dienerin, der in den von Novati gedruckten Turiner Fragmenten *Bringvain* lautet, ist nicht, wie man bisher meinte, aus kymrischem *Brangwen, Weifsbrust,* zu erklären. Den Namen *Tristan* führt Golther auf *irischen* Ursprung zurück, und er belegte dann[96]) ältere Formen des Namens in gaelisch-schottischen Quellen, so die Form *Drostán*, nach Golther Deminutiv von *Drost,* welch letztere Namensform auch öfters vorkommt. Tristan ist entstanden durch volksetymologische Anlehnung an fz. *triste*.[97]) — Nach Golther soll kymr. *Drystan (Trystan)* aus gael. *Drostán* entstanden sein; allein LOTH[98]) machte darauf aufmerksam, dafs diese Herleitung irrig sei, und dafs beide, die gael. wie die kymr. Form, von der altkeltischen Form *Drustagno-s* herkommen. Bei derselben Gelegenheit will Loth den Namen *Essylt* (Iseut) als echt kymrischen nachweisen, dem die Bedeutung »*beau, bien en vue*« zukomme. — SARRAZIN, der die zuletzt genannten Artikel Golthers und Loths nicht kennen konnte, hielt weiterhin an dem germ. Ursprung und an den schon früher von ihm gegebenen Herleitungen der Namen *Tristan* und *Isolt* fest[99]); für *Isolt* bleibt er bei **Iswalda* stehen, und *Tristan* soll aus dem altnordischen Namen *Thorstein,* latinisiert in Formen wie *Turstanus, Turstinus*, entstanden sein. Er glaubt, dafs die Erzählung von Thorstein-Drómundr in der Gretissaga und die beiden altnorm. Versionen des Tristanromanes auf einer gemeinsamen Grundlage beruhen, nämlich auf einer altnordischen durch Wäringer-Anekdoten erweiterten Sage von Thorstein und Isold. — Ich bin nicht in der Lage, diese Folgerung Sarrazins auf ihren Inhalt[100]) hin nachprüfen zu können, und ich verstehe sie um so weniger, als Sarrazin kurz vorher zu dem Hauptresultat gelangt,

---

91) Sarrazin, G., German. Sagenmotive im Tristan-Roman. Zs. für vergl. Lit.-Gesch. Bd. I. Berlin 1887. 262 ff. 92) Rom. XVIII, 323. 93) Zs. f. r. Ph. XII, 352. 94) S. Rom. XVI, 297; XVII, 606. 95) Golther, W., Zur Tristansage. Zs. f. r. Ph. XII, 348 ff. 96) Zs. f. r. Ph. XII, 524 f. 97) GOLTHER, der seine Ansichten übrigens oft wiederholt, berichtete schliefslich nochmals über den bisherigen Stand der Erforschung der Tristansage in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung, Beilage vom 30. Januar 1890. 98) Loth, J., Tristan et Iseut en gallois. Rom. XIX, 455 ff. 99) SARRAZIN, G., Zur Geographie und Geschichte der Tristansage. Rom. Forsch. IV, 317—32. 100) Die lautliche Herleitung S. 331 ist nicht richtig.

dafs die Tristansage höchstwahrscheinlich in der Bretagne ausgebildet worden ist. Er bemüht sich nämlich, eine Reihe von Ortsnamen mit gleichen oder mehr oder weniger ähnlich klingenden Namen in der heutigen Bretagne zu identifizieren. Öfters ist, wie das der Verf. selbst zugibt, die Ähnlichkeit eine rein zufällige; in einigen Fällen ist sie allerdings auffallend. Allein damit ist nicht gesagt, dafs die Identifizierungen richtig sind. Das hängt u. a. davon ab, ob diese heutigen Namensformen sich in älterer Zeit belegen lassen. Besonders erwähnt sei noch, dafs nach Sarrazin die Ursage Markes Reich und Königssitz vielleicht nach der Bretagne (Cornouaille) verlegte, und dafs die Lokalisierung in Cornwall erst nachträglich erfolgte.

Crestien de Troyes. In seinen bisherigen Ausgaben der Werke Crestiens bewährte W. Foerster[101]) von neuem seine Meisterschaft im Edieren afz. Texte. Alle Mittel, über welche die höhere Textkritik verfügt, werden minutiös herangezogen. Die in der grofsen Cligesausgabe enthaltene, äufserst lehrreiche Untersuchung[102]) über die Sprache des Dichters (Westen der Champagne) rechtfertigt die nahezu strikt durchgeführte Uniformierung der Orthographie, in welche Foerster die Texte kleidet. Mit der gröfsten Sorgfalt werden Besserungen in den kleinen Ausgaben vorgenommen; solche finden sich auch in den den grofsen Ausgaben beigegebenen Anmerkungen, in welchen sich der Herausgeber von neuem als feinen Beobachter und gründlichen Kenner fz. Sprache und Literatur erwiesen hat. Diese Anmerkungen enthalten sonst noch sachliche und grammatikalische Erklärungen, wertvolle Beiträge zur Etymologie und Semasiologie u. s. w. An ihre Stelle treten in den kleinen Ausgaben Namensverzeichnisse und Glossare, welch letztere namentlich dem Anfänger eine willkommene Hilfe bieten. Was für die Biographie[103]) und die literarische Thätigkeit Crestiens irgendwie verwertet werden kann, wird sorgfältig hervorgehoben, und nachdem Foerster eine Zeitlang bezüglich der Stellung geschwankt hat, die dem verlorenen Tristan in der chronologischen Folge der Werke Crestiens zukommt, hält er nunmehr folgende Reihenfolge für die wahrscheinlichste: Ovidiana[104]), Tristan, Erec, Lancelot, Yvain, Perceval. Dazu kommt noch das Wilhelmsleben, das K. Hofmann und P. Meyer Crestien de Troyes absprechen wollten. Foerster weist die gegen die Autorschaft Crestiens vorgebrachten Einwände zurück und er sieht neuerdings das Wilhelmsleben als ziemlich gleichaltrig mit dem Erec an, während er früher des Inhalts wegen geneigt war, dasselbe für das späteste Werk des Dichters zu halten.[105]) — Den Fragen, die sich an die vermutlichen Quellen Crestiens knüpfen, schenkt Foerster eine besondere Aufmerksamkeit, und darüber äufserte er eine Reihe geistvoller neuer Gedanken, die freilich

---

101) Christian von Troyes sämtl. Werke nach allen bekannten Hss. her. v. W. Foerster, Halle. I. Cliges 1884. II. Der Löwenritter (Yvain) 1887. III. Erec und Enide. 1890. Die kleinen, in der von Foerster herausgegebenen Rom. Bibl. erschienenen Ausg. (Bd. I. Cliges. 1888; Bd. V. Yvain. 1891) werden im Folgenden, wie schon oben, der Kürze wegen mit »cliges« und »yvain« bezeichnet. 102) p. XLVII ff. 103) S. die zusammenfassenden Resultate cliges X. 104) Verloren bis auf eine Episode der Metamorphosen, die G. Paris bekanntlich — vielleicht in etwas umgearbeiteter Fassung — in dem Chrétien Le Gouais zugeschriebenen Gedicht Ovide moralisé entdeckt hat. S. Hist. litt. XXIX, 491 ff. und Manuel I, p. 79 f. 105) S. Cliges I f.; cliges X; yvain V.

nicht alle unanfechtbar sind. — Foersters Grundidee ist folgende: Als Crestien seine ersten Werke schrieb, hatte der antike Roman einige Blüten gezeitigt, die auf Crestien insofern von Einfluſs waren, als er die ihnen eigene Technik übernahm, vervollkommnete und auf den breton. Stoff übertrug. Crestien zog den Artus (vielleicht auch schon vorher den Tristan[106]) hervor, doch nur so, daſs er die Personen, die Scenerie und das Theater der aremoricanischen in Frankreich beliebt gewordenen Artussage als Unterlage für seine Romane benutzte; die eigentlichen Stoffe, die er verarbeitete, sind dagegen der Artussage fremd. — Für den Cliges, der in zwei von einander ganz unabhängige Teile zerfällt, wird man dies ohne weiteres zugeben müssen. Der erste, wohl von Crestien erfundene Teil dient im wesentlichen nur dazu, um die zu Grunde liegende Erzählung mit Artus' Hof in Beziehung zu setzen; den eigentlichen Stoff des Gedichtes bildet die weiterverzweigte, unter dem Namen Salomon und Markolf[107]) bekannte Sage, die aus dem Orient stammt und in verschiedenen Redaktionen in den einzelnen Literaturen zu finden ist. Die unmittelbare Quelle Crestiens, die er, wie er sagt, einem Buche der Kathedralkirche von Beauvais (V. 21) entnahm, läſst sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen. Es dürfte eine latein. Erzählung gewesen sein, die nach einem griech. Roman bearbeitet war[108]); ihrem Inhalt nach wird sie vielleicht mit derjenigen Fassung übereingestimmt haben, welche in dem neuerdings herausgegebenen[109]) Roman de Marques de Rome[110]) enthalten ist. — Ist das richtig, so hat Crestien seine Quelle sehr frei bearbeitet. Beim Cliges ist also die rein äuſserliche Verknüpfung des Stoffes mit Artus evident; anders in seinen eigentlichen Artusgedichten. Foerster freilich sieht alles, was mit Artus und seinem Hofe zusammenhängt, auch in diesen Gedichten nur als Beiwerk an. Den *»Kern«* des Yvain *»um den alles Andere gewickelt ist«*[111]), bildet nach Foerster die Sage von der leicht getrösteten Witwe (*Matrone von Ephesus*); den Stoff habe Crestien in wahrhaft genialer Weise behandelt. Er verwertete auſserdem geschickt verschiedene andere Sagen, so eine breton. Lokalsage (Wunderquelle) und die Sage vom dankbaren Löwen. —

Diese geistreiche Hypothese, die Foerster neuerdings[112]) zu stützen suchte, stieſs auf Widerspruch. G. Paris[113]) sieht in dem Kern des Yvain vielmehr eine Variante des Stoffes, der in *Guingamor*, *Ogier le Danois*, im *Tannhäuser* u. s. w. wiederkehrt: der Held verläſst seine Gattin, eine Fee, mit der Absicht zurückzukehren; er vergiſst ein Versprechen, das er ihr gegeben, oder ein Verbot ihrerseits; der Ring, den die Quellendame (sicher eine Fee in der ursprünglichen Version) Yvain fortnehmen läſst, erinnert an analoge Episoden und ähnliche Erzählungen u. s. w. In ganz ähnlicher Weise sprach sich Muret aus[114]); desgleichen erhob Mussafia[115]) Widerspruch gegen jene Annahme Foersters. Obgleich letzterer neuerdings, wie eben bemerkt, seine Hypothese zu stützen suchte, modifizierte er seine Ansichten insofern, als er nun-

---

106) Siehe oben Anm. 67. 107) Ich verweise hierzu auf die Erzählung *de Merchulfo*, von der in der Hist. com. Ghisn. des Lambertus Ardensis die Rede ist. (Mon. Germ. hist. XXIV, 607.) 108) Cliges XV ff. 109) S. weiter unten S. 428. 110) Erec X, Anm. 111) Cliges XVI, Yvain XXI ff. 112) yvain XIII ff. 113) Rom. XVII, 335. 114) Rev. crit. 1890, p. 67. 115) L. f. g. und r. Ph. 1889, 221.

mehr zwei Grundgedanken annimmt, nämlich 1. den Satz mutabile semper femina, 2. die Zähigkeit und Festigkeit der lauteren Liebe. — Wenn es Foerster gewifs gelungen ist, einige Mosaiksteinchen, die Crestien in seinem Yvain verwertete, geschickt herauszufinden, so läfst sich m. E. trotz auffallender Ähnlichkeit nicht immer mit Bestimmtheit sagen, dafs dieser oder jener Zug absolut einer Sage entnommen sein mufs. Manches, was man für Sagenzüge hält, kann sich im Leben wiederholt ereignen. Das ist ja auch Foersters Ansicht, der[116]) die Vermutung äufsert, dafs etwas Ähnliches wie die Laudinenepisode vielleicht in der damaligen *chronique scandaleuse* vorgekommen sei; die betroffenen Kreise waren unangenehm berührt, dafs Crestien die Sache in seinem Gedichte festnagelte, und dies mag Crestien dazu veranlafst haben, den Namen einer Gönnerin zu streichen. Vielleicht legt Foerster auf das Fehlen eines Gönnernamens im Yvain und im Erec zu grofses Gewicht. Dasselbe gilt für das Fehlen einer Quellenangabe im Yvain, woraus Foerster schliefst, dafs dies Gedicht eine freie Schöpfung des Dichters sein müsse. Im Erec[117]) verweist Crestien auf einen *conte d'aventure*, aus welchem er eine Kombination *herausschälte* — oder sagen wir lieber — entlehnte, um durch seine Verarbeitung zu zeigen, dafs derjenige thöricht handelt, der sein Können anderen nicht mitteilt, so lange ihm Gott die Gnade dazu verleiht.[118]) Nach Foerster verweist Crestien hierdurch auf die mündliche Erzählung eines reisenden breton. oder franz. Spielmanns, die aber nicht seine eigentliche Quelle sei; er dürfte ihr wohl die Thatsache, dafs der Königssohn Erec ein armes Fräulein heiratet, also die Grundlage der Erzählung und dann noch den Schlufs, aufserdem etwa noch den Irländer Guivret verdanken, aber wahrscheinlich verband er selbst erst diese beiden letzteren Punkte stofflich mit Erec. *Auf dieser Grundlage baute Crestien* — so fährt Foerster fort — *sein herrliches psychologisches Problem auf*[119]): *Das Verliegen Erecs, das Verschulden Enidens, Erecs Erwachen*, sein Mifsmut über Enidens scheinbare Undankbarkeit, ihre glücklich bestandene Prüfung u. s. w. Diese Dinge, die Crestien erst in den Stoff hineingelegt habe, könnten darum nicht Eigentum einer welschen Erzählung sein, weil die ihm zu Grunde liegenden Ideen, das *Verliegen*, die innige Gattenliebe u. s. w., den Kelten durchaus fremd, rein kontinental franz. Gewächs seien. — Ich habe mich schon oben[120]) dahin ausgesprochen, dafs ich Foersters Ansichten über die rein franz. Ideen nicht durchweg teilen kann. Auch hier scheint mir trotz der Auseinandersetzungen Zimmers[121]) Foerster entschieden zu weit zu gehen, wenn er ein so allgemeines Urteil fällt, wie dafs *den Kelten innige Gattenliebe durchaus fremd war*. Damit will ich keineswegs gesagt haben, dafs ich eine welsche Erzählung für Crestiens Quelle ansehe; die Erzählung eines breton. oder franz. Spielmannes ist ungleich wahrscheinlicher. Ob aber dieselbe sicher nur eine mündliche gewesen, ob sie ferner nur das enthielt, was Foerster vermutet, wird sich kaum je feststellen lassen. Daher läfst sich auch — von der Form sehe ich hier ab — nicht Crestiens Originalität im Erec ermessen, zumal wir auch sonst für die selb-

116) yvain XI. 117) Erec V, 13 ff., s. auch p. XLI ff. 118) Dieser Gedanke (s. Erec S. 297) wurde typisch in den Einleitungen franz. Gedichte. Er findet sich, nebenbei gesagt, u. a. im Rom. d. Troyes und im Rom. d. Thèbes, nicht aber im Eneas, dessen Dichter gleich *in medias res* einführt. 119) Erec XLII. 120) S. oben S. 396 f. 121) Zs. f. d. A. XXXIII, 281 ff., Anm

ständige Umbildung der Stoffe durch Crestien keine absolut sicheren Kriterien besitzen. Daſs der Erec, dem — wie Foerster zugibt[122]) — Kompositions- und Formfehler anhaften, das älteste der rein erhaltenen Werke Crestiens ist, ist festgestellt. Dadurch wird es erklärlich, daſs dies Gedicht, wie Foerster deutlich zeigt, in einigen Punkten an die Volksepik erinnert. Auch Crestiens Ausfall gegen diejenigen Erzähler, die die Geschichte Erecs verdrehen, hält Foerster für eine Nachahmung ähnlicher Stellen in den Nationalepen. Ist das richtig, so lieſse sich auch denken, daſs Crestiens merkwürdige Selbstbewuſstseinsäuſserung (V. 23 ff.) auf ähnlichen Einfluſs zurückginge.[123]) Allein Crestien, der gebildete Dichter, der vor dem Erec höchstwahrscheinlich schon mehrere Werke Ovids übersetzt hatte, fühlte sich mit Recht über diejenigen *qui de conter vivre vuelent* sehr erhaben; gerade dies Gefühl mag ihn dazu veranlaſst haben, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, vielleicht aber auch dazu, hierbei etwas zu weit zu gehen. Foerster legt daher, wie mir scheinen will, auf diejenigen Worte Crestiens zu groſses Gewicht, in denen von der *mout bele conjointure* die Rede ist, und ich bin von der Richtigkeit seiner sich daran knüpfenden Schlüsse über die Originalität Crestiens nicht überzeugt

Während ich nach alledem Foersters Ansichten über die vermutlichen Quellen Crestiens und über die Verdienste des Dichters nicht ganz beitreten kann, erscheinen mir seine Auseinandersetzungen über die weiteren Schicksale der Gedichte, über ihren Einfluſs, über die Bearbeitungen derselben und ihr Verhältnis zu Crestien[124]) bei weitem überzeugender. Hervorzuheben ist hierbei zunächst, daſs Foerster die dem XV. Jahrh. angehörenden fz. Prosabearbeitungen des Cliges und des Erec abgedruckt hat[125]); sie sind in je einer Hs. (Leipzig, resp. Brüssel) erhalten und von demselben Schreiber geschrieben. Auch der Yvain hat eine solche Prosabearbeitung erfahren; dieselbe ist aber verloren gegangen.[126]) — Foerster prüft eingehend die Untersuchungen von Bartsch und Kölbing über das Verhältnis der mhd., bezw. der nord. Bearbeitung des Erec zu Crestiens Gedicht[127]), und er modifiziert deren Resultate dahin, daſs es nicht notwendig sei, jene Bearbeitungen auf eine andere Vorlage zurückzuführen als den von ihm herausgegebenen Erec Crestiens: immerhin erscheint Foerster die Möglichkeit einer solchen Annahme nicht völlig ausgeschlossen, zumal Hartmann von Aue, der nordische und auch der walisische Bearbeiter in einigen allerdings unbedeutenden Punkten gegen Crestien zusammengehen. — Der walisischen Bearbeitung des Erec (Geraint ab Erbin), sowie vordem derjenigen des Yvain (Jarlles y Ffynnawn) widmete Foerster besondere Aufmerksamkeit[128]), hauptsächlich weil er durch den Nachweis ihrer Abhängigkeit von Crestien ein gewichtiges Argument gegen G. Paris'

122) Erec XLII und XI. 123) Völlig verfehlt ist Othmers Ansicht der in seiner gleich zu nennenden Dissertation S. 61 behauptet, Crestien habe durch diese Stelle (V. 19—22) die von ihm selbst erfundene Version den voraussichtlichen Nachahmungen und Plagiaten gegenüber als die allein echte erklären wollen. Othmer fährt fort: »Daſs man dabei dem Inhalt dieser Verse keinen literar-historischen Wert beilegen kann, liegt auf der Hand.« Für jeden nicht Voreingenommenen beweist m. E. diese Stelle nur, daſs schon vor Crestien professionsmäſsige Erzähler von Erec berichteten. 124) Cliges XXI ff., Yvain XV ff., Erec XVII ff. 125) Cliges 283 ff., Erec 253 ff. 126) S. Erec XVI, Anm. 127) Erec XVII ff. und XLIII ff. 128) Erec XXII ff., Yvain XIX ff.

Annahme einer agn. Mittelstufe[129]) gewann. Foerster hebt nicht nur hervor, dafs sich die Erzählung Jarlles y Ffynnawn, wenn sie auch vielfach kürzer ist, eng an den Yvain anschliefst; er verweist auf wörtliche Anklänge, die ihn sogar in den Stand setzen, die Handschriftengruppe des Yvain zu eruieren, zu welcher die Vorlage des walisischen Bearbeiters gehörte. — Was das Verhältnis des Geraint zum Erec betrifft, so hat OTHMER[130]) die Gedanken seines Lehrers Foerster ausgeführt. Auf Grund einer ausführlichen Inhaltsangabe, namentlich im Hinblick auf eine Anzahl wörtlicher Anklänge, gelangt Othmer zu dem sicheren Resultat, dafs die walisische Erzählung eine Überarbeitung von Crestiens Erec ist. Bei dieser Vergleichung zeigt sich, dafs beinahe die Hälfte des Erec (s. S. 28) im Geraint unübersetzt bleibt. Auf der anderen Seite finden sich in dem letzteren Text vielfache Zusätze, die Othmer zu sehr geneigt ist, als überflüssig oder gar als unsinnig hinzustellen. Überhaupt läfst Othmers Erklärung der Abweichungen im Geraint zu wünschen übrig, wie dies in trefflichen Besprechungen WILMOTTE und G. PARIS dargethan haben.[131]) Letzterer ist übrigens nunmehr von der Richtigkeit des Hauptresultates Othmers überzeugt, dafs nämlich der Geraint eine Überarbeitung des Erec ist; aber er glaubt, dafs der walisische Verf. aufserdem noch eine andere fz. Version benutzt habe.

Auch die dritte walisische Erzählung, die mit einem Werke Crestiens verwandt ist, wurde in letzter Zeit auf ihre Herkunft hin untersucht. Bevor ich darauf eingehe, sei, als zu Crestiens Lancelot gehörig, noch Folgendes eingeschoben: In seinen vorzüglichen Aufsätzen[132]) über Lancelot hatte G. Paris den Entführer Guenievres, Meleaguant, den König des Reiches, aus dem niemand zurückkehrt, mit dem Beherrscher des Totenreiches identifiziert. In das Totenreich führt nach einer weitverbreiteten Sage eine schmale Brücke, die in der Schwertbrücke des Conte de la charrette ihr Analogon hat. Den von G. Paris gegebenen Belegen für das Vorkommen dieser Brücke fügte BAIST[133]) zwei neue hinzu, nämlich eine Stelle bei Gregor v. Tours und eine in der ca. dem IX. Jahrh. angehörenden irischen Version des Adamnan. Die erstere scheint nach Baist mehr für orientalisch-römischen, die andere für keltischen Ursprung der Tradition zu sprechen. — Um darnach auf die dritte walisische Erzählung, die mit Crestiens Conte du Graal verwandt ist, zurückzukommen, so wies ZIMMER Nutts Ansicht zurück[134]), dafs der Peredur die Arbeit eines Kompilators sei, der, aus verschiedenen Quellen schöpfend, seine Erzählung mit Flicken aus Crestien aufputzte; der Peredur ist geradeso eine welsche Prosabearbeitung der fz. Vorlage, wie verschiedene andere Texte in derselben Hs., wie eine Bearbeitung von Karls Reise nach Jerusalem oder eine solche von Bueves de Hanston u. s. w. Zimmer protestiert bei dieser Gelegenheit gegen den Mifsbrauch, der seit Lady Guest mit dem Worte *Mabinogi(on)* getrieben wird. Die vier welschen Texte, die in der Hs. ausdrücklich als die vier Zweige des *Mabinogi* bezeichnet werden, haben mit der Artussage nichts zu thun. — Dafs der Peredur eine Bearbeitung

129) S. oben S. 392 f. 130) Othmer, K., Das Verhältnis von Christians v. Troyes »Erec et Enide« zu dem Mabinogion des roten Buches von Hergest »Geraint ab Erbin«. Bonn. Diss. Köln 1889. 131) Moyen Age IV, 126 ff. Rom. XX, 152 ff. 132) Rom. XII, 508 ff. 133) Zs. f. r. Ph. XIV, 159 f. 134) Gött. Gel. Anz. 1890, 510 ff.

von Crestiens Conte du Graal ist, wies bald darauf GOLTHER nach.[135]) Der Umstand, dafs die Reihenfolge der Episoden im Peredur von derjenigen im Conte du Graal abweicht, ferner einige Mifsverständnisse im walisischen Text zeigen, dafs Crestien das Richtigere und Logischere bietet; schwerwiegend erscheint der Punkt, dafs sich im Peredur einige individuelle Züge Crestiens nachweisen lassen. Die Art der Bearbeitung ist keine durchweg gleichartige; den Stellen, die sich eng an Crestiens Darstellung anschliefsen, stehen solche gegenüber, in denen der walisische Bearbeiter stark kürzt. Möglicherweise wurde hier nach Golthers Auffassung der Inhalt in seinen Hauptzügen nach dem Gedächtnis reproduziert; vielleicht geht auch die bekannte Fassung des Peredur »*auf eine zu Anfang des XIII. Jahrh. angefertigte genaue kymrische Übersetzung zurück, die nachmals in der welschen Überlieferung stark gekürzt wurde, wobei aber ein Stück in der alten Form stehen blieb*«. Wenn Golther (S. 202) sagt, dafs die walisische Erzählung ganz und gar auf bekannten fz. Vorlagen (aufser Crestien kommen seine Fortsetzer mit Ausnahme Gerberts in Betracht) beruht, so geht er wieder etwas zu weit; denn die walisische Erzählung bietet doch vereinzelte Züge, die sich auch nicht ohne weiteres aus dem Bestreben erklären lassen, den Inhalt des fz. Gedichts der neuen Umgebung anzupassen. — Auch das engl. Gedicht Sir Perceval of Galles enthält einige eigene Züge, welche W. Hertz, G. Paris, Nutt, neuerdings MENNUNG[136]) zu der Ansicht veranlafsten, dafs es einen ursprünglicheren Sagenstand überliefere als Peredur-Perceval. Nach GOLTHER ist der Sir Perceval nichts anderes als eine freie Bearbeitung Crestiens; die demselben eigenen Züge entstammen sämtlich dem Kopfe des englischen Bearbeiters und dürfen nicht für die Erklärung der Percevalsage irgendwie benutzt werden; eine solche habe ausschliefslich von Crestiens Gedicht auszugehen, in welchem zuerst das weitverbreitete *Thorenmärchen* mit Artus und seinen Helden in Verbindung gebracht und dazu noch der geheimnisvolle Gral verwoben wurde.

Diese letztere, z. Z. wohl am meisten verbreitete Ansicht wird nicht geteilt von dem durch seine Arbeiten zur Artus-, Merlin- und Gralsage bekannten, inzwischen verstorbenen SAN MARTE (A. Schulz). Er veröffentlichte noch eine Abhandlung, deren unten angeführter Titel[137]) dem Inhalt nicht recht entspricht; dieselbe enthält nämlich hauptsächlich eine den Romanisten willkommene Analyse des nicht weniger als 36984 Verse zählenden, neuerdings von Schorbach herausgegebenen Parzifal von Claus Wisse und Philipp Colin.[138]) Diese beiden Elsässer ergänzten im Auftrage des Edlen Ulrich von Rappoltstein Wolframs Parzival, und zwar nach einer fz. Vorlage, bei deren Verdeutschung ihnen ein Jude, Samson Pine, als Dolmetsch diente. Diese Vorlage bestand nicht ausschliefslich, wie man bisher

---

135) GOLTHER, W., Chrestiens Conte del graal in seinem Verhältnis zum wälschen Peredur und zum engl. Sir Perceval. Sitz.-Ber. d. philos.-philol. und hist. Kl. d. k. b. Akad. d. Wiss. 1890, Bd. II, 174 ff. — S. dazu Rom. XX, 504. 136) In der unten, S. 421 f. besprochenen Dissertation. 137) San Marte, Über den Bildungsgang der Gral- und Parzivaldichtung in Frankreich und Deutschland, in Zs. f. d. Ph. 1890, Bd. XXII, 287–311 und 427—454. 138) Parzifal von Claus Wisse und Philipp Colin (1331—36). Eine Ergänzung der Dichtung Wolframs v. Eschenbach. Zum 1. Mal herausgeg. von K. Schorbach. Strafsburg 1888. (Elsäss. Literatur-Denkmäler aus dem XIV.—XVII. Jahrh., herausgeg. von E. Martin und E. Schmidt. Bd. V.)

annahm, aus der Percevalfortsetzung des Manessier, sondern sie enthielt nach Schorbach 1. einen Teil der nur in der Monser Hs. erhaltenen Einleitung, 2. Crestiens Gedicht, 3. die erste anonyme Fortsetzung, die Schorbach mit G. Paris bis zum ersten Auftreten des Perceval reichen läfst (d. h. bis V. 21917 in Potvins Ausgabe), 4. Gautiers de Dourdan Fortsetzung (der Autor wird in dem elsässer Gedicht, von dem das Original in der Donaueschinger Hs. erhalten ist, *Walter von Dunsin* genannt), 5. die Fortsetzung Manessiers, dessen Name in der Nachschrift Colins genannt wird. Colin läfst den Namen *Kyot*, den er nach Schorbach in Wolframs Schlufsversen des Parzival gelesen haben mufs, ganz aufser Acht. Läfst sich daraus nichts schliefsen? San Marte verweist gelegentlich in seiner Analyse auf die entsprechenden Stellen in fz. Texten; anstatt sich aber an die oben erwähnten Resultate Schorbachs zu halten und beispielsweise p. 303 lieber Birch-Hirschfelds Analyse p. 95 ff. anzuführen, zieht er hier wie auch später mehrfach den Robert von Boron zugeschriebenen Perceval heran, und zwar in Fällen, wo mir — nach Birch-Hirschfelds Analysen zu schliefsen — die Übereinstimmung eine relativ geringe zu sein scheint; ich kann also einstweilen San Martes Ansicht nicht teilen, dafs jener Robert zugeschriebene Perceval mit der verlorenen Vorlage des elsässischen Gedichtes *»grofse Übereinstimmungen«* gezeigt habe. — San Marte bemüht sich, kurz den Bildungsgang der Graldichtung anzugeben; allein seine diesbezüglichen Ansichten sind darum grofsenteils als verfehlte zu betrachten, weil er noch Robert von Boron für den zeitlich ersten Graldichter hält, während doch G. Paris und Nutt[139]) übereinstimmend demselben mit triftigen Gründen eine andere Stelle zuweisen. — Von Einzelheiten seien aus San Martes Abhandlung noch folgende erwähnt: der Verfasser weist darauf hin, dafs der Name von Merlins Beichtvater, *Blaise*, dem in mehreren Prosaromanen die Rolle des Chronisten zugeteilt wird, mit *Heinrich*, Grafen von *Blois*, Abt von Glastemburg, in Verbindung gebracht werde. Nach San Marte ist ferner *alles, was die altwelsche und altenglische Literatur seit den Jahren 1170—80 speziell über den Gral überliefert hat, erst aus Frankreich nach den Inseln übertragen*, und englische Gelehrte würden sich vergebens bemühen, den Ursprung der Gralsage auf welschen oder englischen Boden zu verpflanzen. — Schorbach betonte mit Recht die Wichtigkeit des von ihm edierten Textes für die Hss.-Filiation des Conte du Graal; denn der Parzifal von Wisse-Colin mufs auf eine eigentümlich zusammengesetzte, jetzt verlorene oder nicht bekannte fz. Hs. zurückgehen. Waitz, dem wir eine sehr fleifsige Untersuchung über die Fortsetzungen von Crestiens Perceval[140]) verdanken, zog u. a. auch jenen elsässer Text heran, und er gelangt zu dem Resultat, dafs für die von ihm untersuchten Hss. und Texte vier Redaktionen anzunehmen sind, nämlich: 1. diejenige, welche durch die übrigens nicht direkt verwandten Hss. A und B repräsentiert wird (= B. N. f. f. 794 und 1453); 2. die durch Potvins Abdruck bekannte Monser Hs. Die dritte Redaktion umfafst D (= Parzifal von Wisse-Colin), E (Bibl. Nat. f. f. 12576), F (B. N. 1429) und G (Hs. von Montpellier, Waitz nur nach Potvins Anmerkungen bekannt und danach völlig mit F übereinstimmend). Zur vierten Redaktion endlich gehören H (B. N. 12577) und I (Prosaübersetzung

139) S. in diesem Beitrag S. 390. 140) Waitz, H., Die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois nach den Pariser Hss. Strafsb. Diss. 1890

von 1530). Ich kann hier natürlich auf die Einzelheiten dieser Arbeit, die durch Mitteilung von längeren Stellen und Inhaltsangaben aus bisher nicht genügend verwerteten Hss. besonders wertvoll ist, nicht näher eingehen und ich beschränke mich darauf, Einiges hervorzuheben. Den Hauptunterschied zwischen Redaktion I und II bildet die grofse Interpolation der Monser Hs. (s. Potvin, V. 12 935—15 164). Aus dem Verhalten von F an dieser Stelle schliefst Waitz (s. S. 51), dafs der ganze Passus ursprünglich in einer besonderen Hs. existiert hat. Ich darf vielleicht darauf hinweisen, dafs mir seinerzeit die Reimweise gerade an dieser Stelle besonders auffällig erschien.[141]) Was D betrifft, so läfst sich dasselbe nach Waitz mit wenigen Ausnahmen als eine wörtliche Übersetzung von E bezeichnen. Waitz weist damit D, dem Parzifal von Wisse-Colin, eine etwas andere und wohl richtigere Stellung an, als dies Schorbach[142]) gethan hatte, dem freilich nur Potvins Ausgabe vorlag. Immerhin scheint mir der elsässische Text, im ganzen genommen, eine noch eigenartigere Version darzustellen; denn obgleich nach Waitz mit E, d. h. jener grofsen Hs. verwandt, in welcher allein sich Gerberts Fortsetzung vorfindet, scheint die direkte Vorlage des elsässischen Parzifal dennoch Gerberts Werk nicht enthalten zu haben. Auf der anderen Seite scheint D der einzige Text zu sein, der wenigstens einen Teil der nur in der Monser Hs. erhaltenen Einleitung aufweist. — Der Teil, der Potvin V. 19 707—21 916 entspricht, erscheint in F selbständiger; H folgt hier dieser Redaktion und bringt wie F eine interessante Stelle[143]), in welcher vom Abschlufs einer *Branche* die Rede ist. Für diesen Teil nimmt Waitz einen dichtenden und ändernden Schreiber an, auf den sich vielleicht die in H findenden Worte *cil de Soudon racontera Qui ce riche romans dira* beziehen. Es ist dies das einzige Mal, dafs in der ersten Fortsetzung von Crestiens Perceval eine Anspielung auf eine Dichterpersönlichkeit vorkommt. — Da mehrfach in dieser ersten Fortsetzung die nämlichen Episoden in den verschiedenen Redaktionen verschieden ausgeführt sind, schliefst Waitz — ähnlich hatte sich G. Paris ausgesprochen —, dafs kurze, wohl von Crestien hinterlassene Notizen zu Grunde lagen, welche den Gang der Handlung vorschrieben.

Renauts de Beaujeu Bel Inconnu oder Guinglain. Bekanntlich haben der Stoff dieses Gedichtes und sein Verhältnis zum engl. Lybeaus Disconus, zu Puccis Carduino und zum Wigalois Wirnts von Gravenberg schon eine Reihe von Untersuchungen veranlafst; diesen schliefst sich neuerdings die Arbeit von Mennung[144]) an. Mennung gibt Analysen der genannten Gedichte, in denen die Episoden zweckmäfsig beziffert werden, so dafs sich aus den danach angelegten Tabellen die Übereinstimmungen leicht ersehen lassen. Die S. 51 mitgeteilte Filiationstafel stellt den Entwickelungsgang der Sage dar, wie sich Mennung denselben vorstellt: Bestandteile heidnisch-bretonischen Volksglaubens (die Feenscene und der kühne Kufs, durch welchen eine Jungfrau von ihrer Schlangengestalt befreit wird) bilden den Kern der Sage. Ein Bretone aus dem zweisprachigen Grenz-

141) Zs. f. r. Ph. VI, 188; freilich wäre jetzt dort Anderes zu verbessern. 142) l. c. p. XXXVI ff. 143) S. Waitz, l. c. 80 f. 144) Mennung, A., Der Bel Inconnu des Renaut de Beaujeu in seinem Verhältnis zum Lybeaus Desconus, Carduino und Wigalois. Eine lit.-hist. Studie. Hall. Diss. 1890.

gebiet zwischen Bretagne und Normandie wird diese Elemente auf eine Person bezogen und andere bretonische Sagenmotive, auch solche aus der Erecsage, vielleicht schon direkt aus Crestiens Gedicht hinzugefügt haben. In dieser Fassung wurde die Sage mündlich[145]) Pucci mitgeteilt; er verband diesen Stoff mit dem Dümmlingsmärchen, das ihm vielleicht aus derselben Quelle zuging. Puccis Carduino repräsentiert jedenfalls unter den erhaltenen Versionen die primitivste Gestalt der Sage. Vermutlich war es ein franz. norm. trouvère, der die bisherige, Pucci erheblich später bekannt gewordene Fassung mit dem Artuskreis in Verbindung brachte, von neuem Entlehnungen aus dem Erec vornahm, den Helden *Bel Inconnu* taufte und ihn zum Sohne Gavains machte. Dies Gedicht war sowohl die Vorlage für das engl. Gedicht als auch für den Guinglain Renauts. Bezüglich des Verhältnisses des Wigalois zu Renauts Gedicht tritt Mennung mit geringfügigen Modifikationen der Ansicht von Mebes bei; Wirnt hatte für einen Teil seines Werkes schlecht geordnete Bruchstücke des Bel Inconnu vor sich; der mündliche Bericht eines Knappen oder vielmehr Unterhaltungen zwischen diesem und Wirnt ergaben die Quelle für das Übrige. — In den Hauptfragen ist der Verf. nicht zu wesentlich neuen Resultaten gelangt, es sei denn, dafs er vor Renaut zwei verschiedene in Frankreich entstandene Versionen und zu verschiedenen Zeiten vorgenommene Entlehnungen aus dem Erec annimmt; allein gerade die diesbezüglichen Auseinandersetzungen sind nicht recht überzeugend.[146]) Trotzdem ist die Arbeit als tüchtige und besonnene zu empfehlen; sie enthält, abgesehen von der Hauptuntersuchung, eine Reihe wertvoller Mitteilungen und Auseinandersetzungen. Besonders hervorgehoben sei, dafs drei Episoden aus Renauts Roman nicht nur von Gaucher de Dourdan, sondern auch von Robert von Boron in seinen Perceval hinübergenommen wurden; sehr reichhaltig ist die Bibliographie zum Motiv vom *Zauberkufs*. Die Liebesepisode in Tassos Befreitem Jerusalem geht nicht, wie Hippeau und nach ihm Mebes vermuteten, auf Renauts Gedicht zurück, sondern — darauf hatte Val. Schmidt aufmerksam gemacht — auf den span. Roman Florisel de Niquea (Amadis X. Buch). Interessant ist am Schlufs der Arbeit der Hinweis auf die Vita des im V. Jahrh. lebenden Heiligen Winwalois, der der Legende nach eine Schlange durch ein Kreuzeszeichen tötete und durch sein Gebet das Land von allen Schlangen befreite. Mennung vermutet, dafs die Kirche infolge der ähnlichen Namen die ursprünglichere Sage des Helden Guinglain übernahm. Das ist möglich, aber nicht sicher; denn G. Paris konstatiert die in Betracht kommenden Züge noch in anderen Heiligenleben.

Wenig später als Mennungs Abhandlung erschien Kaluza-[147]) kritische Ausgabe der me. Romanze vom schönen Unbekannten. Dieselbe ist mir leider nicht zugänglich gewesen, aber aus Besprechungen darüber, sowie aus Kaluzas Kritik der Arbeit Mennungs[148]) ersehe ich, dafs er das Verhältnis des engl. Gedichts zu Renauts Bel

145) Wie Mennung vermutet, durch einen nach Italien gereisten Engländer. Sonderlich klingt die Behauptung, dafs »*Italien damals ebenso wie heute noch oft genug von reisenden Engländern heimgesucht wurde, denen die Sagen der alten Bretonen nicht unbekannt sein konnten*«. 146) S. dazu G. Paris, Rom. XX, S. 300 ff. 147) Libeaus Desconus, Die me. Romanze vom schönen Unbekannten, nach 6 Hss. kritisch her. v. M. Kaluza. Leipz. 1890. (Altengl. Bibl. Bd. V). 148) Rom. XX, 297 ff. und Lit. Centralbl. 1891, 792 f. L. f. g. u. r. Ph. 1891, 84 ff.

Inconnu anders auffaſst, als dies Kölbing, Stengel, G. Paris und Mennung gethan hatten. Nach Kaluza bildet Renauts Gedicht (nur in einer etwas abweichenden Handschrift) die direkte Vorlage für das englische. Sicher ist es bei dieser Auffassung schwer, die Übereinstimmungen der me. Romanze mit dem Carduino zu erklären.

Raoul de Houdenc. S. S. 428 f.

Zu Claris & Laris und Escanor. Eine wertvolle Monographie zu diesen beiden Epigonenwerken der höfischen Epik, die als Publikationen des Stuttgarter literar. Vereins[149]) nunmehr weiteren Kreisen zugänglich sind, lieferte Borsdorf.[150]) Er stellt geschickt alles zusammen, was sich auf die in diesen Gedichten geschilderten Burgen und auf das Leben in der Burg bezieht, bespricht Lage, Befestigung, dann ausführlicher das Innere der Burg (wobei allerlei Lebensgewohnheiten und die verschiedensten Lebensutensilien Berücksichtigung finden), ferner Garten und Stadt bei der Burg. Man wird vielleicht in Einzelheiten anderer Ansicht sein können als der Verf.; so ist es nicht richtig, aus dem Vorkommen der *pilers de lambre* (vgl. S. 82) in einem Feenpalast auf *gröſseren Luxus und Verfeinerung* zu schlieſsen (s. S. 6). Bei dergl. Schilderungen — vgl. noch Bettstellen aus massivem Elfenbein, S. 77 — ging die Phantasie des Dichters sicherlich vielfach über die realen Verhältnisse hinaus. S. 74 braucht *touaille* (Esc. 71, 4) nicht gerade *Handtuch* zu sein; das Fremdenzimmer, von dessen Lage S. 81 die Rede ist, braucht sich nicht in demselben Gebäude wie die *sale* befunden zu haben (vgl. S. 43). Die Erklärungen, die der Verf. (S. 94 und 100) zu Claris V. 18144 und 3634 ff. gibt, sind nicht die allein möglichen. Was die *estres* betrifft (S. 90 ff.), so scheint mir unter Beibehaltung von Neumanns Etymologie[151]) die Bedeutung *»Erker«*, die Borsdorf nicht erwähnt, in der Mehrzahl der mir gegenwärtigen Fälle am passendsten zu sein. — Die geringfügigen Einwände, die hier vorgebracht wurden, sollen den Wert der Arbeit Borsdorfs nicht beeinträchtigen, sondern zugleich zeigen, daſs der Verf. nicht nur einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte, sondern auch zur franz. Bedeutungslehre gegeben hat. Die gewonnenen Resultate sind auch darum sicherer und sauberer ausgefallen als in manchen ähnlichen Arbeiten über Realien, weil sich der Verf. darauf beschränkt hat, seinen Stoff aus zwei gleichaltrigen Gedichten zu holen. — Wenn wir für das in zahlreichen Marburger Dissertationen aufgespeicherte Material dankbar sein müssen, so ist dasselbe doch mitunter nur mit Vorsicht zu gebrauchen, da öfters zeitlich weit auseinanderliegende Dinge ohne weiteres zusammengebracht werden. Das gilt z. B. für die Arbeit von Müller[152]), der nicht nur, wie man aus dem Titel der Dissertation schlieſsen sollte, die Artusromane, sondern auch Abenteuerromane und Reimchroniken gelesen hat, um ein Bild von den täglichen Lebensgewohnheiten in höfischen Kreisen zu geben. Ich will nicht über die Gesichtspunkte streiten, nach denen der Verf. sein Material geordnet

---

149) No. 169. Li Romans de Claris et Laris, herausg. von J. Alton. Tübingen 1884; s. dazu Mussafia, L. f. g. u. r. Ph. VI, 285 ff.; s. noch oben die zu S. 389 gehörende Anm. 4. 150) Borsdorf, W., Die Burg in »Claris und Laris« und im »Escanor«. Berl. Diss. 1890. 151) *exteras* sc. *partes*. Die nfz. Bedeutung von *êtres*, die afz. wohl auch schon vorkommt, dürfte durch eine Verwechslung mit dem Homonymum *estre* (**essere*), d. h. Beschaffenheit, dann Raumverteilung, zu erklären sein. Vielleicht hat die häufiger zu belegende Redensart *savoir, conoistre les estres* diese Verwechslung veranlaſst? 152) Müller, A., Die tägl. Lebensgewohnheiten in den afz. Artusrom. Marb. Diss. 1889.

hat; aber ich glaube, dafs eine genaue Berücksichtigung des Alters der Quellen doch hie und da zu dem Resultat geführt hätte, dafs sich im Laufe der Zeit gewisse Veränderungen in den Lebensgewohnheiten beobachten lassen. Fehlerhaft ist es, auf Grund einer oder zweier Stellen gleich eine verallgemeinernde Schlufsfolgerung zu ziehen, wie an der folgenden, geradezu komisch klingenden Stelle (S. 5): *»Auf der Reise, wo oft alle Bequemlichkeiten fehlten, mufsten sich Ritter und Frauen häufig mit dem Morgentau für ihre Toilette begnügen.«* — Eine ganze Reihe von Einzelheiten, die Müller anführt, kommen mir fraglich vor. —

Prosaromane. In den letzten Jahren ist das Interesse für die zum Artus- und Gralsagenkreise gehörenden Prosaromane rege geworden; schon oben war kurz davon die Rede. Hier ist nochmals darauf zurückzukommen, um zunächst der von G. Paris und J. Ulrich besorgten Ausgabe des Merlin[153]) zu gedenken. Der Text zerfällt in zwei Teile, in die Prosabearbeitung von Roberts von Boron Merlin und in eine Fortsetzung dazu, die nur in der Herrn Huth gehörenden Handschrift erhalten ist. Die gediegene Einleitung G. Paris' zu dieser Ausgabe enthält wertvolle Bemerkungen über das Werk Roberts von Boron und seine mutmafslichen Quellen; besonders erwähnt sei, dafs Robert von Boron als Mittelglied zwischen seinen Merlin und Perceval ein Gedicht geschrieben hat oder zu schreiben die Absicht hatte, welches von Percevals Vater Alain handelte. In den meisten Hss., alten Drucken und fremden Bearbeitungen folgt auf die Prosabearbeitung von Roberts von Boron Merlin der sog. Livre d'Artus[154]), der nicht von Robert herrührt, sondern nach dem Prosa-Lancelot verfafst ist, in der Absicht, diesen letzteren Text, der an die Stelle des Perceval Roberts trat, mit dem Merlin zu verbinden. Statt dieser Vulgata des Livre d'Artus enthält die Hs. Huth im Anschlufs an Roberts von Boron Merlin eine nicht vollständige Fortsetzung, in der hauptsächlich die weiteren Schicksale Merlins, sodann aber allerlei andere zur Artussage gehörende Episoden erzählt werden, für welche G. Paris z. T. die Herkunft nachweist. Diese Fortsetzung ist ebensowenig wie die Vulgata des Livre d'Artus ein Werk Roberts von Boron, wenn sich der Verf. auch diesen Namen beilegt. Es ist das nicht das einzige Mal, dafs dieser *Pseudo-Robert* den Leser mystifiziert: so behauptet er, einen Teil[155]) seiner Aufgabe einem *Helie* zur Behandlung übergeben zu haben, und diese Stelle wird den Verfasser des Prosaromans Guiron le Courtois dazu veranlafst haben, sich den falschen Namen *Helie de Boron* beizulegen und sich für den Autor des *Livre du Bret* auszugeben. Sein Vorgehen fand Nachahmung und veranlafste weitere Mystifikationen. — Die in Hs. Huth allein überlieferte Fortsetzung, die nach G. Paris zwischen 1225 und 1230 in der Pikardie entstand, diente Thomas Malory als Quelle für die ersten vier Bücher seiner Morte Darthur. Aufserdem ist sie ins Spanische übersetzt worden, doch insofern mit Unterbrechungen, als gewisse

153) Merlin, roman en prose du XIIIe siècle, publ. avec la mise en prose du poème de Merlin de Robert de Boron d'après le ms. appartenant à M. Alfred Huth par G. Paris et J. Ulrich. 2 vols. Paris 1886. (Soc. d. a. t. fr.) 154) Analyse davon im 2. Bd. von P. Paris, Les Romans de la Table ronde. 155) Denjenigen, der nach dem Schrei Merlins *»Brait«* genannt wurde. Ein solcher *»Brait«* betitelter Text mufs existiert haben; er war aber älter als jene Fortsetzung im ms. Huth.

Episoden des nur in einem einzigen Inkunabelexemplar bekannten Romans El Baladro del sabio Merlin (Burgos 1498) auf den verlorenen Conte du Brait zurückgehen. — Die in dem ms. Huth enthaltene Fortsetzung des Merlin Roberts von Boron bildet ein Übergangsglied zu einer Queste du St. Graal, die älter war als die auf uns gekommene, im grofsen Prosaromancyklus Lancelot enthaltene Queste. Jene ältere im Original verlorene, aber, wie wir gleich sehen werden, in einer portugiesischen Übertragung erhaltene Queste wurde fälschlich Robert von Boron zugeschrieben und stammte auch kaum von jenem Pseudo-Robert, dessen Text G. Paris und Ulrich publiziert haben. Wahrscheinlich enthielt die Kompilation des zuletzt genannten Pseudo-Robert in ihrem dritten Teil auch einige Episoden oder wenigstens Angaben über Ereignisse nach dem Tode Lancelots und König Markes; auch von Tristan und Isolt, desgleichen von Artus' Ende wird wohl kurz darin die Rede gewesen sein. Die im unmittelbar Vorausgehenden mitgeteilten Hypothesen G. Paris' fanden bald eine glänzende Bestätigung durch die Herausgabe der portugiesischen in einer Wiener Hs. erhaltenen Version, welche K. von Reinhardstöttner besorgte.[156]) Bisher liegt leider nur etwas mehr als der dritte Teil des Textes gedruckt vor; er bricht mitten in einem Satze ab. Schon dieser Teil aber zeigt deutlich, dafs der Text nicht nur der Hauptsache nach eine Gralsuche enthält, sondern dafs es sich um eine Übertragung jener verlorenen afz., von G. Paris vermuteten Queste handelt, die sich in bestimmten Einzelheiten von der uns erhaltenen afz. Queste unterscheidet. Möge der Herausgeber den Fachgenossen die Fortsetzung seiner Ausgabe nicht länger vorenthalten. — Einige Verbesserungen zu dem von G. Paris und J. Ulrich edierten Text gab Kölbing in seiner die Romanisten in mehrfacher Beziehung interessierenden Ausgabe des me. Romans Arthour and Merlin.[157]) Es handelt sich um jenes bereits 1838 von W. Turnbull edierte Gedicht, das nach Kölbing um die Mitte oder im dritten Viertel des XIII. Jahrh. geschrieben ist und zwar im Südosten des Mittellandes (in der Nachbarschaft von Kent). Sprachliche, formale und metrische Eigentümlichkeiten lassen den Herausgeber vermuten, dafs sicher der Kyng Alysaunder, wahrscheinlich auch der Richard coeur de Lyon, möglicherweise endlich das in der Auchinleck-Handschrift enthaltene Gedicht von den sieben Weisen von demselben Verf. herrühren wie jener Arthour and Merlin. Was nun die Quelle für das zuletzt genannte Gedicht betrifft, so glaubt Kölbing, dafs der erste Teil desselben, der die Geschichte Merlins bis zu Artus' Krönung erzählt, auf eine verlorene afz. Fassung zurückgeht, welche — das ist nicht recht überzeugend[158]) — eine Übergangsstufe bildet zwischen einerseits den Darstellungen der Merlinsage vor Robert von Boron (nämlich Gottfried von Monmouth, Wace [Brut. V. 6585—9265]) und ihren Nachahmern und andrerseits Robert von Boron und seinen Nachfolgern (afz. Prosa, 2 prov. Fragmente,

---

156) A historia dos cavalleiros da mesa redonda e da demanda do santo Graall. Hs. No. 2594 der k. k. Hofbibl. zu Wien, zum ersten Mal veröffentlicht von K. v. Reinhardstöttner. 1. Bd. Berlin 1887. S. jetzt zu alledem R. Heinzel, Über die französischen Gralromane. Denkschriften der k. Akademie Wien. Bd. XL, 1891. 157) Arthour and Merlin nach der Auchinleck-Hs. nebst 2 Beilagen. Her. v. E. Kölbing (Altengl. Bibl. IV), Leipzig 1890. p. CLXXII ff. 158) S. dazu Bülbring in den Engl. Stud. XVI, 256 ff.

der ital. Merlino u. s. w.). Der zweite Teil von Arthour and Merlin ist eine Übertragung der Vulgata des Livre d'Artus; doch soll die direkte, wohl in Prosa geschriebene Vorlage des engl. Gedichtes bereits beide Teile enthalten haben. — Ich kann im Folgenden nur noch einiges aus Kölbings wertvoller Publikation hervorheben; das Kapitel »*Literaturgeschichtliches*« (S. CV ff.) dürfte den Romanisten das gröfste Interesse bieten. Hier verweist Kölbing unter anderem auf einen mir und vielleicht manchem anderen Romanisten entgangenen Vortrag von Gaster[158a]), in welchem unumstöfslich nachgewiesen sein soll, dafs wenigstens die Jugendgeschichte Merlins eine Zusammenschweifsung verschiedener jüdischer Sagen von Salomos Tempelbau, von Ashmedai[159]) und Ben Sira darstelle, die keineswegs später als im VIII. oder IX. Jahrh. entstanden sein könne. Kölbing zieht zu seinen Untersuchungen eine ganze Serie verschiedener Bearbeitungen heran und bespricht mehrfach das Verhältnis derselben zu einander. Die Vulgata des Livre d'Artus hat nicht nur dem zweiten, übrigens nicht vollendeten Teil des Arthour and Merlin zur Vorlage gedient, sondern es gibt davon drei vollständige Übersetzungen; es sind das: 1. der me. Prosaroman, den Wheatley für die E. E. T. S. 1865 ff. herausgegeben hat; 2. unabhängig davon der um die Mitte des XV. Jahrh. verfafste Merlin Lonelichs, von welchem Kölbing 1638 Verse abdruckt[160]) als Probe der von ihm gemeinschaftlich mit Mifs Mary Bateson vorbereiteten vollständigen Ausgabe; 3. Lodewycks van Velthems Fortsetzung von Jacob von Maerlants Merlin. — Kölbing hat in der ersten Beilage seines Arthour and Merlin nach vier Hss. die jüngere me. Version ediert, deren Vorlage die ältere Version enthielt, aber in abweichender und vollständigerer Fassung als die Auchinleck-Handschrift. Schliefslich sei erwähnt, dafs das von Kölbing beigegebene Namensregister manchem Romanisten willkommen sein wird.

Eine prächtig ausgestattete neue Ausgabe von Thomas Malorys Kompilation, die unter dem nicht ganz zutreffenden Titel Le Morte Darthur bekannt ist, lieferte Sommer.[161]) Auf diese Publikation, die mir bisher noch nicht zugänglich war, wird im nächsten Jahrgang zurückzukommen sein, wenn von der dazu gehörigen Quellenuntersuchung die Rede sein wird. —

Der fz. Prosa-Tristan[162]) ist in einer grofsen Anzahl von Hss. und in mehreren alten Drucken überliefert; er ist auch im Auslande bearbeitet worden. Schon Brakelmann hatte sich s. Z. auf der damals noch kaiserlichen Pariser Bibliothek mit 20 Hss. des fz. Romans, sowie mit einer Hs. der Kompilation des Rusticien de Pise befafst und eine Klassifizierung der Hss. versucht. Seine Untersuchungen, die er selbst nicht für abgeschlossen hielt, sind 1886 von Suchier veröffentlicht worden.[163]) — Zu einer anderen und jedenfalls richtigeren Klassifikation gelangte Löseth. Er prüfte genauer die sämtlichen 21 Hss.

158a) Gaster, M., Jewish sources of and parallels to the early english metrical romances of king Arthur and Merlin. London 1887. Vgl. noch für eine weitverbreitete Episode der Merlinsage die von Gaster in der Feuilletonzeitung, 26. März 1890 (Berlin Nr. 299 mitgeteilte rumänische Legende. 159) s. auch G. Paris in der Einleitung der Merlinausgabe, XIV ff. 160) s. 2. Beilage. 161) Sir Thomas Malory, Le Morte Darthur faithfully reprinted from the original edition (1485) of William Caxton, edited by Oskar Sommer. Vol. I, Text 1889. Vol. II. Introduction. 1890. London. 162) S. schon oben S. 410 ff. 163) S. Zs. f. d. Ph. Bd. XVIII, 81—94. Vgl. dazu Rom. XV, 600 ff.

des Romans auf der Pariser Nationalbibliothek (darunter drei zweibändige), ferner sechs alte Pariser Drucke, dann die Version des Rusticien de Pise nach drei Hss. und die italienische, Tavola Ritonda betitelte Version. Die Hauptaufgabe, die sich Löseth stellte, war, auf Grund dieses ungeheueren Materiales eine kritische Inhaltsangabe des grofsen Prosaromans zu geben. Seine Resultate legte er zunächst kurz in einer kleineren Schrift[164]) nieder, dann verbessert in einem starken Bande[165]), der aufser jener ausführlichen kritischen Analyse des Prosa-Tristan noch eine kürzere Inhaltsangabe des Prosaromans Meliadus von Rusticien de Pise, sowie eine ebensolche des Roman de Palamède enthält. Die Durcharbeitung des gewaltigen Materiales erforderte nicht nur viel Fleifs und aufsergewöhnliche Geduld, sondern auch grofse Besonnenheit; denn nur sechs der von Löseth benutzten Hss., die Drucke und die Tavola Ritonda enthalten den Text vollständig. Dazu kommt, dafs grofsen Interpolationen auf der einen Seite Kürzungen auf der anderen gegenüberstehen; so werden beispielsweise in einer Reihe von Hss. nur kurz die Hauptzüge der Gralsuche mitgeteilt, an der Tristan teilnimmt, während andere Hss. dafür die ganze Queste de St. Gral enthalten, und zwar in einer eigenartigen Version; in zwei Hss. findet sich ferner die Mort d'Artus. Demgegenüber gibt die eine dieser beiden Hss. den ersten Teil des ganzen Romans nur in einem kurzen Auszug wieder u. s. w. Alle diese Umstände mufsten Löseth die an und für sich mühevolle Aufgabe bedeutend erschweren, die er trotzdem trefflich gelöst hat. Er nimmt zwei Hauptversionen des Prosa-Tristan an, von denen die ältere zugleich die kürzere und einfachere ist. Durch verschiedenartigen Druck — der freilich teilweise sehr klein geraten ist — werden die Versionen auseinandergehalten und Abweichungen, auch Interpolationen gewissenhaft mitgeteilt. Das ausführliche Namensverzeichnis erleichtert wesentlich die Benützung des wertvollen Werkes.

Abenteuerromane. Amadas et Ydoine. ANDRESEN[1]) druckte nach zwei in einem Göttinger Kodex erhaltenen Pergamentstreifen zwei Fragmente (zusammen 286 Verse) ab, die V. 1110—1246 resp. V. 1791 bis 1927 des Hippeauschen Textes entsprechen und mehrfach bessere Lesarten bieten. Die Handschrift, zu der die Blätter gehörten, rührt von einem Anglonormannen her, und zwar stammt sie nach Andresen noch aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. — Ille et Galeron. Auf LÖSETHS Ausgabe dieses bekanntlich nur in einer Hs. erhaltenen Gedichts des Gautier d'Arras wurde schon oben S. 386 aufmerksam gemacht. Es wird im nächsten Jahrgang bei der Besprechung der in der Rom. Bibl. erschienenen Edition darauf zurückzukommen sein; vielleicht ist bis dahin auch Löseths 3. Band erschienen. — Blancandin et Orgueillouse d'Amour. Hierzu sei verwiesen auf L. KELLNERS Ausgabe von Caxtons engl. Prosaroman Blanchardyn and Eglantine.[2]) Caxton ist ziemlich getreu seiner Vorlage, einer franz. Prosabearbeitung des afz. Gedichtes, gefolgt. Von der franz.

---

164) Löseth, E., Tristanromanens gammelfranske prosahaandskrifter i Pariser-nationalbibliotheket, Kristiania 1888. 165) Löseth, E., Le Roman en prose de Tristan, le Roman de Palamède et la compilation de Rusticien de Pise. Analyse critique d'après les manuscrits de Paris. Paris 1890.

1) Zs. f. r. Ph. XIII, 85 ff. 2) Caxtons Blanchardyn and Eglantine c. 1489 from Lord Spencers unique imperfect copy completed by the original french and the second english version of 1595, edited by Dr. Leon Kellner. London 1890. (E. E. T. S. Extra Series. N° LVIII, 1890).

Prosa teilt der Herausgeber (s. S. 34 und 211 ff.) Stücke zur Vervollständigung der engl. Übertragung mit, und er berichtigt Michelants Angaben über die französischen Prosaversionen. Dieselben sind nämlich von einander ganz unabhängig und sehr verschieden. Die in der Brüsseler Hs. enthaltene Version bringt den Stoff stark verkürzt, während diejenige des Pariser Kodex (B. N. fr. 24371) sich eng an das franz. Gedicht anschliefst, aber in Orts- und Personennamen davon abweicht. Kellner erklärt dies durch die zeitgenössischen Verhältnisse; so wird in dieser Prosaversion der Schauplatz von Athen nach Preufsen (Marienburg) verlegt, vermutlich weil zur Abfassungszeit dieser Prosabearbeitung Preufsen mit seinen Deutschherren dem Publikum als ein an Kämpfen reicher Platz besser bekannt war. — Guy de Warwick. WINNEBERGER, der bereits in den Frankfurter Neuphilol. Beiträgen[3]) eine Textprobe aus Guy de Warwick gegeben hatte, untersuchte neuerdings die handschriftliche Überlieferung[4]) dieses in mehrfacher Beziehung interessanten Abenteuerromans, in welchem ein verbreiteter Legendenstoff verwertet ist. Er hat bisher genauer nur das Verhältnis von sieben in zwei Gruppen zerfallenden Handschriften erörtern können; nicht vollständiges Material von drei weiteren ist ihm erst nachträglich zugegangen, immerhin spricht sich Winneberger über die Stellung dieser Handschriften, sowie noch über eine elfte aus, und es wäre danach der für die sieben Hss. aufgestellte Stammbaum (S. 42) zu ergänzen. Die Abhandlung ist somit zwar keine abschliefsende, aber sie zeugt von Gründlichkeit und Methode. —

Schubladenromane. Sehr verdienstlich ist ALTONs Ausgabe des Roman de Marques de Rome.[5]) Der Herausgeber gibt zunächst über diese unmittelbare, sowie über die anderen Fortsetzungen des Romanes der sieben weisen Meister Auskunft. Eine poetische Version des Marques hat es wahrscheinlich nicht gegeben; der erhaltene, vor 1277 verfafste Prosaroman wird vielmehr direkt nach dem Vorbild einer Prosaversion der sieben Weisensage verfafst sein, und Alton bemüht sich, diese Vorlage genauer zu bestimmen.[6]) — Die einrahmende Erzählung (Intriguen der Kaiserin gegen den Seneschall Marques, der, von seinem Vater Cato und den anderen sechs Weisen unterstützt, den Staat musterhaft leitet) nimmt den bei weitem gröfseren Teil des ganzen Textes ein. Die zwölf eingeschobenen Erzählungen (sechs der Kaiserin und sechs des Seneschalls) dienen, ähnlich wie in der Vorlage, dazu, die Böswilligkeit der Frauen darzulegen. Für die meisten dieser eingeschobenen Erzählungen führt Alton die Quellen oder analoge Bearbeitungen an.[7]) Er bespricht das Verhältnis von zehn Hss., gibt eine Varia lectio und legt seiner Ausgabe die beste vollständige Hs. zu Grunde. Wertvolle Anmerkungen, meist syntaktischen Inhalts, und ein Glossar beschliefsen die Publikation. E. Freymond.

Raoul de Houdenc. Seit meiner Abhandlung[1]) erschienen in den letzteren Jahren mehrere Arbeiten über R. d. H., die sich zu-

3) Winneberger, O. Eine Textprobe aus der afz. Überlieferung des Guy de Warwick. Frankf. 1887, 86 ff. 4) id., Über das Handschriftenverhältnis des afz. Guy de Warwick. Marburg. Diss. 1889. 5) Le Roman de Marques de Rome, her. v. J. Alton. (Bibl. des lit. Ver. in Stuttgart. CLXXXVII. Tübingen 1889.) — S. schon oben S. 387 und 415. 6) s. S. 145; doch vgl. dazu G. Paris, Rom. XIX, 493. 7) s. S. XI f. und die Anmerk., besonders S. 172 ff.

1) Über Raoul de Houdenc und seine Werke. Erlangen, 1880.

gleich meist mit der Echtheitsfrage zweier Dichtungen, nämlich des Songe de Paradis und der Vengeance de Raguidel (vom Herausgeber willkürlich auch Messire Gauvain genannt), in denen sich als Dichter ein Raoul nennt, befassen. OTTO BÖRNER[2]) tritt auf Grund seiner stilistischen Untersuchung entschieden für die Echtheit des Songe de Paradis ein, nimmt aber als Verfasser der beiden Abenteuerromane Meraugis de Portlesguez, in dem sich R. d. H. mit vollem Namen nennt, und Messire Gauvain zwei Dichter des gleichen Namens Raoul an. — CARL ABBEHUSEN[3]) kommt am Schlusse seiner Arbeit ebenfalls zum Resultat, daſs die Autorschaft R.'s d. H. aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf den Gauvain auszudehnen ist, und für den Songe de Paradis hält er sie gleich mir (s. Ltbl. f. g. u. rom. Phil., 1888, Sp. 26) für zweifelhaft. — RUD. ZENKER vertritt in seiner Habilitationsschrift[4]) die Echtheit des Songe de Paradis; für die Vengeance de Raguidel nimmt er, wie es auch E. FREYMOND[5]) gethan, zwei Dichter an und sucht glaubwürdig zu machen, daſs die zweite Hälfte, die mit v. 3352 »Ci conmence Raols son conte« beginnt, R. d. H. zum Verfasser habe, und daſs diese Fortsetzung des Werkes eines unbekannten Dichters dessen Erstlingsarbeit gewesen sei, wodurch sich auch die Verschiedenheiten des Stiles zwischen Vengeance und Meraugis erklären sollen. — Besonders vom literarhistorischen Standpunkte aus handelt G. PARIS in der Histoire littéraire de la France t. XXX[6]) p. 45 ff. über die Vengeance, welche auch er dem R. d. H. abspricht, und p. 220 ff. über Meraugis. — H. A. TODD nimmt[7]) für beide Romane nur einen Raoul an und kehrt somit zur Vermutung zurück, welche zuerst A. Mussafia 1863[8]) aufgestellt hat. — A. MALMSTEDT's Abhandlung: Om bruket af finit modus hos Raoul de Houdenc, Stockholm 1888, war mir leider nicht erreichbar. — Über ein Fragment des Meraugis berichtet P. MEYER Romania XIX, 459 ff. Ich halte die Echtheit des Songe de Paradis für möglich — obwohl nicht für sehr wahrscheinlich —, die der Vengeance aber nie und nimmermehr; auch an die zwei Dichter des Gauvain glaube ich nicht. In den R. F. 1888, S. 293 ff. machte ich auf eine bis dahin unbeachtete Hs. des Songe d'Enfer der Bibl. Nat. zu Paris aufmerksam und gab die Kollation derselben.

Innsbruck. Wolfram v. Zingerle.

Fableaux. MM. A. DE MONTAIGLON et G. RAYNAUD ont fait paraître le VIe et dernier volume de leur Recueil de fableaux. Ce volume contient 20 fableaux, des additions et des corrections aux volumes précédents et un glossaire-index très étendu. Les cinq premiers volumes de cette collection, qui rendra et a déjà rendu d'incontestables services

---

2) Raoul de Houdenc, eine stilist. Untersuchung etc. Leipzig (Diss.) 1884. 3) Zur Syntax Raouls de Houdenc. Marb., 1888 (Ausg. u. Abh. LXXVIII). 4) Über die Echtheit zweier dem Raoul de Houdenc zugeschriebener Werke. Erlangen, 1889. 5) Über den reichen Reim bei altfranz. Dichtern, Zeitschr. f. rom. Phil. VI, S. 177 ff. 6) SA: Les Romans en vers du cycle de la Table ronde. Paris, 1887. 7) Transactions and Proscedings of the modern language Association 1886. Vol. II, Baltimore 1887, p. 150 Anm. 14. 8) Germania VIII. S. 221.

à l'étude de la littérature médiévale, ont été publiés successivement en 1872, 1877, 1878, 1880 et 1883.[1])

Fable ésopique et Roman de Renard. Il y a quelques années M. PAUL MEYER a fait connaître aux lecteurs de la Romania[2]) un auteur jusque là complètement ignoré, Nicole Bozon, franciscain anglais, qui compila, vers le second quart du XIVe siècle, dans un français malheureusement très barbare, un recueil fort intéressant d'exemples à l'usage des prédicateurs. C'est ce recueil, très riche en fables, que l'illustre romaniste vient de publier, en collaboration avec Miss L. TOULMIN SMITH, sous le titre de Contes moralisés de Nicole Bozon.[3]) L'édition, soigneusement faite d'après deux manuscrits conservés en Angleterre, est précédée d'une longue et savante introduction dans laquelle M. M. réunit quelques conjectures sur la personnalité de l'auteur, examine la nature et les sources de ses contes et étudie sa langue. Elle est suivie d'une traduction latine d'une partie de ces contes faite au XIVe siècle, de commentaires historiques' littéraires et philologiques sous forme de notes, d'un vocabulaire et d'une table des matières. C'est une publication digne en tous points et de ses auteurs et de la Société des Anciens Textes. — M. PAUL MEYER encore a le premier, il y a 5 ans[4]), appelé l'attention sur le conte des trois Perroquets, curieux surtout parce que les perroquets y parlent en provençal, tandis que le récit est français. M. JAN TE WINKEL fait remarquer dans la Romania[5]) que le même récit se retrouve parmi les contes néerlandais contenus dans un manuscrit du XIVe siècle, et que dans ce récit l'un des trois perroquets parle provençal, un autre français, le troisième latin. M. J. te W. donne le texte de ce conte, qui d'ailleurs n'était pas inédit. — Le Roman de Renard est en ce moment l'objet de plusieurs travaux en cours de publication, sur lesquels je reviendrai lorsqu'ils seront terminés. Aujourd'hui je me contenterai de signaler: 1° Un travail de M. JULIUS LANGE, dont la première partie a paru en 1876[6]), et la seconde seulement en 1889.[7]) Avec des arguments qui ne m'ont pas convaincu, M. L. essaie de prouver que le roman de Renard était à l'origine un ouvrage unique, qu'on a plus tard augmenté d'additions, et dont beaucoup de poètes ont détaché des branches. C'est cet ancien ouvrage que le Glichezare aurait traduit. 2° Quelques contes en patois de Bournois (dép. du Doubs) que M. CHARLES ROUSSEY a publiés dans la Revue des Patois Gallo-Romans[8]), et qui attestent que la légende du renard et de son compère le loup est encore vivante, au moins en partie, dans la Franche-Comté.

Didaktische Literatur. ***Littérature scientifique.*** S. ***Physiologus*** S. 432 f.

---

1) Recueil général et complet des Fabliaux des XIIIe et XIVe siècles, imprimés ou inédits, publiés par MM. Anatole de Montaiglon et Gaston Raynaud. Paris 1872—1890, 6 vol. in-12°. 2) Romania, XIII (1884), p. 497 et suiv. 3) Les Contes moralisés de Nicole Bozon, frère mineur, publiés pour la première fois d'après les manuscrits de Londres et de Cheltenham par Lucy Toulmin Smith et Paul Meyer. Paris, in-8°, 1889 (Société des Anc. Textes). 4) Romania, XVI (1887), p. 565—569. 5) Ibid., XIX (1890), p. 109—112. 6) Les rapports du Roman de Renart au poème allemand de Henri le Gleissner, Neumark 1876, in-4°, 31 p. 7) Heinrichs des Gleissners Reinhart und der Roman de Renart in ihren Beziehungen zu einander. II. Teil. Programm. Neumark 1889, in-4°, 32 p. 8) Revue des Patois Gallo-Romans, 1890, p. 286—303.

Littérature morale. Très court, mais très suggestif est l'article de la Romania[9]) dans lequel M. GASTON PARIS établit péremptoirement que l'auteur des Quatre âges de l'homme est originaire de Novare en Lombardie et que conséquemment il ne doit plus être appelé Philippe de Navarre, mais bien Philippe de Novare. — M. DOUTREPONT vient de donner une nouvelle et excellente édition de la Clef d'Amours.[10]) Dans une sérieuse introduction M. D. établit le rapport des manuscrits entre eux, celui du poème avec l'Ars amatoria d'Ovide, puis il étudie la langue de l'auteur, qu'il croit être de la partie Nord-Ouest (Manche ou Calvados) de la Normandie. Malheureusement il n'est pas arrivé à déchiffrer le logogriphe qui cache le nom de l'auteur, celui de sa dame et la date du poème. L'interprétation en vertu de laquelle M. D. assigne au poème la date de 1280 n'a pas de valeur. — Je mentionnerai encore une note de M. E. PICOT dans la Romania[11]) établissant que l'auteur du Contreblason des Faulces amours s'appelle Estrées, et que le poème a été écrit en 1512. — La question des cours d'Amour est de nouveau sur le tapis: étant donné les noms de ceux qui la discutent, elle ne tardera pas à être définitivement résolue. M. TROJEL, qui a ouvert le feu[12]), voit dans les jugements rapportés par André le Chapelain des arrêts rendus à la requête des parties et à l'occasion de différends réels. — Pour M. GASTON PARIS, qui a consacré deux articles dans le Journal des Savants[13]) au livre de M. Trojel, ces arrêts sont de purs jeux d'esprit. Le nom de cour d'amour est inconnu au moyen âge, «la chose, si l'on entend par là des tribunaux plus ou moins réguliers, convoqués pour juger des questions d'amour, n'a pas existé davantage». C'est aussi mon opinion. — M. Trojel revient à la charge dans une communication faite au congrès de philologie romane tenu à Montpellier le 26 et le 27 mai 1890. Il est de ceux, dit-il «qui rejettent bien l'idée des tribunaux de dames, mais qui n'osent pourtant nier que des dames n'aient jugé parfois des différends d'amour réels; seulement il ne faut pas supposer des tribunaux siégeant et fonctionnant comme les tribunaux ordinaires: la dame qui juge est choisie comme arbitre par les parties en litige, et, si elle veut, elle peut demander le conseil d'autres dames.» [14]) — Cette conclusion est aussi, ou à peu de choses près, celle qui termine un petit volume[15]) que M. PIO RAJNA vient de consacrer, à son tour, aux cours d'Amour. En s'appuyant sur d'autres arguments, M. R. émet l'opinion que des amants ont bien pu s'adresser parfois à une tierce personne, ou même à une assemblée, pour trancher un différend, prenant l'engagement de se conformer à leurs décisions; il ajoute même que ces décisions ont pu ressembler parfois aux arrêts des tribunaux modernes. — Je me contenterai de signaler encore les recherches du savant professeur de Florence sur la date du traité d'André le Chapelain.[16]) J'en reparlerai lorsque M. Trojel aura publié l'édition qu'il prépare du Tractatus de Arte honeste amandi.

---

9) Romania, XIX (1890), p. 99—102. • 10) La Clef d'Amors, texte critique avec introduction, appendice et glossaire, par Auguste Doutrepont. Halle 1890, in-8° (Bibliotheca Normannica, hgg. von H. Suchier, V). 11) Romania, XIX (1890), p. 112—117. 12) Middelalderens Elskovshoffer. Litteraturhistorisk-kritisk undersogelse af E. Trojel. Copenhague 1888, in-8°. 13) Novembre et Décembre 1888. 14) Revue des Langues Romanes, XXXIV (1890), p. 179—183. 15) Le Corti d'Amore. Milan 1890, in-12°. 16) Tre

Littérature satirique. A mentionner une nouvelle version de l'Évangile des femmes publiée par M. G. Binz, d'après un manuscrit du XVe siècle de la bibliothèque de Bâle.[17])

Le Roman de la Rose. Je n'ai pas le droit d'apprécier, mais j'ai la charge de signaler ici le livre de M. Ernest Langlois sur les Sources du Roman de la Rose. Dans ce travail, M. L., après avoir déterminé les causes qui ont favorisé en France l'éclosion de la littérature galante, passe en revue les œuvres principales de cette littérature et montre quelle influence elle a exercée sur Guillaume de Lorris. Ensuite il expose la genèse de la première partie du roman, indiquant successivement comment le poète a pu avoir l'idée de l'écrire, où il en a emprunté le cadre, quelles modifications il a fait subir à ce cadre, pourquoi il s'est servi de l'allégorie de la rose, du songe, de la personnification; quel usage on avait fait avant lui de ces procédés. Enfin M. L. termine cette première partie avec l'examen des ouvrages directement imités par Guillaume de Lorris. Dans la seconde partie de son livre il montre combien le sujet du poème de Jean de Meun diffère du sujet traité par G. de Lorris; pourquoi Jean de Meun abandonne le cadre de son devancier; comment lui est venue l'idée de modifier l'économie du poème; quelle société représente l'esprit nouveau du roman; à quelles tendances répond son caractère encyclopédique; il examine ensuite de quels ouvrages Jean de Meun s'est directement servi et termine en montrant comment ce poète connaissait les auteurs anciens, quels ont été ses procédés d'imitation, de paraphrase ou de traduction à leur égard; enfin quelles parties de son poème sont originales. Un lexique et des tables complètent ce livre.

Lille. Ernest Langlois.

Physiologus. Nachdem Pitra, Heider und Cahier das Gebiet des Physiologus angebaut hatten, hat Carus mit seiner umfassenden Darstellung dieses Werkes[1]) bahnbrechend gewirkt. Seitdem ist vieles Treffliche darüber geschrieben worden, und manche der Bearbeitungen in den einzelnen Nationalsprachen sind eingehend untersucht oder herausgegeben worden. Durch die so entstandene reiche Literatur ist seit kurzem Lauchert[2]) dem Anfänger ein kundiger und im ganzen zuverlässiger Führer. Eine zweite Auflage des Buches wird freilich Winke berücksichtigen müssen, die in den Rezensionen von E. Voigt[3]), G. Paris[4]), Mann[5]), Otto[6]) und Roethe[7]) gegeben worden sind. Lauchert hat auch selber schon nachgetragen in den Artikeln: Nachträgliches zum Physiologus[8]), Zum Physiologus[9]) und Der Einfluſs des Physiologus auf den Euphuismus[10]), mit deren Er-

---

Studi per la Storia del libro di Andrea Cappellano: 1. Geremia da Montagnone; 2. Il libro di Andrea Cappellano in Italia nei secoli XIII e XIV; 3. La questione della data del libro di Andrea Cappellano. (Extrait des Studi di filologia romanza V.) 17) Zeitschrift für romanische Philologie, XIV (1890); p. 172—174 18) Origines et Sources du Roman de la Rose, par Ernest Langlois. Paris 1890, in 8° (Bibl. des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, fasc. LVIII).

1) Gesch. der Zoologie. München 1872, S. 108 ff. 2) Gesch. des Physiologus. Straſsburg 1889. 3) Zs. f. deutsche Philol. XXII, 236 ff 4) Revue Crit. 1889, 464 ff. 5) Engl. Stud. XIV, 123 ff. 6) Beil. zur Allgem. Ztg., 1889, No. 339. 7) Deutsche Literatur-Zeitung XIII, 190 ff. 8) Engl. Stud. XIV, 127 ff. 9) Roman. Forschungen V, 1 ff. 10) Engl. Stud. XIV, 188 ff.

gebnissen man einverstanden sein kann. Aufserdem ist aber die Einzelforschung seit 1889 nicht stehen geblieben, sondern hat manches zu Tage gefördert, was allerdings die Geschichte des Physiologus nicht unberücksichtigt lassen darf. So macht Luther (Zum Physiologus) auf einen neuen Bestiarius der kgl. Bibliothek zu Berlin aufmerksam[11]), der der Gruppe Göttweih zuzurechnen ist; Alfons Mayer gibt den waldensischen Physiologus zum erstenmale heraus[12]), Dahlerup zeigt uns den isländischen Physiologus in völlig neuem Lichte[13]), Hommel überträgt den äthiopischen ins Deutsche.[14]) Der Bestiaire divin des Guillaume le Clerc, der bisher in ungenügenden und obendrein fast unzugänglichen Ausgaben vorlag, wurde von Reinsch neu ediert unter dem Titel Le Bestiaire.[15]) Das wunderliche Buch zerfällt zur einen Hälfte in literargeschichtliche Einleitung, zur anderen in Text mit Varianten, ist aber leider in beiden gleich verfehlt.[16]) Im selben Jahre 1889 veröffentlichte Monaci, dessen Romans dels auzels cassadors schon mit Freude begrüfst wurde, einen bisher unbekannten gereimten italienischen Bestiario moralizzato nach einer in Gubbio in Privatbesitz befindlichen Handschrift.[17]) L. Frati (di Bologna) verheifst eine Betrachtung dieses Findlings im Zusammenhange mit anderen italienischen Bearbeitungen. — Soeben gelangt Ahrens'[18]) syrisches »Buch der Naturgegenstände« zur Ausgabe. — Die von einer Seite in Aussicht gestellte kritische Bearbeitung der lateinischen Physiologen ist noch nicht erschienen. Eine solche Arbeit erscheint jetzt auch noch verfrüht.

Im engsten Zusammenhange mit dem Physiologus steht das Werk eines Engländers Nicole Bozon (14. Jahrh.), der in französischer Sprache für seine Landsleute Contes moralisés verfafste, die Jahrhunderte lang vergessen waren. Mifs Toulmin Smith und Paul Meyer haben sie nach zwei Handschriften in Grays Inn (London) und Cheltenham mustergültig herausgegeben.[19]) Bozons Erzählungen sind für die Kultur- und Sittengeschichte jener Zeit von grofser Wichtigkeit, und für den Romanisten und Anglicisten sind sie eine wahre Fundgrube etymologischer Forschung. So sind eine Reihe Wörter unzweifelhaft englischen Ursprungs bei Murray (New English Dictionary) gar nicht vorhanden.[20])

Über einige wichtige Erscheinungen auf dem Gebiete der Tierfabel und die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Physiologus und verwandten Gebieten wird im nächsten Bande gesprochen werden.

Max Fr. Mann.

Lyrik. ***Poésie lyrique française au moyen-âge.*** — Textes. Nous devons à la Société des Anciens textes français la publication des principaux textes lyriques en langue d'oïl édités dans le courant de l'année 1890. Le tome VI des œuvres d'E. Deschamps[1]), dont la pré

11) Centralbl. f. Bibl.-Wesen, 1890, S. 382. 12) Roman. Forsch. V, 392 ff. 13) Aarb. for nord. Oldk. og Hist., 1889, S. 199 ff. 14) Roman. Forsch. V, 12 ff. 15) Leipzig 1889. 16) Lit. Bl. f. germ. u. rom. Phil., 1890. S. 152 ff. (Mann). Zs. f. rom. Phil., 1891, S. 567 ff. (W. Foerster). 17) Atti della Reale Accad. dei Lincei V, 718 ff. 18) Kiel 1892. 19) Les Contes moralizés Paris 1889 (Société des Anciens Textes). 20) Vgl. Journal des Savants 1890, S. 118 ff., Athenaeum 1890, S. 1320 ff.

1) Œuvres complètes d'Eustache Deschamps publiées par le marquis de Queux de Saint-Hilaire. Paris, Didot, 1889. (Malgré cette indication du titre, le volume n'a paru que dans les premiers mois de 1890.)

paration avait été commencée par le marquis DE QUEUX DE SAINT-HILAIRE et qui a été achevé par M. G. RAYNAUD, comprend 153 ballades (6 données plusieurs fois par le manuscrit avaient déjà été imprimées dans les précédents volumes), 3 rondeaux, 1 virelai, 2 ditiés (en latin) et une sorte de dit allégorique (nos 1101—1265 de la publication). La plupart des pièces qu'il est possible de dater se rapportent aux dernières années du XIVe siècle ou aux premières du XVe (le no 1242 est adressé à Christine de Pisan, 1403); un très grand nombre contiennent des allusions qui, pour être éclaircies, demanderaient un minutieux commentaire historique; ce commentaire, après avoir commencé à paraître dans le tome I, a été interrompu, mais la publication en sera reprise dans un volume complémentaire; en attendant, on peut signaler comme particulièrement intéressants pour la biographie du poète les nos 1149, 1150, 1246, 1255. Nous nous bornerons à relever en outre les pièces importantes pour l'histoire exclusivement littéraire: 1184, 1220, pièces pour et contre les femmes et le mariage; la dernière est à rapprocher de la ballade de Villon »Des dames du temps jadis« (cf. aussi 1155 et Villon »Ballade des seigneurs du temps jadis«); 1232, chanson de mal mariée; au v. 28, allusion au v. 14418 du Roman de la Rose (éd. Méon); 1216, 1217 et peut-être 1231, sottes chansons; la seconde, qui est dialoguée, est une sorte de farce de très courtes dimensions; 1105, 1122, 1225—8, pièces pour la plupart fort grossières exprimant des regrets sur la jeunesse envolée; des trois dernières, il est probable que deux au moins ne sont pas l'œuvre de Deschamps; elles ont dû être composées à l'occasion d'un concours poétique ouvert sur ce sujet, comme quelques ballades publiées au tome I (145—7, et peut-être 123—4); 1185, pièce sur le même sujet, mise dans la bouche d'une femme; elle est à rapprocher de la fameuse ballade de Villon »Regret de la belle heaulmiere« et prouve que celui-ci ne faisait ici que traiter un lieu commun; 1169, 1172, sortes de débats amoureux; 1180, véritable »desplazer« adressé à un prince du Puy. Ce volume contient en appendice les variantes que fournissent pour toutes les pièces publiées antérieurement les manuscrits de Toulouse (822), de Paris (B. N. n. a. 6235, récemment acquis) et de Clermont-Ferrand (249; voy. plus bas). — M. G. RAYNAUD a publié pour la même Société des poésies du XVe siècle [2]) d'après le manuscrit 9223 de la Bibl. Nat. de Paris. C'est un recueil formé au début du troisième tiers du XVe siècle et comprenant 195 pièces (toutes, sauf 5 sont des rondeaux) écrites pour la plupart vers le milieu de ce siècle. L'intérêt de cette collection consiste en ce que toutes les pièces (sauf 3) portent un nom d'auteur, ce qui est, comme on le sait, fort rare dans les recueils de cette époque. Ces auteurs, au nombre de 40, tant hommes que femmes, appartiennent presque tous à la société qui se groupait autour de Charles d'Orléans; parmi eux, quelques-uns n'étaient pas connus jusqu'ici comme écrivains et quelques autres ne l'étaient pas du tout. Il faut avouer qu'il n'est pas un seul d'entre eux qui se révèle comme un grand poète, non pas même cet Antoine [de Lussay], dont M. R. a peut-être un peu surfait le mérite; la plupart sont des rimeurs ingénieux, faciles, disciples aimables de Ch. d'Orléans qui, par l'esprit et la sensibilité, reste

2) Rondeaux et autres poésies du XVe siècle publiés par G. Raynaud. Paris, Didot, 1889. (Même observation que plus haut.) Cf. Literaturbl. 1890, 409; Romania XX, 302.

décidément le premier des poètes hommes du monde de cette période. Presque toutes ces pièces, relatives à l'amour, sont d'une grande banalité; les plus curieuses sont celles qui sont sorties de ces concours poétiques comme Ch. d'Orléans aimait à en organiser autour de lui (voy. surtout nos 33, 35 ss., 146 ss.); il faut noter aussi la pièce 182 qui est comme un dernier écho de l'ancien jeu parti. Enfin le manuscrit permet de rectifier quelques fausses attributions et de restituer à leurs véritables auteurs quelques pièces imprimées jusqu'ici sous le nom (ou du moins dans les œuvres) de Villon ou de Charles d'Orléans (70, 73, 75; 31). C'est donc une contribution importante que ce volume apporte à notre connaissance de l'histoire littéraire du XVe siècle; le prix en est encore accru par la Préface de M. R., qui est doublement importante: dans la première partie, l'auteur a rassemblé un grand nombre de renseignements, presque tous nouveaux, sur les auteurs; la seconde est une véritable histoire du rondeau depuis le XIIIe siècle jusqu'au milieu du XVe (M. Schwan, Literbl., loc. cit., promet de la compléter prochainement). Enfin l'éditeur a signalé les principales particularités linguistiques du recueil et relevé dans un glossaire les mots intéressants. Pour un grand nombre de pièces, il donne les variantes fournies par d'autres manuscrits ou d'anciens imprimés; cette partie de son travail doit être complétée par le compte-rendu de la Romania, où M. Piaget communique les variantes fournies pour 28 pièces par la 1ère édition du Jardin de Plaisance que M. R. avait omis de consulter. — Ce sont des œuvres d'une époque un peu antérieure que M. Couderc a signalées[3]) dans un manuscrit du commencement du XVe siècle appartenant à la Bibl. de Clermont-Ferrand (no 249). Ce manuscrit renferme le Dit de la Harpe de G. de Machault, 18 ballades d'E. Dechamps (qui se retrouvent toutes ailleurs), l'Enseignement de Christine de Pisan à son fils, le Bréviaire des Nobles et le Lai de paix d'Alain Chartier, un long Congé d'amour anonyme, le Songe vert (id.), enfin un certain nombre de poésies religieuses et morales et des proverbes ou dictons.

Critiques. M. P. Meyer a publié[4]) sur les rapports de la poésie des trouvères avec celle des troubadours un important article moins intéressant peut être par sa conclusion, qui n'a rien de bien nouveau, que par le grand nombre de faits qui y sont méthodiquement classés. M. M. n'ose pas affirmer que la poésie lyrique des trouvères a été conçue dès l'origine à l'imitation de celle des troubadours: en effet il ne nous reste de l'époque à laquelle cette influence décisive se serait exercée (milieu du XIIe siècle) presque aucun texte lyrique en langue d'oïl, et d'autre part on ne peut être certain que les troubadours dont les œuvres nous sont parvenues soient précisément ceux qui auraient servi de modèles aux trouvères. Tout ce que l'on peut constater, c'est que, à partir de la fin du XIIe siècle, les deux poésies se trouvent en contact et exercent l'une sur l'autre une influence réciproque, celle du midi donnant beaucoup plus qu'elle ne reçoit. Nous résumons les cinq chapitres dans lesquels M. M. a réparti ses observations, en y ajoutant quelques menus faits. I. Témoignages: M. M. montre, que les principaux centres d'influence de

3) Bulletin de la Société des Anciens Textes français. Paris, Didot, 1889 (paru en 1890) XV, pp. 98 114. 4) Romania XIX, 1—42. cf. Tobler dans Zs. f. rom. Phil. XIV, 261.

la poésie courtoise méridionale ont été les cours de France et de Champagne, présidées, l'une par Eléonore d'Aquitaine (1137—52), l'autre par sa fille Marie (1164—98). On pourrait rappeler aussi le séjour d'Eléonore en Normandie (1152), où elle accueillit Bernart de Ventadour, et la présence de celui-ci à la cour de Henri II, où les poètes du nord étaient si bien accueillis; on pourrait aussi, croyons-nous, attribuer plus d'importance aux cours seigneuriales de l'ouest, particulièrement à celle de Bretagne: le comte Geoffroi, troisième fils de Henri II, fut en même temps le protecteur de Gace Brûlé et celui de plusieurs troubadours, notamment de B. de Born (D'un sirventés) et de Guiraut de Calanson (Bel senher). On sait qu'un autre comte de Bretagne, Pierre Mauclerc, qui fit des chansons françaises, échangea un jeu parti avec un certain Gaucelm (Grundr. 165, 1: Suchier, Denkm. I, 326), que Savari de Mauléon, ce protecteur déclaré des troubadours, est nommé dans une pièce française (Raynaud 646). Parmi les témoignages concernant l'influence de la poésie méridionale, M. M. cite les chansons provençales insérées dans des œuvres françaises ou copiées dans des manuscrits français, et la création des Puys Notre-Dame à l'imitation de ce qui se passait au Puy-en-Velay. Relativement à ce qui est dit des Français du nord ayant séjourné au midi, on pourrait rappeler le jeu parti (R. 1187) échangé entre un certain Andrieu et un roi d'Aragon, et une chanson anonyme (R. 743) adressée également à un roi d'Aragon. Il s'agit très-probablement de Pierre II dans les deux cas. II. Rapports d'idée: Ce chapitre, que M. M. a de parti pris restreint autant que possible (il laisse de côté la comparaison entre les lieux communs qui forment le fond entre les deux poésies) est essentiellement une étude sur un genre très particulier, celui des poésies à contraste, où l'auteur, »pour montrer le désordre de son esprit, énumère une série de circonstances où il éprouve des sensations contraires à celles d'un homme ayant son bon sens.« M. M. cite de ce genre, qui est connu en provençal, une série de spécimens français, et il imprime, d'après le manuscrit de Modène, l'un des plus caractéristiques (R. 919) malheureusement fort corrompu. Les auteurs de ces poésies auraient voulu, selon M. M., peindre le désordre où les jetait l'amour: rien de plus juste pour la période classique; mais il est possible aussi que ce genre soit apparenté à un autre plus ancien, où on accumule à plaisir des antithèses absurdes par un jeu d'esprit dont nous ne saisissons guère l'agrément (voy. par ex. Farai un vers de dreit nien, de Guillaume IX, Grundr. 183, 7). III. Rapports de forme: M. M., après avoir fait ressortir les différences, sinon capitales, du moins sensibles, qui séparent les deux poésies, énumère un assez grand nombre de pièces françaises calquées exactement, ou à peu de chose près, sur le rythme et parfois sur les rimes de pièces provençales; à la pièce citée p. 18 (Grundr. 194, 7) on pourrait en ajouter une de Raimon de Miraval (406, 46). M. M. montre de nouvelles traces d'influence provençale dans certains procédés de liaison des strophes par la rime, dans l'adoption par les poètes du nord des rimes dérivatives et de la dansa qui est appelée au nord vireli, virelai (quelques remarques intéressantes sur ce mot) ou chanson baladée. IV. Dénominations adoptées par les trouvères: M. M., ayant écarté, peut-être un peu légèrement, l'aube, la pastourelle (voy. G. Paris dans Journal des Savants, déc. 1891, janv. 1892) et le jeu parti, et renvoyé à son étude antérieure sur l'estampie, traite du sirventés et de la balade. Selon lui, le serventois (ou sirventois) français est d'origine méridionale; mais

le genre, ayant passé au nord de très bonne heure, y a eu une évolution originale. Quant à la balade, dont l'origine méridionale est attestée par son nom même, elle n'aurait passé que vers le milieu du XIII[e] siècle et aurait alors remplacé le genre original de la ballette. Comme le remarque M. M., le mot serventois n'eut qu'assez tard au nord le sens de poésie réligieuse (son sens primitif ne ressort clairement d'aucun des exemples cités); le mot est pris dans un sens très-analogue à celui de »sirventés« en provençal dans une pièce inédite de Jean Erart (R. 485) qui est une sorte de planh ou complainte laudative sur la mort d'un protecteur du poète (on sait que les sirventés pouvait être un panégyrique aussi bien qu'une satire; voy. la biog. de Guilhem de Berguedan); voy. aussi la pièce à demi politique d'Alart de Caus (R. 381) citée par M. Meyer, p. 15. V. La poésie lyrique française dans le midi de la France: dans ce chapitre, qui fait la contre-partie d'un paragraphe du ch. I, M. M. énumère les pièces françaises citées par des poètes méridionaux, insérées dans les chansonniers provençaux (ajouter une strophe de R. 1132: Je di que c'est grant folie insérée dans V [Arch. 35, 108]) ou imitées, quant au rythme, par des troubadours. Il traite ensuite de la retroencha, dont le nom indique l'origine française, et donne quelques indications sur la rotruange, dont il propose dubitativement une étymologie (de rote) qui en effet n'est pas fort assurée. Aux exemples anciens du mot, en ajouter deux (qui ne sont pas non plus dans Godefroy): Jordan Fantosme dans Hist. Litt. XXIII, 350; Renart éd. Martin, II, v. 927. Il n'est pas inutile d'ajouter que plusieurs pièces qualifiées rotruanges n'ont pas de refrain: voy. par ex. Hist. Litt. XXIII, 808 et Rom. XIX, 10. M. M. a donné comme appendice à ce mémoire (p. 43—62), une étude très-complète sur les divers remaniements français (qu'il édite à cette occasion) de la chanson de Pistoleta Ar agués eu mil marcs de fin argen. — Dans la même Revue[5]) a paru une intéressante étude de M. Piaget sur Oton de Granson et ses poésies. Oton de Granson est un grand seigneur de la fin du XIV[e] siècle (il mourut en 1397) qui joua un rôle important dans la politique et qui eut, comme poète, une grande renommée, surtout à l'étranger. On ne connaissait de lui jusqu'à présent que deux compositions, insérées dans les œuvres d'Alain Chartier, une Pastourelle« et une »Complainte de Saint Valentin«. M. P., après avoir résumé ce qu'on sait de sa personne dans un chapitre qui touche plus à l'histoire politique qu'à l'histoire littéraire, étudie en détail un recueil de poésies qu'il croit pouvoir lui attribuer avec certitude: sur les 35 pièces qui composent ce recueil, conservé dans le manuscrit 2201 de la Bibl. Nat. de Paris (le même qui contient le Livre de Cent Ballades), 3 seulement, il est vrai, sont attribuées à Granson, mais cinq, anonymes ici, lui sont attribuées ailleurs, et toutes ces pièces, qui expriment les mêmes idées ou font allusion aux mêmes circonstances, forment véritablement un tout. Oton y chante son amour pour une grande dame qui ne fut point probablement une Iris en l'air (car ses amours étaient restées célèbres), et qui était probablement de condition très-supérieure à la sienne. Ce recueil (composé de 22 ballades, 3 complaintes, 2 lais, 1 virelai, 1 rondel, etc.) n'a pas une grande valeur poétique (c'est du reste une œuvre de jeunesse), et il est probable que les autres poésies, aujourd'hui perdues, de Granson, et

5) Romania XIX, 237—59; 403—48.

sur lesquelles M. P. a recueilli un assez grand nombre de témoignages, justifieraient mieux que celles-ci sa réputation; il faut néanmoins savoir gré à M. P. d'avoir fait revivre ce poète, car »mieux que tout autre grand seigneur du XIVe siècle, il explique Charles d'Orléans«, qui l'a certainement connu et imité. La partie la plus intéressante de cette dissertation est celle où l'auteur réfute une opinion de M. Skeat, éditeur de Chaucer; d'après ce savant Granson aurait composé en Angleterre, en 1393, une Complainte de Vénus en l'honneur d'Isabelle d'York, à qui était déjà dédiée la Complainte de Mars de Chaucer, dans l'intention de donner une suite à ce dernier ouvrage; Chaucer aurait ensuite traduit en anglais l'œuvre de Granson. M. P. montre qu'il n'y a là que vaines hypothèses, que Chaucer s'est borné à traduire trois ballades de la jeunesse de Granson qui n'avaient rien de commun avec sa Complainte de Mars, et que le titre assez mal choisi de Complainte de Vénus n'est certainement pas de Granson, et n'est peut-être même pas de Chaucer.

Toulouse. A. Jeanroy.

Religiöse Literatur. ***Traductions de la Bible, Légende de la Vierge, Légendes hagiographiques, Contes dévots.*** Un fort petit nombre de textes bibliques du moyen-âge ont été publiés jusqu'à maintenant. M. Görlich[1]) a comblé une lacune en imprimant la traduction (du XIIIe siècle) des deux Livres des Macchabées. Ses efforts pour déterminer le dialecte de ce texte n'ont pas été heureux. Après une longue dissertation, il aboutit à conclure que le manuscrit unique (Mazarine 70) a été copié par un Anglo-Normand sur un original composé dans le Sud-Est de la France. Cette opinion a été victorieusement réfutée par M. W. Foerster dans une note additionnelle. Le professeur de Bonn a montré que la traduction des Macchabées n'a rien à faire avec l'Angleterre et qu'elle a été écrite par un Français du Sud-Est, qui aurait eu sous les yeux un original vaudois. M. Görlich a reproduit purement et simplement la ponctuation rudimentaire du manuscrit. Quand donc renoncera-t-on à ce déplorable système, dont les inconvénients sautent aux yeux, et dont on n'aperçoit pas les avantages? — M. Wieprecht[2]) a montré que le traducteur lorrain des homélies de Haimon de Halberstadt a fort bien compris sa tâche et a en somme rendu le texte latin avec une grande exactitude; il a noté soigneusement les modifications — adjonctions ou suppressions — que le traducteur s'est permises dans le but de mettre son œuvre à la portée des laïques. — M. Salverda de Grave a donné l'édition critique de l'un des contes de la Vie des anciens pères encore inédits, De la Nonain qui manga la fleur du chol,[3]) et a présenté à cette occasion quelques observations sur la classification des manuscrits établie par M. Schwan.[4]) — Les publications relatives aux légendes hagiographiques ont été nombreuses dans ces derniers temps. M. Salvioni[5]) a relevé dans le supplice de Ste. Agnès plusieurs traits qui se retrouvent, appliqués à Ste. Eulalie, dans la séquence française qui raconte le martyre de la vierge espagnole. Il en conclut

1) Halle, Niemeyer, 1889. 2) Zs. f. rom. Phil., XIV, 1—20. 3) Leide 1889, extrait d'un recueil de Mélanges offert à M. le prof. de Vries par ses anciens élèves. 4) Cf. Romania, XIII, 242—250. 5) Zs. f. rom. Phil., XIV, 371—375 et 586.

tout d'abord — sans appuyer son opinion d'arguments bien probants — qu'ils ont été indûment transportés de Ste. Agnès à Ste. Eulalie; puis retrouvant encore ces mêmes traits — l'attentat à la pudeur, le bûcher et la décapitation — dans une vie de Ste. Luce, il se demande s'ils ne sont pas devenus de style dans les passions des vierges martyres. — M. Kötting[6]) s'est occupé dans un article qu'il nous a été impossible de nous procurer, de diverses rédactions de la légende de St. Alexis. — Dans la Légende de St. Brandan[7]) M. de Goeje traite de la question controversée de la date et des sources de la Navigatio Brendani. Il montre, par des rapprochements ingénieux, que ce texte a été écrit au commencement du XIe siècle par un auteur qui a combiné une Vita Brendani plus ancienne avec des éléments orientaux empruntés aux Voyages de Sindbad (Xe siècle) et apportés en Irlande par un pélerin. — M. Knust[8]) a entrepris de faire l'histoire de la légende de Ste. Catherine d'Alexandrie depuis sa naissance jusqu'à nos jours. Chaque siècle, du Xe jusqu'au XIXe, fournit un grand nombre de documents qui eussent gagné à être groupés avec plus de méthode. On ne peut que rendre hommage à la vaste érudition de l'auteur et à sa richesse d'informations, mais il est permis de regretter qu'il n'ait pas su mettre mieux en œuvre ses matériaux et qu'il se soit parfois laissé entraîner à des digressions politico-religieuses absolument déplacées. L'histoire de la légende de Ste. Marie Egyptienne est présentée avec moins de détails. L'auteur énumère tout d'abord les récits en prose relatifs à son héroïne, puis les récits en vers. Quoique ses efforts pour démêler les rapports qui unissent entre eux ces divers textes n'aient pas toujours été heureux, il n'en a pas moins le mérite d'avoir rassemblé en un petit nombre de pages une foule de renseignements, dont quelques uns sont fournis par lui pour la première fois. Le volume se termine par la publication de divers textes, latins, français et espagnols, relatifs aux deux saintes. Les textes français sont loin d'être correctement édités.[9]) — M Spencer donne pour la seconde fois, dans les Modern language notes, mars 1890,[10]) l'édition de la Vie de Ste. Marguerite qu'il avait déjà imprimée en 1889 comme dissertation de Leipzig et à laquelle de graves reproches avaient été adressés.[11]) Dans le numéro d'avril de la même revue, il publie un autre texte de la Vie de Ste. Marguerite d'après un manuscrit d'York. — M. P. Meyer a fait paraître la Notice du manuscrit Egerton 2710 du Musée Britannique.[12]) Les textes signalés pour la première fois sont une Vie de St. Jean l'Evangéliste, une Passion de St. Pierre et une Vie de St. Barthélemi, tous trois en prose. Le manuscrit contient en outre: un poème anglo-normand sur l'Ancien Testament,[13]) la Passion et l'Assomption Notre-Dame d'Herman de Valenciennes, l'Evangile de

6) Studien über altfranzösische Bearbeitungen der Alexiuslegende mit Berücksichtigung deutscher und englischer Alexiuslieder. Programm des Realgymnasiums zu Trier, 1890. Vgl. Cloetta, Zs. f. franz. Spr. u. Lit. XII² 235 ff. 7) Leide, Brill, 1890. 8) Geschichte der Legenden der h. Katharina von Alexandrien und der h. Maria Aegyptiaca. Halle, Niemeyer, 1890. 9) La esmeroit = l'aesmeroit (p. 280); sa targent = s'atargent (p. 301); non nient mesfet = n'ont nient mesfet (p. 302); de plaie = deplaié (p. 328); ne s'avoient = ne savoient (p. 330), etc. 10) Baltimore. 11) Cf. Romania, XIX, 477. 12) Bulletin de la Société des anciens textes français, XVe année. Paris, Firmin-Didot, 1889. 13) Cf. Romania, XVI, 177—213.

Nicodème, le sermon Grant mal fist Adam, le Sermon de Guichart de Beaulieu,[14]) et la Vie de St. Laurent. — La première partie du t. XXXIII des Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque Nationale et autres bibliothèques[15]) contient une importante notice, due au même érudit, sur deux manuscrits qui ont appartenu au marquis de la Clayette et dont une copie, exécutée pour La Curne de Ste. Palaye, est conservée à la Bibliothèque Nationale. Les deux manuscrits ne présentent pas un intérêt égal. Le plus petit ne renferme que quatre poèmes, dont un seul, médiocre au reste, le Dit des sept vertus, est inédit. L'autre manuscrit est d'une tout autre valeur. Il contient trente-six textes, dont plusieurs étaient inconnus jusqu'à maintenant. Voici ceux d'entre eux qui rentrent dans le domaine de la littérature biblique ou de l'hagiographie et que M. P. Meyer fait connaître pour la première fois[16]): Une Vie de St. Germer, en vers, par Pierre; une Vie de St. Josse, en vers, par Pierre; une Vie de Ste. Marguerite, en vers, par Fouque; la Translation et les Miracles de St. Jacques, en prose, par Pierre; le Poème des Trois Maries, par Pierre; une Vie de Ste. Catherine d'Alexandrie, en vers; un abrégé d'histoire sainte, en prose, par Roger d'Argenteuil. M. P. Meyer donne quelques détails sur l'auteur de plusieurs de ces opuscules, Pierre, qui écrivit dans la première moitié du XIIIe siècle, soit pour Philippe de Dreux, évêque de Beauvais, soit pour Robert d'Artois, frère de St. Louis. — La seconde partie du même tome,[17]) due à M. Langlois, est consacrée aux manuscrits français et provençaux de Rome antérieurs au XVIe siècle. On y trouvera peu de renseignements relatifs à notre domaine. — M. du Moulin-Eckart[18]) s'est occupé des rapports qui existent entre les deux biographies latines de St. Léger, celle qui porte le nom d'Ursinus et celle de l'anonyme d'Autun. Ses conclusions ont été victorieusement réfutées par M. Krusch,[19]) de l'étude duquel il sera rendu compte dans l'article relatif à l'année 1891. — M. Wahlund a publié, en une élégante plaquette, une traduction suédoise du conte dévot Le rhevalier au barisel[20]) et a dressé une liste des manuscrits de la cédaction française. — M. d'Ancona[21]) s'est occupé des diverses formes de la légende de Mahomet qui ont eu cours au moyen-âge. Tantôt Mahomet reçoit les enseignements d'un moine, fréquemment identifié avec Sergius, patriarche de Constantinople, qui fut le principal représentant du monothélisme, tantôt il est lui-même dépeint comme un hérésiarque que son ambition déçue a seule détourné de l'orthodoxie; il porte alors soit le nom de Nicolas, considéré comme le premier des hérétiques, soit celui de Pelage. — M. Renan,[22]) tout en contestant quelques-unes des identifications proposées, a rendu hommage à l'habileté avec laquelle l'éminent professeur de Pise a su mettre en lumière le trait fondamental de la légende, l'assimilation de Mahomet à un hérésiarque. — M. Graf[23])

---

14) Et non Guichart de Beaujeu, comme le veut M. G. Paris. 15) Paris, imprimerie nationale 1890. 16) Voir le sommaire complet dans la Romania, XIX, 305—307. 17) Paris, imprimerie nationale, 1889. 18) Leudegar, Bischof von Autun, dissertation de Breslau, 1890. 19) Die älteste Vita Leudegarii, Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, 1891, p. 565—596. 20) Om riddaren med ambaret, Upsala 1890. 21) Giornale storico della letteratura italiana, XIII, 199—281 22) Journal des Savants, juillet 1889, p. 421—428. 23) Giorn. stor. della letteratura italiana, XIV, 204—212.

a fait connaître, d'après le manuscrit fr. L. II, 14, de la Bibliothèque Nationale de Turin, un curieux récit, en vers français, du séjour de Mahomet à Rome. Le fondateur de l'islamisme est amené à Rome par Néron — qui, depuis qu'il a été tué par Virgile, est devenu un diable — et convertit Vespasien et Titus à la religion nouvelle.

Lausanne. Jean Bonnard.

Französisches Drama im Mittelalter. — Eine ***Gesamtdarstellung des französischen Theaters im Mittelalter*** geben die zwei ersten Kapitel von L. Petit de Julleville's im Jahre 1889 erschienener Geschichte der dramatischen Literatur in Frankreich[1]), doch erklärt der Verf. selber, dafs er in Bezug auf das mittelalterliche Theater nur eine flüchtige Skizze geben wolle, und verweist auf seine früheren Arbeiten, die diesen Gegenstand ausführlich behandeln. Einen Auszug aus seinen älteren Werken bildet in der That dieser auf siebzig Seiten zusammengedrängte Abrifs der Geschichte des mittelalterlichen Dramas, und empfiehlt er sich durch die anziehende, von hübsch ausgewählten Zitaten belebte Darstellung zur ersten Einführung in den Gegenstand und zur Lektüre für ein gröfseres Publikum, so ist andererseits doch nicht zu leugnen, dafs die Mängel, welche die früheren Arbeiten neben ihren unstreitig grofsen Vorzügen zeigten, hier in der knappen Zusammenfassung noch empfindlicher werden. Der Verf. ist auch hier zu wenig bedacht, die Verschiedenheit der einzelnen Dramengattungen ihrer Entstehung nach hervorzuheben. So kommt es denn, dafs wir im I. Kapitel ohne jedes andere Anordnungsprinzip als das chronologische hintereinander besprochen sehen: das Adamsmysterium, Bodels Nikolausspiel, Rustebeufs Theophil, die beiden Dramen Adams de la Halle, die Mirakelspiele des 14. Jahrhunderts und die Mysterien bis zu ihrem Untergange, während das II. Kapitel die heitere Bühne, einschliefslich der Moralitäten, erst vom 15. Jahrhundert ab in getrennter Darstellung vorführt. In seinen ausführlichen Werken über das französische Drama des Mittelalters hatte Petit de Julleville wenigstens die Dramen Adams de la Halle vollständig von den Mysterien und den Mirakeln getrennt, aber auch dort den Unterschied zwischen diesen beiden letztgenannten Gattungen nicht hinlänglich betont. Dort, wie in dem uns vorliegenden Auszuge, ist nichts davon gesagt, dafs Jean Bodels Nikolausspiel ein dramatisches Mirakel und als solches schon der Entstehung nach vollständig verschieden ist vom Adamsmysterium und den Mysterien überhaupt. Vielmehr sind für den Verf. die Mirakel des 12.—14. Jahrhunderts auch Mysterien (vgl. z. B. des Verf. Mystères I, 95; 184 f.; II, 338 f. u. s. w.), und die Bezeichnung *miracle* wird erst gelegentlich des Theophil kurz erklärt, weil das Stück sich so betitelt, aber ohne dafs auf die prinzipiellen Unterschiede zwischen den beiden Gattungen des ernsten Dramas eingegangen wäre (s. Mystères I, 107; 115; 187; und S. 8 des uns vorliegenden Buches). Auch sollte man es vermeiden, den Ausdruck *comédies* (s. S. 5) für die Stücke Adams de la Halle zu verwenden. Gewifs sind die grofsen Verdienste, die sich P. de J. wie durch seine früheren Werke, so auch durch dieses Buch um die Geschichte des mittelalterlichen und des modernen französischen Theaters erworben hat, unbestreitbar; die Bedeutung des

1) Le Théâtre en France, histoire de la littérature dramatique depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris, Armand Colin et Cie., 1889.

vorliegenden Buches liegt aber aufserhalb des hier allein zu berücksichtigenden mittelalterlichen Dramas, was ja der Verf., wie gesagt, selber anerkennt. — Nur eine allgemeine Übersicht über die Entwickelung des französischen Dramas im Mittelalter gibt in ganz knappen Zügen ein von Edmund Stengel schon im Jahre 1888 gehaltener und veröffentlichter, dann in der Franco-Gallia wiederabgedruckter Vortrag.[2]) Im Gegensatze zu Louis Petit de Julleville, den Stengel und seine Schüler mit eigentümlicher Konsequenz in Le Petit de J. umtaufen, und der es »nach französischer Weise mehr auf eine generelle Charakterisierung und Beurteilung der betreffenden Literatur abgesehen« haben soll, erklärt der Verf. deren Entwickelungsgang in kurzen Zügen skizzieren zu wollen. Dafs ihm dies jedoch in allen Punkten gelungen sei, wird man nicht wohl zugeben können. So ist z. B. auch hier nichts von der grundsätzlichen Verschiedenheit der Mirakel und Mysterien gesagt, und werden beispielsweise das Leben des heiligen Fiacre der Geneviève-Hs., das Mysterium des heiligen Stephanus und die in besagter Hs. auf dieses folgenden Dramen kurzweg Mirakel (S. 211), die provenzalische Santa Agnes Mirakelspiel (S. 210) genannt. Der tiefgreifende Unterschied, der diese Stücke von den Heiligenmirakeln, wie z. B. Jean Bodels Nikolausspiel, und den Marienmirakeln, wie Rustebeufs Theophil, die 40 Mirakel der Cangé-Hs. (mit Ausnahme des fünften), das Marienmirakel von dem Ritter, der seine Frau dem Teufel verkaufte, dasjenige von dem Mädchen, das sich der Schande ergeben wollte, trennt, ist aber doch in die Augen springend. Hier handelt es sich um von den überirdischen Personen zunächst unabhängige Begebenheiten, die durch ein einziges von einem Heiligen oder der heiligen Jungfrau zur Zeit als sie nicht mehr auf Erden weilten vollbrachtes Wunder ihre Lösung finden; dort werden uns das Leben und der Tod der Heiligen selbst nebst den damit zusammenhängenden Wundern vorgeführt. Dramen letzterer Art würde man besser als Heiligenmysterien bezeichnen, und jedenfalls ist es störend, wenn man sie gleichfalls Mirakel nennt, ohne den charakteristischen Unterschied anzugeben. Umgekehrt erwähnt Stengel mit keinem Worte, dafs Jean Bodels Nikolausspiel ein Mirakel ist, und wie wenig es ihm um die Scheidung der beiden Gattungen zu thun war, zeigt auch der Umstand, dafs er S. 210 sagt, die Santa Agnes sei das erste in provenzalischer Sprache abgefafste »Mirakelspiel«, »da die vulgäre Bearbeitung des Stückes von den klugen und den thörichten Jungfrauen erst nachträglich aus dem Französischen ins Provenzalische umgeschrieben sein wird«. Dem Wortlaute nach würde dies also besagen, dafs der Sponsus auch ein Mirakelspiel sei, was gewifs des Verf. Meinung nicht ist, da er S. 206 dieses Stück »den ersten Vertreter der später so beliebten Gattung der Moralités« nennt. In Wirklichkeit aber gehört es zu den Weihnachtsmysterien. Bezüglich dessen, was Stengel an der vorhin zitierten Stelle von der Sprache des Bräutigamsmysteriums sagt, kann jetzt auf Romania XXII, 177 ff. verwiesen werden. — Seiner Anlage gemäfs behandelt das ***französische Theater blofs bis zur ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts*** Gaston Paris' nunmehr in zweiter

---

2) Entwickelungsgang des französischen Dramas bis zur Renaissance. Franco-Gallia VI, 205—213. Unbekannt blieb mir: *Moritz Husserl, Zur Entwickelungsgeschichte des franz. Dramas. Brünn, Programm der deutschen Staats-Realschule, 1889. 13 S. 8°.

Auflage erschienene Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter[3]), die übrigens in den betreffenden Kapiteln nur unbedeutende Änderungen gegenüber der ersten Auflage aufweist, aber durch eine chronologische Tabelle bereichert ist. In ihrer klassischen Kürze sind die einschlägigen Abschnitte dieses Buches weitaus das beste, was bisher über das mittelalterliche Theater in Frankreich geschrieben worden ist, und wer von der Entwickelung der älteren Periode desselben ein klares Bild gewinnen will, wird gut thun, sich zunächst an Gaston Paris' Darstellung zu halten. Blofs auf einem Versehen beruht es, wenn § 167 gesagt ist, dafs vier von den lateinischen Nikolausdramen von Hilarius verfafst sind; nur eines, welches das Wunder von dem die Schätze hütenden Nikolausbilde in lateinischen, mit französischen farcierten Versen darstellt, stammt von ihm. — Das ***französische Theater vornehmlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*** (1. die aus dem Mittelalter überlieferten Formen, 2. Einwirkungen der Renaissance; erste lateinische Tragödien in Frankreich) stellt in anziehender Weise dar Adolf Birch-Hirschfeld im zweiten Kapitel des I. Bandes seiner Geschichte der französischen Literatur seit Anfang des XVI. Jahrhunderts.[4]) Auch hier ist zu bemerken, dafs, was Mirakel genannt ist, besser als Heiligenmysterium bezeichnet würde. — Nur das französische Theater in der Schweiz behandelt naturgemäfs Virgile Rossel's Histoire littéraire de la Suisse romande des origines à nos jours, deren 1. Band[5]) in zwei diesbezüglichen Abschnitten, trotzdem die Darstellungs- und Auffassungsweise und die Genauigkeit der Angaben mancherlei zu wünschen lassen, einiges neue oder wenig bekannte zur ***Geschichte des mittelalterlichen französischen Theaters in der Schweiz*** beibringt. — In einem »Fragments inédits de Mystères de la Passion« betitelten und demnächst fortzusetzenden Aufsatz zählt Emile Picot[6]) zunächst sämtliche (es sind ihrer 10) uns vollständig überlieferte Passionsmysterien mit Angabe der Hss. auf, dann 5 nur fragmentarisch auf uns gekommene. Unter diesen ist an erster Stelle das Fragment eines Passionsmysteriums aufgeführt, welches in der Hs. 1445 der Nouvelles Acquisitions françaises, Paris B. N., enthalten ist. Die Hs. scheint aus Amboise zu stammen; deren erste 17 Blätter sind im 15. Jahrhundert geschrieben und enthalten 8 Bruchstücke eines Passionsmysteriums, die zusammen 988 Verse umfassen. Ihre Lektüre ist recht interessant, und Picot, der sie vollständig mitteilt, hat dieselbe durch reichliche und glückliche Besserungen an dem stark verderbten Texte bedeutend angenehmer gemacht, auch ein kurzes Glossar beigefügt. Weitere Fragmente sollen folgen. — In einem Les Commencemens du théâtre comique en France[7]) betitelten Aufsatze gibt Joseph Bédier fast nur eine Analyse der beiden Stücke Adams de la Halle. Der Artikel bietet nichts neues und manche Auffassung des Autors mufs heutzutage entschieden befremdend wirken. — Von hervorragender Bedeutung sind dagegen Marius Sepet's Obser-

3) Manuel d'ancien français: La littérature française au moyen âge (XIe — XIVe siècle), 2e édit. revue, corr. augm. etc. Paris, Hachette, 1890. 4) Erster Band: Das Zeitalter der Renaissance. Stuttgart, Cotta, 1889. 5) Genève-Bâle-Lyon, H. Georg, und Paris, Fischbacher, 1889. 2e période, livre II, chap. 1, S. 68—71; 3e pér., livre III, chap. 2, S. 329—355. Unbekannt blieb mir: *Phil. Godet, Hist. litt. de la Suisse franç. Paris, Fischbacher, 1890. 1 Bd. 8°. 6) Romania XIX (1890), S. 260—282. 7) Revue des deux mondes, 60e année, 3e période, t. 99, Paris (15. Juni) 1890, S. 869—897.

vations sur le »Jeu de la feuillée« d'Adam de la Halle[8]), in denen nicht ohne Glück versucht wird, einen Zusammenhang zwischen diesem Drama und der späteren Sottie nachzuweisen, die sich successive und allmählich aus dem verweltlichten Narrenfeste entwickelte, so dafs das Jeu de la feuillée eine der Vorstufen wäre, welche die Sottie durchlief, bevor sie zu der im 15. und 16. Jahrhundert konventionellen Form gelangte. — In Bezug auf einzelne Dramen sei hier der im Jahre 1888 von Groeneveld nach der Hs. besorgte Druck des dem 14. Jahrhundert angehörenden ***Griseldisdramas*** (mit einer, auch die literarhistorische Seite berücksichtigenden Einleitung, Glossar und Angabe der Varianten des im 16. Jahrhundert erschienenen Druckes) erwähnt[9]), dann des Grafen de Puymaigre Geschichte der ***Jeanne d'Arc-Dramen***, welche mit dem Mystère du siège d'Orléans (1439) beginnt.[10])

Jena. W. Cloetta.

---

8) In: Etudes rom. dédiées à Gaston Paris le 29 déc. 1890 par ses élèves français etc., Paris 1891, S. 69—81; vgl. ib. S. 54 f. über die *mesnie Hielekin*. 9) Hinderk Groeneveld, Die älteste Bearbeitung der Griseldissage in Frankreich, Marburg 1888, in Stengels Ausg. und Abh. 79; vgl. dazu: Risops eingehende Rezension in Herrigs Archiv 83, 466 ff., und Fr. v. Westenholz, Die Griseldissage in der Literaturgeschichte, Heidelberg 1888, S. 83. 10) *Comte de Puymaigre, Jeanne d'Arc au théâtre 1439—1890, Paris 1890; vgl. auch: *R. Mahrenholtz, Jeanne d'Arc in Geschichte, Legende, Dichtung auf Grund neuerer Forschung, Leipzig 1890. — Erwähnt seien noch folgende, mir nicht zu Gesicht gekommene Zeitschriftenartikel: *Jarrin, Le miracle de saint Nicolas (Annales de la Société d'émulation de l'Ain 1889). *Gasté, Les drames liturgiques de la cathédrale de Rouen (Annales de la faculté de lettres de Caen IV, 1 u. 2). *Allard, Les représentations des mystères (Pièces analytiques des travaux de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Rouen 1889, 27 ff.). *Ed. Cabié, Des représentations de Mystères à Toulouse au XVe siècle (Mémoires de l'Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres de Toulouse, 9e série, t. I). *A. Thomas, Notice sur un recueil de mystères provençaux du XVe siècle (Annales du Midi, Juli 1890); vgl. hierüber Prov. Lit.

Italienische Literatur.*)

Antica poesia religiosa italiana. — L'antica poesia religiosa italiana, il cui tema preferito è principalmente il problema della vita futura in quanto questa possa essere o dannazione eterna o eterna salvezza: di grandissimo interesse per gl'Italiani d'allora, profondamente credenti; oltre ad offrire un campo molto fertile alle ricerche della filologia romanza, costituise uno dei lati più importanti della storia letteraria nel periodo delle origini. Codesta poesia religiosa assunse, infatti, tutte le possibili forme artistiche: epica e didascalica nell'alta Italia, co' poemetti, con le leggende, co' sermoni di Bonvesin da Riva e di Giacomino da Verona, di Uguccione da Lodi e di Pietro da Barsegapé, di Girardo Patecchio e altri anonimi; lirica e drammatica nell' Italia di mezzo, col *Canticum fratris solis* di Francesco d'Assisi, con le *Laude* religiose e satiriche di Jacopone, delle confraternite laiche dei Laudesi, de' Disciplinati e de' Bianchi; in mano delle quali la lauda lirica, certamente per influenza dell' officio e del dramma liturgico dei chierici, si trasformò in dialogizzata, e di piccol dramma divenne prima *Devozione*, quindi si trasformò in *Rappresentazione sacra*. Fin dalla metà del nostro secolo la poesia religiosa italiana attirò l'attenzione d'insigni cultori e dei dialetti antichi e della storia letteraria d'Italia: alle ricerche, alle pubblicazioni del Bekker, dell' Ozanam, del Böhmer, del Mussafia, del D'Ancona, del Monaci, del Tobler seguirono altre di non piccola importanza linguistica e storica. Tuttora l'interesse non è affatto diminuito, benché gran parte del materiale manoscritto sia stato o già messo in luce o fatto noto agli studiosi per comunicazioni. Delle pubblicazioni riguardanti quest' antica poesia religiosa, comparse nel 1890, siano esse ricerche critiche e bibliografiche, siano testi inediti o mal noti, diamo qui una rassegna il più possibile esatta, completata, all' occassione, da qualche osservazione nostra.

Ricerca critica e bibliografica. — Il compianto Hermann Knust, nello studiare la formazione e lo sviluppo delle leggende di santa Caterina d'Alessandria e di Santa Maria egiziaca, nella sua Geschichte der Legenden der h. Katharina von Alexandrien und der

*) Die fehlenden Berichte waren von den Herren Referenten nicht zu erlangen. D. Red.

h. Maria Aegyptiaca[1]), rispetto alle antiche redazioni poetiche italiane di quelle leggende, per la prima santa conosce soltanto la veronese in alessandrini rimati a coppia del cod. marciano XIII, della seconda metà del sec. XIV, pubblicata dal Mussafia[2]); ma ignora affatto e quella ligure in ottonarî rimati a due (vv. 675), della fine del dugento o del principio del sec. XIV, edita fra le *Rime genovesi* dal Lagomaggiore[3]); e, più stranamente, l'altra scritta in dialetto abruzzese, nel 1330, dal noto cronista aquilano Buccio di Ranallo, e data in luce, di su il cod. XIII. D. 59 della Nazionale di Napoli, contemporaneamente dal Mussafia e dallo scrittore di questa rassegna.[4]) Dalla prefazione di quest' ultimo alla sua edizione lo K. avrebbe anche potuto rilevare l'esistenza di un' altra leggenda inedita in versi di undici sillabe, conservataci in parte dal cod. I, II, 1 della Comunale di Siena (pp. XXXVI–VII, n.). E così pure egli non conosce affatto il poemetto veneto incompiuto sulla leggenda di santa Maria egiziaca, libero rifacimento di un originale francese (*Romania* XII, 408), conservatoci dal cod. magliab. II, III, 131, trascritto nel 1384 dal notaio veneto Arpino Broda e pubblicato dal Casini[5]). — Emilio Gebhart, tratteggiando il periodo eroico della storia della religione italiana nel primo volume della sua *Italie mystique: histoire de la renaissance religieuse au moyen âge*[6]), discorre, con non molta preparazione critica ma con fantasia parecchia, di Francesco d'Assisi, di Jacopone, quali giullari di Dio, e delle lor poesie. A san Francesco dà ancora la mistica laude sull' amor divino *In foco l'Amor mi misse* (p. 103), dopo che, più d'un secolo fa, il francescano Ireneo Affò vittoriosamente gliela tolse.[7]) Al santo — è noto — la critica più prudente non attribuisce più, ora, che la sola dettatura in volgare di quella parafrasi del salmo CXLVIII, che è il *Canticum fratris solis,* ad uno de' suoi frati cantori che la mise in una forma metrica popolareggiante. Il G. cita anche lui qualche strofa di quel cantico ma nella vecchia forma capricciosa ed ammodernata, non secondo la sapiente ricostruzione del Böhmer o la rècente edizion critica del Monaci. La figura politica di Jacopone, dopo quello che il G. dice de' Fraticelli e de' Celestini in lotta con Bonifazio VIII (ricavato in gran parte dal noto libro del Tocco)[8]) riesce tratteggiata più viva, più distintamente che non s'era fatto sinora. Pur tuttavia non sembra molto esatto il dire che Jacopone, »quand Célestin fut porté au Saint-Siège, crut tenir enfin un pape selon son coeur« (p. 261). No: sembra piuttosto che Jacopone facesse del mistico eremita del Murrone, prima del vil rifiuto, quello istesso giudizio che Dante ne fe' dopo. Come spiegare la lauda (chiamiamola così) satirica: *Que farrai, Pier da Morrone? Éi venuto al parangone?*: »piena di brusche domande, di arditi consigli, di fosche e non infondate paure«.[9]) E, così pure, quest' altre

1) Halle a. S., Niemeyer, 1890; -8°, pp. IV—346. 2) Zur Katharinenlegende I, Wien, 1874 (estr. dai Sitzungsberichte dell' Accad. di Vienna, 1873). 3) Arch. glott. it. II, 171—181 (1875). 4) Zur Katharinenlegende II, Wien, 1885 (estr. dai cit. Sitzungsberichte); IV Poemetti sacri dei secoli XIV e XV pubblicati per la prima volta ed illustrati dal dr. Erasmo Pèrcopo, Bologna, 1885 (Scelta di curios. letter., disp. CCXI). Per le due edizz. cfr. un articolo del Mussafia, nel Litter. Blatt f. germ. u. rom. Phil. VII, 30. 5) Un testo franco veneto della leggenda di S. Maria Egiziana (Giorn. di filol. rom. III, 89 sgg.). 6) Paris, Hachette, 1890; -8°, pp. VII—327. 7) De' cantici volgari di San Francesco, Guastalla, 1777. 8) L'Eresia nel medio evo, Firenze, 1884. 9) Aless. d'Ancona, Jacopone da Todi (Studj sulla letter. ital. de' primi sec., Ancona 1884, p. 68).

parole del G. sul vecchio Jacopone imprigionato e scomunicato da Bonifazio: »Mais peu à peu l'ennui des ténèbres le gagne . . .: il voudrait revoir le soleil« (pp. 265—66); pare che rimpiccioliscano l'altera figura del fraticello; il quale se, come Dante (questo fu anche notato)[10], attaccava fieramente il simoniaco Gaetani, rispettava l'autorità spirituale di Bonifacio VIII. Ne' versi cui alludono le parole del G., Jacopone non chiede già la liberazion del corpo, ma quella dell' anima. Egli era scomunicato: implorava dunque che, durante il giubileo, quando tanti gravi peccati son rimessi!, gli fosse accordato di ritornar nell' »ovile« di San Francesco. Poco dopo il G. discorre anche della lauda drammatica di Jacopone e dei Laudesi umbri, riferendosi all' opera del D'Ancona: *Le origini del teatro in Italia* ed agli *Appunti per la Storia del teatro italiano* del Monaci. — Ricercando i precedenti del moderno teatro piemontese in vernacolo, Delfino Orsi crede di aver trovati i più antichi documenti drammatici subalpini in alcune laude a dialogo contenute nei laudarî di Saluzzo e Carmagnola, ora in due codd. della Nazionale di Torino.[11]) Se non che la lauda su cui l'O. principalmente si fonda e di cui cita non pochi brani (pp. 13—19) è la celebre lauda drammatica di Jacopone: *Donna del paradiso,* con quella lunga giunta che ha pure in altri mss. Di modo che per ora non si può conchiuder altro se non che i Disciplinati piemontesi conobbero pur essi, come i loro confratelli di quasi tutte le province d'Italia, ma non crearono questi embrionali drammi contenuti nelle laudi di Jacopone e nelle umbre, che giunsero ad essi per mezzo dei repertorî di laudi, il nòcciolo de' quali era formato per lo più di componimenti originarî umbri o di imitazioni di questi. — Imitazioni della sacra rappresentazion fiorentina dovettero essere due »misteri« rappresentati a Torino nel secolo XV: una »Vita et passio sancti Stephani in proximo festo futuro sancti Johanni« nel 1463, ed una »Passio Sancti Victoris«, che si recitò »die festi assumpte domine nostre in medio mense augusti« nel 1468; dei quali ha trovato un breve ricordo nei libri degli Ordinati della città di Torino, Ferdinando Gabotto.[12]) Nei quali, invece, non è alcuna menzione del Ludo di San Giorgio rappresentato nel 1427 e ricordato dal D'Ancona come l'unica rappresentazione sacra, se tale fu, che si desse in quella città nel quattrocento[13]); quantunque il Cibrario in un brano della sua *Storia di Torino* (I, 343), rimasto ignoto al D'Ancona, asserisse fantasticamente che a Torino nel secolo XV fossero »molto in uso i misterii«, e, leggendo frettolosamente que documenti rinvenuti ora dal G. e riunendo le due rappresentazioni e le loro epoche in una sola, ricordasse un martirio di San Vittore datosi nel giorno di San Giovanni — quando, nel 1463, s'era invece rappresentato la Vita et passio sancti Stephani — del 1468. — Una diligentissima descrizione bibliografica con resoconto critico del contenuto, con la citazione del primo verso di tutti i testi di antica poesia religiosa italiana, pubblicatisi negli anni 1884—1888, in edizioni a parte, in collezioni, in riviste, in opuscoli nuziali ecc., si trova nel Supplemento alle Opere volgari a stampa dei

---

10) D'Ancona, Op. cit., pp. 81—82. 11) Il teatro in dialetto piem.: Studio crit: introduz.: Dai primi documenti all' anno 1859, Milano, Civelli, 1890; 8°, pp. 76. 12) Due sacre rappresentazioni in Torino nel secolo XV (Arch. per lo studio delle trad. popol. IX, 65 sgg., 1890). 13) Origini del teatro in Italia, Firenze, 1877, I, 246.

secoli XIII e XIV indicate e descritte da Francesco Zambrini, fatica di SALOMONE MORPURGO.[14])

Epica: Poemetti e Leggende. — Domenico Maria Manni pubblicò nel secol scorso in appendice alla sua edizione delle ***Vite di alcuni santi scritte nel buon secolo della lingua*** un poemetto di novenari rimati a coppia in un dialetto toscaneggiante sulla leggenda di santa Margherita d'Antiochia: una delle più popolari sante del medioevo, sulla cui leggenda si conoscono non pochi poemetti nelle letterature romanze. Di questo testo, trascritto dal cod. Bargiacchi, »di grandissima antichità«, e perduto ora di vista, e della lezione offerta da sette altri mss. del secolo XIV e XV (oxford. 54; marciani XIII e cl. ital. IX, 453. riccard. 1472; vienn. imper. 2661, ambros. 95, marc. cl. ital. IX, 142: i primi quattro più antichi) si è servito BERTHOLD WIESE per ricostruire un edizione critica di questo poemetto, di cui è autore »un munego d'una baìa . . . de la cità . . . de Plaxença.«[15]) Il W. che ha studiato ed esaminato minutamente la lingua del poemetto, crede che questo sia scritto in antico dialetto lombardo: ma un forte conoscitore de' dialetti dell' alta Italia, e del milanese in ispecie, osserva, invece che la lingua del poemetto »arieggia il veneto e più specialmente il veronese«.[16]) Quando la stampa della sua ediz. era quasi compiuta, il W. ebbe notizia di altri tre codd. contenenti l'istessa redazione della leggenda. Di due di essi (il trivulz. 93, e il cod. 7, 1, 42 della Colombina di Siviglia avevan già dato notizia agli studiosi il Porro[17]) ed il Biadene[18]); del terzo, invece, si veniva a conoscere l'esistenza, quasi contemporaneamente alla pubblicazione del W., dal libro di F. Spencer, ***La vie de sainte Marguerite, an Anglo-Norman version of the XIIIth Century*** etc. (1889). — Il pietoso lamento (o Pianto) della beata vergine Maria, poemetto popolare in XI capitoli, terminanti in un distico di endecasillabi a rima baciata, in luogo dell' unico endecasillabo, scritto certamente nella seconda metà del sec. XIV, ed in cui la vergine racconta la »cattura di Cristo, ne descrive gl' insulti avanti a' tribunali di Pilato e d' Erode, narra la storia della flagellazione e coronazione di spine, descrive la sentenza, la salita al Calvario, l'incontro con le Donne di Gerusalemme e la crocifissione«; è contenuto in codd. del XIV e XV e in istampe del XV e XVI; e fu pubblicato, come quasi inedito, da Telesforo Bini nel 1852.[19]) Il Bini, che ebbe notizia solamente dell' ediz. veneta del 1505, per comunicazione del Pezzana, escluse la possibilità che il Lamento potess' essere di Lionardo Giustiniani, cui era attribuito in quella stampa, nè del Petrarca, cui s'era anche dato, e pose in dubbio se dovesse dirsi di maestro Antonio del Beccaio da Ferrara, al quale il cod. vatic. 3213 dà l' XI capitolo con l'intestazione: »Laude di nostra Donna.« Un frammento del X e tutto l' XI capitolo di questo poemetto (vv. 83, 119) ha trovato e pubblicato ora BERNARDO MORSOLIN, di su un quinterno staccato da un volume d'inventario di

---

14) Propugnatore, N. S., vol. III, P. II (1890), pp. 5 sgg. 15) Eine altlombardische Margarethenlegende. Kritischer Text nach acht Handschriften mit einleitenden Untersuchungen herausgegeben von B. Wiese, Halle a. S., Niemeyer, 1890; 8°, pp. CXX—108. Cfr. una più larga rassegna nel Giorn. stor. d. lett. ital. XX., 278—281. 16) C. Salvioni, Arch. glott. ital. XII, p. 378. 17) Catal. dei codd. mss. della Trivulziana, Torino 1884, p. 258. 18) Studj di fil. rom. I 271. 19) Rime e prose del buon secolo della lingua tratte da manoscritti e in parte inedite, Lucca 1852.

beni dell' Ospedale de' Battuti di Vicenza, che, scritto nel 1384, si conserva ora nell' Archivio della casa degli Esposti di quella città.[20]). L' ultimo capitolo, in luogo di XI, è detto ivi XIII »et ultimus«: il poemetto, dunque, secondo quel cod. era più lungo di due capitoli. E poiché in fin di esso si legge anche: »Et factum fuit presens opus per me blaxium filium Jacob Saracini«, il M. propone di dare (non facendo alcun conto della non disprezzabile attribuzione che molti codd. fanno di tutto o di parte del Lamento a frate Enselmino eremitano di Treviso o di Montebelluna) a codesto Biagio Saraceni, figlio di Giacomo, vissuto sulla fine del sec. XIV, e »poeta sinora ignorato«. Se non che di Biagi Saraceni, figli di Giacomo, ve se non due nei documenti vicentini: il primo, zio del secondo, morì nel 1348, mentre il nipote era creato notaio nel 1406. Il M., riferendo il COMPILATUM ed il FACTUM della nota finale del volume, al poemetto piuttosto che al libro, cui veramente si riferiscono, attribuisce il Lamento al più vecchio de' due Biagi Saraceni; mentre, dalla nota qui sotto citata, par che risulti evidente che l'un dei due Biagi (il notaio del 1406 più probabilmente) fosse non già l' autore del Pianto ma l' elegante copista di tutto il volume: »Hoc opus presentis libri, in quo scriptum est inventarium . . . et lamentum Virginis Marie . . . ut supra, continetur, compilatum et factum fuit in millesimo III^{c} LXXXIIII etc.« (p. 965). — Un altro Lamento o Pianto della Vergine, in 45 strofe decastiche di endecasillabi incatenati dall' ultima parola di una strofe con la prima della seguente, è in due codd.: in uno segnato col n. 91 nella Comunale di Cortona e in un secondo, di origine anche cortonese, ma ora della biblioteca della Fraternita dei laici in Arezzo, posteriore e molto simile, pel contenuto, al precedente. Da quest' ultimo, scritto, nel 1367, da un »Joannes Nuti Giuseppi«, lo ha tratto ENRICO BETTAZZI e lo ha pubblicato col titolo: Il Lamento della Madonna.[21]) — Una redazione poetica dialettale della leggenda del vivo e del morto, che fu tanto popolare ed assunse le forme della narrazione e del dialogo nelle letterature romanze medievali, ha pubblicata dal ms. cart. CVIII. E. 15 della Municipale di Reggio-Emilia, ove fu ricopiata molto scorrettamente nella metà del sec. XIV, NABORRE CAMPANINI.[22]) Il poemetto che è chiamato *atrovare* (vs. 2) e *cantare* (p. 70), diviso in tre capitoli, è opera certamente di un monaco o di persona ecclesiastica. Il C., che non ha creduto necessario di studiarne la lingua, non dice in che dialetto sia scritto: il copista del ms. era certamente reggiano. Due compagni, nativi di Roma, e »de gran paraço«, s'amavan di grande amore; ma, morto l' un d' essi, l' altro ebbe desiderio di rivedere l'amico nella sepoltura, e di domandargli se fosse in purgatorio o »inte l'inferno.« L' anima del morto, alle preghiere dell' amico, appare infatti »a mantinente, a dricta«, dice ch' è nell' inferno per la cattiva vita menata in terra, e risponde pure all' altre domande del vivo: se la morte sia così »spaurosa«, e sull' inferno e sul purgatorio. Il vivo, dovendo »andare a la sua masone« dopo un certo spazio di tempo, è costretto, per ben due volte, a dare appunta-

---

20) Frammento del »*Lamentum Virginis*« poema del sec. dec. quarto (Atti del R. Istituto Veneto, S. VII, t. I, pp. 933—75, 1889—90). 21) Notizia di un laudario del sec. XIII, Arezzo, Bellotti, 1890; 8°, pp. 64; il Lamento a pp. 39—55. 22) Un atrovare del sec. XIII, Reggio nell' Emilia, 1890; 8°, pp. 70.

mento al morto pel giorno seguente: sicchè il dialogo si finge avvenuto in tre giornate, ed il racconto riman diviso in tre canti. Nel primo si tratta specialmente del purgatorio; nel secondo dell' inferno e delle donne cattive, »che male sono nate in questo mondo«; nel terzo — che è il più importante — della forma e delle pene dell' inferno. Questo, dunque, diviso in otto parti (Ago, Trataro, Averno, Açiro, Gena. Grabasso, Baratro, Abisso), riceve per dieci porte, »fate per arte e per incantamento«, e punisce con dieci pene, i peccatori giudicati da Lucifero. Nella prima porta, »de pianto«, in »uno fogo tamanto«, entrano i superbi; nella seconda, »de dolore«, tutta »fredore«, gl' invidiosi; nella terza, »de paura«, piena »de tremore sença messurança«, non si sa quali peccatori entrino per una lacuna del ms. che si estende sino alla sesta porta; nella quale (»infigura li vermi«) gl' iracondi; nella settima, »de chadene«, i golosi; nell' ottava, »solforegna«, i maldicenti; nella nona »de serpenti«, i tiranni, »li medexi e li çudexi«, gli usurai, i traditori, »li falsi prete«; nella decima »de sede« (= SITIS), gli avari. Quest' ultimo canto ha richiamato, naturalmente, l'attenzione del C.. che nella introduzione, detto delle visioni d'oltretomba più celebri nel medioevo, delle irlandesi di San Brandano, di San Patrizio, di Tundalo; di quella di San Paolo, e della italiana di frate Alberigo (ed in ciò egli non fa che compendiare con garbo i due noti studi del D'Ancona e del Villari)[23]), viene nell' ultima pagina a parlare del poemetto pubblicato da lui. Poiché non vi trova una sicura influenza della *Comedia*, e poiché le pene non sono »solo descritte ma distinte e partite con un criterio derivante dalla natura del peccato«, »la struttura dell' inferno non *è* incerta e confusa come nelle altre visioni«, »la città infernale« ecc.; egli mostra di credere e che il poemetto sia predantesco e che, forse forse, Dante potette averne conoscenza. Il che può ben essere, ma non per le ragioni addotte dal C. Tutte quelle differenze ch'ei trova fra la redazione della leggenda pubblicata da lui e le irlandesi ecc., non son affatto delle novità. Nè il non trovarsi nel poemetto un sicuro influsso dantesco può farci affermare una indubitata precedenza; ché la *Comedia* al suo apparire non fu, nè poteva essere, così popolare come qualche mezzo secolo dopo; nè la sua influenza così grande da distruggere, in breve e del tutto, le immaginazioni popolari, ben più antiche e profonde, sulla vita dell' oltretomba. Come che sia il poemetto ha una certa importanza a sé e meritava certamente un illustratore e un editore più erudito, più paziente del C., e nella parte letteraria e nella linguistica. Dopo una breve ricerca, il C. avrebbe facilmente trovato che il poemetto pubblicato da lui non è forse del tutto e in tutto inedito. Ché di uno molto simile dètte una descrizione il Libri nel suo *Catalogo* (1847, p. 190): »Queste sono le dimande di un vivo et di un morto el quale era in sepoltura, con le risposte del morto.« Anzi il D' Ancona, che dà questa notizia, aggiunge: »Molte volte stampato e frequente ne' codici è un anonimo Contrasto [l. *Leggenda*] del Vivo e del Morto, nel quale in tre cantàri o giornate si descrivono da un morto a un vivo le pene dell' Inferno e del Purgatorio. La edizione che ne ho sotto gli occhi è moderna: Bologna, alla Colomba, 1809.«[24]) L' istesso critico ricorda un' altra redazione stampata dal Miola, che la tolse dal ms. XII. F. 25 della Nazionale di Napoli.

---

23) I precursori di Dante, Firenze 1874; Antiche leggende e tradizioni che illustrano la Div. Comm., Pisa, 1865. 24) Origini, ediz. cit., II, p. 28, n. 2.

già della bibl. San Giovanni a Carbonara, e proveniente, pare, dal Veneto.[25]) La redazione del cod. nap. è somigliantissima a quella del cod. reggiano; e tenuta in confronto può correggere i non pochi errori dell' altro; se non che essa s'estende oltre il primo canto, ed è anche in diversa forma metrica: ché la redazione reggiana adopera il distico di endecasillabi a rima baciata, pel primo canto, e l'ottava per gli altri due; mentre la napoletana, nell' unico primo canto, è in ottave. Il che vuol dire che la redaz. reggiana dei canti II e III potrebb' esser completata con la redaz. napolet., ché allora tutt' e tre i canti sarebbero in ottave. Il canto I della redaz. reggiana dev' essere rifacimento o derivare da altra redazione tutta in coppie rimate d' endecasillabi. Quanto al testo, scorrettissimo, il C. non ha creduto di sanarne le continue piaghe e l' ha dato tale e quale si trova nel ms. Ecco un saggio di correzioni, nel solo primo canto: DOLORE (invece di *honore*, p. 27, v. ult.), HAVERE (i. di *divicia*, p. 29, v. 18), PIGLIASTE (i. di *prendiste*, p. 32, v. 15), SIGNORE (i. di *Deo*, p. 33, v. 6), IN ETERNO È LO MALE (i. di *lo m. è in e.*, p. 33, v. 15), PER TI OGNORA (i. di *o. per ti*, p. 34, v. 1), RESTANO (i. di *sestano*, p. 36, v. 7); VERME ET ROSPE (i. di *r. et v.*, p. 37, v. 19); PECCÀ e N' ESERAE, DIRE A UNO BON PRETE (i. di *peccati* e *ne sera, a uno b. p. dire*, p. 39, vv. 1, 10, 20), BENEDICTE (i. di *benedecte*, p. 40, v. 13), ARDEREVE (i. di *ardere*, p. 41, v. 4), oltre COMPAGNONE, con cui dovrebbe correggersi il *compagno* quasi sempre che s'incontra in fin di verso: tutte correzioni richieste dalla rima. I versi *Tuti li artexani* e *Chi è nove mese* risultano, per lo schema metrico (aa, bb, cc ecc.), evidenti interpolazioni. Per lo stesso schema metrico risulta erronea la divisione che il ms. o il C. fa in serie di otto versi di tutto il primo canto quasi per eguagliarne la forma metrica all' ottava degli altri due. — Finalmente, fra le Laudi e Devozioni della città di Aquila[26]), pubblicate da chi scrive, due piccoli poemetti: uno (XLII: *Laude de sancto Marcho evangelista*) segue la solita leggenda di Marco levita andato a Roma, battezzato, ammaestrato da San Pietro, e da costui mandato a predicare ad Alessandria, della conversione operata da lui nella provincia d'Aquilea, dell' evangelo scritto da lui e che a »lu dì de ogy«, dice il laudese, si mostra in quella città; la restaurazione fattagli da Dio del pollice ch' egli, non volendo esser promosso all' ordine sacerdotale, s'era per umiltà mozzato, la prigionia ed il martirio in Alessandria. Fonte sembra la *Legenda aurea*. L'altra, di minore importanza, riguarda il martirio di »sancto Philippo e Jacobo«. Metro di tutte, la ballata maggiore.

Lirica: Cantici, Laudi, Preghiere. — TEODORO BONANNI, ricordando tutti i codici che lo contengono, alla ristampa di ciascuna strofa del cantico di San Francesco, secondo la lezione del Böhmer, fa seguire, come commento, pensieri, frasi, immaginazioni tolte dalla *Comedia*.[27]) Certamente il più grande ammiratore del poverello d'Assisi, se ne comprese la grand' anima, dovette cercare e conoscere il rozzo

25) Le scritture in volgare dei primi tre secoli della lingua ricercate nei codici della Biblioteca Nazionale di Napoli, Bologna, 1878 (estr. dal Propugnatore), I, pp. 337 sgg. 26) Giornale storico d. lett. ital., XI, pp. 152—179 (1890). Le due leggende a pp. 161—170. 27) Il cantico al sole di S. Francesco d'Assisi commentato nella Divina Commedia di Dante Alighieri per l'avv. cav. T. Bonanni, Aquila, 1890 (opusc. in 8°, pp. 25, per nozze Silvestri-Cipolloni-Cannella).

cantico. Perciò molte delle somiglianze notate dal B. rispondono, anche perchè la riforma che Dante voleva della Chiesa e de' chierici aveva molto di comune con quella propugnata dal santo. Altri riscontri sono per avventura casuali o echi molto fievoli e lontani. — Il già ricordato cod. 91 della Comunal edi Cortona (225 × 165, ff. 172) è uno dei più antichi e importanti laudari sinora conosciuti, ed ha attirato, in questi ultimi anni, l'attenzione di non pochi studiosi. Additato fin dal 1884 da Girolamo Mancini, che, pubblicandone una laude, ne aveva attribuita la parte più antica (ff. 1r — 135v) alla »prima metà del sec. XIII«, e fatta la seconda di poco posteriore[28]; fu dato da Rodolfo Renier tutto quanto ai primi decenni del XIV[29]). Poco differentemente, il Mancini, ritornato a studiare il cod., giudicava la prima parte del sec. XIII »assai poco inoltrato verso la fine«; ai primissimi del XIV la seconda.[30]) Ora Guido Mazzoni, veduta l'importanza del ms., ha creduto utile agli studiosi di pubblicarne tutta la prima parte, la più antica, vale a dire 47 laudi[31]); ch' ei crede scritte non molto dopo il 1260 ma prima del 1297, specialmente per la mancanza di laudi a santa Margherita da Cortona († 1297), molto venerata in quella città e per la poca frequenza, già notata dal Renier, nel ms. cortonese di laudi jacoponiche: tre appena secondo l'ediz. principe del 1490. Ma non tutti i laudari si servivan di quelle laudi, molte delle quali eran soggettive, satiriche, eretiche, contro la chiesa ed i papi del dugento: Jacopone era un ribelle, come tutti i »fraticelli«, gli »spirituali«. Il laudario aquilano, per esempio, pubblicato da chi scrive, che accoglie componimenti storici che risalgono al XIII e giungono sino al XV, non ha nessuna lauda del Todino. Molte delle laudi del cortonese erano già state pubblicate: sette dal Renier, cinque dal Mancini. Molte altre — lo nota il M. — eran già note o perchè in altri mss. come nel 8521 della bibl. dell' Arsenale di Parigi, che ne ha diciassette, in uno della Comunale d'Arezzo, che ne ha ventisette ecc. ecc.; o in altre stampe, come nelle *Laudi di una compagnia fiorentina del sec. XIV* edite da E. Cecconi, in cui ve ne son sedici. Se non che, in questi mss. ed edizioni quelle laudi non hanno l'istessa lunghezza e l'istesso dialetto. Al M. è poi sfuggito che la lauda corton. XXXVI (che è un sirventese) era già stata pubblicata, più completamente, da chi scrive, di su un cod. napolet. nello stesso *Propugnatore*; e, poichè somigliava molto ai sirventesi del Cavalca, era ivi data a qualche felice imitatore di quel frate.[32]) E così pure, percorrendo il noto indice del Feist[33]), il M. avrebbe ritrovato qualche altra lauda

28) Manoscritti della libreria del comune e dell' accadem. etrusca di Cortona descritti da G. Mancini, Cortona, 1884 p. 51. 29) Un codice antico di flagellanti nella bibl. comun. di Cortona (Giorn. stor. d. lett. ital. XI, 109 sgg., 1888). 30) Laudi francescane dei disciplinati di Cortona (Miscellanea francescana, IV, pp. 48—54, 1889). 31) Laudi cortonesi del secolo XIII, edite da Guido Mazzoni, con un' appendice »I proverbi di Gharzo« di Carlo Appel; Bologna, Fava e Garagnani, 1890; 8°, pp. 140 (estr. dal Propugnatore, N. S., II, III). 32) Due studi su le Laudi di Jacopone da Todi. Contributo all' edizione critica. Bologna, Fava e Garagnani, 1886 (estr. dal Propugnatore, XIX sgg.); pp. 155 sgg. 33) Mitteilungen aus älteren Sammlungen italienischer geistlicher Lieder (Zeitschr. f. rom. Phil., XIII, 115 sgg., 1889). Cfr., per es., le laudi cortonesi XXXIII, XXXIV, XLVI e i nn. 38, 1173, 58 del Feist, che rimandano a codd. marciani ecc. ecc.

cortonese in alcuni codd. marciani. Finalmente, poiché in fine delle laudi VIII, XIV, XXXI, XLVI si nomina un »Garço dottore«, autore fors' anche d'un *Alfabeto di proverbi*, pubblicato pure ivi, in appendice alle *Laudi cortonesi*, dall' Appel su quattro codd. fiorentini; e un Garzo fu appunto il bisnonno del Petrarca, il M., in una nota aggiunta, mette cautamente innanzi l'ipotesi che e le quattro citate laudi e alcune altre (non tutte, però, per differenza di stile) potrebbero essere dell' antenato di messer Francesco.[34]) — Quest' istesso cod. cortonese era stato pure studiato dal Bettazzi, che ne aveva trascritte tutte le laudi per pubblicarle, quando, conosciuta la pubblicazione del Mazzoni, quasi contemporanea alla sua, si limitò a darne solo cinque corrispondenti alla I, II, VIII, XVII, XVIII delle pubblicate dal Mazzoni, con le varianti che le stesse hanno in un altro ms., quello della Fraternita dei laici in Arezzo, già ricordato da noi, e contenente trentatré delle laudi del cod. cortonese.[35]) Di questo secondo cod. appartenuto pur esso ad una confraternita cortonese, trascritto nel 1367, e, quindi, molto più recente dell' altro, rimasto quasi ignoto al Mazzoni, l'editore dà un indice. Il B. ha lasciata intatta la illustrazione che dovea precedere la pubblicazione dell' intero cod. cortonese 91; il quale, poi, anch' egli ritiene del trecento. E poiché ha nella prima parte ben sedici laudi in onore della Madonna, egli crede che il cod., piuttosto che ad una confraternita di Disciplinati, sia appartenuto ad una di quelle de' Laudesi della Vergine Maria (in Cortona, nel sec. XIV, ve n'eran cinque). Ora il B. dimostra »che le confraternite dei Laudesi sono molto più antiche di quello che generalmente si crede e che durarono poco oltre il secolo XV; che non furono originate come credono alcuni, dai flagellanti, ridottisi, dopo i sacri pellegrinaggi per le terre d'Italia, a stabil dimora«. — Da questo stesso cod. aretino l'istesso Bettazzi pubblica, in un opuscolo nuziale, le laudi: *Gente pietosa amirate a Maria* e *Ave gloriosa* | *Sovre ogni altra pretiosa:* la prima è anche nel cod. cortonese, col n° LV.[36]) — Anche in un opuscolo nuziale ha pubblicato due laudi di su il cod. G. II, 50 del monastero di Fonte Colombo presso Rieti, Corrado Zacchetti.[37]) La prima che comincia *Anima peregrina* | *Che dello amore senti lo zelo,* non è nè inedita nè di autore ignoto, come pare che la Z. creda; perché essa si trova nelle *Laudi* di Lionardo Giustiniani (ediz. veneta del 1474, f. lxxxiii), ed a lui anche l'attribuisce il cod. marciano cl. IX, 182, in una delle due volte che v'è trascritta; mentre a Jacopone il parig. 559 presso il Böhmer (Roman. Stud. I, p. 156); e l'hanno anonima, oltre qualche antica raccolta di laudi e un cod. napoletano[38]), i codd. segg.: 157 dell' Universitaria di Bologna; 211, N B. I della Comunale di Ferrara; i marciani 230, 80, 153 tutti cl. IX, ed il cod. 1212 della Comunale di Verona (Feist, p. 124). L'altra lauda comincia *Anima dolente* e pare inedita. — Fra le Laudi e devozioni abruzzesi (XXXVII—XLVI), già ricordate, e che di su il ms. XIII D. 59 (sec. XV, fine) della Nazionale di Napoli, si vengon man mano pubblicando

34) Cfr. anche A. Zenatti, Il bisnonno del Petrarca (Propugn., N. S., IV, 415 sgg.). 35) Notizia di un laudario ecc. già cit. A pp. 62—64 vi è un elenco della »Raccolte principali di Laudi sacre«. 36) Laudi volgari trascritte da un codice del sec. XIV che si conserva nella biblioteca della Fraternita de' Laici in Arezzo. Arezzo, tip. dell' Appennino 1890; -24°, pp. 10 (opusc. per nozze Calvino-Bozzo). 37) Due laudi antiche pubblicate da Corrado Zacchetti, Rieti 1890; -8°, pp. 5 (opusc. per nozze Signoretti-Falcinelli Antoniacci, in Assisi). 38) V. i. cit. miei Due studi, pp. 4 n. 1, 31 sgg.

da chi scrive[39]), sette son veramente liriche, e appaion notevoli quelle per »Sanctu Petro Confessoro« (XXXVIII), cioè Celestino V; per »la pace« di Aquila (XXXIX); per »Sisto« IV, scritta nel sec. XV tra il 1471—84, quando pontificò quel papa (XL). — Una preghiera di pellegrini del secolo XV, in 34 versi ottonari in serie monorime più o meno lunghe con qualche assonanza, appartenente forse alla regione veneta, fu trovata sur un foglietto del miscell. palat. 1190 della Nazion. di Firenze, e pubblicata da Vittorio Cian con qualche sua osservazione.[40])

Drammatica: Laudi drammatiche, Devozioni, Sacre Rappresentazioni. — Una breve lauda a dialogo, fra Maria e l'Angelo, sull' annunziazione, di 124 vv., è fra le aquilane già ricordate (XLV).[21]) L'ultima strofa, in cui parla Elisabetta, non pare che appartenga a questo componimento. — Un buon contributo agli studi sul teatro italiano delle origini arreca Vincenzo de Bartholomaeis, dando notizie e pubblicando o in parte o interamente alcuni dei componimenti drammatici contenuti nel cod. I, II, 33 della Comunale di Siena (ff. 150, ·16°, membr.)[42]) Vien prima la nota rappresentazione in ottave intitolata *Vitelsagginato* (v. Batines, *Bibl. d. sacre rappres.*, p. 43); poi una rappresentazione di Santa Caterina d'Alessandria; in terzo luogo tre drammi sul ciclo della Natività, ai quali il De B. pone i titoli di *Pastori*, *Natività* e *Adorazione de' Magi*. Del primo di questi tre drammi, in cui il De B. riconosce la rappresentazione sacra segnalata dal D' Ancona fra le opere del Belcari nel cod. riccard. 2893 (*Origini*[1] I, 228, n. 3), riporta solo le didascalie e il primo verso di tutte le ottave. Pubblica, invece, per intero il terzo, che, dalle rime false (*tutti: venuti, cose: grosse* ec.), il De B. giudica d'origine gallo-italica; e che rassomiglia alla lauda drammatica sull' istesso soggetto dei Disciplinati umbri, contenuta nel cod. vallicelliano A. 26, f. XVIII b; se non che in questo ultimo è completa, mentre nel cod. senese è troncata (vv. 143), perchè in quella carta finisce il ms. Confrontata alla lauda umbra, la rappresentazione senese mostra quell' istesso progresso che finora era rappresentato, in rispetto a quella, dalle due note devozioni palatine del giovedì e venerdì santo. Il secondo di questi tre drammi sulla Natività, anche dato per intero, non è che una *contaminatio* del primo e del terzo di essi: una riunione non solo »di scena a scena ma, nella stessa scena, di stanza a stanza«; e la forma metrica risultantene è naturalmente di ottave e di strofe di ballata, essendo in questo metro appunto gli altri due drammi. La festa di Santa Caterina[43]), che, nel ms. senese, precede codesti tre drammi sulla Natività, »è uno dei più preziosi documenti della drammatica«, perché è a tre giornate, e sinora, dice il De B., di simili drammi italiani non si conosce che la sola *Passione*

---

39) Giornale storico della letterat. italiana XV, 152 sgg. 40) Arch. per lo studio delle trad. popol., IX, 1890; pp. 197—200. 41) Giorn. stor. cit., pp. 172—176. 42) Di un codice senese di sacre rappresentazioni. Nota di Vincenzo de Bartholomaeis (Atti della r. Accad. dei Lincei, a. CCLXXXVII, 1890, S. IV, vol. VI, sem. I, Roma, 1890), pp. 304 sgg. 43) A proposito della popolarità della leggenda di Santa Caterina d'Alessandria in Italia, il De B. dimentica di citare i IV. poemetti sacri già ricordati, nella cui prefazione (pp. XXXI—XXXVI), ad illustrazione del poemetto di Buccio di Ranallo su santa Caterina ivi pubblicato, si enumerano tutte le redazioni prosaiche e poetiche italiane di quella leggenda: cosa che non vien punto fatta negli altri libri che il De B cita proprio a conferma di quella popolarità.

di Revello, pubblicato pochi anni fa da Vincenzo Promis. Se non che il De B. ne esagera alquanto l'importanza. Di drammi in più giornate al teatro italiano delle origini non ne mancano. Il D'Ancona (*Origini*[1], I, 347-48, 387, e *Sacre Rappresent.* II, p. 211, III, pp. 383, 290, 212, 383) ricordò, già da lui pubblicate, il *Costantino*, la *Rosana*, la *Sant' Uliva*. Di modo che la *Santa Caterina* ha solo il pregio non comune di essere in tre, invece che in due giornate; ma non ha nulla che fare, nè può eguagliarsi, alla *Passione* di Revello, il cui merito principale non sta nell' esser divisa in tre giornate, sì bene nell' esser »esempio finora unico in Italia di ampio dramma ciclico (che »fra noi non attecchì«), condotto sulle norme dell' arte oltramontana«.[44]) Ma, come le rappresentazioni ora citate, neanche *La festa di Santa Caterina* è un dramma ciclico. Oltre la *Passione* di Revello, v'è un solo esempio di vero dramma ciclico italiano, ed è contenuto nel cod. magliab. cl. VII, 760: »*Incominciano alcuni Misteri della Vita, Morte, Passione, Resurrezione et Miracoli del Salvator del Mondo*«; ma questo, oltre che esser raccozzato da altre rappresentazioni, »par fatto per la lettura, non per la recitazione in pubblico« (D'Ancona, *Origini*,[1] I, 386—87 n. 3).

Erasmo Pèrcopo.

Älteste italienische Prosaliteratur. Uno dei pochi testi di prosa volgare che possediamo anteriori al sec. XIII è la carta fiastrense, fatta prima conoscere da G. Levi[1]) poi da me pubblicata in facsimile.[2]) Su' di essa tornava recentemente C. Paoli per dar ragione della sua forma in parte latina in parte volgare; la qual ragione, secondo lui, starebbe non nella imperizia del notajo, siccome parve al Levi, bensì nel fatto che in quella carta si avrebbe una scritta privata inserita nel corpo di un atto pubblico.[3]) È una osservazione acuta e che può esser giusta nel caso speciale; ma essa non è applicabile a tutte le carte bilingui che si conoscono della stessa età. Si noti intanto che di siffatte carte nessuna finora fu trovata, per quanto io sappia, in protocolli, imbreviature o registri; tutte invece sono copie autenticate o originali, tutte cioè rappresentano esemplari scritti ad uso delle parti contraenti. Ora, se si ripensi all' obbligo che avevano i notai, di spiegare ai contraenti medesimi e di volgarizzare ciò che essi registravano in latino nelle imbreviature, si troverà ben naturale che simile spiegazione non sempre la facessero oralmente e che più di una volta i contraenti desiderassero di leggersela a comodo nella copia fatta per loro. Questa e non altra credo la vera ragione delle carte bilingui e di quelle prettamente volgari che qua e là s'incontrano in mezzo a migliaja di carte latine. Il volgarizzare e lo spiegare ai contraenti il contenuto dei rògiti era spesso pe' notai dei secoli XII e XIII cosa men facile che non lo estendere in latino gli atti medesimi, però che all' estensione degli atti in latino erano ajutati dai formularj. Di qui l'uso, presto invalso nelle scuole di notariato, di addestrarsi a tradurre; al che d'altra parte sospingeva anche il bisogno di meglio

---

44) Alessandro d'Ancona, Misteri e sacre rappresentazioni (Giorn. stor. d. lett. ital. XIV, 18—89, pp. 129 sgg.

1) Giorn. di filol. rom. I, 234. 2) Facsim. di ant. mss. n. 21. 3) Arch. stor. ital. 1890, fsc. 2°.

familiarizzarsi col latino medesimo che, sebbene non più inteso comunemente, restava pur sempre la lingua officiale del paese ed era la lingua in cui essi dovevano dettare non solamente atti legali, ma tutte quelle altre cose ancora che entravano nel compito di un cancelliere o segretario, segnatamente le corrispondenze e i discorsi pubblici. Così nelle scuole di notariato s'insegnò presto a tradurre non solamente dal latino in volgare, ma anche dal volgare in latino, e così ebbero origine due specie di scritture, nelle quali oggi ritroviamo i primi saggi della nostra prosa letteraria. Appartengono alla prima specie i Frammenti di esposizione volgare del trattato d'arte notaria di Rainerio da Perugia, che furono di recente scoperti e dati alla stampa da A. Gaudenzi[4]). Sono scritti in un rozzo italiano in cui abbondano forme dialettali proprie del senese, dell' umbro e in parte del marchegiano. Il G. inclinerebbe a riferire codesti frammenti »ai primissimi anni del sec. XIII.« Il Salvioni giustamente titubò nello accettare come definitivi gli argomenti da lui addotti in prova di tanta antichità[5]); ma chiunque vide il ms. (del quale uscirà una riproduzione nell' Archivio paleografico italiano), credo che non resterà troppo perplesso nell' attribuirlo alla prima piuttosto che alla seconda metà di quel secolo. Rainerio fu maestro di arte notaria nello Studio di Bologna dagli ultimi anni forse del sec. XII fin verso il 1228, ma il volgarizzamento di cui si parla, ben potè essere opera di un suo scolare. Alla seconda delle due specie predette appartengono i Parlamenti ed epistole di maestro Guido Fava, pubblicati dal medesimo Gaudenzi.[6]) G. Fava era di già maestro nel 1210 e insegnò a Bologna ed a Siena. Conoscevasi di lui la Gemma purpurea, contenente una piccola scelta di formole epistolari in volgare e in latino[7]); ma ben più importante è quest' altra raccolta, sì per il numero e la varietà dei modelli come anche per il maggiore svolgimento qui dato agli argomenti. Vi troviamo esempi non solo per corrispondenze epistolari ma anche per arringhe o diceríe, e quasi tutte hanno a riscontro tre differenti versioni in latino, dette maggiori minori o minime, a seconda della maggiore o minore ampiezza con cui è svolto il tema del modello volgare. Ben si può dire che in esse abbiamo le prime prose originali della nostra letteratura. Pare che maestro Guido componesse questa raccolta mentre insegnava in Siena, nel 1230. Vi abbondano i dialettalismi emiliani, ma vi è pure evidente lo sforzo per assorgere a un ideale idiomatico in cui meglio si ravvicini al latino ciò che il vernacolo nativo tendeva maggiormente a dissomigliare; e i molti allotropi o piuttosto semplici doppioni che vi s'incontrano, permettono abbastanza di misurare quanto cammino già si è fatto per quella via che, allontanandosi dai dialetti, portava alla formazione di un primo idioma letterario.

Di un' altra bella serie di Parlamenti ed Epistole, forse di poco posteriore a quella del Fava, ha fatto pur conoscere il Gaudenzi alcuni saggi[8]), destando il desiderio di vederla pubblicata per intero. Giustamente il Salvioni ravvisa nell' autore di essa un piemontese; il

---

4) I suoni, le forme e le parole dell' odierno dialetto della città di Bologna, studio seguito da una serie di antichi testi bolognesi inediti in latino, in volgare, in dialetto; Bologna 1889, pp. 161—67, cf. XX—XXXIII. 5) Giorn. stor. d. letter. ital. XVI, 361. 6) Op. cit. p. 127—60; cf. XXXIII—XXXIX. 7) Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, IV, 399 ss. 8) Op. cit. p. 168—72.

che rende doppiamente interessante questa scuttura »in primo luogo perchè ci mostra qual voga prendesse già nel sec. XIII la innovazione didattica che, per quanto ne consta, prende le sue mosse da Guido; poi, perchè ci prova che la regione subalpina dell' epoca predantesca non rimaneva punto estranea a quel largo movimento nazionale per cui si veniva costituendo la base d'una comune favella italiana«.[9]) Altre prose pur dell' istesso genere ha fatto conoscere il Gaudenzi nel vol. dove pubblicava i testi ricordati finquì; ma tralascio di parlarne, essendo esse meno antiche. Ricorderò bensì un notevole articolo pubblicato da F. Tocco intorno all' opera di un altro maestro che, seguendo la tradizione e l'impulso del Fava, mise in volgare anche i precetti dell' arte di dettare, e per questi attinse non più alle fonti medioevali ma alle classiche. Parlo del Fiore di rettorica di fra Guidotto, intorno al quale trattato sono note le obbiezioni che ne misero in forse l'autenticità. A. Gazzani tentò, ma non troppo felicemente, di rischiarar la questione[10]); meglio il Tocco, prendendo ad esame i molti mss. che del Fiore si conservano nelle biblioteche di Firenze, ha potuto nella predetta memoria dimostrare che, stando soltanto a quei codici, si hanno del testo guidottiano non meno di quattro redazioni differenti: una che ancora conserva il nome di Guidotto, due anonime, una che in tutti i codici fiorentini porta il nome di Bono Giamboni.[11]) La redazione più antica sarebbe quella rappresentata dai codd. Magliab. II, IV, 123 e 127[12]); ma il Tocco dubita che nemmeno questa sia la originale, perchè non vi trova vestigi di dialetto bolognese. Senonchè a spiegare ciò può bastare il sapersi che Guidotto visse del tempo a Siena ove anche esercitò il suo officio di maestro di grammatica[13]), e che i predetti codici sono copie ambedue eseguite da menanti toscani.

Di un' altra antichissima prosa, contenente un compendio di storia trojana e romana sotto il titolo di Liber ystoriarum Romanorum, furono pubblicati alcuni saggi con una illustrazione.[14]) È una traduzione romanesca forse della metà del sec. XIII, condotta su di una compilazione latina probabilmente del secolo anteriore, e vi si sente assai il dialetto locale. Se ne sta preparando una edizione secondo tutti i mss. conosciuti. Non so se per la ragione cronologica possa qui trovar menzione la Storia di Apollonio da Tiro nella versione tosco-veneziana pubblicata da C. Salvioni.[15]) Per la sua forma attuale spetterebbe alla metà del sec. XIV, ma forse ha origine più antica. Ad ogni modo mi pare che qui debba essere segnalata per il modo veramente magistrale con cui fu condotta la edizione, reintegrando il testo primitivo e illustrandone la grammatica e il lessico.

Roma, giugno, 1892. E. Monaci.

Dante. ***Condizione degli studi danteschi in Italia e fuori.*** L'istituzione di una Società dantesca[1]) e il sorgere di un periodico a cose dantesche esclusivamente dedicato[2]), hanno aggiunto in Italia

---

9) Giornale storico XVI, 382. 10) Frate Guidotto de Bologna, studio storico-critico; Bologna, 1884. 11) Giorn. stor. XIV, 337—64. 12) Un saggio è nella Crestom. ital. d. pr. sec. n. 57. 13) Cf. Denifle, Die Universitäten des Mittelalters, p. 434; Gaudenzi, op. cit. p. XXXVII, nota 1. 14) Archivio della R. Società romana di storia patria, XII, 127—98. 15) Bellinzona, 1889; ediz. di 100 esempl. per nozze Solerti-Saggini.

1) Società dantesca italiana. Firenze, Landi, 1888. 2) L'Alighieri: rivista di cose dantesche diretta da F. Pasqualigo. Venezia, Olschki. Esce ogni mese.

assai di vigore a questo ramo di studi. Al numero però degli scritti che veggono ogni anno la luce non è ancora corrispondente il frutto che se ne ricava. Innegabile l'opportunità della rivista L'Alighieri, e ben promettente ne fu il programma; ma dopo quasi due anni di vita è lecito dire che è rimasta inferiore all' aspettativa. Certo vi son comparse dissertazioni pregevoli; ma in maggior numero sono state le cose mediocri o inutili affatto. Nè sufficientemente curata è la recensione critica delle molte pubblicazioni dantesche che compaiono quà e là, alla quale pur dovrebbe esser dedicata gran parte del periodico a voler ch' esso rappresenti davvero, come ha promesso. »fedelmente tutto quanto avviene entro l'ambito degli studi danteschi nella Penisola e fuori«. Infatti di non pochi libri o articoli manca fin l'indicazione; d'altri molti (e lo meriterebbero), un sommario; d'opere notevoli, riviste ampie e ben fatte. La Società dantesca italiana, sorta »per accomunare gli studi di tutti i dotti della Penisola intorno alla Divina Commedia e alle altre opere dell' Alighieri e per renderli più divulgati e più efficaci«, deliberò, fin dalle sue prime adunanze, dovesse per ora esser sua principal cura un' edizione critica delle opere dantesche, e ne promosse l'attuazione affidando la preparazione del De vulgari eloquentia a Pio Rajna, del Convivio ad E. G. Parodi, della Vita Nuova e delle Rime a Michele Barbi. Per le altre opere minori vi sono proposte, ma non ancora definitive. La Commedia richiede assai più lunga preparazione per il gran numero di manoscritti e di edizioni che n' abbiamo. La più forte difficoltà che presenta il lavoro è lo stabilire le famiglie dei testi a penna; e a trovare per ciò una via relativamente breve, ma sicura, studia ora la Società. Inoltre pubblica un Bullettino[3]) che dà gli atti sociali, raccoglie notizie di fatto sulla vita e sulle opere di Dante, e pubblica una bibliografia dantesca ragionata di ciascun anno. Fuori d'Italia sempre esteso è il culto di Dante; ma la Germania ha perduto quella sapiente attività, con cui parecchi anni addietro contrastava alla patria del Poeta il primato nella letteratura dantesca. Meglio fruttificano ora questi studi in Inghilterra e in America; in Inghilterra donde per munificenza di Lord Vernon è venuto in possesso degli studiosi il prezioso commento di Benvenuto da Imola[4]), e per la sagacia e diligenza del dott. Edward Moore notevoli contributi alla critica del testo della Commedia[5]); in America, dove vive operosa la Dante Society di Cambridge, alla quale si deve da nove anni un utile annuario[6]), e oltre a ciò la Concordanza del Poema dantesco[7]), e fra qualche anno pur quella della Vita nuova e del Canzoniere, e dove, in Nuova Jork, un' altra società sorge ora ad emulare la prima. All' operosità di questi sodalizi e de' privati

---

3) Bullettino della Società dantesca italiana. Firenze, Loescher. Se ne pubblicano quattro fascicoli ogni anno. 4) Commentum Benvenuti de Rambaldis de Imola super Dantis Aldigherii Comoedіam, nunc primum integre in lucem editum sumptibus Guilielmi Warren Vernon, curante Jacobo Philippo Lacaita. Florentiae, typ. G. Barbèra, 1887. 5) Contributions to the textual criticism of the Divina Commedia, including the complete collation throughout the Inferno of all the Mss. at Oxford and Cambridge. By the rev. Edward Moore. Cambridge, University press, 1889. 6) Annual Report of the Dante Society. Cambridge, University press. 7) Concordance of the Divina Commedia, by Edward Allen Fay. Published for the Dante Society, Cambridge, Massachusetts — Little, Brown and C., Boston — Trübner and C., London 1888.

studiosi non è certamente per mancare il lavoro. Da molti secoli si fatica su Dante, e il nostro specialmente si è mostrato in ciò indefesso davvero; ma essendosi sino a quest' ultimi anni lavorato senza la necessaria preparazione e senza giusti criteri, ci troviamo nella necessità di riprendere oggi lo studio di Dante e delle sue opere, si può dire, dai fondamenti.

Bibliografia e Storia della varia fortuna di Dante. Non che quanto si è fin qui pensato e scritto sull' Alighieri sia da gettar via senz' altro: bisogna anzi raccoglier dalle innumerevoli pubblicazioni fattesi via via nei secoli del culto di Dante quel tanto di buono che vi si trova e valersene per le nuove indagini. A ciò gioverebbe singolarmente una nuova bibliografia dantesca generale che riordinasse, correggesse e compiesse quella del De Batines ormai invecchiata di troppo, e quella un po' caotica del Ferrazzi, ed aggiungesse quanto si è dalla pubblicazione del quinto volume di quest' ultima prodotto su Dante. A ciò fornisce un utile contributo William C. Lane col suo ben fatto catalogo delle collezioni dantesche dell' Harvard College e delle librerie pubbliche di Boston[8]), il quale fornito, com' è, di buoni indici può servire assai agli studiosi che desiderano di essere informati sugli scritti da consultare per ciascuna delle molte questioni dantesche. Lo stesso signor Lane, che da quattro anni ci offre l'indice annuale delle pubblicazioni dantesche, ch' escono in tutto il mondo letterario, ci ha pur dato la Dante Bibliography for the year 1889[9]); e simil cosa è stata fatta anche in Italia[10]), ma con più largo intento, essendosi il compilatore proposto non solo di registrare i titoli di tutte le pubblicazioni dantesche uscite nell' annata, ma anche di porgerne in breve il contenuto, in modo che a ciascuno sia possibile, in tanta moltiplicità di scritti sparsi per ogni dove, di conoscere esattamente il frutto delle recenti indagini su Dante. — Se non che una bibliografia generale, sia pur diligente e ragionata, non basterebbe: anima e necessario compimento di essa dovrà essere quella storia della varia fortuna di Dante da tanto tempo inutilmente desiderata, dove si abbiano esposti con ordine i criteri, secondo i quali fu regolato il lavorio dantesco nei vari secoli, onde il valore di ciascun' opera, segnatamente delle più antiche, apparisca ben determinato. Perchè questa storia possa riuscire ben nutrita di fatti e di giudizi, e non vuote generalità, son però necessari anzi tutto studi e trattazioni speciali. E a tal fine sarà assai utile la raccolta iniziata da Carlo del Balzo delle poesie concernenti il divino Poeta[11]): dovrebbe però esser fatta con più ordine e più misura, meno spropositi e meno taciti copiaticci nelle illustrazioni. Nei due volumi che finora comparvero alla luce, son riuniti i documenti dell' impressione fatta da Dante sui coetanei e sulle generazioni immediatamente posteriori: la corrispondenza avuta dal Poeta con Guido Cavalcanti, Cino da Pistoia, Cecco Angiolieri, Giovanni Quirini, Giovanni del Virgilio ed altri; il dolore degli amici e ammiratori per

---

8) The Dante collections in the Harvard College and Boston public Libraries. Cambridge Mass., Library of Harvard University, 1890. 9) Ninth annual Report of the Dante Society. Cambridge 1890. 10) Bibliografia dantesca dell' anno 1889 compilata dal dottore Michele Barbi. Bullettino della Società dant. italiana, nn. 1—4, marzo—dicembre 1890. 11) Poesie di mille autori intorno a Dante Alighieri raccolte ed ordinate cronologicamente con note storiche, bibliografiche e biografiche. Roma, Forzani: vol. I, 1889; vol. II, 1890.

la sua morte; e subito dopo, divulgata la Commedia, malcontenti, invidie, persecuzioni, difese, lodi; e insieme sommari ed esposizioni del Poema in capitoli e sonetti; ed anche imitazioni. Nella corrispondenza con Dante dei rimatori del suo tempo manca però qualche componimento: *Lisetta vol de la vergogna scorre* di Aldobrandino Mezzabotte, in risposta al dantesco *Per quella via che la bellezza corre*[12]; *Cercando di trovar miniera in oro* di Cino da Pistoia, cui l'Alighieri rispose col sonetto *Degno fa voi trovare ogni tesoro*[13]; *Dante Allighier d' ogni senno pregiato* di non so chi, a cui replicò Dante col sonetto *Io Dante a te che m' ài così chiamato.*[14]) È inoltre da avvertire che secondo il codice Chigiano L, VIII, 305 la ballata *Fresca rosa novella* fu da Guido Cavalcanti mandata all' Alighieri; e che al sonetto di Cino *Novellamente amor mi giura e dice* Dante rispose col sonetto *Io ho veduto già senza radice*[15]; e che se non abbiamo da parte del sommo Poeta una risposta al sonetto di Cecco Angiolieri *Dante Alighier, s'io son buon begolardo,* abbiamo però quella »di messer Guelfo Taviani in persona di Dante« *Cecco Angelier, tu mi pari un musardo.*[16]) Un sonetto di Niccolò de' Rossi che comincia *Se' tu Dante oy anima beata*, e qui omesso, si trova nel codice Barberiniano XLV, 47; accanto al sonetto *Fu il nostro Dante di mezza statura* doveva aver luogo il suo gemello *Correndo gli anni del nostro Signore*[17]; accanto al sonetto di Antonio da Ferrara *S'a legger Dante mai caso m'accaggia*, le risposte di Menghino Mezzani e Mino di Vanni d'Arezzo *Non basta lingua umana ch'è più saggia*[18], *La tua ostinazion tanto t'oltraggia.*[19]) — Coi due primi volumi del Del Balzo si arriva al momento di maggior comprensione, nel trecento, dell' opera dantesca, al comparire cioè dei commenti più complessi del Boccaccio, di Benvenuto da Imola e di Francesco da Buti. Poi per più secoli coll' andar ripetendo sulla vita e sulle opere di Dante quanto è ne' più antichi biografi e commentatori, si viene a poco a poco sostituendo al pensiero e alla parola del Poeta l'opinione e il sentimento de' suoi interpreti. Fra questi secoli il XVI meritava speciale attenzione, poichè in esso pel rinnovamento della letteratura volgare cominciato in sul finire del quattrocento, e per l'invenzione della stampa, cresce e si diffonde la gloria di Dante. Non però senza contrasti, specialmente, nella prima metà del secolo, da parte del Bembo e de' suoi discepoli e ammiratori, e, nella seconda metà, di un tal Ridolfo Castravilla e del senese Bellisario Bulgarini. Ebbe l'Alighieri i suoi difensori; ma il frutto della lunga disputa fu meschino. Niente di nuovo del resto si trovò sulla vita di Dante, le opere minori non furono studiate quanto occorre, e la gloria del Poeta ebbe quasi unico fondamento sulla Commedia. E molte furono le cure spese per liberare il testo del Poema dai guasti che in centocinquanta anni aveva sofferto per colpa d'amanuensi ignoranti e trascurati; non mancarono anche altri studi speciali, i quali, come la sicurezza del testo, sono fondamento

12) Codice Ambrosiano, O. 63 sup., c. 7b. 13) Il sonetto di Cino fu pubblicato per la prima volta dal Pilli, e si trova in tutte le edizioni delle rime del giureconsulto pistoiese; il sonetto di Dante vide prima la luce fra le rime dello stesso Cino per opera del p. Faustino Tasso, e fu poi ristampato più volte. I codici sono concordi nell' attribuirlo a Dante. 14) Codice Riccardiano 1156, c. 48a. 15) Studi ed osservazioni di PIETRO FANFANI sopra il testo delle opere di Dante. Firenze, tip. cooperativa, 1873; p. 345 e sgg. 16) Codice Casanatense 433 (già d. V. 5), c. 122b. 17) Si trova in più codici, e di sul Laurenziano XL, 26 fu pubblicato dal Bandini nel tomo V, col. 34, del suo Catalogo. (V. ibid., col. 404.) 18) Codice Riccardiano 1103, c. 112a. 19) Codice Trivulziano 1058, c. 54a.

e sussidio all' interpretazione della Commedia; a sporre il sacro quaderno si affaticarono Cristoforo Landino, raccoglitore della tradizione scolastica e religiosa dei più antichi interpreti sulla fine del quattrocento, e nel secolo successivo gli Accademici Fiorentini, Trifon Gabriele, il Vellutello, il Daniello, il Borghini, il Castelvetro; e poeti ed artisti trovarono nel Poema dantesco eccitamento ed esempio ad opere nuove. Di tutte queste cose si discorre in un volume del compilatore di queste notizie intitolato Della fortuna di Dante nel secolo XVI[20]), nel quale, oltre a un' appendice di documenti, è anche dato per la prima volta in luce un commento di Pier Francesco Giambullari sopra il primo canto dell' Inferno, unico avanzo dell' esposizione da lui condotta sino ai primi canti del Purgatorio. La parte più importante del volume è quella che riguarda i commenti, di cui si cerca determinare la natura, le fonti, il valore; e dall' inedito è tratto il più di ciò che vi si dice intorno agli Accademici Fiorentini, a Trifon Gabriele, a Vincenzo Borghini. Non si riuscì però neppur nel secolo XVI a una comprensione della Commedia più piena di quella che ebbero i primi interpreti di essa; e così rimasero le cose per i due secoli successivi. Ma già verso la metà del secolo XVIII Gasparo Gozzi, vincendo le ultime opposizioni a riconoscere in Dante un vero e grande poeta, indicava intendimenti politici all' interpretazione della Commedia, che mal fino allora era stata solamente morale e religiosa; e voleva che nelle opere minori e nei tempi dell' Alighieri si ricercasse il pensiero ispiratore dell' alto Poema. E quelle minori opere che nei primi quattro secoli della gloria di Dante, disgiunte l'una dall'altra, avevano incontrato, con danno degli studi, ben misera fortuna, erano raccolte e pubblicate insieme; mentre alla biografia scientifica del Poeta poneva fondamento di documenti, e di nuove e più ampie, per quanto poco ponderate, ricerche Giuseppe Pelli. D'allora in poi gli studi si moltiplicarono in Italia e fuori, sì che niun secolo fu mai che, come il nostro, tanto si adoperasse, e con tanto profitto, intorno alla vita e alle opere di Dante. Illustrare questo periodo di letteratura dantesca è stato intendimento di U. Micocci[21]); ma nel suo scritto si rinviene poco più che cose generiche e note, in parte tacitamente copiate a lettera dal Foscolo, dal Balbo, e dal Carpellini. Modesto ma utile contributo porgono invece alla storia di questo o quel secolo della gloria di Dante F. Beck[22]), U. Cosmo[23]), F. Flamini[24]), E. Koeppel[25]), F. Pellegrini[26]), A. Solerti[27]), E. Teza.[28]) Il Pellegrini, tornando a

20) Firenze, Bocca, 1890. Estr. dagli Annali della R. Scuola norm. sup. di Pisa. Filos. e filol., vol. VII. 21) La fortuna di Dante nel sec. XIX. Venezia, Olschki, 1890. Estratto da L'Alighieri I, 372—379; II, 78—87, 146—157. Una 2a edizione »riveduta e accresciuta« è comparsa nel 1291 (Firenze, Ciardi). 22) Un' imitazione dantesca nell' antica letteratura francese (Livre du chemin de long estude di Christine de Pizan). L'Alighieri II, 381—384. 23) Le stampe della Commedia e delle opere minori di Dante nel seicento. Il Bibliofilo XI, 180—185. L'articolo è stato poi ristampato dall' autore ne' suoi Primi saggi, Padova, Gallina, 1891. 24) L' imit. di Dante e dello Stil novo nell rime di Cino Rinuccini. Verona, Civelli, 1890. Estratto da L'Alighieri I, 348—355; II, 169—179. 25) Dante in der englischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Zs. f. vergl. Lit.-Gesch. u. Ren.-Lit. N. S. III, 426—453. 26) Di un commento poco noto del secolo XIV alla prima cantica della Divina Commedia. Verona, Franchini, 1890. Estratto dal volume »Per le nozze del co. prof. Carlo Cipolla con la signorina Carolina Vittone«. 27) Rappresentazioni di poeti nel secolo XVI. Alessandria, Chiari, 1890. Estr. dall' Intermezzo, a. I, nn. 17—18. 28) Dante in Boemo. Lettere e arti, a. II, n. 28.

discorrere del commento contenuto nel codice Marciano Ital. IX, 179, del quale le Chiose Selmiane non sono che un sunto, ne dà anche un saggio più ampio di quello pubblicato altra volta. Alcuno potrebbe aspettarsi di trovar per la fortuna del Poema nei vari secoli qualche cosa di buono e di nuovo nei Prolegomeni della divina Commedia di G. A. SCARTAZZINI.[29]) Ma questo lavoro è una monografia su Dante Alighieri e le sue opere fatto più per starsene a sè, che per servire di prolegomeni a un altro; e quindi, come la vita e le opere minori vi sono considerate non nelle loro relazioni col Poema, ma in sè stesse, così delle edizioni e dei commenti della Commedia si danno pochi cenni generici, invece di farne quella larga trattazione che era essenziale in un volume di prolegomeni a una nuova edizione commentata.

Vita. La vita di Dante è ancora in gran parte oscura. Alla fede cieca riposta dai biografi della prima metà del secolo in testimonianze anche recentissime e malsicure; alla facilità di formare ipotesi; alla tendenza, nata specialmente per ragioni politiche, d'esagerare l'importanza dell' Alighieri in patria, e il travaglio del suo esilio; alla bramosia d'ogni regione italiana di apparire ospite del divino Poeta nei suoi duri pellegrinaggi, è succeduta dopo la metà del secolo, per merito del Todeschini prima, del Del Lungo, dell' Imbriani, del Bartoli poi. una critica guardinga e severa per appurare il vero della vita di Dante, cimentando le antiche testimonianze alla riprova dei documenti, interpretati col retto sentimento delle cose e dei tempi. Questo movimento critico è ritratto, sebbene con non molta esattezza, da EDOUARD ROD in un articolo intitolato La biographie de Dante.[30]) Ma dopo la demolizione de' vecchi romanzi biografici occorrerebbe pensare ad un lavoro che della storia dei tempi, dai fatti accertati della vita e soprattutto dalle opere traesse una bella sintesi, dove chiara si mostrasse la personalità, la cultura ed il pensiero del sommo Poeta. Non ha atteso a questo lo SCARTAZZINI nei Prolegomeni; ma ha rinnovato sulle orme del Bartoli la demolizione, or non più necessaria, delle vite romanzesche, senza aver per ciò le felici attitudini dimostrate dal professor fiorentino. Onde non solo mancano in questa parte del libro originalità di osservazioni e d'indagini, ma vi si rivela pure un proceder per dubbi non sempre giustificati e insieme per avventate ipotesi, e vi si notano mancanze, errori e contradizioni frequenti e non lievi. Io non spenderò nel notarli il tempo che altri vi ha speso[31]); aggiungerò solo il ricordo di alcune testimonianze o documenti trascurati dallo Scartazzini, che confermano cose dubbie, ed altre mostran sicuramente false: — 1°. Nel Libro di Montaperti si ha il ricordo di *Burnettus de Alagheriis*[32]), e nel documento dell' ambasceria a S. Gemignano il Poeta è detto *Dante de Allegheriis*: ciò mostra che anche nel dugento un casato la famiglia di Dante l'aveva. 2°. Di una Tana figlia di Alighiero e vedova nel 1320 di Lapo Riccomanni si ha testimonianza in documenti[33]); e dal trovarsi l'*olim* davanti a donna Bella e non davanti a Lapa di

29) Prolegomeni della Divina Commedia. Introduzione allo studio di Dante Alighieri e delle sue opere. Leipzig, Brockhaus, 1890. 30) Revue des deux mondes, CII, 808—839. 31) VITT. ROSSI nel Giornale storico della letteratura italiana XVI, 383—401 e FR. TORRACA nella Nuova Antologia, S. III, vol. XXIX, pp. 742—761. 32) Il Libro di Montaperti (an. MCCLX) pubblicato per cura di CESARE PAOLI, Firenze 1889, p. 93. 33) Studi danteschi di VITTORIO IMBRIANI. Firenze, Sansoni, 1891 (ma 1890), p. 82 e sgg.

Chiarissimo Cialuffi in un atto del 1332[34]) siamo indotti a credere prima moglie di Alighiero donna Bella, e Dante fratello maggiore di Francesco. 3°. L'affermazione dell' Aretino, che Dante perdè il padre nella sua puerizia, è provata vera dal contratto col quale Dante nel 1283 vendette a Tedaldo d'Orlando Rustichelli un credito di lire ventuna redato dal padre.[35]) 4°. In un codice Riccardiano di recente acquisto si legge a c. 197 il seguente spoglio dai rogiti di Ser Braccio Angelieri, non pervenuti all' Archivio di stato fiorentino: »1290 6 7bre Actum Flor. presentibus testibus ser Bonaventura not. q. Tani pp. S. Benedicti et Dante q. Allaghieri pp. S. Martini Episcopi«.[35a]) 5°. Il documento autentico dell' andata di Dante ambasciatore a San Gemignano non è perduto; e fu qualche anno fa ripubblicato da G Milanesi di sull' originale dell' Archivio di Stato fiorentino.[36]) 6°. Oltre Dino Compagni e Leonardo Aretino (e quest' ultimo non dal cronista, ma da epistole dell' Alighieri doveva attinger la notizia) fa testimonianza dell' ambasceria di Dante a Roma l'Ottimo Commento.[37]) 7°. Fondandosi sulla testimonianza di Flavio Biondo[38]), i biografi discutono di una dimora del Poeta a Forlì nel 1308. Ma chi legga per intero quella testimonianza, smozzicata dallo Scartazzini, s'accorgerà facilmente che le lettere di Pellegrino Calvo si riferiscono ai preparativi di una spedizione armata da farsi, sotto la direzione dell' Ordelaffi, »in agrum mugellanum et inde Florentiam«, la quale avvenne di fatto, ma molto prima del 1308, nella primavera del 1303. Che il Biondo parli di Cane o di Bartolomeo, venisse o no l'aiuto richiesto coll' ambasceria di Dante a Verona, poco importa: il nostro storico può ben aver confuso l'uno con l'altro signore della Scala; l'aiuto potè esser concesso, e non attenuta poi la promessa. Ma dalle lettere da lui vedute resultava che Dante intorno al 1303 era stato a Forlì e quindi ambasciatore a Verona: abbiamo noi ragioni per supporre una frode da parte di chi ce ne fa testimonianza? 8°. La notizia di un' altra andata del Poeta a Forlì nel 1311 non è inventata, come par che creda il dantista svizzero, dal Ferrazzi, ma ci è data dallo stesso Flavio Biondo.[39]) Quanto essa sia attendibile non so però dire. 9°. Le ossa di Dante non furono levate dal sepolcro per opera del padre Santi nel 1677; ma erano state trafugate un secolo e mezzo prima di lui quando i Francescani seppero della concessione d'esse fatta ai Fiorentini da Papa Leone X; ed è ora stato trovato del dott. Corrado Ricci anche il posto preciso ove nel 1519 i frati forarono il muro per quella trafugazione. Il padre Santi non fece che riordinare e raccoglier l'ossa, per metterle in una cassa nuova: altri poi le nascose nel luogo ove furono trovate nel 1865.[40]) — A una nuova biografia di Dante gioveranno singolarmente come lavori preliminari la critica degli antichi biografi e una raccolta di vecchi e nuovi documenti. Edward Moore s'occupa di quel primo argomento[41]) con buon senso critico, tenendosi lontano tanto dallo scetticismo, ond' erano quei biografi caduti così

34) Ivi, p. 86 e sgg. 35) L. Gentile, Di un documento per l'anno della nascita di Dante. Bullettino della Società dant. ital., n. 5—6. 35a) Il documento fu poi pubblicato da A. Giorgetti nel Bullettino cit., n. 12, d a un protocollo d'imbreviature di un Ser Bonaccorso notaio fiorentino degli ultimi anni del secolo XIII. Ma la data è 1291, e non 1290. 36) Rivista critica della lett. ital., a. II, n. 1, col. 29—30. 37) Purg. XXXII, 149. 38) Historiarum ab inclinato Romano Imperio decad. II, lib. 9. 39) Ivi, agli anni 1308—10. 40) Conferenza del dott. Corrado Ricci al Comitato provinciale bolognese sulle ossa di Dante. Bullettino della Società dant. ital., n. 2—3, p. 12 e sgg. 41) Dante and his early biographers. London, Revingtons 1890.

in basso nell' estimazione dei più recenti dantisti, quanto della credulità con cui s'affidavano loro interamente i letterati della prima metà del secolo. Esaminando passo per passo le varie biografie (nel qual esame pur si potrebbe notare qualche difetto), e ricercando le fonti d'informazione e la facoltà critica di ciascun biografo, procura di determinare fin dove si possa loro credere; e le sue conclusioni paion da accettare: — Ripetitori di biografi antecedenti sono Filippo Villani e Giannozzo Manetti; impostore il Filelfo. La vita del Boccaccio, per quanto non possiamo fidarci della precisione d'ogni fatto o particolare, ci offre un ritratto veridico di Dante quale appariva ai suoi contemporanei e quale viveva nella memoria dei suoi concittadini. La Vita di Leonardo Aretino è opera d'uno storico serio e avveduto, che non ripete la pura tradizione corrente, ma si giova di lettere e d'altri documenti d'archivio per verificare o provare le sue affermazioni. Forse a proposito del lavoro del Boccaccio stava bene far notare di più la sua natura d'elogio, per cui i particolari possono essere stati o trascurati od esagerati. E difatti gli amori, il matrimonio, la vita pubblica e l'esilio non sono narrati per sè stessi, secondo il loro ordine naturale, ma subordinatamente ad un fine: perchè mostrando »di come fluttuoso e tempestoso mare costui, gettato ora in quà ora in là, vincendo l'onde parimente e' venti contrarii, pervenisse al salutevole porto »della gloria, possa l'autore conchiudere dopo parecchie pagine »E se obstanti cotanti e così fatti avversari, quanti e quali di sopra sono stati mostrati. egli per forza d'ingegno e di perseveranza riuscì chiaro qual noi veggiamo; che si può sperare ch' esso fosse divenuto, avendo avuto altrettanti aiutatori, o almeno niuno contrario, o pochissimi, come hanno molti? Certo io non so; ma se lecito fosse a dire, io direi: che egli fosse in terra divenuto uno Iddio«.[42]) Così a conferma della veridicità di Leonardo Aretino, era bene ricordare che l'epistola dantesca nella quale si parlava di Campaldino, è citata anche nel libro IV della Storia fiorentina; e che nei Dialogi ad Petrum Histrum son poste in bocca di Niccolò Niccoli queste parole: »Legi quasdam eius [di Dante] litteras, quas ille videbatur peraccurate scripsisse: erant enim propria manu atque eius sigillo obsignatae«.[43]) S'aggiunga che d'una di esse »quella assai lunga, che incomincia Popule mee quid feci tibi«, e che doveva raccogliere a giustificazione dell' Alighieri quanto egli avea fatto sino a quel punto in patria e fuori, fa menzione anche Giovanni Villani; e che un' altra cui allude Leonardo, quella ai Fiorentini, del 1311, abbiamo pur oggi fra le sicuramente autentiche. Minor importanza che al Boccaccio e all' Aretino attribuisce il Moore a Giov. Villani, ed è certo più nel vero di chi lo proclama l'unico veramente autorevole degli antichi biografi, poichè dà della vita di Dante pochi tratti generici. e non sempre esatti; e mal fa lo Scartazzini a trarre spesso dal suo silenzio argomento a negare o dubitare d'altre antiche testimonianze. — Molti documenti danteschi sono venuti a raccogliersi in un sol volume per la ristampa dei più notevoli fra gli studi su Dante lasciati da Vittorio Imbriani[33]); e per quelli più che per il sugo delle dissertazioni in cui egli l'inseriva, si ricercherà quel libro. Non che fra tanti paradossi e negazioni troppo franche e recise non abbia l'Imbriani mostrato qualche verità; ma val più assai aver uniti in un volume, e

42) A pp. 13 e 31 dell' edizione critica di F. Macrì-Leone. Firenze, Sansoni, 1888. 43) I Dialogi ad Petrum Histrum di Leonardo Bruni per cura di G. Kirner. Livorno, Giusti, 1889, p. 33.

collazionati da occhio maestro, qual' era il suo corrispondente fiorentino, buon numero di documenti che prima erano sparsi per giornali ed opuscoli difficilmente reperibili, o monchi e spropositati nel volume del Gargani sulla Casa di Dante. Trovar nuovi documenti non è facile; pur d'uno assai importante ha potuto arricchire il Bullettino della Società dantesca italiana ISIDORO DEL LUNGO.[44]) È l'atto di consegna alla Signoria che entra pel bimestre da mezzo giugno a mezzo agosto del 1300, di una condannagione fatta sotto la signoria precedente, il 18 d'aprile, dal potestà messer Gherardino Gambara, contro Noffo Quintavalle, Simone Gherardi, ser Cambio da Sesto, macchinatori nella corte ponteficia contro la libertà di Firenze e di tutta Toscana; delle quali macchinazioni tessè già, su documenti dell'Archivio vaticano, la storia Guido Levi. Il nuovo documento ci porge la data della condanna, la cifra della multa (duemila lire), e la sanzione, in caso di contumacia, del taglio della lingua; e manifesta, quel che più importa, la diretta partecipazione di Dante, co' suoi compagni, alla resistenza del Comune guelfo contro le ambizioni papali. D'altra parte un documento, su cui si fondava il Mazzoni Toselli per credere che nel 1285 Dante fosse studente a Bologna è tolto di fra i danteschi, avendo F. PELLEGRINI[45]) notato che vi si parla di un tale non degli Aldighieri, ma *de Adigheriis,* famiglia bolognese; e così che non al sommo Poeta, ma ad altra persona si riferisca il documento padovano del 1306, ha offerto ragioni di dubitare GAETANO DA RE[46]), avendo trovato in alcuni documenti, che si conservano negli antichi archivi annessi alla Biblioteca Comunale di Verona, menzione di un Dantino del fu Allighiero di Firenze, dimorante in Verona dal 1330 a oltre la metà del secolo. Ben è vero che A. GLORIA[47]) s'oppone, e con argomenti non spregevoli, al dubbio del Da Re; ma parmi nonostante sempre possibile l'identificazione del Dantino dei documenti veronesi con quello del contratto padovano. Della vita interiore di Dante lo Scartazzini discorre in un capitolo a parte, forse per poterne trattare con più larghezza, conforme all' importanza della materia. Principale questione la personalità di Beatrice e la natura dell' amore che il Poeta nutrì per lei. In occasione del centenario beatriciano festeggiato nel maggio del 1890 in Firenze, gli scritti speciali su questo argomento abbondarono; ma son di poco o nessun valore[48]), tranne uno, molto notevole, di ISIDORO DEL LUNGO.[49]) Lo Scartazzini ha fatto bene a tener distinte le due questioni — Beatrice fu donna vera o ideale? — Fu essa Bice Portinari? — E sulla prima questione tanto lo Scartazzini quanto il Del Lungo son d'accordo in ritener viva e vera la donna di Dante; e la cosa mi pare ormai, specialmente per le argomentazioni del dantista fiorentino, solidamente provata. Dopo ciò l'altra questione diventa, per l'intelligenza delle

44) Un documento inedito del priorato di Dante. Estratto del Bullettino cit., n. 4. 45) Di un sonetto sopra la torre Garisenda attribuito a Dante Alighieri. Bologna, Zanichelli, 1890. Edizione di 120 esemplari. 46) Dantinus q. Alligerii. Torino, Loescher, 1890. Estratto del Giornale storico della letter. italiana XVI, 334—340. 47) Dante Alighieri in Padova. Giornale storico cit. XVII, 358—366. 48) Ricordo solo: Dantes Beatrice im Leben und in der Dichtung. Von OSCAR BULLE. Berlin, Hüttig, 1890. Cfr. Giornale storico della lett. ital. XVII, 130—133 e Deutsche Literaturz., a. XII, n. 1. 49) Beatrice nella vita e nella poesia del secolo XIII. Roma, tip. della Camera de' Deputati, 1890. Estratto dalla Nuova Antologia, S. III, vol. XXVII, fasc. del 1° giugno. Una ristampa di questo Studio con appendice di documenti ed altre illustrazioni è comparsa nel 1891 a Milano presso U. Hoepli.

opere di Dante, di secondaria importanza. Ad ogni modo lo Scartazzini nega l'identità della Beatrice di Dante con la Portinari moglie di Simone de Bardi, anzi sostiene ch' ella fosse una nobile fiorentina che visse e morì donzella; ma a torto, avendo il Del Lungo dimostrato che la qualificazione di *monna*, data dall Alighieri in alcune rime alla sua Beatrice, è riservata alle maritate. Quella identità sostiene invece il Del Lungo; e anche a conceder poco valore alla testimonianza di Pietro di Dante, finchè non si sia dimostrato autentico il rifacimento del codice ashburnhamiano, e la notizia riferentesi a Beatrice indipendente dal Boccaccio, resta sempre la più probabile opinione, sia per la testimonianza del Certaldese, sia per convenienza di date e di persone. Inammissibile mi sembra invece l'identificazione della Donna gentile con Gemma Donati, quantunque la realtà di quest' amore, negata nel Convivio, apparisca dal racconto della Vita Nuova evidente. E ancor più inammissibile persisto a credere la distinzione di tre periodi nella vita di Dante — di fede ingenua, di dubbio, di fede illuminata — già dallo Scartazzini propugnata nel Commento e in altri scritti speciali, e qui sostenuta senza ribatter le obiezioni mossegli da altri studiosi. Ma su cose opinabili dilungarsi anche per poco non converrebbe nostro proposito.

Opere minori. Scarse e di non molto momento le ricerche sulle opere minori. Oltre la ristampa dello studio sulle canzoni pietrose dell' Imbriani[33], notevole più per la critica delle opinioni altrui e per l'analisi da lui fatta di quelle poesie, che per la conclusione a cui giunge, abbiamo, pel canzoniere dantesco, uno studio di FLAMINIO PELLEGRINI sopra il sonetto *Non mi poriano già mai fare emenda*, che alcuni mss. attribuiscono a Dante.[45]) Tenta sopra le varie lezioni date dai codici la ricostituzione critica del testo, giudica col Carducci che l'argomento non esca dalla materia d' amore, e pensa che il sonetto dovesse esser già composto nel 1287, trovandosi trascritto in un memoriale del Comune di Bologna compilato nella seconda metà di quell'anno dal notaio Enrichetto della Querce. La questione dell' autenticità del componimento è congiunta con quella dell' andata di Dante a Bologna prima dell' esilio; e sull' una e sull' altra il Pellegrini rimane in dubbio, sebbene, al mio parere, a torto. Assai superficialmente parla del Canzoniere lo Scartazzini per il quale tutte le liriche sono allegoriche, e si distinguono in due soli cicli, quello della Vita Nuova, e quello del Convivio; come se le rime dette pietrose e i sonetti vari di corrispondenza poetica, specialmente quelli scambiati con Forese Donati, non siano d'ispirazione ben diversa da ambedue quelle opere. Della Vita Nuova, oltre una ristampa con giunte e correzioni della buona edizione commentata di TOMMASO CASINI[50]), è comparsa, in occasione del centenario di Beatrice, un' edizione di lusso[51]); ma nè per l'introduzione nè per il testo ha valore. Degno invece di considerazione un articolo di PIO RAJNA[52]), in cui prendendo a ribattere l'opinione di M. Scherillo che la forma della Vita Nuova derivi dalla contaminazione dell' Escoutatz di Rambaldo d'Orange col De consolatione Philosophiae di Boezio, sostiene che l'Alighieri ne prendesse l'idea

---

50) La Vita nuova di Dante Alighieri con introduz., commento e gloss. 2ª edizione riveduta e corretta. Firenze, Sansoni, 1891 (ma 1890). La prima edizione è del 1885. 51) La Vita nuova di Dante con prefazione su Beatrice di AURELIO GOTTI. Firenze, Civelli, 1890. 52) Lo schema della Vita nuova. La Biblioteca delle scuole ital. II, 161—164.

dalle biografie dei trovatori provenzali. La morte di Beatrice, il cui presentimento e fatto riempie di sè quasi tutta la giovanile operetta di Dante ha dato occasione a uno scritto dello Scherillo[53]), dove s'incontra qualche nuova e ingegnosa osservazione, ma si desidera maggior sobrietà. Del resto la Vita Nuova è, fra le minori, l'opera meglio studiata e illustrata, e in assai buone condizioni è anche il suo testo, la sicurezza del quale era richiesta per le molte questioni a cui ha dato luogo quella scrittura in quest'ultimi anni. Basti ricordare ad esempio che l'accertamento della lezione *va* in luogo di *andava* nel § 41 ha dato causa vinta a coloro che sostenevano esser la Vita Nuova stata composta prima dell'anno 1300, e che la sostituzione della lezione genuina *Arabia* alla volgata *Italia* ha offerto al Del Lungo, spostando la data della morte di Beatrice dal 9 al 19 giugno, un' altra notevole prova in favore della realtà storica di essa. Or s' affaccia dallo Scartazzini e dallo Scherillo l' idea che Dante raccogliendo le sue rime per formare la Vita nuova, le ritoccasse e rifacesse; ma posso affermare che i codici non danno alcun fondamento a questa opinione. Pel testo del Convivio, tanto maltrattato dall' ignoranza dei copisti e dall' arbitrio degli editori, abbiam poche osservazioni in un articolo di F. Pasqualigo sul capitolo V del III trattato[54]); e per la Quaestio de duobus elementis aqua et terra una dissertazioncella di Emilio Lodrini[55]), dov' è sostenuto, quel che comincia ad esser convinzione dei più, esser quello scritto un' impostura del cinquecentista Moncetti. Lo Scartazzini non ha per queste e per le altre opere minori niente di notevole; anzi erra nello stabilire la data del De vulgari eloquentia per mala interpretazione del passo dov' è fatto ricordo di Federigo d'Aragona, di Giovanni I di Monferrato, d'Azzo VIII da Este e di Carlo II di Napoli (I, 12), e inopportunamente dubita dell' autenticità dell' Egloghe dopo lo studio del Macrì-Leone. Da dubitar sarebbe invece che Dante abbia composto tutte le canzoni che dovevano esser commentate nel Convivio; e da tener d' altra parte in maggior considerazione l' idea del Selmi, che negli undici trattati non composti intendesse commentare altrettante canzoni sulle undici virtù morali procedenti, secondo la dottrina aristotelica, dalla nobiltà. A proposito poi dell' epistola a Cino da Pistoia non è vero che nel codice Laurenziano si legga soltanto *Epistola D. de Florentia;* anzi questa intitolazione non v' è affatto (si trova davanti all' epistola ai Cardinali italiani), e vi si legge invece *Exulanti pistoriensi florentinus exul immeritus.* Si sa inoltre per la testimonianza di Cecco d'Ascoli che la questione trattata nell' epistola fu soggetto di corrispondenza fra i due poeti; e ci rimane fino il »sermo calliopeus« nel sonetto *Io sono stato con amore insieme*: onde si potrà dubitare dell' autenticità dell'epistola per altre ragioni; ma per la mancanza del nome d'autore no.

Commedia. — Più vario e anche più fruttuoso il lavoro dei critici sul Poema. Gli studi sul testo hanno preso recentemente vigore: si son fatte diverse proposte e tentativi per risolvere le molte difficoltà che s'oppongono a un' edizione veramente critica della Commedia, e ancora si fanno.[56]) Carlo Negroni sfiduciato così dell' immensa fatica di raccoglier tutte le varie lezioni de' testi a penna e delle

---

53) La morte di Beatrice. Torino, Loescher 1890. Estratto del vol. XV degli Atti della R. Accademia di Archeologia, Lettere e Belle Arti di Napoli. 54) Il padre Giuliani e una pagina del Convito. L'Alighieri II, 70—78. 55) Se l'opuscolo Quaestio de aqua et terra sia da attribuirsi a Dante Alighieri. Commentari dell' Ateneo di Brescia per l'anno 1890, pp. 54—76. 56) Cfr. su

stampe e dello stabilire con criteri generali la preferenza dell' una sull' altra variante, come della sospirata classificazione de' manoscritti, propone si faccia fondamento su »quei soli codici, dei quali non per letterarii od estetici ragionamenti, ma per prove storiche e paleografiche, si potrà far sicuro giudizio, che appartengano alla prima metà del secolo XIV; dimodochè se non possiamo avere la Commedia come Dante la scrisse, si possa averla almeno come si leggeva al tempo suo.«[57]) Ma la sua proposta posa su un fondamento molto dubbio, che cioè il testo del Poema cominciasse, per gli arbitrii de' copisti e de' commentatori, ad alterarsi solo dopo la metà del trecento, e che con ragioni storiche o paleografiche si possa giungere ad assegnare sicuramente alla prima metà del secolo XIV un buon numero di codici. Oltre di che per quelle ch' ei chiama »accidentalità grafiche o grammaticali« non vede la necessità di nessun lavoro per restituire al Poema la veste che storicamente gli conviene, e propone di attenersi all' edizione ultimamente approvata dalla Crusca, che appunto per questa parte non ha nessun valore. Il problema del testo critico della Commedia è certamente difficile; e date le condizioni speciali sotto cui si tramandò a noi il Poema, credo anch' io (come ebbi da avvertire altrove)[56]) un' illusione che si possa formare dei codici rimasti un vero e proprio albero genealogico: ciò troverà ostacoli insormontabili nell' esser andati perduti molti codici, e confuse in non pochi le varie tradizioni. Ma se la genealogia non si può esattamente fare, sarà sempre utile, anzi doveroso per gli studiosi, determinare tutte le tradizioni manoscritte conservateci, distinguendo i codici in varî gruppi, dei quali si potrà sempre, se più non esiste, ricostruire criticamente il capostipite. A conseguire però anche questo fine più modesto occorre che i confronti tra codice e codice siano fatti per intero e non rispetto a uno scelto numero di luoghi, come recentemente si è proposto e praticato, e che nel riferire sui manoscritti si tenga conto delle esteriorità di ciascuno di questi, come scrittura, miniature, fregi, rubriche, sommari e dichiarazioni, le quali possono essere in molti casi utile indizio di affinità tra i codici. Buon principio a sbrogliare la tanto arruffata matassa sarebbe il determinare la famiglia dei Danti del Cento: così, è noto, eran dette cento copie che un tal Francesco di ser Nardo da Barberino di Valdelsa (pare ormai provato) avrebbe fatto della Commedia per maritar alcune sue figliuole. Dovrebbesi quindi esaminare i codici scritti da Francesco di ser Nardo per determinare i caratteri loro sì esteriori che interni, e veder poi in quali altri individui essi si riproducano; e come i cento Danti devono aver dato luogo a molto larga famiglia, così, riconosciuta questa, è probabile rimanga molto sgombrato il cammino, or tanto malagevole, per giungere alla determinazione delle varie tradizioni manoscritte della Commedia. Ricerche su questo gruppo di codici non sono recentemente mancate, e dopo le indicazioni di C. Täuber nei suoi Capostipiti dei manoscritti della D. C.[58]), Umberto Marchesini ha ripreso in nuovo e diligente esame i codici danteschi fiorentini per determinare quali si possano attribuire alla

---

questo movimento critico l'opuscolo di M. Barbi, Per il testo della Divina Commedia, Roma, Trevisini, 1891. Estr. dalla Rivista critica della lett. ital., iana, a. VI, n. 5, e a. VII, n. 6. 57) Sul testo della Divina Commedia: discorso accademico. Torino, Clausen, 1890. Estratto dalle Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. S. II, t. XL. 58) Winterthur, Ziegler, 1889.

mano del Da Barberino[59]); e la Società dantesca italiana ha arricchito il suo studio del facsimile d' una colonna del codice laurenziano XC sup. 125, sottoscritto da quell' amanuense; facsimile che renderà possibile il riconoscere gli altri codici della mano di lui che sono sparsi per le biblioteche non fiorentine, come già allo stesso Marchesini han dato modo di determinare altri due esemplari, di Sarzana e di Belluno.[60]) Ma per ora le indagini riguardano più i caratteri esteriori del gruppo, che gli interni, avendo il Marchesini limitato i riscontri pel testo a circa 150 passi, scelti già dal prof. A. Bartoli per far spogliare su di essi tutti i codici fiorentini dai suoi scolari. — Buoni scritti sono anche comparsi per l'illustrazione della Commedia, quantunque in questa parte più che in altra accanto al grano molto vigoreggi il loglio e l'erbaccia. Il Poema dantesco come offre argomento di seri e faticosi studi, così è l' opera che nella letteratura italiana dà più facili soggetti di dissertazione a chi non sappia o non possa far ricerche nuove ed importanti e pur desideri di comparire al pubblico. Sono sempre i soliti argomenti, e si trattano sempre nello stesso modo: si riferiscono e si discutono le opinioni altrui, si propone la propria, non sempre nuova, e mai definitiva. Pur meritano di esser ricordati gli scritti di Giovanni Tambàra[61]) e Achille Mazzoleni[62]) sul *piè fermo* (Inf. I, 29—30), di Alberto Rondani sul verso *Caina attende chi vita ci spense* (Inf. V, 107)[63]), di Lor. Filomusi Guelfi[64]) e Francesco Colagrosso[65]) sul Vedere di Salomone (Par. XIII, 103—109), di Ildebrando della Giovanna[66]), Candido Berti[67]) e Pier Vincenzo Pasquini[68]) sul disdegno di Guido (Inf. X, 63), articoli tutti che lasciano le questioni insolute, ma pur contengono qualche utile osservazione. Tentano ugualmente l'ingegno dei filologi i vocaboli antiquati e strani che è dato incontrare nella Commedia; e per *gesta* (Inf. XXXI, 18) va menzionato un articolo del Del Lungo[69]), e per *Caribo* (Purg. XXXI, 132) uno di Leandro Biadene[70]), e da *trasumanare* (Par. I, 70) prende occasione a determinare la condizione di Dante nel Paradiso Giuseppe Spera[71]), mentre da *tribo* e *caribo* (Purg. XXXI, 130, 132), a cui pur dà non giusto significato, muove a interpretare diversamente dagli altri commentatori alcuni passi dei canti XXXI e XXXII del Purgatorio Paolo Clerici.[72]) La sentenza *ben ascolta chi la nota* del canto XV dell' Inferno ha tratto Raffaello Fornaciari a tornare sulla questione del suo significato, ma non con

59) I Danti »del Cento«. Bull. della Soc. dant. ital., n. 2—3, sett. 1890, pp. 21—42. 60) Ancora dei Danti »del Cento«. Nello stesso Bull., n. 4, dic. 1890, pp. 19—26. 61) Sì che il piè fermo sempre era il più basso. La Bibl. delle scuole ital. III, 6—9 e 23—24. 62) Il piè fermo dantesco. Caltagirone, Scuto, 1891 (ma 1890). 63) Il marito di Francesca da Rimini nel canto V dell' Inferno. Parma, Battei, 1890. 64) Il vedere di Salomone. Verona, Tedeschi, 1890. Estratto dalla Biblioteca delle scuole ital. II, 43—44. — Ancora sul vedere di Salomone. Nella Biblioteca stessa II, 153—154. 65) Ancora sul vedere di Salomone. Verona, Tedeschi, 1890. Estratto dalla Biblioteca delle scuole ital. II, 86—88. — Per una variante di punteggiatura. Nella Biblioteca medesima II, 206. 66) Una postilla al Disdegno di Guido. Nella Biblioteca cit. II, 10—12. 67) Il disdegno di Guido Cavalcanti per Vigilio nella critica dantesca. Milano, Trevisini, 1890. 68) Il disdegno di Guido Cavalcanti. Nella Biblioteca cit. III, 24—28. 69) La »santa gesta« in Dante secondo l'antico volgare. Roma, tip. della Camera dei Deputati, 1890. Estratto dalla Nuova Antologia S. III, vol. XXV. 70) Caribo. Nella Biblioteca cit. III, 40—42. 71) Il trasumanarsi di Dante nel Paradiso. L'Alighieri II, 92—101. 72) Osservazioni sul modo d'intendere alcuni punti dei canti XXXI e XXXII del Purgatorio. L'Alighieri II, 30—38, 110—123.

esito felice, parmi[73]; l'allusione a Geri del Bello (Inf. XXIX, 18—36) ha dato occasione a uno scambio di utili osservazioni fra il Filomusi Guelfi e il Pasqualigo sulla pietà che è lecito avere verso i dannati, quantunque il passo dantesco non abbia avuto esatta interpretazione nè dall' uno nè dall' altro.[74] All' illustrazione storica del Poema contribuiscono scritti di Francesco Mango[75], Corrado Ricci[76], G. Crescimanno[77], Francesco Cristofori[78], e specialmente di Luigi Gaiter[79], e Paolo Amaducci[80]; all' illustrazione scientifica articoli di Edward Caird[81] e di Carmine Galanti.[82] Così a rischiarare alcuno dei dubbi che ancor rimangono sull' ordinamento materiale e morale dell' Inferno gioveranno gli Appunti sul piano di Malebolge di Antonio Fiammazzo[83] e due articoli di Alberto Agresti sulla matta bestialitade e sui Patareni[84]; e per la cronografia del viaggio dantesco saranno da vedere lo scritto di Giovanni Agnelli sopra l'interpretazione dei vv. 43—45 del I canto del Paradiso[85], e L'uscita di Dante dalla Selva di Alberto Buscaino Campo.[86] Se poi dalla corteccia passiamo ai fini e ai sensi riposti, più scarsi sono i frutti delle indagini recenti. Tolti alcuni brevi scritti del Fornaciari[87], del Buscaino Campo[88] e di A. Ghignoni[89], niente che meriti d'esser rilevato, neppure i due volumi di Giuseppe de Leonardis sopra L'Uno eterno e l'eterno Amore di Dante principio metodico e protologico della Divina Commedia[90], nè il grosso libro Poeta-Veltro di Ruggero della Torre.[91] Eppure questa materia dei fini e dei sensi della Commedia meriterebbe serie discussioni; nè si comprende come sia trascurata dai migliori dantisti. Forse il gran numero di lavori fatti su di essa, senza che sia stato possibile comporre gli avversi pareri, ha indotto nella persuasione che troppo opinabile sia l'argomento, e troppo scarsi i sussidi per trovare la verità. Il che dovrebbe far guardinghi, non però incuriosi. Anche lo Scartazzini non ha dato nei Prolegomeni alla trattazione di questo argomento quella larghezza che si conveniva. Buone osservazioni ne fa sicuramente; ma è

73) Di due luoghi della D. C. L'Alighieri I, 297—302. 74) La pietà di Dante a proposito di Geri del Bello. L'Alighieri II, 56—70. — Ancora della pietà di Dante a proposito di Geri del Bello. Ivi II, 141—145. 75) Le Barbaricine nella D. C. La Letteratura, a. V, n. 20. 76) Il »sanguinoso mucchio«. Lettere e arti, a. II, n. 49—50. 77) Il figliuolo dell' Orsa. Catania, Barbagallo. e Scuderi, 1890. 78) Di Pier Pettinagno ricordato da Dante nel canto XIII del Purgat.: mem. stor.-crit. e doc. Roma e Viterbo, presso l'Autore, 1890. Estr. dalla Miscellanea francescana di Foligno e dal Nuovo Giorn. arcad. 79) Colui che perde. L'Alighieri I, 345—348. 80) Sappi ch'io son Guido del Duca (Purg. c. XIV, v. 81). Forlì, Bordandini, 1890. 81) The theology and ethics of Dante. Nella Contemporary Review del giugno 1890, pp. 808—828. 82) Gli angeli ne' cieli danteschi. L'Alighieri I, 328—338. — Gl'influssi de' cieli danteschi. Ivi II, 157—169. — Il libero arbitrio secondo la mente del divino Poeta. Ivi II, 362—374. 83) Lonigo, Gaspari, 1890. Estratto da L'Alighieri I, 355—360; II, 19—36. 84) Dov' è punita nell' Inferno di Dante la matta bestialitade? L'Alighieri II, 1—7. — Dante e i Patareni, Ivi II, 282—289, 305—314. 85) Sopra l'interpretazione del passo »Fatto avea di là mane e di qua sera ecc.«. L'Alighieri II, 44—55. 86) L'Alighieri II, 355—362. 87) Di due luoghi della D. C. cit. — Ancora del verso »che mena dritto altrui per ogni calle.« L'Alighieri II, 87—88. 88) »Li raggi duci«: lettera dantesca. Trapani, Modica-Romano, 1890. — Ancora del verso »Che mena dritto altrui ecc.« L'Alighieri I, 382—383. 89) Di un senso augurale nella direzione del viaggio dantesco. L'Alighieri II, 180—183. 90) Genova, Sordo-muti, 1890. Ai due volumi deve seguire, pel compimento dell' opera, un terzo. 91) Cividale, Fulvio Giovanni, 1887—90. Un volume in due parti.

lecito dubitare che il primo accenno al Poema sia nella canzone *Donne che avete intelletto d'amore,* e che la Commedia sia, nel concetto del Poeta, la descrizione d'una visione, invece che di un viaggio realmente avvenuto per grazia divina; come anche mi pare non abbia saputo l'illustre autore tener sempre distinti i sensi letterale e allegorico, e porre questi in bella corrispondenza coi fini. Il Poema dantesco fu certamente dapprima concepito per dire di Beatrice quello che mai non fu detto d'alcuna; ma mentre si preparava con forti studi a ciò, Dante, travolto nel parteggiar cittadino e quindi nei travagli dell' esilio, ricercando la causa delle tante discordie, ond' era afflitto il suo secolo, la rinvenne nella cupidigia dell' animo umano e nella mancanza dei freni postile dalla divina Provvidenza. Richiamare l'Impero e la Chiesa all' osservanza dei propri doveri, e toglier così, colla confusione del reggimento, la causa del male che soverchiava il mondo, parve a Dante ufficio degno di lui. E speculando, e riducendo a trattato scientifico le sue speculazioni, così ammaestrava il secolo: L'uomo che solo tra gli esseri è partecipe di corruttibilità e incorruttibilità, tende a due fini; l'uno la felicità di questa vita, che consiste nell' esercizio della propria virtù e nel terrestre paradiso si raffigura; l'altro la felicità di vita eterna che consiste nella fruizione dell' aspetto divino e si dà a intendere per il paradiso celeste. A queste due felicità come a diverse conclusioni bisogna venire per mezzi diversi: alla prima infatti perveniamo per gli ammaestramenti filosofici, purchè li seguiamo, operando secondo le virtù morali e intellettuali; alla seconda per gli ammaestramenti spirituali, purchè li seguiamo, operando secondo le virtù teologiche. Ma, sebbene mostrati dai filosofi e dallo Spirito santo, a questi fini e mezzi non attenderebbe già l'umana cupidigia, se gli uomini con freno non fossero rattenuti; per che furon necessarie due guide secondo i due fini, cioè del sommo pontefice, il quale secondo le verità rivelate dirizzasse l'umana generazione alla felicità spirituale, e dell' imperatore, il quale secondo gli ammaestramenti filosofici dirizzasse gli uomini alla temporale felicità.[92]) Il riordinamento del mondo secondo queste dottrine sociali sperò Dante avvenire con Arrigo; ma l'Italia non era disposta. Nel Poema a cui subito dopo la morte di quell' imperatore si crede che l'Alighieri ponesse mano, al fine di lodar Beatrice, si doveva quindi aggiungere, e s'aggiunse, questo più eccelso intendimento di ammaestrare il secolo ad uscire dallo stato di miseria e pervenire alla felicità. Per il primo fine bastava mostrare che a Beatrice egli doveva il suo rigeneramento morale, e rappresentarla beata in Paradiso su trono eminente: per il secondo bastava far vedere la necessità delle due guide provvidenziali. La storia di Dante, la sua caduta cioè e il suo risorgere per virtù di Beatrice, è narrata nel senso letterale, sebbene alcuna volta con linguaggio figurato: la storia dell'uomo che dallo stato di miseria giunge sotto la guida dell' autorità imperiale alle felicità di questa vita, e sotto la guida dell' autorità pontificia alla felicità dell' Empireo, è nascosta nel senso allegorico propriamente detto. Quanto poi ai sensi morale e anagogico, le parole di Dante nel Convivio, l' esempio da lui stesso offerto in quell' opera e l' uso degli antichi mostrano che il lettore possa o debba andarli appostando per propria utilità anche dove l'autore non li abbia intenzionalmente posti, o diversamente da quel che egli pensò; onde sarebbe oggi fatica sprecata l'attendere a quei sensi, tranne forse dove

92) De Monarchia III, 15.

essi appaiono chiari, essendo del resto cosa affatto estrinseca al concepimento del Poema e di natura sua troppo vaga. Non così l'allegoria propriamente detta: concepita insieme col senso letterale, e in tutti i suoi particolari determinata, contiene i riposti intendimenti del Poema, e risulta chiara, mi sembra, quale io l'ho esposta, dalle opere minori, che, senza allegorie, contengono scientificamente esposte le dottrine sociali di Dante, e dichiarato perfino alcuno dei simboli più importanti, come il Paradiso terrestre e l' Empireo. Con questo concepimento dei fini e dei sensi anche i commenti s'avvantaggerebbero, credo, d'assai in precisione e chiarezza. Di due che or sono in corso di stampa, il primo, lavoro postumo di Giuseppe Campi[93]), come non porterà ormai nessun vantaggio per il testo, così non gioverà che minimamente alla illustrazione; l'altro, del padre Gioachino Berthier[94]), pur notevole dal lato filosofico e teologico, troppo ascetico intendimento assegna al Poema, da poterne riuscire interpretazione fedele. Difatti quel primo commento, messo insieme parecchio tempo fa, non accoglie i resultati del lavoro critico dell' ultimo ventennio, nè può quindi a gran distanza competere coi commenti dello Scartazzini e del Casini i quali (il secondo più sobriamente, ma non meno compiutamente del primo) raccolgono quanto è ancor di vitale nelle antiche esposizioni e di nuovo e di buono nella recente letteratura dantesca. Secondo poi il padre Berthier Dante ha per fine nel suo Poema di mostrar la conversione del peccatore secondo il Catechismo; e si fa a provar ciò con richiami continui alle opere di san Tommaso, cadendo nel difetto di veder moralità intenzionali anche dove in realtà non sono, e trovar fonti dirette e speciali a pensieri e sentimenti che sono comuni a tutta un' età, o di natura tale, da poter nascere spontanei in ogni persona colta. — Ho lasciato da ricordare qui in ultimo, perchè interessa non tanto la storia del culto di Dante quanto l' illustrazione grafica della Commedia, la bella pubblicazione, dovuta al barone G. Locella, di venti dei più notevoli disegni di artisti alemanni posseduti dal principe Giorgio di Sassonia, che ritraggono scene del Poema dantesco; alla quale s'aggiunge la riproduzione dei quattro ritratti di Dante con una dissertazione sul merito di ciascuno d'essi.[95])

Firenze, luglio 1891. Michele Barbi.

La letteratura petrarchesca nel 1890. 1. Quel che di meglio ha dato il 1890 negli studii petrarcheschi è, fuor di dubbio, il lavoro del sig. Pietro de Nolhac sul De viris illustribus.[1]) Già, l'anno innanzi, il sig. Giuseppe Kirner aveva messa in luce la importanza del Petrarca come scrittore di cose storiche, non mai, a dir vero, dis-

93) La D. C. ridotta a miglior lezione con l'aiuto di ottimi manoscritti italiani e forestieri e corredata di note edite e inedite antiche e moderne. Torino, Unione tipografico-editrice. 94) Piccolo commentario scolastico della D. C. Il Rosario: memorie domenicane, a. VI e VII. 95) Dante nell' arte tedesca: venti disegni di artisti tedeschi ad illustrazione della D. C., e quattro ritratti di Dante, pubblicati per cura del barone G. Locella. Milano, Hoepli, 1891 (ma 1890). Un' altra edizione con le illustrazioni in tedesco è comparsa a Dresda presso l'editore Ehlermann; e sta per uscirne una terza col testo francese, e una quarta col testo inglese.

1) Le »De Viris illustribus« de Pétrarque, Notice sur les manuscrits originaux, suivie de fragments inédits par M. Pierre de Nolhac. Paris, Imprimerie National, 1890.

conosciuta, ma da lui meglio dichiarata e dimostrata; e si era per ciò dovuto fermare anche su quell' opera, che è di tanto valore, sia per determinare la conoscenza che il grande umanista ebbe della storia antica, sia per entrare nel pensiero suo e, rispetto all' Africa, nell' intimo dell' arte sua, volta a celebrare la gloria di Roma.[2]) Il sig. De Nolhac, con quella dottrina diligente e acuta che tutti gli riconoscono, postosi a studiare di proposito il De viris, ha notevolmente accresciute le notizie che avevamo sul libro, e ha bene spianata la via a chi vorrà, come è sperabile che presto accada, costituirne criticamente il testo. Gli studiosi sanno come lasciata incompiuta dal Petrarca, tanto nella sua redazione più ampia (Quorundam clarissimorum heroum Epitome), quanto nella redazione minore, destinata ad appagare più presto il desiderio di Francesco da Carrara (Compendium), la raccolta biografica subì sorti infelici fino a Domenico Rossetti e Chr. Schneider, cioè fino al 1827 e 28: il sig. De Nolhac, partendo da' loro resultati, ai quali malamente si attenne il Razzolini nella edizione del 1874, si propone dimostrare che il testo definitivo dovrà fondarsi sul 6069 F e sul Paris. 5784, tutt' e due della Biblioteca Nazionale di Parigi: il primo ha l'opera intiera, il secondo la sola vita di Giulio Cesare, e disgraziatamente neppur questa compiuta. Alla tesi suddetta convien subito dar ragione, perchè il 6069 F, come aveva notato il sig. Delisle nel 1874, è l'esemplare che fu eseguito per Francesco da Carrara e che gli appartenne; l'esemplare dunque che raccolse il testo nell' ultima sua forma, quale lo ordinò e scrisse di propria mano nel 1379 Lombardo della Seta per offrirlo, con la sua continuazione, al patrono del maestro. Da questo manoscritto derivò direttamente il Vatic. Ottoboniano 1833, di Coluccio Salutati. È chiaro ormai che la edizione critica della Epitome avrà in esso il suo miglior fondamento, salvo per quella parte della vita di Giulio Cesare che ci è data dal Paris. 5784: perchè questo frammento è autografo del Petrarca stesso, che, avendolo cominciato con cura di calligrafia, lo seguitò a mano a mano come minuta, finchè non fu interrotto dalla morte a una citazione delle Epistole ad Attico, lasciata in bianco. Il sig. De Nolhac indica opportunamente pel testo del Compendium un altro manoscritto, pur della Nazionale in Parigi, autografo di Lombardo della Seta; il 6069 G, che fu da lui parimente destinato a Francesco da Carrara. E al Della Seta rivendica il sig. De Nolhac le otto vite, da quella di Flaminino a quella di Pompeo, che con le ultime quattro sono a lui assegnate dal 6069 F: non è questo che un corollario del ragionamento già fatto, e si potrebbe rimproverare al critico di essersi indugiato a combattere gli argomenti del Rossetti, ormai senza valore, se via facendo egli non ne avesse colta l'occasione di utili notizie e raffronti. Ma se le vite suddette rimangono così escluse dalla raccolta biografica del Petrarca, vengono, per virtù di quel codice stesso, e del Par. 6069 I, ad arricchirla più pagine: il sig. De Nolhac le pubblica come appendice al suo studio, dopo aver messi a raffronto parecchi luoghi della vita di Scipione tra la stampa del Razzolini e il testo, tanto migliore e compiuto, su cui egli ha richiamata l'attenzione. La Epitome, nella forma presente, ha soltanto personaggi romani o strettamente legati alla storia romana, salvo Alessandro Magno: invece come un accenno della Familiari (VIII, 3)

2) Giuseppe Kirner, Sulle opere storiche di Francesco Petrarca. Pisa, tipografia T. Nistri e C., 1889.

faceva sospettare, il Petrarca aveva da prima in animo »ex omnibus terris ac saeculis illustres viros in unum contrahendi.« Del grande disegno è testimonianza certa e reliquia il Par. 6069 I, della fine del Trecento, che ci dà le vite di Adamo, Noè, Nembrot, Nino, Semiramide, Abramo, Isacco, Giacobbe, Giuseppe, Mosè, Giasone, Ercole: il sig. De Nolhac ce le offre per disteso, salvo quelle di Giacobbe e Giuseppe delle quali pubblica alcun saggio soltanto. Non può essere dubbio che abbiamo qui una redazione anteriore a quella presentataci dal 6069 F: l'accenno della epistola su citata ha che a tanto lavoro »illa mea solitudo dedit animum«, cioè Valchiusa; e nel Secretum invece Sant' Agostino dice al Petrarca, sempre alludendo alla Epitome: »... famam inter posteros concepisti, ideoque manum ad maiora iam porrigens, librum historiarum a rege Romulo in Titum Caesarem, opus immensum, temporisque et laboris capacissimum, aggressus es.« Dial. III, pag. 365, ediz. di Basilea, 1581.) L'amplissima impresa di Valchiusa si era pertanto ristretta già à più modesto confine; e si può ragionevolmente credere col sig. De Nolhac che i materiali così preparati e ormai sovrabbondanti andassero a comporre il Liber rerum memorandarum. Nondimeno gli amici del Petrarca speravano ancora che egli riprendesse e ordisse tutta quanta la tela avviata; e alla morte sua Zenone da Pistoia nella Pietosa fonte accennava agli eroi di tutta quanta l'antichità, e anzi di tutto quanto il Medio evo, che avrebbero dovuto entrare nell' opera rimasta a mezzo per la gran perdita che egli piangeva.

2. Non è punto improbabile che il pensiero del poema germinasse nella mente del Petrarca dallo studio che fece per la Epitome quorumdam clarissimorum heroum ove tanta parte doveva avere Scipione: certo l'Africa e la Epitome procederono di conserva negli anni, finchè il medesimo destino li volle incompiute, e l'una e l'altra, per la morte dell' autore. Il sig. A. Giordano ha dato sul poema un volume che, se non giunge a resultati nuovi e certi, come quelli che il Sig. De Nolhac nel tempo stesso presentava pel libro storico, non è per altro senza merito.[3]) Ma alla diligenza con la quale egli ha spigolato dalle opere del Petrarca le testimonianze dirette e indirette sull' Africa, non risponde quella, necessaria del pari al progresso degli studii, di ricercare i lavori de' predecessori sopra l'argomento preso a trattare. Per citare sole tre delle opere che sarebbero stata al sig. Giordano un aiuto grandissimo, quando egli o non le avesse ignorate o se ne fosse valso a dovere, mi basti citare quella del Koerting, Petrarca's Leben und Werke, la Wiederbelebung des klassischen Alterthums del Voigt, e Il Petrarca e i Carraresi dello Zardo; il che significa (poi che non può farglisi rimprovero di avere trascurata la notizia del sig. De Nolhac sul De viris, che uscì contemporaneamente al suo volume) i lavori che sarebbero stati una preparazione sicura alla indagine che il sig. Giordano si proponeva: »studiare nell' Africa l'ingegno e la natura del Petrarca specialmente quanto all' erudizione.« A sì fatto scopo era, del resto, insufficiente la dottrina di lui, fuor delle opere del Petrarca medesimo, nel campo larghissimo della coltura preumanistica: di che ormai si persuaderebbe facilmente da sè, pur che desse un' occhiata al recente Pétrarque et l'humanisme del sig. De Nolhac. Questa

3) A. Giordano, Francesco Petrarca e l'Africa. Fabriano, tipografia Gentile, 1890.

censura generale mi dispensa da una recensione particolareggiata: una buona metà del libro del sig. Giordano è inutile agli studiosi, perchè inadequata all' argomento. Nell' altra metà, che consiste nel raffronto continuo dell' Africa con le altre opere del Petrarca, si troveranno invece notizie e osservazioni proficue, anche per la cronologia della composizione; che resta iniziata a Valchiusa nella primavera del 1338, e condotta, al punto ove l'abbiamo, nel 48—49 a Parma, salvo i ritocchi della lima che più o meno forti durarono per tutta la vita del poeta. Così pure non è senza pregio l'analisi interna del poema, onde il sig. Giordano è guidato a concludere che »il personaggio principale, Scipione, ha carattere soverchiamente astratto come richiede il disegno dell' opera, ed è consequentemente quasi affatto privo delle qualità reali ed umane che pur non mancano talvolta in Annibale«, e che il più grave difetto sta nel non essere mantenuto »l'accordo e la rispondenza fra la proposizione e lo svolgimento particolare.« Già lo Zumbini aveva, con maggiore acume, osservato che, per trovare nell' Africa qualcosa che somigli ad una creazione, bisogna cercarla in quei luoghi dove sono descritti personaggi e fatti secondari; e che i caratteri e le situazioni più belle del poema sono sempre là, dove il poeta ha messo un po' di se medesimo (Studi sul Petrarca, Napoli, 1878, pag. 143 e 149). Nuoce al volume la scorrezione tipografica; e al lavoro nuoce spesso la irregolarità delle citazioni.

3. Un curioso accenno alla fama del Petrarca come altissimo maestro nell' erudizione classica, stimo utile raccogliere qui da una lettera, che pubblicò il sig. Fr. Novati traendola da una filza dell' Archivio Storico Mantovano (E. XLVI. 2). Lodovico Gonzaga si compiaceva, quanto de' libri volgari, tanto e forse più dei classici: nel 1371 un avventuriere ferrarese, Niccolò Beccari, che sembra militasse agli stipendii di Francesco da Carrara, come è ragionevole supposizione del sig. Novati, e nel quale ben si può riconoscere il rimatore, fratello di Antonio, e men famoso di lui, gli scriveva delle sue ricerche: ».... Sed nunc venio ad quesita per vos. Verum est quod Cesaris mei longe singularem epistolam habui et observavi eam reverendam fore, ac magis quam reliquias aliquorum (stimo inutile l' aggiunta proposta dal N. sanctorum): eamdem vobis per latorem im presenciam transmitto. Aliud eius nichil usque inveni; sed profecto autumo penes veritatem, si qua supersint ad aetatem nostram in orbe terrarum descripta dictata per illum, (habeat, N.) gloriosissimus vester et dominus meus, dominus Franciscus Petrarca, quod sit sacratissimum scrineum vel sacernaculum (sic. l. tabernaculum antiquitatis? N. antiquitatis sembra superfluo). Nec speret quisquam peregrinarum antiquitatum si quid extat aliunde posse contrahere extra ipsum, ad quem paucissimis diebus sum accessurus Arqua degentem; ibidem ab eo summa curiositate atque instantia impetrabo quasque Cesaris literas (ms. literaturas) habuerit; nec timeo repulsam, cum, etsi in cuntis humanus semper extiterit, in me omnium iudicio apparuerit humanissimus . . .«[4])

4. Restando ancora nel cerchio delle opere latine, debbo indicare una Nota presentata dal sig. G. B. Siragusa[5]) alla R. Accademia de' Lincei: L' epistola »Immemor haud vestri« e l' epitaffio

4) J. Novati, I cod. franc. de' Gonzaga. In Rom. XIX, 1890, p. 169—71. Questo accenno non è sfuggito alla diligenza del sig. De Nolhac, Pétrarque et l'humanisme, Paris, Bouillon, 1892, pag. 71. 5) In Atti della Reale Accademia dei Lincei, Rendiconti, 1890, 2º semestre, pag. 295—98.

per Roberto di Angiò del Petrarca, secondo il Codice Strozziano 141. I manoscritti della epistola o non hanno didascalie o la dicono, di solito, diretta a Nicolò d'Alife; invece lo Strozziano 141 ha innanzi ad essa: »Ejusdem [Petrarchae] epistola ad dominum Johannem Barelium de Neapoli petentem ab eo epytaphyum Roberti regis.« Si avverta che quel codice contiene le egloghe e le epistole metriche del Petrarca, di mano della prima metà (così crede il sig. Siragusa) del sec. XV; e che ha in fine alle egloghe l'annotazione: »Bucolicum Carmen meum explicit, quod ipse, qui ante annos dictaveram, scripsi manu propria apud Mediolanum anno hujus etatis ultime m. ccc. lvij.« Il che lo mostra copia di un autografo; nè sarebbe ragionevole il sospetto d' un' invenzione fallace, poi che quella data del 1357 concorda con la dimora milanese. Ora, Giovanni Barrili ci si presenta come corrispondente del Petrarca anche in altri luoghi delle opere di questo, che lo lodava di senno maturo e di perfetto criterio; e la testimonianza dello Strozziano 141 è certamente tale da far dubitare che egli, e non Nicolò Alunno d' Alife, avesse pregato il poeta dell' epitaffio per la tomba di re Roberto. Fin qui il sig. Siragusa che dà, di sul codice stesso, l' epistola e l' epitaffio, con le varianti del codice Laurenziano Plut. XXXVI sin. n. 9, e della stampa di Basilea, 1581. E il contributo che egli ci offre è notevole; ma resta la questione: la domanda dell' epitaffio fu fatta al Petrarca dal D' Alunno o dal Barrili? e il Petrarca a chi di loro mandò l'epitaffio con l'epistola d' accompagnamento? Di contro allo Strozziano 141 stanno, col nome del D'Alunno, altri autorevoli manoscritti, come il Laurenziano Plut. XXVI sin. n. 3, che è del secolo XIV: e anche questo nome del D' Alunno, maestro di razionalato[6]) e poi gran cancelliere del Regno di Sicilia sotto Roberto e Giovanna I, e in relazione pur egli col poeta, si presenta non improbabile. Può supporsi che, come in alcuni luoghi degli scritti del Petrarca, segnalati dal sig. Siragusa medesimo, i due nomi compariscono insieme, così insieme fossero nel' l'autografo, o il poeta ne' suoi scartafacci variasse dall' uno all' altro sopra la risposta alla domanda fatta da tutt' e due loro in comune, o da l'un d' essi a nome anche dell' altro. Ciò spiegherebbe la doppia didascalia de' manoscritti, che si presenta nelle due forme con pari autorità e probabilità. Si osservi inoltre che, mentre l'epistola dà del tu al richiedente, comincia col plurale: »Immemor haud vestri, quamvis me longa viarum« etc.

5. Mentre la breve Nota del sig. Siragusa offre per tal modo una utile notizia di fatto sulle relazioni del Petrarca con la corte napoletana, nulla di nuovo e di utile è nel libretto del sig. Arsenio Amabile, che registro qui soltanto perchè altri non sia indotto a ricercarlo: La corte di Roberto d'Angiò e il secondo viaggio del Petrarca a Napoli.[7]) Il sig. Amabile si è posto a trattare questo argomento senza la necessaria preparazione, e non fa per ciò se non ripetere assai confusamente e inesattamente una parte di quello che si sa intorno ad esso. Pe' versi dell' episodio di Magone, onde nacque al Petrarca l'accusa di aver plagiato Silio Italico, non fa il sig. Amabile se non riferire tale e quale la osservazione dello Zumbini sulla conformità tra

6) Così dico, anzi che, col sig. Siragusa, maestro razionale, avendo innanzi il documento (cfr. Giorn. stor. della lett. ital. XVII, 1891, p. 146 in cui messer Nicolò di Petrarca da Amalfi è detto aver avuto dalla regina Giovanna »officium magistri racionalatus ad vitam«. 7) Napoli, Mormile, 1890.

i concetti attribuiti al Cartaginese e il sentimento del Petrarca, là dove »per Silio ci sarebbe una disformità obbiettiva ed un' altra subbiettiva.«[8]) Anche qui è deplorabile la trascurataggine delle citazioni.

6. Passiamo alle opere in volgare. Ben poco ci diede il 1890 che abbia, rispetto ad esse, una qualche importanza. Prima d' ogni altro lavoro è da porre la dissertazione del sig. ERNESTO RAAB, sulla tecnica poetica nel Canzoniere.[9]) Prendendo le mosse dalla lode di lirico perfetto che il Muratori diede al Petrarca per »la leggiadria della Lingua, la bellezza dello Stile, la nobiltà de' pensieri«, il sig. Raab ha sottoposte ad esame particolarissimo le rime di lui, e vi ha rilevate per categorie grammaticali le allitterazioni, i giochi di parole, l'onomatopeie, le annominazioni, e via dicendo, tutti i tropi e figure. Lo spoglio è fatto con gran diligenza, ed è un' utile dimostrazione, quasi matematica, dell' elemento formale nell' arte petrarchesca; elemento che talvolta vi assume tanta e sì fatta importanza che sforza il contenuto, o anche inventa il contenuto stesso per aver modo a palesarsi. Ci sono infatti nell' arte del Petrarca, come dimostrano bene gli abbozzi autografi, due momenti diversi: il primo è il sentimento che inspira rapido e caldo il poeta, sì da indurlo (se anche non vogliamo credere alla pelliccia famosa) a fermar subito con qualche accenno il pensiero e la immagine che gli balenano alla mente; il secondo è lo scrupolo della espressione, sulla quale l'artista torna a più riprese, insistente, paziente, raffinato. Talvolta questa cura gli fa raggiungere viva e lucida la forma del concetto; tale altra, invece, nuoce alla spontaneità del concetto stesso. Il sig. Raab ha preparato un ottimo materiale a chi vorrà spingere più oltre nei particolari quell' analisi che il De Sanctis fece già magistralmente. Se non che, armato del microscopio, vide qua e là anche artificii che il poeta non cercò. Ad esempio, non sembra che possa essere stimato come allitterante il verso:

Ha Morte, e poca terra il mio ben preme,

dove preme è così distante da poca, e i due p sono in posizione da dare suono così differente. Nè è gioco di parole il seguente, tra due versi, con pausa di senso a mezzo, di lavoro con l' avaro:

Ch' io lasciai per seguirla ogni lavoro;
Come l' avaro che 'n cercar tesoro.

Così in qualche altro caso. Ma quando il sig. Raab sale alle figure di concetto, questa sua, a così dirla, microscopia, non esagera più l'osservazione; e ad ogni modo, anche qui, ciò in fondo non dimostra altro se non lo scrupolo dell' osservare tutto. Sarebbe pedanteria rimproverargli qualche errore di stampa, facile quasi sempre a correggere: uno ricorre troppo spesso; ed è Jo invece di Io, che è pronome offeso anche ne' versi sopra citati

Ch' i' o lasciai per seguirla ogni lavoro

invece di Ch' io lasciai.

7. Il sig. E. COLAGROSSO, in un articolo La metrica nella cronologia del Canzoniere[10]), non accetta in tutto il suo rigore la teoria

---

8) Op. cit. pag. 147—49. 9) Studien zur poet. Technik Petrarcas. Leipzig-Reudnitz, Hoffmann, 1890. 10) Verona, Tedeschi e figlio, 1890; estr. dalla Biblioteca delle Scuole italiane II, 10. Ristampato con ritocchi negli Studj di letteratura italiana dell' autore stesso, Verona, Tedeschi e figlio, 1892, pag. 119—151. L'articolo si riferisce a C. Appel, Die Berliner Handschriften der Rime Petrarcas, Berlino 1886, e a A. Pakscher, Die Chronologie der Gedichte Petrarcas, Berlino, 1887.

del sig. Pakscher, rispetto all' ordinamento delle rime nel manoscritto Vaticano 3195; e crede, col sig. Appel, che accanto al criterio cronologico il Petrarca ebbe, in esso ordinamento, anche l'artistico. Non è dubbio, che alcune poesie, con una data interna, si veggono disposte, a intervalli maggiori o minori l'una dall' altra, nel Canzoniere, secondo l'ordine cronologico; ma altre guastano questo ordine in modo irrefutabile. Può dar luce la metrica? Il sig. Colagrosso, esaminando lo schema di tutte le canzoni, conclude un po' dubitosamente col sig. Appel (dal quale discorda per lo schema della canzone Quando il soave mio fido conforto, che stima a stanze divisibili) che si può ammettere la massima, avere il Petrarca usato un dopo l'altro i sistemi metrici senza più tornare a un sistema già oltrepassato. Da che le eccezioni, sieno pur poche, non possono negarsi, a me sembra che tale massima non debba accettarsi. Nè accetterei l'opinione che la canzone alla Vergine sia stata scritta dal poeta, vivendo ancora Laura, salvo la stanza ottava, aggiuntavi quando fu destinata a suggello del Canzoniere: è un' ipotesi ardita che nulla giustifica, nè le accresce probabilità ciò che nota il sig. Colagrosso nella stanza settima e nella decima; perchè i versi della settima

Mortal bellezza, atti e parole m'ànno
Tutta ingombrata l'alma

presi là dove sono, in quella specie di storia retrospettiva che fa de' suoi affanni il Petrarca, non disdicono punto a Laura morta; notisi, anzi, il mortal, detto della bellezza di lei: e ne' versi della decima

Che se poca mortal terra caduca
Amar con sì mirabil fede soglio

quest' ultimo verbo, soglio, non è, come sanno tutti gli studiosi dell'antica nostra poesia, che l'uso frequentissimo, rilevato già dal Gaspary e da altri, del presente invece del preterito, secondo quel che accade al provenzale soler. Onde si ha invece una conferma che Laura era morta.[11]) Il sig. Colagrosso reca la schema anche de' sonetti, delle sette ballate e de' quattro madrigali. È da avvertire fin da ora che la grave questione dell' ordinamento delle rime è stata studiata di recente dal sig. G. A. Cesareo, e pel suo lavoro, che è molto più ampio e particolareggiato, sarà meglio presa in esame da chi renderà conto della letteratura petrarchesca nel 1892[12]).

8. Secondo il sig. Cesareo, che è l'ultimo critico che abbia discusso a chi si volga la canzone Spirto gentil, questa sarebbe stata scritta nel 1337 per Busone da Gubbio: ma è lecito credere che la »vexata quaestio« continuerà ancora. Non le diede nuovo andamento il lavoro del sig. F. Macry-Correale, il quale si contentò di commentarla, senza esporre un' opinione sua propria, e ricorrendo di continuo a' suoi predecessori[13]). Con novità, invece, e garbo il sig. G. Albini

11) Nella ristampa del suo lavoro il sig. Colagrosso aggiunse egli stesso una nota per dire che soglio può anche avere tal valore d'imperfetto. 12) Su l'ordinamento delle poesie volgari di Francesco Petrarca in Giornale storico della lett. ital. XIX, 219 e segg., XX, 91 e segg. Sulla metrica del Canzoniere sono utili osservazioni nello scritto, pubblicato postumo, di L. Castellani, Di alcuni precedenti della lirica amorosa di F. Petrarca, in Scritti di L. C. Città di Castello, Lapi, 1889. E nel 91 è uscito Forme metriche della lirica di Petrarca e di Dante negli Studii letterari di Vicenzo Vivaldi, Napoli, Morano. 13) La canzone del Petrarca »Spirto gentil«, saggio di un nuovo commento. Siena, tip. S. Bernardino, 1890.

discute nella canzone Chiare, fresche e dolci acque la intenzione del poeta, che fu, egli crede, di rappresentarci il luogo ove Laura, non una volta sola e determinata, ma più volte, era scesa a bagnarsi.[14]) Prima le acque, nelle quali non è detto che il poeta la vedesse mai; poi il gentil ramo, cioè l'albero fiorito a piè del quale il poeta la vide, e ora se ne rammenta con sospiri. L'angelico seno sarebbe pel sig. Albini, che in ciò segue altri, quel della gonna leggiadra di Laura seduta. Molto opportunamente egli richiama i versi di un' altra canzone (Se 'l pensier che mi strugge), i quali alludono alla scena medesima, rammentando il terreno

. . . . ov' ella ebbe in costume
Gir fra le piagge e 'l fiume,
E talor farsi un seggio
Fresco, fiorito e verde.

E si osservi che è la canzone immediatamente precedente a Chiare, fresche e dolci acque.

9. In un codice della Biblioteca Universitaria di Padova, contenente il De civitate Dei di Sant' Agostino, il Sig. De Nolhac, per una esplorazione sistematica, rintracciò questa postilla autografa del Petrarca: »Anno Domini m. iij.c xxv mense frebruari in Avinione emi istum librum de civitate Dei ab exequutoribus domini Cinthii cantoris Turonensis pro pretio florenorum xij.« Comunicando agli studiosi la sua scoperta, notevole perchè fornisce una data precisa della vita del poeta, il sig. De Nolhac espose i dubbii cui essa gli dava occasione e ragione: nel febbraio del 1325 il Petrarca, secondo ciò che si sapeva, era a Bologna, non ad Avignone, dove si credeva fosse andato soltanto il 26 aprile del 26. Onde una ipotesi; che forse egli accorse ad Avignone con un rapido viaggio nel 25, per la morte del padre suo, della quale s'ignora il tempo preciso.[15]) E altre due ne feci io, rendendo conto della comunicazione del sig. De Nolhac: esser forse errata invece la data dell' arrivo ad Avignone nel 26, fondata sul racconto dell' ascensione del Ventoux, oppure essere errata nell' anno la nota del codice padovano, scritta forse dopo qualche anno dall' acquisto.[16]) Tutt' e tre queste ipotesi cadono innanzi alla osservazione fatta e dimostrata molto bene dal sig. M. Girardi in uno studio di cui dovrà parlare chi renderà conto della letteratura petrarchesca nel 1892. Basti qui anticipare che il sig. Girardi, mettendo in chiaro che il Petrarca computava gli anni alla fiorentina, cioè ab incarnatione, dal 25 marzo, quando scrisse la nota su riferita volle riportarsi al 1326, secondo il computo nostro a nativitate. Partito da Bologna il 26 aprile 1325, o almeno prima del 20 luglio di quell' anno, ben potè trovarsi ad Avignone nel successivo febbraio. La dimostrazione del sig. Girardi, che da questa data si muove, comprende, con acume e lucidità di critica, altre date della vita del poeta, che si riferiscono l'una all' altra.[17])

10. Dal Protocollo di ser Mariano di ser Pietro da Sant' Ilario, notaio e scriba del vescovato di Fiesole, il sig. Paolo Galletti, che lo

14) Nota petrarchesca, Imola, Galeati, 1890 (Nozze Bezzi-Fassoni). 15) Une date nouvelle de la vie de Pétrarque. Extrait des Annales du Midi t. II 1890, p. 65—71. 16) Riv. crit. della letter. ital., febbraio 1890, VI, 2. 17) La »nuova data« scoperta dal signor Pietro De Nolhac nella vita del Petrarca. Padova, Randi, 1892. Estratto dagli Atti e Memorie della R. Accademia di Padova, vol. VIII.

possiede, trasse alcune menzioni di ser Petraccolo e ser Parenzo, il padre e nonno del Petrarca, che vi si trovano nominati in atti del 1299—1300.[18]) Il nome di Garzo dell' Incisa, bisnonno di lui, che è pur mentovato, richiamò la mia attenzione su alcune laudi antiche della raccolta cortonese, ove apparisce un Garzo dottore, che vi si dice autore di quelle rime; e posi per ciò innanzi l'ipotesi che il laudese, probabile autore dei Proverbi di Garzo, che pubblicava contemporaneamente il sig. Appel, e subito dopo il sig. Novati, fosse il padre di ser Parenzo, padre di ser Petraccolo, padre di Francesco. Osservai, a sostegno, che anche messa da parte la ragione dell' atavismo, il nome di Garzo non apparisce altrove che in quelle laudi e proverbii, e negli atti riferentisi al bisnonno del Petrarca; che il laudese fu dottore, comme il padre e il nonno del poeta; che la convenienza del tempo è perfetta; e quella de' luoghi più che sodisfaciente.[19]) Ottimo rincalzo all' ipotesi mi diede il sig. Albino Zenatti col rammentare la vivace immagine di quel Garzo suo bisnonno, che il Petrarca stesso tratteggiò nella III del libro VI delle Familiari, dicendolo piissimo e devotissimo, e consultato da vicini e da lontani per le risposte che dava piene di senno e di acume. Nè ha valore l'obiezione che il Petrarca lo dica quivi incolto delle lettere: rispetto alla dottrina sua, quel povero vecchio, scrittore di laudi e di proverbii in volgare per uso del popolo, doveva apparire, quale anche l'età cui appartenne recava ch'ei fosse, digiuno delle buone lettére classiche.[20])

Guido Mazzoni.

Giovanni Boccaccio. Nel 1890 s'aggiunsero alla ricca letteratura boccaccesca un libro e due memorie. Il libro è dovuto alla penna di Enrico Cochin[1]); le memorie sono, una di Polidoro Hochart[2]), l'altra di Francesco Macrì-Leone.[3])

Il volume del Cochin fu compilato in servigio del pubblico francese, affinchè la figura del Boccaccio gli apparisse in più giusta luce, e la tradizione calunniosa che vuole messer Giovanni solo un maestro di pornografia, cedesse alla verità della storia, che ce lo mostra tanto migliore della sua fama, ne' diversi aspetti — oltre che d'artista sovrano — di erudito, di moralista, di cittadino, d'uomo. Anche il Cochin, come già Attilio Hortis, fu condotto ad esaminare le opere del Boccaccio da' suoi studi sopra il Petrarca: e s'invaghì per tal modo dello scrittore e delle cose di lui, che circola per entro a queste pagine geniali il soffio di una inspirazione affettuosa, vi si diffondono il raggio e la grazia di un entusiasmo sincero. La vita del Boccaccio, dalla nascita e dalla passionata e sensuale giovinezza alla malinconica e inferma vecchiaia, è ricomposta abbastanza

---

18) Giorn. di Erud. Firenze, 1890; II, 186—88. 19) Laudi Cortonesi del sec. XIII, edite da G. Mazzoni, con un' appendice »I proverbi di Gharzo« di C. Appel; in Propugnatore, N. S. III, 1890; e Ancora su Garzo, ivi. F. Novati, Le serie alfab. proverb. e gli alfabeti disposti nella letteratura italiana de' primi tre secoli, in Giornale storico della lett. ital. XV, 1890. p. 358 e 361. 20) Il bisnonno del Petrarca; in Propugnatore, N. S., vol. IV, 1891, p. 414—421.

1) Boccace, Études italiennes, già menzionato quì stesso, p. 101. 2) Boccace et Tacite, negli »Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux«, année 1890, no. 2 et 3. Paris, Leroux, 1890.

esattamente; la natura, l'animo, l'ingegno dell' uomo e dello scrittore sono compresi e rappresentati con sicurezza e con perspicuità. Ciò che sopra tutto appar chiaro e ben lumeggiato è il contrasto fra l'un periodo e l'altro della vita del Boccaccio, fra la giovinezza e l'età matura. In quella le gaiezze spensierate del soggiorno di Napoli, e gli amori, e le opere volgari, in prosa e in rima, nelle quali è tanta gioia pagana di voluttà e di vita; in questa il pentimento, la meditazione, i gravi studi. E in giusto rilievo è messa altresì la influenza profonda dell' amicizia del Petrarca sull' animo e sulla mente del Boccaccio. Ma tutto ciò, come si disse, è per il pubblico: nulla di nuovo, o quasi, dobbiam dunque aspettarci nel volume del Cochin. Perciò tornerebbe inutile indugiarsi sopra questa o quella affermazione, discutere questo o quel giudizio, correggere questo o quell' errore particolare.[4]) Un contributo originale agli studi boccacceschi ritroviamo però in una nota posta in fondo al volume. Si tratta di stabilire la data, rimasta finora incerta, del secondo viaggio, che fece il Boccaccio a Venezia per visitarvi il Petrarca. Di questo viaggio sappiamo da un documento ben conosciuto: la lettera »*Ut te viderem*«[5]), diretta dal Boccaccio stesso al Petrarca, e scritta a Firenze un 30 di giugno. Il Cochin dimostra, in modo che mi pare inconfutabile, che l'anno, cui spettano il viaggio e la lettera, non può essere se non il 1367. Il Boccaccio andò e tornò fra l'aprile e il maggio di quell' anno.

Non altrettanto persuasiva è la dissertazione dell' Hochart, la quale vorrebbe compiere e raffermare i noti studi, ove l'autore stesso si sforzò di togliere a Tacito la composizione degli Annali e delle Storie, per farli passare come non altro che una falsificazione di Poggio Bracciolini. A tesi così fatta opponeva difficoltà insormontabile la conoscenza che di quelle opere di Tacito mostra avere avuta il Boccaccio. Quindi l'Hochart s'è proposto di riprendere in esame e render nulle, ad una ad una, le prove che si allegano per far manifesto che Tacito fu tra gli autori antichi, che il Boccaccio ha letti e adoperati. Disperata impresa: la quale, naturalmente, fallì, nonostante la buona volontà di chi ci si mise. Basti sol questo. Non c'è dubbio che nel »De Claris Mulieribus«, il Boccaccio si valse di Tacito. Ebbene, l'Hochart non si sgomenta: egli nega al Boccaccio la paternità di questo libro. In fondo alla vita della regina Giovanna, si narra che, avvenuta la morte di costei, se ne trasse ed espose in pubblico la salma, in maniera che nessuno potesse aver dubbio ch' ella fosse ancor viva. Ma Giovanna morì nel 1382, esclama trionfalmente il critico, e già dal 1375 il Boccaccio era sotterra! Come potrebbe dunque avere egli toccato della tragica fine di Giovanna? Ohimè, l'Hochart non s'è accorto che quel racconto in fine al »De Claris Mulieribus«, non ispetta al Boccaccio, ma è solo un' aggiunta di Donato degli Albanzani![6])

E così siam giunti a discorrere di una memoria bene altrimenti notevole, quella del Macrì-Leone sopra il pensiero politico del nostro

---

3) La politica di Giov. Boccaccio, nel »Giorn. stor. della lett. ital.«, XV 79. Torino, 1890. Il povero Macrì è morto, giovanissimo, l'11 giugno 1891. 4) Vedansi, per es., »Zs. für vergl. Literaturgeschichte und Renaissance-Lit.«, N. F., IV 150; »Giorn st. della Letterat. italiana«, XVI 407. 5) Corazzini, Le Lettere ecc. di G. B., p. 117. 6) Hortis, Studj sulle opere latine del Bocc., p. 116. Vedi, del resto, P. de Nolhac, Boccace et Tacite, Rome, 1892 (extrait des »Mélanges d' Archéologie et d' Histoire« publ. par l' cole française de Rome, t. XII).

scrittore.[7]) Anche il Macrì dimostra come il Boccaccio superi la sua fama, e sia molto più che un novelliere licenzioso e spensierato. Egli comincia da imaginare che il lettore meravigli al trovar che si parli di una politica dell' autore del »Decameron«, a quel modo che si parla della politica di Dante e del Petrarca. Ma il novelliere non visse unicamente all' amore dell' arte sua, senza prestare attenzione alcuna alle questioni politiche, che agitassero il suo paese. Opinioni e sentimenti politici egli manifesta in luoghi quà e là sparsi nelle opere, più specialmente in parecchie delle egloghe. Luoghi ed egloghe raccolse ed illustrò il Macrì-Leone.

Non dobbiam certo attenderci compiute dottrine, ideali precisi: e lo riconosce anche il Macrì (p. 96); dopo avere però attribuito al Boccaccio, nell' ordine politico, »un gruppo d'idee originali e di sentimenti suoi propri« (p. 80). Troppo confusi i tempi, troppo distratto quello spirito, come giudica il critico in un luogo (p. 96), mentre prima lo aveva creduto distratto »apparentemente« (p. 80). In ogni modo, è chiaro che il Boccaccio fu di sentimenti guelfi. Se nel »Filocolo«, in quello stesso romanzo, dove si celebra il conquisto angioino del reame di Sicilia quasi opera divina[8]), si fa comparire, in una visione dantesca, la figura di Roma in mezzo al papa e all'imperatore[9], certo è che il Boccaccio, nato di padre guelfo, cresciuto in città guelfa, lungamente vissuto a Napoli, famigliare agli Angiò, nel tempo che la fazione dei Guelfi dominava sovrana sopra così gran parte d'Italia, ebbe tanto amore a' principi che n' erano il più valido sostegno quanto odio a' loro nemici antichi e nuovi, agli Svevi ed a' Tedeschi tutti insieme, ed ebbe cara, sopra ogni cosa, contro qualsiasi tirannide, la libertà del suo comune. L' impero, per lui, secondo la frase di una delle egloghe, è »titolo vano« (»titulos vacuos«), le quali parole ci fanno rammentare il torturato »nome vano senza soggetto« del Petrarca. Men sognatore degli altri due grandi fiorentini contemporanei, il Boccaccio non ebbe nè propugnò ideali poetici e lontani: ebbe insomma le aspirazioni, le vedute, i sentimenti di qualunque buon fiorentino del trecento; e fu quindi la politica sua punto metafisica, punto eroica, molto borghese, conforme quel senso del reale, ch' era proprio dell'indole e della mente di lui, e fu così cospicua ragione della immortalità della sua arte. Ma se amò Firenze, con l'animo stesso, di che diè prova talvolta innanzi il prepotere dei signori, dispettò le volgarità e le licenze della democrazia.

Tutto questo non è nuovo di certo, ma dal M. fu reso chiaro più compiutamente. Vuol esser quì fatto solo qualche appunto. A p. 105, n. 3, il M. osserva che il Boccaccio, nel »Filocolo«, fa comparire Roma con a' lati il papa e l' imperatore, ma che poco appresso, quando gli eroi del romanzo si recano effettivamente a visitare l'eterna città, dell' imperatore non si fa più motto. Sta bene, ma, in luogo di lui, s'imagina che reggesse la città, siccome patrizio, un Bellisano (reminiscenza di Belisario), che il Boccaccio fa figliuolo del Cesare d'allora, di Giustiniano, perchè il poeta ha voluto trasportarci all'età del dominio bizantino, e ci rappresenta Roma quale appariva

7) Pure un allievo mio, il signore Giacomo Marini, presentò per la laurea, nel luglio 1887, uno studio sul medesimo argomento. Ma della politica del Bocc., assai bene aveva già trattato l'Hortis, Studj, specialmente pp. 140 sgg. 8) »Filocolo«, ed. Moutier I 1—4. 9) Ivi, II 296—98.

secondo le tradizioni de' primi tempi del medio evo.[10]) Rispetto a ciò che il Boccaccio accenna intorno gli Angioini, è da aggiungere che egli menziona Carlo I anche nell' »Amorosa Visione«, ma dimostra di aver creduto alla voce che lo faceva autore dell' avvelenamento di Tommaso d' Aquino.[11]) L' avarizia di Roberto non è punta solo nel noto luogo dell' »Ameto«, ma pur nella stessa »Amorosa Visione«, dove troviamo il re posto fra gli avari, che si sforzano di arraffare oro e gemme.[12]) Ed era, al proposito medesimo, da citar l'aneddoto dello scultore fiorentino, che, essendo stato chiamato alla corte di Napoli, si sdegna tosto dell' animo gretto che mostra il re, e se ne torna, senz' altro, in patria, come narra il Boccaccio nella lettera al Nelli.[13]) Quanto alle allusioni alla casa di Svevia ed a' Tedeschi, il M. cita il luogo dell'»Amorosa Visione«, dove s'accenna a Manfredi (p. 98, n. 1), ma non avverte, che, in qualunque modo, e Manfredi e Corradino son posti pur sempre nel trionfo della Gloria, poco lungi a Carlo d' Angiò.[14]) Per contro, in un passo del »De Casibus«, che il M. non cita, si deplora che Roma, nel presente suo stato, soggiaccia all' impero de' Tedeschi.[15])

Il M. procura di scagionare il Boccaccio dalla grave accusa di contraddizione e di adulatoria menzogna che da critici recenti, l'Hortis e il Zumbini, gli fu apposta, per il contrasto che sarebbe fra alcune delle egloghe nel descrivere e nel giudicare i tragici eventi di Napoli e del regno dalla uccisione in poi di Andrea d'Ungheria. Starebber due gruppi di egloghe l' un contro l' altro: la III et la VIII nell' uno, nell' altro la IV, V, VI. Ma io non mi spiego perchè la VIII s'aggiunga alla III. In quest' ultima aperta e fiera suona l'accusa a Giovanna di essere stata autrice della orrenda morte del marito: ma nella VIII l'accusa non si ripete, ed all' assassinio di Andrea son fatte solo rapide e vaghe allusioni. Tutta l'ira del poeta si volge quì contro l' Acciajuoli e la sua Lupisca, ch'è forse Caterina di Valois; non contro Giovanna.[16]) Nè sono i due carmi dello stesso tempo.[17]) In contraddizione con il secondo gruppo delle egloghe sarebbe dunque solamente la III. Ma la contraddizione esiste davvero? Il M. nota che essa esisterebbe se il Boccaccio nelle egloghe IV, V, VI, esaltasse quella stessa Giovanna che aveva vituperata nella III. Egli invece non s'occupa più di lei; pon sulla scena il novello marito, Luigi di Taranto, ne rappresenta la paurosa e amara fuga, celebra la fedeltà dell' Acciajuoli, il solo rimastogli accanto nell' avversa fortuna, adombra lo strazio del regno invaso

10) Vedasi il mio studio sul »Cantare di Fiorio e Biancifiore«, Disp. 233 della »Scelta di Curiosità Lett.«, Bologna, 1889, pp. 451—52; e P. Meyer, Girart de Roussillon, Paris, 1884, p. 2, n. 3. 11) Vedi »Studi di Fil. Rom.«, I 438. 12) »Am. Vis.«, c. XIV, terz. 8—11. 13) Corazzini, Lett. cit., p. 147. 14) C. XII, terz. 3 sgg. A proposito di re Carlo e Corradino vedi pure Hortis, Studj, p. 126. 15) Vedi »I Casi de gl' Huomini Illustri«, nella trad. Betussi, Firenze, F. Giunti, 1598, p. 497. 16) »Cumque diem functus terras dimitteret Argus, — et laevo tandem fato cecidisset Alexis ....« »Quid tunc Melalces tacuit? quid dixit Amaetus?« »Assensere Dei, sic ira, et crimen inultum — permisit miseri laqueo pereuntis Alexis«. Cfr. il »Bucolicon« boccaccesco nella ediz. di Ecloghe procurata dall' Oporino, Basilea, 1546, pp. 635 sgg. Sono accenni generici alla uccisione di Andrea, alla tolleranza delle mene e delle prepotenze dell' Acciajuoli e di Caterina (?) da parte di Giovanna e di Luigi; cui s'aggiunge il pensiero che ciò avvenga per ira degli Dei essendo rimasto invendicato l'assassinio di Andrea; ma in nessun luogo dell' egloga si attribuisce a Giovanna l'assassinio, come accade invece nell' egl. III. 17) Hortis, Studj, pp. 5—11; 20—33.

dagli Ungheresi, e intona l'inno del trionfo al ritorno del re nella sua capitale; ma fa dal re stesso giudicar legittima l'ira di Lodovico d' Ungheria sceso a vendicare il fratello. Il critico tuttavia non pose mente al fatto che il Boccaccio doveva trovarsi presso Francesco degli Ordelaffi signore di Forlì, all' irromper delle armi vindici degli Ungheresi nel regno, ed era quindi con la parte contraria a Giovanna, allora quando compose la egloga III.[18]) Le altre eglоghe invece, che son tutte dirette a celebrare la fedeltà dell' Acciajuoli e il trionfo di Luigi di Taranto, ci mostrano il Boccaccio non più nelle schiere de' nemici degli Angioini di Napoli, ma tra le schiere opposte, tra gli amici di costoro. Il Boccaccio fa dir giusta a re Luigi l' ira del fratello dell'ucciso Andrea: è vero, ma anzi a Giovanna ed al marito ed a' loro partigiani tanto meglio conveniva deplorare la uccisione: ciò che importa è che il Boccaccio non continua più l'accusa tanto chiaramente scagliata contro Giovanna nell' egloga III. Ora, quanto dovesse influire sopra il suo giudizio l'essere in grazia all' Ordelaffo o all' Acciajuoli, il dimorare a Forlì o a Napoli, non si può, naturalmente, decidere. Poichè certo le tre eglоghe, IV, V, VI, furono composte nel tempo, che il poeta godeva il favore del grande siniscalco. In fondo, la stessa disgrazia di re Luigi gli valse per porre in luce anche più viva la virtù dell'Acciajuoli, rimasto fedele al suo signore nella deserta ora della sfortuna.

Contraddizione acconsente il M. che ci sia fra i due luoghi del »De Casibus« e del »De Claris Mulieribus«, ne' quali si tratta di Giovanna, e l' egloga, dove Giovanna è rappresentata come ucciditrice del marito. Ma nega egli che fra loro stessi contrastino que' due luoghi, come aveva voluto l' Hortis.[19]) Eppure è bene manifesto che nel »De Casibus«, anche non incolpando più la regina sola del misfatto di Aversa, la afferma, se non altro, connivente con i nemici ed uccisori del marito; mentre nel »De Claris Mulieribus« essa doventa d' improvviso innocente affatto. E le due opere furono messe insieme nello stesso tempo![20]) Questa esagerazione crede il M. che dipenda dalla tesi che s'era proposta lo scrittore nello stendere il libro sulle chiare donne, delle quali egli intendeva glorificare le neglette virtù. Un cortigiano accorto, egli dice, non avrebbe nemmeno accennato all' assassinio di Andrea nel voler intessere il panegirico di chi era sospettata autrice o complice di esso. Ma tale era appunto il sospetto, e così clamoroso, per l'Europa tutta, era stato lo scandalo, che tacerne non sarebbe riuscito possibile: perciò il Boccaccio vi allude, proclamando affatto incolpevole quella stessa che egli, in uno scritto contemporaneo, mostrava di credere per lo meno complice di un delitto orribile. Il Boccaccio non fu certo un cortigiano volgare, che sua quotidiana professione facesse la menzogna; fu più spesso un solitario e nobile spirito; ma volerlo presentare in ogni ora della sua vita come un eroe superiore alle lusinghe della rinomanza, alle nequizie de' tempi, alle strette del bisogno, è correr forse tropp' oltre!

V. Crescini.

Il romanzo cavalleresco presso gl' Italiani. Comincio dallo scritto di una donna, non per ragione di cavalleria, ma perchè mi par troppo ovvio che sia da muovere dalle pubblicazioni d'indole generale.

18) Hortis, pp. 7—9. Vedi pure G. Koerting, Boccaccio's Leben und Werke, pp. 173, 183 n. 1; A. Gaspary, St. della lett. ital., II, parte I, p. 26. 19) Studj, p. 10, n. 2; pp. 109—110. 20) Hortis, Studj, pp. 89, 133 sgg.

È poi ovvio del pari che, quanto al resto, s'abbia a seguire l'ordine cronologico delle materie.

La signorina ALAIDE VANZETTI, che sola rappresenta la prima categoria, ha dato fuori uno studio sul Carattere della Epopea Romanzesca in Italia (Firenze, Tipografia della Pia Casa di Patronato, p. VI e 83). Esso è prova di mente aperta; ma si fonda sopra una preparazione, che, se è pur sempre notevole in una donna, riesce affatto insufficiente per l'intento a cui si mirava. La tesi fondamentale — messa innanzi, ora in modo più assoluto, ora con temperamenti — che l'Ariosto, il Bojardo, e lo stesso Pulci, siano inspirati e governati da intendimenti morali e civili, non troverà, credo, fra gli esperti molti che la voglian far loro. Lode di accuratezza non vorrà negarsi all' esame che si vien facendo dei principali caratteri, e d'altri elementi della rappresentazione presso i tre poeti; sennonchè questa parte non s'inquadra bene nel tutto.

Dalla famiglia del romanzo cavalleresco non potrebbe certo disgiungensi, sebbene nato d'altro sangue, l'Attila di Nicola da Casola. Segnalerò dunque il nuovo frammento di 488 versi che col titolo di Elisa (era a dire Elisena), Episodio inedito ecc. fu pubblicato del poema da E. SOLA nella Rassegna Emiliana, Modena II, 385—397. Questo frammento meritava, per verità, d'essere un poco illustrato. Avvertirò dunque almeno che esso si spicca dall' assedio di Concordia, che tien dietro a quello di Aquileia, e che il volume da cui è preso è il secondo dell' enorme romanzo. Quindi se ne cercherebbe invano il riflesso nel compendio in prosa di Giovan Maria Barbieri: rispetto al quale ha fornito nella medesima Rassegna ragguagli assai precisi il prof. GIUSEPPE VANDELLI (Ancora una volta *La Guerra d'Attila*, II, 485—490), traendoli da scritture autografe.

Neppure dello Chevalier Errant del Marchese di Saluzzo, sebbene appartenga ad un altro genere letterario, si potrebbe tacere del tutto, una volta che fra i tanti elementi e personaggi ivi accozzati sono anche parecchi eroi del mondo cavalleresco sì francese che brettone. Se non sarà dunque da esaminare, vorrà essere ricordato lo studio, seguito dalle intitolazioni di tutti i capitoli del testo, che il dottor CAMILLO MANFRONI ha stampato su questo soggetto (Il Cavaliere Errante del Marchese Tommaso III di Saluzzo, Livorno, Giusti, p. 55 e XVII), senza certamente esaurirlo. E un brano dell' originale, L'ostel de Madame Fortune, fu dal MANFRONI dato fuori in un opuscolo (Livorno, Per nozze Targioni-Comparini) da me non veduto.

Di uno scritto sul Disegno del Morgante, inserito da FRANCESCO FOFFANO nel Giornale Storico della Letteratura Italiana (XVI, 368—375), non istò a parlare, perchè, insieme con qualche altro saggio che aveva visto la luce antecedentemente (La elocuzione, la sintassi, la lingua nel Morgante del Pulci: Biblioteca delle Scuole Italiane, ottobre e novembre 1889), esso ha preso posto, con qualche ritocco, in un lavoro complessivo di cui sarà da render conto in un successivo ragguaglio. Del tempo in cui fu scritto il Morgante, ha discorso in modo conclusivo GUGLIELMO VOLPI nella già citata Rassegna Emiliana II, 550—554, mettendo in chiaro che i canti XIV—XVIII devono collocarsi tra il 1462 e il 1468, e che già nel 1470 il poema vuol ritenersi compiuto nella forma in cui primamente fu stampato nel 1482. E termini ancor più angusti son mostrati, se non altro, verosimili, sia pure che qui non ogni cosa voglia forse pieno assenso. Quanto ai canti aggiunti nell' edizione del 1483, nessun

dubbio che non sian stati composti tra il febbraio di quest' anno e quello dell' anno antecedente. S'avrà caro di sentire che il Volpi ha lavorato a una biografia del poeta, e attende ora ad allestire un testo critico dell' opera sua. Dalla quale, per non tacer nulla di cui abbia notizia, non mi discosterò senza menzionare alcuni pochi appunti sul Tipo di Margutte del signor Tito Allievi in un fascicoletto di Analecta (Per nozze Gabotto-Abbate, Pinerolo, Tipogr. sociale, p. 13—14), dove si espongono idee, per verità poco o punto fondate, sulla composizione di questa curiosa figura.

Lo scorcio del secolo XV e il principio del XVI sono il periodo in cui l'ambiente italiano è più carico, se posso dir così, di elettricità epico-cavalleresca. Non meno del popolo, le classi nobili e colte s'interessano per gli eroi dei romanzi. Siffatta condizione di cose viene ad essere illustrata in modo quanto mai efficace dalle notizie e dai documenti che Rodolfo Renier e Alessandro Luzio, nel trattare Delle Relazioni di Isabella d'Este Gonzaga con Ludovico e Beatrice Sforza (Archivio Storico Lombardo, t. XVII), hanno pubblicato intorno ad una curiosa disputa sulla preferenza da darsi ad Orlando o a Rinaldo (p. 99—107; 30—38 nella tiratura a parte). La disputa, cominciata di presenza e continuata per via di lettere, ebbe luogo segnatamente tra Isabella — partigiana di Rinaldo — e un gentiluomo della corte sforzesca. Riesce assai istruttivo anche il tuono faceto col quale si combatte.

La Marchesana di Mantova ci conduce spontaneamente all' Ariosto. Per Nozze Angeloni-Mariani il prof. Ferruccio Martini ha riprodotto (Pavia, Bizzoni in 4° grande, senza paginatura) il primo canto dell' Orlando Furioso giusta le edizioni del 1516 e del 1532, come saggio di un lavoro ch'egli intenderebbe di estendere a tutto intero il poema. Seguendo la disposizione — qui di sicuro meno opportuna d'assai — adottata dal Folli per i Promessi Sposi del Manzoni (Milano, Briola, 1879), il Martini sovrappone fra le linee, in carattere più minuto, al testo dell' edizione rimasta definitiva le varianti della prima. Ma ciò che rende meritevole di nota questa pubblicazione, si è l'attenzione che essa richiama sopra un fatto, non punto ignoto fin qui (basta guardare al Brunet), come il Martini par supporre, ma non considerato mai da vicino, e del quale bisogna andar bene al fondo. Gli esemplari dell' edizione del 1532 differiscono in molti luoghi tra di loro nella lezione, certo per effetto di ritocchi fatti dal poeta durante la stampa, e non estesi a tutta quanta la tiratura. Casualmente il Martini s'è trovato a servirsi di un esemplare bolognese del tipo più raro; ed ecco balzar fuori già da questo primo canto ben dieci varianti d'altro che minuzie. S'arriva perfino ad avere differente del tutto un verso intero.

Di un discorso letto all' Accademia Virgiliana di Mantova da Gio. Battista Intra, e destinato a prender posto negli Atti di quell' Accademia, ma divulgato anzitutto in forma di opuscolo (Mantova, Mondovì, p. 17), parlo a malincuore. S'intitola Virgilio e l'Ariosto, e più specificatamente Un episodio della Eneide confrontato con un episodio dell' Orlando Furioso. L'episodio è quello di Eurialo e Niso da un lato, di Cloridano e Medoro dall' altro. Il confronto pecca in ciò, che l'autore sembra aver ignorato che l'Ariosto, oltrechè a Virgilio, abbia attinto anche a Stazio; ma il guaio senza confronto maggiore sta nelle idee falsissime sul preteso concetto civile e politico del poema, che fanno da coronamento al discorso: idee inspirate da

una rettorica, che non cessa di essere deplorevole, perchè caldamente patriottica.

Menzione più onorevole vuol farsi di uno scritto intitolato La Fontaine e l'Ariosto di Bruno Cotronei, pubblicato in un giornaletto letterario, la Rassegna della Letteratura italiana e straniera, e in forma di estratto (Catania, Tipografia Galàtola, p. 29). È diviso in due parti: la prima studia comparativamente la novella di Giocondo nel canto XXVIII del Furioso e nella sua emanazione francese; la seconda si occupa del giudizio che dell' Ariosto ebbe a fare il Boileau, chiamato a sentenziare in una contesa letteraria a cui questa novella aveva dato origine.

Il dr. Vincenzo Russo non vuole che l'Orlandino di »Limerno Pitocco« sia »un vero poema cavalleresco« (p. 56); ma io non potrei sicuramente omettere lo scritto suo intorno a questa composizione (La Zanitonella e l'Orlandino di Teofilo Folengo, Bari Petruzzelli; da p. 33 a p. 87). Questo studio dà a conoscere buone attitudini, e contiene non poche osservazioni di cui far tesoro; non è peraltro disegnato con mano ferma, e pecca per via di una preparazione e ininformazione, che, lodevoli assai per certi rispetti, sono insufficienti per altri.

Non potrei terminare in modo più opportuno che col menzionare gli »Appunti« raccolti da Vittorio Rossi sul conto Di un cantastorie ferrarese del secolo XVI (Rassegna Emiliana II, 435—446 [1]), morto a Lucca nel corso delle sue peregrinazioni verso il 1550. Costui viene ad essere esempio di quel che fosse a quel tempo una classe di persone, senza della quale, per un periodo ben lungo, l'epopea cavalleresca non si saprebbe neppur concepire. E nel suo repertorio questa materia conservava sempre un posto. Non più tuttavia nel repertorio solo, ma anche nel bagaglio della merce; giacchè questi cantastorie hanno ciò soprattutto di peculiare, che non recitano solo o improvvisano, ma altresì vendono: vendono libercoli, stampati non di rado a loro »istanza«. E ad istanza del nostro »Hippolito detto il Ferrarese« si stampò, tra l'altre cose, nel 1532 un episodio della Marfisa di Pietro Aretino, e nel 1537—38 Il Cavalier dal Leon d'oro, anonima continuazione dell' Orlando Furioso.

Della non grande importanza delle cose che ho avuto da esporre mi rifarò un pochino annunziando come già nel 1890 si siano cominciate a stampare due opere ragguardevoli: la cosiddetta e mal detta Tavola Rotonda riccardiana, e un testo rigorosamente critico dei Reali di Francia. Alla Tavola Rotonda attende Ernesto Giacomo Parodi; ai Reali Giuseppe Vandelli.

P. Rajna.

Italienische Literatur von 1400—1540.*) — ***Gesamtwerke* und *Bibliographisches.*** Bemerkenswert sind zunächst die italienischen Übersetzungen zweier wirklich ausgezeichneter deutscher Werke, welche unseren Zeitraum behandeln: die des II. Bandes der Geschichte der italienischen Literatur, dieses Meisterwerkes von Adolf

---

1) Spiacerà di sentire che questa rivista, di cui ho avuto a fare replicate menzioni, ha già cessato di vivere.

*) Vom Herrn Verf. deutsch geschrieben. Die Red.

Gaspary[1]), und die von Georg Voigts Wiederbelebung des klassischen Altertums.[2]) Letzteres Werk hat zwar fast ausschliefslich den Humanismus zum Gegenstande, ersteres aber beschäftigt sich ganz vorwiegend mit der Literatur in der Volkssprache von Boccaccio bis Tasso. Es ist zu bedauern, dafs das Voigtsche Werk in der italienischen Übersetzung nicht auf die Höhe gebracht ist, auf der heute die den Humanismus behandelnde Forschung steht: Valbusa hat dem Texte der in Berlin 1880/81 erschienenen zweiten Auflage des Originals nur ganz wenige ungenügende Anmerkungen beigefügt. Der II. Band Gasparys hingegen hat in der italienischen Ausgabe so viele Zusätze und Verbesserungen, dafs sie auch neben der deutschen jedem, der sich unseren Studien widmet, nötig sein wird. — Eine hervorragende Sammlung von Nachrichten, die namentlich die Humanisten betreffen, findet man in Ludwig Pastors Geschichte der Päpste.[3]) — Den ersten Rang unter den neuesten bibliographischen Arbeiten nimmt das Werk von G. Ottino und G. Fumagalli ein[4]); es ist dies ein reichhaltiges Verzeichnis der in Italien veröffentlichten bibliographischen Schriften und derjenigen ausländischen, die auf Italien Bezug haben. Zu diesem Werke bringt C. Mazzi[5]) viele Ergänzungen. Ein bibliographisches Handbuch zur italienischen Literaturgeschichte sollte das Büchlein von L. Natoli[6]) sein, welches aber ganz ungenügend und teilweise sogar fehlerhaft ist[7]), so dafs es selbst den Tavole von Finzi und Valmaggi[8]) nachsteht. — An Katalogen von Handschriften sind besonders lobend zu nennen die der Florentiner Codices, deren Veröffentlichung leider gar zu langsam fortschreitet. Sie erscheinen in der vom Unterrichtsministerium herausgegebenen Sammlung der Indici e cataloghi. Es wurden die Kataloge der Panciatichianer Hss. der Nazionale in Florenz und die der Ashburnhamschen in der Laurenziana begonnen. Weiter vorgeschritten ist der Katalog der palatinischen Hss. von Florenz; L. Gentile, der Verfasser desselben, schickte dem kürzlich vollendeten I. Bande eine gelehrte Einleitung voraus, worin er die Geschichte jener Bibliothek behandelt. A. Palma di Cesnola unternahm die Ausarbeitung eines Katalogs der Hss. des Britischen Museums[9]), lieferte aber ein in jeder Hinsicht erbärmliches Machwerk.[10]) E. Motta, der kürzlich ernannte Vorsteher der wertvollen Biblioteca Trivulziana in Mailand, erläuterte einige alte Inventare von Büchern, die im 15. Jahrh. im Besitze adeliger Mitglieder des Hauses Trivulzio waren.[11]) Eine anspruchslose, aber nützliche Arbeit lieferte A. G. Spinelli in seinem Verzeichnis der in den »Cronache« der italienischen Lyceen veröffentlichten Abhandlungen,

---

1) Storia della letteratura italiana, trad. da Vitt. Rossi. Torino, Loescher, 1891. Die Übersetzung ist in zwei Teile geteilt. 2) Il risorgimento dell' antichità classica, trad. da D. Valbusa. Firenze, Sansoni. Bd. I erschien 1888, Bd. II 1890. 3) II. Bd., Freiburg i. B. 1889; der I. Bd. erschien 1886. Italienische Übersetzung von C. Benetti, Trento, Artigianelli, 1890/91. Das Werk wurde auch in das Französische und Englische übertragen. Es behandelt bis jetzt die Päpste der Renaissancezeit bis zu Sixtus IV. 4) Biblioteca bibliografica italica. Roma, Pasqualucci, 1889. 5) Indicazioni di bibliografia italiana. Riv. delle biblioteche III, 22 ff. 6) I secoli della letteratura italiana. Milano-Roma, Trevisini, 18 9. 7) Vgl. G. S. XV, 329—31. 8) Tavole storico-bibliografiche della letteratura italiana. Torino, Loescher, 1889. Vgl. GS. XIV, 283. 9) Catalogo di manoscritti italiani esistenti nel Museo Britannico di Londra. Torino, Roux, 1890. 10) Vgl. GS. XV, 418 ff., Riv. crit d. lett. ital VI, 114. 11) Libri di Casa Trivulzio nel sec. XV. Como, Franchi-Vismara, 1890.

von denen mehrere unseren Zeitraum betreffen. Man wollte mit diesen Chroniken in Italien eine Zeit lang den Gebrauch der deutschen Schulprogramme nachahmen.[12])

Dichtung und Dichter. Eine Dante nachahmende Dichtung ist die Leandreide, deren Abfassung man in das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrh. setzen kann. Über dieses Gedicht wurde schon 1856 von Cicogna weitläufig gehandelt[13]); den provenzalisch abgefafsten Gesang veröffentlichte Teza[14]), Renier hingegen denjenigen, welcher die Aufzählung der italienischen Dichter des 13. Jahrh. enthält.[15]) Das ganze Gedicht selber harrt noch in mehreren Papierhss. der Veröffentlichung; die älteste Hs. ist die der Communal-Bibliothek von Treviso, C. del Balzo druckte den Text aus derselben ab.[16]) A. Marchesan[17]) hat die Hs. von Treviso noch besonders studiert und auch zwei Gesänge aus derselben veröffentlicht, und C. de Stefani verglich den Text des ersten Gesanges der Trevisaner mit dem der Venezianer Hs.[18]) — Der sienesische Poet Simone Serdini, Saviozzo genannt, wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. geboren und lebte bis weit in das 15. Jahrh. hinein. Eine bedeutende Abhandlung über ihn lieferte uns G. Volpi.[19]) Er studierte sein Leben und seine persönlichen Verhältnisse und untersuchte die Sammlung seiner Gedichte. Er machte eine Masse von Hss. zum Gegenstande der Untersuchung, wobei er besonders die Ausscheidung der nicht wenigen Gedichte bezweckte, die fälschlich dem Saviozzo zugeschrieben worden sind. Volpi schliefst seine Abhandlung mit einigen metrischen Bemerkungen und druckt am Ende drei der charakteristischsten Gedichte des Sienesen ab. — Ein Zeitgenosse des Saviozzo war Andrea da Pisa aus der Familie Vettori, von dem F. Flamini zuerst zwei historische Gedichte herausgegeben hat[20]); das eine ist zum Lobe des Condottiere Braccio da Montone verfafst, das andere ist an Filippo Maria Visconti bei Gelegenheit der Geburt seiner Tochter Bianca gerichtet. Eine kleine Studie des genannten Flamini ist aufserdem noch erwähnenswert.[21]) In derselben zeigt er, welche Veränderungen die Gedichte eines von ihm bevorzugten älteren Dichters, des Cino Rinuccini, in der sogenannten Raccolta Aragonese, einer gegen 1466 von Lorenzo il Magnifico für Federigo d'Aragona veranstalteten Gedichtsammlung, erlitten haben. Diese Studie ist darum wichtig, weil sie den Ansporn zu einer Arbeit geben könnte, die noch Niemand gemacht hat: das wäre die Untersuchung jener Sammlung überhaupt, von der in Florenz mehrere hsl. Kopien existieren, und damit eine Feststellung der ästhetischen Prinzipien, die den Sammler leiteten. — Viel Glück hatten die historischen Volksdichtungen des 15. Jahrh., die früher immer vernachlässigt wurden, obwohl doch die Literaturgeschichte ebenso wie die politische Geschichte aus ihrem Studium Nutzen zieht. Es erschien ein neuer Band, der III., der

---

12) Le cronache dei licei in Italia. Roma, tipografia elzeviriana, 1889. Die auf die italienische Literatur der Renaissancezeit bezüglichen Aufsätze findet man angeführt GS. XV, 454. 13) Memorie dell' ist. veneto VI, II. 14) Als Anhang zu Cicognas Abhandlung. 15) Im Archivio storico per Trieste, l'Istria ed il Trentino I, 313 ff. 16) In der Sammlung: Poesie di mille autori intorno a Dante, II. Bd., Roma, Forzani, 1890 17) *Il codice Trevigiano della Leandreide, Treviso, tipografia Turazza, 1890. 18) *Padova, Randi, 1890. 19) La vita e le rime di Simone Serdini, detto il Saviozzo, GS. XV, 1 ff. 20) Due canzoni di Andrea da Pisa d'argom. stor., GS. XV, 238 ff. 21) GS. XV, 455 ff.

schönen Sammlung Lamenti storici dei secoli XIV, XV e XVI, zusammengestellt und erläutert von A. MEDIN und L. FRATI[22]); ein Band fehlt noch zur Vollendung der Sammlung. Die Volksdichtung hat kein politisches Moment vorübergehen lassen, ohne ein Wort mitzusprechen, es wurde keine Stadt erobert, es durfte keine hervorragende Persönlichkeit ihr Leben beschliefsen, ohne dafs die Volksseele nicht ihre inneren Gedanken äufserte. So bringen uns diese Volksstimmen, die in Hss. aufgezeichnet sind und häufiger noch auf seltenen fliegenden Blättern sich erhalten haben, am lebhaftesten die Gemütsstimmung zur Anschauung, die das Volk bei solchen Ereignissen erfafst hatte. Zu diesen Denkmälern gehört eine Ballade über das Bündnis von Cambrai, sowie die im Jahre 1509 durch die Schlacht bei Ghiara d'Adda veranlafsten Volksdichtungen in lateinischer, italienischer und französischer Sprache, die A. Medin bibliographisch behandelt hat.[23]) Über den Aufruhr in Trient im Jahre 1435 wurde von einem Unbekannten eine Art Frottola verfafst, welche aus 892 siebensilbigen Reimpaaren besteht; G. PAPALEONI hat dieselbe veröffentlicht.[24]) Der Verfasser der Dichtung ist ein entschiedener Anhänger des Fürstbischofs, gegen den sich eine Anzahl Tridentiner erhoben hatte; Papaleoni macht es wahrscheinlich, dafs er ein Veroneser war. Nicht auf politischem, sondern auf moralischem Gebiete finden wir die Satire thätig in einer Frottola, die zeitlich von der vorhergehenden wenig verschieden ist. In einem Kodex der Marciana wurde sie von G. MAZZONI entdeckt und mit metrischen und sachlichen Erläuterungen herausgegeben.[25]) Sie enthält den sehr schlüpfrigen Scheindialog zweier paduanischer Damen, die sich ihre Liebeshändel gegenseitig vorwerfen. Im Gedichte finden sich mancherlei dialektische Ausdrücke, die eine Erklärung wohl verdienten. Unter den historischen Dichtungen kann auch ein Höflingsprodukt nicht unerwähnt bleiben, das betitelt ist: Trionfo delle lodi di Federico da Montefeltro, duca d'Urbino und sich in einem Kodex aus Urbino im Vatikan befindet. G. ZANNONI lieferte davon eine eingehende Analyse.[26]) Für bedeutungsvoller halten wir immerhin stets die Werke, die direkt aus dem Volke hervorgingen oder wenigstens von Dichtern herrühren, welche die Volksdichtung sich zum Muster nahmen. Es gibt hier ganze Codices, die auch schon angesehen und benutzt wurden, und deren Publikation wir mit Spannung erwarten. Einer derselben ist der Marcianus it. IX 363, in welchem Marin Sanudo jene Gedichte gesammelt hat, die zur Zeit des italienischen Eroberungszuges Karls VIII. entstanden sind. D'ANCONA und MEDIN gaben uns eine Inhaltsangabe von diesem Kodex[27]) und haben auch seine Veröffentlichung in Aussicht gestellt. Einer der Dichter, von welchen sich in der Hs. Verse befinden, ist Giorgio Sommariva.[28]) ACHILLE NERI hat seine frühere Arbeit über ihn neuerdings wieder abdrucken lassen.[29]) Der Eroberungszug Karls VIII. und ganz besonders die Schlacht bei

22) Bologna, Romagnoli, 1890, in d. Scelta di curiosità letterarie. Die beiden vorhergehenden Bände erschienen 1888 und 1889. 23) Archivio veneto XXXVIII. 24) Archivio Trentino VIII 2. 25) Un libello padovano in rima del sec. XV. Padova, Randi, 1890. SA. aus den Atti e memorie della R. Accad. di Padova. 26) Propugnatore N. F. III, 162. 27) Bullett. dell' ist. storico ital. Heft VI. 28) Vgl V. Rossi, Poesie storiche sulla spedizione di Carlo VIII in Italia. Venezia, 1887 (per nozze). 29) Un opuscolo ignoto di Giorgio Sommariva i. d. Studi bibliografici e letterari. Genova Sordomuti, 1890.

Fornovo riefen noch andere Dichtungen hervor, mit denen man sich auch neuerdings beschäftigt hat.[30]) Eine weitere hsl. Sammlung, die wir gleichfalls Sanudo verdanken, enthält historische Gedichte des 16. Jahrh., sie ging aus der Morbio-Sammlung in die National-Bibliothek der Brera in Mailand über und wird von A. Medin und L. A. Ferrai veröffentlicht werden. Manches derartige Gedicht wird in den Heften der »Cantastorie« jener Zeit gestanden haben, ebenso wie damals auch die fahrenden Sänger sich die Rittererzählungen aneigneten. Ein hierher gehöriges bedeutsames Gedicht ist der Cantare dei Cantari, den P. Rajna erläutert hat. Mit Ippolito da Ferrara, einem Vertreter dieser niedrig stehenden Klasse der fahrenden Leute, hat sich kürzlich Vitt. Rossi beschäftigt.[31]) Diese Vagantendichtung hat in der letzten Zeit überhaupt mehrere Forscher angezogen, die hier in lobenswerter Weise dem von den besten Meistern, worunter dor allem von D'Ancona, gebahnten Wege folgen. Der Biblioteca Si letteratura popolare von Severino Ferrari folgte die vammlung der Canzoni antiche del popolo italiano, die von Mario Menghini mit gleich gutem Willen, wenn auch nicht mit gleichem Verständnis, veranstaltet wird. Bisher sind davon drei Hefte erschienen[32]), und darin sind u. a. mehrere ältere seltene Heftchen der Alessandrina in Rom Seite für Seite wiedergegeben. Zu den schönsten Volksgesängen zählt das von Novati veröffentlichte Lied der Malmaritata. Die Edition ist Prof. D'Ancona zur Feier seiner dreifsigjährigen Lehrthätigkeit (30. Juni 1890) gewidmet.[33]) Die Klage der unglücklich vermählten Frau ist ein aus unserer ältesten Volksdichtung stammendes Motiv, geradeso wie das Klagelied der zum Klosterleben Gezwungenen und das Zwiegespräch zwischen der Mutter und der nach einem Manne verlangenden Tochter. Das von Novati veröffentlichte Gedicht zeichnet sich noch durch einige besondere Charakterzüge aus. Hier ist das Weib des Mannes darüber unzufrieden, dafs er ihr den Besuch des Tanzes verbietet, und um nun ihre Kenntnisse darin zu zeigen, führt sie verschiedene Tanzweisen an und singt den Anfang mehrerer Lieder, die zur Begleitung des Tanzes dienten. Verschiedene der hier angeführten Liedchen waren bisher unbekannt. — Ein sehr volkstümliches Gedicht ist auch das Gebet der Pilger, das V. Cian aus einer Hs. der Palatina in Florenz herausgab.[34]) Aus dem Volke sind auch jene Reihen von Sprichwörtern hervorgegangen, wenn sich auch auf höherer Bildungsstufe stehende Dichter ihrer bemächtigten, die Novati mit so viel Gelehrsamkeit kommentiert hat[35]); eine reichhaltige Sammlung davon wird dieser Gelehrte demnächst veröffentlichen. — Es sei auch noch eine kleine Hochzeits-Publikation genannt, die mir selbst nicht zu Gesicht kam. Sie enthält einen »Canto carnascialesco« des 15. Jahrhunderts: Canzone del carro delle ninfe co' poeti, cantata a Firenze

---

30) Luzio-Renier, Francesco Gonzaga alla battaglia di Fornovo (1495) secondo i documenti mantovani. Firenze, Cellini, 1890. S. 34 ff. SA aus dem Archivio storico italiano. 31) Di un cantastorie ferrarese del secolo XVI. in der Rassegna Emiliana II, 8—9. 32) Roma, Loescher, 1890. 33) Das Heft mit einem Aufsatz Neris darin, erschien, Genua, tip. Sordomuti, 1890. 34) Veröffentlicht i. Arch. delle trad. pop. Die Hs. ist aus dem 15. Jahrh., das Gedicht könnte älter sein. 35) Le Serie alfabetiche proverbiali e gli alfabeti disposti nella letteratura italiana dei primi tre secoli. GS. XV, 337 ff.

nel carnevale del 1488.[36]) — Ehe wir mit der Volksdichtung und der satirischen Dichtung abschliefsen, müssen wir erst noch auf die alte Steinfigur eingehen, die durch die Satire zum Weltruhm gelangt ist: den Pasquino. Der Erste, der auf den Gedanken kam, dem Ursprung des Pasquino nachzuforschen, war L. Morandi.[37]) Er benutzte die ältesten Pasquinate-Büchlein, die noch in einzelnen Exemplaren auf uns gekommen sind, als Quelle, und schenkte auch der von Castelvetro erzählten Anekdote, der seinerseits sich an das hält, was Tebaldeo berichtet, Glauben, der zufolge es in Rom einen Schneider gegeben habe, dem eine böse Zunge und der Name Pasquino eigen war, und welcher Papst und Kardinäle verleumdete. Nach dessen Tode habe dann die Statue den Namen bekommen, an welche die Dichter das anklebten, was sonst nicht ohne Gefahr hätte veröffentlicht werden können. Pasquino wäre also nach Morandi ein geborener Satiriker und der Ausdruck des satirischen Volksgeistes von Rom, wenngleich anfangs diese Satire mehr literarisch als volkstümlich gewesen ist. Gnoli ist nun gegen diese Auffassung aufgetreten.[38]) Er möchte der Anekdote bei Castelvetro jede Autorität absprechen und stützt sich vielmehr auf das Vorwort des Mazocchi zu den Pasquinate des Jahres 1509. Demnach hätte die Bildsäule den Namen nach einem Schulmeister Pasquino oder Pasquillo erhalten, und der Gebrauch, ihr Gedichte anzuhängen, stamme aus der Zeit nach 1501, als der Kardinal Caraffa sie auf einen Sockel stellen liefs und anordnete, dafs sie jedes Jahr am 25. April dekoriert und nach Art derjenigen antiken Gottheit bekleidet werden solle, die auf die Ereignisse des Jahres Bezug haben könne. Die Verse, die dann die Statue jedesmal als Inschrift bekam, waren lateinisch und überdies meistens von unschöner Form; die Verfasser derselben waren Schüler, die unter der Leitung eines Lehrers, der die Feier unter sich hatte, dabei teilnahmen. Gnoli weifs auch die ersten Pädagogen zu nennen, die damit zu thun hatten. Die Pasquino-Feier wurde so eine bequeme Gelegenheit zur Veröffentlichung von Versen, die man sonst nicht zu lesen bekommen hätte. Gnoli hält somit die Entstehung des Pasquino für literarisch und pädagogisch, aber nicht für satirisch. Auch konnte der von einem Kardinal mit Unterstützung anderer Kardinäle und des Papstes eingeführte Gebrauch keinen antiklerikalien Charakter haben. So bilden in der That die ältesten Pasquinate lediglich eine Art Chronik aller innerhalb wie aufserhalb Roms geschehenen Ereignisse. Die Umwandlung Pasquinos aus dem Pädagogischen in das Satirische soll nach Gnoli nach der Plünderung Roms im Jahre 1527 erfolgt sein. Erst dann wurden die Verse italienisch und der Kirche gehässig, voll von kühnen Ideen und beifsenden Witzen. Diese Umwandlung wäre hauptsächlich durch Hutten und die deutschen Reformatoren hervorgerufen worden, die sich des Pasquino bedienten, um so von Deutschland herüber die Kirche in Rom angreifen zu können. — Die Schrift Gnolis hatte eine Polemik zwischen Morandi und ihm zur Folge, die sich in den Zeitungen in Rom abspielte. G. Zannoni[39]) adoptierte ohne weiteres die Meinung Gnolis

36) *Arezzo, tipografia Bellotti. Pubbl. da A. Brandi per nozze Bartolomei-Sanleolini. 37) Vorw. zu seiner Ausg. d. Sonetti romaneschi di G. G. Belli. I. Città di Castello. 1889. Früher in den NA 16. Jan. 1889. 38) Le origini di maestro Pasquino. Roma 1890. SA aus NA. 39) Pasquino nel 1524 i. d. bologn. Zs. Lettere ed arti II, 12. Morandi glaubt, dafs diese Pasquinate aus dem J. 1526 sind; denn in diesem Jahre wurde Pasquino als Argus verkleidet.

und suchte sie noch durch die Pasquinate zu stützen, die sich in der *Clementina* des Girolamo Casio finden. Ebenso stellte sich Luzio auf Gnolis Seite und brachte in einem Artikel voll neuer Thatsachen[40]) die Frage nahezu zum Abschlufs. Luzio hält ebenfalls die Entstehung Pasquinos für akademisch und pädagogisch, er legt aber auch dar, dafs die Umwandlung früher schon stattgefunden hat und aus anderen Ursachen, als Gnoli annimmt. Die Umwandlung geschah nach seiner Ansicht, als Leo X. starb und Hadrian VI. zum Papste gewählt wurde. Das waren zwei Ereignisse, die unter den Römern und namentlich unter den Literaten einen wahren Aufruhr hervorriefen. Eine ganze Anzahl Gedichte entstand bei dieser Gelegenheit, und es ist begreiflich, dafs man auch auf den Gedanken kam, dem Pasquino Spottreden und Schmähungen in den Mund zu legen, der bisher nur jedes Frühjahr schulmäfsige Gedichte aufzunehmen gewohnt war. Doch damit war es noch nicht genug. Luzio legt an der Hand vortrefflicher Beweise dar, wie hauptsächlich Pietro Aretino diese neue Sitte sich zu Nutzen machte und so erst der eigentliche Schöpfer des Pasquino wurde. Morandi verweigert dieser Auffassung seine Zustimmung und behauptet in einem neuen Artikel[41]), dafs dem Pasquino auch vor 1521 Satiren angehängt seien, und nicht allein am 25. April. Er kann nicht leugnen, dafs von dem Epigramm auf Alexander VI. (1501) bis zu den satirischen Gedichten nach Leos Tode keine Pasquinate satirischer Sentenz zu verzeichnen sind: dessenungeachtet glaubt Morandi, dafs solche vorhanden und nur entweder nicht mehr auf uns gekommen oder noch nicht ausfindig gemacht seien.[42])

— Von den einzelnen Dichtern unseres Zeitraums war Teofilo-Folengo derjenige, welcher am meisten Glück hatte. Erst kürzlich erschienen ist die Arbeit von Luzio, welcher so viele Punkte seiner Biographie ins Klare setzte.[43]) Attilio Portioli veröffentlichte den III. Band der Opere di Merlin Cocai[44]), wo der Orlandino und der Chaos del Triperuno mit einer weitläufigen geschichtlichen Vorrede wiedergedruckt sind. Über die Resultate des Luzio und Portioli sprach mit scharfsichtiger Kritik A. Gaspary.[45]) Dies war eine Anspornung zu speziellen Nachforschungen. U. Marcheselli veröffentlichte eine über die Moscheide des Folengo[46]), V. Russo eine andere bedeutend ausgedehntere über die Zanitonella und den Orlandino.[47]) Diese Arbeit hat mehrere Fehler und Versehen aufzuweisen; dennoch hat sie ihre Vorzüge, besonders in dem Teile, welcher Orlandino betrifft, dessen Ursprünge erforscht sind, oder besser, worüber Vergleiche mit der italienischen ritterlichen Dichtung gefunden wurden. Die Beweisführung, durch welche Russo zeigen will, dafs die Zanitonella nicht vor 1521 verfafst wurde, ist nicht stichhaltig. Auch die Vorläufer des Folengo, auf welche hauptsächlich durch das Buch des Zannoni[48]),

40) Pieto Aretniro e Pasquino. Roma 1890. Separatabdruck aus d. NA. 41) Ancora per Pasquino in Fanfulla della Domenica XII, 32. Vgl. auch noch A. Tenneroni in d. Riforma, 3. Jan. 1891. 42) Gnoli arbeitet augenblicklich an einer Geschichte des Pasquino, die seine ganze politische Thätigkeit zum Gegenstande haben wird. 43) Nuove ricerche sul Folengo, G. S. XIII u. XIV. 44) Mantova, Mondovì, 1890. Die anderen zwei Bände, die die »opere maccheroniche« enthalten, sind schon 1882 u. 1883 erschienen. 45) Zs. f. rom. Phil. XIII, 589—93 und XIV, 249—51; Literaturblatt für germanische u. romanische Philologie XI, 182. 46) Lettere e arti II, 45. 47) La Zanitonella e l'Orlandino di T. Folengo, Bari, tip. Petruzelli, 1890. 48) I precursori di Merlin Cocai, Città di Castello, Lapi, 1888.

dem alsbald viele andere spezielle Publikationen folgten, die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, gaben zu weiteren Forschungen Anlaſs. Der guten Arbeit des B. Cotronei[49]) über den Alione sind einige Zeilen des D. Orsi über denselben gefolgt, die ziemlich gehaltlos, aber nicht ganz ohne bibliographisches Interesse sind[50]), und zwei gelehrte Mitteilungen des C. Vassallo. In der ersten, welche des Alione nur erwähnt[51]), erscheint er im Jahre 1517 unter den »credendarî« der allgemeinen Ratsversammlung von Asti; in der zweiten, welche besonders dem Alione gewidmet ist[52]), wird eine Urkunde veröffentlicht, Liegenschaften betreffend, welche dem Dichter und mehreren Mitgliedern seiner adeligen Familie angehörten. In der gleichen Arbeit berichtet Vassallo, daſs er den Alione wieder unter den »credendarî« in den Jahren 1511 und 1515 gefunden hat, und gibt wertvolle Nachrichten über die Orte, Personen und Redeweisen, die in den Possen des Alione begegnen. Über einen anderen, vor Folengo lebenden maccheronischen Dichter, Bassano da Mantova, wurde im Archiv der Gonzaga eine neue Urkunde gefunden, aus welcher hervorgeht, daſs er wahrscheinlich Arzt war und 1482 in Ferrara lehrte.[53]) — Lassen wir die Maccheroniker bei Seite und wenden wir unser Augenmerk auf andere, neu veröffentlichte Nachrichten oder Aufsätze über mehr oder minder bedeutende Dichter des 15. Jahrh., welche nun erschienen sind. So liefert G. Mazzoni[54]) einen neuen Abdruck einer Ballade des L. Giustiniani aus einer Hs. der Marciana; zwei dem Poliziano zugeschriebene Sonette veröffentlichte E. Costa[55]); E. Lamma publizierte und erläuterte die Verse eines noch wenig bekannten fabrianischen Dichters des 15. Jahrh., Alberto Orlando.[56]) Von dem paduanischen Dichter Jacopo Sanguinacci, welcher von Percopo und Biadene[57]) erklärt wurde, veröffentlichte man ein serventese d'amore.[58]) Wenngleich der schätzbare Band der unveröffentlichten Werke des L. B. Alberti, von G. Mancini[59]) herausgegeben, fast nur lateinische Schriften enthält, sind doch eine Frottola und mehrere italienische Briefe darin. Über den wenig bekannten meridionalen Dichter Jacopo Filippo Pellenegra, welcher in den letzten 20 Jahren des 15. Jahrh. und den ersten Decennien des 16. lebte, macht G. Zannoni verschiedene Mitteilungen.[60]) Bedeutend ist hauptsächlich ein Kapitel des Pellenegra in Terzinen, in dem er ein Verzeichnis ihm gleichzeitiger Dichter aufstellt und länger dabei verweilt, verschiedene Nachrichten über dieselben zu geben. Ein anderer vergessener Poet, dessen Erinnerung wieder aufgefrischt wurde, ist Jacopo Corsi, welcher in Diensten des Sanseverino und des Ludovico il Moro lebte. Mehrere Nachrichten über sein

49) Le farse di G. G. Alione, poeta astigiano della fine del sec. XV, Reggio, Calabria, tip. Siclari, 1889. 50) In d. Einleit. zu Il teatro in dial. piem. Milano Civelli, 1890. 51) Fabrizio Maramaldo e gli Agostiniani in Asti, in der Miscellanea di storia italiana, Bd. XXVIII, S. 220; vgl. Anm. zu S. 159. 52) Un nuovo documento intorno al poeta astigiano Gian Giorgio Alione, Torino, Clausen, 1890; Sonderabdruck aus den Atti della R. Accademia della scienza von Turin. 53) Vgl. Luzio-Renier, I Filelfo e l'umanismo alla corte dei Gonzaga, im G. S. XVI, 215—17. 54) In einer Strenna nuziale, Livorno, Giusti, 1889, wo einige Schriften von Freunden des Bräutigams (Targioni Tozzetti) gesammelt sind. 55) Im *Fanfulla della domenica XI, 6. 56) Vgl. *Archivio storico per la Marche e per l' Umbria IV, 15—16. 57) G. S. VIII, 496—98; IX, 190 ff. 58) *Bologna, R. Tipografia, 1890; per nozze Orlandi-Buldrini. 59) L. B. Alberti, Opera inedita et pauca separatim impressa, Florentiae, Sansoni, 1890. 60) Im G. S. XVI, 284 ff.

Leben und die Bibliographie seiner Verse bot uns VITTORIO ROSSI.[61]) Daneben aber spricht er in seinem Artikel von einer bedeutenderen Erscheinung einer Dichterin, Schwester des Corsi, deren Name in unserer Literaturgeschichte neu ist. Girolama Corsi Ramos ist keine grofse Versmeisterin; jedenfalls aber eine bessere Dichterin, als ihr Bruder Dichter war, und geht den bekanntesten italienischen Dichterinnen des 16. Jahrh. voran. Sie war mit dem berühmten Diaristen Marin Sanudo bekannt, welcher ihre Verse sammelte, und stand in intimer Beziehung zu dem Maler Carpaccio. — Die bisher unbekannte Dichterin des 15. Jahrh. erinnert mich an die drei bekanntesten des 16. Jahrh., über welche die neueste Kritik nicht schwieg. Nach dem Drucke der Briefsammlung der Vittoria Colonna, welchen wir den Bemühungen von G. Müller und E. Ferrero[62]) verdanken, haben die Schriften über die berühmte Edeldame nie ein Ende genommen. Einige hörten nicht auf, zu dem übertriebenen Kultus für die Marchisin von Pescara ihren Beitrag zu liefern, wie L. MORE in einer Hochzeitspublikation[63]) (die übrigens nichts anderes als eine auf Grund schon bekannten Materials zusammengestellte Kompilation ist), und wie AMALIA ANGELOTTI in einem Gespräch über die gebildeten Frauen des 15. Jahrh.[64]), in welchem die Colonna sozusagen der Mittelpunkt ist. D. TORDI, ein Forscher, der sich schon durch andere Schriften um die Colonna verdient gemacht hat, suchte ihre Geburt zwischen Juni und Juli des Jahres 1492 festzustellen[65]), welche man gewöhnlich als im Jahre 1490 geschehen annahm, und gab zu einer Hochzeit ein unveröffentlichtes geistliches Sonett derselben mit gleichzeitigem Kommentar heraus.[66]) T. PALLESCHI[67]) widmete eine sehr schwache Schrift der Gaspara Stampa. Veronica Gambara hatte besseres Glück. Mit ihrer Biographie beschäftigt sich seit längerer Zeit EMILIO COSTA, der ein Buch über sie in Arbeit hat; inzwischen publizierte er zu einer Vermählung eine interessante Sammlung unedierter Gedichte der Herrin von Correggio.[68]) Das Büchlein ist gewifs nicht ohne Mängel, bringt aber reichen Beitrag von neuen Urkunden, unter welchen zwei Briefe Veronikas sich befinden. Einer derselben ist an einen gewissen Baron gerichtet, welcher wahrscheinlich ein Hofnarr war[69]), und wurde fast gleichzeitig mit Costa nebst zwei anderen Briefchen, welche schwerlich der Gambara in ihren Jugendjahren zugeschrieben werden können, von VITTORIO CIAN[70]) gedruckt. Den Briefen der Veronika, welche ebenfalls erst neuestens von L. AMADUZZI[71]) veröffentlicht wurden, ist ein von ihr an Pietro Bembo im Jahre 1532 gerichteter hinzuzufügen, welcher

61) Di una Rimatrice e di un Rimatore nel sec. XV; Girolamo Corsi Ramos e Jacopo Corsi, im G. S. XV, 183 ff. 62) Carteggio di Vitt. Colonna, Torino, Loescher, 1889. 63) *Vittoria Colonna marchesana di Pescara, Roma 1890; per nozze Cantoni-Nardini. 64) *La cultura femminile nel cinquecento, Novara, tip. Miglio, 1890. 65) L'anno di nascita di Vittoria Colonna, in der Opinione v. Rom, 20. Aug. 1890. Dafs aber Vittoria 1492 geboren ist, hat man schon im G. S. XIII, 402 zu erklären versucht. 66) Bricciche letterarie, Roma, Pallotta, 1889; per nozze Diotaiuti-Fantachi. 67) In seinen Scritti lett., Lanciano, Carabba, 1890. 68) Sonetti amorosi ined. o rari di Veronica Gambara da Correggio, Parma, Battei, 1890; per nozze Brandileone-Sannia. 69) S. die Nachr. im G. S. XV, 477—78. 70) Primizie epistolari di Ver. Gambara, in d. Zs. Intermezzo I, 12. 71) Undici lettere inedite di Veronica Gambara, Guastalla, Pecorini, 1889. Ein anderer ist von Renier im G. S. XIV, p. 442 veröffentlicht worden.

von ZANNONI[72]) mitgeteilt wurde. — Von den Frauen auf die Poeten der ersten Hälfte des 16. Jahrh. übergehend, bemerken wir, wie der obgenannte Artikel des LUZIO über Pasquino sich auf einige unedierte Sonette des Pietro Aretino gestützt habe. Diese höchst wichtigen Sonette werden nächstens von VITTORIO ROSSI mit wertvollen Untersuchungen herausgegeben werden. Derselbe hat inzwischen ein sonderbares satyrisches Testament in Prosa aus einem Kodex des Museums Correr in Venedig herausgegeben, welches man zum Schein von dem berühmten Elefanten, der im Jahre 1514 Leo X. geschenkt wurde, diktieren liefs, und das zum humoristischen Triumph des Improvisators Baraballo[73]) beitrug. Rossi vermutet, dafs dieses satyrische Testament, welches über alle ansehnlichen Persönlichkeiten des damaligen Roms beifsenden Spott giefst, wohl dem Aretino angehören könnte. Jedenfalls ist dieses Testament nicht später als im Juli des Jahres 1516 verfafst worden und gibt uns ein Bild der Böszüngigkeit des damaligen Roms. Über die Beziehungen Pietro Aretinos zu Tiziano spricht G. TAORMINA[74]), ohne viel Neues zu bringen; auf die Verhältnisse des Aretino zu dem Münzenpräger Leone Leoni und zu Andrea Doria deutet A. NERI hin.[75]) Der erbitterte Feind des Aretino, Niccolo Franco, fand in CARLO SIMIANI einen wenig vorbereiteten Forscher[76]), in S. BONGI hingegen einen sehr tüchtigen, der sich im ersten Heft seiner Annali Giolitini, über welche wir bald sprechen werden, lange damit beschäftigt. Der andere Dichter des 16. Jahrh., Maffeo Veniero, welcher gleichfalls mit dem Aretino in trüber literarischer Verbindung stand, fand in G. COGO[77]) einen schwachen Erklärer, während erst vor kurzer Zeit LUZIO mit seiner üblichen Kenntnis darüber sprach.[78]) — Über Anthologien und Schulbücher, welche nichts Neues gebracht haben, ist hier nicht der Platz, zu sprechen. Dessenungeachtet wollen wir nicht eine ausgezeichnete italienisch-poetische Blumenlese übergehen, welche in Dänemark von THOR SUNDBY[79]) herausgegeben wurde. Dort finden sich Verse von 24 Dichtern aus dem XV. Jahrh. und von 30 des 16. Jahrh.

Novellen und Legenden. — Der älteste Novellist unseres Zeitraums ist Giovanni Sercambi (1347—1424) aus Lucca. Wenige seiner Novellen waren bisher gedruckt worden. Die Publikation des gröfsten Teiles der unveröffentlichten, welche sich in der einzigen Hs. der Trivulziana befinden[80]), zog abermals die Aufmerksamkeit der Forscher auf diesen Schriftsteller. R. KOEHLER gibt nach und nach eine vergleichende Erläuterung jener Novellen mit seiner bekannten Gelehrsamkeit heraus[81]), während RUA die hauptsächlichsten Vergleiche, die er

---

72) Nuovi contributi per la storia del cinquecento in Italia, Milano 1890; Sonderabdruck aus der Cultura. Von diesem Hefte, das wir öfters anführen werden, siehe S. 47. 73) Un elefante famoso, in der Zs. Intermezzo I, 28—30. 74) In einer Studie von seinen Leggi e note di letteratura e d'arte, Girgenti, tip. Formica e Gaglio, 1890. 75) Im Buche De minimis, Genova, tip. Sordomuti, 1890, S. 94—95. 76) Niccolò Franco, Palermo, Clausen, 1890. Vgl. die scharfe Rezension v. V. Cian, im G. S XV, 423 ff. 77) *Di Maffeo Veniero poeta veneziano, Venezia, tip. Cordella, 1890. 78) Vgl. den Anhang I poemetti osceni del Veniero, in seinem Buche Pietro Aretino nei primi suoi anni a Venezia, Torino 1888. 79) Letture italiane. Poeti antichi e moderni, Copenhagen, Gyldendal, 1889. 80) Novelle inedite di Giov. Sercambi tratte dal cod. Trivulziano CXCIII per cura di R. Renier. Torino, Loescher, 1889. 81) G. S. XIV, 94 ff.; XV, 180 ff.; XVI, 108 ff.

ausfindig machen konnte, schon anderswo kurz angedeutet hat.[82]) P. Vigo wurde dadurch ermutigt, den Monito ai Guinigi des Sercambi[83]) aus dem Kodex von Lucca abermals zu drucken; es ist dies ein wichtiges Staats- und Verwaltungsprogramm, welches von Mansi schon sehr fehlerhaft gedruckt wurde. — Zeitgenosse des Sercambi war Giovanni Gherardi da Prato, Verfasser des Paradiso degli Alberti, von Wesselofsky erläutert. Novati veröffentlichte neue ihn betreffende Urkunden.[84]) — Über den Novellisten des 16. Jahrh. Giov. Franc. Straparola sprach G. Rua[85]) und gab eine weitläufige Erklärung seiner Werke und hauptsächlich seiner Novellen heraus, welche wegen ihres traditionellen Inhalts sehr bedeutend sind. Die Novellen des andern Novellisten des 16. Jahrh., Pietro Fortini, waren bisher noch nie vollständig veröffentlicht worden. Zu dieser Arbeit schickten sich löblicherweise F. Orlando und G. Baccini in ihrer Bibliotechina grassoccia an, und heute haben wir den ganzen ersten Band und drei Lieferungen des zweiten im Druck.[86]) C. Verzone[87]) veröffentlichte in einer sehr genauen kritischen Ausgabe die Cene des Anton Francesco Grazzini, Lasca genannt; Verzone hat sich schon bekannt gemacht durch die im Jahre 1882 herausgegebenen veröffentlichten und unveröffentlichten Rime burlesche des nämlichen Grazzini. A. Vecoli erforschte die Absicht der Ecatommiti des Giraldi.[88]) G. Rua beschäftigte sich mit den Verhältnissen, welche zwischen den Schauspielen und Novellen des Parabosco bestehen.[89]) — Alle Legenden, besonders aber die geistlichen, stehen in dem Zeitpunkt, den ich behandle, nicht mehr in ihrer gröfsten Blüte. Desgleichen will ich noch bemerken, dafs, wer die Begebenheiten der Legenden der hl. Katarina von Alessandria und der hl. Maria Egyptica forschte, italienische Ausarbeitungen des 15. und 16. Jahrh. antraf.[90])

Dramatik. — Für den Alione, welcher auch hier behandelt werden könnte, verweise ich auf das über ihn schon Gesagte, wo er hauptsächlich als maccheronischer Dichter angesehen wurde. — In einem Kodex des 15. Jahrh. der Gemeindebibliothek von Siena traf V. de Bartholomaeis zwei geistliche zyklische Vorstellungen, eine kaum entworfen, die andere ausgedehnter, über Geburt, Leben und Martyrium der hl. Katarina von Alessandria.[91]) Die Thatsache ist von grofser Bedeutung, da man bisher glaubte, dafs das in Frankreich so übliche zyklische Drama in Italien keinen Anklang gefunden habe, und das einzige Beispiel der Passione von Revello (Markgrafschaft von Saluzzo) von V. Promis herausgegeben und später von G. Paris und von A. D' Ancona erläutert, schien kein Hindernis zu sein, weil es sich um ein Stück handelt, das in einem an Frankreich grenzenden Landstrich

82) Einige Erzähl. des G. Sercambi i. d. Zs. für Volkskunde II, 249 ff. 83) Livorno, Vigo, 1889; per nozze Targioni-Comparini. 84) In der Miscell. fiorentina di erudizione e storia I, 11, nur im Jahre 1890 erschienen, mit dem Datum November 1886. 85) Intorno alle »Piacevoli notti« dello Straparola, im G. S. XV, 111 ff., XV, 461 ff., XVI, 218 ff. 86) Vergleichende Anmerkungen von Rua zum I. Bd., der 23 Novellen enthält, im G. S. XV, 444. 87) Firenze, Sansoni 1890. 88) *L'intento morale negli »Ecatommiti« di G. B. Giraldi, Camaiore, Benedetti, 1890. 89) Di alcuni rapporti fra le commedie e le novelle di G. Parabosco, in der Zs. La biblioteca delle scuole italiane III, 3. 90) Vgl. H. Knust, Geschichte der Legenden der h. Katharina von Alexandrien und der heiligen Maria Aegyptiaca, Halle a. S., Niemeyer, 1890. 91) Di un cod. Senese di sacre rappresentazioni, Roma 1890; Sonderabdruck aus den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei.

entstanden, und vielleicht geradezu nur Übersetzung eines französischen, nicht auf uns gekommenen Originals ist. F. Gabotto[92]) entnahm dem Stadtarchiv von Turin Urkunden über geistliche Vorstellungen, welche in den Jahren 1463 und 1468 in Turin stattgefunden hatten. — Auf die profane Dramatik übergehend, will ich nicht zu bemerken vergessen, dafs ein deutscher Forscher, Richard Wendriner, an einer Ausgabe des Ruzzante arbeitet und seine Sprache studierte[93]); jetzt macht er auf einen neuen Kodex des Ruzzante in der Gemeindebibliothek zu Verona aufmerksam.[94]) Curzio Mazzi, dessen schöne Arbeit über die Versammlung der Rozzi von Siena sehr bekannt ist, hat nun den Abdruck der alten Schauspiele derselben unternommen, welche in Drucken des 16. Jahrhunderts begraben und fast nicht ausfindig zu machen sind; die erste, bisher einzige Lieferung[95]), enthält ein Schauspiel in Terzinen, Il Travaglio, von Salvestro Cartajo, welcher mit akademischem Namen il Fumoso genannt wurde. — S. Caruso untersuchte das Schauspiel von Lorenzino de' Medici, welches den Titel Aridosia trägt, in der Absicht, es mit den lateinischen Mustern zu vergleichen und das Originale darin hervorzuheben.[96]) Nicht allein über die Aridosia, sondern auch über die andern Schriften des Lorenzino, und ebenso über das Urteil, welches man sich über ihn als Privat- und Parteimann zu bilden hat, wurde in einem Buche von B. Corsini[97]) gesprochen. Dies geschah, ohne dafs gerade neue Thatsachen gebracht worden wären, mit scharfsinnigem, wenn auch nicht immer vorteilhaftem Ausdrucke, über die schon bekannten Fakta. L. A. Ferrari verspricht uns eine besondere Arbeit über Lorenzino und die Höflingsgesellschaft des 16. Jahrh.; dieser Stoff, über den er Mehreres bereits veröffentlicht hat, beschäftigt ihn schon einige Zeit. — Die Arbeit des A. Manini über die Pastoralvorstellungen[98]) ist eine ganz kritiklose Aufzählung. Dem Verfasser sind die letzten Forschungen über diesen Gegenstand unbekannt geblieben, und er ist nicht im stande, eine neue Bemerkung zu machen. Eine fleifsige und nützliche Arbeit hingegen ist das Buch des P. Bilancini über die Tragödie des 16. Jahrh.[99]), wenngleich er, wie schon gezeigt wurde[100]), weit hinter der heutigen kritischen Forschung zurück ist. G. Mazzoni, welcher vor Jahren die gesammelten Werke des Giovanni Rucellai[101]), unter welchen die Tragödien den ersten Platz einnehmen, herausgab, teilt nun verschiedene Anmerkungen, welche zur Vervollkommnung der kritischen Ausstattung jener Auflage dienen, mit.[102]) Über das Theater in Neapel hat B. Croce einen sehr interessanten Artikel voll neuer Mitteilungen in Arbeit. Der Teil, welcher sich auf das dramatische Theater des 15. und 16. Jahrh. bezieht, ist schon erschienen.[103])

Abhandlungen und Ausgaben. — Wohl mit Recht wurde in letzterer Zeit der Cortegiano von Castiglione besonders bevorzugt. Kein Buch stellt uns besser die Renaissance in ihrem reinsten Anblick

92) Due sacre rappresent. in Torino nel sec. XV, im Arch. per lo studio delle trad. pop. IX, 1. 93) Die paduan. Mundart b. Ruzante, Breslau, Koebner, 1889. 94) G. S. XVI, 436. 95) Siena, tip. dell' Ancora, 1890. Die Sammlung heifst Biblioteca popolare senese del sec. XVI. 96) *Aridosia di Lorenzino de' Medici, Palmi, tip. Lopresti, 1890. 97) Lorenzino de' Medici, Siracusa, tip. del Tamburo, 1890. 98) Le commedie rusticali, Terranova-Sicilia, tip. Scrodato, 1890. 99) Giambattista Giraldi e la tragedia italiana nel secolo XVI, Aquila, Vecchioni, 1890. 100) G. S. XV, 440. 101) Bologna, Zanichelli, 1883. 102) Noterelle zu Giovanni Rucellai, im Propugnatore, N. F. III, 15. 103) Archivio storico per le provincie napoletane XIV, 3—4.

vor Augen. Zu neuem Ruhme des Cortegiano trug die Regierungsvorschrift bei, daſs das Buch in den Obergymnasien gelesen werden müsse. Zu diesem Zwecke bedurfte man der Schulausgaben mit Kommentar; davon gab eine G. Rigutini[104]), welcher nicht der Vorzüge entbehrt, aber zu hastig bearbeitet wurde. Eine Schulausgabe, wozu die Hss. verglichen wurden, und welche mit ausführlichen Anmerkungen ausgestattet wird, hat V. Cian im Druck. Er wird derselben einen Band wissenschaftlicher Ergänzung, mit zahlreichen Urkunden, den Castiglione und sein Buch betreffend, folgen lassen. Die Urkunden des florentinischen und mantuanischen Archivs und die eines Kodex aus dem Stadtarchiv von Turin, kürzlich von Renier[105]) beschrieben, sind von C. Martinati zu einem Buche über Castiglione als Staatsmann benutzt worden[106]); wenn dasselbe auch teilweise ungenau ist und nicht gerade viel Neues bringt, so zeigt es doch den Fleiſs wissenschaftlichen bescheidenen Forschens. Wahrlich besser dies, als die anmaſsende Dreistigkeit, mit der A. Tomaselli[107]) über den Castiglione spricht, ohne weder neue Ideen noch neue Thatsachen zu bringen. In Castiglione wollte man nicht nur den Literaten, sondern auch den Privatmann erforschen, weshalb man seinen Briefen, welche nur teilweise von Serassi veröffentlicht wurden, so groſse Bedeutung beilegte. In dem Jahre, über welches wir sprechen, druckte einen derselben Gabotto[108]) (Original im Stadtarchiv von Mailand), und einen anderen, sehr bedeutenden, an den Herzog von Urbino gerichtet, entnahm G. Zannoni[109]) einem Kodex des Vatikans. L. Pastor bereitet für den Druck den gröſsten Teil der politischen Briefsammlung Castigliones und eine Untersuchung über seinen Wert als Staatsmann vor. Ein Vorläufer des Castiglione war gewissermaſsen Mario Equicola aus Alvito, welcher einen Traktat, Novo Cortegiano betitelt, schrieb, der in Vergessenheit geraten war und von D. Santoro wieder in Erinnerung gebracht wurde.[110]) Santoro verfehlte nicht, anderswo[111]) zahlreiche Nachrichten über Equicola zu geben, dessen Traktat über die Natura d' amore wohl bekannt ist. Über diesen handelt Renier mit Hülfe eines torinesischen Kodex[112]), und früher wurde von M. Rosi[113]) in Betracht gezogen, in seinen Beziehungen zu den anderen ähnlichen Abhandlungen des 15. Jahrh. — Mit einem Traktat über den Tanz des Antonio Cornazano aus dem 15. Jahrh., welchen man in einem capponianischen Kodex der Vaticana findet, beschäftigte sich G. Zannoni.[114]) Diese Abhandlung ist eine Wiederherstellung derjenigen, welche Cornazano im Jahre 1455 für Ippolita Sforza zu schreiben hatte. Zannoni bestimmt die Wiederherstellung für das Jahr 1465; Renier[115]) hingegen glaubt sie später geschehen, dies vielleicht ohne triftigen Grund.

---

104) Firenze, Barbera, 1889. Vgl. G. S. XV, 291. 105) Notizie di lettere inedite del conte B. Castiglione, Torino, Roma 1889; per nozze Solerti-Saggini. 106) Notizie storico-biogr. intorno al conte B. Castiglione, Firenze, Le Monnier, 1890. Vgl. G. S. XVII. 107) Saggi di studi su B. Castiglione, in der Zs. Lettere e arti II, 47 ff. 108) Tre lettere di uomini illustri dei sec. XV e XVI, Pinerolo, 1890, per nozze Zanelli-Sibilla. 109) In den angeführten Nuovi contributi per la storia del cinquecento, S. 3—7. 110) Fanfulla della domenica XI, 19. 111) G. S. XV, 402 ff. 112) Per la cronologia e la composizione del ›Libro de natura de amore‹ di M. Equicola, im G. S. XIV, 212 ff. 113) Saggio sui trattati d'amore del cinquecento, Recanati, tip. Simboli, 1889. 114) Il ›Libro dell' arte del danzare‹ di A. Cornazano, Roma 1890; Sonderabdruck aus Rendiconti della R. Accademia dei Lincei. 115) Osservazioni sulla cronologia di un' opera del Cornazano, im G. S. XVII.

Philosophische, exegetische und sprachwissenschaftliche Forschungen. — Die Errichtung des dem Giordano Bruno in Rom 1889 gewidmeten Denkmals rief in jenem Jahre eine Reihe von Schriften gröfseren und geringeren Werts über ihn hervor; da es nicht meine Pflicht ist, bin ich erfreut, nicht tiefer auf selbe eingehen zu müssen, und bemerke nur, wie auch für die literarischen Studien das Buch des F. Tocco [116]) von grofsem Nutzen sein kann, in welchem die lateinischen Verse des Bruno mit den italienischen verglichen werden. — Über Pomponazzi erschien noch aufserdem, was Luzio, über Folengo sprechend, ins Reine gebracht, ein Artikel von C. Albicini.[117]) G. Piazzi erforschte die pädagogischen Ideen des Jacopo Sadoleto.[118]) — Das tüchtige Werk des M. Barbi [119]) behandelt die erklärenden und literarischen Studien des 15. Jahrh. und erforscht, in welcher Weise Dante in jenem Jahrhundert studiert und verstanden wurde. Der Gegenstand ist mit grofser, vielleicht übermäfsiger Weitläufigkeit behandelt, und eine reiche Fülle von Thatsachen und Bemerkungen wird beigebracht. Der Teil, welcher die Kommentare des 15. und 16. Jahrh. über die Commedia behandelt, und umständlich die Quellen jenes allgemein verbreiteten des Landino zu erforschen sucht, ist wahrhaft ausgezeichnet. — Die Streitfrage über die Sprache gehört teilweise nicht mehr in die Zeit, welche wir behandeln. Jedoch will ich ein Schreiben des F. Sensi nicht übergehen [120]), in welchem die grammatikalischen und orthographischen Lehren besonders des Tolomei und Mehrerer aus dem 16. Jahrh. erörtert werden. Es ist dies eine Probe der ausgedehnteren Arbeit über die noch unveröffentlichten Schriften des Tolomei.

Übersetzer. — Das Jugendwerkchen des Enea Silvio Piccolomini De Duobus amantibus hatte verschiedene bedeutende ältere Übersetzungen. Die bekannteste, aber sehr ungetreue, war jene des Alessandro Braccesi, welche wohl 20 Auflagen erreicht hat. Eine getreuere hingegen ist jene des Alamanno Donati, kurz nach 1480 verfafst, welche aber so selten geworden ist, dafs sie sogar die besten Bücherkenner mit jener des Braccesi verwechselten. Mit beiden und ihren Beziehungen beschäftigte sich in zwei Abhandlungen G. Zannoni [121]), welcher alsdann eine andere Nachricht über Donati einem Briefe des Marsilio Ficino entnahm; aufserdem benachrichtigte er uns von einer dritten, fast unbekannten Übersetzung des kleinen Romans von Piccolomini, welche ebenfalls wahrscheinlich dem 15. Jahrh. angehört und von einem Venezianer ausgeführt wurde; sie ist in einem magliabechianischen Kodex von Florenz vorhanden.[122]) — Karl v. Reinhardstöttner prüfte eine dem Leonardo Bruni zugeschriebene Sallustübersetzung, welche sich in einer Münchener Hs. befindet.[123]) Selbst die lateinische Übersetzung der Orazione des Basilio Magno von Leo-

---

116) Le opere latine di G. Bruno esposte e confr. con le ital., Firenze, Le Monnier, 1889. 117) La disputa intorno alla natura dell' anima ai tempi del Pomponazzo, in Albicinis Sammelbd. Pol. e stor., Bologna, Zanichelli, 1890. 118) La pedagogia di Jacopo Sadoleto, i. d. Riv. ital. di filos. V, II. 119) Della fortuna di Dante nel sec. XVI, Pisa, Nistri, 1890. 120) Claudio Tolomei e le controversie sull' ortografia italiana nel sec. XVI, Roma 1890; Sonderabdr. aus den Rendiconti della R. Accad. dei Lincei 121) Per la »Storia di due amanti« di E. S. Piccolomini, Roma 1890; Sonderabdruck aus den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei. — Per la storia d'una storia d'amore, Milano 1890; Sonderabdr. aus der Cultura. 122) Studi recenti sulla letteratura italiana nei secoli XV e XVI, Milano, 1890; Sonderabdruck aus der Cultura. 123) Im V. Bande der Romanischen Forschungen.

nardo Bruni, welche beweist, wie den Christen das Studium der heidnischen Schriften vorteilhaft sein kann, wurde nicht nur von vielen abgeschrieben, sondern fand auch im 16. Jahrh. zwei italienische Übersetzer. Die des Giovanni di Donato Cocchi ist noch unveröffentlicht, die andere des Antonio Ridolfi wurde jüngst von P. Stromboli herausgegeben.[124]) — A. Bruschi hat die von Carlo del Nero im Jahre 1471 gemachte Übersetzung eines französischen Zwiegespräches über Liebe[125]), herausgegeben, und liefs dieser Ausgabe einige Andeutungen über andere Übersetzungen aus dem Französischen, von dem gleichen Del Nero bearbeitet, vorangehen. Alle diese Übersetzungen finden sich urschriftlich in dem riccardianischen Kodex 2919.[126]).

Geschichtschreibung in italienischer Sprache. — Über die besten Geschichtschreiber unseres Zeitraumes habe ich keine besonders bedeutenden Arbeiten zu verzeichnen. Über Machiavelli sind aufser dem Abdruck der Seiten des Albicini[127]), welche sich auf das grofsartige Werk Villaris gründen, noch zu bemerken: zunächst zwei kleine Artikel, wovon einer von G. Cimbali[128]), der andere, welcher eine neue Urkunde bringt, von P. Galletti ist[129]); und ein ziemlich bedeutender, wenngleich er ein besonderes Thema behandelt, von Gir. Rossi.[130]) Glücklicher war Guicciardini durch besonderes Verdienst des A. Rossi, welcher ihm zwei tüchtige Studien weihte.[131]) Die erste umfafst Guicciardini und den florentinischen Staat von 1530—40; die zweite die Ernennung Guicciardinis als Vice-Legat von Bologna. Zu beiden wurden die bisher unveröffentlichten Briefe des grofsen Geschichtschreibers an Bartolomeo Lanfredini benutzt, welche sich in zwei magliabechianischen Kodexen befinden. E. Teza sprach abermals über den castilianischen Guicciardini[132]), und Albicini schaltete in den schon genannten Band über Politica e Storia eine Abhandlung über Guicciardini ein. Mit Benedetto Varchi beschäftigte sich C. Baccini, über seinen Aufenthalt in Mugello Nachrichten mitteilend[133]), und Zannoni[134]) veröffentlichte einen Brief aus dem Jahre 1536, an C. Gualteruzzi gerichtet. Dieser Brief ist von Bedeutung wegen der Beziehungen des Varchi zu P. Bembo. — Betreffs der geringeren Geschichtschreiber werde ich nur flüchtig die Auflage der Notabilia temporum des Angelo de Tumulillis anführen[135]), denn, obgleich selbe lateinisch geschrieben, enthalten sie doch manchen italienischen Brief, wovon unter anderen zwei von Eleonora D'Aragona, als sie sich 1473 mit Ercole I. d'Este vermählte, für die Geschichte der Sitten und Gebräuche von Bedeutung sind. Überdies verdienen jene Notizen des Tumulilli die Aufmerksamkeit des Forschers der Mundarten wegen der zahlreichen Formen und Ausdrücke neapoli-

---

124) *La oraz. di S. Basilio Magno »Degli studi liberali e de' nobili cost.«, volg. da Antonio Ridolfi nel sec. XV, Firenze, tip. Landi, 1889; per nozze Ridolfi-Borgnini. 125) *Due che parlavano d'amore sendo nel letto, Firenze, Le Monnier, 1890; per nozze Gori-Moro. 126) Vgl. Rivista critica della letterat. italiana VI, 159. 127) In dem angeführten Buche Politica e storia. 128) Il concetto storico-politico del Machiavelli, in der Gazzetta letteraria XIV, 24. 129) Niccolò Machiavelli e Filippo Strozzi, in der Zs. Arte e Storia VIII, 11. 130) Il diritto di porto della città di Monaco e Niccolò Machiavelli, im Arch. stor. italiano, V. Folge, IV, 5—6. 131) Studi Guicciardiniani, im Arch. stor. italiano, V. Folge, V, 1. 132) Atti del R. Istituto veneto. VII. Folge, I. Band. 133) Benedetto Varchi in Mugello, im Giornale di erudizione III, 1—2 134) In den angegebenen Nuovi contributi, S. 50. 135) Besorgt durch C. Corvisieri, Roma 1890. Veröffentlichung des Instituto storico italiano.

tanischen Dialektes, welche unter seinem erbärmlichen Latein hervor sehen. — C. CARNESECCHI [136]) bringt uns die Forschung des Memoriale von Luca Firidolfi (1406—1461), welches für die Privatgeschichte der Zeit und die der Sitten bedeutend ist. Aus den Ricordanze und dem unedierten Briefwechsel des florentinischen Chronisten Benedetto Dei entnahm L. FRATI [137]) neuerdings verschiedene Nachrichten. Ein gutes Verzeichnis über den vicentinischen Geschichtschreiber Luigi da Porto, welcher auch Verfasser der berühmten Novelle Romeo und Giulietta war [138]), veröffentlichte B. MORSOLIN [139]). F. GABOTTO [140]) teilt uns über den alten mailändischen Geschichtsschreiber Bernardino Corio biographsche Nachrichten mit neuen Urkunden mit.

Briefe. — Mehr als einmal hatten wir die Veröffentlichung neuer Briefe eines oder des anderen Literaten anzudeuten, während von anderen seiner Werke die Rede war. So haben wir im Sinne, hier einige davon zu erwähnen, welche wir früher zu bezeichnen nicht Gelegenheit hatten; denn es wissen wohl alle, wie diese Urkunden, wenn sie auch nicht immer eine eigentlich literarische Bedeutung haben, doch fast nie des geschichtlichen Interesses ermangeln. — Aufser der schon genannten Briefsammlung des Castiglione, dessen Ausgabe man eben vorbereitet, hat NAZZARENO ANGELETTI jene der Briefe des Annibal Caro in Arbeit, was in jeder Hinsicht ein nützliches Werk sein wird. Mehrere italienische Briefe der Filelfo und einige des Batt. Guarino und anderer Humanisten wurden von LUZIO-RENIER veröffentlicht [141]), doch selbe gehen den Berichterstatter über den Humanismus an. Dieser wird sich ebenfalls mit den anderen Briefen der zwei oder vielmehr drei Filelfo abgeben müssen, welche von F. GABOTTO [142]) und von G. BENADDUCI [143]) angezeigt oder herausgegeben wurden, gleichfalls mit jenen des Poggio Bracciolini an Rinuccio Papi, von F. RAVAGLI gedruckt. [144]) So sind auch in italienischer Sprache die Briefe des Vespasiano da Bisticci, jenes berühmten Bücherhändlers aus der Zeit der Renaissance, welche von VITT. ROSSI herausgegeben wurden. [145]) Sie sind dem Stadtarchiv von Florenz entnommen; einer ist an Cosimo, die anderen zwei sind an Piero di Cosimo de' Medici gerichtet und handeln über die Handschriften, welche Vespasiano für die Medici bereiten liefs. Von jener ausgezeichneten Edeldame des 15. Jahrh., Alessandra Macinghi-Strozzi, veröffentlichte J. DEL LUNGO einen Brief [146]), welcher den schon von Guasti herausgegebenen beizufügen sein wird. — Auf das 16. Jahrh. übergehend, tritt uns Pietro

---

136) Un fiorentino del sec. XV e le sue ricordanze domestiche, im Arch. stor. italiano, V. Folge, IV, 5—6. 137) La morte di Lorenzo de' Medici e il suicidio di Pier Leoni, im Archivio storico italiano, V. Folge, IV, 5—6; Un viaggiatore fiorentino del quattrocento, in der Zs. Intermezzo I, 1. Vgl. die Arbeit Fratis Cantari e sonetti ricordati nella cronaca di Benedetto Dei, im G. S. IV, 162 ff. 138) Vgl. L. Fränkel, Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia, in der Zs. für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur, N. F. III, 3. 139) In dem Archivio veneto, Bd. XXXVIII. 140) Di Bernardino Corio, in der Zs. Vita Nuova, II, 35. 141) G. S., Bd. XVI. 142) La letteratura V, 13 (vgl. Arch. storico lombardo XVII, 979); Arch. storico per Trieste, l'Istria ed il Trentino, IV, 2. 143) *Strenna marchigiana für das Jahr 1890, Matelica, Tomarelli. 144) Gelegenheitsheft für die Aufführung der neuen Oper Iride in Cortona, Cortona, tip. Bimbi, 1890. 145) Tre lettere di Vespasiano da Bisticci per la prima volta pubblicate, Venezia, tip. Visentini, 1890; per nozze Cipolla-Vittone. Über die Beziehungen Vespasianos zu den Gonzaga vgl. G. S. XVI, 152—154. 146) *Firenze, Carnesecchi, 1890; per nozze Strozzi-Corsini.

Bembo entgegen, von welchem E. Piccolomini[147]) aus der Bibliothek der Barberini einen griechischen Brief, an Demetrio Mosco gerichtet, druckte. Zannoni[148]) gab eine wörtliche Übersetzung dieses Briefes und veröffentlichte auch zwei andere an Bembo gerichtete: einen von Veronica Gambara, welchen ich schon erwähnte, und einen anderen geringer Bedeutung, von einer gewissen Adriana Amadi aus Padova.[149]) Weit bedeutender sind die acht Briefe des Rechtsgelehrten Andrea Alciato, an Bembo gerichtet, welche dem Vitt. Cian Gelegenheit boten, einen ganz hübschen Artikel zu schreiben.[150]) Diese Briefe enthalten alle Unterhandlungen des Alciato, um als Lehrer an die Universität von Padua zu kommen; sie blieben aber wegen der allzu grofsen Geldgier des Rechtsgelehrten ohne Erfolg. In diesem Artikel spricht Cian ebenfalls über die Beziehungen des Alciato zu Paolo Giovio und wirft neues Licht auf die Frage, ob der Brief des Alciato, der gröfstenteils gegen Paul III gerichtet und von Giovio im Jahre 1550 an der Spitze seiner Historiae gedruckt wurde, authentisch sei oder nicht. — A. Zonghi[151]) veröffentlichte drei Briefe des Kardinals Bibbiena, des glücklichen Verfassers der Calandra, an die Gemeinde von Fano im Jahre 1517 gerichtet; einen Brief des B. Tasso, an G. Gallo gerichtet, brachte Zannoni[152]); und Cian[153]) veröffentlichte einen des Carlo Sigonio vom Jahre 1538 aus einem Kodex der Estense. Es ist dies ein gegen die Pedanten gerichteter Brief, ein zu Spott und Schmähung bevorzugtes Thema, wie schon Graf[154]) zeigte und jetzt Cian durch neue Zeugnisse bestärkte.[155])

Mäcenaten. — Einem jeden ist es wohl bekannt, wie der Zeitraum, den wir behandeln, auch noch durch den künstlerischen und literarischen Mäcenatismus, den die Fürsten ausübten, berühmt war. Zu keiner anderen Zeit wurden alle sozialen Klassen, von der höchsten bis zur niedersten, durch den erneuerten literarischen Kultus so eingenommen, wie zu dieser. Inmitten der ernstesten politischen Beschäftigungen fühlten diese Herren in der Renaissancezeit ein wahres Bedürfnis, alle Künste zu unterstützen, welche die schönste Zierde ihrer Höfe waren, und die ihnen manchmal nötig schienen, wie die Luft, die sie einatmeten. — Von den Unterstützungen, welche die Päpste des 15. Jahrh. den schönen Künsten und Wissenschaften zukommen liefsen, spricht Ludwig Pastor in den zwei Bänden seiner schon obengenannten Geschichte der Päpste. Er hat es wohl verstanden, dafs es in der Behandlung der Papstgeschichte dieses Zeitraumes sehr fehlerhaft gewesen wäre, sich nur mit der politischen Geschichte zu begnügen, und so hat er nicht blofs häufig neues Material beigebracht, sondern auch ihre Beziehungen zum geistigen Leben der Zeit erforscht. F. Nitti[156]) schrieb eine Abhandlung über Leo X., seinen Nepotismus in Betracht ziehend, welcher die erste Ursache seiner politischen Fehler war, während der Druck seiner Regesto, welcher vom †Kardinal Hergenröther begonnen war, vorgenommen wird; Agostino Chigi, der grofse Bankier, welcher in jenen Zeiten mit so viel Freigebigkeit und

---

147) Im Arch. stor. ital. V. Folge, VI, 5. 148) Angef. Nuovi contributi, S. 46. 149) Nuovi contributi, S. 48. 150) In dem Arch. stor. lombardo XVII, 4. 151) *Tre lettere inedite del card. Bernardo Dovizi da Bibbiena, per nozze Cristofanelli-Cardinali. 152) Nuovi contributi, S. 40. 153) G. S. XV, 459. 154) Attraverso il cinquecento, Torino, Loescher, 1888, S. 171—213. 155) G. S. XV, 426. 156) Leone X e la sua politica rispetto ai parenti, Roma 1890; Sonderabdr. aus der N. Antologia.

Einsicht Künstler und Literaten unterstützte, fand schon vor Jahren in G. Cugnoni einen genauen Forscher.[157]) Heute bringt uns Gnoli[158]) Nachrichten über seine Grabstätte. — Inbezug auf die anderen italienischen Höfe will ich bemerken, dafs der der Malatesta, in der Renaissance durch Sigismondo zu höchstem Glanz gebracht, von P. Villari[159]) in einem zusammenfassenden Artikel behandelt wurde. — Bekannt ist, was für ein Mäcenat der Künste und Wissenschaften Ludovico Sforza, der Moro genannt, trotz seiner verwickelten Politik gewesen war. Eugen Müntz hat dem Moro eine eigene Abhandlung gewidmet[160]), während er in seinem grofsen Werke Histoire de l'art pendant la Renaissance, wovon zwei Bände erschienen sind, nach und nach den Mäcenatismus aller italienischen Fürsten inbezug auf die graphischen Künste erläuternd durchnimmt. Die Beziehungen des Moro zu seiner Gemahlin Beatrice und zu den zwei berühmtesten seiner Geliebten, Cecilia Gallerani und Lucrezia Crivelli, erklärte G. Uzielli[161]) mit neuen Urkunden. Andere Urkunden, welche die Beziehungen des Moro und der Beatrice mit Isabella Gonzaga ans Licht bringen, gaben Luzio und R. Renier erläuternd heraus.[162]) Diese zwei Forscher arbeiten schon länger an der Darstellung des Lebens und der künstlerischen Beziehungen der Isabella Gonzaga, welche unter den gebildetsten Damen und Beschützerinnen der Künste jener glänzendsten Periode der Renaissance unstreitig den ersten Platz einnimmt. Einige eigentümliche Briefe, zwischen Isabella und Elisabetta, Herzogin von Urbino, im Jahre 1507 gewechselt, gab obengenannten Schriftstellern[163]) zu einem kleinen Artikel Gelegenheit, woraus man ersieht, wie lebhaft in diesen beiden Damen der Wunsch war, auf Reisen neue Dinge zu beschauen. Die häufigen Ausflüge Isabellas auf dem Gardasee sind bis jetzt durch einige Dokumente vom Jahre 1514 bezeugt, welche von A. Pedrazzoli[164]) herausgegeben wurden. — Über das grofsartige Genie Leonardo da Vinci, welches eben am Hofe des Moro erblühte, sprechen gröfstenteils zwei schon genannte Arbeiten von Müntz und Uzielli. Letzterer erläuterte auch die Liebe Leonardos zu den Naturschönheiten und seine ganz wissenschaftliche Auffassung des Alpinismus.[165]) In Frankreich werden jetzt durch Bemühung des Ch. Ravaisson Mollien in Prachtausgaben die Handschriften des Leonardo da Vinci, welche sich dort befinden[166]), herausgegeben, ohne dafs man in Italien, aufser einigen löblichen Privatbeispielen, ernstlich daran denkt, gleichfalls die Handschriften des Vinci, welche sich hier befinden, zu veröffentlichen.[167])

157) Agostino Chigi il magnifico, Roma, Forzani, 1881 158) La sepoltura di Agostino Chigi, in dem Archivio storico dell' arte II, 8—9. 159) Rimini e i Malatesta, in dem Sammelbande Saggi storici e critici, Bologna, Zanichelli, 1890. 160) Une cour de la haute Italie à la fin du XVe siècle. Ludovic le More et Léonard de Vinci, in der Revue des deux mondes, CII, 2. 161) Leonardo da Vinci e tre gentildonne milanesi del sec. XV. Pinerolo, 1890; Separatabdruck aus der Letteratura. 162) Delle relazioni di Isabella l'Este Gonzaga con Ludovico e Beatrice Sforza, Milano, Bortolotti, 1890; Separatabdr. aus dem Archivio storico lombardo. 163) Gara di viaggi fra due celebri dame del Rinascimento, im Intermezzo I, 7—8. 164) La marchesa Isabella d'Este Gonzaga a diporto sul lago di Garda colla sua corte, im Arch. storico lombardo XVII, 4. 165) Leonardo da Vinci e le Alpi, Torino, tip. Candeletti, 1890. Separatabdruck aus dem Bullettino del club alpino italiano. 166) Vgl. Ch. Lévêque im Journal des savants v. März 1890. 167) Vgl. A. Favaro, Ulteriori ragguagli sulla pubblicazione dei manoscritti di Leonardo da Vinci, in Atti del R. Istituto veneto, VII. Folge, I.

— Vor der Vita des anderen grofsen Künstlers und auch Schriftstellers, Benvenuto Cellini, ist eine neue Auflage, ed. Gaetano Guasti [168]), erschienen, welche mit dem Kodex der Laurenziana verglichen und mit geschichtlichen und philologischen Anmerkungen ausgestattet wurde.

Geschichte der Buchdruckerei. — Die Arbeiten, welche nur ausschliefslich bibliographishes Interesse haben, übergehend, werde ich mich nur bei jenen aufhalten, welche sich eng an die Literaturgeschichte anschliefsen. Unter diesen nimmt ohne Zweifel die Arbeit des C. Castellani [169]) einen bedeutenden Platz ein; es werden darin die ersten Schritte, welche die Buchdruckerkunst in Venedig machte, erforscht, und über die dortigen typographischen Erzeugnisse, im Vergleich zu denen anderer italienischer Städte, zahlreiche Nachrichten gegeben. An diese reiht sich das Buch des Bernoni [170]), welcher hauptsächlich in dem Teil, der die Torresani behandelt, notwendigerweise sehr häufig über die Manuzi zu sprechen kommt, und gibt eine klare, genaue Beschreibung der Buchdruckerzeugnisse der drei Verlagshäuser, mit denen er sich beschäftigt. R. Renier [171]) bringt in einem Heftchen neue Urkunden, welche die Einführung der Buchdruckerei in Mantua durch Pietro Adamo de' Micheli zur Zeit des Markgrafen Lodovico ins Klare setzen. — S. Bongi hat das erste Heft der ausgezeichneten Annali di Gabriel Giolito de' Ferrari veröffentlicht.[172]) Dies ist nicht nur ein Katalog der Auflagen, sondern bringt über die beschriebenen Bücher und manchmal über ihre Verfasser zahlreiche und nicht wenig wertvolle Nachrichten. Thatsache ist, dafs schon in dem ersten Hefte, aufser der Abschweifung über Nicolò Franco, die ich schon erwähnte, solche noch über Matteo Graf v. S. Martino, über die Ausgabe des Cortegiano und über die des Furioso gemacht werden. In der lehrreichen Vorrede wurde dann die Geschichte der Gioliti, auf Grund neuer Urkunden, zusammengefafst. So sind auch hier wieder Seiten, welche nicht nur Interesse für den besonders behandelten Gegenstand haben, sondern auch im allgemeinen für den italienischen Bücherhandel im XVI. Jahrhundert und für die Geschichte der Zensur.

Sittengeschichte. Zu Zeiten, in welchen die Künste ein mächtiges Bedürfnis des Lebens geworden sind, ist die Sittengeschichte unauflöslich an die Literaturgeschichte gekettet. Sehr interessante Charakterzüge der damaligen Sitten bringen die von Luzio und Renier herausgegebenen mantuanischen Dokumente.[173]) Dort findet man häufig Beschreibungen jener glänzenden, so verschiedenartigen Feste, an welchen die Fürsten der Renaissance so grofses Wohlgefallen fanden, von eigentlichen allegorischen Hofdramen bis zu den Jagden, Pferderennen, Turnieren, Maskeraden und den Vorstellungen der Poeten.[174]) An diesen Festen nahmen meist auch die Hofnarren teil, ohne welche unsere Fürsten gar nicht leben zu können schienen, und welche auch im Cortegiano sich blicken lassen. Eine nennenswerte Probe gab davon A. Luzio in der Gazzetta di Mantova. Sie ist mit neuen

---

168) Firenze, Barbèra, 1890. 169) La stampa in Venezia della sua orig. alla morte di Aldo Manuzio seniore, Venezia, Ongania, 1889. 170) Dei Torresani, Blado e Ragazzoni celebri stampatori a Venezia e Roma nel XV e XVI secolo, Milano, Hoepli, 1890. 171) Il primo tipografo mantovano, Torino, tip. Bona, 1890; per nozze Cipolla-Vittone. 172) Roma 1890. In der Sammlung Indici e cataloghi, vom italienischen Unterrichtsministerium herausgegeben. 173) Vergleiche besonders die angeführten Relazioni d'Isabella con gli Sforza u. Gara di viaggi. 174) Über diese letztere vergl. A. Solerti, Rappresentazioni di poeti nel sec. XVI, im Intermezzo I, 17—18.

Zusätzen abermals herausgegeben worden.[175]) Einer der sonderbarsten Hofnarren ist jener fra Mariano Fetti, welcher den Hof Leo X. belustigte und worüber verschiedene Urkunden und Nachrichten veröffentlicht wurden, durch Gnoli und Luzio und besonders durch Graf.[176]) G. Taormina[177]) gab eine neue Schrift über ihn heraus, welche aber wenig mehr, als das schon Bekannte, bringt. — Das Studium der Frauen nimmt besonders gern den Geschichtschreiber der Sitten und Gebräuche in Anspruch. Und wirklich machte sich betreffs unseres Zeitraumes V. A. Arullani[178]) mit dem besten Willen daran, ohne jedoch das reiche Material, welches noch unveröffentlicht in unseren Bibliotheken liegt, zu Rate ziehen zu können. Arullani berichtet, nicht immer in bester Ordnung, das was im 16. Jahrh. Poeten, dramatische Dichter, Novellisten und Traktatisten von den Frauen schrieben. Der beste Teil dieses Heftes, dem Zannoni[179]) einen Zusatz mehrerer unveröffentlichter und interessanter Dinge gab, ist jener, in welchem der Verfasser über die Zwiegespräche und Traktate handelt, welche besonders über die Frau des 16. Jahrh. sprechen, d. h. von jenen des Domenichi, Piccolomini, Firenzuola, Betussi, des Speroni, Guazzo, Dolce, Dardano, des De' Pazzi und der Lucrezia Marinella. Ein Brief des V. Giraldi, welchen L. Gentile[180]) veröffentlichte, in welchem derselbe mit grofser Genauigkeit und ebensoviel Pessimismus über die Sitten der Frauen von Florenz spricht, sie mit den antiken Gebräuchen der Frauen vergleichend, fällt aufserhalb des Zeitraumes, den wir hier behandeln, indem er 1598 geschrieben wurde. Allerdings war die sittliche Verkommenheit der Frauen zur Zeit der italienischen Renaissance sehr grofs; die Courtisanen dominierten sowohl im Leben als auch in der Kunst, denn sie wollten sich manchmal sogar den griechischen Hetären gleichstellen.[181]) Diesbezüglich ist der kenntnisreichen Schrift des G. Rezasco zu gedenken über das gelbe Zeichen, welches üblicherweise Freudenmädchen meist trugen[182]), und auch einer Mitteilung des F. Gabotto.[183]) Übrigens, wie begreiflich, war die Verkommenheit nicht allgemein, denn neben der äufsersten Verderbtheit fanden sich auch zarte Gefühle und unbefleckte Frauentypen; davon kann, wenn es nötig wäre, ein anmutiger Artikel des G. Volpi[184]) Zeugnis ablegen, welcher ausschliefslich auf Dokumenten des Archivs von Florenz beruht. Er betrachtet Clarice de Medici, Gemahlin des Lorenzo il magnifico, in ihrer Mutter- und Gattenliebe. — Was die Äufserlichkeiten des Lebens anbelangt, haben wir über die Küche des 16. Jahrh. eine Reihe Artikel von A. Solerti[185]), welcher sich schon mehreremale mit der Sittengeschichte jenes Jahrhunderts beschäftigt

175) La morte d'un buffone, in der Strenna dell' Istituto dei rachitici in Genova f. d. J. 1891, Genova, tip. Sordomuti, 1890, S. 89 ff. 176) Un buffone di Leone X, im angef. Bande Attraverso il cinquecento. 177) Un frate alla corte di Leone X, Palermo, 1890. 178) La donna nella letteratura del cinquecento, Verona, Tedeschi, 1890; Sonderabdruck aus der Biblioteca delle scuole italiane. 179) Nuovi contributi, S. 33—37. 180) *Di certe usanze delle gentildonne fiorentine nella seconda metà del sec. XVI, Firenze, tip. Carnesecchi, 1890; per nozze Gori-Moro. 181) Vgl. besonders die wertvolle Arbeit Grafs Una cortigiana fra mille: Veronica Franco, im Bande Attraverso il cinquecento. 182) Segno delle meretrici, im Giornale ligustico XVII, 5—6. Zusätze im Arch. storico lombardo, XVII, 1000—1001. 183) Studenti e male femmine in Torino nel sec. XV, im Giornale ligustico XVII, 7—8. 184) Affetti di famiglia nel quattrocento, in der Zs. Vita Nuova II, 50. 185) Tavola e cucina nel sec. XVI, in der Gazzetta letteraria XIV, 1, 2, 3, 4.

hat. Die Artikel des Solerti, welche übrigens an ein weiteres Publikum gerichtet sind, behandeln ein Thema, welches für den estensischen Hof des 16. Jahrh. von L. A. GANDINI[186]) bearbeitet wurde.

Turin, 24. Februar 1891. Rodolfo Renier.

Letteratura italiana dal 1540 al 1690. ***Opere bibliografiche.*** Per l'importanza non pur bibliografica, ma anche storico-letteraria vuol esser qui segnalata per prima un' opera, della quale si iniziò la pubblicazione nel corso del 1890, gli Annali della tipografia giolitina compilati da S. BONGI.[1]) Giovanni Giolito de' Ferrari, dopo avere esercitato per una quindicina d'anni (1508—1523) l'arte tipografica nella patria Trino nel Monferrato, il commercio librario in Venezia e di nuovo la tipografia a Torino, apriva nel 1536 la serie delle sue edizioni veneziane, dapprincipio valendosi de' caratteri di altri stampatori, più tardi (dal 1538) della stamperia da lui stesso fondata e cresciuta a vita prosperosa sotto l'intelligente direzione di Gabriele Giolito, figlio di Giovanni (1541—1578). Nella storia di questa tipografia e delle sue pubblicazioni si rispecchia la storia letteraria italiana del periodo, in cui una rapida e profonda trasformazione delle idee e dei costumi, vincolando la libertà degli scrittori, mutava l'indirizzo della letteratura e, forse senza contribuire, come taluno volle, a quella corruzione del gusto artistico, che mise capo al secentismo, contribuiva però a darle quella fisonomia, che assunse sul cadere del Cinquecento e nel secolo XVII. Fino al 1560 Gabriele preferì per le sue edizioni i libri di argomento ameno, ma poi, cedendo al gusto dei tempi, si diede a stampare opere storiche o di pietà nella sua »Collana storica« e nella »Ghirlanda spirituale«. Tuttavi aneppure egli riuscì a sottrarsi ai sospetti dell' Inquisizione e nel 1565 fu involto nell' accusa data al suo agente di Napoli di aver tenuto nella bottega libri proibiti. Gabriele Giolito divise le sue cure ed i suoi affetti fra la tipografia e la famiglia, che s'era formata sposando nel 1544 Lucrezia Bini; nella comoda agiatezza di cui godeva, egli attese a dare una sana educazione ai figliuoli, fra i quali i due maschi continuarono, alla morte del padre, le imprese librarie. Queste notizie sono svolte con molta copia di particolari e acconciamente documentate dal Bongi nella garbata Introduzione da lui premessa agli Annali, nella quale è specialmente importante la storia del sorgere della censura e dei primi Indici di libri proibiti. Negli Annali poi non solo troviamo cronologicamente disposte e accuratamente descritte tutte le pubblicazioni giolitine, ma anche indicato il loro contenuto e raccolte ricche e peregrine notizie intorno agli autori. Di codeste illustrazioni, che talvolta assumono le proporzioni e la forma di vere monografie, noi terremo conto man mano che l' argomento ce ne porgerà l' occasione; qui accade ancora notare che il primo fascicolo comprende gli anni dal 1536 al 1542 e parte del 1543. — L'opera del Bongi entra in quella collezione d'Indici e Cataloghi, che fin dal 1885 viene pubblicando il Ministero della Pubblica Istruzione e che è certo destinata a prestare grandi ser-

186) Tavola, cantina e cucina della corte di Ferrara nel quattrocento, Modena, tipografia Soliani, 1889.

1) Annali di Gabriel Giolito de' Ferrari da Trino di Monferrato, stampatore in Venezia, vol. I, fasc. I, Roma 1890.

vigi alla scienza. È ben noto come ad essa appartenga anche il Catalogo dei codici palatini della Nazionale di Firenze: compiutosi nel 1889 il primo volume, nel 1890 videro la luce i primi due fascicoli del secondo, nei quali molto troverà da spigolare lo studioso della letteratura italiana del Cinquecento avanzato e del Seicento, come non senza profitto consulterà il Catalogo di manoscritti italiani esistenti nel Museo Britannico compilato da A. PALMA DI CESNOLA[2]), quantunque il lavoro sia condotto con grande leggerezza ed imperizia, senza nessuna esatteza. Di qualche codice riguardante quel periodo letterario, notevole specialmente uno autografo di Francesco Bracciolini, si troverà pure notizia nell' inventario della Collezione pistoiese Rossi-Cassigoli dovuto al prof. L. CHIAPPELLI[3])

Storia del costume. Alcuni anni or sono U. A. CANELLO in un libro ingegnoso si faceva a sostenere una tesi, che non incontrò nè poteva incontrare il favore degli eruditi, perchè contradetta da un numero troppo rilevante di fatti; si provava cioè a dimostrare come la massima corruzione si debba assegnare alla seconda metà del secolo XV e come nel XVI essa sia venuta mitigandosi e la società si sia avviata alla ricostituzione della famiglia.[4]) La medesima tesi vediamo ora sostenuta, ma non suffragata di nuove prove da TERESA BIGLINO.[5]) Ella si fonda sull' esame di alcune opere letterarie del secolo XVI, sulle liriche di preferenza, alle quali si studia di dare, per la questione, un valore, che nessuno giudicando senza preconcetti, potrà loro riconoscere. Il voler costringere entro ai limiti di una formula tutta la vita sociale di un' età è sempre pericoloso, pericolosissimo ed impossibile poi quando si tratti di un tempo così pieno di contradizioni come fu il nostro Cinquecento. Nessuno certo nega che anche allora gli affetti famigliari fossero vivamente sentiti, ma pochi vorranno ammettere, specialmente dopo recenti pubblicazioni[6]), che men vivo fosse il culto della famiglia nei secoli precedenti. E chi vorrà seriamente affermare che un miglioramento nella moralità si riscontri nei primi decenni del secolo XVI in confronto cogli ultimi del quattrocento? Bisogna anzi tutto fare una distinzione cronologica e non voler abbracciare in un unico sguardo l'intero cinquecento; poi si vuol badare a non lasciarsi sedurrre dalle apparenze, ma principalmente è dovere del critico obbiettivo vagliare tutti i documenti, non alcuni soltanto, e non costringerli a dire ciò che essi assoluttamente non dicono. — Meglio che l'opuscolo della sig. Biglino, ci fa conoscere la vita intima di una famiglia timorata del secolo XVI l'epistolario di una pia donna, S. Caterina de' Ricci († 1590) già pubblicato da C. Guasti nel 1861 e ora di nuovo, arricchito di oltre un centinaio di lettere, da A. GHERARDI.[7]) La Ricci vive nel suo convento domenicano di S. Vincenzio di Prato, epperò fornisce sulla vita, che vi si menava, sull' educazione data alle fanciulle, sulle consuetudini

---

2) Torino 1890. Per il giudizio che ne do cfr. G. S. XV, 414. 3) Arch. stor. ital. S. V, t. V (1890), pp. 483—6. 4) Storia della lett. ital. nel sec. XVI, Milano 1880. 5) Il sentim. della fam. in alcuni scritt. del sec. XVI e particolarmente ne' lirici. Saggio di ricerche, Milano 1890. 6) Ricordo specialmente le due pubblicazioni di C. Guasti, Lettere di ser Lapo Mazzei, Firenze 1880, e Lettere di una gentildonna fiorentina del secolo XV, Firenze 1877, e i due articoli Affetti di famiglia nel quattrocento, l'uno di G. S. Scipioni nel Preludio, V (1881), n. 11, l'altro di G. Volpi nella Vita Nuova II (1891), no. 50. 7) Le lettere di S. Caterina de' Ricci, fiorentina, religiosa domenicana in S. Vincenzio di Prato alla famiglia, con la giunta di alcune altre raccolte da C. Guasti e pubbl. per cura di A. Gherardi, Firenze 1890.

monastiche, preziosi particolari; ma non dimentica la famiglia, per la quale nutre un affetto profondo, dolcemente illuminato dalla face della fede: nelle piccole discordie domestiche cerca metter pace; ai fratelli, specie a Vincenzo, è consigliera sapiente, confortatrice nelle avversità; a loro manda spesso regali di dolci, di biancheria, di vestiti, talchè nella santa monaca si consertano in bella armonia gli affetti terreni e i pensieri celesti. — La candida semplicità dello stile di codeste lettere riflette la semplicità modesta di una vita ben diversa da quella sfarzosa, raffinata, civettuola, che facevano le gentildonne fiorentine e la quale deplora in una sua lettera del settembre 1598 Vincenzo Giraldi.[8]) — Costui è un fiorentino del buon tempo antico, al quale il lusso smodato pare triste presagio di decadenza materiale e morale e che parla in nome della moralità, per amor della patria. Altri molti invece cocentemente rimproverando alle donne l'ambizione, che le induceva ad usare e lisci e belletti, attribuendo loro difetti d'ogni maniera, non facevano se non continuare una tradizione, di cui si possono seguire le traccie molto addietro nel medio evo. Di questa letteratura misogina del secolo XVI e della sua antitesi, la letteratura in difesa delle donne, si occupa V. A. Arullani, in un volumetto, il cui titolo promette assai più che il lavoro non mantenga.[9]) Esso è tuttavia un buon contributo alla storia del costume, un' utile raccolta di testimonianze, spigolate così dalle satire, dalle liriche, dai poemi, come dalle novelle, dagli epistolari, dai trattati e dai dialoghi, un' esposizione accurata delle idee intorno alle donne enunciate in alcune scritture speciali del Domenichi, del Piccolomini, del Firenzuola, etc. Certo non tutte le fonti sono state consultate: dai manoscritti, nei quali l'Arullani non ha potuto far ricerche, dalle stampe rare molt' altro si potrà ricavare, ma le linee generali del quadro credo non ne riusciranno notevolmente alterate. — A ben intendere la letteratura italiana del secolo XVI, a rendersi piena ragione delle varie sue manifestazioni è necessario studiare l'ambiente in cui essa sorse, studiare la vita sociale di quell' età. Se per i primi decenni le ricerche sono già cominciate da un pezzo ed hanno recato frutti non inadeguati all' aspettazione, per la seconda metà del secolo, sotto certi aspetti così diversa dalla prima, gli archivi e le biblioteche non sono ancora stati esplorati colla necessaria larghezza. Ora però una serie di importanti e spesso curiose notizie ci è posta innanzi dai signori P. de Nolhac e A. Solerti in un libro, nel quale si narra la storia del Viaggio di Enrico III di Francia attraverso l'Italia superiore nell' estate del 1574.[10]) Il Valois, fuggito da Cracovia per correre a Parigi a raccogliere l'eredità del fratello Carlo IX, ebbe dovunque accoglienze festose e magnifiche, ma specialmente a Venezia, la prima grande città italiana, ove il sovrano metteva piede, non si risparmiarono spese e sollecitudini per rendergliene gradito il soggiorno. Un arco trionfale fu costruito al Lido dal Palladio

---

8) *L. Gentile, Di certe usanze delle gentildonne fiorent. nella seconda metà del secolo XVI. Lettera di V. Giraldi, Firenze 1890. Cfr. il cenno che ne dà G. Zannoni, Nuovi contributi per la storia del Cinquecento in Italia, Milano 1890, pp. 37 sg. (estr. dalla Cultura, XI). 9) La donna nella letteratura del 500, Verona 1890 (estr. dalla Bibl. delle scuole italiane II, n. 5—12). Notevoli le aggiunte che fa lo Zannoni nel citato ops. pp. 33 sgg. 10) Il viaggio in Italia di Enrico III re di Francia e le feste a Venezia, Ferrara, Mantova e Torino (con illustrazioni), Torino 1890. Colgo l'occasione per notare che a p. 34, l. 26 sarà da leggere Verieri, vetrai.

ad imitazione di quello di Settimio Severo; il doge su di uno splendido bucintoro circondato dai brigantini delle arti andò incontro ad Enrico; al momento del suo ingresso sonavano le campane, tonavano le artiglierie e durante la sua dimora nella città fu un succedersi non interrotto di feste d'ogni maniera; luminarie, regate, banchetti, rappresentazioni teatrali, per le quali s'erano a bella posta chiamati da Milano i comici Gelosi, gare di pugilato, di quelle che erano allora in uso ed avevano già offerto argomento ad un poemetto vernacolo semiburlesco. Con accuratezza mirabile il De Nolhac ed il Solerti hanno raccolto documenti ufficiali, relazioni sincrone delle feste celebrate a Venezia e nelle altre città per il passaggio del re e ne hanno intessuta una narrazione, forse alquanto prolissa, ma ricca di particolari caratteristici. Se essa non riesce sempre piacevole, la colpa credo non sia degli autori, ma di quell' aria grave di cerimonie e di affettazione, che aduggiava tutta la vita, anche i divertimenti, nella seconda metà del Cinquecento e la rendeva così diversa da quella dei tempi di Guidobaldo di Montefeltro, di Alfonso I d'Este, di Isabella Gonzaga. Più attraente che le descrizioni monotone delle feste ufficiali, appare forse il racconto delle piccole scappatelle di Enrico, delle sue visite alla cortigiana famosa Veronica Franco, dei trattenimenti privati dei signori di Correggio durante il loro soggiorno a Venezia, i quali ci sono narrati da Giambattista Cappello in una sua importantissima lettera.[11]) A feste varie e suntuose dava pure occasione diciott' anni dopo, nel maggio 1592, il passaggio per Genova del duca Vincenzo Gonzaga, come ci attestano i documenti tratti in luce da A. Neri. Tra quelle feste primeggiò un grande torneo tenuto sulla piazza delle Fontane Morose, dove altri piccoli spettacoli avevano avuto luogo negli anni precedenti, certo nel 1562 e nel 1589.[12]) — Il Solerti, che riassumendo ed ampliando ricerche altrui, aveva trattato dei giochi e delle danze in uso nell' alta società del secolo XVI [13]), s'è ora studiato, colla guida di alcuni rari libri di cucina, di descrivere il lusso dei banchetti principeschi, di far conoscere i gusti, spesso davvero bislacchi, di quelle dame e di quei cavalieri [14]), mentre altri ha raccolto, pur troppo con poca cura e meno discernimento, copiosi documenti sul fiorire dell' arte musicale nella corte dei Gonzaga.[15]) I nomi di artisti eminenti ci passano dinanzi in questo libro, splendidamente stampato, di A. Bertolotti: citerò fra tutti Jacques de Wert e il Palestrina. Di Un Codice musicale del secolo XVI (conservato all' Universitaria di Genova), non privo di valore per la storia della musica aulica, aveva, alcuni anni or sono, dato conto Achille Neri, che ora ha ristampato il suo lavoretto.[16]) — Fra cavalieri e dame bolognesi del Seicento ci conduce in un suo articolo Lud. Frati [17]), dando notizia di alcuni libelli satirici che nel sec. XVII corsero per Bologna in derisione

11) Il Solerti la aveva già pubblicata nella Rass. Emiliana II, 95 sgg. Or la ripubblica tra i Docum., no. XIX. 12) A. Neri, Il duca di Mantova a Genova nel 1592, in De Minimis. Genova 1890, pp. 116 sgg.; Torneo fatto in Genova nel 1562, ibid., pp. 63 sgg. 13) Trattenimenti di società nel sec. XVI, nella Gazzetta letter. XII (1888) n. 48—50. Appunti sulle danze dei sec. XV e XVI, ibid. XIII (1889), n. 9 e 11. 14) Tavola e cucina nel sec. XVI, nella Gazzetta letteraria di Torino XIV (1890), ni. 1—4. 15) A. Bertolotti, Musici alla corte dei Gonzaga in Mantova dal sec. XV al XVIII, Milano s. a., ma 1890. Per il giudizio che ne do, cfr. G. S. XVII, 98 sgg. 16) Negli Studi bibliografici e letterari, Genova 1890, pp. 71 sgg. 17) Nella rivista Intermezzo I, 706 sgg.

di alti personaggi dell' aristocrazia e che non tacquero nemmeno durante l'imperversare della terribile epidemia del 1630. Si tratta di lunghi elenchi di nomi, accanto ai quali sono segnati i soprannomi, che rispettivamente si attribuivano alle persone indicate. Con quanto più garbo e senso d'arte non aveva praticato un simil genere di maldicenza il secolo XVI, coniando delle medaglie allegoriche con iscritte satiriche!

Teatro. — Immancabile ornamento delle grandi feste erano le rappresentazioni sceniche, le quali assunsero forme e argomenti svariati a seconda dei tempi e delle occasioni. Curiose dovevano essere certe mascherate di poeti morti o viventi, delle quali dà notizia il Solerti[18]), trattenendosi specialmente su una che ebbe luogo a Milano nel 1553 e toccando di altre nelle quali apparvero il Tasso, il Guarini, il Marino. Più antica di tutte queste è una che preparò Bernardo Accolti nel settembre 1514 per l' incoronazione scherzosa del Baraballo e nella quale dovevano intervenire Dante e il Petrarca *straniati, dolendosi* a recitar certe ottave.[19]) Simili rappresentazioni non erano, se mal non giudico, altro che la riduzione drammatica di quelle enumerazioni di poeti che così spesso s'incontrano fino dal secolo XIV. — Ma più frequenti erano le recitazioni di commedie e tragedie, onde assai viva e feconda la produzione in questi generi letterari durante il secolo XVI e il XVII. Per il XVI ne ha egregiamente tessuta la storia delineandone i caratteri essenziali il Gaspary[20]), nè il 1890 molto di nuovo recò intorno a questo argomento. R. Wendriner studiando comparativamente la »Piovana« del Ruzante e il »Ruffiano« del Dolce, e mettendo ambedue le commedie in relazione colle loro fonti plautine, dimostrò che il secondo non fece se non appropriarsi l' opera del primo[21]); G. Rua mise in evidenza le relazioni che intercedono fra le novelle e le commedie di G. Parabosco, toccando anche di due motivi che compaiono così in quelle come nella »Vaccaria« del Ruzante e nell' »Arzigogolo« del Lasca[22]); A. L. Stiefel recò un buon contribuito alla storia del dramma italiano oltr' Alpe, studiando l'imitazione che Tristan l'Hermite fece nella sua commedia »Le Parasite« dell' »Angelica« di Fabrizio de Fornaris, il capitan coccodrillo dei Confidenti, la quale già nel 1589 era stata molto pedissequamente imitata da GB. della Porta nell' »Olimpia«.[23]) — Per ciò che riguarda la commedia popolare o popolareggiante, vuole essere specialmente menzionata la ristampa del »Travaglio« di Salvestro cartaio, fra i Rozzi detto il Fumoso, condotta da C. Mazzi sulle antiche edizioni, prima dispensa di una Biblioteca popolare senese del secolo XVI[24]), che il M. si propone di pubblicare. D'altra parte R. Wendriner rese conto di un nuovo codice del Ruzante trovato nella Biblioteca Comunale di Verona[25]) e A. Maurici raccolse in un opuscolo alcuni appunti su Le commedie rusticali.[26]) — Più

---

18) Rappresentazione di poeti nel secolo XVI, nell' Intermezzo I, 385 sgg. 19) Cfr. N. A., S. III, vol. XIV, 582. 20) Geschichte der italienischen Literatur, II. Band, Berlin 1888, pp. 550 sgg. La traduzione italiana della P. II del II vol., ove i due capitoli sono qua e là ritoccati, uscì (Torino) nel 1891. 21) Il »Ruffiano« del Dolce e la »Piovana« del Ruzante, nel G. S. XIV, 254 sgg. Cfr. per una correzione G. S. XV, 312 sgg. 22) Di alcuni rapporti fra le commedie e le novelle di G. Parabosco, nella Biblioteca delle scuole italiane III (1890), n. 3. 23) Tristan l'Hermites Le Parasite und seine Quelle, nell' Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, LXXXVI, 1. 24) Siena 1890. 25) In G. S. XVI, 436 sg. 26) *Terranova di Sicilia, 1890.

fortunata fu la tragedia. Risorti gli studi ellenistici sul principio del secolo, le tragedie di Sofocle e di Euripide erano state principalmente prese a modello e ne erano derivate la »Sofonisba« del Trissino, l'»Oreste« e la »Rosmunda« del Rucellai ed altri componimenti dello stesso stampo. Più tardi (1541) Giambattista Giraldi instaurava l'imitazione di Seneca, introducendo sul teatro coll' »Orbecche« non soltanto le abitudini sceniche del tragico latino, ma anche le sfrenate passioni, le orribili crudeltà, il fare maestoso del dialogo, le profonde tirate filosofiche. Per questa via si misero altri autori del secolo XVI, primo Sperone Speroni colla »Canace«. Ma il Giraldi tentò anche qualche innovazione sia di sostanza che di forma, dando talvolta alle sue tragedie, che in numero di otto tennero dietro all' »Orbecche«, un fine lieto, introducendovi personaggi assai più che non siano nelle tragedie classiche, infrangendo, benchè di raro, le unità di luogo e di tempo. Al Giraldi appunto ha consacrato un buon lavoro P. Bilancini, studiandone attentamente le opere drammatiche e mettendole in relazione colle altre tragedie del Cinquecento.[27]) Qualche volta egli si lascia forse vincere dall' amore per il suo argomento e dà troppa importanza alle riforme tentate dal Giraldi, cui cerca di rappresentare come un precursore del dramma romantico moderno; non sempre si mostra ben informato della letteratura critica specialmente per ciò che concerne il dramma medievale ; ma nel complesso il libro potrà riuscire utile per le analisi, che reca, per la diligente esposizione delle teorie giraldiane, per il raggruppamento delle tragedie cinquecentistiche a seconda del diverso principio di imitazione, a cui si informano. — Le scene delle corti furono nel tempo, di cui ci occupiamo, contrastate alla tragedia dal dramma pastorale, che, nato dall' egloga rappresentativa, era sorto ad altezza insuperata per opera del Tasso e del Guarini. Le imitazioni spuntavano da ogni parte: di una fra esse ha dato testè notizia D. Orsi, parlando del teatro in dialetto piemontese[28]), voglio dire di una favola boschereccia di Carlo Emanuele I di Savoia, principe guerriero ed insieme letterato, al quale si rivolsero sul cadere del Cinquecento le speranze dei patrioti italiani.[29]) Essa è notevole, perchè vi entrano le maschere e riconnette così la pastorale alla commedia dell' arte. Della quale risentono pur l'efficacia nell' uso di varii dialetti la Commedia pastorale di Bartolomeo Braida di Sommariva e la Margarita di Marc' Antonio Goreano, anch' esse note in Piemonte all' aprirsi del secolo XVII.[30]) — La prevalenza, che nelle pastorali venne man mano acquistando la parte lirica, schiuse la via al melodramma, che nell' ultimo decennio del secolo XVI era già bell' e formato. Ma già la tragedia allegorica di Cornelio Frangipani rappresentata a Venezia nel 1574 dinanzi ad Enrico III può essere considerata come un primo saggio di melodramma, poichè sappiamo che, musicata da Claudio Merulo, conteneva degli a-soli e dei cori.[31]) — Melodrammi religiosi si componevano all' Aquila poco dopo il 1600, dei quali parlò P. Bilancini, specialmente intrattenendosi

27) Giambatt. Giraldi e la tragedia italiana nel sec. XVI, Aquila 1890. 28) Il teatro in dialetto piemontese, Studio critico. — Introduzione. Dai primi documenti al 1859, Milano 1890. 29) Tra le pubblicazioni, che a lui si riferiscono, uscite nel 1890, noto il discorso di L. Natoli, Carlo Emanuele I, Paermo 1890, e l'artic. di P. Orsi, C. E. I in famiglia, nell' Intermezzo I, 335 sgg. 30) Di entrambe dà l'analisi D. Orsi nel volumetto citato, pp. 45 sgg. 31) De Nolhac-Solerti, op. cit., pp. 133 sg.

su quelli del canonico Teodoro Vangelista.[32]) — Gli studi sul teatro nel secolo XVII godettero in questi ultimi anni di particolar favore: dopo i lavori del Ricci e dell' Ademollo sui teatri di Bologna e di Roma[33]), uno nuovo ed importante è venuto pubblicando B. Croce su I teatri di Napoli[34]), studio che fa larga parte al secolo XVII e del quale avremo a rendere conto tra le pubblicazioni del 1891. Qui ricorderemo come A. Neri abbia ripubblicata una lettera di Agostino Mascardi a Carlo Strozzi del 3 marzo 1623, nella quale è parola della rappresentazione di una tragedia di Ansaldo Cebà, forse l'»Alcippo Spartano« [35]); come G. Ceci dia in un articoletto l'analisi d'una commedia »Gli sdegni placati« di Antonio Avitaia, recitata ad Andria nelle Puglie nel 1649[36]), ed il »Giornale di erudizione« abbia iniziato la stampa degli scherzi scenici di Filippo Baldinucci.[37]) — Più importanti sono le notizie che L. Borsari trae dalle corrispondenze degli ambasciatori estensi a Roma, fra' quali il Testi, su commedie satiriche o di occasione che il famoso architetto Lorenzo Bernini compose fra il 1633 e il 37 per censurare i suoi nemici e difendersi dalle colpe che gli erano apposte.[38])

Novellistica. Per viva efficacia di rappresentazione, per leggiadra spontaneità di lingua, per varietà di argomenti meritano certo di essere annoverate fra le più pregevoli del secolo XVI le novelle di Antonfrancesco Grazzini detto il Lasca. L'edizione migliore che finora se ne avesse, era quella curata dal Fanfani nel 1857 per la collezione Le Monnier, ma anch' essa era ben lungi dal soddisfare le legittime esigenze degli studiosi moderni. Era neccesario ritornare ai manoscritti e, determinata l'autorità di ciascuno, riprodurre quello o quelli che presentassero maggiori guarentigie di genuinità. A questo lavoro s'è accinto C. Verzone[39]) e l'ha compiuto con quella cura amorosa e sapiente, con quella larga conoscenza dell' opere del Lasca e dei cinquecentisti fiorentini, delle quali aveva già dato prova nel pubblicare le »Rime burlesche« del Grazzini stesso. Nell' Introduzione egli parla delle stampe anteriori e dei manoscritti, narra la storia del testo e finalmente espone il metodo tenuto nella sua edizione. È probabile che intorno al 1540 il Grazzini pigliasse a comporre qualcuna delle sue novelle; certo prima del 1549 aveva smesso l'idea di scriverne soltanto dieci ed, allargato il disegno, si proponeva di raccogliere in tre Cene trenta novelle. Verosimilmente tutte le scrisse, quantunque certamente non tutte abbia potuto condurre a quella perfezione che avrebbe desiderato; ma oggi appena ventidue ce ne sono rimaste, ciò sono tutte quelle delle prime due Cene e due della terza, oltre alle prime parole di un' altra. Per la prima Cena il Verzone riprodusse con iscrupolosa esattezza

---

32) *Melpomene sacra, nel Bollettino della società di storia patria A. L. Antinori negli Abruzzi II, 4. 33). C. Ricci, I teatri di Bologna nei secoli XVII e XVIII, Bologna 1888; A. Ademollo, I teatri di Roma nel secolo XVII, Roma 1888. 34) Nell' Archivio storico per le provincie napoletane, 1889, 1890, 1891. Il volume, in cui gli articoli furono raccolti e corredati di Appendici porta la data del 1891. 35) A. Neri, De Minimis, Genova 1890, p. 174. 36) Una recita ad Andria nel 1649, nella Rassegna Pugliese VII. 37) Firenze 1890, vol. II, pp. 317 sgg., 345 sgg., 382 sgg. Continuano nei volumi successivi. 38) Gio. Lorenzo Bernini commediografo (1633—37), nel Fanfulla della domenica XII, n. 19 e 21. 39) Le Cene di Antonfrancesco Grazzini detto il Lasca per cura di C. Verzone, Firenze, Sansoni, 1890. Il volume fa parte della »Raccolta di opere inedite e rare di ogni secolo della letterat italiana«. Per riscontri con altre novelle italiane, cf. G. S. XVII, 135.

l'autografo già scoperto nel secolo scorso dal Bandini, limitandosi a correggere i pochi errori evidenti; per alcune novelle della seconda Cena si attenne ad un manoscritto perugino del secolo XVI e per le altre (2ª, 4ª, 5ª, 6ª) al Laurenz. Ashb. 634, che fu già del can. Lorenzo Gherardini, dando sempre in nota le varianti di un codice panciatichiano perduto, di sulla copia fattane dal Biscioni e per le novelle tratte dal Perugino anche le varianti del Gherardiniano. Per la novella di Bartolomeo degli Avveduti, una delle due superstiti della Terza Cena, si valse del magliabechiano VI, 190, per l'altra del magliabechiano VI, 116. In Appendice poi pubblicò di sul magliabechiano VI. 190 quanto ci rimane della redazione più antica che si conosca delle novelle del Lasca, redazione importante come quella che ci permette di studiare almeno in parte il processo, attraverso il quale l'opera venne ad assumere il suo assetto definitivo. La riproduzione della novella »composta per l'Imbroglia Atomo« indebitamente attribuita al Grazzini, chiude il volume. — Le novelle del Lasca si fingono narrate da una brigata di giovinotti e di donne la sera dei tre ultimi giovedì di un carnevale tra il 1540 e il 1549; assai più vasta e complessa è la trama, entro alla quale ha intessuto le sue il senese Pietro Fortini. Alcune di queste erano state pubblicate sparsamente; di tutte e della cornice che le racchiude, diede non ha guari notizia J. Ulrich[40]); ora finalmente l'opera vede la luce integralmente di sul codice autografo conservato nella Biblioteca Comunale di Siena.[41]) Divisa in due parti »Le giornale delle novelle dei novizi« e »Le piacevoli notti dei novizi«, contiene non pur novelle (in numero di ottanta), ma anche commedie, componimenti lirici, diquisizioni amorose, così che la pubblicazione porta un utile contribuito, oltre che alla storia della novellistica italiana, anche a quella del costume. Per non dover ritornare più volte sullo stesso argomento ci riserbiamo di parlarne, quando tutta l'opera sarà stampata. — Dalle edizioni agli studi critici. Quale importanza abbiano »Le piacevoli notti« dello Straparola per le indagini di letteratura popolare narrativa, è ben noto; di esse si occupa con cura esemplare G. Rua.[42]) Non ostanti lunghe e pertinaci ricerche neppure a lui riuscì di raccogliere notizie intorno all' autore, onde si limita a congetturare, fondandosi sulla data della prima edizione del suo canzoniere, che nascesse in Caravaggio nell' ultimo ventennio del secolo XV e poteva fors' anche dire tra il 1480 e il 1490. Indi passa a studiare le novelle enumerandone le edizioni, narrando le vicende, a cui il testo andò soggetto specialmente per causa della censura ecclesiastica, ed indagando di ciascuna le fonti. Ammessa l'esattezza storica del racconto proemiale, le novelle sarebbero state narrate a Murano presso Venezia nel carnevale del 1536, ma poichè è probabile che siano state scritte alcuni anni più tardi qualche errore di memoria può ben essere incorso. Talvolta lo Straparola fu semplice copista o traduttore, ma tal altra, specie quando prese a raccontare fiabe fantastiche, seguì fedelmente la tradizione orale, il che ci spiega la mirabile concordanza che spesso si trova tra fiabe straparoliane e quelle che si narrano oggidì.

---

40) Pietro Fortini, Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Novelle (i. d. Festschrift der Universität Zürich zur Begrüſsung der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner), Zürich 1887. 41) Vol. I, Firenze 1889; vol. II, Firenze 1890. Contengono la prima parte della raccolta ed occupano i fascicoli 9—21 della Bibliotechina grassoccia. 42) Intorno alle piacevoli notti dello Straparola. Studio, in G. S. XV, 111 sgg., XVI, 218 sgg. Qualche aggiunta G. S. XV, 461 sgg.

La medesima varietà troviamo nella derivazione degli enigmi, che lo Straparola ha inserito spesso tra le novelle, anch' essi in parte provenienti da fonti popolari, in parte da fonti letterarie. Lo dimostra il Rua, che già aveva per lo addietro studiato Alcune stampe di indovinelli[43]) e che ritornò più tardi sullo stesso argomento trattando delle »Duecento novelle« di Celio Malespini.[44]) Quest' uomo, nato probabilmente intorno al 1530 nel Veneto, favorito da principi per la sua abilità nell' ordinare pubbliche feste e nell' uso delle scritture segrete, non era certo uno stinco di santo. Il Rua, ordinando ed esponendo le notizie biografiche, che se ne hanno, mette in luce la scarsa rettitudine dell' animo di lui così nella vita pratica, come nella letteraria, e si trattiene specialmente ad illustrare le allusioni ad usi, a proverbi, a canzoni, a giuochi ecc., che rendono preziosa l'opera del Malespini a malgrado del difetto di originalità e di valore artistico. — Indole e intenti molto diversi da quelli degli studi del Rua ha il lavoro consacrato agli »Ecatommiti« di Giambattista Giraldi da A. Vecoli.[45]) Questi vuol dimostrare come il Giraldi *scrivendo le novelle, indubbiamente si proponesse di porgere altrui, a forza d'esempi, precetti e ammaestramenti morali*, e raggiunge il suo intento, minutamente analizzando l'opera del suo autore, raggruppando le novelle secondo i vari concetti, ai quali s'ispirano, facendo osservare come il G. esalti continuamente lo stato matrimoniale, colorisca un ritratto ideale, spesso anzi inverosimile, della donna maritata, metta in triste luce le cortigiane, frusti l'avarizia, l'ingratitudine, l'inganno; l'oscenità stessa, che naturalmente non manca, vuol esser morale, poichè pretende di distogliere il lettore dal vizio destandone lo schifo. Naturalmente in queste novelle a tesi l'arte si impaluda, così che non è certo troppo severo il giudizio estetico che il Vecoli pronunzia di esse. — Di alcune famose novelle italiane e delle relazioni che fra loro intercedono, ebbe pure occasione d'occuparsi L. Fränkel nelle sue ricerche intorno alla materia del dramma shakspeariano »Romeo e Giulia«.[46])

Romanzi. — Le frondosità rettoriche della »Fiammetta« e della »Deifira«, le fantasticherie allegoriche dell' »Asino d'oro« rifiorirono nel secolo XVI in alcuni romanzi amorosi e morali, ai quali non senza ragione si rivolge ora l'attenzione degli studiosi. Principale fra quelli è la Filena, l'opera più voluminosa e ai suoi tempi più fortunata di Niccolò Franco. Ad essa è consacrato il terzo ed ultimo dei saggi raccolti da C. Simiani sotto un titolo inopportunamente comprensivo.[47]) Essi sono davvero ben misera cosa, poichè così per la »Filena« come per »I Dialoghi« e »Le Lettere« il Simiani non ha fatto se non dare dei magri riassunti e degli estratti presi saltuariamente qua e là senza un criterio direttivo ben determinato, senza un concetto sicuro delle idee del Franco intorno alle più vive quistioni letterarie, senza neppure il tentativo di mettere tali idee in relazione con quelle de' suoi contemporanei affine di stabilirne il vero valore.[48]) In poche pagine ha

---

43) Nell' Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. VII, 427 sgg. 44) Nell' Archivio stesso IX, 491 sgg. 45) L'intento morale negli »Ecatommiti« di GB. Giraldi, Camaiore 1890. 46) Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia, in Zs. f. vgl. Literaturgesch. und Renaissanceliteratur, N. F. III, pp. 171 sgg. 47) Nicolò Franco. Saggi. I dialoghi. Le lettere. La Filena. Palermo 1890. 48) Per questi giudizi vedi l'importante recensione di V. Cian in G. S. XV, 423 sgg.

invece ordinatamente raccolte le più certe notizie intorno allo scapestrato Beneventano ed alle sue opere, arricchendole di alcuni nuovi documenti spettanti alla triste sua fine (11 marzo 1570) S. Bongi negli »Annali giolitini«.[49]) — Di due altri romanzi cinquecentistici, composti con intento morale, Le Metamorfosi di Lorenzo Selva e il Brancaleone di Latrobio filosofo, si occupò Adolfo Albertazzi[50]), dandone un' accurata analisi e mettendo in evidenza ciò che di più notevole contengono, voglio dir le novelle. Il »Brancaleone« ha per protagonista un asino, onde alcuno lo credette calcato sull' »Asino d'oro«, ma giustamente l'Albertazzi osserva che ne è essenzialmente diverso per il fine morale che l'autor si propose, per il modo e l'arte della narrazione, per le vicende del protagonista, per l'indole dei racconti. di cui è intessuto. Traduzione di un famoso episodio del romanzo apuleiano è invece la Favola di Psiche e Cupidine del bolognese Pompeo Vizani.[51]) — Ma *secolo dei romanzi* fu giustamente chiamato il XVII per la fortuna che vi ebbe questo genere letterario. Di un libro, che è in gran parte dedicato ai romanzi del seicento, parleremo a suo tempo; quì ricorderemo l'Alcibiade fanciullo a scola, oscena operetta pubblicata probabilmente a Venezia nel 1651, satira sanguinosa contro alcuni maestri (forse i gesuiti), divenuta ora una delle più preziose rarità bibliografiche. Essa fu fino a poco tempo fa attribuita a Ferrante Pallavicino, ma il Neri[25]) ha con buone ragioni provato esserne stato autore Antonio Rocco, filosofo aristotelico, che che insegnava a Venezia nella prima metà del secolo XVII.

Prosa storica, critica e scientifica. — Troppo severo giudizio si suole recare intorno a Paolo Giovio, rappresentandolo quasi come il tipo dello storico menzognero e venale. Certo anch'egli, vissuto nel secolo di Pietro Aretino, seppe trar partito dalla sua penna e con lodi o libelli pagare i suoi debiti di gratitudine o fare le sue vendette; ma nelle »Historiae sui temporis« fu meno parziale e mendace, che non abbiano voluto far credere i suoi nemici. Di una disputa velenosa suscitata appunto dalla comparsa della prima parte di quelle »Historiae« (1550) ha trattato con buon corredo di documenti e acutezza di deduzioni V. Cian.[53]) Innanzi alla dedicatoria a Cosimo de' Medici, il Giovio vi aveva fatto stampare una lunga lettera di Andrea Alciato, il giureconsulto famoso, del quale il Cian pubblica nello stesso lavoro alcune lettere inedite a Pietro Bembo relative alla sua condotta come lettore nell' Università di Padova. Quella lettera, violenta requisitoria contro il pontefice Paolo III, morto da poco, e contro monsignor della Croce, assunto mercè il favore del papa, al vescovado di Como in luogo del Giovio, provocò recriminazioni e proteste: alcuni ne impugnarono l'autenticità, con maggior calore d'ogni altro, e per ragioni evidenti, Francesco Alciato, parente ed erede di Andrea. Con un esame diligente della questione il Cian riesce a conchiudere che il Giovio non si rese colpevole di una falsificazione, ma soltanto di un' indelicatezza, pubblicando una lettera confidenziale di un amico, morto da poco, per isfogare i suoi risentimenti contro

---

49) Pagg. 10—23; vedi anche pp. 37—40. 50) Due romanzi morali del Cinquecento in G. S. XVI, 317 sgg. 51) *Pubblicato per nozze da V. Rugarli e G. A. Venturi, Bologna 1890. 52) Il vero autore dell' Alcibiade fanciullo a scola, negli Studi bibliografici e letterari, Genova 1890, pp. 153 sgg. 53) Lettere inedite di Andrea Alciato a Pietro Bembo. L'Alciato e Paolo Giovio, Milano 1890 (estr. dall' Archivio storico lombardo XVII, fasc. IV)

i Farnesi e che forse a commetterla fu istigato dal duca Cosimo, il quale doveva vedere con soddisfazione depressa la famiglia rivale. Quali trattative corressero spesso fra' principi o le repubbliche e gli storici che ne avevano a narrare le gesta, ci mostrano due articoletti di A. Neri, l'uno condotto sulla corrispondenza passata tra il duca di Mantova e Giovanni Costa (1619—20) rispetto al racconto delle guerre tra il Monferrato e il Piemonte, l'altro sulla corrispondenza dei vicentini Galeazzo e Paolo Gualdo colla repubblica di Genova (1659 e 1672).[54]) Alla storia non già dei fatti, ma dell' opinione pubblica intorno a personaggi cospicui del sec. XVII ha fornito due curiosi documenti G. Bobbio ripubblicando due satire allegoriche in prosa contro il card. Mazarino e Anna d'Austria, regina reggente durante la minorità di Luigi XIV.[55]) Infine parlando degli storici non vuol essere dimenticata la ristampa che G. Guasti curò dell' autobiografia di Benvenuto Cellini[56]), tenendo a riscontro il codice originale della Laurenziana e corredandola di un ricco commentario filologico e storico e di un' appendice ove sono raccolti i più importanti fra i documenti celliniani già noti. — Nessuno ignora con quanto fervore si siano dibattute nel secolo XVI le questioni della scrittura e della lingua italiana, questioni alle quali porgevano ansa idee e preconcetti non solamente letterari. Come saggio di un lavoro intorno ad uno dei più valorosi campioni di quelle controversie il Dr. F. Sensi ha pubblicato un eccellente studio, che tratta del dialogo Il Polito, stampato non prima del 1525 sotto il nome di Adriano Franci.[57]) Fondandosi su ragioni di varia natura e specialmente su di un attento confronto del Polito con alcune opere filologiche inedite del Tolomei, egli conchiude doversi ritenere che il Franci *abbia dato il proprio nome o al più la forma al dialogo*, ma che le idee siano del famoso letterato senese. Tra codeste opere inedite è importante il »Trattato delle forme«, nel quale il Tolomei analizza il passaggio dei suoni latini negli italiani e che mette sempre meglio in evidenza i meriti di lui come precursore della moderna filologia neo-latina. Tra questi precursori tengono pure posti cospicui Gian Maria Barbieri e Celso Cittadini. Al primo si riferisce un articolo di G. Vandelli[58]), il quale, mediante l'attestazione del Barbieri stesso, dimostra essere indubbiamente opera di lui il compendio dell' »Atile« di Niccolò di Casola pubblicato a Ferrara nel 1568 col titolo »La guerra d'Attila flagello di Dio«; del secondo furono date in luce alcune lettere (1598—1625) da G. Milanesi.[59]) Ricordo fra esse la prima, perchè il Cittadini vi dà notizia della sua nomina a professore di lingua toscana nello studio senese. Allo stesso genere di ricerche si dedicò, prima che il Cittadini, uno degli ingegni più acuti, sebbene meno sereni, che il 500 abbia prodotto, Ludovico Castelvetro, ma più che per le »Giunte alle Prose del Bembo« e per le altre opere critiche

---

54) A. Neri, Gio. Costa e il duca di Mant., in De Minimis, Genova 1890, pp. 273 sgg.; Come i Gualdo scrivevano la storia, ibid. pp. 58 sgg. 55) Due famose Mazarinades, Roma 1890. (Curiosità storico-letterarie del secolo XVII.) 56) Firenze 1890. 57) Claudio Tolomei e le controversie sull' ortografia italiana nel sec. XVI, nei Rendic. della R. Accademia dei Lincei S. IV, vol. VI, pp. 314 sgg. 58) Ancora una volta la guerra d'Attila, nella Rassegna Emiliana II, 485 sgg. 59) *Firenze 1890, per nozze; recensione espositiva in Arch. stor. ital. S. V t. V, pp. 492 sg. e in Riv. crit. della letterat. ital. VI, col. 91 sgg. Una lettera del Cittadini a Carlo Strozzi (Siena, 4 maggio 1615) fu pure pubblicata da A. Neri, De minimis, pp. 172 sg.

od esegetiche, egli va famoso per la violenta polemica combattuta contro il Caro. Di questa s' è occupato E. Mestica in un articolo rimastomi inaccessibile.[60]) Nella contesa il Caro ebbe alleato Mario Nizzoli, anzi questi ebbe forse parte nella stampa dell' »Apologia«. Ma il nome del Nizzoli è specialmente raccomandato al suo »Lessico ciceroniano« ed alla polemica, che valorosamente sostenne contro l'aristotelismo; della sua vita e della bibliografia delle opere trattò A. G. Spinelli in un articolo per vero alquanto sconnesso, ma ricco di nuovi documenti.[61]) — Alla storia dell' erudizione nel secolo XVII appartiene il nome di Angelico Aprosio di Ventimiglia, uno di quei dotti, che notizie biografiche particolari di scrittori antichi e moderni, raffronti faticosamente rintracciati per entro ad opere classiche, latine, greche, italiane, raccolsero in libri farraginosi e disordinati, adorni di titoli bizzarri, libri che già non sono più le compilazioni vaste ed incondite di Ortensio Landi e di Tommaso Garzoni, quantunque ne serbino alcuni caratteri, ma d'altra parte sono ancora assai diversi dall' opere gravi e sistematiche dello Zeno, del Mazzuchelli, del Tiraboschi, benchè le prenunzino per molti rispetti. Uno de' più curiosi fra codesti libri è la »Grillaia« dell' Aprosio, raccolta di quesiti (Grilli), che l'autore risolve spesso in senso strano e paradossale, valendosi di prose e poesie argutamente scelte da ogni parte, acconciamente connesse fra loro. Già alla fine al 1660 si iniziarono le trattative per la stampa del volume, ma essa non apparve che nel 1668 a Napoli. La storia lunga e istruttiva delle opposizioni incontrate dall'Aprosio da parte di tipografi e di censori è ampiamente narrata e documentata da A. Neri in un vecchio articolo ora di nuovo stampato.[62]) All' Aprosio è pur diretta una lunga lettera, in cui il Magliabechi gli rende conto delle biblioteche esistenti a Firenze al suo tempo e che il Neri stesso ha altrove largamente riassunta.[63]) — Il rivolgersi delle menti allo studio dei documenti storici sulla fine del secolo XVI e più nel XVII fu forse un effetto di quel nuovo avviamento del pensiero che rinnovava col metodo sperimentale le scienze fisiche. Dei lavori, che studiano questo rinnovamento ed i suoi promotori non intendo discorrere, ma poichè Galileo occupa anche nella storia letteraria un posto altamente onorevole, non voglio trascurar di notare, come nel corso del 1890 sia uscito il primo volume dell' edizione nazionale delle Opere di lui, della quale, com' è risaputo, fu affidata la direzione al prof. A. Favaro.[64]) Esso contiene una serie di scritti giovanili, alcuni pubblicati di sugli autografi per la prima volta, ed il trattato »De motu gravium«, ed è già non dubbia guarentigia della cura sapiente, con cui il Favaro ed i suoi valorosi collaboratori condurranno a termine l'ardua impresa. A rettificare notizie sulla vita del Galilei giova poi un articolo del Favaro stesso[65]) in cui è presa in esame la tradizione di servigi straordinari prestati dal grande

60) *E. Mestica, La contesa fra il Castelvetro ed il Caro, nella Favilla 3--4. 61) Di Mario Nizzoli. Aggiunta al Tiraboschi »Bibl. Moden.«, nella Rass. Emiliana II, 600 sgg. 62) La prima ediz. de »La Grillaia«, negli Studi bibl. e letter., pp. 171 sgg. 63) Alcune librerie in Firenze nel seicento, in De Minimis p. 235 sgg. 64) Le opere di Galileo Galilei. Edizione Nazionale sotto gli auspicii di S. M. il Re d'Italia, vol. I, Firenze 1890. 65) Intorno ai servigi straordinari prestati da G. Galilei alla Repubblica Veneta, negli Atti del R. Istituto Veneto S. VII, vol. I disp. 2a (pubbl. il 19 gennaio 1890), pp. 1 sgg. Di altri lavori intorno al Galilei, perchè più strettamente riguardanti la storia della scienza, non tengo conto. — Vedi però anche il capitolo sg.

matematico alla Repubblica Veneta per la costruzione di edifici e di fortificazioni e l'escavo di canali. Le più diligenti ricerche non hanno messo in luce nessun documento che valga a suffragarla, onde, si può conchiudere che le relazioni del Galilei colla Serenissima, quando se ne eccettui l'episodio del telescopio, si limitarono a quelle che erano inerenti al suo ufficio di lettore di matematiche nello studio di Padova.

Poesia e poeti. *A Jove principium,* voglio dire da Torquato Tasso, al quale nel Parnaso italiano della seconda metà del secolo XVI spettano senza dubbio i primi onori. Il prof. A. Solerti, che ha già cominciato la ristampa critica delle sue opere minori in verso e che viene preparando una vita, giova sperare, definitiva, dell' infelice poeta, ha intanto pubblicato alcuni nuovi e notevoli saggi delle sue diligenti ricerche. La lettera di Giambattista Cappello a Vittoria Gonzaga (Venezia, 16 luglio 1574), da lui felicemente scovata[66]), mette fuori di dubbio la presenza del Tasso a Venezia nella state del 74 tra il seguito di Alfonso II recatosi colà ad incontrare Enrico III. Un' altra pubblicazione dello stesso Solerti[67]) riguarda una questione spesso dibattuta e variamente risolta. Altrove egli sostenne pretta leggenda gli amori del Tasso per la principessa Eleonora d'Este, leggenda, che, a suo avviso, si sarebbe formata quando, nel 1621, il Manso mandò fuori la sua »Vita« famosa.[68]) A quest' ultima conchiusione S. Ferrari[69]) contrappose alcuni versi, che Scipione Gentili premise alla sua versione latina dei due primi canti della »Liberata« (Londra, 1584) e nei quali il Ferrari a ragione vedeva un accenno a quegli amori. Il Solerti s'era argomentato di negarlo[70]), ma ora egli stesso pubblica un' ode di Bartolomeo Del Bene, composta intorno al 1584, nel cui proemio è esplicitamente riferita la voce da *molti* accettata *essersi il Tasso inamorato in luogo per altezza disdicevole alla sua conditione* e da questo innamoramento essere proceduta la sua pazzia. La leggenda, seguitiamo pure a chiamarla così, s'era dunque formata ancor vivente Torquato ed appunto per ciò essa acquista un certo peso nella questione. Ammettere che Leonora amasse il poeta, non mi pare più possibile dopo i documenti editi dal Solerti; ma negare l'amore di lui è per lo meno assai audace partito. Che poi questo amore suscitasse la collera del duca e ne seguisse la segregazione del Tasso a S. Anna non dicono nè il Gentili (le *mutae ac nigrae tenebrae* possono ben essere le tenebre dell' intelletto), nè il Del Bene; laddove le cure paterne, onde Alfonso, a quanto assicura il Solerti, circondò il povero maniaco, inducono a non crederlo. Tuttavia prima di pronunciare un giudizio definitivo sulla questione, che vuole essere analizzata nei varii suoi aspetti e forse variamente risolta, sarà bene attendere la desiderata pubblicazione della »Vita«. Intanto però il prof. A. Corradi tenta di scoprire per via di congettura »Il perchè della prigionia di T. Tasso«[71]) e si industria a trovarlo nel timore del duca che il Tasso diffondesse la

---

66) I Signori di Correggio alle feste veneziane per Enrico III di Valois, in Rass. Emiliana II, 95 sgg. La lettera alla quale abbiamo già ad altro proposito accennato, si legge ristampata anche in Solerti-De Nolhac, Il viaggio in Italia di Enrico III, pp. 233 sgg. 67) Ode del cavaliere Bartolomeo del Bene, Torino 1890 (per nozze Gabotto-Abrate). 68) G. Campori, A. Solerti, Luigi, Lucrezia e Leonora d'Este, Torino 1888, pp. 73 sgg. 69) Alcune conchiusioni di A. Solerti sugli amori di T. Tasso con E. d'Este, in Rass. Emiliana I (1889), pp. 534 sgg. 70) Ancora Torquato e Leonora, in Rass. Emiliana I (1889), pp. 621 sgg. 71) Nei Rendiconti del R. Istituto Lombardo S. II, vol. XXIII, fasc. 15—16. Milano 1890.

diceria *Ferrara essere incredula, invischiata nelle dottrine della riforma*, ipotesi ingegnosa ed attraente, ma che, quantunque sostenuta con garbo, non mi pare regga ad una critica pur superficiale. Se, anche dopo partita Renata, Ferrara aveva voce di semenzaio di eretici e su di essa vegliava sospettoso l'occhio di Roma, quanti non avrebbero potuto diffondere quella credenza, specie in un tempo in cui casa d'Este aveva molti e potenti nemici! Perchè tanta paura proprio di quel povero pazzo? — Con buona fortuna continuarono pure le ricerche e gli studi intorno alle opere di Torquato: nella biblioteca del marchese Gherardo Molza di Modena il Solerti, trovò quegli autografi di alcuni »dialoghi«, che il Muratori aveva nel secolo scorso veduto all' Estense, ma che si erano sottratti alla diligenza del Guasti[72]; G. Zannoni, cui dobbiamo anche la pubblicazione di una lettera di Bernardo Tasso[73]), due ottave, che Torquato scrisse sul foglio di guardia del »Quadragesimale de floribus sapientiae« di Ambrogio Spiera (ed. 1488; cod. Vat. lat. 9967)[74]); H. Fleischer si occupò de' suoi lavori drammatici[75]), mentre altri rivolsero la loro attenzione all' opera maggiore del poeta. L'edizione scolastica della »Liberata« dovuta a S. Ferrari[76]) merita particolare menzione non tanto per il ricco ed egregio commento storico-estetico, di cui va adorna, quanto per una novità importante introdotta nel testo. Ad accrescere i dolori fisici e morali del prigioniero di S. Anna, venne verso la fine del 1580 lo strazio, che del poema aveva fatto allora quel furfante di Celio Malespini. Mosso dal desiderio di porvi riparo e di provvedere alla sua reputazione ed insieme dalla speranza di guadagno, il Tasso diede, benchè a malincuore, il suo consenso alla ristampa che Febo Bonnà si proponeva di condurre sull' autografo e che uscì infatti a Ferrara nel 1581. Ad essa si attiene il Ferrari, laddove tutti i suoi predecessori avevano esemplato quella mantovana del 1584 curata da Scipione Gonzaga; così che per opera di lui possiamo ora avere agevolmente dinanzi il testo nella sua forma più genuina, quale uscì dalla mente di Torquato, quale era prima che vi ponessero mano i revisori, prima che cominciasse anche per parte del poeta quel lavoro lento, penoso, quasi angoscioso di correzione, che doveva metter capo alla »Conquistata«. Questa infatti par bene non sia se non l'ultimo anello di una lunga catena che risale non interrotta fino ai primi abbozzi del »Gierusalemme« (1559—60). Il sig. G. Di Niscia[77]) però, combattendo il Mazzoni, sostiene che quando uscirono le prime edizioni furtive, il Tasso pensava egli stesso a dare in luce il poema e attendeva a correggerlo e limarlo rispetto alla lingua ed allo stile, ma non già a rifarlo, disegno quest' ultimo che sarebbe sorto in lui solo sul principio del 1585. La diversità d'opinione non è forse tanto profonda quanto crede il Di Niscia, chè il disegno di rifacimento non è poi alla fin fine che una modificazione del disegno di semplice correzione, venutasi maturando nella mente di Torquato mano mano che

72) Di alcuni manoscr. di T. Tasso e di altri autori, in G. S. XV, 309 sgg. 73) Nuovi contributi per la storia del Cinquecento in Italia, Milano 1890, p. 40 (estr. dalla Cultura vol. XI) 74) Due ottave inedite di T. Tasso, Roma 1890 (per nozze Baccelli-Bracci). 75) *Torquato Tasso's dramatische Arbeiten, in Deutsche Bühnen-Genossenschaft XVIII, 32. 76) La Gerusalemme liberata con commento Firenze 1890. Cf. la recensione di A. Solerti in G. S. XV, 283 sgg. 77) La Gerusalemme conquistata e l'arte poetica di Torquato Tasso, in Propugnatore N. S. vol. II, P. I, 272 sgg., 409 sgg.; vol. II, P. II, 103 sgg., 442 sgg.

in lui si facevano strada nuove teorie estetiche e gli facevano apparire sempre più difettosa la prima redazione del poema. Nel seguito del lavoro il Di Niscia con accurato confronto delle due »Gerusalemmi« stabilisce quali ne siano le differenze essenziali, e da queste, oltre che dagli scritti teoretici dell' autore, desume i criteri che guidarono il Tasso nel rifacimento. I due poemi furono studiati nelle loro fonti, nelle loro attinenze colla coltura e colle idee morali del nostro Cinquecento, colle condizioni e le attitudini dell' autore, nelle loro reciproche relazioni anche dal signor C. Parlagreco in un lavoro, che tradisce nell' esecuzione molta fretta e molta imperizia, ma che tuttavia non manca di pregi specialmente nel disegno generale.[78]) Delle Considerazioni intorno alla »Gerusalemme« attribuite a Galileo Galilei una nuova edizione era stata procurata nel 1889 da E. Mestica[79]); ora se ne occupa C. Ricci in un breve studio[80]), che è in gran parte un riassunto di fatti e di giudizi già noti. Cogli argomenti dell' Albèri confuta i dubbi del Rezzi sull' autenticità delle postille; dimostra con buone ragioni che si deve ritenerle anteriori al 1592 e non riportarle al 1612, come vollero l'Albèri stesso ed il Mestica; crede che il Galilei le scrivesse non già per eccitamento dei Cruschisti, ma per mostrare ai tassisti fanatici come essi si lasciassero abbagliare nel giudicare del poema del loro autore, ed in fine ne mette in evidenza i caratteri, i pregi, i difetti. A Londra si pubblicava la prima versione della »Gerusalemme«, quella in latino dei primi due canti, cui già abbiamo accennato. Della fortuna del Tasso in Inghilterra sulla fine del secolo XVI e nel XVII abbiamo molte altre testimonianze, che raccolse C. Köppel, parlando di una traduzione inglese dell' intero poema contenuta in due codici della Bodleiana.[81]) Egli dimostra che quel George Turbervile, cui è attribuita, deve essere vissuto nel secolo XVII e non può quindi confondersi col Turbervile dell' età elisabettiana, anch' egli imitatore di poeti e prosatori italiani. — In una di quelle rappresentazioni di poeti, delle quali già abbiamo toccato, accanto al Tasso appariva Giambattista Guarini, che fu stimato e fu in realtà, quantunque non volesse parere, emulo del Tasso nella poesia. G. Zannoni[82]) pubblicò una lettera di lui (Pesaro, 10 aprile 1604), importante come quella che parla delle acri invettive scagliate dal pergamo da un padre gesuita contro il »Pastorfido«, ed un sonetto di Fabio Leonida recitato a Roma nell' Accademia degli Umoristi in morte del Guarini. Relazioni non troppo cordiali, quantunque di una rivalità in amore pare non si debba parlare, ebbe col Tasso il segretario ducale Giambattista Pigna, autore di un canzoniere ormai ben noto agli studiosi, baroccamente intitolato »Il ben divino« dal nome della donna amata, Lucrezia Bendidio, e di un altro finora quasi sconosciuto, il quale porse allo Zannoni stesso argomento ad un breve lavoro.[83]) Anche ad altri poeti minori dell' ultimo Cinquecento rivolsero la loro attenzione altri

---

78) C. Parlagreco, Studj sul Tasso. — Vol. I. La Gerusalemme liberata. La Gerusalemme Conquistata, Napoli 1890. 79) Scritti di critica letteraria di Galileo Galilei, Torino 1889. 80) Le considerazioni al poema del Tasso di Galileo, Ariano 1890. 81) Die englischen Tasso-Übersetzungen des XVI. Jahrhunderts. D. George Turbervile's Verhältnis zur italienischen Literatur. Der sogen. Turbervile-Tasso, in Anglia, N. F. I, pp. 42 sgg. 82) Nuovi contributi ecc. pp. 29 sgg. 83) Le rime giovanili di Giambattista Pigna, Roma 1890 (estr. dai Rendiconti della R. Accad. dei Lincei S. IV, vol. VI).

critici: alcune buone osservazioni sull' arte di Celio Magno espose garbatamente C. Cega[84]); di Maffeo Veniero, l'autore famoso della »Strazzosa«, si occupò, troppo sommariamente e troppo superficialmente, G. Cogo[85]); d'un friulano, Scipione di Manzano, che nel suo poema »Dandolo« (I primi tre canti, Venezia, 1594) si propose di imitare il Tasso, ravvivò la memoria V. Joppi[86]); del trapanese don Leonardo Orlandini del Greco pubblicò »Alcune rime« C. Simiani.[87]). — Trascurato fra' secoli della letteratura italiana fu sino ad ora il XVII: infatti se la storia delle scienze, avviatesi in quel tempo verso altezze prodigiose, attrasse parecchi a studiarla, per lo contrario nessuno pensò ad analizzare diligentemente quella decadenza letteraria, che si comprende sotto il nome di secentismo; le teorie fondate su giudizi individuali e aprioristici, alcune ipotesi ingegnose, ma non ancora suffragate dalla voce severa dei fatti[88]), non valsero certo a determinare con sicurezza e precisione nè l'origine nè la natura del fenomeno. Ma da qualche tempo pare che alcuni studiosi di buona volontà si siano decisi a tentar di prendere la fortezza inespugnata: e la conquista sarà tanto più sicura e durevole, quanto più tenace e paziente sarà l'assedio, quanto meno fretta si avrà di piantare la bandiera vittoriosa sull' alto della rocca; il terreno vuol essere occupato a palmo a palmo, non tutto ad un tratto. Intorno al poeta che si suole considerare come il rappresentante più insigne di quella degenerazione, pubblicò or fanno già quattro anni un libro non scevro di difetti, ma per certi rispetti pregevole M. Menghini.[89]) Quivi egli dimostrò come il Marino fosse solito procedere nella composizione delle sue poesie, quanto largamente abbia sfruttato opere greche, latine, spagnuole, francesi. Una nota del Gaspary[90]) conferma quelle conchiusioni, provando che nella descrizione del tempio di Venere (»Adone« XVI) il Marino non fece se non tradurre od imitare il »Temple de Cupido« del Marot e in un sonetto della »Lira« un sonetto di Mellin de Saint-Gelais. Ad una lettera (Ravenna, 18 giugno 1607) pubblicata da A. Bertolotti[91]), colla quale il poeta offre al duca di Mantova una sua canzonetta, basterà aver appena accennato. — È ben noto che *al preciso scopo di esterminare il cattivo gusto e procurare che più non avesse a risorgere*, fu fondata sul cadere del secolo XVII l'accademia dell' Arcadia, non importa poi con quali risultati. Ma la reazione contro il secentismo doveva certo esser nata in addietro: le idee non ispuntano come i funghi. Un episodio di quella reazione prearcadica, ma, badiamo bene, un episodio isolato, cui non si deve poi attribuire eccessiva importanza, fu messo in luce a breve distanza

---

84) Un poeta della reazione cattolica, nella Cult., vol. X, pp. 416 sgg. 85) Di Maffeo Veniero poeta venez. Note stor.-letter., Venezia 1890. 86) Un poeta friulano del secolo XVI, in Archeografo triestino, vol. XVI fasc. II, pp. IX sgg. (Appendice in onore del co. Francesco di Manzano). 87) *Marsala 1890. 88) Ricorderò quella sostenuta colla debita circospezione dal D'Ovidio in un suo acuto articoletto (Nuova Antologia del 15 ottobre 1882 e Morandi, Antologia della nostra critica letteraria moderna, Città di Castello 1890, pp. 512 sgg.), secondo la quale il secentismo ci sarebbe venuto di Spagna. Vedi l'obbiezione che le fa il Gaspary, Storia, trad. ital. II, P. I, 367. 89) La vita e le opere di Giambattista Marino, studio biografico-critico, Roma 1888. Una canzone inedita del Marino sulla villa Aldobrandini fu pubblicata dallo stesso Menghini nel Propugnatore, N. S. I, fasc. 5—6. 90) Di una fonte francese del Marino, in G. S. XV, 306 sgg. 91) Nel Bibliofilo, 1890, p. 72.

di tempo da due studiosi, F. MANGO[92]) e V. CARAVELLI[93]), che poi si disputarono in una polemica velenosa e pettegola la priorità dell' idea. Miserie! Quell' episodio si svolse nell' estremo lembo della penisola italiana, a Cosenza, dove Pirro Schettini (1630—1678), principe dell' accademia cosentina, combattè in teoria il mal vezzo dominante e seppe, almeno nella poesie dell' età più matura, serbarsene immune. Dello Schettini e di Carlo Buragna da Alghero in Sardegna (1632—1679), che gli fu compagno *nel bandire il nuovo vangelo di regenerazione poetica*, il Mango ed il Caravelli, questi con maggiore ricchezza di fatti, con più lucida ed equilibrata esposizione che quello, hanno narrato la vita, cercando di metter in evidenza i meriti dei due amici, anzi, a mio avviso, esagerandone il peso. — Se lo Schettini e il Buragna furono anche in teoria e con piena coscienza antimarinisti, altri invece seppero, forse senza rendersene ragione, mantenersi, almeno in buona parte delle loro poesie, scevri dai difetti del tempo: sono quei poeti il cui nome sornuota all' oblio, che ha colpito i loro coetanei. Ad uno dei più famosi, a F. Testi, spettano due canti in ottava rima, che A. BELLONI[94]) trovò in un codice dell' Universitaria di Padova e che narrano »Gli amori di Pantea« moglie di Abradate re di Susa, argomento desunto dalla »Ciropedia« di Senofonte. Il Belloni ne dà l'analisi e copiosi estratti, stabilisce il tempo in cui sarebbero stati composti (prima del luglio 1629), rileva alcune fonti di concetto e di forma (Claudiano, T. Tasso) e qualche riscontro con altre poesie del Testi. Al quale il Belloni[95]) ha pure il merito di avere definitivamente rivendicata la paternità delle quartine *Era la notte e 'l pigro Arturo aveva*, uno dei più notevoli documenti di quella fioritura poetica patriottica che sbocciò sul principiare del secolo XVII intorno a Carlo Emanuele di Savoia. A meno recisa conchiusione egli giunge per le ottave di argomento affine *Carlo quel generoso invitto core*; ma tuttavia ritiene che fra i discutibili autori le maggiori probabilità siano pel Testi. A questa ultima conchiusione non si acquetò F. MANGO, che già aveva sostenuto essere del Marino così le quartine come le ottave[96]): naturalmente per quelle più non insiste nella sua opinione, ma nei dubbi sull' autore di queste cerca, mediante raffronti con poesie indubbiamente mariniane, di provare che le maggiori probabilità sono per il suo poeta.[97]) La questione si continuò a dibattere nel 1891, onde vedremo a suo tempo quale sia il risultato oggi più fondatamente accettabile. — Nella letteratura politica del secolo XVII tengono un posto non meno importante di quelle due poesie le »Filippiche contro gli Spagnuoli« di Alessandro Tassoni, delle quali facciamo parola qui piuttosto che altrove come di scritture di tale, la cui fama è specialmente raccomandata ad un' opera poetica. Intorno alle »Filippiche« appunto si aggira un lavoro della signorina EMILIA ERRERA[98]), condotto con larga conoscenza delle

92) Antimarinismo, studio, Palermo 1888. 93) Pirro Schettini e l'antimarinismo. Studio su manoscritti e documenti inediti, in Atti della R. Accad. di archeologia, lettere e belle arti di Napoli XIV (1890), P. II, pp. 109 sgg. 94) Gli amori di Pantea, due canti sconosciuti in ottava rima di F. Testi, nel Propugnatore, N. S. vol. II, P. II, pp. 406 sgg. 95) Testi, Tassoni o Marino?, in Propugnatore, N. S. vol. II, P. I (1889), pp. 454 sgg. Cf. D'Ancona, Studj di critica e storia letteraria, Bologna 1880, pp. 89 sgg. 96) *Il Marino poeta lirico, Ricerche e studi, Cagliari 1887, pp. 103 sgg. 97) Mango, Di alcune stanze adespote del sec. XVII, Palermo 1890. 98) Sulle Filippiche di Alessandro Tassoni, Firenze 1890 (estr. dalla Rassegna

storie del tempo, con buon metodo, con decorosa eleganza di esposizione. Ella studia dapprima le relazioni di Carlo Emanuele colla Spagna fino alla guerra del 1615, i tentativi da lui fatti di una lega colla Repubblica Veneta per cacciare d'Italia gli stranieri; indi esamina le idee politiche del Tassoni nelle opere indubbiamente autentiche e le ragioni che inducono a ritenerlo autore anche delle »Filippiche«, delle quali espone il contenuto, felicemente rilevandone i caratteri essenziali. Singolare fortuna ebbe in questi ultimi anni un altro poeta famoso, Gabriello Chiabrera: la bibliografia delle sue opere a stampa compilata da O. Varaldo[99]), le pubblicazioni di lettere e di documenti fatte dal Neri, gli studi di S. Ferrari e di qualche altro, hanno aperto la strada ad una monografia complessiva, che si potrebbe ormai tentare con buon successo. Nel 1890 il Varaldo[100]) raccolse le lettere di dedica che il Chiabrera prepose alle edizioni da lui curate delle sue poesie ed insieme pubblicò due lettere inedite; A. Neri ristampò il suo studio sui manoscritti chiabrereschi già posseduti dal compianto marchese G. Ferraioli[101]), e l'altro in cui con buone ragioni sostiene esser probabile che la »Galatea« inviata dal poeta savonese al principe Francesco Gonzaga nel 1608 sia tutt' una cosa con quella »Galatea favola marittima« che fu stampata e forse rappresentata a Mantova nel 1614[102]); parlando poi altrove[103]) del soggiorno del duca Vincenzo Gonzaga a Sampierdarena nel 1607 coglie il destro per ricordare una visita che in quell' occasione il Chiabrera fece al signore mantovano. Fu già osservato che il secentismo attecchì forse meno che altrove in Toscana: i generi poetici, satirico e scherzoso, ivi di preferenza coltivati, lo spirito stesso di quella popolazione, la vivezza e l'agilità della lingua interprete immediata del pensiero letterario opposero un argine a' delirii del tempo. Toscano fu Benedetto Menzini, noto specialmente per le roventi sue satire; toscano Francesco Redi, al quale da un canto le ricerche e le scoperte mediche hanno assicurato una durevole fama scientifica, dall' altro il ditirambo una larga popolarità. Del primo ha narrato diligentemente la vita giovàndosi di fonti edite ed inedite L. Bruni[104]), mentre A. Tessier[105]) ne ha ripubblicato da un raro opuscolo un canzone diretta forse a Lorenzo Panciatichi. Del secondo, quale poeta ditirambico, si è occupato in uno speciale volume G. Imbert.[106]) Dopo avere studiato il sorgere della poesia ditirambica moderna in Francia ed in Italia, dopo aver toccato dei ditirambi del Chiabrera, di Buonavita Capezzali, di Jacopo Cicognini e di altri, l'I., valendosi di ben trentacinque manoscritti, molti dei quali autografi o con correzioni di mano dell' autore e delle lettere del Redi, segue nelle

Nazionale, anno XII). Un indice di mss. autografi del Tassoni v. in Giornale di erudizione II, 331 sg. 99) Nel Giornale ligustico XIII (1886); Supplemento ibid. XIV; *Supplemento secondo, Savona 1891 (cf. anche Giornale Ligustico XVII, 1890, p. 477 sg.). 100) *Lettere e poesie inedite o rare di G. Chiabrera, in Atti e Memorie della società storica savonese vol. II. 101) Manoscritti autografi di G. Chiabrera con alcuni scritti inediti, negli Studi bibliografici e letterari pp. 83 sgg. 102) La Galatea di G. Chiabrera, negli stessi Studi, pp. 127 sgg. 103) Il duca di Mantova a San Pier d'Arena, in De Minimis pp. 4 sg. 104) La biografia di B. Menzini, in Rassegna Emiliana II, 242 sgg. 105) Benedetto Menzini, in Giornale di erudizione II, 200 sgg. 106) Il Bacco in Toscana di Francesco Redi e la poesia ditirambica con un' Appendice di rime inedite del medesimo, Città di Castello, 1890. Qualche aggiunta di C. Alderighi in Giornale di erudizione III, 261 sg. Una lettera del principe mediceo, che fu poi Cosimo III, al Redi (Londra, 18 aprile 1668) in Neri, De Minimis, p. 161.

sue varie fasi la formazione del capolavoro grediano. Nel 1673, quando fu cominciato esso non era se non uno »scherzo anacreontico« di centoventidue versi, che avrebbe dovuto esser gemello ad un ditirambo dell' acqua, l'»Arianna inferma«; solo attraverso una lunga e complessa serie di modificazioni e di aggiunte esso toccò la sua ultima forma in novecentosessantaquattro versi ed ebbe il battesimo definitivo, »Bacco in Toscana, ditirambo«. L'Imbert ristampa il testo dell' edizione 1685, dando, cronologicamente ordinate le molte varianti dei manoscritti. Nel terzo capitolo passa in rassegna le molte composizioni ditirambiche posteriori a quella del Redi, tutte pallide e stucchevoli imitazioni del »Bacco in Toscana«, se ne togli poche eccezioni, forse anzi il solo »Sarudda«, mirabile composizione di G. Meli. In appendice finalmente pubblica alcune poesie bacchiche, burlesche, satiriche del Redi stesso, tra le quali sono notevoli una »frottola« per il ricordo di canzoni popolari (*Il salterello e l'aria di Fiorenze, E l'antico Saione e lo Scappino*) ed un dialogo in quartine fra l'autore ed Apollo per lo stesso motivo (*l'Anturu̇rù, maestro Bernabò, la Cuccurucù*) e per la satira acerba, che contiene, contro Antonio Magliabechi. — Anche ad alcuno dei minori e dei minimi poeti del secolo XVII, sorrise prospera la fortuna: M. Menghini cominciò ad inserire nel »Giornale ligustico« una diligente monografia su Tommaso Stigliani; ma ci riserbiamo di parlarne a pubblicazione finita; A. Serena[107]) scosse la polvere ammucchiatasi in quasi tre secoli di oblio, se badiamo all' arte, non immeritato, di sul canzoniere amoroso (1615—25) del trevisano Bartolomeo Burchelati; A. Neri[108]), ripubblicando un suo vecchio scritterello, diede notizia della traduzione di Giovenale fatta da Leone Allacci. — Al periodo, del quale dobbiamo occuparci, e più precisamente allo scorcio del Cinquecento spettano senza dubbio quasi tutte le poesie popolari, che M. Menghini è venuto ristampando nei primi tre fascicoli di una sua elegante collezioncina.[109]) Egli riproduce scrupolosamente, forse anzi troppo scrupolosamente (agli errori tipografici non darei davvero tanta importanza) rare edizioni conservate all' Alessandrina di Roma e fornisce così un notevole materiale agli studiosi dell' antica poesia popolare; ma più utile riuscirà l'impresa, se il Menghini vorrà in seguito procedere più oculatamente nella scelta, largheggiare un po' più nelle illustrazioni ed estendere le ricerche ad altre biblioteche italiane, ove troverà e opuscoli sconosciuti e nuove edizioni dei già noti, le quali verranno spesso a correggere ed integrare i testi guasti o mutilati nelle stampe per lo più tarde dell' Alessandrina. Il grande cantastorie della seconda metà del secolo XVI fu Giulio Cesare Croce, l'autore del »Bertoldo«: due sue poesie sopra *il mal mattone*, l'influenza del 1580, ha illustrato ed in parte ristampato L. Frati.[110]) Più che per la sua importanza intrinseca, scarsissima, come saggio della bizzarria dei gusti del popolo, merita di essere ricordata una serie di quattordici ottave composta verso la fine del Seicento dal veronese Lorenzo Attinuzzi (forse anagramma di Valentino Zorzi) e ripubblicato in fausta occasione da A. Solerti.[111]) e un' infilzata di

107) Un canzoniere del secolo XVII, in Propugnatore, N. S. vol. III, P. I, pp. 256 sgg. 108) Intorno ad alcune traduzioni di Giovenale, negli Studi ecc., pp. 193 sgg. 109) Canzoni antiche del popolo italiano riprodotte secondo le vecchie stampe, Roma 1890. 110) Due poesie diG. C. Croce sull' influenza del 1580, nel Fanfulla della domenica XII, no. 1. Cf. Guerrini, La vita e le opere di G. C. Croce, Bologna 1879, pp. 386 sgg. 111) Il Fagotto di Monte Baldo pieno di ottave frigide, per ripararsi dalla zona

versi insensati, tarda imitazione della maniera burchiellesca[112]), lardellata di reminiscenze ariostesche e tassesche: e dire che tale insulsa tiritera ebbe dal 1689 al 1859 non meno di otto edizioni! Assai più importante è la pubblicazione nuziale, in cui M. Vanni ha raccolto, senza dire onde le abbia tratte, tre poesie popolari, che si cantavano a Siena durante l'assedio (1554—55).[113]) La prima, *canzona che si dicea per le vie della città, quando doveano partirsi, come bocche disutili, le citole dello spedale* (Com. *Sono figlie della Madonna*) ha tutti i caratteri delle poesie più schiettamente popolari, composta com' è di versi novenari alternativamente liberi ed assonanti in *-á*. La seconda, *Storia di Catarina che col fratello malato andò sul suo posto a far la guardia di notte* (Com. *Sapresti dir quello che fanno a Siena*), è bellissima per affetto e spigliatezza elegante di forma, ma desta qualche sospetto di origine o di elaborazione letterata. La terza è una barzelletta che *si dicea per le vie quando arrivò in città il signore Piero* (Strozzi) e che comincia: *Ogni dubbio, ogni timore.* Pongo fine a questa lunga rassegna di opere, varie per argomento e per importanza, col ricordare un opuscolo sottrattosi alle mie ricerche, ove F. Zaniboni pubblicò nove ottave in dialetto pavano in lode della città di Padova.[114])

Vittorio Rossi.

Italienisches Theater im 16. und 17. Jahrhundert. — Über das italienische Theater im 16. und 17. Jahrhundert sind im Jahre 1890 nicht viele Arbeiten erschienen. Bened. Croce brachte im XIV. und XV. Bande des Arch. storico per le provincie Napolet.[1]) wichtige Mitteilungen über »I Teatri in Napoli dal secolo XV al XVIII«; da diese aber inzwischen (1891) in Buchform erschienen sind, so sollen sie im nächsten Bande des Jahresberichtes eingehende Würdigung erfahren. — Delfino Orsi beschäftigte sich in der vorerst erschienenen literarhistorischen Introduzione zu einem Teatro in dialetto Piemontese mit den ersten Anfängen dieses Theaters bis zum Jahre 1859. Hier ist für uns wichtig, was er von einer Pastorale des Bart. Braida (1556), von einer des Marc Antonio Gorena und einer des Herzogs Carl Emanuel I. von Savoyen und einer Komödie des Marchese Tuna mitteilte. Seine Ausführungen sind mafsvoll, seine Darstellung ist interessant, und er beherrscht auch die einschlägige Literatur vollständig; doch würde man gewünscht haben, dafs er die Beziehungen der besprochenen Stücke zum übrigen italienischen Drama besser ins Auge gefafst hätte. So lag es z. B. sehr nahe, bei Carl Emanuel den Verf. des Pastor Fido, der am Hofe dieses Fürsten einige Zeit gelebt, und sein berühmtes Drama zu erwähnen. — Pietro Bilancini befriedigt in seinem »G. B. Giraldi e la tragedia italiana nel secolo XVI« in keiner

torrida nella presente estate di Lorenzo Attinuzzi veronese (Bologna 1890), per nozze Cipolla-Vittone. Per le illustrazioni vedi G. S. XVI, pp. 480. 112) Robaccia simile sono certi »Strambottoli« che si ristampano anche oggi per il popolo: v. Le lettere di M. Andrea Calmo, Torino 1888, p. 449 n. 113) Canti del popolo senese al tempo dell' assedio, Firenze 1890. Altre poesie storiche popolari sullo stesso argomento sono citate dal D'Ancona, La poesia popolare italiana, Livorno 1878, pp. 66 e 78. 114) *Una canzon in laude de la città di Pava, Padova 1890: cf. G. S. XVI, 480.

1) XIV, 3 u. 4, XV, 1, 2 u. 3. — 2) Il Teatro in dialetto Piemontese Studio Critico. Introduzione. Dai primi Documenti all' anno 1859. 8°. Milano Stabilimento G. Civelli, 1890. — 3) Aquila 1890. 8°.

Hinsicht. Er kennt oder benutzt die bekanntesten Hilfsbücher nicht, oder nur sehr oberflächlich und verfällt in grobe Irrtümer, sei es nun, dafs er die Zeit vor oder nach Giraldi oder den Dichter selbst behandelt. Seine Arbeit mufs daher, abgesehen von den Analysen der Tragödien, als verfehlt betrachtet werden. — G. Stiavelli gab Pietro Aretinos »La Cortigiana« und »L' Orazia« für die »Biblioteca classica per il popolo«[4]) heraus und stellte ihnen eine kurze Einleitung über den Dichter und seine Zeit voran. Für den Text der Stücke begnügte er sich, E. Camerinis Ausgabe der Commedie Aretinos in Sonzognos »Biblioteca classica economica«, sogar bis auf einige Druckfehler wiederzugeben, und seine im panegyrischen Sinne gehaltene Einleitung beruht ausschliefslich auf Benützung der Arbeiten Anderer, besonders Sinigaglias. — Besondere Aufmerksamkeit erfuhr in diesem Jahre Lorenzino de' Medici. Zwei Schriften haben ihn zum Gegenstand, ohne jedoch etwas neues zu bieten. Das erste von Benvenuto Corsini[5]) befafst sich in fesselnder Darstellung mit dem Menschen, Politiker und Dichter, und im 8. Kapitel mit dessen Lustspiel l'Aridosia, entbehrt aber der Selbständigkeit. Die zweite Schrift, von Salvatore Caruso[6]) hat die »Aridosia« allein zum Gegenstande. Der Verf. prüft, ohne auf frühere Arbeiten Rücksicht zu nehmen, wahrscheinlich ohne sie zu kennen, das Verhältnis von Lorenzinis Lustspiel zu den »Adelphi« des Terenz, zur »Aulularia« und »Mustellaria« (sic!) des Plautus. Er zieht zum Vergleich noch Gellis »La Sporta« und Molières »L'Avare« heran und setzt die Aridosia ‚fra le migliori commedie del sec. XVI'. Dafs neben jenen antiken Komödien auch noch die »Asinaria« und der »Querolus«, sowie von den Modernen namentlich Aretino benützt sind, das ist Caruso entgangen. — Wenn ich noch den lesenswerten Aufsatz G. Sforzas über »I comici italiani dei secoli XVI e XVII e la questione della moralità del Teatro«[7]) und den noch wichtigeren des A. Solerti über »Rappresentazioni di poeti nel secolo XVI«[8]) erwähne, so habe ich mein Thema erschöpft.

A. L. Stiefel.

Monti. Nach der mit unglaublicher Heftigkeit geführten Verteidigung Montis durch Garavini[1]), bei der namentlich Foscolo sehr schlecht wegkommt, ist es auf dem Gebiete der Monti-Literatur still geworden. Kaum erwähnenswert ist, was A. Amore[2]) zur Bassvilliana beibringt. Mir kam nicht zu Gesicht, was Carini[3]) über den Mord Basvilles schreibt, und Chinazzis[4]) Abdruck eines Briefes Montis an den Grafen Roverella vom 8. September 1826. —

4) Pietro Aretino. La Cortegiana Comm. e l'Orazia Trag. con prefazione di G. Stiavelli. (Bibl. class. per il pop. No. 14). Roma, E. Perino 1890. 8°. 5) Lorenzino de' Medici. Saggio critico. Siracusa, tip. del Tamburo, 1890. 16°. 6) L'Aridosia di Lorenzino de' Medici. Palmi, tip. Lopresti, 1890. 8°. 7) Gazz. lett. XIV, S. 113, 123, 138, 149. 8) Intermezzo vom 30. Juni 1890.

1) A. Garavini, Difesa di Vincenzo Monti. Genova, Donath. 1889, 2) A. Amore, Fanfulliana, quisquilie e ripicchi, note critiche e letterarie. Catania, Giannotta 1890. 3) *J. Carini, L'uccisione di Ugo Basville. Spicilegio vaticano I, 1. 1890. 4) *G. Chinazzi, Lettera inedita o rara di V. Monti al conte G. A. Roverella 8 sett. 1826. Intermezzo I, 5, 1890.

Foscolo. CHIARINI[1]) hat zu der sehr verbesserungsbedürftigen Le Monnierschen Ausgabe der Werke Foscolos einen Ergänzungsband erscheinen lassen. Derselbe enthält in drei Abteilungen Prosaschriften, Briefe, Gedichte, zum Teil ganz unedierte Sachen, teils in der Florentiner Ausgabe oder sonst schlecht herausgegebene Werke in verbesserter Form (z. B. die Grazien), und endlich anderswo zerstreut gedruckte Schriften. Der Inhalt der Ausgabe ist: Commentarii della Storia di Napoli; Difesa del Comandante dei dragoni reali (generale Viani); Frammenti di un romanzo autobiografico; Ultimato di Ugo Foscolo nella guerra contro i ciarlatani, gl' impostori letterarj e i pedanti; Confessioni di Didimo Chierico; Ragguaglio d' un' adunanza dell' accademia de' Pitagorici; Il pasticcio settimanale per assoziazione; Della poesia, dei tempi e della religione di Lucrezio; Parere sulla istituzione di un giornale letterario; Proemio ai discorsi sopra gli uomini illustri di Plutarco; Frammento autobiografico; Briefe; I frammenti del Carme delle Grazie. Wenn man diese Ausgabe mit der Florentiner vergleicht, soweit sie dasselbe enthält, erkennt man die dringende Notwendigkeit einer kritischen Ausgabe der Werke Foscolos. Chiarini bietet hier aber nicht eine kritische Ergänzung und will sie nicht bieten. Er gibt z. B. nicht alle Varianten des Romanzo autobiografico und der Grazien. Schlimm ist es jedoch, dafs man sich auch auf seinen Text nicht verlassen kann. Er hat oft die schwer zu lesenden Autographen Foscolos, wie er selbst ganz ehrlich eingesteht, nicht genau entziffern können und sich daher aufs Raten verlegt. Für einen Teil der von ihm hier nach den Autographen veröffentlichten Gedichte, welche im wesentlichen ein Abdruck aus seiner kritischen Ausgabe sind[2]), — Inno alla nave delle Muse, A Vincenzo Monti, Sermoni, Frammenti di Sermoni, Al Signor Zanetto, Novella sopra un caso avvenuto in Milano ad una festa di ballo — liegt uns jetzt die vorzügliche Ausgabe von ANTONA-TRAVERSI und MARTINETTI[3]) zur Vergleichung vor, welche viele sinnstörende Fehler aufdeckt, ganz abgesehen davon, dafs Chiarini Foscolos Orthographie und Interpunktion gar nicht berücksichtigt hat. Seine Zurückhaltung in Bezug auf die Veröffentlichung der Jugendgedichte Foscolos kann ich nicht teilen. Die Einleitung (III) bringt in Anknüpfung an das Parere sulla istituzione di un giornale letterario eine längere Abhandlung über Foscolos Verhalten im Jahre 1815 Österreich gegenüber. Es kann nicht geleugnet werden, dafs die Verhandlungen zwischen dem Dichter und den österreichischen Behörden ernst waren, doch wird nach Milderungsgründen gesucht. Die Abhandlung über Foscolos letzte Lebensjahre (V) ist ein Abdruck aus der

---

1) Opere edite e postume di Ugo Foscolo. Appendice a cura di Giuseppe Chiarini. Volume unico. Firenze, Successori Le Monnier 1890. LXVII u. 557 S. 8°. 2) Poesie di U. Foscolo. Edizione critica per cura di Giuseppe Chiarini. Livorno, F. Vigo, 1882. CCXXVII u. 485 S. 16°. 3) Poesie di Ugo Foscolo giusta gli autografi e altri manoscritti pubblicate da C. Antona-Traversi e G. A. Martinetti, Roma, tipografia fratelli Pallotta, 1889. LIX u. 111 S. Gr. 8°. Inhalt: A Vincenzo Monti — Inno alla nave delle Muse — Strambotto scritto quando nacque la primogenita del Vice Re in Italia nel 1806, e i poeti e giornalisti e pittori ciarlarono tanto su le Gamelie Dee—Sermone — Frammenti di Sermoni — Epigramma — Cantata — Alla donna gentile — A Leopoldo Cicognara — Al signor Zanetti — Sonetto al Fabre, quando nel 1813 fece il ritratto dell' autore — Frammento autografo — Novella sopra un caso avvenuto in Milano ad una festa di ballo — Al signor Naldi — Altro epigramma — Frammento — All' Oceano.

Nuova Antologia.[4]) Die oben schon erwähnte Ausgabe von Antona-Traversi und Martinetti enthält eine sorgfältige Einleitung über die drei Entwickelungsperioden, in welche Foscolos dichterische Thätigkeit zerfällt, und zu jedem einzelnen der hier neu veröffentlichten Gedichte. Die Ausgabe kann, wenigstens was den Text anbetrifft, abschliefsend genannt werden. — Das Verhältnis Mazzinis zu der Le Monnierschen Ausgabe wird durch einen Aufsatz F. Martini's[5]) beleuchtet. Mazzini war zur Leitung der Ausgabe ausersehen, und die Vorbereitungen waren schon ziemlich weit gediehen, als die politischen Ereignisse seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, und Frediani, Mayer und Orlandini für ihn eintraten. Martini gibt den zwischen Mazzini und Le Monnier in der Angelegenheit geführten Briefwechsel heraus. — Foscolos Beziehungen zu Goethe behandelt Zumbini[6]) und kommt noch einmal auf dasselbe Thema zurück in einem Aufsatze[7]), der einigen weiteren Beziehungen Foscolos zur deutschen Literatur gewidmet ist. Der bekannte »Weilles« entpuppt sich als der Dichter Weifse, der wahrscheinlich auch mit dem »Whaller« oder »Vhialler« identisch ist. — Foscolos Pessimismus macht Camerano[8]) zum Gegenstand einer interessanten Studie, und führt den Nachweis, dafs derselbe im Gegensatz zu dem Pessimismus Leopardis in erster Linie aus äufseren Gründen herzuleiten ist. Daher auch der Unterschied in der Kunst der beiden Dichter, welchem Thema ein weiterer Aufsatz[9]) gewidmet ist. — Auf die letzten Lebensjahre Foscolos wirft eine Veröffentlichung Trovanelli's[10]) neues Licht. Es sind 14 von 1818—1827 reichende Briefe Foscolos an Mami, der als 65jähriger Mann nach London kam, um sich dort seinen Unterhalt zu verdienen. In die Zeit des Aufenthaltes Foscolos in England fällt auch ein Brief in Versen an Foscolo von einer Dame (wenn es nicht ein Scherz von Foscolos Freunden ist), mit der Einladung, sie am Valentinstage zu treffen, und des Dichters Antwort darauf, welche Mazzoni[11]), leider aus dem Englischen und Französischen ins Italienische übersetzt, veröffentlicht. Über Foscolos Laura schrieb Chiarini[12]) einen längeren Aufsatz. Er will sie nunmehr, wie De Winckels, mit der Teotochi-Albrizzi identifizieren. Seine Gründe sind zum Teil recht einschmeichelnd, trotzdem aber halte ich sie nicht für stichhaltig, und Martinetti[13]) hat sich auch bereits in einer Schrift dagegen gewendet. Einer sehr scharfsinnigen Untersuchung unterzieht Bertoldi[14]) das Verhältnis Ugos zur Gräfin Fagnani-Arese. Er bringt einige neue Einzelheiten bei. Den Höhepunkt erreichte die Liebe 1802, und sie endete im März 1803. Sie war von grofsem Einflufs auf den Dichter,

4) Gli ultimi anni di Ugo Fosc. secondo alcune sue lettere ined. Nuova Antologia Vol. XLIII, Serie II, 15. Februar 1884, S. 593—623. 5) Giuseppe Mazzini e l'edizione delle opere di U. Foscolo. Carteggi inediti. Nuova Antologia Vol. XXVII, Serie III, 1. Mai 1890, S. 60—78; Forts. 16. Mai 1890, S. 232—253. 6) Il Museo Goethiano nazionale a Weimar. Napoli 1890. 7) Di alcune relazioni del Foscolo con la letteratura tedesca. Nuova Antologia Vol. XXV, Serie III, 16. Februar 1890, S. 771—782. 8) Pessimismo Foscoliano, Lettere e Arti, Vol. II, N. 7, 1890, S. 104—106. 9) L'arte del Foscolo e del Leopardi. Lettere e Arti Anno II, N. 29, 1890, S. 457—461. 10) Il Cesenate Fr. Mami e Ugo Foscolo. Ricerche. Cesena, Tonti, 1890. 11) Un invito in versi a U. Foscolo. Vita Nuova, Anno II, N. 10, 1890, S. 1—2. 12) La Laura di Niccolò Foscolo. Nuova Antologia Vol. XXVIII, Serie III, 16. August 1890, S. 585—608. 13) La Laura di Niccolò Ugo Foscolo. Torino, Le Roux, 1891, 14) Ancora di un amore e di un' ode del Foscolo. Lettere e Arti, Anno II. N. 26, 1890, S. 412—417.

wenngleich die Arese eine der unedelsten und unwürdigsten seiner Geliebten war. Bertoldi liefert in demselben Aufsatz zugleich einen guten Beitrag zu der Ode *All' amica risanata.* Nachdem er an die klassischen Urbilder des ersten Teiles derselben erinnert hat, zeigt er, wie der ganze zweite Teil eine bewufste Anlehnung an Properz' Elegien II, XXVIII ist. Im Metrum, gewissen Redensarten und syntaktischen Formen geht die Ode von Parini aus. — Was Taormina[15]) über Foscolos Ödipus sagt, kommt nicht über Mestica[16]) und Antona-Traversi[17]) hinaus. Lehrreich ist der Vergleich mit Niccolinis Ödipus. — Marsucco[18]) handelt über den Kommentar Foscolos zu einer Stelle der göttlichen Komödie Dantes (*il signor dell' altissimo canto*). — Die kurze Biographie Giustis[19]) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. —

Leopardi. Mestica[1]) hat eine neue Ausgabe der Prosaschriften auf Grund einer Vergleichung mit dem Original, welches der Florentiner Ausgabe von 1845 zu Grunde liegt, veranstaltet. Über Änderungen geben die Anmerkungen Auskunft. Ich erwähne hier weiter die Ausgabe von Gedichten Leopardis von Sesler[2]), welche, wenngleich nur Schulausgabe, doch wegen ihres reichhaltigen Kommentars geeignet scheint, auch Studierende in das Verständnis des Dichters gut einzuführen. Man vermifst nur die Behandlung der Metrik. — Zu einzelnen Dichtungen ist eine Menge Neues beigebracht worden. Pieretti[3]) zeigt, dafs die beiden Canzonen *La Ginestra* und *Il Tramonto della Luna* im Herbst (nicht Frühling) 1836 geschrieben sind. Ferner beweist er, dafs die Übertragung der beiden *Fragmente des Simonides*, welche Mestica 1825—1835 ansetzt, höchst wahrscheinlich 1823 geschehen ist, wo Leopardi auch die Satira sopra le donne, wie wir von ihm selbst wissen, übertrug. 1827 waren sie jedenfalls schon gedruckt; das geht aus einem Briefe Carlo Leopardis an Giacomo vom 30. November 1827 hervor, und in dem schon 1824 verfafsten Il Parini, ovvero della Gloria, finden sich lange Stücke der Übersetzung eingeflochten. Pieretti[4]) führt auch bis ins Einzelne den Nachweis, dafs der »*Sogno*« ganz nach zwei Dichtungen Petrarcas gearbeitet ist, nach den 6 Canzone in morte di madonna Laura und dem ersten Kapitel des Trionfo della Morte. Gabotto[5]) weist auf eine sehr merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Quintanas im April 1808 geschriebenem Gedichte A España, despues la revolucion und Leopardis *All' Italia* hin. Mir scheint klar, dafs Leo-

---

15) L'»Edipo« foscoliano. Saggi e note di Letteratura e d' Arte. Girgenti, Formica e Gaglio, 1890. S. 85—104. 16) Le poesie di Ugo Foscolo, nuova edizione con riscontri di tutte le stampe, discorso e note di Giovanni Mestica. Firenze, G. Barbèra, 1884. 17) L'Edipo di Ugo Foscolo, schema di una tragedia inedita ora la prima volta publicato a cura di Camillo Antona-Traversi. Città di Castello, Lapi, 1889. 18) *Interno ad un comento del Foscolo sopra un passo della Comedia di Dante, il »Signor dell' altissimo canto«. Buonarotti Anno III, N. 9, 1890. 19) *Ugo Foscolo. Como, tipografia dell' Araldo, 1890. 29 S. 8°.

1) Le prose originali di G. Leopardi. Nuova edizione corretta su stampe e manoscritti. Firenze, Barbèra, 1890. XL u. 650 S. 24°. 2) Poesie di Giacomo Leopardi scelte e commentate ad uso delle scuole. Firenze, Sansoni, 1890 (zweite Ausgabe, die erste 1883 in Ascoli-Piceno). 3) Due date leopardiane. Lettere e Arti, Anno II, N. 18, 1890, S. 278—279. 4) Il »Sogno« di Giacomo Leopardi. Lettere e Arti, Anno II, N. 38, 1890, S. 610—611. 5) Un singolare parallelismo fra Leopardi e Quintana. Lettere e Arti, Anno II, N. 36, 1890, S. 572—573.

pardi das spanische Gedicht kannte. TAORMINA[6]) weist mit Recht die Kritik, welche Giordani und ihm folgend die meisten Leopardikritiker an den Versen 87—90 des Canzone *Ad Angelo Mai* übten, zurück und bringt, namentlich gestützt auf ein Citat aus dem Dialogo di Cleandro e Timandro (s. 20) die richtige Erklärung vor. DERSELBE[7]) führt in einem weiteren Aufsatze den Nachweis, dafs ein im Imparziale, einer von 1836 bis 1838 in Palermo erscheinenden Zeitschrift, in der Nummer 26 1837 unter Leopardis Namen veröffentlichtes *Sonett* nicht von ihm ist und spricht bei dieser Gelegenheit von einer ganzen Reihe anderer, in Sizilien begangenen, gleichfalls Leopardi betreffenden Fälschungen und von sonstigen Beziehungen des Dichters zu der Insel. — CAPONE'[8]) Aufsatz über das Heimatsdorf Leopardis in seinen Dichtungen ist ohne Bedeutung. — Über eine Hauptquelle des Pessimismus des Recanatesen spricht GRAF[9]) in einem lesenswerten Aufsatz. Die Seele Leopardis ist von Natur eine »anima amante«, nur ist in ihr die Kraft des Verstandes ebensogross als die des Affektes. Diese beiden inneren Kräfte begegnen sich, keine kann die andere unterjochen, und so wird Leopardis Seele von ewigen Qualen zerrissen. MONTI[10]) analysiert gleichfalls den Seelenzustand des Dichters und will an der Hand des *Passero solitario* zeigen, dafs Leopardi nicht sowohl ein Pessimist ist, der dem Leben flucht, als vielmehr der unglückliche Jüngling, der geniefsen möchte, aber nicht an dem Genufs des Lebens teilnehmen kann. So weist er den Vergleich mit Schopenhauer ab. Über Leopardis Pessimismus hatte auch CAMERANO[11]) kürzlich geschrieben und kommt nun in dem bereits erwähnten Aufsatz[12]) auf die Wirkung zurück, welche dieser Pessimismus auf des Dichters Kunst haben mufste. — Unbedeutend ist der Aufsatz von PUGLIESE[13]) über Leopardis Stellung zum Ruhm. — Zur Biographie Leopardis hat ANTONA-TRAVERSI[14]) einen kleinen, interessanten Beitrag geliefert. Er weist aus einem im Epistolario abgedruckten Brief an Papadopoli nach, dafs Leopardi in Bologna nicht nur die Gräfin Malvezzi liebte, welche ihn so grausam demütigte und lächerlich machte, sondern noch eine andere Dame. Besagte Stelle wurde merkwürdigerweise früher immer auf die Malerei bezogen. Diese Beziehung ist aber unmöglich, da die Stelle in geradem Widerspruch zu einem 14 Monate früher an Carlo Leopardi geschriebenen Briefe steht. Die jetzt neu abgedruckte, bereits 1887 geschriebene Studie TAORMINA'[15]) Il Leopardi e il Manzoni ist nur eine Anzeige von BENEDETTUCCIS[16]) auch bei Antona-Traversi[17]) wiederholter Schrift.

6) Sul canto leopardiano ad Angelo Mai. In Palermo coi tipi del Giornale di Sicilia 1890. 30 S. Gr. 8°. 7) Saggi e note di letteratura e d' arte. Girgenti, Formica e Gaglio, 1890, S. 105—116. 8) Il Villaggio Leopardiano. Lettere e arti, Anno II, N. 36, 1890, S. 574—577. 9) Una sorgente di Pessimismo nel Leopardi. Nuova Antologia Vol. XXX, Serie III, 1. Dezember 1890, S. 429—448. 10) *Il passero solitario di Giacomo Leopardi. Ateneo Veneto Marzo-Aprile 1890, und als Separatabzug Venezia, Socc. M. Fontana 1890. Mir nur bekannt aus der lobenden Anzeige in den Lettere e Arti, Anno II, N. 33, 1890, S. 533. 11) Pessimismo Leopardiano. Lettere e Arti, Anno I, N. 48, 1889. 12) L'arte del Foscolo e del Leopardi. Lettere e Arti, Anno II, N. 29, 1890, S. 457—461. 13) La gloria e il Leopardi. Lettere e Arti, Anno II, N. 42, 1890, S. 674—675. 14) Gli amori bolognesi di Giacomo Leopardi. Lettere e Arti, Anno II, N. 43, 1890, S. 682—683. 15) Saggi e Note di letteratura e d'arte. Girgenti, Formica e Gaglio, 1890, S. 117—128. 16) Alessandro Manzoni e Giacomo Leopardi. Recanati, Simboli, 1886. 17) Studj su Giacomo Leopardi con notizie e documenti sconosciuti e inediti.

In der vorliegenden Überarbeitung bleibt Taormina trotz der Einwände d'Ovidios[18]) dabei, Capponis Ausspruch, dafs die Stelle:

»Un già de' tuoi, lodato Gino, un franco
Di poetar maestro«

in der Palinodie auf Manzoni statt auf Tommaseo zu beziehen sei, für richtig zu halten. — Ciampoli[19]) veröffentlichte einen Aufsatz über Leopardi in Rufssand.

Berthold Wiese.

Napoli, Detken, 1887. S. 1—38. 18) Nuova Antologia Vol. XVII, Serie III, 1. September 1888, S. 135—136. 19) *Leopardi in russo. Rassegna della letteratura italiana e straniera I, 7, 1890.

Ségur, Comte de, Le Passage de la Bérézina oder XI. Buch aus Ségur's Hist. de Napoléon et de la Grande armée pendant l'année 1812, erklärt von F. K. Schwalbach. Leipzig, Teubner. 1892.

Steffens, G., Rotrou-Studien, I. Berlin, Wilhelm Gronau. 1891.

Stengel, Edmund., Diez-Reliquien. Aus Anlafs des hundertsten Geburtstags des Altmeisters romanischer Philologie zusammengestellt und herausgegeben. Marburg, Elwert. 1894.

Stiefel, A. L., Unbekannte italienische Quellen Rotrou's. Berlin, W. Gronau. 1891.

Studi di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 9, G. de Lollis, il Canzoniere provenzale A. (Continuazione e fine). Fasc. 14, L. Gauchat, H. Kehrli, il Canzoniere provenzale H. Fasc. 15 A. Restori, La collezione C C *IV 28033 della Bibliotéca Palatina-Parmense. — V. Crescini, Note provenzali. Roma, Ermanno Loescher & Co. 1891.

Studies and Notes in Philology and Literature. Published under the direction of the Modern Language Departments of Harvard University by Ginn & Company, Boston. 1892.

Timmermans, M. Adrien, Traité de l'onomatopée ou clef étymologique pour les racines irréductibles. Paris, E. Bouillon. 1890.

Trümper, K., Sammlung französischer Gedichte nebst kurzgefafster Verslehre, literaturgeschichtlichen Bemerkungen und Hilfe für die häusliche Vorbereitung (I. Teil, besonders für Tertia und Sekunda). Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Progymnasiums und Realprogymnasiums zu Duderstadt 1894. Duderstadt 1894, Druck von Fr. Wagner.

Tüchert, A., Racine und Heliodor. Zweibrücken, Königl. Studienanstalt, Programm, 1888/89.

Ungewitter, Wilh., Xavier de Maistre. Sein Leben und seine Werke. Berlin, W. Gronau. 1892.

Voltaire, Siècle de Louis XIV., p. p. E. Bourgeois. Paris, Hachette. 1890.

Weber, Dr. Ernst, Die Stellung der Aussprache im fremdsprachlichen Unterricht. Berlin, Mayer & Müller. 1892.

Weigand, Dr. Gustav, Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung. Mit vier Lichtdruckbildern. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1892.

Schulbücher.

Advocate, A German, The Teaching and Learning of Foreign Languages. Stuttgart, J. B. Metzler.

Alge, S., Französisches Lese- und Übungsbuch. St. Gallen, Huber & Cie. (E. Lehr).

Banderet, P., & Reinhard, Ph., Grammaire et Lectures Françaises, I, II, IIIme Partie Berne, Schmid, Francke & Cie. (Ancienne Librairie J. Dalp).

Banderet, Paul, Résumé de Grammaire Française, ibid.

Banderet, P., & Reinhard, Ph., Cours Pratique de Langue Française, ibid.

Bechtel, Adolf, Französisches Sprech- und Lesebuch. Wien, Manz.

Berger, H., Zur Reform des französischen Unterrichts. Hanau, G. M. Alberti. 1890.

Blaschke, Paul, Grammatik der französischen Sprache für Verkehrsbeamte unter Berücksichtigung der Post- u. Telegraphenbeamten. Berlin, Fr. Luckhardt.

Boileau-Despréaux, Nicolas, L'Art Poétique, ein Lehrgedicht in vier Gesängen. Zum Schul- und Privat-Gebrauche mit Noten versehen von Dr. W. Ulrich. Leipzig, A. Neumann.

Braunholtz, E. G. W., Les plaideurs, comédie par Jean Racine. London, C. J. Clay and Sons. 1890.

Braunholtz, E. G. W., Polyeucte, tragédie par Pierre Corneille. ibid. 1892.

Bretschneider, H., Lectures et Exercices Français. II. Teil. Berlin. Wiegandt & Schotte. 1891.

(Fortsetzung folgt.)

Von **Breymann** und **Moeller** erschienen:

Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. — Anleitung zum Gebrauch der französischen Übungsbücher. 48 S. 8°. 40 Pf.

Französisches Elementarbuch.
Ausgabe A. 3. Aufl. 8°. 196 Seiten. In Ganzleinwandband M. 2.70.
Ausgabe B. 5. Aufl. 8°. VIII u. 125 Seiten. In Ganzleinwandband M. 2.30.

Französisches Übungsbuch.

Ausgabe A.
I. Teil. 2. Aufl. 8°. VI u. 206 Seiten. In Ganzleinwandband M. 2.70.
II. Teil. 8°. VIII u. 210 Seiten. In Ganzleinwandband M. 2.70.

Ausgabe B. (Enthält zugleich die Grammatik.)
I. Teil. 3. Aufl. 8°. X u. 250 S. In Ganzleinwandband M. 3.70.
II. Teil. 8°. VIII u. 243 S. In Ganzleinwandband M. 3.50.

Ausgabe für Gymnasien. (Enthält zugleich die Grammatik.)
I. Teil. 8°. X u. 240 S. nebst Vocabelheft 32 S. In Ganzleinwandband M. 3.—.
II. Teil. 8°. VII u. 199 S. In Ganzleinwandband M. 2.70.

Von **Prof. Dr. Breymann** erschienen:

Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht.
8°. 32 Seiten. Broschiert M. 1.—.

Wünsche und Hoffnungen, betr. das Studium der neueren Sprachen an Schule und Universität. 8°. 60 Seiten. Broschiert M. 1.20.

Die Lehre vom französischen Verb auf Grundlage der historischen Grammatik. 8°. VIII u. 136 Seiten. Broschiert M. 2.40.

Wandtafeln zur Veranschaulichung der französischen Laute.
2 Blatt auf Leinwand aufgezogen. M. 2.40.

Ergänzungen zum französischen Unterrichte an Gymnasien mit besonderer Berücksichtigung des Latein.
8°. VI u. 29 Seiten. Brosch. M. —.60.

Französische Grammatik für den Schulgebrauch.
I. Teil. 2. Aufl. 8°. XII u. 98 Seiten. In Ganzleinwandband M. 1.50.
II. Teil. 2. Aufl. 8°. VI u. 92 Seiten. In Ganzleinwandband M. 1.75.

Von **J. Bauer, A. Englert** und **Dr. Th. Link** erschien:

Französisches Lesebuch. 8°. XI und 333 Seiten. In Ganzleinwandband M. 3.—. Wörterverzeichnis hierzu. 8°. 112 Seiten. In Ganzleinwand-Band M. 1.80.

Von **Dr. F. W. Hermanni** erschien:

Questionnaires. (Ergänzung zu den Breymann-Moeller'schen Übungsbüchern.) 8°. 37 Seiten. In Halbleinwandband M. —.60.

Verlag von R. Oldenbourg, Abteilung für Schulbücher, München.

Inhalt von Heft 5.

Rezensionsexemplare und Sonderabzüge von Aufsätzen für den Romanischen Jahresbericht wolle man an Prof. **Dr. Karl Vollmöller** in **Dresden-A.,** Werderstrasse 36/I, gelangen lassen.

Bei der Redaktion des »Romanischen Jahresberichtes« sind ferner folgende Schriften eingelaufen:

Schulbücher.

DRAEGER, Mme C. née Sigel, Répertoire dramatique des écoles et des pensionats de demoiselles. 4. éd. Berlin, Langenscheidt, 1890.

KEMNITZ, Albin, Französisches Lesebuch für den Anfangsunterricht. Leipzig, Aug. Neumann.

LA FONTAINE, A. de, Mosaïque française ou extraits des prosateurs et des poètes français à l'usage des Allemands. 5. éd. Berlin, Langenscheidt. 1884.

LANGENSCHEIDT, G., Konjugations-Muster für alle Verba der französischen Sprache. 2. Aufl. ibid. 1891.

MAGER, Adolf, Le Siècle de Louis XIV. par Voltaire. Im Auszuge herausgegeben. Das Zeitalter Ludwig's XIV. bis zur Eroberung Holland's. Heft 1: Text, 2: Anmerkungen. Leipzig, Aug. Neumann.

MEURER, Dr. Karl, Kurzgefafste französische Wiederholungs-Grammatik. Leipzig, Heinrich Bredt.

MOHRBUTTER, Dr. A., Die Hauptsachen aus der französischen Grammatik und Synonymik zum Gebrauch für Schüler. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwarz).

MONTCHAL, L., L'education de la Parole. Paris, Bibl. de la voix parlée et chantée.

MUYDEN, G. van, Petit vocabulaire français. 1. et 2. partie. Berlin, Langenscheidt, 1883.

PETERS, J. B., Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen in's Französische. Für obere Klassen höherer Lehranstalten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Aug. Neumann.

PETERS, J. B., Französische Schulgrammatik in tabellarischer Darstellung. Zweite verbesserte Auflage. ibid.

PETERS, Dr. J. B., Übungsbuch zur französischen Schulgrammatik. ibid.

PETERS, J. B., Französische Verbalformen der erstarrten (unregelmäfsigen) Konjugation zur Übung des freien mündlichen und schriftlichen Ausdrucks. ibid.

REUCHLIN, Professor, Hilfsbüchlein für die französische Komposition für den Unterricht wie für den Selbstgebrauch. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung.

REUTER, M., Übungsstücke zur französischen Komposition für mittlere Klassen. Schwäb. Gmünd, Jos. Roth.

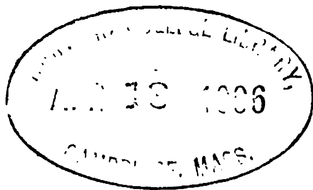
ROBOLSKY, Dr. H., Französische und Englische Handelskorrespondenz. I. Teil. Leipzig, Renger'sche Buchh.

RODEN, Albert v., Ein Versuch zur Verständigung über die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Marburg, N. G. Elwert. 1890.

RÖDER, Leonhard, Französische Gespräche für Anfänger. Nürnberg, U. E. Sebald, 1890.

SCHMITZ, Dr. B., Deutsch-französische Phraseologie. 10. Auflage. Berlin, Langenscheidt. 1893.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)



Spanische Sprache und Literatur.

Redigiert von G. Baist (Freiburg i. B.).

Sprache. An erster Stelle mufs hier wohl MEYER-LÜBKE' Romanische Grammatik[1]) genannt werden. Den Mut, zu irren und oft zu irren, mufste der Verf. besitzen, auf die philologische Kontrolle seines Materials grofsenteils verzichten, wenn sein kühnes Unternehmen überhaupt zu stande kommen sollte, und man wird ihm schliefslich dafür auch Dank wissen. Hinter noch so zahlreichen Fehlgriffen steht eben doch immer ein berufener Grammatiker; die einheitliche Betrachtung der Gesamtentwicklung, die Anregung zahlreicher Einzelfragen wird auch auf die spezielle spanische Untersuchung befruchtend wirken. Dabei darf freilich nicht verschwiegen werden, dafs M: gerade auf diesem Gebiet mit am wenigsten zu Hause ist. Er hat wohl selbst in etwas gesammelt, konnte aber nicht sichten, wird von der ihm eigenen konstruktiven Neigung nicht nur zu sehr unbegründeten Lautgesetzen, sondern gelegentlich auch zu einem Castilianisch verführt, das mit einem gewissen Vulgärlatein nahe verwandt ist. Läfslich ist noch die seltener hypothetische Form z. B. in § 180. Hier werden die *-mento* als Buchwörter erkannt, nicht aber die *-menta.* Daran schliefst sich die durch fernstehende fremdsprachliche Erscheinungen erweckte Vermutung, als ob *a* die Diphthongierung verhindert habe, ursprünglich Sg. *pędra* dem Plur. *piedre* gegenübergestanden, die Ausgleichung in der Richtung des »unendlich viel gewöhnlicheren Lautes« *ie* eingetreten sei, und nur die isolierten Neutra Plur. geblieben wären. Nun wird einmal ein überhaupt dauernder Laut da, wo er hingehört, nicht deshalb fallen, weil er allgemein wenig häufig ist, darf zweitens beim span.-pg. Substantiv nicht von casus rectus, sondern nur vom casus obliquus ausgegangen werden, ist es drittens deshalb und auch ohne das nicht statthaft, von einer unendlichen Minderzahl der E-A zu reden. Und endlich ist der Ausgangspunkt falsch, sind die *-menta*, die, welche M. kennt, und die, welche er nicht kennt, schreiend gelehrt, mit Ausnahme von zwei nachweislich halbgelehrten. Daran schliefst sich eine Bemerkung über *pertiga*, das als Erbwort betrachtet wird, während es ein rechtes Klerikerwort ist; eine gelehrt-unwahrscheinliche Etymologie von *quemar* aus mgr. *καϋμός*; und die Erklärung von *madera cadera entero menester* aus Suffixvertauschung, ungefähr richtig bei cadera, ein zufälliges Versehen bei *menester* und *madera*, da wenigstens letzteres § 156 an rechter Stelle sich findet. Bei *entero* aber ist die Tendenz im Spiel durchgehend verschiedene Behandlung der Kons. vor und nach dem Ton aufzuweisen, die in § 416 zu zwei falschen Regeln für *gr* führt, das inl. immer *ir* wird: *ero* AGRUM und *entero* sind beweisend,

1) W. Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen. Bd. I: Lautlehre. Leipzig, Reisland XX, 564 SS. 80.

negro ist Lehnwort für *prieto, hito.* Viel bedenklicher ist es, wenn auf falsche Worte falsche Lautgesetze gebaut werden, wie § 634 und 458, wonach IPSE asp. *exe* lautet, neusp. durch *ese*, aus asp. *es* für vorkonsonant. *este* verdrängt wäre, *yeso* GYPSUM demnach durch Differenzierung für yexo stünde. Nun existiert castilisch »*exe*« überhaupt nicht, ist *esse, essi, esso* so alt, als wir das Span. kennen (wenn auch der Urkundenstil das bestimmtere *este* bevorzugt) und gerade vorvokalisch in festen Verbindungen wie *essotro* häufig: würde nebenbei bei Differenzierung GIXUM zu *ejo* werden, wie *echar, uncir, ayunar.* Es fällt also die Regel »lat. PS sp. *cs*« in sich zusammen, *quijada* gehört zu § 546, zu *ś* aus *ss*, einem übrigens kaum weniger verfehlten Paragraphen. Der Darstellung der span. Lautlehre in Gröbers Grundriſs gegenüber hat M. wohl zu wenig beachtet, daſs sie bei aller Knappheit auf einem breiteren Material beruht, als ihm zu Gebote stand, daſs es nicht ratsam war, dort stillschweigend vermiedene naheliegende Erklärungsweisen ohne weitere Umschau aufzunehmen. Gröſsere Vorsicht würde ihn z. B. veranlaſst haben, vor Aufstellung der Regel über vortonigen Fall des G (§ 433) *negar, regar, rogar, Segovia, Siguenza* zu beachten, vielleicht auch, bei der entsprechenden über das Beharren der nachtonigen D, Formen, wie *nio, frio, ruo, cruo, roa*-RUDIS, *Roa*-RAUDA aufzufinden, hätte ihn hier jedenfalls vor der Erschaffung eines Unworts, wie »*fauco* zu FAGUS«, vor der Bestreitung der Erbwörtlichkeit von *feo* (asp. z. B. im P. C., neben *fedo, hedo*) bewahrt. Der § 116 mag noch berührt werden, nicht als besonders charakteristisch, sondern als einer der zwei, bei denen auf den Grundriſs Bezug genommen wird. Es handelt sich um den sporadischen Wandel von *e* zu *i*. *Hisca*, das angeführt wird, ist nicht castilisch, sondern gallizisch. *Mesmo* kennt M. an fünf altspan. Stellen und noch andal. und astur., während es in Wirklichkeit unendlich häufiger war, erst seit der Mitte des 17. Jahrh. aus der Sprache der Gebildeten verschwindet, vom Volk noch ungefähr überall gesprochen wird, z. B. auch in Madrid. Bei *mismo*, *obispo vispera*, *avispa* ist Gr. 696 kombinierte Einwirkung der vorausgehenden und folgenden Konsonanz als wahrscheinlich bezeichnet. Daraus macht M.: »In span. *mismo* will Baist Einfluſs von *s* sehen, ohne zu sagen, weshalb *aqueste maestre* etc. *e* behalten.« Das hält ihn nicht ab, im § 181 bei *nispera* etc. an (unzureichenden) Einfluſs von *sp, sk* zu denken. An sich ist's nur nützlich, wenn den a. a. O. gegebenen, selbstverständlich auch nicht fehlerlosen Formulierungen einmal andere entgegentreten. Man wird daraus die Anregung zur selbständigen Kontrolle entnehmen, muſs sich aber hüten, der Sicherheit M.'s und seinen Belegen zu trauen. Das gilt auch für die Erscheinungen, welche im Grundriſs keinen Raum fanden und hier erörtert sind. Die Auffindung der Einzelheiten erleichtert das Wortregister S. 560—62. Etymologisches ist S. 563 zusammengestellt, davon stammt *gozo* aus Zs. IX, 148, *hito* aus Grundr. I, 705, *suero* aus R. F. I, 443; das Übrige, meist unannehmbar, kann hier nicht weiter besprochen, werden. Nur vor dem gefährlichen Spiel möchte ich warnen, Worte auf ihre Dunkelheit hin als vorlateinisch zu betrachten: über *tapia* z. B. s. Dozy Suppl. II, 65. — Aus Spanien selbst dürfen wir die erste phonetische Untersuchung eines Einheimischen verzeichnen (vgl. S. 14), ARAUJOS Darstellung der Laute des Castilischen[2]), genauer der Sprache der Gebildeten von Salamanca. Sie ist im einzelnen noch

2) Phonetische Studien III, S. 309—44: Recherches sur la phonétique espagnole.

etwas unbestimmt und lückenhaft, im ganzen eine erfreuliche Arbeit. Der versprochenen Fortsetzung (Lautverbindungen) darf man mit Interesse entgegensehen, und hoffen, dafs der Verf. weiterhin, nach dem Vorgang von Schuchardt, Munthe, Wulff, seine Aufmerksamkeit auch den Dialekten und der minder sorgfältigen Rede zuwenden werde. Die Beigabe von Worten der Bauernsprache aus der Umgegend von Salamanca in der Form eines scherzhaften Gedichts sei der Aufmerksamkeit der Herausgeber spanischer Dramen empfohlen. — Auf syntaktischem Gebiet hat GESSNER die hypothetische Periode im Spanischen untersucht[3]), den Sprachgebrauch in historischer Zeit eingehend festgestellt und erklärt, nicht ohne Nutzen auch für die Beurteilung des Verhältnisses zum Lateinischen. Wesentlich einen Teil desselben Themas erörterte gleichzeitig in Santiago de Chile F. H. HANSSEN, Zur spanischen Moduslehre[4]), das Preterito imperf. und Futur. imperf. des Subjunktivs. — Der phonetische Discurso de recepcion des jüngsten span. Akademikers COMELERAN ist nach dem Urteil Morel-Fatios in Roman. XX, 485 schlechthin wertlos. — BALARI Y JOVANY widmet den Bildungselementen einer Anzahl von Ortsnamen (*Mata, Cana, Canto, Guija, Luparia, Avellana, Galga, Montcada*) ein zierlich ausgestattetes Büchlein.[4]) Die Neigung, sich von den Lautgesetzen zu befreien, führt den Verf. oft sehr weit; es bleiben aber einige richtige Bemerkungen, die auf umfassender Kenntnis der heimischen Toponomastik beruhen. Ein etymologisches Wörterbuch derselben auf Grund der Dokumente wird von Balarí in Aussicht gestellt. Aufserdem sind noch einige etymologische Artikel der Zs. f. roman. Phil. Bd. XIV zu verzeichnen, die span. Worte behandeln. S. 176 ff. von Schuchardt: *dengue* (zu *dandiner*, bearn. *dingue-dangue* u. s. w.), *mimar* (zu MIMUS, gleich der Akad.), *tomar* (TUMBARE?); S. 183 von BAIST: *mañera* (zu MANNUS, cf. Arch. f. lat. Lex. VII, 318); S. 368 von BEHRENS: *tepe* (germ. *tip*), *calfatear* (*cala* + *fatare?*; Devic hat das Richtige). Ebenda (XIV, 223) wurde EGUILAZ Y YANGUAS, Glosario etimológico de las palabras españolas de origen oriental von G. Baist besprochen, wobei neben den Vorzügen und Mängeln der Arbeit auch die inkorrekte Haltung des Verf. gegen Dozy zur Sprache kommt.

G. Baist.

Literatur. ***Gesamtwerke und Bibliographisches.*** Eine gewisse Enttäuschung bereitet STENGELS Neuausgabe der kleinen Schriften Ferdinand Wolfs.[1]) Die umfassende und einsichtige Gelehrsamkeit W.'s gibt allen seinen Anschauungen einen dauernden Wert, am meisten Bedeutung haben aber noch jetzt seine Schriften zur spanischen Literatur, und es wäre recht erwünscht gewesen, die Anzeigen von Amador de los Rios IV und V zu den »Studien« stellen zu können. Gerade diesen Teil des Materials hat aber St. ausgeschlossen. — Vollständig dagegen, abgesehen von ganz Unerheblichem, sind die literarischen Untersuchungen P. J. Pidals[2]) gesammelt worden. Der 1865

3) Zs. f. r. Phil. XIV, S. 21—65: Die hypothetische Periode im Spanischen in ihrer Entwickelung. 4) Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago Bd. II, 116—24. 5) Balarí y Jovany, Poesía fósil. Estudios etimológicos. Barcelona, Verdaguer. XIII. 144 SS. 8°.

1) Kleinere Schriften von Fd. Wolf, zusammengestellt von E. Stengel. Marburg, Elwert, 1890. XV. 312 S. 8°. 2) Coleccion de escritores castellanos, Bd. 79 u. 83: Estudios literarios de D. Pedro José Pidal, T. I, II. Madrid, Murillo, XL. 371—437 SS. 8°. Pes. 8.

verstorbene Herausgeber des Cancionero de Baena, des Apolonio u. s. w. hat die Kenntnis der altspanischen Zeit durch eine Reihe feinsinniger Artikel gefördert, die zumeist in wenig zugänglichen Zeitschriften zerstreut waren. Die Mehrzahl darunter ist sachlich überholt, besitzt aber in sich ein geschichtliches Interesse. Bei einer Reihe derselben konstatiert der Herausgeber, M. y P. = Mendez y Pelayo, in einer Schlufsbemerkung den jetzigen Stand der Forschung.

Der 3. Band der Werke Mila y Fontanals gehört diesmal ganz der catalanischen Geschichte und Literatur.[3]) — Eine zweite Reihe der »Studien« Morel-Fatios[4]) ist der Kulturgeschichte des ausgehenden 18. Jahrh. gewidmet. Die intimen Briefe eines spanischen Granden, Fernan Nuñez, an den Prinzen Em. von Salm-Salm, in Verbindung mit anderen ungedruckten Materialien, bilden die Grundlage einer Schilderung des Lebens der höheren spanischen Adelskreise in jener Zeit.

Einen sonderartigen und merkwürdigen Teil der Literatur behandelt Kayserlings Bibliographie des Judenspanischen.[5]) Sie umfafst nicht nur alle Juden die spanisch und portugiesisch geschrieben haben, sondern auch die Schriften beider Sprachen für oder wider Juden und Judentum, gedruckte und handschriftliche. Wenn auch die Behandlung eine einseitige ist, die spanische literaturgeschichtliche Forschung seit Ticknor unberücksichtigt blieb, bildet die Arbeit bei vorsichtiger Benützung doch ein wertvolles Hilfsmittel. — Eine höhere literarische Bedeutung, als die überwiegend nur kulturhistorisch oder sprachlich interessanten jüdischen Schriftsteller, hatte für das Castilische der Zuwachs aus der Schwesternation Portugal. Eine Zeitlang, seit dem Ende des 15. Jahrh., konnte es den Anschein haben, als sollte nach und nach das Portugiesische als Schriftsprache das Schicksal des Gallizischen, Aragonesischen und Catalanischen teilen. Eine Reihe auch der hervorragendsten Autoren sind dort zweisprachig, selbst noch nach den Kämpfen gegen Philipp IV. Zu ihnen kommen solche, die in das mächtige Nachbarland auswanderten, oder im ferneren Ausland ganz dessen Idiom annahmen. Die grofse Ausdehnung dieser Erscheinung läfst uns Garcia Peres[6]) überblicken; sein Catálogo razonado beruht, neben den in der Einleitung zitierten, zum Teil wenig zugänglichen Hilfsmitteln, offenbar auch auf ganz persönlichen Studien. Ein genaues Urteil ermöglicht bei derartigen Werken erst die längere Benützung; es wird auch dadurch erschwert, dafs der

---

3) Obras compl. del doctor Manuel Milá y Fontanals, coleccion. por M. Menendez y Pelayo. T. III: Estudios sobre historia, lengua y literatura de Catalaña. Barcelona, Verdaguer. 565 S. 8°. 4) A. Morel-Fatio, Études sur l'Espagne, 2[e] série: Grands d'Espagne et petits princes allemands au XVIII[e] siècle, d'après la correspondance inédite du comte Fernan Nuñez avec le prince Emmanuel de Salm-Salm et la duchesse de Béjar. Paris, Bouillon, XIV. 453 S. 8°. 5) M. Kayserling, Biblioteca española-portugueza judaica, Dictionnaire bibliographique .... Avec un aperçu sur la littérature des juifs espagnols et une collection des proverbes espagnols. Strafsburg, Trübner. XXI. 155 SS. 8°. K. kennt z. B. von Santob »cité par les écrivains espagnols comme un grand troubadour« nur den Abdruck bei Ticknor, hält den schon vor 30 Jahren von M. J. Müller umgetauften Juan Alfonso de Baena immer noch für einen Juden, schlägt über Enriquez Gomez nicht einmal Barrera nach u. s. w. 6) Dom. Garcia Peres, Catálogo razonado biográfico y bibliográfico de los autores portugueses que escribieron en castellano. Madrid, Imprenta del Colegio de Sordomutos. IX. 663 S. 8°.

Verf. im einzelnen nur ausnahmsweise seine Quelle nennt. Daſs das Handbuch indessen ein sehr brauchbares und nützliches sein wird, läſst sich sofort erkennen. Auch der von der Nationalbibliothek herausgegebene preisgekrönte Intento de un Diccionario biográfico y bibliográfico de autores de la provincia de Burgos von Martinez Anibarro y Rives[7]) trägt das Jahr 1890 neben dem richtigeren 1889 auf dem Titel. 1878 hatte Goyri Apuntes para las biografías de algunos burgaleses célebres veröffentlicht, und seinen Namen vermisse ich in dem neuen Werk, welches allerdings die ältere Schrift ganz überflüssig macht. Es bezeichnet einen ganz bedeutenden Fortschritt, mehr allerdings für die span. Literaturgeschichte im weitesten als für die im engeren Sinn; Burgos ist keine Dichterstadt. — Toda y Guell, Bibliografia española de Cerdaña, ist dem Referenten nicht zu Gesicht gekommen, und gehört jedenfalls wesentlich dem Catalanischen an.

Ausgaben und literarhistorische Forschung bis zur neuesten Zeit (mit Ausschluſs des Theaters und der Cancioneros). Die ganze span. Lyrik soll Menendez y Pelayos Anthologie[8]) umfassen; die beiden bisher erschienenen Bände erreichen die Zeit Juans II. In der reichen Auswahl finden sich, neben den Reproduktionen nach den bekannten unkritischen Ausgaben, auch einige höfische Inedita der Palastbibliothek. (Oracion des Marques de Santillana: ***Señor tu me libra de toda fortuna.*** Cancion des Suero de Quiñones: ***Dezidle nuevas de mi;*** Serrana Francisco Bocanegras: ***llegando à Fineda***; ein langes, interessantes Dezir Alfonsos de Baena: ***Para rey tan excolente.***) Besondere Beachtung fordert die Einleitung; sie gibt nach einer Übersicht der früheren Auslesen von den Cancioneros bis heute, eine Geschichte der Dichtung und Dichter vorläufig bis zum Ende des 14. Jahrh., sachkundig und mit vorzüglichem Urteil. Ein kurzes und etwas oberflächliches Wortverzeichnis ist jedem Bande beigegeben. — Ebenfalls von der Frühzeit bis heute reicht Restoris Auswahl von Bruchstücken der so zahlreichen Bearbeitungen der Cidsage[9]); sie ist mit literarhistorischer Einleitung und Wörterbuch ausgestattet und scheint besonders auf die Verwendung an Hochschulen berechnet. Dem Poema ist etwa ein Drittel des Ganzen gewidmet; Korrekturvorschlägen zu Vollmöllers Ausgabe, so weit sie ihm bekannt sind, fügt der Verf. wenig erhebliche eigene hinzu, und bringt dabei seine im Propugnatore von 1887 entwickelten metrischen (?) Theorien in Anwendung. — Die lange erwartete Neuausgabe der Marienlieder Alfonsos[10]) würde ihrer galizischen Sprache nach der portugiesischen Literatur zuzuweisen sein, ist aber historisch als eines der wichtigsten Denkmäler der castilischen zu bezeichnen. Der Herausgeber, Cueto, jetzt Marques de Valmar, ist besonders durch seine treffliche Sammlung der Poetas liricos del siglo XVIII in der Bibliothea Rivadeneyra wohl bekannt, und hat seiner Aufgabe die gröſste Sorgfalt gewidmet. Bedauert muſs werden, daſs die spanische Akademie einen sehr hohen Preis stellt, mit welchem die Beschränkung der Auflage auf 300 Exemplare zusammenhängt. Die Publikation von Liebhabereditionen dürfte doch

7) Madrid, Tello. 574 S. 8°; 10 Pes. 8) Marcel. Menendez y Pelayo, Antología de poetas líricos castellanos, desde la formacion del idioma hasta nuestros dias. T. I, II. Madrid 1890/91. XCV, 300; LXXXVII. 304 SS. 8°. Je 3 Pes. 9) Ant. Restori, Le gesta del Cid, raccolte e ordinate. Milano, Hoepli, 272 S. 8°. 10) Alfonso el Sabio, Cantigas de Santa Maria. 2 Bde., VI, 226 CXXVIII; XXIV, 799, VII S. fol. Madrid 1889/90. 300 Pes.

kaum in dem Zweck des Instituts liegen. — Ein letztes Vermächtnis von Hm. Knust, dem wir so manche wertvolle Mitteilung aus dem Escorial verdanken, ist die »Geschichte der Legenden der hl. Katharina von Alexandrien und der hl. Maria Aegyptiaca[11]), nebst unedierten Texten.« Auch hier bildeten den Ausgangspunkt für seine Arbeit zwei unveröffentlichte Prosalegenden der bekannten Escorial-Hs. h—j—13 (sec. XIV); die weitere Verfolgung der Quellen führte erst zur umfassenden Untersuchung der Stoffe. Wenn diese Texte auch, gleich dem übrigen Inhalt der Hs., nur Übersetzungen sind, bilden sie doch eine willkommene Erweiterung unserer dürftigen Kenntnis altspanischer Übertragungen und besitzen aufserdem ein verhältnismäfsig erhebliches lexikalisches Interesse. — Unter dem Titel Sales españolas ó agudezas del ingenio nacional veröffentlicht Ant. Paz y Melia[12]) eine erste Reihe witziger Kleinigkeiten aus dem XV.—XVIII. Jahrh., im ganzen 24 Nummern. Früher ediert sind darunter nur der Evangelista von Paz selbst in Gröbers Zeitschr. Bd. I, hier mit nicht ganz vollständiger Korrektur der damals noch von allen Herausgebern paläographisch mifsverstandenen Zischlaute; Hurtados de Mendoza satyrische Briefe gegen Pedro de Salazar (Rom. III, 298 ist übersehen); die Carta del Monstruo satirico. Alles Übrige ist neu, das Meiste recht ergötzlich und des Titels der Sammlung würdig; literargeschichtlich am bemerkenswertesten die Carta de Diego de Amburcea contra Argensola, und zwei weitere satyrische Schriften Mendozas, der Sermon de Aljubarrota und die Carta á Feliciano de Silva. — Eine Auswahl religiöser Gedichte der 2. Hälfte des XVI. Jahrh. hat Macias y Garcia aus einer Sammelhs. in Gijon mitgeteilt.[13]) Der Zahl und dem poetischen Gehalt nach die wichtigsten von Cristóbal Cabrera, über dessen zahlreiche anderweite Schriften auch die 2. Auflage der Bibliotheca nova hätte zu Rat gezogen werden sollen. Minderwertig jene eines sonst unbekannten Aramburu, nicht ohne Verdienst die Lagrimas de S. Pedro des Jerónimo de los Cobos (vgl. Salvá 706), gering der Gelegenheits-Totentanz aus dem Jahr 1558 von Pedro de Sayago, dem Verfasser einer gereimten Kaiserchronik. Im ganzen läfst sich eine gewisse Steigerung in der Zahl und auch in der Qualität der Neuausgaben bemerken, die Bewegung bleibt indessen noch recht schwach im Verhältnis zum Bedürfnis. Nirgend ist die literargeschichtliche Forschung durch die Unzugänglichkeit der Texte so gehemmt wie auf spanischem Gebiet. Doch können auch für diese einige Fortschritte verzeichnet werden. Auf Menendez y Pelayos Einleitungen zu seiner Anthologie ist oben hingewiesen. Barreras Lope-Biographie wird unten besprochen; sie bietet neben der grofsen Bereicherung unseres Wissens vom Lebensgang des Dichters in den Anmerkungen wertvolle Aufschlüsse über eine ansehnliche Zahl

11) Hm. Knust, Geschichte der Legenden der hl. Katharina von Alexandrien und der hl. Maria Aegyptiaca, nebst unedierten Texten. Halle, Niemeyer. 346 S. 8°. M. 8. Vgl. Varnhagen in d. Gött. Gel.-Anz. 1890 Nr 15, u. dens. Zur Geschichte der Legende der Katharina v. Alexandrien. Erlangen 1891. 12) Coleccion de Escritores Castellanos, 80: Sales españolas, ó agudezas del ingenio nacional, recogidas por A. Paz y Melia. 1ª serie. Madrid 1890. XXXV. 450 SS. 8°. 4 Pes 13) Poetas religiosos inéditos del siglo XVI. Sacados à luz, con noticias y aclaraciones por M. Macías y García. La Coruña 1890. XV. 193 S. 8°.

hervorragender Zeitgenossen. Freundliche Begrüfsung verdienen Puymaigres Vieux auteurs castillans[14]), die in der Neuausgabe vom Verf. erheblich erweitert und auf das Laufende gebracht wurden. Dabei stand nun freilich dem Verf. eine unvollkommene Kenntnis der deutschen Sprache im Wege; was hier zu suchen war, ist fast ganz übersehen. Auch sonst blieb mancherlei unbeachtet, aber die grundliegenden persönlichen Kenntnisse sind gute. Zur Einführung in die Kenntnis der behandelten Periode besitzen wir nichts besseres als sein Buch; die Art der Darstellung ist geeignet, auch einen erweiterten Leserkreis anzulocken. Ein in Aussicht gestellter dritter Band wird das gegebene Bild der altspanischen Literatur zu einem nahezu vollständigen machen; der vorliegende behandelt die Prosaisten von Alfonso X. bis Alfonso XI., Fernan Gonzalez, das Poema de José und den Archipreste. Am ausführlichsten und auch am besten sind die Kapitel über den Rey Sabio. Das Referat Morfs über Robles, Legendas de José y de Alejandro Magno, im Literaturbl. 1890, S. 34 mag kurz erwähnt sein; ebenso eine Notiz Morel-Fatios über den Humanisten Nuño de Guzman, Roman. XIX, 141. Das 10. Bändchen von Krefsners Bibliothek spanischer Schriftsteller enthält den Lazarillo de Tormes nach der Antwerpener Ausgabe von 1602, die als ein guter Nachdruck der ersten Ausgabe bezeichnet wird. Für diese Behauptung besafs der Herausgeber keinerlei Anhaltspunkt, und hätte er Morel-Fatios Studie gekannt, so würde er gesehen haben, dafs sie falsch ist. Im übrigen teilt das Heft die Schwächen, welche Lang in der Zts. f. rom. Phil. XIV, 226 an den acht ersten bemerkt. Ohne wissenschaftliches Interesse sind Lucien Biart, Cervantes, Paris b. Oudin, und Villoresi, Antologia poética spagnuola dal s. XV al XIX. Auch Orellana, Ensayo crítico sobre las novelas exemplares de Cervantes, Madrid b. Murillo, enthält nur Allgemeinheiten. — Grofse Bedeutung für die intimere Kenntnis der Volksdichtung, der Tänze und Sitten und wahrscheinlich auch für die mancher älteren metrischen Erscheinung verspricht Inzengas Sammlung der populären musikalischen Überlieferung[15]) zu gewinnen. Vorläufig ist nur Valencia behandelt, wo sich castilische und catalanische Tradition verbinden. Text und Melodien sind sehr belehrend; besonders interessant der Vortrag der Chiste mit freiem Versmafs.

G. Baist.

Romanceros und Cancioneros. – An ***Romanzenliteratur*** brachten die letzten Jahre Folgendes. Der Romancero general, Barcelona 1885, ist eine kleine populäre Sammlung ohne wissenschaftlichen Wert, aber auch ohne solche Ansprüche. Die Einteilung ist die Durans. — Über einen von ihm in der Universitäts-Bibliothek zu Pisa entdeckten Romanzen-Sammelband, der Unica enthält, berichtet E. Teza.[1]) Er bespricht zunächst eine bis dahin unbekannte Sylva de varios Romances, Valencia 1598, in fünf Quadernos, zusammengestellt von Juan Timoneda, dem wir ja die ebenfalls

14) Comte de Puymaigre, les vieux auteurs castillans. Histoire de l'ancienne littérature espagnole. Nouv. édition. 1e série, XIV, 347 S. 2e série 323 S. 8°. Paris 1888 90. (Die erste Ausgabe erschien 1840/61.) 15) J. Inzenga Cantos y bailes populares de España. Madrid, Romero. XXII, 84 S. 4°. 7 Pes.

1) Studj di filol. romanza ed. Monaci, I 203—214. Rom 1885.

nur in einem Exemplar bekannten vier Teile der Rosa verdanken. Teza gibt den Inhalt an und macht zur Probe von einer Romanze und einigen Lesarten Mitteilung. Aufserdem behandelt Teza noch kurz fünf andere Gruppen von (13) Quadernos de varios Romances aus den Jahren 1594—1597 und den Einzeldruck einer Romanze aus Timonedas und Anderer Verlag: lauter billige Liederheftchen für den Volksgebrauch und darum bis auf je ein Exemplar verschwunden. Eine allgemeine Charakteristik des Inhaltes der Hefte gibt Teza nicht; um so wünschenswerter ist der Abdruck des Sammelbandes, damit allmählich das Material für einen neuen Romancero general zugänglich wird. — 1888 erschien mein Abdruck des Textes des Laberinto amoroso, 1618.[2]) — Überraschend war das Auftauchen der allgemein als verloren betrachteten Tercera Parte de la Silua de varios Romances, Çaragoça 1551, die ich in meinen Spanischen Funden, S. 3—28[3]), bibliographisch beschrieben habe. Es sind 75 Romanzen, wovon etwa 29 anderswo nicht gedruckt sind. Über eine bis dahin völlig unbekannte zweite Auflage der Segunda Parte de la Silua de varios Romances, Çaragoça 1552, konnte ich a. a. O. S. 29—43 berichten. Dieselbe enthält vier Romanzen, welche in der ersten Auflage fehlen. Dagegen sind 22 Romanzen und 1 Chiste, welche die erste Auflage hat, weggelassen. Diese zweite Auflage ist also ein Seitenstück zur Silua von 1557, welche auch nichts anderes ist, als eine zweite Auflage der Primera parte der Silua. S. 40 bis 43 gebe ich eine Reihe kleiner Bemerkungen zu Arbeiten von F. Wolf. — 1887 hatte E. Teza[4]) nach einer Florentiner Hs. die Romanze *Triste estaba el Padre Santo* in der Fassung von Duran RG II 162 No. 1155 mit einer von der bei Duran citierten verschiedenen Glosa, derselben, welche Depping 1844, I 414 anführt, abgedruckt, dazu eine unbekannte *Copla hecha por un soldado sobre el Saco de Roma* (20. Sept. 1526), Anf.: *Cúmplase la profecia | que dice en breve sentencia*, 24 Strophen, eine Glosa des Pater Noster. Die Glosa Depp. 1844 I 414 gibt nun D. Juan Pérez de Guzmán in der Rev. Contemporánea (1890) LXXVII 140 ff. nach einer anderen Hs. neu heraus, ohne Tezas Ausg. zu kennen. Als Verf. weist er D. Fernando Henríquez de Velasco y duque de Medina de Rioseco, Admiral von Kastilien, nach. — In seiner Geschichte von Spanien, V. Bd., Gotha 1890, S. 282 f. und 532 ff. bespricht Schirrmacher die Romanze No. 965 bei Duran RG. II 35 und führt im Anschlufs an frühere Forscher aus, dafs die Schuld der Königin Blanca und des D. Fadrique nicht begründet ist. — Auch auf dem Gebiete der ***Cancioneros*** ist Wichtiges zu verzeichnen. So war die bedeutendste Erscheinung seit langem die Ausgabe des Cancionero general von Hernando del Castillo segun la edicion de 1511, con un apéndice de lo añadido en las de 1527, 1540 y 1557[5]), welche D. José Antonio de Balenchana mit Unterstützung des trefflichen Madrider Gelehrten D. Antonio Paz y Melia veranstaltet hat. Diese Ausgabe ist meines Wissens in den Fachblättern nirgends besprochen worden. Eine kritische Ausgabe ist nicht beabsichtigt. In der Einleitung beschränkt sich der Herausgeber zum Teil aus für uns Deutsche sehr schmeichelhaften Gründen[6]) auf

2) RF. VI, 89—138. Vgl. ferner RF. 1891. 3) = RF. V 341 ff. 4) Il Sacco di Roma. Roma 1887, 40 SS. 8°. (Estr. dall' Arch. della R. Società Rom. di Storia patria, Vol X.) 5) Madrid 1882. 2 Bde. 8°. (Soc. de Bibliof. Esp.)
6) »Además, es tanto lo que han escrito eminentes literatos y sabios publi-

das Notwendigste über den Cancionero general und die vorhandenen bezw. benutzten Ausgg. und Hss. So wird namentlich eine bibliographisch genaue Beschreibung der neun bekannten Ausgaben von 1511 ab gegeben. Dieselben konnten aber nicht alle für die Ausgabe benutzt werden, weil sie teilweise sehr schwer zugänglich sind. Dafür ist eine Reihe anderer hsl. und gedruckter Cancioneros und sonstiger Drucke verglichen worden, und die Hälfte des II. Bandes enthält das in der Ausgabe von 1527, 1540 und 1557 Hinzugekommene. — Gut gemeint, aber ungenügend ist die Ausgabe: Colección de Poesías de un Cancionero inédito del siglo XV existente en la Biblioteca de S. M. el Rey ... por A. Pérez Gómez Nieva, Madrid 1884[7]. — Der Cancionero des Gómez Manrique, Madrid 1885/86, 2 Bände, gehört nicht hierher, da er nur die Werke eines Dichters enthält und also mit den eigentlichen Cancioneros nur den Namen gemein hat. Ähnliche Sammlungen haben wir bekanntlich auch sonst auf diesem Gebiete wie auf dem der Romanceros. — Über einen hsl. Cancionero der National-Bibliothek in Neapel (Hs. I. E. 49), 137 S., davon vier Tabla, berichtet E. Teza.[8] Derselbe enthält 100 meist noch unedierte Gedichte der hervorragendsten kastilianischen und katalanischen Dichter des 17. Jahrhunderts: Cervantes, Lope de Vega (14), Góngora (4), der beiden Argensola (je 3), Guillén de Castro und v. A. mehr. Veranstaltet wurde die Sammlung von Mathias Duque de Estrada. Teza teilt u. A. Gedichte von Cervantes und namentlich (9) von G. de Castro mit. Sieben von diesen neun nebst drei dort nicht enthaltenen (II, III, VI) druckt nach derselben Hs. E. Mérimée[9]) ab und weist S. 164 auf fünf weitere noch unedierte hin. S. XXIII Anm. vermutet Mérimée in dem Veranstalter unserer Sammlung den Dr. Mathias Duque, von welchem die Madrider National-Bibliothek hsl. Flores de dichos y hechos de varones illustres besitzt. In Bd. I der 7. Serie der Atti (1890) S. 809 ff. kommt Teza noch einmal auf den Codex zurück und druckt die genannten acht Gedichte ab, von *Aseguramdome voy* nur den Anfang. Von weiteren drei Gedichten de Castros, welche die Hs. enthält, gibt er den Anfang. Hierauf teilt er uns von den vier Gedichten des Veranstalters der Sammlung das kleinste mit. Weitere Mitteilungen aus diesem Codex sind erwünscht. — S. 830 ff. folgen im Anschlusse an Wiel, Codici musicali contariniani, Venezia 1888, Mitteilungen über den Inhalt einer spanischen Liederhs. — Das Jahr 1890 hat uns ferner den wichtigen Cancionero musical de los siglos XV y XVI gebracht, herausgegeben von Francisco Asenjo Barbieri.[10]) Die Hs. befindet sich in der Bibl. del Real Palacio in Madrid und enthält bezw. enthielt (es fehlen 54 Bll.) gegen 460 Lieder und 460 Melodien (einige Lieder haben doppelte Melodien). Der hohe Wert dieser Publikation ist vor allem darin begründet, dafs er, abgesehen von den nicht zum Vergleich beizuziehenden Cantigas Alfonsos, der einzige bisher bekannte Cancionero ist, welcher Text und Melodien gibt. Die Komponisten sind teilweise auch die Verfasser der be-

cistas nacionales y extranjeros (entre otros, y con gran competencia, Wolf y Mussafia) sobre esta materia, que nada nuevo en realidad podríamos añadir.« 7) Vgl. A. Morel-Fatio, Rev. crit. 1885 Nr. 25. 8) Di una Antologia inedita di versi spagnoli fatta nel secento. In d. Atti del R. Ist. Veneto VII, 6. Ser. Heft 6, Venedig 1888/9, S. 709—739. 9) Première Partie des Mocedades del Cid de D. Guillén de Castro, Toulouse 1890, S. 143 bis 163. Vgl. Einl. S. XXII ff. 10) Madrid o. J. (acabóse de imprimir .... á veinte y seis días del mes de Febrero del año 1890). 636 S. und 1 Bl. fol.

treffenden Texte. Der Cancionero enthält neben Gedichten in spanischer Sprache einige portugiesische, italienische u. s. w., und zwar Kunstlyrik jeglicher Gattung, doch finden sich neben den Erzeugnissen des gekünstelten Stils auch Dichtungen von bezaubernder Natürlichkeit und wirklichem poetischen Wert, sowie alte Romanzen. Barbieri gibt S. 18—49 Biographisches und Kritisches über die Komponisten bezw. Verfasser. S. 57—230 druckt er die Texte allein mit kritischen Anmerkungen ab, S. 233—602 bezw. 616 die Texte mit den Musiknoten. Die meisten unserer Lieder sind sonst nicht bekannt, so finden sich z. B. im Cancionero general nur anderthalb Dutzend derselben. Über die musikalische Seite der Publikation habe ich kein Urteil, der philologische Teil der Aufgabe ist vom Herausgeber in befriedigender Weise gelöst. — Nicht jeder konnte sich einen Romancero oder Cancionero general anschaffen, das waren dicke teure Bücher, und so veranstaltete man für den Volksgebrauch kleinere, billige Sammlungen. Eine solche ist der Vergel de Amores, Çaragoça 1551, den ich Spanische Funde S. 43—53 beschrieben habe. Bis jetzt ist nur dieses eine Exemplar bekannt. Der Vergel enthält nichts, was nicht auch im Cancionero general stünde. — Folgende Veröffentlichungen betreffen die beiden Gebiete (Romanceros und Cancioneros) gemeinsam. Ein Ereignis auf dem Gebiete der älteren spanischen Literatur war das Erscheinen der so lange erwarteten Bände III und IV des Ensayo de una Biblioteca Española von Gallardo, Madrid 1888 und 1889, hrsgg. von D. M. R. Zarco del Valle, D. J. Sancho Rayon und D. Marcelino Menéndez y Pelayo. Diese beiden Bände bieten natürlich auch für die Romanceros und Cancioneros sehr Vieles. III 582 No. 2864 ist der Laberinto amoroso S. 55 Anm. zu No. 4 beschriebene Romancero, trotz einiger Abweichungen (Ungenauigkeiten in den Aufzeichnungen Gallardos, der z. B. als Datum der Aprovacion den 18. statt des 20. Oktobers angibt). — Eine kurze, vortreffliche Darstellung der Literatur der Cancioneros und Romanceros gibt Menéndez y Pelayo in der Einleitung zu seiner Antologia de Poetas liricos Castellanos I, Madrid 1890. — Die 1840 zuerst erschienene Abhandlung des Marqués de Pidal über Poema, Crónica und Romancero del Cid ist wieder abgedruckt in dessen Estudios literarios I.[11]) Derselbe Band enthält einen Abdruck der Einleitung zum Cancionero de Baena, und Band II der Estudios bringt Einiges zu Dichtern des Cancionero general. Anderes wie Restori, le gesta del Cid, ist S. 537 schon besprochen.

Leisnig i. S., 7. April 1891. Karl Vollmöller.

Theater bis 1800. — Für dieses Gebiet ist in den letzten Jahren Mancherlei geschehen, wenn auch gerade die Berufensten sich in Stillschweigen hüllten. Zu letzteren gehört unstreitig M. Cañete, von dem man seit einem Menschenalter viel Licht über das Drama des 16. Jahrh. erwartet und der, anstatt mit seinen wichtigen Funden hervorzurücken, 1885 unter vielversprechendem Titel[1]) nur alte Aufsätze wiederholte. Der zweite Teil seines T. Naharro befindet sich auch seit einem Dezennium en prensa. — Das Jahr 1886 sah die Vollendung der von D. V. Barrantes besorgten Ausgabe der nur in einem Exemplar

11) Col. de Escrit. Castell. Bd LXXIX, Madrid 1890.

1) Teatro Español del siglo XVI. Estudios historico-liter. Madr. 1885. (Coleccion de Escritores Castellanos.) Vgl. Literaturbl. 1888 Sp. 128.

erhaltenen Recopilacion des Diego Sanchez de Badajoz.[2]) Wiewohl dieser Neudruck des fast ganz verschollenen, aber in dramatischer wie in kultureller Hinsicht gleich merkwürdigen Dichters den streng wissenschaftlichen Anforderungen weder in der Behandlung des Textes noch in den literarischen Beigaben recht entspricht, so verdient er doch volle Beachtung. — Einen Beitrag zur Theatergeschichte von Sevilla lieferte 1887 SANCHEZ ARJONA[3]), der zwar einiges Neue bringt, aber hochgespannte Erwartungen nicht befriedigt. — Wie für alle Zweige der Literatur, so war auch für das Drama der dritte und vierte Band von GALLARDO's Ensayo de una Bibl. Esp.[4]) von Bedeutung. Ich verweise auf die Artikel Monroy, Moreto, Perez de Montalvan, Remon, Rodrigo Alonso, Rojas Villandrando, Rojas Zorilla, Salaya, Timoneda, T. Naharro u. s. w. Hier einige Proben: Monroy starb, was bisher unbekannt war, 1649 im Alter von 37 Jahren. Alonso de Salaya, von M. Cañete bereits 1867 unter seinen »38 Unbekannten« genannt, schrieb eine Farsa, die offenbar auf Nachahmung. T. Naharros beruht. Timoneda ahmte in ähnlicher Weise wie die Menaechmen auch den Amphitruo des Plautus (gedr. 1559) nach. Die von Moratin in seinem Catál. (No. 63) anonym angeführte Farsa llamada Custodia ist von Bart. Palau, bereits als Verf. der Farsa llam. Salamantina und des Autos Vitoria de Christo bekannt. — Seit der Centenarfeier seines Todes blieb Calderon im Vordergrunde des Interesses. Den zahlreichen verschiedenwertigen Festpublikationen folgte aufser den leider nach kurzem Bestand abgebrochenen Bühnendichtungen (Calderons) herausg. von M. KRENKEL (1881—87), (E. GÜNTHNER's Calderon[5]) (1888), weniger auf selbständiger Forschung, denn auf fleifsiger Zusammenfassung der Forschungsergebnisse Anderer beruhend. Die Inhaltsangaben der Stücke sind indes meist selbständig. Einen Fortschritt bedeutet das Werk schon insofern, als darin zum ersten Mal, neben den Comedias, alle (gedruckten) Autos ausführlich gewürdigt werden. — Recht schwach ist dagegen A. SAVINE's Artikel[6]) im Magasin Littéraire (1890). Auf 47 Seiten zeigt der Verf., dafs er weder die Calderon-Litteratur, noch den Dichter, noch das span. Drama gründlich kennt. Schade um die elegante Ausstattung. — E. MÉRIMÉE brachte 1890 einen sorgfältigen Abdruck von G. de Castros Mocedades del Cid[7]) (1. Teil), versah ihn mit zahlreichen philol. u. liter. Noten, die von Guillem benutzten Romanzen und Corneilles Nachahmungen besonders berücksichtigend, und stellte eine umfangreiche Einleitung voran, in der er die dramat. Leistungen des Dichters besprach, die Mocedades auf ihr Quellenverhältnis untersuchte und alles vereinigte, was sich Biographisches und Bibliographisches von Castro ermitteln liefs. M. urteilt zwar etwas zu streng über G. d. C., doch wird er ihm und dem span. Drama im allgemeinen gerecht, d. h. soweit als ein im Banne des Klassizismus stehender Franzose das vermag. Die I. parte der Comedias G. d. C.'s von 1621 ist übrigens nicht die edit. princeps. — Wie sehr man neuerdings, besonders in Spanien, das Bedürfnis nach einer umfassenden

---

2) Libros de Antaño Bd. 11 u. 12. Madrid 1882 u 86. 3) Madrid 1887; vgl. Literaturblatt 1888 Sp. 361. 4) Madrid 1888 und 89. 5) Calderon und seine Werke, Freiburg i. B. 1888; vgl. Literaturbl. 1890 Sp. 114, Zs. f. vgl. Ltg III, 461. 6) P. Calderon de la Barca d'après de récentes publications par A. Savine. Gand 1890. SA. 7) Biblioth. Méridionale I[e] série, tome II. Première partie des Mocedades del Cid de Guillen de Castro, Toulouse 1890; vergl. Zeitschrift für roman. Philologie 16, 262.

Geschichte des spanischen Dramas empfand, das beweist der Erfolg, welchen die gediegene Übersetzung des v. Schackschen Werkes von E. de Mier[8]) dort fand. Freilich wäre eine Bearbeitung jener vor fast einem halben Jahrhundert erschienenen Jugendarbeit des geistvollen Verf. eher angezeigt gewesen. — Die Forschungen seit dieser Zeit versuchte A. Schaeffer, bereits durch die Publikation acht verschollener span. Dramen[9]) bekannt, für das span. Nationaldrama[10]), d. h. für das 17. Jahrh., in zusammenfassender Darstellung zu verwerten. Leider ist es ihm nicht gelungen, ein ganz auf der Höhe der Wissenschaft stehendes, in Form und Inhalt gleich befriedigendes Werk zu schaffen, wenn er auch in staunenerregender Weise das span. Drama des 17. Jahrh. beherrscht. Die Behandlung der zu einem Kapitel von 52 Seiten zusammengedrängten Vorgänger Lope de Vegas bedeutet Klein und selbst Schack gegenüber einen gewaltigen Rückschritt, und in der eigentlichen Arbeit reihen sich bei den einzelnen Dichtern an kurze, meist aus Barrera entnommene biographische Skizzen oder Notizen bald kürzere, bald längere Inhaltsangaben einer Anzahl von Dramen des betreffenden Autors, wobei weder eine chronologische noch sachliche Anordnung, sondern Zufall oder Willkür obwaltete. Bei Lope de Vega, »*dessen dramatische Muse — eine Minerva dem Haupte Jupiters — in voller Ausbildung und Rüstung seinem Kopfe entsprang*« (sic!), wird nicht der Versuch gemacht, uns seine Anfänge, seine Vorbilder und damit die eigentliche Entstehungsgeschichte des nationalen Dramas zu zeigen. Alle Dramatiker bis Lopes Tod, auch die Valencianer sind »*sämtlich . . . Schüler des grofsen Meisters*«, die Dichter der Periode Calderon, die Schüler Calderons. Für diese kühnen Behauptungen, sowie für andere, von denen das Buch förmlich wimmelt, bleibt der Verf. uns den Beweis schuldig; wie er denn Noten, Dokumente und Nachweise unter dem Text und im Anhang ganz vermieden hat. Die Forschungsergebnisse sind nicht immer verwertet. So z. B. weifs Sch. nichts von den neuesten Arbeiten über Calderon, nichts von Klein (Gesch. des Dramas), nichts von F. W. V. Schmidts bekanntem Calderon-Buch u. dgl. m. Das Hauptverdienst der Arbeit, die trotz ihrer Mängel einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des span. Dramas bildet, sind die Analysen vieler ganz verschollener oder unbekannter Stücke, die originellen und hin und wieder recht treffenden Urteile, die zahlreichen nachgewiesenen wichtigen Beziehungen einzelner Dramatiker unter einander — besonders interessant ist in dieser Hinsicht Moreto — und endlich zerstreute biographische und bibliographische Bemerkungen. — Endlich erschien 1890 auch der erste Band der von der spanischen Akademie lang versprochenen grofsen Ausgabe der Werke Lope de Vegas[11]) in einer Ausstattung, die des grofsen Dichters und der Herausgeber gleich würdig ist. Er enthält auf 528 Seiten die grofse Biographie des Dichters aus Barreras Feder (von 1864), sodann (529—62) die biogr. Notizen Montalvans, Quintanas und Peraltas über Lope, eine Beschreibung der Gemälde, Statuen, Stiche und Radierungen, welche den Dichter

---

8) Historia de la Literatura y del Arte dramático en España por A. F. conde de Schack traducida directamente del aleman al castellano por E. de Mier. Madrid, 5 tomos 1885—87. (Coleccion de Escr. Cast.) 9) Ocho Comedias desconocidas de D. G. de Castro etc. Leipzig 1887, 2 Bde.; vgl. Literaturbl. 1889 Sp. 302. 10) Geschichte des spanischen Nationaldramas. Leipzig 1890. 2 Bde. 11) Obras de Lope de Vega public. por la Real Academia Españ. Tomo I. Nueva biografia por D. C. A. de la Barrera. Madrid 1890, gr.-4°.

darstellen, einen biogr. Nachtrag, ferner (S. 565—89) einen die Übersicht erleichternden Indice analítico zu der Biographie, ein Apéndice bibliogr. über die nichtdramatischen Werke des Dichters (S. 592—611), alles dies von Barrera, endlich Zusätze der Akademie, welche die Forschungsresultate über den Dichter von 1864 bis jetzt umfassen. Diese bestehen aus 117 Barrera unbekannt gebliebenen Briefen Lopes, aus dem Testament von Lopes zweiter Frau, dem ersten und zweiten Testament, mehreren Vollmachten und dem Vermögensinventar des Dichters und noch einigen anderen minder wichtigen Schriftstücken. Daran reiht sich eine ausführliche Besprechung mehrerer Publikationen, die entweder Lope selbst zum Gegenstand haben oder irgendwie Bezug auf ihn nehmen, nämlich des Marqués de Molins »La Sepultura de Cervantes« (1870), Fern. Guerra y Orbes geistvolles Buch über Alarcon (1871) und die bekannten »Ultimos Amores de Lope de Vega Carpio« (1876). Ein sorgfältiger Index von 19 Seiten erleichtert den Gebrauch des umfangreichen Bandes. Eine ausführliche Würdigung dieser hochbedeutsamen Publikation soll an anderer Stelle folgen, es genüge hier zu erwähnen dafs Barreras Arbeit weniger eine Biographie als die umfassendste, vollständigste Materialiensammlung zu einer solchen ist. Wie sich leicht denken läfst, sind alle Vorreden, Dedikationen seiner Werke, alle Dichtungen mit deutlichen biographischen Beziehungen gründlich ausgenützt und, was das wichtigste ist, es sind vier Bände der Briefe Lopes an den Herzog von Sessa (Cartas y billetes de Belardo á Luçilo, im Besitze des Grafen von Altamira und des M. de Pidal), sei es ganz, sei es im Auszug, darin zum Abdruck gekommen. Da Barrera über alle mit Lope in Beziehung getretenen Männer in den Fufsnoten mehr oder minder ausführliche biographische Angaben macht, so besitzt seine Arbeit nicht nur für Lope, sondern für die ganze Literatur- und Kulturgeschichte jener Tage das höchste Interesse. Zu bedauern bleibt indes, dafs es Barrera nicht gelang, auch über die Jugendjahre des »Monstruo de naturaleza« so viel Licht zu verbreiten, wie über dessen mittlere und letzte Jahre, und namentlich die vielen Widersprüche zu lösen, welche die Daten der einzelnen Biographen unter sich bieten.

A. L. Stiefel.

Katalanische Sprache und Literatur.

Redigiert von G. Baist (Freiburg i. B.).

Reseña de las publicaciones sobre lengua y literatura catalanas en 1890. No fué mala la cosecha de publicaciones referentes á la lengua y literatura de Cataluña en 1890. Las hubo por el contrario de verdadera importancia asi en los paises donde se habla todavia la lengua de Ausias March, como en el resto de España y en el extrangero. Dejando para luego estas últimas, comenzaremos nuestra relación crítica, que procuraremos sea lo más completa posible, por las obras más notables que sobre dicho asunto se han escrito en la península, en catalán ó en castellano.

El primer libro de que hemos de dar cuenta, de contenido sustancioso y utilisimo bajo todos conceptos para cuantos se interesan por los progresos de la filologia y literatura romances, es el que comprende los estudios sobre historia, lengua y literatura de Cataluña[1], debido al sabio filólogo D. Manuel Milá y Fontanals, nuestro antecesor en la cátedra de literatura en la Universidad de Barcelona. Casi todos esos estudios eran ya conocidos por los eruditos por haberse publicado en revistas del pais ó en extrangeras, francesas y alemanas. Sin embargo algunas ediciones sueltas de ellos se habian agotado, otros eran difíciles de consultar por hallarse esparramados en revistas no muy asequibles en España, por lo que la necesidad de su reimpresión se hacia sentir igualmente para todos. Por esto nos parece que el colector, Sr. Menéndez Pelayo, ha obrado con muy buen acuerdo reuniendo en un sólo volumen todos los estudios referentes á la historia, lengua y literatura de Cataluña, hechos en epocas diversas por el qué fué el más querido y más venerado de sus maestros. El tomo publicado comprende trabajos escritos en las lenguas castellana, francesa y catalana, y, escepto dos dedicados á Olérdula, antiquisima población de la Cataluña primitiva, todos versan sobre distintos temas filológicos y literarios. Antes de analizar su respectiva importancia, creemos oportuno dar de ellos sus titulos, según el índice: Noticia de la vida y escritos de D. Próspero de Bofarull y Mascaró: — Ressenya históricay crítica dels antichs poetas catalans. — Lo sermó d'en Muntaner: — Antiguos tratados de Gaya Ciencia: — Poetas catalanes: — Les noves rimades — La Codolada: — Poetes lyriques catalans: — Notes sur trois manuscrits. — Notas sobre la influencia de la literatura italiana en la catalana: — Estudios de lengua catalana: — La llengua catalana á Sardenya: — Quatre mots sobre ortografia catalana. Adrede hemos conservado los titulos de los diferentes estudios en su propria lengua, para que se vea en cual fueron escritos. Uno de ellos, sin embargo, figura en lengua castellana, habiendo sido su primitiva redaccion en alemán, á saber, el titulado Poetas catalanes del siglo XIV. publicado en el Jahrbuch für romanische und englische Literatur (t. V. p. 137 y ss.). El Sr. D. Ricardo de Hinojosa del cuerpo de archiveros y bibliotecarios se encargó de su traducción. En los demás el Sr. Menéndez Pelayo, obrando perfectamente, ha respetado el idioma en que los redactó su autor.

Un cargo, con todo, hemos de hacer al distinguido colector de las obras completas de D. Manuel Milá y Fontanals, y es, el de haber omitido en el presente volumen, sin motivo alguno que lo disculpe, varios otros trabajos relativos tambien á cosas de Cataluña, escritos en catalán. No podemos explicarnos porqué un estudio tan elocuente tan sintético y tan sentido sobre los monumentos arquitectónicos catalanes, como el que figura al frente de la monumental edición del Album pintoresch de Catalunya, dado á luz por la Associació catalanista d'excursións cientificas, no ha encontrado

1) Obras completas del Doctor D. Manuel Milá y Fontanals, Catedrático que fué de literatura en la Universidad de Barcelona, coleccionadas por el Dr. D. Marcelino Menéndez y Pelayo, de la Real Academia Española. Tomo III. Estudios sobre historia, lengua y literatura de Cataluña. Barcelona. Libreria de A. Verdaguer. Rambla del Centro. 1890 Un vol. de 566 pags y 14 × 22 cm. 8 ptas.

acogida en un volumen dedicado precisamente á Cataluña. Al mismo Menéndez Pelayo hemos oido decirle, más de una vez, con fundada razón, que aquel prólogo era tal vez la obra maestra de D. Manuel Milá en prosa catalana, en aquella prosa, cabalmente, en la que él no creía y cuyo empleo no admitia para los trabajos cientificos. Además de dicho prólogo hemos echado á menos los dos discursos que el sabio profesor leyó en dos ocasiones distintas desde la presidencia de los Juegos Florales, particularmente el último, notable muestra de correcto lenguaje literario catalán. La misma observación hacemos respecto al prólogo á los Idilios y Cantos misticos del gran poeta Verdaguer. Entrando de lleno en el contenido de la obra descartaremos ante todo aquellos estudios que no tienen ya importancia, ora sea por su ligereza, ora porqué la han perdido merced á otros posteriores más completos. Entre ellos contamos los notas sobre el Cancionero provenzal de Zaragoza. El trabajo analítico que acerca de el publicó más tarde el Sr. Amadeo Pagés, del que nos ocuparemos luego, ha hecho inutiles los cortos y ligeros apuntes del Sr. Milá, tomados, por la fuerza de las circunstancias, con sobrada precipitación. Otro tanto decimos de la noticia acerca un roman catalan, que no es otro que el interesante libro de caballerias Curial y Guelfa. Aparte de algunos errores en la interpretación del texto, provenientes, no de incompetencia, sinó de la prisa con que tuvo que examinarlo, no concedió al códice todo el valor que realmente tiene, como obra de imaginación, y no pudo prever tampoco que aquel libro de caballerias era el único de verdadero espíritu nacional, entre cuantos se han escrito en España. La noticia del Curial que, asi y todo, contiene alguna observación justisima y de grande alcance crítico, ha perdido ya su interés después de la descripción más completa que de tan curioso códice leimos ante la Real Academia de Buenas Letras, á consecuencia de la cual esta sabia corporación acordó proceder á la copia y á la impresión del mismo. Realizada la primera por el que estas lineas escribe, á quien se confirió tan honroso encargo, comenzará su publicación dentro de breve tiempo. Después de Tirant lo Blanch, el Curial es la novela caballeresca de más aliento de la literatura catalana, y aun no vacilamos en afirmar, que reviste mayor originalidad, más variedad y tiene mucho más caracter catalan y patriotico que el famoso libro de caballerias de que tan enamorado se mostró Cervantes. Carecen hoy asi mismo de interés cientifico las notas sobre la influencia de la literatura italiana en la catalana (p. 495). Las indicaciones del Sr. Milá podrian ampliarse en más de la mitad, sin esfuerzo alguno, ni muy recóndita erudición. No hacemos de ello un cargo de ignorancia al sabio maestro. Cuando las publicó no habian visto todavía la luz muchos códices catalanes y muchas monografias parciales, que han ensanchado considerablemente el horizonte de nuestra literatura. Inutil es decir que otro tanto puede decirse del corto articulo consagrado al lenguaje catalan de Cerdeña. Los libros del Sr. Toda, Un poble catalá d'Italia — L'Alguer, La poesia catalana á Sardenya, y Bibliografia española de Cerdeña, publicados después de la muerte del nunca bastante llorado profesor de Barcelona, han revelado la historia completa de la influencia aragonesa en Cerdeña, y el estado actual de la pequeña colonia catalana que alli todavia existe. Pasemos ahora á dar una breve idea de trabajos que no han envejecido hasta el presente y que tardarán en envejecer, no tanto por su erudición, como por el vigor y perspicacia de su critica

y por la precisión científica con que están escritos. Consideramos como un modelo de monografias crítico-biográficas la vida y escritos del famoso archivero D. Próspero de Bofarull, autor de la notabilísima obra Los Condes de Barcelona vindicados, base fundamental de los estudios históricos contemporaneos de Cataluña. En las paginas del Sr. Milá revive la personalidad moral y cientifica del Sr. Bofarull, y se dá una idea clara de todos sus esfuerzos en favor del progreso histórico de nuestra patria, al par que un sucinto análisis de sus principales obras. Los restantes trabajos del volumen que tenemos á la vista, pueden clasificarse en literarios y filológicos; los primeros en mayor número que los últimos: de estos sólo contiene dos. De los literarios bien puede decirse que la mayor parte versan sobre la poesia lírica catalana, de la cual hizo el Sr. Milá el estudio más concienzudo que darse pueda, echando una de las bases fundamentales para levantar el edificio de nuestra historia literaria. La Reseña histórica y crítica de los antiguos poetas catalanes, el estudio sobre los poetas catalanes, Les noves rimades, La Codolada, las Notes sur les poetes lyriques catalans, no son más que fragmentos, ampliaciones y ensayos acerca del capítulo tal vez más dificil de dicha historia, el que se refiere á la lírica, del cual es obligado comentario el análisis de los Antiguos tratados de Gaya Ciencia. El Sr. Milá es el primero que ha inventariado una á una todas las producciones de nuestro riquísimo florecimiento lírico, más abundante que original é inspirado, y el primero también que ha hecho un análisis minucioso y crítico de los principales cancioneros hasta ahora conocidos y en su mayor parte inéditos. Los ensayos de Tastu, Torres Amat, Ochoa y Balaguer, carecen de aquella visión sintética y reconstructiva, que es lo que más avalora los estudios del Sr. Milá. La Reseña histórica de los antiguos poetas catalanes, premiada en los juegos Florales de Barcelona del año 1865, — de la cual es un boceto, bien que más ampliado en algunos detalles, el estudio que publicó en el Jahrbuch en 1862 — viene á constituir una historia bastante completa, y la única que hasta ahora existe, de la poesia catalana desde sus comienzos hasta su decadencia en el siglo XVI. Analízanse alli los fundamentos de nuestra escuela poética, su desarrollo y florecimiento. terminando con un admirable juicio de la misma, hecho con aquel vigor y exactitud de pensamiento y de frase, que conquistaron al profesor barcelonés uno de los primeros lugares entre los críticos españoles. La semblanza literaria de Ausias March es notabilísima. Han corroborado más bien que destruido las nuevas investigaciones de la erudición las adivinaciones criticas en que abunda el trabajo. Cuantos después del Sr. Milá han intentado escribir alguna monografia acerca un punto determinado de la historia de nuestra poesia, no han hecho más que seguir sus huellas. Recuerdo respecto á este punto una reseña análoga acerca de los antiguos poetas valencianos del Sr. Ferrer y Bigné, que completa con numerosas indicaciones, no todas de igual valor, el estudio del Sr. Milá. La mayor parte de las obras poéticas en éste citadas, se encuentran en los Cancioneros de París y de Zaragoza y en el Jardinet de Orats de Barcelona. El ensayo del Jahrbuch á que antes nos referíamos, comprende sólo el juicio y algunas muestras escogidas de los poetas catalanes del siglo XVI. — Las breves indicaciones tituladas Poetes lyriques catalans (p. 443) no vienen á ser más que un index general — tratado con la aridez cientifica que extremó el Sr. Milá en

los trabajos de su última época, — de cuatro colecciones de poetas catalanes, que intitula Cancioneros Vega-Aguiló, en recuerdo de los dos eruditos bibliófilos que los han poseído sucesivamente. Todos pertenecen al siglo XV y dos de ellos recuerdan los de París y Zaragoza. A los cuatro indicados cancioneros pertenecen les noves rimades y les codolades, objeto de dos curiosísimos artículos del volúmen. Las tres noves rimades analizadas por el Sr. Milá son las siguientes: a) de Guillem Torrella, cuya larga composición narrativa con fragmentos provenzales y franceses, cree de mediados del siglo XVI; b) de Bernat Metge, el autor del famoso Somni que hoy conocemos merced á las ediciones de París y de Barcelona, debidas respectivamente al Sr. Guardia y al Sr. Bulbena (el Sr. Milá intitula sus noves, Libre de fortuna e prudencia); c) de Vicens Comes, autor de otro poema narrativo del mismo género, que consta de unos setecientos versos. El articulo que lleva el título de Codolada es un estudio completo, técnico é histórico-crítico á la vez, del característico metro catalán de este nombre. El Sr. Milá pasa revista á las más conocidas codoladas catalanas, desde las que se encuentran en el manuscrito de Carpentrás, hasta las de los modernos glosadors ó improvisadores populares de Mallorca. Entre las más curiosas, cita el popular Libre del venturós pelegri publicado por D. Mariano Aguiló, el Testament d'en Bernat Serradell de Vich, cuyo verdadero autor es Bernat de Vinclera, la codolada litúrgica de los Reyes Magos y de los Inocentes, lo Sompni de Joan Joan de Gazull, valenciano, y otras que no mencionamos, para no alargar demasiado esta noticia. Todos estos articulos pueden considerarse como fragmentos sueltos de un todo, al que la muerte impidió al Sr. Milá refundir y dar unidad completa. El resultado hubiera sido una historia definitiva de nuestra poesia lírica, de la cual deja echados, como ya hemos dicho, los principales fundamentos. Entre los trabajos filológicos es de un mérito especial el estudio del dialecto catalán de Barcelona (Estudios de lengua catalana, p. 495). Fué éste el primero que se ha publicado, conforme á los modernos adelantos de la filologia, sobre el lenguaje catalán contemporaneo. En pocas pero sustanciosas páginas analiza la fonética, la flexión, el verbo, la formación de palabras y las partes inflexibles de dicho lenguaje, todo con gran claridad bien que con su habitual excesiva concisión. Después del Sr. Milá ha sujetado el Sr. Morel-Fatio los elementos del catalán moderno á una clasificación más científica en el Grundriss der romanischen Philologie, Strasburgo, 1888; pero es muy probable que no hubiera emprendido, á pesar de su grandísima competencia, un trabajo tan erizado de dificultades, si el profesor barcelonés no le habiere allanado el camino. También se ha aprovechado mucho de los laboriosos primeros esfuerzos del Sr. Milá, pero sin tener el valor de confesarlo, el autor del Ensayo de gramática de catalán moderno[2]) D. Pompeyo Fabra. El verdadero primer ensayo de catalán moderno lo escribió el sabio literato catalán, lo cual no obsta á que la gramática del Sr. Fabra no sea superior en algunos puntos, principalmente en ciertas delicadezas y hasta sutilezas de análisis morfológicos. En el último artículo del volúmen que hemos examinado, el profesor barcelonés rompe lanzas en las debatidas cuestiones ortográficas de la lengua

2) Barcelona. Estampa L'Avenc. 1891. Un vol. de 18 × 11 cm y 124 pags encuadernado. 3 ptas.

catalana, que han estado á punto de producir un cisma literario y filológico. Amigo de eclecticismos y poco resuelto en sus decisiones, tal vez por su mismo honrado culto á la verdad, se muestra en unas cosas partidario de los modernistas, que pocos años después de su muerte habian de exagerar sus exigencias, y en otras respetuoso con la tradición. Asi si por un lado se decide por el plural femenino en es, por otro — en lo que no va del todo descaminado — acepta las formas verbales modernas. Lo que no aprobaria de seguro si hoy viviera, son ciertas llamadas reformas ortográficas introducidas por los redactores del Avenç, que van á convertir el catalán en un argot despreciable é inenteligible. En resumen, el volumen III de las Obras completas del Sr. Milá y Fontanals es un libro de mucho precio, y parece imposible que su aparición haya sido recibida con tanta frialdad asi por la prensa española como por la extrangera.

En la notable serie de obras premiadas par la Biblioteca Nacional de Madrid, ocupa un importante lugar la Bibliografia española de Cerdeña de D. Eduardo Toda[3].) La materia que acaba de tratar era completamente nueva en la ciencia bibliografica española, y por tanto llena de dificultades, y se ha de reconocer que la ha dilucidado con talento y diligencia. En general el trabajo está bien dividido y clasificado, y contiene noticias de más de 800 obras españolas manuscritas ó impresas en aquella isla, hoy italiana, y española durante cuatro siglos, y muchos documentos de interés para la historia de la tipografia sarda. Completan el libro dos indices de autores y de titulos de obras. Solo un indice falta; el que clasificara los impresos ó manuscritos por su idioma, catalán, castellano y algunas veces sardo. Al principio del libro vá el de las materias que contiene según el plan adoptado por el autor, que es el siguientes: a) Fuentes de la bibliografia española de Cerdeña; b) Parte I. Libros hispano-sardos; c) Parte II. Manuscritos y codices existentes en Cerdeña; d) Parte III. La imprenta en Cerdeña. — Si bien el libro del Sr. Toda es muy curioso para la historia de la literatura y de la bibliografia castellanas y demuestra la extensión é incremento que la lengua de Castilla adquirió en la isla sarda, durante la dominación de la dinastia austriaca, no ofrece menos interés para la historia de la lengua y de la literatura catalanas. A no haber sobrevenido la unidad española, es seguro que la isla de Cerdeña hablaria hoy en gran parte el idioma de Cataluña, si hemos de juzgar por la influencia que dejó y el desarrollo que adquirió en menos de dos siglos de dominación directa y exclusiva. De esta influencia nos habla el Sr. Toda aduciendo datos no conocidos como el de que en 1565 en el Parlamento reunido en Caller por el Virrey, castellano (como casi todos los que España mandó á la isla), D. Alvaro de Madrigal, los tres estamentos de Cerdeña, pidieron que las leyes municipales de Sacer, Iglesias y Rosa, antiguamente redactadas en genoves ó pisano, fueran traducidas al catalán, para que los habitantes de aquellas ciudades pudiesen entenderlas y cumplirlas. Al hablar de la historia de la lengua catalana en Cerdeña, es lástima, que el Sr. Toda no aduzca los curiosos testimonios de los cronistas y escritores catalanes, Muntaner, Boades y Despuig. Hubiéra-

3) Bibliogr. española de Cerdeña por D. Eduardo Toda y Güell. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso de 1887 y publicada á expensas del Estado. Madrid. Tipografia de los Huérfanos, 5, calle de Juan Bravo. MDCCCXC. Un vol. de 326 pags y 27 × 19 cm. 6 ptas.

mos querido también que el Sr. Toda tratara con más extensión y detenimiento de los códices manuscritos y libros impresos en el mismo idioma, que en no mucha cantidad, sobre todo los últimos, se encuentran esparramados en las bibliotecas y archivos de Cerdeña. Por lo mismo que el asunto no es trillado y poco abundante, debiera haberlo esplotado por completo. El Sr. Toda era el más competente para escudriñar todas las huellas de la influencia catalana en Cerdeña, y esta competencia la habia demostrado en dos obras anteriores ya mencionadas, escritas tal vez un poco á la ligera, pero con todo, amenas y sumamente interesantes, á saber: Un poble catalá d'Italia, L'Alguer. Barcelona 1888, y La poesia catalana á Sardenya. Barcelona (sin año). Nos hubiera gustado, además, ver agrupadas todas las noticias referentes á manuscritos, códices é impresos catalanes, para poder apreciar mejor de un golpe de vista la bibliografia catalana en Cerdeña. Esta bibliografia en general está destituida de mérito literario. La mayor parte de manuscritos y códices catalanes alli existentes no son obras de amena literatura, sino de carácter politico, juridico y administrativo, tales como capítulos, ordenaciones de todo género, unas treinta y tantas cridas ó proclamas publicadas en catalán, por los vireyes españoles de la isla, libros de cartas reales, de fundaciones, libros encarnados ó amarillos comunales, pragmaticas, cartularios, rúbricas, privilegios etc. etc. Entre esas obras de índole puramente práctica dictadas por las necesidades de la administración y del gobierno, merecen especial mención los Capítols de Cort del Stament Militar de Sardeña publicados en 1572 por Francisco Bellid. Por lo demás los impresos catalanes de Cerdeña pueden contarse con los dedos, pero alguno de ellos tiene indudablemente valor literario: tal es por ejemplo, la Vida y miracles del benaventurat Sant Antiogo, de que hemos de hablar luego, con motivo de una reciente edición de Barcelona. Junto á ella podriamos citar asi mismo una traducción de Hugues de Saint Victor, con el titulo de Speculum ecclesiæ ó sea Espill ó mirall de la Santa sgleya impreso en Caller en 1493, libro del cual han hablado sucesivamente los eruditos P. Jaime Villanueva (Viage literario por las iglesias de España) Morel — Fatio (Rapport sur une mission philologique à Majorque. Paris 1882.), Mariano Aguiló y Eduardo Toda. El último libro catalán impreso en Cerdeña es una Doctrina cristiana, que lo fué en 1850. Esto no quiere decir que no se cultive ya literariamente la lengua catalana en aquella isla. El mismo señor Toda en su obrita sobre la poesia catalana en Cerdeña nos habla de poetas contemporaneos que cultivan nuestro idioma, alguno de ellos como José Franck ya conocido en Cataluña, por haberse publicado poesias suyas en revistas de Barcelona, y otros como Anton Adamí y Jorge Vitelli que son más modernos todavia, pues sus composiciones datan solo de los años 1878 y 1888. De todos los poetas contemporaneos alguereses el más importante y fecundo es el citado Sr. Franck.

Relacionada intimamente con la materia de que acabamos de hablar está la publicación de la Vida de San Antiogo[4]), a que ha poco nos referiamos, debida al bibliotecario y erudito cátalanista,

---

4) Vida de Sant Antiogo metge y mártir. (In fine.) Barce lona... estampa de La Academia.... XXV.... Setembre 1890. Un fasc. de 19 × 12 cms. y 30 pags.

D. Mariano Aguiló de Barcelona. Esta linda edición forma parte de la Biblioteca catalana popular que éste publica con grandes intermitencias, y es en rigor la tercera que vé la luz sobre la vida y milagros de uno de los santos más venerados de Cerdeña, compatrono de la isla. La primera edición, como más adelante veremos, se imprimió en el siglo XV, y en el XVI la segunda; ambas en Caller ó Cagliari. Sabido es que las huestes catalanas conducidas por el Infante de Aragòn, se apoderaron de Caller en 1327, y desde entonces Cerdeña pasó al dominio de la monarquia aragonesa, incorporándose más tarde a la Corona española, de la cual no salió hasta 1720 en que fué anexionada al Piamonte. Los catalanes ejercieron en la isla una influencia grande desde el principio de la conquista, logrando en breve plazo ver extendida su lengua en las ciudades más importantes. Dos de ellas se puede decir que deben á los catalanes su población: Bonaire y Alghero. De la primera dice Muntaner, que á los tres años de edificada, contaba ya 6000 habitantes catalanes. La actual ciudad de Alguer ó Alghero, que conserva todavia fisonomia completamente catalana y la lengua del Principado de Cataluña, es una antigua colonia fundada por Pedro IV con gente del Panadés, de manera que el catalán que alli se habla es, propiamente, el del Panadés y campo de Tarragona. Boades, historiador del siglo XV, dice que en su tiempo se hablaba el catalán con tanta pureza en Cerdeña como en Cataluña.[5] Despuig, escritor del siglo XVI, afirma que si bien en muchas partes de la isla se conservaba entonces la lengua antigua del reino, los caballeros, personas distinguídas y los comerciantes, hablaban catalán, como lengua de más buén tono.[5] Efectivamente un escritor sardo, casi contemporaneo del anterior, que vivió en la mitad del siglo XVI, asegura también que entre los ciudadanos estaba en uso la lingua Hispánica, Tarraconensis[6] seu Catalana.[7] Todavia hoy los habitantes de Alghero hablan el catalán, bien que con ligeras influencias italianas, y aun hay alli, como hemos visto, escritores que se precian de componer poesias catalanas y de cultivar nuestra literatura. El dialecto de Alghero, de que no es ocasión ahora de tratar, ha sido estudiado por filólogos italianos, como G. Morosi[8], y P. E. Guarnerio[9], en la Miscellanea di filologia y en el Archivio glottologico italiano. Corrobora por completo los testimonios de Boades y Despuig, la Vida y miracles de Sant Antiogo, reproducida recientemente por D. Mariano Aguiló, amdor entusiasta de la literatura de Cataluña, de la cual ha dado á conocer riquisimos tesoros. En la corta advertencia que la precede, indica el Sr. Aguiló que uno de los móviles más poderosos que le ha incitado á publicar aquella obrita de la literatura catalana sarda, es el temor de que se pierda tan curioso testimonio del siglo XV, que sale á demostrar en pleno siglo XIX, la unidad de nuestro antiguo lenguaje, en todas las regiones donde se habló en la Edad-Media. Hemos recorrido con detención todas sus páginas, sin hallar, en efecto, en ninguna de ellas, un sólo indicio que nos

---

5) Boades — Libre dels Feyts darmes de Catalunya. — Ed. Aguiló. cad. XXVIII, p. 101. 6) Despuig. — Golloquis de la insigne ciutat de Tortosa. — Barcelona. 1877, p. 20. 7) Arquer. — Sardiniae brevis historia et descriptio. Ed. de 1788. p. 9. 8) G. Morosi. — L' odierno dialetto catalano d'Alghero in Sardegna. — Miscellanea di filologia. 9) P. E. Guarnerio. — Il dialetto catalano d'Alghero. — Archivio glottologico italiano.

denuncie haber sido escrita en Cerdeña. Toda la obra es modelo de verdadera corrección y elegancia, y bajo este concepto puede ponerse al lado de las mejores producciones del siglo quince. La unidad de la lengua literaria era tan completa entonces, que se le hace muy difícil al filólogo decidir por el sólo idioma si una obra de aquella epoca es debida á la pluma de un hijo de Barcelona, de Valencia, de Palma de Mallorca, de Perpiñán ó de Alghero. Otra circunstancia hace interesante la Vida de sant Antiogo y es, que la piadosa leyenda de su viaje á Cerdeña desde la Mauritania, donde fué cruelmente perseguido por el Emperador Adriano, no se encuentra en ninguno de los Flos sanctorum catalanes. El santo médico mauritano sufrió la muerte en Cerdeña, y por esto, sin duda, dió su nombre á una de las islas de las costas, y quedó su devocion arraigada en el pais, donde abundan los que en las pilas bautismales reciben la denominación de Antioco. El ejemplar único de que se ha valido el Sr. Aguiló para su edición barcelonesa, se encuentra en el Archivo de la Curia eclesiástica de Caller, en cuya ciudad debió imprimirse. Es una edición popular de 12 páginas en cuarto, á dos columnas, y carece de pié de imprenta y de año de impresión; pero no cabe la menor duda de que fué publicada en 1560 en Caller, por el impresor Esteban Moretio, por ser los tipos del texto iguales á los de la Carta de Logu, obra editada por el mismo impresor en el año antes citado. Esta edición es, á su vez, reimpresión de otra anterior, y teniendo en cuenta que Moretio es el segundo impresor de la isla, y que el primero lo fué Salvador de Bolonia, que llevó las prensas allá en 1493, es probable que la primera impresión hecha también en Caller, la podamos referir al siglo XV. El lenguaje está diciéndonos, además, claramente que es de esta época. — Escrito en su primera y última parte en catalán, escepto desde la pag. 28 á la 64, se encuentra en el Archivo capitular de Villa de Iglesias, un manuscrito en fol. de 76 pags relativo asi mismo al santo sardo. Se titula Procés de miracles del gloriós St. Antiogo, comenzando por el año 1593. En una nueva edición que se hiciese de la interesante obra que nos ocupa, seria muy conveniente acudir, para enriquecerla con nuevas tradiciones populares, á este proceso del siglo XVI, del cual da extensa noticia el Sr. D. Eduardo Toda en su Bibliografia española de Cerdeña (p. 194, n. 81). La devoción y el culto de San Antiogo, ha producido en la isla de Cerdeña, otras obras, bien que en lengua castellana, á saber: Novenario del glorioso martir San Antiogo Sulcitano, Inclito patrón de nuestra dichosa Cerdeña. — Caller. En Sto Domingo por Fr. Agustin Murtas. (Sin año de impresión, pero se sabe que el indicado Murtas, era regente del Real Convento de Sto Domingo en 1738). (Toda, op. cit. p. 150 n. 361). Vida, Martyrio y Milagros de San Antiogo sulcitano, Patron de la Isla de Sardegna . . . por el Rdv. P. Fr. Salvador Vidal . . . M. S. en dos vol. en 4º de 390 pags el primero y 235 el segundo, de principios del siglo XVII, que se guardan en la Biblioteca universitaria de Caller. (Toda. Op. cit. p. 257 n. 768.)

Aunque anterior á las publicaciones que son objeto de esta reseña, parécenos que debemos dar noticia en este lugar por su interés histórico y literario, de una curiosa coleccion de cartas reales del siglo XIV, que vió la luz en 1889[10].) La institución de los

10) Documents histórichs catalans del sigle XIV. Colecció de cartas familiars corresponents als regnats de Pere del Punyalet y

Juegos Florales, implantada por vez primera en Barcelona en 1393 por el Rey de Aragón D. Juan I, á semejanza de los que desde tiempo antiguo se celebraban en Tolosa, y restablecida desde hace treinta y cinco años en la misma ciudad, para promover el mayor cultivo de la lengua catalana, propuso en 1888, entre otros diversos temas, un premio de 500 pesetas, á la mejor y más numerosa colección de cartas desde el origen del lenguaje hasta nuestros dias. Una de las dos colecciones que obtuvo el accesit, pues del premio no se consideró digna ninguna de las cuatro presentadas al concurso, es la antes citada del siglo XIV, debida al erudito historiador catalán D. José Coroleu, que ha ocultado con excesiva modestia su nombre. La segunda que mereció el accesit resultó ser del entendido catalanista D. Gabriel Llabrés y Quintana. Hasta ahora ne tenemos noticia de que se haya publicado, y es sensible, pues si la primera tiene el mérito positivo de la importancia de los originales, dá valor á la del Sr. Llabrés el abrazar una época más extensa, y el ser por tanto una antologia epistolar más completa. El Sr. Coroleu es persona competentísima en la historia del reino de Aragón; ha pasado años enteros en el rico archivo de Barcelona estudiando sus registros para conocer á fondo su organización política y la vida íntima de la dinastia catalana que durante tantos siglos le gobernó. Con muy ligero trabajo pues, le hubiera sido posible recoger una coleccion de materiales abundante y curiosísima. No tenia que hacer otra cosa que abrir sus carteras de apuntes, de los cuales habian de salir por necesidad ricos tesoros, muchos de ellos completamente desconocidos. Facil le hubiera sido además sujetar los documentos á una clasificacion determinada, agrupándolos por sus asuntos, de manera que se viera un cuadro completo histórico, el grado de adelantamiento de ciertas artes suntuarias, la vida íntima de la corte etc. etc. Por último con su erudición, con su arte de saber pintar con estilo vigoroso lo que quiere, el Sr. Coroleu era la persona más competente, para hacer resaltar con oportunos comentarios el valor do los documentos publicados. Nada de esto hemos encontrado en la coleccion de cartas reales del Sr. Coroleu. Escepto la clasificación general de documentos pertenecientes a los reinados de D. Pedro III de Cataluña y D. Juan I. ninguna otra se adopta en la colección. Al lado de un documento histórico de grandisima importancia, aparece una carta familiar é íntima; las referentes a joyas, á imagineria, a indumentaria, las descripciones minuciosas de objetos artisticos, los encargos de obras en los distintos palacios de los Reyes en Barcelona, ó en Perpiñán, se encuentran junto á instrucciones dadas á un embajador, á proyectos matrimoniales, á poderes otorgados á un enviado ante el Papa, ó á proclamas belicosas. Los comentarios, demasiado breves muchos, no están á la altura del concienzudo saber del Sr. Coroleu, uno de los escritores catalanes de más sagacidad critica y con mas dotes de historiador, ya por su estilo ameno, ya por su imparcialidad de juicio, ya por su erudición. No todos los documentos transcritos son inéditos, como el Sr. Coroleu cree. Sin hacer un estudio detenido de la materia, ni traer á colación otras colecciones ó publicaciones parciales de aquellos, hemos tropezado con dos que ya conocíamos por haberlos divulgado el Sr. D. Francisco de Bofarull, en una serie de cartas, que lo es á la vez de

---

Johan I. Premiada en los Jochs Florals de 1888. — Barcel. Imprempta La Renaixensa. 1889. Un vol. de 151 pags y 27 × 17 cm. 5 ptas.

muy curiosos datos para la historia de la bibliografia en la corte aragonesa; tales son aquel en que el Rey D. Juan I pide á un familiar suyo que busque diligentemente en su Archivo un Flors (sic) Sanctorum[11]) y aquel otro en que el mismo monarca encarga que se le remita una obra histórica antigua del reino de Aragón, alcuns libres scrits de letra gotica, en los quals se tracta de fets de la casa nostra Darago, . . . car nos, añade el Rey, sabem legir la dita letra.[12]) Hechos estos ligeros reparos hemos de indicar también, que el Sr. Coroleu, conforme á las condiciones impuestas por el Consistorio de los fuegos Florales de Barcelona, no se propuso publicar una coleccion de documentos, bajo un criterio histórico determinado, sino unas cuantas muestras del lenguaje catalán literario, de estilo familiar y del siglo XIV. Inutil nos parece advertir que á pesar del buen deseo del Sr. Coroleu, y muy á gusto nuestro, las muestras pertenecen más al estilo familiar que al literario, si es que por tal entiende el colector el estilo académico ó pretencioso, el cual en tal caso resulta menos literario, es decir, menos artistico, que el familiar. Por lo demás el Sr. Coroleu merece nuestros plácernes. Ha prestado un excelente servicio á la historia política y á la literaria. Los documentos están muy bien elegidos; son curiosisimos los más y desconocidos en su mayor parte á los profanos, esto es, á los que no frecuentan el Archivo barcelonés. Su libro no se cae de las manos; deleita como una novela y enseña más historia, que muchas de esas farragosas narraciones con pretensiones de tal. Mostrándonos las cartas la vida intima del político y cauteloso D. Pedro III el Ceremonioso, y del fastuoso D. Juan I, en todos sus detalles, al cerrar la colección, después de haber saboreado una por una las ciento veinte y siete que la componen, bien podemos decir que conocemos á aquellos dos monarcas, y hasta nos produce la ilusión que hemos vivido con ellos. ¡Que historia más hermosa de la dinastia catalana de Aragón se podria escribir, metiéndonos de lleno en el estudio de las crónicas y del Archivo y cerrando los libros modernos! El Sr. Coroleu seria el más indicado para hacer esta obra y la desempeñaria, estamos seguros de ello, de una manera admirable. Entre las setenta y cinco cartas pestenecientes al reinado de D. Pedro III de Cataluña (IV de Aragón), las hay muy dignas de mención. Tales son las en que refiere el Rey los grandes alborotos que hubo en Valencia en ocasion en que él se encontraba alli, ó sea los promovidos por los amotinados de la Union, ayudados y movidos por la Reina madre y el infante D. Fernando.[13]) No es posible leer dichas cartas y el capitulo IV y siguientes de la Crónica de D. Pedro, dice el Sr. Coroleu, sin recordar los famosos episodios de la gran tragedia francesa del siglo pasado, la fuga de Varennes y la insurrección del 10 de Agosto en París, con la diferencia de que el monarca aragonés, no era Luis XVI. Se retrata el genio cauteloso y la minuciosa previsión de D. Pedro en las instrucciones dadas á su embajador en Paris sobre proyectados matrimonios entre individuos de la dinastia de Aragón y la de Francia. Son curiosos los subterfugios que indica á su representante, para eludir la boda de su hijo primogénito con la hija del monarca francés, que no era de su agrado, por ser esta de más edad que aquel.[14]) Pocos reyes hubo en España en la Edad Media más aficionados á

---

11) Arch. Cor. Arag. Reg. 1956, fol. 134 v.° 12) Ibid. Reg. 1963. fol. 132. 13) Ibid. Reg. 1128. fol. 165. 14) Ibid. Reg. 1181. fol. 77.

hacer mejoras en sus palacios que el de Aragón; por esto abundan tanto en su reinado los documentos relativos á ellas y hasta á la fortificación de villas y ciudades. Atinaba y pensaba en todo y en medio de los mayores cuidados del gobierno, se le ve dictar órdenes de ornato y embellecimiento, atender á la conservacion de las colecciones zoológicas que tenian los Reyes en Barcelona, Perpiñán, Zaragoza, Valencia etc. indicar los asuntos de las pinturas decorativas, dictar las inscripciones ó leyendas de pórticos y muros, encargar los árboles y flores é ingertos de sus parques y jardines, dar órdenes para la compra de tapices artísticos de que tanto abundaban los palacios reales de la Corona de Aragón etc. etc. Varias cartas transcribe el Sr. Coroleu que prueban ademas el amor del Rey Pedro III á los libros. La mas digna de mención quizás es aquella en que ordena que se le busque el libro llamado Croniques del Rey de França ó que se compre un ejemplar de la obra en París.[15]) Para dar las señas de ella cita una extraña tradición relativa al Rey Méroveo (p. 53), que recomendamos á los eruditos franceses. Por ella se ve la credulidad de la epoca y como tomaban por historia las más absurdas leyendas. En otra carta encarga el Rey una copia del Alcorán que se encontraba en un monasterio de Menores de Mallorca.[16]) Esto nos recuerda que en el Sompni de Bernat Metge se hace referencia también á un Coran que poseía D. Juan I, hijo del anterior y que este prestó algunas veces á aquel para que lo estudiara.[17]) No puede pasarse por alto la carta en que D. Pedro encarga al Obispo de Gerona que enfrene el fanatismo de los clérigos y del pueblo contra los judios, y que él y los demás clerigos tengan tanta caridad como la que predican desde el púlpito (p. 61). No todo en esta disposición es espíritu de tolerancia, ni de justicia, sino de egoismo por ser los judios los primeros favorecedores y abastecedores del exhausto Tesoro real.[18]) Uno de los documentos en que más aparece la astucia y la previsión del rey Pedro, es aquel que trata del matrimonio (p. 97) de su hijo primogénito. El revela también el valor relativo del dinero en 1373, y lo que representaban entonces 200,000 francos cuando se consideraban como dote espléndida de una princesa y cuando por su seguridad se hipotecában algunas de las ciudades más importantes de Cataluña.[19]) La colección de cartas pertenecientes al reinado de D. Juan I, es relativamente mucho más pobre, que la del anterior, pues consta de cincuenta y dos. Quizás ningun otro presenta un número más interesante de documentos de caracter familiar y en los cuales pueda estudiarse mas cumplidamente la sociedad del siglo XIV. Al recorrer los registros de esta epoca más de una vez nos hemos asombrado de la variedad, colorido y valor histórico que ofrecen, hasta el punto de hacer del reinado de D. Juan I uno de los más simpáticos y dignos de estudio de la dinastia catalana. Solo con las cartas referentes á libros, á ciencias ocultas y á las aficiones cientificas del Rey podria hacerse una monografia deliciosa El Sr. Llabrés nos la tiene ofrecida en el volumen IV de su Biblioteca de escritores catalanes en curso de publicacion, el cual comprenderá un estudio completo sobre la astrologia, la alquimia y la cosmografia de su tiempo, representadas por Cresques de Viviers, Jaime Lustrach y Jahuda Cresques. Acerca de Jaime Lustrach publicó también algunas

15) Ibid. Reg. 179, p. fol. 79. 16) Ibid. Reg. 1276. fol. 90. 17) Sompni de Bernat Metge. Ed. de Barcelona 1891. p. 52. 18) Arch. Cor. Arag. 1216, fol. 106. 19) Ibid. Reg. 1236, fol. 84.

cartas del rey D. Martin, el Sr. D. José Ramon de Luanco en su obra La alquimia en España, en las cuales se hace repetida mención de la correspondencia sostenida con dicho Lustrach por su antecesor D. Juan I.[20])

Sin ser tan copiosa como pudiera la serie de cartas referentes á libros y á ciencias ocultas, tratándose de un monarca tan ilustrado como D. Juan I, á quien podriamos denominar el Augusto de la civilización catalana, todavia ofrece algún interés, aun después de conocida la colección que en 1876 publicó D. Francisco de Bofarull.[21]) En ellas se habla del Flos Sanctorum, de las Crónicas de Aragon, de un libro de profecias de Pedro Lena, del Breviario de Amor, de los libros del Maestro de Rodas, que no puede ser otro que el Gran Maestre Juan Fernández de Heredia, uno de los mayores eruditos y personaje famoso del siglo XIV; de una Biblia hebrea que pide D. Juan con gran empeño, de un libro de maleficios llamado Cigonina, por ser su autor Cigo obispo de Lérida, y del Purgatorio de S. Patricio el cual, según indica en su carta, hizo trasladar en catalán el mismo monarca (p. 130). Llamamos la atención sobre la carta del Reg. 1962 f. 3 (p. 134) según la cual el famoso escritor catalán enciclopedista Francisco Ximeniz ó Eximenis, qui á vegades sentremet del art de astronomia, se dedicaba á hacer profecias no muy de agrado del Rey. Las cartas del rey D. Juan coleccionadas por el Sr. Coroleu, tratan principalmente de armas y objetos de lujo, de empresas, y órdenes militares, música, caza, gastronomia, libros, ciencias ocultas, vajillas de oro y plata, obras y mejoras en el palacio menor de Barcelona, y asuntos de familia, siendo notables entre las últimas, la relación que hace la reina Yoland ó Violante de una enfermedad de su marido[22]), una curiosa relacion hecha por el Rey D. Juan de una salida suya de Barcelona (p. 148) y la carta de pésame del mismo Rey á la noble Doña Elisenda do Cervello. Esta ultima la tenemos como modelo acabado de estilo epistolar (p. 147). Su prosa es robusta y llena de grandeza severa que recuerda los mejores modelos epistolares de la lengua latina. En suma pues, tanto bajo el concepto histórico, como bajo el filológico y el literario, la colección delSr. Coroleu, dada á luz sin pretensiones de ningún genero, es una publicación de mucho valor y que dá á conocer cumplidamente el siglo de oro de la Edad Media catalana.

Comenzaremos la relación de los trabajos escritos en el extrangero, sobre nuestras lengua y literatura, dando una breve noticia del muy extenso que el conocido romanista Mr. *S. Berger,* publicó en la Romania acerca de las Biblias catalanas.[23]) El articulo es erudito y completo, bien que indigesto y en algunos puntos algo oscuro. Dáse en él cuenta de todos los manuscritos catalanes de la Biblia hasta ahora conocidos, asi como también de los salterios catalanes, que son en mayor número todavia que las versiones bíblicas, y comparando las primeras y los segundos con otros textos franceses y provenzales, deduce el autor la consecuencia, que en el pais clásico de los estudios bíblicos no hubo en este punto originalidad, sino que se

20) La 'Alquimia en España. Escritos inéditos, noticias y apuntamientos que pueden servir para la historia de los adeptos españoles por D. José Ramòn de Luanco. Tomo I. Barcelona, Imprenta de Fidel Giró. 1889. Vid. pag. 61 à 77. 21) Francisco de Bofarull. Revista histórica. Barcelona. 1876. num. XXI. p. 17. 22) Arch. Cor. Arag. Reg. 2056. fol. 97. 23) Nouvelles recherches sur les Bibles provençales et catalanes. Romania. Tom. XIX, 505.

fué siempre á remolque de la literatura francesa. Tal vez no le falte razón al Sr. Berger, en cuanto ál origen de las versiones biblicas que analiza, pero nos parece que exagera la influencia francesa, y no tiene bastante en cuenta el valor literario de los dos magnificos códices bíblicos que tuvo á la vista. El entendido Sr. Guardia cuyo articulo de la Revue de l'Instruction publique[24]), sentimos no poder consultar en este instante, considera la traducción catalana de los libros sagrados como un riquisimo tesoro de nuestra lengua y una fuente lexicográfica tal vez más abundante que la inagotable mina de Ramón Lull y de Eximenis. El Sr. Berger niega la paternidad de la traducción más importante á Bonifacio Ferrer, mientras que Guardia se inclina á creer en ella, fundándose en la semejanza del salterió catalán que encontró en la Biblioteca Mazzarina — considerado como una reimpresion del Salterio de la Biblia de Valencia, ó sea de la Biblia en parte traducida por Bonifacio Ferrer — con el de la magnifica Biblia de Paris, digna, como en una ocasión me decia, de una Biblioteca Real. Nos falta competencia para resolver esta dificil cuestión, y por ello nos contentamos con señalar la discrepancia de las dos autorizadisimas opiniones. De todos modos, sea ó no de Bonifacio Ferrer la voluminosa Biblia en tres tomos de la Biblioteca nacional, y haya ó no nacido al calor de la influencia francesa, no debemos dolernos de esa falta de originalidad en el pais de los estudios hebraicos, que la permite convertir una traducción ó plagio en una de las mejores joyas de su lengua. ¿Se debe quizás el que la literatura bíblica catalana sea tributaria de la francesa, y el que las traducciones en esta lengua sean más numerosas que en la nuestra, á la prohibición de las traducciones vulgares de la Biblia, decretada por la junta congregada en 1233 en Tarragona, por D. Jaime el Conquistador, decreto del cual arranca la historia de la Inquisición española? No hay duda de que debió influir este hecho en tal circunstancia, pero tampoco ha de exagerarse su alcance, pues á pesar de las severas providencias para contener el laicismo de los Valdenses y las falsificaciones de los Albigenses en el texto de las Sagradas Escrituras, no desaparecieron entonces todas las versiones vulgares. Entre otros testimonios lo prueba una carta del Archivo de la Corona de Aragón, fechada en 1350, en la que el rey D. Pedro IV el Ceremonioso pide á la Condesa de Urgel que le remita una Biblia escrita en vulgar cathalá[25]).

A la amabilidad del Sr. Barón de Tourtoulon debemos el poseer en tiraje aparte, su importante comunicación hecha al Congreso de filologia romana de Montpeller, el 26 de Mayo de 1890[26]). Se publicó este trabajo anteriormente en la Revue des langues romanes de Montpeller, y fué uno de los que más llamaron la atención de cuantos se leyeron en el citado Congreso de esta ciudad. El erudito autor de la Historia de D. Jaime el Conquistador se propone en él rebatir la opinion del Sr. Gaston Paris, el cual niega la existencia de los dialectos y como consecuencia lógica, la posibilidad de una clasificación linguística. Con la teoria de la evolución y de la fusión gradual de las lenguas, no solo se escamotean las variedades dialectales, sino hasta los idiomas tipos y primordiales. Claro es que

---

24) Tome XX. 1860 25) 'Arch. Cor. Arag. Reg. 1134, fol. 177.
26) Des dialectes: de leur classification et de leur delimitation géographique. Paris, Maissonneuve, 1890. Un folleto de 88 pags y 14 × 22½ cm.

los nombres de madre é hija aplicados á las lenguas son en todo rigor convencionales, y sólo marcan periodos distintos en el desarrollo de una lengua cuyo fondo es el mismo, pero estos periodos existen y con ellos nuevas formas que consideradas aisladas son muy distintas. Esto es en nuestro sentir la verdad, y la paradoja, la consecuencia del Sr. Paris, como paradójica seria la opinión del que negase la distinción de los colores. »Puedo afirmar, dice el Sr. Barón de Tourtoulon, que la pretendida fusión gradual no existe, no solo entre la lengua italiana y la de oc, sino también entre el languedociano y el catalán en el limite del Rosellón, ó entre el catalan y el castellano en los confines de Aragón«. Las conclusiones principales que el señor baron de Tourtoulón formula en su trabajo son: 1º la posibilidad de una clasificación linguistica; 2º la distinción de la lengua de oc de la de oil y de las demás que la rodean; 3º su división natural en dialectos; y 4º que estos no se funden insensiblemente unos en otros. El Sr. Barón nos promete pronto un estudio sobre los limites de las lenguas de oc y de oil, y una geografia de la primera. ¿Que dia será aquel en que se publique un trabajo análogo sobre la lengua catalana, considerada en su estado actual y en su pasado histórico?

Casi al propio tiempo que el trabajo del Sr. Tourtoulón, llegó á nuestras manos otro estudio de Mr. Amadée Pagés, ilustrado catalanista rosellonés, sobre el Cancionero provenzal de Zaragoza.[27]) De este famoso cancionero ya habian hablado antes en España, D. Victor Balaguer en su Historia de Cataluña y después el respetable crítico D. Manuel Milá y Fontanals (Notes sur trois Manuscrits. Paris 1876. Revue des langues romanes). No hay que confundirle con el cancionero catalán que posee la Universidad de Zaragoza, y que con el de Paris y con los de Barcelona, conocidos con los nombres de Cancionero Vega-Aguiló y Jardinet de Orats, son las grandes Antologias en que se encuentra contenida casi toda la poesia lírica catalana de la Edad Media. El cancionero provenzal de Zaragoza es sumamente importante; más á pesar de la diligencia de los eruditos por conocerlo, y después de muchos años de repetidas tentativas, á penas si sabemos los títulos de sus composiciones y la distribución general de las mismas, tan grande es el amor y desconfianza con que le guarda y muestra su propietario D. Pablo Gil y Gil, Decano de la Facultad de Filosofia y Letras en la Universidad de Zaragoza. De las tres partes de que consta, la más interesante para la literatura catalana es la primera, que comprende una colección de 91 piezas anónimas, atribuidas por D. Manuel Milá al famoso Serveri de Gerona, uno de los poetas más citados y populares en Cataluña, en la Edad Media. El Sr. Pagés cree que no hay pruebas bastantes para esta atribución, por más que algunas de las poesias anónimas á que nos referimos, figuran en otras colecciones con el nombre de Serveri. El dia en que D. Gabriel Llabrés, erudito profesor de Palma, publique el manuscrito del trobador catalán que posée, se podrá resolver esta cuestión. La segunda parte del cancionero comprende algunas poesias, la mayor parte conocidas, de famosos trovadores de la época clásica. En la tercera parte se encuentran distintas poesias de algunos trovadores de la escuela de Tolosa, las cuales por el contrario, en su

---

27) Notes sur le Chansonnier provençal de Saragosse. (Extrait des Annales du Midi. Tome II. Toulouse 1890. Un folleto de 22 p. y 16 × 25 cms.

mayoria son desconocidas. El trabajo del Sr. Pagés es mucho más util y completo quel el del Sr. Milá, lo cual es debido principalmente á que el erudito rosellonés tuvo más tiempo para examinar el códice que el segundo. La tercera parte que está tratada en éste de una manera muy sumaria, es en el primero más extensa. Dan además mucho valor á la descripción del Sr. Pagés el gran número de notas que le acompañan, sobre todo en la segunda y la tercera parte. En ellas indica si las piezas cuyo principio transcribe, se encuentran en el Grundriss de Bartsch, en Canello, en Stimming, en Chabaneau, etc. Inutil es añadir que en la nueva noticia del Sr. Pagés están subsanados muchos errores y omisiones en que, sin duda, por precipitación, incurrió el Sr. Milá y Fontanals. De los comentarios que acompañan á las piezas indicadas sumariamente por el erudito francés, se desprende con claridad que la parte más original y nueva del Cancionero del Sr. Gil, es la primera, que contiene 104 piezas. Gracias al Sr. Pagés tenemos un inventario más detallado de riquezas que hemos de tardar largo tiempo en poseer.

Bajo el nombre de la Renaissance littéraire en Catalogne dió á luz la conocida Revue générale de Belgique en el número de Diciembre de 1890, un estudio sobre Lo Gayter de Llobregat (D. Joaquin Rubió y Ors), — el primer tomo de poesias del actual movimiento literario de Cataluña — y sobre su significación en la historia de la literatura catalana moderna.[28]) Su autor es el sabio profesor de Historia de la Universidad católica de Bruselas, Mr. Godefroid Kurth, cuyo notable libro sobre los origenes de la sociedad moderna, es patrimonio de todas las personas eruditas. No tenemos reparo en afirmar, sin entrar en el fondo del trabajo, por motivos de delicadeza, que después de los muy bien pensados del señor Menendez y Pelayo y de D. Juan Sardá, en España, que sirven de prólogo á la edicion poliglota del Gayter en 1889 (en tres tomos y en catorce idiomas) y el del sabio humanista colombiano D. Miguel Antonio Caro, el estudio del señor Kurth es uno de los mejores y de los escritos con más conocimiento de causa. Es un nuevo indicio de que la literatura catalana moderna va abriéndose paso entre las notabilidades literarias europeas.

Los aficionados á la historia de Cataluña y á las famosas crónicas que tratan de ella, no harán mal en pasar la vista por el articulo que publica en Enero de 1890 la Revue des questions historiques debido á la pluma de M. A. Lecoy de la Marche sobre l'Expédition de Philippe le Hardi en Catalogne. No es hora todavia de juzgar por un fragmento la obra de Mr. Lecoy de la Marche, ya que el mismo declara que el articulo que publica — basado no solo sobre la confrontación de las distintas crónicas antiguas, principalmente la de Muntaner, de la cual es un indispensable comentario, sino también en el estudio de las localidádes y en el del archivo de los reyes de Mallorca, — forma parte de un estenso trabajo desde largo tiempo en preparación acerca de las relaciones politicas de la Francia con los soberanos de las islas Baleares y del Rosellón. A propósito de estudios históricos relacionados con Cataluña, menciona-

28) Lo Gayter del Llobregat. Poesias de D. Joaquim Rubio y Ors, etc. Edició poliglota. Vol. I, 1839—1841. Barcelona. Estampa de Jepús. 1888. 15 × 22 cms. y 414 pags. Volum II. 1841—1858. Barcelona 1889. Id. y 338 p. Volum III. 1858—1889. Barcelona 1889. Idem y 388 p.

remos unicamente, — pues no es este el objeto de la presente relación critica, — las Notizie storiche raccolte dai registri Curiœ della Cancelleria Aragonesa, coleccionadas por el Sr. Barone en l'Archivio Storico per le provincie Neapoletane (XV, 3, 1890).

Para terminar esta reseña nos falta hablar de las traducciones de escritores catalanes, que han visto la luz en el extrangero en el mismo año. Sólo han llegado á nuestra noticia las de Sunyé y Fastenrath. Del primero sabemes que ha traducido al italiano la tragedia de Guimerá, Mar y Cel que obtuvo tan ruidoso exito en Madrid, vertida al castellano por Enrique Gaspar. Luis Sunyé es un escritor de Roma, pero al parecer de origen catalán. — Mas detenimiento requiere el tratar de la Antologia de poetas liricos catalanes que en lengua alemana publicó en la misma época el escritor alemán D. Juan Fastenrath.[29] Hasta que se ha dado á conocer por esta obra magistral como entendido y maestro en letras catalanas, el Sr. Fastenrath solo era considerado como el hispanófilo más entusiasta de cuantos escriben en lengua alemana. Pero no se ha contentado solo con la carta de ciudadania literaria castellana, sino que la ha ganado también en Cataluña, por voto unánime de los hijos más ilustres de este pais. A las traducciones de Valera, de Echegaray, de Nuñez de Arce y de Ventura Ruiz de Aguilera, quiso añadir las de los principes de la poesia catalana contemporanea. Al efecto ha coleccionado en un hermoso volúmen, composiciones de noventa y dos poetas catalanes, precedidas de un prólogo en que se dá noticia compendiosa y bastante completa de las vicisitudes de la moderna literatura catalana, y seguidas de discretas anotaciones. La selección de las poesias, cosa dificil para un extrangero, está hecha por punto general, con gusto. Pero lo que dá el mayor realce á la obra del Sr. Fastenrath, es la exactitud y colorido de sus versiones poéticas. Al leerlas se vé al momento que se ha identificado con la lengua catalana y que la domina por completo. Abriendo el libro al acaso y sin ánimo de hacer de él un estudio detenido, me han llamado la atención por dichas cualidades, Die limousinische Harfe de Miguel Costa; Auf Philipp den Fünften de Francesch Matheu; Die drei Seufzer der Harfe de Camps y Fabrés; Der Dudelsackpfeifer vom Llobregat de Rubió y Ors, el Isabellas Traum de Verdaguer etc. En todas las poesias he notado que se habian conservado el movimiento ritmico, el metro, las estrofas y todas las particularidades del original, hasta el estremo de que se le reconstruye inmediatamente y aun parece que se le sigue entre lineas al recitarlas en alemán. Este es un mérito que le han reconocido al Sr. Fastenrath, los autores catalanes por el traducidos y que le ha valido merecidos plácemes. Aunque el saber que prepara una nueva edición de su antologia de liricos catalanes, donde se repararán muchas de las omisiones de la primera, nos dispensaria de ponerle algunos reparos, los haremos sin embargo, en gracia de la imparcialidad, y con el objeto de que el Sr. Fastenrath pueda, si buenamente quiere, aprovecharse de los mismos. Indicaremos ante todo que faltan en la colección alemana algunas de las poesias consideradas como chefs-

29) Catalanische Troubadoure der Gegenwart. Verdeutscht und mit einer Übersicht der catalanischen Literatur eingeleitet von Johannes Fastenrath. Leipzig, Verlag von Karl Reissner 1890. Un vol. de 13 × 20 cms. y 502 pags.

d'oeuvres indiscutibles de nuestra moderna lírica catalana, tales como La esperança de Aguiló, la Cansó del Mestre Jan de Pelay Briz, su mejor poesia quizás; la enérgica oda de Collell, A la gent del any vuyt, la clásica inspiración Lo Pí de Formentor de Miguel Costa; de Llorente, La Barraca, la mejor joya de la poesia catalana en Valencia; de Apeles Mestres, el idilio Los dos Cresos, que parece inspirado por Teócrito; de Verdaguer, la melancólica elegia Lo Barretinayre, y alguna otra composición más, de mérito reconocido, que se nos ocurre en este momento. En la Antologia de Fastenrath huelgan algunos nombres de escritores que no han sido nunca poetas, como Letamendi, Farnés, Bach etc. etc. y en cambio faltan otros tan importantes como Francisco Bartrina, poeta de tiernos sentimientos, Francisco Casas y Amigó, joven malogrado de grandisimas esperanzas, José Martí y Folguera autor de composiciones muy geniales, Torrés y Reyetó, Trullol y Plana, Serra y Marsal etc. etc. Una observación para concluir. Ya que al parecer el Sr. Fastenrath en su Antologia no se propone dar á conocer unicamente el valor literario de la poesia catalana, sino también su fecundidad y extensión territorial, ¿porqué además de las muestras de verdaderas inspiraciones de los poetas de Valencia y Mallorca, regiones hermanas de Cataluña por la lengua, no incluye alguna del Rosellón, v. g. de Justin Pepratx. Bonafont etc., y hasta de Cerdeña (Frank seria el más digno de mención)? En estas composiciones no iriamos tanto á admirar su belleza literaria, como la tenaz persistencia de la lengua de D. Jaime el Conquistador, en comarcas sujetas hoy á la influencia y dominio de Francia é Italia.

Antonio Rubió y Lluch
Profesor de la Universidad de Barcelona.

La literatura catalana en 1890. Apesar de lo que el epigrafe anuncia y promete, hemos de advertir que en Barcelona se publica muchísimo en castellano. No es el primer centro literario de España porqué bajo este concepto se lleva la palma Madrid, pero si es el primer centro editorial. Libros castellanos se editan quizás aqui tantos como en la capital; sin embargo no es este el ambiente en que nacen y se producen. En una palabra, de Barcelona no puede decirse que sea la Atenas de la cultura intelectual de la península, sino á lo más la Manchester de la fabricación literaria. En ningun otro punto de España se produce y se sirve mejor el libro como articulo de lujo; en parte alguna se le adereza con más primor en cuanto a la encuadernación y á las ilustraciones. Por esta razón son tantos los escritores de Madrid y de provincias que mandan á imprimir sus obras á nuestra capital: y de algunos años á esta parte son también muchos los autores hispano-amoricanos que editan sus obras en Barcelona, prefiriendo imprimirlos aqui que en Madrid y hasta que en París. Pero de este importante aspecto de nuestra cultura literaria no vengo á tratar ahora. Por más que los castellanos reconozcan nuestra superioridad como fabricantes de libros, nos niegan por completo la competencia cuando manejamos su lengua, ó cuando menos nos miran con visible desconfianza. Desde los tiempos de Boscán venimos tropezando con un Herrera ó un Hermosilla que nos echa en cara la torpeza en vestir en mal descompuesto lenguaje castellano nuestra inspiración ó nuestro pensamiento. Alguna vez he oido decir al castizo Valera que gustaba más de leer los libros de Balmes en francés

que en castellano, porqué las escabrosidades de forma del filósofo catalán le distraian de seguir el vuelo de su pensamiento. Si en la opinión que generalmente tienen formada de nosotros nuestros vecinos, los castellanos, estuviesen sólos, pudiéramos creer que hay en ella, como realmente es asi, mucho de injustificado, hijo de sistema ó de prevención; más es el caso que nosotros mismos lo confirmamos también en parte, haciendo poco caso de nuestros escritores en lengua nacional. Por un lado, pues, las leyes naturales del medio ambiente y de la raza, y por otro la injusticia y un relegamiento infundado, arrojan hoy á la mayor parte de nuestros escritores en brazos de su lengua materna y natural, que les paga con creces de inspiración, sus preferencias filiales. No es pues una caprichosa terquedad lo que sostiene la literatura catalana, como creen muchos españoles y estrangeros, sino una ley natural y lógica; un impulso sugestivo casi inconsciente, que no tan facilmente se sustrae el hombre á las influencias de clima, lengua, terruño y costumbres en que ha nacido. No hay en este hecho consigna alguna, ni exclusivisimo de ningún género. Colocados en nuestra situación harian lo propio todos los pueblos de la tierra. La verdad es que cuando nuestros escritores se daban sólo á escribir castellano, brillaron muchos como críticos, como sabios, como filósofos, hubo un Masdeu, un Capmany, un Balmes, un Aribau, un Coll y Vehi, un Milá y Fontanals, pero nunca salió un Verdaguer ó un Guimerá, es decir, un estilista, un lírico, un dramático, que pudiera hombrearse con los Zorrilla, Ayala y Valera. Todo eso nos lo ha dado, y con abundancia en ocasiones, nuestro materno lenguaje. Hasta que hemos cultivado nuestro propio idioma no hemos sido nacionalidad literaria. Se ha dicho con mucha razón que los catalanes eran ruiseñores que habian perdido el secreto de su canto, desde que olvidaron las melodias de sus selvas, embebidos en las que entonaban otras aves de voz más armoniosa. Asi permanecieron tres largos siglos y hasta que oyeron resonar, con la aurora de una nueva vida, el débil acento de su habla antigüa que les llevó dulces memorias de lo pasado, mudos y aletargados no produjeron un poeta ni un prosista de primero, ni aun de segundo orden. Este letargo duró lo que la restauración de la lengua. Hoy la patria catalana ha resucitado entera ya que no en lo politico, en lo literario, y sus limites se estienden en este orden hasta los confines á donde el Rey el Conquistador llevara nuestra lengua.

He creido necesarias estas ligeras observaciones para aquellos de los lectores del Kritischer Jahresbericht que no estén en antecedentes de nuestras letras. Algunas más añadiré, bien que no de caracter tan general, para excusar ciertos detalles á qué descenderé en este articulo, puesto que en él no me propongo dar unicamente idea de lo escogido, sino de cuanto imprima caracter ó tenga trascendencia en la literatura catalana. Para ello procuraré ser lo más completo posible. De la riqueza y elevación poética de una literatura dan indicio manifiesto unas pocas obras maestras que se salgan de lo común; más la extensión y difusión de una idea, solo la acreditan el número de sus secuaces, la huella profunda que deja en la muchedumbre. Nuestros grandes poetas y escritores no hubieran alcanzado la obra de restauración de la lengua y de la tierra catalana, sin el auxilio de una verdadera almogaveria literaria, numerosa é indisciplinada, detestable desde el punto de vista artistico; muy util en cambio, si se la considera como instrumento de difusión de la lengua y del espiritu que anima su movi-

miento de regeneración. Otra explicación debo todavia á mis lectores. Bajo el nombre de Literatura catalana comprendo las contadas publicaciones que hayan visto la luz en los paises poblados y conquistados por nuestra raza y que hablan todavia, más ó menos adulterada, su lengua. Desde este punto de vista serán catalánes por el lenguaje ya que no por el nacimiento, lo mismo el rosellonés de Francia y el alguerés de Italia, que el valenciano y el mallorquin. Este sentido amplio que doy á la literatura catalana, basado en un criterio filológico é histórico firme, que está por cima de todas las miserias de un regionalismo provincialista y mezquino, no significa ni por asomo que soñemos en la reconstitución de aquella gloriosa Cataluña que tuvo por limites el Cinca y la Provenza, las palmeras de Elche y las aguas italianas. Para los catalanes el irridentismo es y será siempre una quimera. En todas esas regiones á donde los Reyes de Aragón llevaron la influencia y la lengua catalanas, ha desaparecido casi por completo el amor á Cataluña, y la lengua ha entrado en un periodo de rápida descomposición. Esta alcanza también al mismo Principado y hay alguna provincia, como la de Lérida, que parece haber vuelto la espalda por completo á la causa del catalanismo. Donde este fuego sacro se mantiene con más fuerza es en Barcelona. Fuera de la gran capital catalana, apenas se encuentran nuevos focos en las otras dos, en Tarragona y Gerona. Esta responde alguna que otra vez con sus certámenes, que como los de Lérida, no son exclusivistas, dándose en ellos entrada al idioma castellano. Tarragona duerme el letargo de la indiferencia y está entregada del todo á la influencia de la burocracia oficial, castellána ó castellanizada. Reus su rival, la ciudad del progreso y de los ideales republicanos, sostiene en la provincia el espíritu catalán y lo ha llevado antes que nadie á la ardiente arena de la politica. Después de Barcelona y al lado de Reus, las sedes más importantes del catalanismo son Vich y Sabadell, aquella, la ciudad levítica y de la tradición, ésta la del trabajo y de la industria. En 1889 y 1890 han visto además la luz publicaciones catalanas en Manresa, Mataró, La Bisbal, San Sadurni de Noya, Gerona, Olot, Vendrell, San Feliu del Llobregat, y alguna otra. Esto por lo que se refiere á Cataluña. Fuera de ella y en igual espacio de tiempo, hallamos obras ó publicaciones periódicas catalanas en Palma de Mallorca, Valencia, Perpiñán, Madrid, Paris y Buenos-Aires, y quizas en algun otro punto que ignoremos. Todas las restantes poblaciones catalanas y no catalanas, ofrecen empero un caudal literario que escasamente alcanza en valor númerico á la tercera parte de lo que produce Barcelona.

Al tratar de dar una idea de esa producción en el año 1890, comenzaremos por la poesia lírica por ser generalmente el género más cultivado y el que da tono y caracter á una literatura, y porque en él la nuestra renaciente balbució sus primeros cantos. Apesar de lo que la palabra restauración ó renacimiento indica, se ha de tener en cuenta que nuestro lirismo, lo mismo que nuestra prosa literaria y todos los demás géneros, son de todo punto modernos. Lo que renace es la lengua y los géneros literarios tomados en abstracto, no el espíritu que los informó en la Edad Media, imposible de resucitar en la época contemporánea. Hasta en los primeros poetas que iniciaron el renacimiento catalán se observa este sano divorcio, con todo y ciertos arcaismos de lenguaje y los lemas arqueólogicos de muchas de sus composiciones. Ni las poesias del Gayter del Llobregat, la primera colección lírica de este siglo en orden al tiempo, están inspiradas

en las tradiciones de la antigua poética catalana, ni en la de los trovadores. En dos circunstancias meramente accidentales, coinciden sin embargo nuestra lírica moderna y la medioeval: en su atropellado y abundante florescencia y en ser entrambas hijas en su mayor parte de la influencia académica de certamen. Los Consistorios de los Juegos Florales de Tolosa y Barcelona en los siglos XIV y XV y las justas poèticas de Valencia produjeron aquella inmensa muchedumbre de poesias amaneradas, hijas más de la cabeza que del corazón, de que están llenos los cancioneros de Zaragoza, de París y de Barcelona. Ahora también como entonces los Jochs Florals restaurados han engendrado una copiosa poesia de certamen, que aparte de algunas joyas de gran precio ofrece una monotonia y un amaneramiento desesperantes. Mas no se explica unicamente por esta influencia académica, el nocivo desarrollo del lirismo catalán. De todas las bellas artes sabido es que la poesia es la màs asequible, porqué la parte técnica de su ejecución exterior se puede vencer facilmente sin costosos aprendizajes. Esto es causa por un lado de que la vocacion poética se manifieste más facilmente que las demás artísticas, y por otro que el campo de la poesia se vea invadido por muchos intrusos, que retroceden ante las dificultades de ejecución de las restantes artes. Cuando antes del renacimiento literario catalán, rota la tradición de nuestra inspiración poética, se juzgaba que el único instrumento propio de la poesia era la lengua castellana, el respeto á una forma que no se poseia por completo alejaba del Parnaso á muchos catalanes que no habian recibido cierta cultura social ó literaria. Tal temor ó respeto desapareció cuando el romanticismo primero y el naturalismo después, proclamando el derecho á la existencia de todas las lenguas, abrieron al vulgo el templo de la Musa catalana cerrado hacia tres siglos. Entonces entraron en él no solo los escogidos sino muchos profanos que pensaron que con hablar el mismo lenguaje que emplea la poesia, bastaba para alcanzar los favores de Apolo. Esto tuvo sus ventajas y sus inconvenientes. Si por un lado llenó el arbol de nuestra poesia de parásitos é insectos zumbadores, por otro hizo posible la aparición de un Verdaguer, hijo del pueblo, único capaz de dominar y regenerar la corrompida lengua. Es increible lo que en catalán se versifica actualmente y la cantidad de lineas desiguales que se publican. El año 1888 vieron la luz más de veinte colecciones de versos de todas clases y tamaños. En mis notas bibliográficas de 1889 tengo apuntadas también más de veinte y dos colecciones poéticas, sin contar los almanaques literarios, las poesias que se publican en periódicos, y las que se presentan á los certámenes, la inmensa mayoria de las cuales se queda inédita. En el año 1890 experimentó esa inundación castálida, una pequeña disminución, pues no pasaron de doce las colecciones poéticas. Hago caso omiso de los magnificos almanaques ilustrados que publican ciertos periódicos satíricos, que en broma ó en serio, resultan como dije antes, verdaderas antologias. En dicho año hubo cinco certamenes poéticos en lengua catalana á saber: dos en Barcelona[30][31]), uno en Manlleu[32]), otro en La Bisbal[33])

30) Jochs Florals de Barcelona. Any 32. 1890.' Barcelona. Un vol. en 4º maj. de 266 p. 31) Certamen catalanista de la Joventut católica. Tomo XII. Barcelona 1890. Un vol. en 4º maj. de 150 p. 32) Certamen Literari del Centre Catalá de Manlleu. Vich 1890. 33) Certamen Literari de la Bisbal. Barcelona 1890. Un vol. de 106 pags.

y el quinto en Valencia.[34]) Suponiendo que á cada certamen se presentaran sólo un centenar de poesias, lo cual no es suponer mucho, y puedo hablar de este modo porqué más de una vez me ha tocado en suerte la penosa tarea de ser jurado de estas luchas literarias, tenemos un total de quinientas poesias escritas en un año, de los cuales escasamente ven la luz un centenar. Tantas poesias y tantos tomos de versos que dan un contingente numérico parecido al de los certámenes, serian más que suficientes para acreditar una literatura europea de las más ricas; pero por desgracia en esta vegetación atropellada y mal sana, las flores y los frutos están en minoria: la maleza lo ahoga todo. En el año cuya producción reseñamos, los poetas que verdaderamente descuellan son Apeles Mestres y el popular, Mossen Jacinto Verdaguer: ambos conocidos y admirados de tiempo antes por el público catalán, cuyas producciones nos reservamos juzgar más adelante. Nueva personalidad en el campo del lirismo lo es tan solo, D. Angel Garriga[35]), sacerdote también como Verdaguer, Collell y otros, pues el clero catalán toma una parte muy activa en esa cruzada de reivindicación de la lengua. Garriga es poeta de espíritu religioso, versificador discreto y educado en la escuela de Verdaguer, cuyo estilo y manera calca servilmente. Manera hemos dicho y no nos arrepentimos de la palabra; los discipulos y admiradores de un genio, son como con mucha razón alguien ha indicado, los cómplices, que le denuncian no en lo bueno que no está a su alcance, sino en sus defectos, — lo màs facil de imitar, — que le falsifican y muchas veces, — no en el caso de Boixader — le parodian. Por más que no haya publicado hasta esta fecha sus poesias D. Claudio Omar y Barrera, era ya conocido años antes por haberse presentado á algunos certámenes y haber fundado más de un periódico catalanista. No hemos podido hojear la colección completa de sus versos que vió la luz en la industriosa ciudad de Mataró[36]) primera que gozó en España el privilegio de tener ferrocarril. Nos bastan sin embargo los que hemos leido en distintas ocasiones, para clasificar al Sr. Omar en la categoría de los más ejercitados versificadores de certamen. Citaremos también la colección anual que de las poesias insertas anualmente en sus columnas, forma y publica desde hace tres años el Catalanista, periódico autonomista que ve la luz en Sabadell[37]), y luego una muy mediana colección de versos de Ribot y Serra, poeta de la misma población.[38]) Se reimprimieron además en 1890 dos tomos de poesias, uno de lectura dedicado á la infancia, original de uno de los más ardientes apóstoles del catalanismo literario, D. Francisco Pelayo Briz, edición ilustrada, á la cual acompaña su correspondiente traducción en prosa castellana[39]), y la inspirada Llegenda de Montserrat de Mossen Jacinto Verdaguer, obra poética que fué premiada en 1880 cuando se celebró el Milenario de

---

34) Lo Rat Penat. Valencia. No se han publicado coleccionadas sus poesias. 35) Angel Garriga y Boixader. Los Sants Martirs de Catalunya... Barcelona. Estampa de la Inmaculada. 1890. Un vol. en 8° de 78 pags. 36) Claudio Omar y Barrera. Poesies. Mataró 1890. Un vol. en 8° de 144 pags. 37) Biblioteca de Lo Catalanista. Aplech de Poesias publicadas en Lo Catalanista, Setmanari de Sabadell. Vol. III. Sabadell 1890. Un vol. de 172 pags en 4°. 38) Manel Ribot y Serra. La llegenda dels Dolors. Llibret de versos premiats en lo Certamen de la Academia Mariana de Lleyda. Sabadell 1890. 39) Francesch P. Briz. Lo Llibre dels Angels, escrit en vers catalá ab diferents metros. 2ª edició. Barcelona. Llibreteria de Antoni J. Bastinos. 1890. Un vol. en 8° de 109 p.

la Virgen de Montserrat, patrona de Cataluña[40]) y de la cual por tanto no nos corresponde hablar ahora.

Hemos de dedicar ahora algunas palabras á los certamenes celebrados en 1890, de los que sólo hemos dado anteriormente la noticia bibliográfica. Dejando de lado el de Manlleu de escaso valor estético y el de La Bisbal que no hemos podido conocer, nos fijaremos en los de Barcelona, que, como es natural, son los más importantes. Los que verdaderamente dan el tono á nuestra producción literaria anual, son los llamados Jochs Florals de Barcelona, restaurados hace unos treinta y cinco años, á semejanza del Consistorio de la Gaya Ciencia que estableció en 1391 en dicha ciudad D. Juan I de Aragón, á imitación á su vez de la famosa Academia tolosana. Frente á esta institución casi oficial de la poesia catalana, opuso hará cosa de doce años la Juventud Católica de Barcelona, un nuevo cértamen floral con el propósito de desagraviar el sentimiento religioso, que consideraba desatendido por la primera, á pesar de ostentar en su bandera la simpática divísa de Patria, Fides, Amor. A este nuevo certamen acudieron muy luego los trovadores católicos pulsando la lira de la fé y sus comienzos fueron brillantisimos. Verdaguer volvió á cosechar en ellos los laureles de su alta inspiración, y Collell dejó oir otra vez allí sus varoniles estrofas. Mas hoy se encuentran en lamentable decadencia de la cual no son las menos importantes causas, cierto exclusivismo y un espiritu paródico de la antigua institución poco serio y de mal gusto. El Certamen catalanista de 1890 fué pobrisimo: los asuntos triviales y manoseados; los nombres de los poetas oscurísimos; las poesias indignas de mención, cuanto más de premio. No pueden llegar más allá la decadencia y la vulgaridad. Sólo pulsó la cuerda patriótica con alguna valentia en un romance amanerado el joven poeta Miravet, cantando el manoseado asunto de la toma de Barcelona en 1714 por el ejercito franco-castellano. »Barcelona, dice á la condal ciudad en uno de sus atrevidos apóstrofes, que no te vuelvas francesa; castellana ... nunca; antes te vea muerta y enterrada y con tu suelo sembrado de sal.« Por igual decadencia atraviesan de diez años á esta parte los genuinos Juegos Florales de Barcelona, la fiesta oficial, típica y más pintoresca de la poesia catalana. Una institución académica de tal indole es imposible que se mantenga siempre á la misma altura. Ha de sufrir por necesidad eclipses repetidos y retrocesos y caidas. La idea de certamen sistematicamente repetido envuelve el absurdo de una exuberancia poética, sostenida y brillante que se produzca con matemática regularidad á plazos fijos. Este es un milagro que sería inutil pedirlo á los mismos siglos de oro. En todo el tomo de los Juegos Florales de 1890, no hemos sabido encontrar una verdadera poesia. En el Mar y la Montaña de Martí y Folguera la ejecución es debil y el pensamiento está lastimosamente desperdiciado. La Primera amonestació de Torres y Reyetó que quiere ser popular, cae en lo vulgar y lo chavacano. — Llegenda, poesia en que se desarrolla una fantástica tradición sobre el arbol de la cruz, es quizás más acabada que otras del tomo, pero tampoco satiface. Le falta grandeza y precisión. Seria una de las mejores la oda robusta de Franquesa y Gomis á la Exposición de Barcelona si no la delustraran ciertos prosaismos

40) La Llegenda de Montserrat. 2ª edició Vich. Imprempta de Anglada. 1890. Un vol. de 108 pag.

y amplificaciones inútiles. No obstante hay alli gusto y cultura literaria y grandilocuencia lírica. De la restante prosa rimada no vale la pena de hablar. Por razones de delicadeza me abstendré de juzgar el discurso del Presidente, D. JOUQUIN RUBIÒ Y ORS, y dedicaré una honrosa mención al del historiador de Galicia, D. MANUEL MURGUÍA.

La obra poética culminante de este año es Margaridó de APELES MESTRES.[41]) He aqui un artista en toda la acepción de la palabra; un innovador que mezcla el sabroso aroma de las flores rústicas de la poesia catalana, con el gemido dulce de las brisas alemanas y las melancólicas brumas de su cielo; un cincelador exquisito de estrofas y un miniaturista de dibujos. Maneja el lapiz con tanta destreza como la pluma, y es elegante poeta y primoroso dibujante. El año anterior publicó las Baladas, los Idilis y los Cants intims cuya aparición constituyó un verdadero acontecimiento literario. Las obras de Mestres ostentan dentro de nuestra literatura una originalidad extraordinaria. Son las que más se apartan de la factura de certamen, de los lugares comunes de la poesia floralesca. En vez del sabor del terruño convencional de muchos poetas catalanes nos dá Mestres un sentimiento de la naturaleza delicado, y sobre todo verdadero, porqué tiene sus raices en el pais que le vió nacer. Permaneciendo muy catalán, su temperamento artístico es muy cosmopolita y se asfixiaría dentro de la atmósfera de salon, saturada de rancios perfumes, de los Juegos Florales de Barcelona. Conoce que nuestra literatura necesita ogixenarse, porqué se respira siempre á si propia, y le infunde una corriente vital poderosa venida de Alemania é impregnada de los mejores aromas de Goethe, Uhland, Bürger, y sobre todo de Heine. Entre sus Idilios los hay dignos de Teócrito, v. gr. Los dos Cresos. El diálogo de los dos rústicos pastores que aguardan dentro de una cueva que pase la lluvia y matan entre tanto el tiempo considerando el uso que harian de sus riquezas en el caso de poseerlas, es un cuadro delicioso donde se pinta de mano maestra el corazón del hombre. Aquello es arte catalán y universal á la vez; tras de las frases del rústico catalán à quien se oye hablar está la humanidad de todos los tiempos y de todos los paises. Las Baladas son una interpretación de la Edad-Media hecha por un escéptico que de ella no vé más que el espíritu burlesco, la sonrisa mefistofélica, la obscena parodia, no la piedad y grandeza del siglo XIII; en una palabra, la Edad Media del roman del Renart y de la Rose, de los irreverentes serventesios y fabliaux. En sus ilustraciones es también Mestres el mismo. No se espere encontrar en ellas el grave caballero tendido sobre su sepulcro con el reposo de inmortales esperanzas, la casta doncella, el ascético religioso, sino el esqueleto con mueca burlesca bailando la danza macabra, la irreverente procesión, la grotesca caricatura de las sillas del coro ó de los bajos relieves del templo. Todo eso envuelto á veces con un sabor popular y con las reminiscencias fantastico-caballerescas de las sentidas canciones que arrullaron nuestra primera infancia. ¿Y que diremos de los Cants intims? Hay quíen los prefiere á las dos colecciones anteriores. No somos de ese parecer. Nos gustan más los cuadros acabados que los bocetos y las miniaturas. Mestres es en aquellos cantos como alguien ha dicho ya, un miniaturista de la naturaleza y del corazón, de una naturaleza entendida á lo panteista y de un corazón á lo Heine.

41) Apeles Mestres. Margaridó. Poema ilustrat per l'autor. Barcelona 1890. Un vol. de 108 pags en 8º. 3 ptas.

La heroina del nuevo poema de Apeles Mestres es una compañera de Mireya, de Mignon y de Evangelina. En otras inspiraciones, en las anteriores sobre todo, el poeta catalan nos ha hecho gustar todo lo pequeño y dulce de la creación en el orden natural y en el de los sentimientos. La misma tendencia á ennoblecer lo pequeño se dibuja en Margaridó; con la diferencia de que aqui lo pequeño y delicado es una humilde niña catalana, cuya lucha entre el amor y el patriotismo interesan más que la épica guerra de la Independencia española y que la figura del gran Capitan del siglo. Margaridó es una joven huérfana abandonada, que en una noche de una matanza general de franceses alojados en un pueblo catalán, hecha aisladamente y á traición por cada vecina en la persona de su huesped, al empuñar la hoz para segar la garganta de un tambor francés apenas entrado en la juventud, dá cabida en su pecho al sentimiento de compasión, y luego sin notarlo, al del amor, y que al intentar salvar al soldado enemigo, sucumbe en los tinieblas de la noche herida por la bala de un centinela francés. El argumento como se vé, es sencillo y altamente poético. La muerte de Margaridó á su regreso de acompañar al joven tambor á las filas de sus compatriotas, sorprendida por una bala mientras se hallaba embebecida en el canto de un ruiseñor y en los primeros sentimientos amororos que nacian en su corazón, tiene la dulzura idílica que acompaña al sacrificio de esas hermosas heroinas del arte, victimas de la fatalidad y de sus propios sentimientos. Él poeta trata su asunto con la mayor sencillez asi en la expresión, como en las descripciones y en los efectos dramáticos. Esa llaneza á veces le perjudica, si es en otras su principal encanto. De todas suertes Margaridó es una joya de la literatura catalana moderna, no la obra maestra como han supuesto aduladores intemperantes y amigos indiscretos del poeta.

También ha cantado este año en su jardin místico embalsamado y apacible, con sus melodiosos trinos, Verdaguer, el ruiseñor de la poesia catalana. Candoroso como el pueblo, correctísimo como un clásico, y siempre gran poeta, sus acentos este año más sencillos que nunca, se han inspirado en las tiernas leyendas de la infancia de Jesús y encerrado en el humilde recinto de la casa de Nazareth.42) Son una serie de cánticos tan dulces como las enamoradas poesias místicas de San Juan de la Cruz; tan delicados como las Fiorette. de San Francisco. El tomito que contiene esas efusiones sencillas de su corazón creyente y tierno es un verdadero relicario, un devocionario miniaturado como los de las Edad Media. La perfección de las miniaturas sorprende al lector casi tanto como lo delicado de los temas. La verdad es que el perfume de esas flores místicas sólo en la lengua incomparable de Verdaguer puede aspirarse. No todos los idilios de Nazareth son igualmente bellos. El género es sobrado dulce y tierno para que pueda abusarse de él. Si San Juan de la Cruz nos diera un tomo de Canciones espirituales nos fatigaria. De ese amaneramiento no se libra Verdaguer; sobre todo para los que conocemos su primer tomo de Idilis y Cant Mistichs, uno de los mejores que ha producido la moderna poesia catalana. A la larga la vaguedad y la uniformidad del color, el exceso de ternura, el abuso de la alegoria, el contraste de lo popular y de lo divino, engendran

42) Jesus infant. Nazareth, per Mossen Jacinto Verdaguer. Barcelona. Estampa de Fidel Giró. 1890. Un vol. en 16° de 98 pags.

también cansancio y monotonia, á pesar del maravilloso dominio que de la forma poética posee Verdaguer. Del propio poeta hemos de mencionar como publicado en el mismo año su colección de Cantichs religiosos.[43]) En estas composiciones escritas para el santuario ó para el hogar cristiano de la familia catalana, sin pretensiones de ningún género, se muestra más popular todavia, mas llano y asequible, sin dejar de ser correcto. Solo tiene en ellos presente en su corazón á las almas más sencillas y su fresca inspiración, como dice Ixart, en condiciones tan especiales, se escapa de la crítica literaria, como las melodias populares del pentágrama musical. —

Después de la lírica el teatro ha sido el género más fecundo de nuestro renacimiento, como también el más prematuramente cultivado y el que despertó más halagueñas esperanzas. No todas por desgracia se han realizado. Nuestra escena al igual que nuestra poesía de certamen muere de asfixia y aguarda un genio que la regenere. El teatro catalán ha pasado por diversas etapas, hallándose hoy muy lejos de su primer punto de partida, que fué espontaneo, y como tal el periodo más castizo de su existencia. Dominó en él la comedia francamente catalana, que tuvo la suerte de encarnarse en un poeta dramático hijo del pueblo, de facundia notable, y en un actor modelo que fué durante treinta años su verdadero nervio. De los primeros cuadros satiricos se pasó á los cuadros de costumbres, con más arte en la disposición del argumento y con más ancho horizonte y entonces nacieron algunas de las piezas de más genuino sabor catalán de dicho teatro, y las más discretas y armónicas en su conjunto. Con la aparición de un actor educado en el teatro castellano, de distinguidos modales y de envidiable talento, que aunque hablaba perfectamente el catalán no era hijo del Principado, coincideron, según observa un crítico, con mucho acierto[44]), los esfuerzos de nuestros dramaturgos para elevar el vuelo de sus producciones, que habian de hallar ya un interprete digno de sus pretensiones. Entonces hicieron su presentación el drama sentimental y de costumbres urbanas y el drama histórico, bien que de épocas cercanas á nosotros, ambos tendiendo al efectismo. Luego la escena catalana subió aun á mayores y se apoderaron de ella por un lado Sellés y Echegaray, por otro Sardou y Alejandro Dumas, es decir, la influencia castellana y la francesa. Con ellos entró el drama social que plantea problemas trascendentales y una turba multa de producciones que giran más ó menos al rededor del Gran galeoto y El nudo gordiano y otras por el estilo. Mientras nuestra clase media salia desfigurada en dramas de tal índole, se maltrataba la historia en otros de caracter arqueológico, más bien que histórico, que tomaban sus asuntos en la Edad Media, y cuyo interés no estaba todo en el argumento, sino en el escenario. El atracista oscurecia en ellos al actor. Entre tanto el estro cómico de Federico Soler (Pitarra) el fundador del teatro catalán, se iba extinguiendo, y se levantaba poderoso el numen trágico de Guimerá, y sin darse cuenta el teatro catalán entró en las corrientes neo-shakspirianas, que presenta en su apogeo el extra-ordinario éxito de Mar y Cel, alzando hoy el renombre de su autor hasta los dilatados y gloriosos escenarios del teatro español é italiano. He aqui

43) Cantichs per Mossen Jacinto Verdaguer. Barcelona. Tipogr. Católica. 1890. Un volum en 8° y 104 pags. 44) Miquel y Badia. Diario de Barcelona.

á grandes síntesis las principales etapas del teatro regional de Cataluña. No exageramos al decir que relatívamente es hoy el más fecundo de España. Imposible es dar una reseña bibliográfica de él, porqué no está circunscrito á Barcelona. Asi de las piezas cómicas ó dramáticas estrenadas ó dadas á luz en 1890, conocemos tres que lo fueron en Vich; tres en Palma de Mallorca, en dialecto mallorquin, (variedad catalana); tres en Valencia, en valenciano (idem); una en Manresa y una en Olot. Es probable que muchas más se hayan escapado á nuestra noticia. En Perpiñán, donde apenas existe el teatro catalán, se estrenó en 1889 una comedia de Mr. Saisset. En Valencia la producción dramatica se reduce al género sainetesco, y el lenguaje, bilingue, por punto general, es de lo menos literario, y más chocarrero que darse pueda. Otro tanto puede decirse de Palma de Mallorca. Pero al fin Valencia posee en Escalante un autor fecundo y popular, con vis cómica, lo que no sucede en la capital de las Baleares. Concretándonos por de pronto al número, al cotejar nuestros indices bibliográficos, echamos de ver que en 1888, se estrenaron en catalán más de treinta piezas dramáticas; más de treinta también en 1889 y muy cerca de cuarenta en 1890. Como es natural entre ellas abunda lo frivolo, lo chocarrero, la pieza de circunstancias, sucursal del periódico satírico de baja estofa ya en esta condición tomada en su peor sentido, ya en lo insulso, ó en lo obsceno. No creo haber tomado nota de todas esas piezas que pasan de veinte en el año á que nos referimos, pues se trata de un caso patológico de generación espontánea. Los autores dramáticos que figuran en mi incompleto catálogo de 1890, á más de dos anónimos[45]), son los siguientes: Luis Albanell[46]), Victor Brossa[47]), Carreras[48]), Conrado Colomé[49]), José Costa[50]), Eduardo Escalante[51]), Antonio Ferrer y Codina[52]), M. Fins y Palá[53]), León Fontova[54]), José Garcia Capilla[55]), Angel Guimerá[56]), C. Gumá[57]), Juan Maluquer[58]), José Marti y

45) Lo barato es car: comedia en un acto. Barcelona. Desde Valencia á París: pieza valenciana estrenada en Valencia en el invierno de 1890. 46) Los bandolers, zarzuela en dos actos. Vich. 47) Lo fill de la dona, comedia en un acto y en prosa, estrenada el 22 Abril. Barcelona. 48) Los tres sonambuls, juguete en un acto, estrenado el 24 Octubre. Barcelona. 49) La parentela, comedia en 3 actos y en prosa estrenada el 21 Octubre. Barcelona. Mentidas que no fan mal, en un acto, estrenado el 4 Octubre. La Peste de Tartaria, en 3 actos y en prosa, estrenado el 28 Diciembre. Barcelona. 50) Debalades del cor, drama en tres actos, estrenado el 13 Diciembre. Vich. 51) El buen mosso, comedia bilingue en un acto y en verso. Valencia. Imprenta de Viver. En 4° de 36 pags. 52) 'A la prevenció, pieza en un acto estrenada el 7 Noviembre. Barcelona. 53) L'incendi de Manresa, drama en 3 actos y en verso, estrenado el 4 Agosto. Manresa. Impr. de Abadell. 1890. En 8° y 96 pags. 54) 'A primera vista, comedia en un acto. Barcelona. 55) Cada ovella en sa parella. Pieza bilingue en un acto y en verso. Valencia. 23 pags en 4°. 56) La Boja, drama en 3 actos y en verso, estrenado el 15 Noviembre. Barcelona. La sala d'espera, comedia en un acto y en prosa, estrenada el 2 de Diciembre. Barcelona. Un tomo de 60 pags en 8°. Rey y monjo, tragedia en tres actos y en verso, estrenada el 4 Febrero. Barcelona. Imp. La Renaixensa. Un tomo en 8° de 146 p. 57) Ensenyansa superior, en un acto, estrenada el 13 Febrero. Barcelona. Ni la teva ni la meva, comedia en 3 actos, estrenada el 5 Diciembre. 58) Lo Compte de Pallars, drama en 3 actos y en verso, estrenado el 18 Noviembre. Barcelona.

Folguera[59]), Juan B. Mombrú[60]), A. Moragas[61]), Pedro de A. Penya[62]), J. Pin y Soler[63]), José M. Pons[64]), Pons y Berris Pbro[65]), Joaquin Riera y Bertran[66]), Conrado Roure[67]), Santiago Russinyol[68]), Ernesto Soler de las Casas[69]), Federico Soler[70]). Además hay dos autores de piezas dramáticas de quienes solo conocemos las iniciales[71]). — En esta numerosa falange de aspirantes al laurel de Talia sólo sobresalen, como es natural, unos pocos. Entre ellos hemos de citar á Guimerá, el autor hoy de más prestigio, á Soler, que lo conserva todavia á pesar de su visible decadencia, por ser el fundador de nuestro teatro, á Colomé, Moragas, Pin y Soler, Roure y unos pocos más. Guimerá es grandioso, así cuando toma en sus manos el arpa lírica, como cuando calza el coturno trágico: lo es por los asuntos que elige y por su espléndida versificación, á veces un tanto áspera y seca; lo es por fin por la energía que sabe dar á sus caracteres que serían shakespirianos, si dominase más en ellos el sentido de lo real. Las épocas pasadas le seducen y dicho se está con esto que lo que ha cultivado hasta ahora con más amor es el género histórico. Este año per escepción se ha salido dos veces de él; en la Boja drama ó tragedia de asunto contemporáneo, y en la Sala d'espera comedia de costumbres modernas. Se ha comparado al poeta con un águila de poderosas alas que no sabe volar dentro de la jaula de la realidad y que da bruscos aletazos cuando se ve por ella aprisionado, que sorprenden desagradablemente. Por otro lado el culto de esta misma realidad de la cual huye, refugiándose en otra realidad pasada no conocida que consienta mayor libertad á su ardiente imaginación, hace imposible hoy la vida del género histórico, é imposible también el teatro de Guimerá. Hoy no nos gustan aquellos conflictos de gigantes, aquellos argumentos incomprensibles, aquellos personajes que se mueven como estatuas y no como hombres, y que como dice con gran acierto

59) La dona honrada, comedia en 3 actos, estrenada el 15 Abril. Barcelona. 60) Lo Follet, pieza en un acto y en verso. Barcelona. Tip. de Cunill. 38 pags. 61) La Vocació, comedia en 3 actos y en prosa, estrenada el 9 Diciembre. Barcelona. 62) La Peste groga, pieza cómica. Palma de Mallorca. Tipogr. Villalonga, 1890. 20 pags en 8°. Catalina Tomás, drama. Palma 1890. En 8°; 80 pags. La mort y glorificació de Sant Vicents de Paul. Loa. Palma. 1890. 12 pags en 8°. 63) Sogra y nora, comedia en tres actos y en prosa. Estrenada en el Teatro Novedades el 14 Oct. Barcelona. Libreria de J. Lopez. 1890. En 4° y 68 pag. 64) Un dinar á Miramar. Comedia en un acto, estrenada en el Teatro Romea el 4 de Marzo. Barcelona. Tipogr. Española. 1890. Barcelona. 65) Lo puntal de casa, drama catalán en tres actos, estrenado en el Teatro Tradicionalista de Vich le 9 de Diciembre. Vich. 66) La gran, comedia en un acto arreglada á la escena catalana, estrenada en el Teatro Novedades el 11 Octobre. Barcelona. 67) Qui mes mira, comedia en un acto, estrenada en el Teatro Romea, el 14 Octobre. Barcelona. E.Puig. 36 pags, en 8°. Lo Castell y la Masia, drama en tres actos, estrenado en el Teatro Romea. Barcelona. 68) L'home del orga, monólogo, representado en el Teatro Novedades. Barcelona. 69) Bon Jan qui paga. Idilio en un acto y en prosa arreglado á la escena catalana, estrenado en el Teatro Romea el 5 de Octobre. Barcelona. E. Puig. 1890. En 8° y 32 pags. 70) Lo Teatro per dins, comedia en dos actos y en verso, estrenada el 28 de Diciembre. Barcelona. 71) P. P. y B. La dona y la baylerina, comedia en un acto, estrenada en el Romea el 7 Octobre 1890. Barcelona. Lo Castell de Finestras, drama en tres actos Olot. Imprenta de Bonet. 60 pags en 8°.

el agudo crítico catalán, que mejor ha comprendido á Guimerá, su amigo Ixart, se desprenden del escenario, han de agacharse para no tocar las bambalinas con la frente, gesticulan y andan haciendo crugir las tablas y se matan á la luz de un apoteosis final de rojizos resplandores. El campo predilecto de Guimerá es la historia catalana desde los tiempos de la conquista romana á los más cercanos á los nuestros. En Gala Placidia son los protagonistas, esta Reina célebre, hermana de Honorio, y Ataulfo su esposo; en Judith de Welp, madre de Carlos el Calvo, éste mata á su padre natural, Bernardo, Duque de Aquitania, y lo arroja á una fosa, ignorante de su parricidio; sabedor de él en el mismo punto en que comete su crimen, ahoga las voces del moribundo, dejando caer la losa de golpe. Mas extraordinario es todavia el argumento de Lo fill del Rey y para que la imaginación pueda correr bien á sus anchas, el pais de la acción es innominado y de la época sólo da el autor esta vaga acotación: Edad Media. En esta galeria de heroes dramáticos de colosal aspecto ocupa también un lugar distinguido el protagonista de Mar y Cel, tragedia que levantó en vilo al público de Madrid, y no menos incomprensible que las anteriores. Una monja ó poco menos, que en pleno siglo XVII se suicida, por el amor de un corsario argelino, á quien defiende además puñal en mano y de quien se enamora en un abrir y cerrar de ojos, es un absurdo moral é histórico de los más intolerables. El principal interés de la acción de la tragedia titulada Rey y Monje, es la lucha que sostiene el protagonista Ramiro, rey de Aragón, entre el claustro, del cual ha de salir para dar sucesión á la corona, y el amor á su esposa Inés. Cuando Ramiro en el último acto se convence del adulterio de la reina, la lucha en cierto modo idílica entre el amor y la religión, se cambia en la que sostiene entre su pasión, el honor y la venganza, y se hace terrible, convirtiendo al protagonista en una fiera y á los demás personajes en energúmenos. El primer acto es el más culminante de la obra, asi por su grandioso final como por el diálogo, sobrio y rico á la vez. Inverosimilitudes históricas y de caracteres las hay en gran numero, disimuladas por la virilidad imaginativa del gran dramaturgo, que sino es perfecto en sus creaciones, deja siempre ver la garra del león en sus movimientos líricos y dramáticos. En la Boja se propuso el Sr. Guimerá escribir un drama plenamente realista del género moderno, que no admite el histórico, por considerar imposible la introversión del espiritu del autor en el de una época pasada, y su adaptación á un medio contemporaneo. El drama resultó, sin embargo, realista á medias y romántico en su esencia; porqué románticos son los amores de la Boja (la loca) y el anacoreta, contenidos en éste por el sentimiento religioso, y llevados también por aquella hasta la abnegación y el sacrificio. El realismo crudo aparece en las escenas de los mineros, uno de los cuales, de bajas y desordenadas pasiones y ruin corazón, quiere con frenesi á Juana (la Boja). Al final del acto segundo se eleva Guimerá á la altura de los primeras dramaturgos, cuando nos pinta en un vigoroso diálogo la potencia de la pasión de los dos extraños protagonistas, el anacoreta y la montaraz Juana, expósita abandonada á si propria, libre como el pájaro ó la fiera, sin vinculos sociales de ningún género. El desenlace es melodrámatico. El minero presa de los celos hiere de muerte al anacoreta, al saber que este habia visitado durante su ausencia á Juana; más á su vez enterado de que sus visitas tenian por objeto inducirla á que correspondiese á su amor, se arroja á los piés del sacerdote, solicitando

el perdon de su crimen. La Boja no puede resistir su desventura y como al golpe de un rayo cae muerta repentinamente. El conjunto se sale demasiado de lo común para que pueda interesarnos, ni conmovernos. Apreciamos las escenas grandiosas, los efectos magistrales, doliendonos á la vez de que el poeta malgaste en tales asuntos su pujanza poética. Cuadro de muy distinto género es La sala de espera, que resulta ser uno precioso de costumbres, observado con mucho acierto y trazado con suma discreción.

Cuando asistimos á la representación de Sogra y nora del Sr. Pin y Soler creimos de buena fé asistir también á la regeneración del teatro catalán, que no se ha de esperar de Federico Soler, ni de Guimerá con todo y sus escepcionales dotes. Le conocíamos como novelista en La familia dels Garrigas y en Niobe y esperábamos fundadamente que su destreza en pintar del natural se habia de transparentar en la escena. En su trato personal se vé al hombre de mundo, causeur, distinguido y discreto, al cual sienta mal toda exageración y toda vulgaridad. Para la comedia urbana, es decir, la de las clases más distinguidas de la sociedad catalana, que en algunas familias, todavia no ha perdido su carácter propio, y sigue hablando dentro del hogar el catalán, ningún intérprete más adecuado que Pin y Soler. La escena catalana parecia haberse hecho hasta ahora nada más que para payeses ó gente del campo, menestrales, ó personajes inverosímiles. Era ocasión ya de fotografiar otras capas sociales, sin perder tiempo, porque cada dia la alta sociedad se vá castellanizando y haciéndose más híbrida. Todo esto lo intentó, y en parte lo llevó á cabo, Pin y Soler en Sogra y nora. Pocas veces en el teatro catalán se ha representado un primer acto más acabado que el de esta comedia, ni se ha hablado un lenguaje más culto, más sencillo y más natural. Sin duda por no ser poeta Pin, la imaginación no le jugó sus malas tretas y la fotografia salió hablando. No parece que aquel primer acto sea de un principiante que por vez primera pisa la escena; todo es en el espontaneo, fluido, habil y descubre una observación intensa de la vida. La escena muda tan sobria como dramática, con que concluye, se sale de lo ordinario. ¡Que lástima que no se sostenga la obra siempre á igual altura! La caida se hace más sensible por lo mismo que la ilusión llegó á ser mantenida con tanta viveza. Nuestro desencanto fué grande cuando volvimos á ver los convencionalismos del teatro rutinario y la alta comedia se convirtió a trechos en comedia apayasada. Solo sostiene à trechos la obra en el tercer acto, la contienda entre suegra y nuera que por vez primera se encuentran frente a frente y dejan estallar todo el odio contenido en sus pechos por conveniencias de familia. Con todo Pin y Soler merece los plácemes de la critica por haber demostrado ser posible lo que hasta ahora pocos habían intentado, y sabido ser profundamente original en los asuntos sumptis de medio, como lo es el tan manoseado de la rivalidad entre suegra y nuera. El estreno de Sogra y nora en el ánimo de los que quisieron inaugurar con él un nuevo teatro, encerraba un segundo intento. Aquella noche se consumaba á los ojos del público una escisión que de tiempo venia minando al teatro catalán establecido desde su origen en el mismo coliseo, alimentado exclusivamente por el mismo autor, y sostenido por la misma compañia. Los disidentes querian consagrar y justificar el cisma con una obra de aliento. Desde 1890 tenemos, pues, en Barcelona dos teatros destinados á la escena catalana; el antiguo de Romea,

donde vive aquella desde hace más de seis lustros, y el de Novedades. En realidad la fundación del nuevo teatro obedece más á rivalidades personales, á incompatibilidades de caracter y de tendencias de los dos elementos literarios que se disputan el campo y los beneficios del catalanismo, que á la existencia de dos escuelas distintas. Tanto priva el género moderno en el Romea como en el Novedades; tanto aparece el elemento romántico en el primero como en el segundo, los mismos vicios y rutinas en uno y otro. Que la reforma se hace necesaria no hay duda alguna, y que por parte de algunos autores afiliados al teatro de Novedades se ha intentado, tampoco cabe negarlo; pero por ahora no sabemos ver por uno y otro lado más que el planteamiento de un problema vulgar de competencia mercantil, y la satisfacción de rivalidades literarias. De esta competencia sin embargo, no saldrá perjudicado el teatro catalán, pues á la par que le librará de un injusto monopolio que le iba enervando, aumentará su fecundidad ya no escasa y ensanchará sus horizontes. Un año después de comenzada la lucha de emulación de las dos empresas rivales, la producción dramática catalana habia crecido de un modo tan extraordinario, que llegaba á superar, en proporción, á la castellana. En la última temporada de 1891 á 1892, los dos teatros de Romea y Novedades dieron un total de 88 obras catalanas escritas por 72 autores, mientras que según el semanario Madrid Cómico, en la misma temporada se estrenaron en los teatros de la corte 121 obras dramáticas castellanas debidas á 94 autores. Téngase en cuenta para juzgar la superioridad relativa numérica de la escena catalana, que hablan el castellano en España unos catorce millones de habitantes, y el catalán á lo sumo, unos cuatro millones.

Hechas estas indicaciones en las que nos hemos detenido algún tanto para dar una idea completa de la marcha de nuestra literatura en uno de sus campos más fecundos y cultivados, consagraremos algunas lineas á los principales estrenos del Romea. El del Castell y la Masia apesar del talento de su autor, Conrado Roure, no pasó de un éxito mediano. La obra escrita en cadenciosas estrofas se resiente de la influencia del drama castellano, y los caracteres son más esclavos de la trama que de la vida real. La Parentela es un arreglo en tres actos debido á D. Conrado Colomé que tiene condiciones para ser un autor dramático excelente, como es ya un buen actor cómico. Ofrece dicha obra híbrida algo de vaudeville y no poco de drama, y su objeto se cifra en poner de relieve los graves inconvenientes que resultan en la vida práctica de la convivencia en un mismo hogar de distintos parientes. El asunto tomado de otra francesa esta diestramente adaptado á la escena catalana. La factura deliciosa, la naturalidad y la animación del diálogo hacen esperar á una de las revistas catalanas de espiritu más modernista, que pudiera muy bien venir la reforma de nuestra escena de un autor de las condiciones del Sr. Colomé, ó del mismo Sr. Colomé si se dedica á mejorarlas. Con la Vocació comedia en tres actos y en prosa basada sobre el argumento de una obra toscana, se estrenó otro autor dramático que también promete: el Sr. A. Moragas. Se huye en ella del efectismo, vicio que contribuyen á desterrar con laudable esfuerzo, asi de la tablas del Novedades como del Romea, los autores de la nueva generación. El conflicto dramático es atrevido y hasta ahora, á lo menos en Cataluña, no habia sido llevado à la escena. No puede alabarse el lenguaje, plagado de castellanismos...

Todavia hizo en esta temporada sa aparición en el Romea, el drama històrico romantico en Lo Comte de Pallars de Malucquer y Viladot. Escrito en verso con todos los abusos de lirismo proprios del género, desarrollado en tres actos con un argumento falso de todo punto, con un lenguaje enfático y anticuado, choca abiertamente con las tendencias actuales y señala un retroceso. Unicamente le citamos como un caso raro de atavismo. Antes de abandonar el escenario del Romea he de indicar que entre las trece producciones dramáticas que tengo apuntadas como estrenadas en él[72]), solo una, y aun de caracter muy insignificante, es debida al popular dramaturgo Federico Soler, la titulada, Lo teatro per dins (el Teatro en sus adentros). No nos detenemos en La dona honrada, comedia del conocido poeta reusense Marti y Folguera, afiliado en el parnaso castellano á la escuela de Campoamor, porqué no lo merecen ni la languidez de la acción, ni el escaso relieve de sus personajes, ni su diálogo monótono é incoloro.

Mas directamente ó á lo menos con más intensidad que en el teatro en el cual lo convencional ha jugado papel tan importante, aparece retratada la sociedad catalana en todas sus esferas en la novela, que es dentro de la prosa el género más poético ó más artístico, y como tal el primero que ha de llamar nuestra atención. Por esto ha podido decir con perfecta exactitud un discretísimo critico catalán. »El teatro ha sido reflejo pálido de nuestro modo de ser, y aún este reflejo, visto por el prisma de las convenciones y exigencias escénicas ... La clase media de verdad no existe en nuestro teatro, las rurales bien falseadas van; los asuntos arrancados á nuestra sociedad, están por beneficiar. En cambio en la novela catalana contemporánea, se ve todo lo contrario, tal vez porqué en ella la libertad es mayor, y el autor no teme romper con el atraso y rutina del público, presentando á los hombres de cuerpo entero.« [73]) Sea como fuere, concluiremos con el mismo critico, el caso es que la Cataluña de hoy vive principalmente en la novela. Su desarrollo ha sido más tardio, pero más rápido que el del drama. Comenzó siguiendo las huellas de Walter Scott y Victor Hugo, en La orfaneta de Menargues de Bofarull; tomó después un caracter idílico, sin abandonar el género histórico en que se distinguicron Briz, Argullol y otros. Como iniciador del género idílico ó de pintùra de las costumbres rurales se nos presenta Vidal y Valenciano en la Vida en lo camp. Siguen más tarde los cuadros de género y de costumbres que desmellan llenos de vida en los Pons, Vilanova, Oller etc. y por ùltimo aparece la alta novela, la novela sociologica moderna, la de los Balzac, Ohnet y Zola, introducida triunfalmente por Oller, á quien siguen Pin y Soler y Bosch de la Trinxeria, autores que la han monopolizado y hecho suya, por derecho de conquista, en los últimos años. Con la novela, la prosa catalana que antes no tenia representación artística más que en los Juegos Florales y en el periodismo literario, dió un gran paso y llegó á una relativa perfección. Puede decirse que á la novela debe principalmente la prosa catalana su existencia. Entrando aquella en todas las esferas sociales, pintando la vida en todos sus aspectos asi en lo inmaterial como en lo físico, debiendo buscar para todo, el vocablo, la frase propia, analizando los más deli-

---

72) Los estrenos del Novedades segun mis noticias ascendiaron á diez. 73) Ixart. El año pasado. Barcelona 1890, p. 77.

cados matices del sentimiento, ha sacudido de la prosa el carácter abstracto de la ciencia, ó la pobreza del uso vulgar, y la ha hecho suelta, rica, expresiva, pintoresca y animada. Con todo pobre, muy pobre en cantidad, ya que no en calidad, ha sido la producción novelesca de 1890, principalmente si la comparamos con la del año anterior en que la cultivaron Vilanova, Oller, Pin y Soler y Bosch de la Trinxeria, y con la de 1888, en que á estos nombres se unieron los de Bassegoda, Riera y Bertran y Nadal. Si no fuera por la aparición de la obra magistral de Oller, La febre d'or[74]), ni siquiera hubiera valido la pena de mencionarla, porqué para tener que recordar esperpentos como L'esca del pecat de Figuerola Aldrofeu[75]), el silencio es preferible. En cuanto á Ma cullita de Bosch de la Trinxeria[76]), no entra en rigor dentro de esta sección, porqué es un libro de excursionista, tan interesante y lleno de vida y de recuerdos personales como todos los suyos. Mas omitirle, fuera grave descuido. Los viajes y excursiones están bien sentidos y escritos; los cuadros y anécdotas huelen á pino resinoso y á romero silvestre; y el conjunto queda perfumado con el aroma de bondad de su excelente corazón y de su visión idealista de la vida. Su lenguaje riquisimo y pintoresco, es el natural y castizo de un labrador catalán no contaminado por el cosmopolitismo de las ciudades. Conozco pocos escritores más genuinamente catalanes que Bosch de la Trinxeria.

Hasta ahora se ha considerado á Narciso Oller, como el novelista que ha sabido subir á mayor altura entre los catalanes. Su nombre es casi el único conocido en España y en el extrangero. Sus novelas lograron pasar más alla del Ebro y de los Pirineos, mereciendo ser traducidas al castellano, al francés, al italiano etc. y celebradas en la lejana Rusia, donde quizás selas estimó y aplaudió antes que en España. Es tambien el único novelista donde Cataluña aparece tal cual es en todas sus clases sociales, sobre todo en las que bullen en las ciudades, y entre ellas, la menestral, la que conserva rasgos más caracteristicos y por tanto la menos influida de cosmopolitismo, aquella que para un pintor diestro de costumbres ofrece mas riqueza y originalidad de colorido, lineas y fisonomia más distintas. Sus últimas producciones, por tener más alcance trascendental, y más pretensiones de documento social é histórico, van entrando, aunque no de lleno, dentro del molde del naturalismo preconizado por Zolá y por sus secuaces. Pero hasta ahora, y aun ahora, bien pudiera afirmarse que Oller tuvo y tiene personalidad propia en la que se confunden procedimientos y elementos literarios distintos, sin chocar unos con otros, conciliados por el crisol de su espontaneidad y de su talento. Zolá es cierto, le reconoce como pariente, pero como pariente un tanto lejano. »En las novelas de Oller, dice, se ve la vida cruel, mas bajo el prisma de un corazon enternecido. Sus personajes caminan á cierta altura sobre el suelo; son figuras ligeramente ideali-

---

74) Narcis Oller, La Febre d'or, novela de costums del nostre temps. Vol. I. Barcelona 1890. Un tomo de 224 pags en 8°. El segundo tomo vió la luz en 1891. Consta de 306 pags. El tercero en 1892. (324 pags.) 75) M. Figuerola Aldrofeu, L'Esca del pecat, novela original. Barcelona. Lopez editor. 1890. Un vol. de 158 pags en 8°. 76) De ma cullita, aplech d'estudis, viatjes, rondallas, recorts y excursions, per C. Bosch de la Trinxeria. Barcelona. Impr. de La Renaixensa. 1890. Un vol. de 198 pags en 8°. 2,50 ptas.

zadas que se mueven en un medio muy exacto.« Zolá dice la pura verdad. Dan á Oller el derecho de llamarle naturalista la exactidud, intensidad y vigor con que fotografía el escenario de sus dramas; nunca su psicología, apartada de todo determinismo, antes bien sentimental é idealista. Su honradez moral no le permite aceptar el fatalismo experimental, descarnado y crudo, cuando del corazón humano se trata. De todos sus bocetos y novelas se desprende siempre un hálito de sentimiento y de ternura, que, como se ha visto, le valió de Zola el titulo de talent attendri. Es qúe no sabe desprenderse totalmente de sus personajes y de su narración; la emocion narrativa se apodera de él, y lejos de ser impersonal y objetivo, comunica á sus novelas el calor de su alma. Tampoco permanece frio é indiferente al cumplimiento de la ley moral, y cuando la pasión y el crimen triunfan, procura su restablecimiento, y en aras de este principio atropella, si es preciso, la verosimilitud artistica, como sucede en el final de La Papallona (la Mariposa), quizás por otra parte, su producción más espontanea y deliciosa. El egoismo erótico de la juventud que nada respeta, ni la inocencia, ni la honradez, se ven castigadas en esta novela por la muerte desdichada de la joven seducida á la cual hace asistir al infame seductor. En Vilaniu los dos protagonistas son victimas de su pasión adulterina. Una muerte hor-renda venga en L'Escanya-pobres (el usurero), novela de cruda experimentación ý de extraordinaria pujanza descriptiva, a los desgraciados tributarios de un cruel vampiro usurero, plaga aqui y en todas partes de las poblaciones rurales. En una palabra, en casi todas sus obras encontraremos una lección moral docente. Esto se realiza tambien de una manera viva y animada en la novela de la que vieron la luz los dos primeros tomos en 1890 y 1891, La Febre d'or. Por una notable casualidad su publicación coincidió con la de la que Zolá dedicó al mismo asunto con el titulo de L'Argent. En cuanto el autor catalán tuvo noticia de esta obra, se apresuró á adelantar la impresión de la suya, para evitar la nota de plagiario, con que, aun sin fundamento, la critica desconfiada hubiera podido molestarle. No tenia esto que inquietarle, pues á pesar de sus temores, — naturales por otra parte, — de que tratando el mismo asunto ocurriesen algunas fortuitas semejanzas, estas se redujeron á haber hecho ambos objeto de su intriga novelesca los azares y ruindades de la vida bursatil de esos periodos algidos de la fiebre de negocios y de especulación, porqué atraviesan de vez en cuando las naciones modernas. Oller describe la Bolsa de Barcelona; Zolá la de Paris; aquel nos nuestra la gran crisis especulativa de 1881 y 1882, y el segundo la no menos tremebunda que se desarrolló durante la guerra de Italia y en años sucesivos. He aqui á que se reduce el parantesco literario de una y otra novela. Por lo demás la de Oller, escrita y hecha tal vez con mayor esmero y estudio que ningúna otra, es también la más barcelonesa de todas las suyas, con un escenario más vasto, en el que no se mueve tan solo la clase menestral de la cual saca sus figuras más acentuadas, sino la alta sociedad. Esto le da ocasión de trazar cuadros variados y ricos de color, y descripciones en que compite con Zolá y le recuerda de cerca. Tales son por ejemplo la de la comida que dá Foix á sus parientes para inaugarar la nueva casa mercantil, y la de unas carreras de caballos en nuestro Hipódromo, que nos han hecho venir á la memoria las de idénticas escenas en Naná. Es magnifico asi mismo y exactisimo el cuadro de nuestra Bolsa y el que trata del teatro

del Liceo, la noche que hizo su estreno el tenor Masini. Sin poder juzgar aqui de toda la obra por no haberse publicado en el aña que reseñamos más que un tomo de su primera parte, bien podemoo ponerle algunos reparos, tales como el retrato de tal cual figura inverosimil ó acaricaturada, la dualidad de acción que parece vislumbrarse, en la cual queda empequeñecida la parte más esencial de la novela, como es la catástrofe bursatil, algun cambio de caracter no justificado etc. etc. La nota de color más acertada y brillante hay que buscarla en los caracteres de la clase menestral, tales como Catalina, la esposa del banquero improvisado y Mónica su madre, el retrato más acabado de la novela.

De los restantes géneros en prosa que nos quedan por analizar sólo haremos hincapié en el histórico, el cual consiente todavia, dentro de las tendencias cientificas modernas, galas de estilo é imaginación reconstructiva. Este año vió la luz el segundo tomo de la Historia de Catalunya de D. Antonio Aulestia y Pijoan[77]), la primera completa que se publica en catalán en el siglo presente. Con ella se ha reanudado la gloriosa tradición de la historia catalana interrumpida desde hacía dos siglos. Nuestra literatura que solo tuvo caracter nacional y sello originalismo en la historia, parecía haber olvidado que nuestros cronistas escribieron nuestra unica epopeya, y que prescindir del género histórico equivalia à romper la cadena de la tradición y á negar la personalidad de Cataluña en el presente y en lo porvenir. Desde la época en que Beuter en Valencia, Binimelis en Mallorca, Bosch en el Rosellón y sobre todo Pujades en Cataluña, escribieron en catalán sus crónicas regionales, nada se habia intentado en dicho género, como no fueran en nuestros dias numerosas monografias y ensayos aislados de caracter especial. La obra del Sr. Aulestia completa pues nuestro Renacimiento literario y define más que ninguna otra claramente, sus tendencias y su caracter práctico. Su segundo tomo es un notable esfuerzo de condensación histórica. Abraza desde el reinado de Pedro III el Grande hasta las guerras napoleónicas. Por vez primera se utilizan en él fuentes inéditas y de gran valor, como por ejemplo la Scriptura privada, preciosa crónica del siglo XV, donde se narra con dolor elegíaco la extinción de la dinastia catalana, y ciertos documentos del Archivo de la Corona de Aragón relativos á D. Juan II. Son capitulos, dignos de especial mencion los consagrados á Cataluña durante los reinados de Felipe IV y Felipe V, si bien se echa á menos en ellos la consulta de algunas obras extrangeras modernas. El cuadro del horroroso sitio de Barcelona por las tropas francesas y catellanas tiene grandeza y mucho vigor descriptivo. — Las restantes obras históricas debidas á los Srés Anglerill[78]), Botet y Sisó[79]), Carreras y Candi[80]), Reig y

---

77) Historia de Catalunya per Antoni Aulestia y Pijoan. Vol. II. Vió la luz muy entrado al año 1890. Un tomo de 552 pags en 8º. Barcelona. Joan Almirall. 1889. Vol. I. Barcelona 1887. 398 pags en 8º. 78) Dr. Ramon Anglerill, pbro., Historia de la Mare de Deu de Falgás. Barcelona. Tipogr. Católica. 79) Joaq. Botet y Sisó, Una visita al Castell de Cartellá. Barcelona. Ilustració Catalana 1890. Un folleto de 46 pags en 8º. 80) Francisco Carreras y Candi, Los Castells de Montserrat. Barcel. La Renaixensa. 1890. Un vol. de 92 pags en 4º mayor.

Vilardell[81], Soler[82]) y Vila[83]), ofrecen más importancia bajo el aspecto de la erudición que bajo el literario. Las monografias de [illegible]reras, y Soler, sobre Montserrat y Badalona respectivamente, son modelos de investigación histórica. La obra del Sr. Reig, cuando esté terminada, formará un util diccionario histórico-geográfico de Cataluña. Además la prosa catalana ha producido mas de veinte trabajos de [illegible] género, sin contar tres reproducciones ó reimpresiones de la Edad Me[illegible] y ésta es bastante muestra de vigor, para una lengua á la cual, a lo sumo se le concedía la vida de la poesia. Hay quienes se quejan de que [illegible]scriban en ella, como se ha hecho este año y se viene haciendo ya des[illegible] algunos, obras de medicina, de agricultura, critica-literaria, historia natural, politicas, juridicas, litúrgicas etc. etc. por estar el catalán reducido al limite de ocho provincias españolas, y al uso á lo sumo, de cuatro millones de habitantes, y no alcanzar ningúna representación oficial, ni hallarse en contacto con la vida cientifica contemporanea. No pienso de la misma manera. Si una lengua ha de vivir y enriquecerse, y no ser su cultivo un simple pasatiempo estético y arqueológico, es necesario que se temple en todas las manifestaciones del espiritu, que acaudale su vocabulario con todos los dialectos técnicos, que palpite en una palabra, con la vida entera de la inteligencia. De esta suerte también se le abren más extensos horizontes y se la cultiva por mayor número de escritores. Si la lengua muere en Valencia y Mallorca, en gran parte es debido á esta falta de saludable ejercicio intelectual. La lengua poética sino tiene al lado la de la prosa, que representa más de cerca la realidad, se amanera, se empobrece y concluye por convertirse en un dialecto convencional entendido sólo de unos cuantos iniciados. Hace pocos años parecia ardua empresa el escribir prosa científica catalana. Hoy se ha andado bastante en este camino, si bien nos hallamos muy lejos de la perfección y de haber conseguido nuestra emancipación de la fraseologia cientifica castellana. Además los ensayos son tímidos y de cortas dimensiones, como si los autores temiesen aventurarse en este dificil terreno. Las sociedades catalanas de excursiones, fundadas á semejanza de los Clubs alpinos extranjeros, pero con un caracter más cientifico y arqueológico, recorriende palmo á palmo el pais, y estudiándolo bajo todos sus aspectos, el tradicional folklórico, científico, artístico, naturalista, arqueologico etc.; y llevando por do quiera la bandera de la restauración de nuestra tierra, donde está inscrito el nosce te ipsum del valer del pueblo catalan, al trasladar al libro, ó al periódico, ó condensar en memorias periódicas, sus impresiones y estudios, ó al dar cuenta de ellos oralmente en la cátedra de conferencias, han contribuido á cultivar y crear el lenguaje científico, que gracias á estos esfuerzos va adquiriendo ya carta de naturaleza entre nosotros, de algunos años à esta parte. Los cuatro abultados volúmenes de Memorias, los tres tomos de la revista El Excursionista, los dos magníficos del Album pintoresch monumental de Cataluña, con un prólogo de Milá y Fontanals, que es quizás su mejor trabajo en prosa catalana, — y eso que no creia en ella, — los doce volúmenes del Boletin ilustrado, los dos impor-

81) José Reig y Vilardell, Colecció de monografias de Catalunya. Barcelona. Estampa de Molinas. 1890. Un vol. en 4° mayor de 380 pags. (Letra A-B.) 82) Cayetano Soler, pbro., Badalona, monografia histórico-arqueologica. Barcelona. Giró. 1890. Un vol. de 160 pags en 8° 83) Antonio Vila, pbro., Lo timbal del Bruch. Vich. Estampa Anglada. 1890.

tantes del'Anuari, la Biblioteca folklórica, y las guias-itinerarias de Cataluña, son un arsenal fecundo de prosa científica en nuestra lengua regional, y constituyen una biblioteca de obras descriptivas, la más rica tal vez entre cuantas posean las demás regiones españolas.

La erudición histórica y literaria que se ha hecho tambien de moda en Cataluña, siguiendo el espiritu analítico de la época, ha exhumado este año códices ó libros apolilladas, aunque no en tan gran cantidad como en 1888 y 1889. La pretensiosa revista l'Avens ha publicado un tratado de astrologia, escrito en el siglo XIV de orden de Pedro IV.[84]) A. D. Mariano Aguiló se debe la buena idea de reproducir una obrita catalana escrita e impresa en el siglo XV en la isla italiana de Cerdeña. Es, como ya hemos visto[85]) una interesante leyenda sobre San Antíoco, compatrono de dicha isla. Por ùltimo la prosa catalana vive tambien en la prensa periódica y en ella se abre cada diamás extensos círculos de lectores. Cada periódico que nace, supone un público nuevo, cuyas necesidades vá á satirfacer. Todos los años bajan al palenque nuevos defensores del autonomismo político, y junto á la prensa literaria de muchos años aclimatada, nace otra prensa batalladora y propagandista cuyo alcance sólo podrán apreciarlo las nuevas generaciones. A los periódicos que se publicaron en 1889, y que no bajaron de veinte y cinco, de los cuales más de la mitad vieron la luz en Barcelona, hay que agregar este año, como políticos ó autonomistas Lo Santpolench de San Pol de Mar, Lo Setmanari Català de Manresa, L'Olotí, de Olot y Lo Clam del Panadés de Vilafranca; como literarios, Reus artistich, ilustración mensual de Reus, Lo Teatro Català semanario de crítica dramática; y los Amichs Tintorers, ambos de Barcelona; y del género satirico y en la misma ciudad, Lo Pregoner y la Cigala.[86]) Una prensa que cuenta con más de treinta organos de publicidad periódica, uno de los cuales entró ya en el quinto lustro de su existencia, si se considera que el catalán está proscrito de las escuelas y de la vida oficial, es prueba manifiesta de la propagación del catalanismo como idea política y como aspiración literaria. ¡Lástima grande que la mitad de ese número aproximadamente la llenen los periódicos satíricos, maleza anti-literaria que ahoga nuestra prensa y que le dá un sello de vulgaridad repulsivo!

Con estos datos ponemos termino á la reseña de la producción literaria catalana en 1890, que hemos procurado fuera lo más completa posible, dando á la par con ella un idea general del estado actual de nuestra literatura regional.

A. Rubió y Lluch.

---

84) Tractat d'astrologia ó sciencia de les steles compost baix orde del rey En Pere III lo ceremoniós per Mestre Pere Gilbert y Dalmau Planas ab la colaboració del juheu Jacob Gorsuno. Barcelona. L'Avens. 1890. Un fasc. de 38 pags en 4º. 85) Pag. de este número. El mismo autor reimprimió las Práctiques e costums de la Rectoria de Badalona escrites en el sigle XV. 86) En Valencia se publicaron 6 periódicos satíricos en dialecto valenciano, ninguno politico, ni literario. De estos seis periódicos el más antiguo es La Traca, y hubo tres de los cuales solo salieron uno ó dos números.

Portugiesische Sprache und Literatur.

Redigiert von Gottfried Baist (Freiburg i. B.).

Bibliographisches. Das grofse, unentbehrliche Nachschlagewerk des (1876 gest.) Innocencio da Silva[1]) ist in den letzten Jahren durch Brito Aranha um sechs inhaltreiche Supplementbände erweitert worden. Derselbe hat die hinterlassenen Papiere seines Vorgängers benutzt, aus eigenem Vorrat aber Bedeutendes hinzugethan. Eine dankenswerte Neuerung besteht in der Beigabe guter Facsimiles von wichtigen Titelblättern. — Band X (1883) führt von Ha (Harpa de Mandovi) bis J. (João Teixeira). — Band XI (1884) bietet zuerst, als Führer durch das Werk, einen Namenindex, der willkommen zu heifsen ist: die bunte Vielfältigkeit port. Familiennamen, und noch mehr als das, die unpraktische Sitte, nach Taufnamen zu katalogisieren, hatte bislang dem Fremden (und selbst den Einheimischen) die Benutzung des Diccionario recht erschwert.[2]) Dann führt er von Heliodoro bis Joaquim Alves Matheus. — Band XII (1884) reicht von Frei Joaquim do Amor Divino Rebello bis José Gonçalves dos Santos Silva. — Band XIII (1885) erstreckt sich von José Gregorio bis zu D. Luiz da Camara Lemos. — Band XIV und XV (1887 und 88) sind ausschliefslich *Luis de Camões* geweiht.[3]) — Alle sechs verdienen um ihrer Genauigkeit willen Dank, so unbequem es auch ist, von einem Zusatz auf den früheren und von diesem auf den Hauptartikel zurückzugehen. Macht man bei irgend einem Autor, dessen Leben und Werke man genau kennt, die Probe auf Reichhaltigkeit und Vollständigkeit aller biographischen und bibliographischen Angaben[4]), so findet man freilich noch dies und das zu berichtigen und nachzutragen, — aber wer sucht und verlangt auch abschliefsende Monographien, fertige Bauten, in einem Werke, das nur die Bestimmung hat, Bausteine zu liefern?

Im kostbaren spanischen Ensayo de una Biblioteca española von Gallardo (Madrid 1888 und 89) stehen viele Artikel, welche, unmittelbar oder mittelbar, die port. Literatur betreffen. In den beiden jüngst erschienenen Bänden enthalten Neues und von port. Bibliographen noch nicht verzeichnete Species, die Artikel: Gallegos; Lopez (Frco); Lopez da Veiga (Antonio); Lemos; Melo; Miranda; Montemor; Nuñez de Reinoso;

---

1) Diccionario Bibliographico Portuguez. 2) Das seit 1871 käufliche Hilfsbüchlein: ›Apellidos dos Autores Portuguezes‹, welches zum Gebrauche aller Besucher der Portuenser Stadtbibliothek ihr eifriger Verwalter Eduardo Allen zusammengestellt hatte, war merkwürdigerweise in wenigen Händen. 3) S. u. 567. 4) Ich habe z. B. den Artikel Montemor darauf hin geprüft und ihn recht unvollständig befunden.

Nunes da Silva; Padilla (der mit vollstem Rechte für einen Spanier erklärt wird); Ribeiro; Rodrigues de Castro; Rodrigues Lobo; Silveira; Silvestre; Sotomayor; Suares de Alarcão; Villamediana und Vaz de Villasboas. Interessante Bemerkungen über die Lusismen der spanisch schreibenden Portugiesen sind eingestreut.[5])

Sehr bemerkenswert, und für die port. sowie für die kastilianische Literaturgeschichte von hervorragender Bedeutung ist das spanisch geschriebene Werk des Hispanolusitaniers D. Domingo Garcia Peres: Catalogo Razonado Biografico y Bibliografico de los Autores Portugueses que escribieron en Castellano (Madrid 1890).[6]) Wie der Titel ausdrückt, handelt es sich um ein in Katalogform alphabetisch geordnetes Verzeichnis aller Autoren, welche, obwohl Portugiesen, in spanischer Sprache geschrieben haben.

Den Begriff Portugiese dehnt der Verfasser ziemlich weit. Er rechnet dahin: 1) von port. Eltern auf port. Boden Geborene, sowohl solche, welche Bürger der Heimat blieben, als auch die, welche ganz nach Spanien übergesiedelt sind (Montemor; Mattos Fragoso); 2) von port. Eltern in Spanien, Italien und Brasilien Geborene (Alenquer; Moraes; Neto; Andrade Vellocino); 3) von fremden (span.) Eltern zufällig innerhalb Portugals zum Leben Erwachte (Villamediana; Naxera; Alcalá y Herrera); 4) alle hispanischen Juden, welche zeitweilig — aus Spanien verwiesen — port. Staatsangehörige gewesen sind (Barrios; Gomez Henriquez). 5) Auch die Kinder port. Juden, deren Geburtsort Antwerpen, Amsterdam, Hamburg, Rouen ist, werden berücksichtigt. Ob diese Auffassung berechtigt ist? Villamediana (3) rechnen nicht einmal die Portugiesen zu den ihren. Lobenswert ist es jedenfalls, dafs Peres sich nicht auf solche Autoren beschränkt, welche umfangreiche und wichtige, in jeder span. Literaturgeschichte erwähnte, Arbeiten — Novellen, Dramen, Epen, Geschichtswerke — geliefert haben, sondern auch diejenigen verzeichnet, welche nur gelegentlich vereinzelte lyrische Stücke beisteuerten; und diejenigen, die, an sich unbedeutend und wenig gekannt, doch stofflich interessante Opuskel herausgegeben haben. Neben der ersten Gruppe mit Montemor, Mattos Fragoso, Silvestre, Gil Vicente, Mello, Violante do Ceo, Bernarda Ferreira de Lacerda stehen gleichberechtigt, ob auch ihre Hauptwerke der port. Literatur angehören, Camões, Miranda, Bernardes, Rodrigues Lobo, Cortereal etc.; und im Hintergrund eine dichte Schar Kleinerer, aus deren halbverschollenem literarischen Sack und Pack der fleifsige Sammler sehr viel Schönes und Kennenswertes herausgesucht hat, das sich bis jetzt allgemeinerer Wertschätzung entzogen hatte (Garcia de Brito, Pinheiro da Veiga, Francisco Lopez). Ich zähle im Catalogo 600 bis 700 Artikel. Davon kommt ein knappes Dutzend auf Sammelwerke[7]), die übrigen auf Individuen, zum gröfsten Teile auf Dichter. Und wären alle Autoren gebucht worden, welche in diesen Sammelwerken höfischen, akademischen und kirchlichen Charakters auftreten, so hätten sich wohl an 800 hispano-lusitanische Schriftsteller zusammengefunden. Eine erkleckliche Summe! Sie verteilt sich auf den Zeitraum dreier

5) Z. B. III, 998 und 1263. IV, 234 und 647. 6) XIV, 666 S. 8°. Ausführlicher besprochen von D. Juan Valera in der España Moderna. Bd. XXV. Januar 1891. 7) S. v. Acroamas — Academias — Campos (2 Art.) — Cancioneiro general (sic. 2 Art.) — Fama posthuma — Fenix Renascida. — Memorias funebres — Varios versos — Cancioneros (2 Art).

Jahrhunderte (von 1450 bis 1750).[8]) Die Blüte reicht von 1550 bis 1650; der Löwenanteil kommt auf die Lyrik, und dann wieder, wie in der port. Literatur überhaupt, auf das Idyll. — An die fettgedruckten Namen schliefsen sich im Katalog die Biographien, je nach Stofffülle oder Mangel kurz und vague, oder ausführlicher. Wo der Autor Neues zu sagen hat, wird er natürlich breiter, unbekümmert um Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit der Materialien. Es folgen die einschlägigen bibliographischen Daten, und als wertvolle Beigabe häufig der Abdruck von Texten. Viele davon sind bekannt und zugänglich; andere selten oder ganz neu — bald aus dunklen Drucken, bald aus Hss. geschöpft, von denen ein wertvoller Teil Garcia Peres selbst gehört. Dafs der Verf. seine Arbeit nicht ganz von vorn begonnen, sondern benutzt hat, was die allgemeinen und speziell-peninsularen Nachschlagewerke an Bezüglichem boten, versteht sich von selbst. Oft trägt er nur Nachrichten zusammen aus Brunet, Barbosa, Machado, Innocencio da Silva, Nicolas Antonio, Salvá, Barrera y Leirado, Gallardo[9]), Amador de los Rios etc. Sehr oft aber kann er Früchte selbständigen Arbeitens hinzufügen und umsichtigen Suchens in port. Bibliotheken. Aus dem direkten Studium der port. Literatur liefse sich ja noch manches beisteuern und manches umgestalten. Wesentliches aber ist P. nicht entgangen. Sein inhaltsreiches Werk füllt thatsächlich eine Lücke aus, da ähnlich Begrenztes noch nicht existierte. Die Hispanolusitanen haben bis jetzt ein elendes, doch begreifliches Schicksal gehabt: beide Nationen rechnen sie zwar zu den ihren, keine von beiden glaubt aber die Pflicht zu haben, für die Erhaltung ihres Nachruhmes und die kritische Erforschung ihrer Eigenart Sorge zu tragen. Es fehlen Ausgaben, und wenn der Spanier einmal Portugiesisches und der Portugiese Spanisches druckt, geht es wenigstens nicht ohne arge Schädigung der Sprache ab. Gründliche Kenner beider Sprachen und Staaten und Literaturen sind äufserst rar. Gerade ein Mann wie Garcia Peres, der, selbst ein Hispanolusitane[10]), beiden Ländern Dank schuldet, beide Sprachen beherrscht und gewifs beide Literaturen studiert und liebt, wäre geeignet, nach diesem ersten Schritte nun auch weitere zu thun (s. u.) und endgültig das oft berührte, vielfach falsch, weil immer nur flüchtig behandelte Problem der port. Unselbständigkeit und Vielzüngigkeit zu beleuchten und zu deuten, und dabei mit Vorurteilen und Queranschauungen aufzuräumen. Hoffentlich teilt er keine derselben. Und stimmt auch nicht den schiefen Ansichten und Urteilen bei, welche sein spanischer Einführer und Lobredner Manuel Tamayo y Baus noch in dem Gutachten zum Besten gibt, welches dem Katalog als Vorrede dient. Garcia Peres hatte seine Arbeit nämlich im Manuskripte der span. Akademie vorgelegt (1887) — wohl weil er sich der Schwierigkeit bewufst war, in Portugal einen Verleger zu finden — und diese hat, durch den Mund

---

8) Das ist meine Berechnung, nicht die gewöhnliche, die ein Jahrhundert zu früh anhebt, mit Peter dem Grausamen (s. u.). Nach 1750 kommen nur noch sehr vereinzelte Hispanolusitanier vor. 9) Selbst die letzten zwei Bände sind noch benutzt worden. — Kayserling wird nicht erwähnt: seine Biblioteca Española-Portugueza-Judaica war noch nicht erschienen, doch hätten der »Sephardim« und die »Geschichte der Juden in Portugal« (1867) manchen guten Beitrag geliefert. 10) Er ist ein in Portugal geborener Spanier. In Granada studierte er und kehrte dann nach Portugal zurück. Der tüchtige Chirurge und Doktor, der sich auch als Archäologe einen Namen erworben hat, ward von der Stadt Setubal zeitweilig sogar als ihr Vertreter in das port. Abgeordnetenhaus entsendet.

des erwähnten Gelehrten, ein günstiges Urteil gefällt und die Herausgabe befürwortet. Der Katalog ist dann auch auf Staatskosten gedruckt worden, in 500 Ex. (1888—89). Der Berichterstatter der Akademie, sich auf ein bekanntes, oft mifsbrauchtes Wort des Lusiadensängers beziehend,[11]) erklärt das Portugiesische für eitel korrumpiertes Latein, einen simplen Dialekt; hält die Teilung der Halbinsel in zwei sprachverschiedene Staaten für eine künstliche und vorübergehende, und behauptet, einige Chronisten ausgenommen habe es kaum einen bedeutenden port. Schriftsteller gegeben, der nicht ostensiv das Kastilianische seiner Muttersprache vorgezogen hätte.[12]) Ja, er citiert als die einzigen ihm bekannten Ausnahmen zwei Dichter: Antonio Ferreira und Frei Agostinho da Cruz — eine Behauptung, für die er, leider, die Zeugenaussagen von eingeborenen Portugiesen anrufen kann! Er bedenkt dabei nicht, dafs, wenn dem so wäre, Garcia Peres ja ein überaus unvollständiges Machwerk geliefert hätte, da in seinem Katalog Christovam Falcão nicht vertreten ist, noch Alvares do Oriente, Bernardo de Brito, Veiga Tagarro, Sorropita, Francisco d'Andrade, Pereira Brandão, Diniz, Garção, Bocage, Filinto Elysio, Francisco Manuel do Nascimento, Reis Quita, Prestes, Chiado, Ribeiro, Dias, und wie sie sonst alle heifsen mögen, die guten Patrioten und Dichter, die sich nie dazu herbeigelassen haben, der Sitte zu huldigen und die fremde, feine Modesprache, die im 16. Jahrh. thatsächlich beinahe eine Weltsprache war, zu kultivieren! Doch Baus ist nicht Peres. Jedenfalls aber hätte dieser gut daran gethan, wenn er in einer Einleitung die Geschichte des Spanisch-schreibens in Portugal wenigstens skizziert und im Texte die Sachlage klarer gestellt als er that, z. B. dadurch, dafs er bei allen bedeutenderen Gröfsen numerisch fixiert hätte, wieviel und was sie denn eigentlich Spanisch, und wieviel und was sie Port. schrieben. Was nutzt es, wenn einfach das zwanzigmal bald lobend, bald tadelnd Gesagte wiederholt wird, dafs Camões, dafs Miranda, dafs Bernardes etc. Kastilianisches gedichtet, und dafs im Cancioneiro Geral und in der Miscellanea von Leitaõ viel, sehr viel Beiträge zum kastilianischen Liederschatze stecken? Das exakte Verhältnis müfste dargelegt werden. Aus ihm würde vielleicht das Warum der ganzen Erscheinung erhellen. Und das Verhältnis ist ein ganz anderes als mancher glaubt. Camões diene als Beispiel. Sein Epos ist port. geschrieben. Und die Lyrik? Unter all seinen Canzonen[13]), Sextinen, Oden und Oktaven ist keine

11) Camões sagt nicht, das Port. sei »verderbtes Latein«; er sagt auch nicht: in der Sprache des Lusitanenvolkes erkenne Venus wie in keiner die Sprache Roms. Er sagt: die lusitanophile Schutzgöttin glaube, wenn sie die port. Dichtersprache (zur Zeit Vasco da Gamas, also die Sprache der Renaissancedichter) höre, wenig verdorbenes Latein zu vernehmen, gerade so wie sie Römer zu schauen glaubt, wenn sie die Starkmutigen in Tingis Gauen glücklich kämpfen sieht. Sie erkennt qualidades da romana gente nos fortes corações, na grande estrella

e na lingua, na qual, quando imagina,
com pouca corrupção crê que he a latina.
Lus. I, 33.

12) Wenn es wenigstens hiefse: »es gäbe im goldenen Zeitalter port. Literatur kaum einen Dichter, der nicht auch einmal ein span. Liedchen geschrieben hätte«. Auch das wäre ja noch Übertreibung, aber doch wenigstens auf Thatbestand begründete. 13) Th. Braga blieb es vorbehalten, dem Dichter an seinem 300jährigen Todestage eine span. Canzone zuzuschreiben, oder auch zwei (Parnasso ed. 1880): Entre doradas flores und Bellisima Isabel. Doch ist die erste von Figueroa die zweite von Christoval de Mesa.

einzige spanische; im Buche der Elegien stehen neben 25 port. nur zwei span. Und diese zwei sind arg entstellt und höchst wahrscheinlich unecht.[14]) Sämtliche Idylle sind national. Nur in der ersten singt, absichtlich, die spanische Infantin Dona Juana einen Klagesang auf ihren toten Gemahl in ihrer Heimatzunge. Im Liederbuche sind von 150 Piecen nur 15 (oder richtiger zwölf)[15]) in der fremden Mundart verfafst. Und sie alle sind — was Beachtung verlangt — ausnahmslos Glossen und Volten zu spanischen Mottos (d. h. singbaren Modeliedern), welche dem jungen Dichter bei Hofe vermutlich von span. Hofdamen der span. Königin zur Behandlung empfohlen waren.[16]) Von den 354 Sonetten, die man ihm zugeschrieben, sind thatsächlich neun bis zehn Prozent kastilisch, doch steht keines von den 36, die ich zähle, zu den verbürgt echten, noch im 16. Jahrh. gesammelten; vielmehr wurden sie zum gröfsten Teile während der span. Herrschaft von dem weitherzigen Faria e Sousa in Spanien selbst »gefunden«. Ich könnte kein zweifellos echtes darunter nennen, wohl aber zeigen, dafs darunter notorisches Eigentum von Garcilaso, Mendoza, Montemor und Alenquer, und von Miranda, Bernardes, Manuel de Portugal, Brito und Rodrigues de Castro steckt. In den Autos aber, die, nach Tamayo y Baus, span. geschrieben sind (!), finden sich nur einige span. Gesangseinlagen, wie in fast allen port. Dramen. Ferner redet im Filodemo ein Hirt mit seinem Buben, die beide als Fremdländer charakterisiert werden sollen, die Nachbarzunge, und in den Amphitrionen mufs, des künstlerischen Effektes wegen, Merkur, so oft er als Sosias auftritt, die Sprache wechseln, weshalb dann auch der wahre Sosias span. spricht. Das ist die Wahrheit. — In dieser erläuternden Weise sähe ich gern die Hauptfragen behandelt[17]), um als höchstes Lob des wertvollen Buches sagen zu können, dafs es seinen idealen (nicht ausgesprochenen) Hauptzweck, die Materialien zur ungeschriebenen Geschichte der hispano-lusitanischen Literatur zu liefern, vollauf erfüllt. Ich suche nach statistischen Angaben; und wie nach den Listen der einschlägigen Poesien, so nach Angaben über den Aufbewahrungsort seltener Drucke und der benutzten Hss. etc. Bisweilen kommt Peres solchen Wünschen ja zuvor; recht oft aber bleiben sie unerfüllt. Einige Einzelausstellungen mögen das beweisen. Es fehlen im Katalog gewisse Namen und Titel; es werden Autoren angeführt, die nie spanisch geschrieben; alte Fehler werden fortgepflanzt; Wiederholungen sind nicht ganz ausgeschlossen; Ungenauigkeiten stören des öfteren; und auch die Wahl der mitgeteilten Texte gibt zu kritischen Bemerkungen Anlafs.

1. Ich vermisse z. B. Francisco de Moraes; Jorge Ferreira de Vasconcellos; Andrade Caminha; Luis de Lemos; João de Mello oder Merlo. Der Verf. des Palmeirim hat ja doch zweimal in seinem Leben ein kastil. Lied gedichtet und zwar am Pariser Hofe, um Dame Torsi zu gefallen.[18])

14) Elegia XVI La sierra u. Elegia XVII De peña en peña. Das Wenige, was Camões wirklich kastil. geschrieben, ist sprachrein und von vollendeter Schönheit. 15) Drei sind nämlich fremde Arbeit. Olvidé y aborreci gehört Garcisanchez de Badajoz. Ay de mi ist von D. Manuel de Portugal; und Tal estoy von Bernardes. 16) Es ist meine Überzeugung, dafs die span. Lieder auf Flügeln des Gesanges nach Portugal kamen. Die Musik überspringt nationale Grenzen ohne Hindernisse. 17) Gil Vicentes Werke, die Cancioneiros, und Mirandas Gedichte verlangen geradezu eine kritisch darstellende Analyse. 18) S. Obras, ed. 1852, vol. III, p. 38—47. Desculpa de uns amores que tinha em Paris com uma dama franceza da Rainha D. Leonor, por nome Torsi, etc. — Darin die Lieder: Ya que yo no sé hablaros und Todo podereis comigo.

Der zweitgenannte hat seine Prosadramen mit einigen selbserfundenen, nicht unebenen Chistes und Cantigas gewürzt.[19]) Der dritte, von dem ich immer geglaubt, seine Landsleute vorenthielten ihm als vermeintlichem Camõesfeinde absichtlich das Lob, der Muttersprache stets treu geblieben zu sein, ist Verf. mindestens einer Ottave-rime-Glosse (die in seinen Werken steht)[20]) und einer Redondilhen-Glosse, welche dem Spanier Villalba als Antwort auf einen Reimbrief dediziert ward.[21]) Der Arzt und Professor Luis Lemos, der zu Camões' Freunden gehört hat, schrieb in Salamanka Fachwerke; Merlo, der fahrende Ritter, sang seine Liederchen am spanischen Hofe. Ich vermisse unter dem Namen Eloy de Sá Sotomayor das Werk »Ribeiras do Mondego«, in dem ein knappes Dutzend span. Hirtengesänge ertönt. Von João Rodrigues de Sá e Meneses wird nicht gesagt, dafs er, der als Übersetzer Ovids zu den merkwürdigsten Troubadours des Canc. Geral gehört, obwohl sichtlich bemüht, das ausländische Idiom zu vermeiden, doch auch einmal auf eine span. Frage eine span. Reimantwort gegeben hat.[22]) Sein Sohn Francisco[23]) wird nicht genannt trotz seiner Sonette. Ob Diego Garcia, natural de Berganza, der port. Hauptstadt von Tras-os-Montes entstammt, weifs ich nicht, doch glaube ich es, da eine spanische Stadt jenes Namens nicht existiert. —

2. Mit Unrecht stehen im Katalog die Namen Peters des Grausamen, des Infanten D. Pedro, sowie Pedro de Padilla, Bernardim Ribeiro, Estacio de Faria und Gabriel de Saravia. Den Doppelirrtum betr. der beiden ersten Fürsten berichtigt Peres selber in einer Fufsnote[24]) und im Nachtrag.[25]) Doch sollte die aufklärende Berichtigung viel entschiedener sein, damit endlich den alten Fehlern der Boden entzogen würde. Handelt es sich dabei doch darum, festzustellen, von wem und wann und zu welchem Zwecke in Portugal zum ersten Male Spanisch gedichtet worden ist. Und zwischen König Peter dem Grausamen (1320—67), dem vermeintlichen Verfasser einiger Lieder des Cancioneiro de Resende, die man an Ines de Castro gerichtet glaubt, und dem Nominalkönige von Aragon, dem Kondestable D. Pedro (1429—1464), ihrem wahren Autor, liegt ein Jahrhundert, ein dichterisch scheinbar stummes Säkulum, in dem die des Minnesanges müden Gebildeten durch gelehrtes Studium des klassischen Altertums und seiner ital. Verwerter sich und die Sprache vorbereiteten zu einem neuen Fluge. Dieser Kondestable ist thatsächlich der Verfasser aller spanisch, in den Formen Menas und Santillanas abgefafsten Gedichte eines port. Pedro, sowohl der kurzen lyrischen Stücke[26]), als dreier didaktisch-allegorischer Gedichte mit Prosaglossen voll naiver Freude am jungen Gelehrtentum, d. h. 1. der

19) Ich zähle 2 in der Ulysippo und 5 in der Eufrosina. 20) S. Poesias, p. 226: Oda XVII grosando o ultimo verso de cada oitava (sic!). Die vier Oktaven beginnen: Pensé que un puro amor y verdad sana. 21) Bart. de Villalba: El Pelegrino Curioso Bd. XX der »Sociedad de Bibliofilos Españoles«. 22) Canc. de Res. fl. 127, vol. II, p. 448. 23) S. Sá de Miranda, ed. C. M. de Vasconcellos p. LXIX e 749. 24) S. p. 442. Schon im Jahre 1871 hatte Th. Braga die Formel Rey D. Pedro sachgemäss gedeutet, auf eine Stelle im Canc. de Resende hinweisend, wo Rey D. Pedro nur die richtige Interpretation zuläfst (Trovadores p. 293). Das hat aber nicht verhindert, dafs sieben Jahre später noch eine Separatausgabe der fraglichen Lyrik erschien unter dem Titel: Canções de D. Pedro I, Rei de Portugal, Poeta do seculo XIV, filho de Coimbra. (Porto 1878, ed. Pereira Caldas.) — Bellermann glaubte natürlich 1840 noch an den Dichter: Peter den Grausamen! 25) S. 648. 26) Im Canc. de Res. fol. 72 c, (vol. II, p. 67—69) stehen 4 Canciones: drei

Oktaven (em versos de arte mayor): Do menospreço do mundo, die man seit Resende bis 1875 beharrlich seinem Vater, dem Infanten und Regenten (1392—1449) zugeschrieben hat[27]); 2. der ungedruckten, bis jetzt nur excerpierten »Satyra de felice e infelice vida«; und 3. eines formenreichen Poems »Tragedia da rainha D. Isabel«, das in der Originalhandschrift erhalten, doch bis heute so gut wie unbekannt ist.[28]) Der Infant ist ja thatsächlich auch Schriftsteller. Ihm gehören. nächst umfangreichen, in dem breiten und schwerfälligen Portugiesisch des D. Duarte geschriebenen Prosawerken, die von Peres citierten und kopierten Verse an Juan de Mena. Von dem Vorwurfe aber, sich. obwohl Regent des Landes, bewufst von der Muttersprache abgewendet zu haben (Tamayo p. VI), ist er freizusprechen.[29]) Und auch der Bruder Heinrich, der Seefahrer, wird kaum im Katalog seine Stelle haben dürfen. Ich weifs nicht, ob und wie die Frage nach dem unter seinem Namen gehenden astronomischen Werke in der Columbina[30]) gelöst werden wird, — doch wird sich schwerlich herausstellen, dafs es der Infant geschrieben, und noch dazu spanisch geschrieben hat.[31]) Nein, das Jahr von Alfarrobeira ist das Jahr der literarischen Wende: der landesverwiesene Sohn des Besiegten nahm sein Erstlingspoem, die Satyra, halbvollendet in der Heimatzunge mit sich und überarbeitete und vollendete es spanisch, in Spanien, wo er Santillana nacheiferte, mehr von der Not gezwungen als aus freiem Trieb, wie er ausdrücklich der Schwester Isabella, der grofsherzigen Königin von Portugal bekennt, mit dem Wunsche, dafs die Neuheit seines Unterfangens ihr Interesse erregen möchte. Alfons V., der Schwager, dem er sein zweites Werk, den Contemptus mundi, widmet, folgte dem gegebenen Beispiele: er hat span. Prosa hinterlassen, einen Brief an die für Spaniens Thron bestimmte Schwester.[32]) An seinem Hofe, und dem der Nachfolger, erblüht dann jene bi-lingue Kunst- und Hofpoesie, welche bis 1516 und noch etwas länger, unterschiedslos bald zum Port., bald zum Spanischen greift, ob auch die Nationalsprache immerhin die Oberhand behauptet. Sá de Miranda, der spätere Reformator der peninsularen Formen und

---

port. und eine span. Dazu kommen aus dem span., von Nieva herausgegebenen Liederbuche (VII A. 3) drei Fragmente, deren verderbter Text auf port. Originale schliefsen läfst. 27) In diesem Jahre wies D. José M. Octavio de Toledo mit unwiderleglichen Gründen nach, dafs nicht der vielgereiste Infant, sondern sein Sohn, wie die Satyra so den Menospreço do Mundo geschrieben hat. (Rev. Occidental, vol. II, p. 295—313.) Doch will die alte Irrlehre immer noch nicht sterben! 28) Im Besitze treuer Abschriften aller drei Dichtungen mitsamt ihren Glossen bereite ich die Ausgabe der Werke des Condestable vor und hoffe bald damit fertig zu sein. 29) Anbahner der kastil. Bewegung ist er höchstens durch seine Beziehungen zu Mena. 30) S. Columbina Nr. 4129 (laut Gallardo II, 553): Libro en español, de mano, llamado Secreto de los Secretos de Astrologia, Compuesto por el Infante D. Enrique de Portugal. Incipit: Aquí se comienza un libro que se llama Segredo. Desinit: A dios facer como su merced fuere a dios gracias. Es en 4°. Costó en Salamanca 3 rs., a 21 de Abril de 1525. — Schade, oder eigentlich eine Schande ist es, dafs man zu seiner 500jährigen Jubelfeier nicht diese Frage gestellt und beantwortet hat. 31) Ich kenne seine port. Briefe und Berichte an den Vater und Bruder, und habe daher ein Urteil über seinen Styl. 32) Gehört das Manuskript, welches in Mendez' Tipografia Española erwähnt wird, und welches das Poem der Weltverachtung und diesen Brief Alfons' V. enthalten soll, wirklich Hidalgo (wie Peres sagt)? Und kennt er es? Kennt er den Besitzer? So hätte er mehr als die schon mehrfach abgedruckten Anfangs- und Schlufsformeln bieten sollen. Ich wüfste gern Genaueres über den Verbleib der Handschrift, die ich kennen lernen mufs.

Begründer der neuen klassisch-italienischen Schule der Quinhentistas, lernt in seiner Jugend bei Hofe die span. Dichtersprache[33]), die er nachher, aus guten Gründen, im Kampfe um den Hendekasyllabus, nicht bei Seite setzt. Gerade wie und wann dieser Pfadfinder sich des Kastil. bedient, hätte gesagt werden müssen: die vague Behauptung, seine Eglogas gehörten einfach zur span. Literatur, ist falsch und nichtssagend. Das Hirtengedicht in nationalen Volksweisen, wie Falcão und Ribeiro es geschaffen, bleibt auch bei Miranda rein port.; in den italienisirenden greift er zögernd immer wieder zum Spanischen, und ebenso im Sonettenschatze, obwohl er bewufste und systematische hartnäckige Versuche macht, die, kraft ihrer Sonderart, gegen die ital. Gesetze widerspänstige Muttersprache zu modeln und zu bändigen — mit soviel Erfolg, dafs seine Schüler ihre Eglogas und Sonetten wie Canzonen schon vorwiegend in port. Elfsylbler kleiden. — Ganz mit Unrecht steht, wie gesagt, auch Bernardim Ribeiro, Mirandas Freund und Genosse, im Katalog. Peres hält ihn irrtümlich für den Verfasser zweier kastilianischer Glossen[34]) — ein Mifsgriff, den vor ihm schon andere gethan, und der von mir schon anderwärts berichtigt worden ist.[35]) Ein fliegendes Blatt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. bietet[36]) nämlich im Gefolge eines port. Hirtengespräches von Ribeiro eine spanische Decimenglosse zur Belerma-Romanze; eine ebensolche zu der peninsularen Motto-Volte: Justa fue mi perdicion (die daselbst, und noch bei Peres, Romanze tituliert wird); und ferner ein spanisches Sonett. Alle drei Stücke ohne jegliche Namenangabe. Weil also im Drucke nur der eine Name Bernardim Ribeiro genannt ist, wiesen die Entdecker[37]) und späteren Erwähner des Blättchens diesem die drei anonymen span. Gedichte zu, die Belerma-Glosse mit ebensowenig Sinn und Recht, wie die Volten-Glosse, die von Boscan ist, und das Sonett, dessen Verf. Garcilaso heifst[38]). — Mit Padilla liegt die Sache anders. Er schrieb Spanisch und nur Spanisch, aber er ist kein Portugiese, wozu Barbosa Machado ihn gestempelt hatte, sich darauf berufend: a) dafs Lope de Vega ihn im Laurel de Apolo preist; b) weil Padilla, laut desselben Lope Aussage, aus Linares stammt; c) weil der Autor selber sich im Prologe zum Cerco de Diu einen Portugiesen nenne. Alle drei Argumente wiederholt Peres (das letzte gleich als hätte er es allein gefunden). Doch alle drei sind unmafsgebend. Die Stadt Linares (ex oppido

---

33) Im Cancioneiro Geral erscheint der junge Dichter bereits mit span. u. port. Redondilhen. 34) S. p. 493—499: Cuando está con la razon und Tan contento y tal me tiene. 35) Circulo Camoniano I, p. 293—297. 36) Alle die, welche es erwähnen, auch Peres und an der Spitze die Herausgeber der Ribeiro'schen Werke (ed. 1852 und 1890) behaupten, das pliego suelto stamme aus dem Jahre 1536. — Mit welchem Rechte? — Das Ex., welches ich benutzt habe, trägt überhaupt kein Datum. Und, allem Anschein nach, haben die übrigen Kenner auch kein anderes, als nämlich das der Lissab. Nationalbibliothek benutzt (Reservados 126: Miscellanea A$\frac{1}{4}$), deren 17tes und letztes Ingredient es bildet. — Der Titel lautet: Trovas de dous pastores, Silvestre e Amador, feytas por Bernaldim Ribeyro novamente empremidas. Com outros dous romances com suas grosas que dizem. O Belerma e Justa fue mi perdicion. — E Passando el mar Leandro. 37) Mendes Leal und Pinheiro, die verdienten Herausgeber der Bibliotheca Portugueza. — S. Obras de B. Ribeiro. Lisb. 1852, p. 315 und 356. 38) Von wem die Belerma-Glosse ist, weifs ich freilich nicht. Nur soviel ist mir klar, dafs sie nicht von Bartolomé de Santiago ist, denn dieser glossierte den alten Sang »á la cojcojilla«, d. h. so, dafs er statt der üblichen Langzeile immer nur eine Halbzeile am Ende seiner Decimen zum Besten

Linares) ist nicht das port. Linhares[39]) da Beira, sondern das span. Linares, de Jaen.[40]) Lope de Vega nennt Padilla nicht unter den Lusitaniern, die er im 3. Walde verherrlicht[41]), und bietet nicht den allermindesten Anhalt, auf port. Herkunft zu schliefsen. Die vermeintliche autobiographische Bemerkung aber ist gar nicht von Padilla sondern von Cortereal! Sie steht im port. Originalprolog (Carta ao lector), und wird vom span. Übersetzer treulich wiedergegeben. Da heifst es: »Não quero mais premio d'este trabalho senão que me se admita e receba o meu intento, que, como Portugues, desejo ver as cousas da patria engrandecidas e divulgadas por todas as nações. E isto bastará para ser relevado das faltas e imperfeições que nas frases d'esta obra e na pouca policia e ornamento d'ella se acharem.« Gallardo hat übrigens den Fehler schon berichtigt (III p. 1073 Nr. 3328), was Peres übersehen hat. — Estacio de Faria mufs gestrichen werden, es sei denn, Garcia Peres hätte seine fraglichen und verschollenen »obras varias en verso y prosa« aufgefunden und sich davon überzeugt, dass darunter Spanisches ist. Ist das aber der Fall, warum erfahren wir dann nichts Näheres? Bis heute ist mir Estacio als Dichter überhaupt nur durch die Zeugenaussagen seines phantasievollen Enkels Manuel de Faria e Sousa bekannt, der die Talente des Ahnen feiert und sie auch durch Lope und Sosa feiern läfst. Kein Zeitgenosse hat ihn genannt oder ihm Verse gewidmet; kein Poesiealbum enthält eine Zeile von ihm. Und auch jenes Sonett[42]), welches Camões, immer nur laut Faria e Sousa, jenem zu Ehren verfafst haben soll, hat niemand handschriftlich gesehen. Gestützt auf Form und Fassung dieses Sonettes erlaube ich mir, im Hinblick auf die zahllosen Unrichtigkeiten, welche der Polyhistor sich hat zu Schulden kommen lassen — zum gröfseren Ruhme seines Dichters und seiner selbst — jenen einzigen Beweis für Estacios Dichtertum für apokryph zu halten und an dasselbe nicht zu glauben. Demgemäfs ist die Behauptung, Verse von ihm seien für camonianisches Gut ausgegeben worden, in meinen Augen auch nichts als ein trüber Ausflufs aus F. e S.'s trüben Be-

---

gab. Auch begann seine Dichtung: Con mi mal no soy pagado. Auch von Marquina kann sie nicht sein, weil seine Umschreibung anhub: En los tiempos que en la Francia; noch von Alberto Gomez, denn sein Anfang lautet: Oyendo como salieron. — Vgl. Duran: Katalog der Pliegos sueltos No. 89; Gallardo No. 3874; Salvá 60 und 84 und Gallardo No. 757. — Der Artikel Ribeiro ist übrigens schlecht eingereiht. Er steht als letzter in der R-Reihe und sieht wie ein Nachtrag aus. Direkt oder indirekt hat wohl Th. Braga ihn inspiriert? 39) Bestände nicht auf der Halbinsel (und anderwärts) die Unsitte, Eigennamen (Familien- wie Ortsnamen) zu nationalisieren, so wären solche Verwechselungen ziemlich ausgeschlossen (wenn auch zwischen Spanischem und Portugiesischem nicht ganz). Ein Padilha sollte nie Padilla; Linares nie Linhares; kein Nunes sollte Nuñez, kein Mendonça zu Mendoza, kein Mello (oder Melro) zu hispanisiertem Merlo, Guerreiro nicht Guerrero, Nogueira nicht Noguera, Ferreira nicht Herrera, Paiva nicht Pavia werden, und Caldas da Rainha auch nicht Caldas de la Reina. Der Fall, dafs ein Portugiese selbst seinem Namen die kastil. Form gegeben, wie etwa Montemayor, ist selten. 40) Diese Angabe stammt aus einem handschr. Exemplar der 2ª Parte von Padillas Poesien, welches dem Herzog von Gor gehört. — S. Romancero de Pedro de Padilla 1880, p. VI, ed. Fuensanta del Valle. 41) Soviel ich aus meinen Auszügen sehe, feiert Lope von portugies. Schriftstellern nur folgende 15—16: Rodrigo da Cunha, Macedo, Miranda, Camões, Cortereal, Bernardes, Lobo, Montemor, A. Lopez da Veiga, Silveira, Faria e Sousa, Nogueira, D. Bernarda F. de Lacerda, Gallegos und aufserdem Gregorio Silvestre und Rodrigo Ferreira. 42) Agora toma a espada,

hauptungen.[43]) — Ob Gabriel de Saravia zu den spanischschreibenden Portugiesen gehört, ist wenigstens fraglich. Ein echt Einheimischer würde sich Saraiva[44]) nennen. Garcia Peres folgert die Nationalität wohl aus dem Stoffe des einzigen von ihm vorhandenen Gedichtes? Den Tŏd portug. Fürstenkinder aber hat gar mancher Spanier besungen.[45]) — Sehr anfechtbar ist auch das über Gomes de Santisteban Mitgeteilte, oder sagen wir lieber über den unbekannten Verfasser des Volksbüchleins vom vielgereisten Infanten D. Pedro de Portugal, der seinen Herrn auf seinen Wanderungen nach den vier Enden und Wenden der Welt begleitet haben soll.[46]) Erstens steht es überhaupt nicht fest, ob Don Pedro während seiner vier- (nicht zwölf-)jährigen Reise den eigentlichen Orient, Palästina und das Reich des Priesters Johannes, berührt hat. Und zweitens kann doch nicht das fliegende Blatt vom Jahre 1564, welches Peres' Erörterungen zu grunde liegt, und auch nicht das fragliche vom Jahre 1554 im Ernste für den thatsächlich ältesten Druck eines etwa 1428 verfafsten und am Ende des 15. Jahrh. notorisch volkstümlichen Büchleins gelten! Hat der Infant wirklich den Orient gesehen, und hat einer seiner Begleiter die Reiseerlebnisse niedergeschrieben, so war er aller Wahrscheinlichkeit nach ein Portugiese und wird, im Auftrage seines Herrn und für dessen Familie, sicherlich port. geschrieben haben. Sein Werk würde in diesem Falle für Männer wie Heinrich den Seefahrer berechnet, freilich etwas anders geklungen haben, als die saft- und kraftlosen Märchen des Auto oder Livro oder der Historia do Infante D. Pedro o qual andou as sette partidas do mundo! Ist das Büchlein aber späteren Datums, wie ich glaube, eine der vielen »Reisen«, von denen zur Zeit der Entdeckungen auch das niedere Volk ausgeschmückte Fabelberichte hören wollte, so liegt nicht der geringste Grund vor, weshalb der Verfasser eher Portugiese als Spanier gewesen sein mufs. Den Namen und Ruf des längst sprichwörtlichen Infanten konnte dieser wie jener als Lockruf anwenden. Der Ortsname de Santisteban weist nach Spanien, der Familienname Juan Gomes ist überall auf der Halbinsel üblich. Es hätte wenigstens

agora a penna. 43) S. Faria e Sousa, Rimas II, p. 307 b.; Vida de Camões II, § 26; Aquino, vol. IV, p. XLVII und Braga Hist. Cam. I, p. 331—333. 44) Saravia ist gallizisch und vielleicht leonesisch. Die kastil. Form ist Sanabria Senabria. 45) Das fliegende Blatt, welches die Klageromanze auf den Tod der Infantin D. Maria, der Tochter Johanns III., Gemahlin Philipps und Mutter des weltbekannten Don Carlos enthält, trägt in der Lissaboner Nationalbibliothek (oder trug wenigstens im Sommer 1890) die Nummer 126 (und nicht 77.) Es gehört nämlich zu demselben Sammelbande wie Montemors Erstlingswerk auf das gleiche Ereignis und wie Bernardim Ribeiros Pastorale. — No. 77 der Reservados ist, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, die Marke des obenangeführten Contemptus Mundi von D. Pedro. — Peres wollte wohl 177 schreiben, dies ist wenigstens die Nummer, welche, laut Gallardo, der fragliche Band früher trug. Die in ihrer Verschiedenheit verwirrenden Notizen über denselben auf p. 391, 393, 499 und 655 sollten in Einklang mit einander gebracht werden. 46) Ich sage nach den »vier Enden und Wenden der Welt« = as quattro partidas do mundo; denn so heifst es in der verschollenen Lissaboner Ausgabe von 1554 und noch 40 Jahre später (Barcelona 1595). Und nur so kann es ursprünglich geheifsen haben, da die volksübliche Phrase im 15. Jahrh. nur jenen Ausdruck kannte, mit dem nicht die Weltteile, sondern die vier Himmelsgegenden bezeichnet sind. Woher später die sette partidas gekommen sind, brauche ich nicht erst zu sagen.

dem Artikel eine ganz andere Fassung gegeben werden müssen. Der einfache Bericht ist in solchen Fällen unstatthaft.[47]) Wir bekommen übrigens zweimal ungefähr das Gleiche über Gomes de Santisteban zu hören (p. 291 und 443); wie auch über Antonio Lopes, den Glossator der schönen Duardos-Romanze, welche Gil Vicente auf grund einer Palmeirim-Episode geschaffen hat.[48]) —

3. Die biographischen Nachrichten sind naturgemäfs von sehr verschiedener Ausdehnung und Güte. Die längeren Auslassungen über Alenquer, Silvestre, Villamediana, Barrios, Garcia de Brito, Pinheiro da Veiga, und selbst die über den Condestavel und Padilla sind gewifs willkommen; da sie Neues oder doch wenig Gekanntes mitteilen. In anderen Fällen vermifst man Berücksichtigung der Spezialforschung, so bei Camões, Miranda, Montemor, Correa Montenegro, D. João Manoel, Ruy de Sande, sowie jene eingehende Beschäftigung mit den besprochenen Männern und ihren Werken, die allein zur geschickten Fassung sehr kurzer, aber sehr präziser Viten befähigt. Oft mufs man vorlieb nehmen mit unbestimmten Allgemeinheiten und veralteten, unhaltbaren Urteilen. Seinem im ganzen umsichtigen Kritisieren schreibe Peres es zu, wenn ich mich darüber wundere, das häfsliche Märchen von Diogo Bernardes' Diebstahl an camonianischem Gute[49]) und von Miguel Leitão's Unehrlichkeit im Katalog zu finden; und über die Verwechslung von Frei João Sobrinho mit Dom Frei João Manoel, dem wahren Haupte der port. Manoeis und Erfinder des Mottos Justa fué mi perdicion[50]); und darüber, dafs in Montemors so datenarmer Biographie nicht die Thatsachen verwertet sind, welche sich aus dem Inhalt des abgedruckten Poems ergeben[51]); wie darüber, dafs mit Rücksicht auf D. Juan Manuel (der übrigens als Sohn des ebenerwähnten Frei D. J. M. und der D. Justa bezeichnet sein sollte), das entscheidende Wort über die Romanze Gritando va el caballero nicht ausgesprochen wird, die bekanntlich auch unter Encina's Namen geht.

In der Biographie Faria e Sousa's stimmt die Schätzung des zwar fleifsigen, aber ganz unkritischen und sehr erfinderischen Vielschreibers mit meinen Ansichten nicht überein. Er wurde übrigens geboren 18. März, nicht Mai, in der Quinta do Souto, nicht in der Carabela, und liegt begraben nicht in der Sakristei, sondern in der Kirche von Pombeiro. Doch auf solche Kleinigkeiten darf ich nicht eingehen. — Bei manchen Autoren fehlt all und jede Jahreszahl: das mag noch angehen, wenn die angeführten Schriftentitel ausdrücklich

---

47) Das immerhin recht interessante Volksbüchlein sollte einmal einem jungen Romanisten zum Gegenstand seiner Prüfungsarbeit empfohlen werden. Es läfst sich vieles an die sachliche und sprachliche Untersuchung anknüpfen. 48) Diese Wiederholung kommt daher, dafs Peres das seltene Blatt nicht selbst gesehen; die erste Notiz stammt aus Durans Katalog; die zweite aus Gallardos Ensaio No. 2709. Bei Padilla ist die Wiederholung eine absichtliche (p. 143). 49) Da freilich Th. Braga es immer wieder aufwärmt..., wird der Glaube daran nicht zu nichte. 50) S. Catalogo p. 652. — Über diesen und seinen Sohn sowie D. Justa habe ich im Circulo Camoniano I, p. 293—99 Genaueres geschrieben. 51) Aus der Totenklage auf die Prinzessin D. Maria ergibt sich, dafs Montemor im Jahre 1545 noch in Portugal und zwar in Lissabon weilte, bereits spanisch dichtete und die Gunst des Gerichtspräsidenten D. João da Silva genofs, zu dessen Familie Camões in Beziehungen stand. Bis jetzt war das früheste bekannte Datum seiner Laufbahn das Jahr 1548, in dem er in Spanien am Hofe einer anderen D. Maria, der Schwester Kaiser Karls, als Sänger und Dichter lebte.

oder implicite auf die Lebenszeit der Verf. schliefsen lassen (wie z. B. bei Saravia, Lopes, Teixeira, Tavares Pacheco, Belmonte, Rodrigo Ferreira). Wenn jene aber gleichfalls stumm bleiben, sollte zum mindesten das Jahrhundert genannt sein, welchem ein Autor angehört (Wann lebte denn Ferreira de Gouveia? wann Souza Mello?). Zur Herstellung der statistischen Übersichten über Blüte und Verfall der hispano-lusitanischen Literatur ist das doch unentbehrlich! — Das Wörtchen »Portugues«, an der Spitze einiger Artikel, in Fällen wo der Geburtsort unbekannt geblieben, ist überflüssig. Nicht zulänglich sind die Angaben über Liederbücher, welche Arbeiten verschiedener enthalten.[52]) Besonders der Cancioneiro geral ist zu kurz gekommen (obwohl er in zwei Paragraphen behandelt wird). Bequem ist es ja nicht, die Liste der Mitarbeiter aufzustellen und Art und Umfang ihrer Dichtungen zu markieren, aber sehr nützlich.[53]) Aus den spanischen Cancioneros werden die port. Blüten nicht sorgsam gesammelt: D. João de Meneses, D. Antonio de Velasco, Fernam da Silveira, Mello und vielleicht noch andere aufser Ruy de Sande und D. João Manoel sind darin vertreten. Leitãos Miscellanea hätte noch zu mancher Restitution Anlafs geben können, ähnlich den dreien oder vieren, die Peres bucht.[54]) Die Concursgedichte auf den heiligen Rochus bringen zehn span. Beiträge von sechs port. Poeten, unter denen Luis Franco, Simão Machado und A. de Crasto bei Peres nicht vorkommen. — In betreff des Rodrigues Lobo wird auch so ein alter übler Schnitzer weitergeschleppt, um den herum sich pilzartig bei Barbosa Machado, Innocencio, Ticknor u. a. eine ganze Brut von kleinen Schnitzern gebildet hat. Der Spanier Juan Bautista Morales (nicht Juan Bartolomé), ein Buchdrucker aus Montilla, hat 1622 (und nicht 1629, noch 1632) die »Corte na Aldeia ou Noites de Inverno« ins Spanische übertragen. Nichts als dies Werk, und nicht die »Primavera«. Mit den »Winternächten« von Antonio de Eslava (1610) hat Lobos gleichnamiges Werk nichts zu

52) Cancioneiro Juromenha. — Cancioneiro d'Evora. — Der Cancioneiro Luis Franco wird gar nicht genannt, obwohl manches daraus gedruckt ist. Die Glosse auf Recuerda el alma dormida ist interessant. 53) Peres meldet einfach, er zähle im Cancioneiro 29 portugiesische Dichter mit spanischen Beiträgen, macht zehn davon namhaft (darunter zwei falsche) und gibt die Blätter der Originalausgabe an, auf denen sich ihre Werke finden sollen. Vier davon werden dann in Sonderartikeln behandelt, doch ohne Rückweis auf den Cancioneiro. Ich könnte 45 Namen anführen — wäre hier Raum genug —. Die Mehrzahl steuerte freilich nur recht Dürftiges bei, hier und da ein Verslein zu Gesellschaftsspielen. Einige Bedeutung haben die Resendes (Jorge, Duarte, Garcia); Henrique de Sá und Fernam Brandão. 54) Er stellt fest, dafs 1. Pensamiento, donde vais von Bernardes; 2. Hambrienta, rota, inquieta y desgustada vom Grafen von Portalegre ist (wie Gallardo II, 992 übrigens erklärt); 3. dafs die Endechas: Pues que mis desdichas oder Traigo soledades von Alenquer sind (p. 18—20), und 4. die Redondilhas Es la esperanza vielleicht von demselben. — Die Angaben über die Stellen, wo Leitão die fremden Arbeiten bietet, sind aus Versehen ungenau geraten. Stück 3 und 4 stehen im 14. Dialog (p. 280 und 289 der 2. Ausgabe); die Verse des Limasängers im 7. (p. 178); die Sonette im 18. (p. 399 und 407). Die Thatsache, dafs die Miscellanea viel Fremdes enthält, gibt Leitão selbst zu, und sie ist von Herausgebern und Kritikern schon oft hervorgehoben worden, wenn auch nicht immer in richtiger Weise, und noch nie eingehend genug. Von »Anklagen« und »Diebstahl« (p. 20) sollte nicht die Rede sein. — Jedes fremde Gedicht wird eingeführt mit se fizo — man dichtete. Wo es sich um eigene Werke handelt, spricht Leitão in der ersten Person.

schaffen. In seinem Romanzenbuche stehen übrigens einige portugiesische Stücke (5, nicht 2). Da von dem Lob und Tadel die Rede ist, welche der Portugiese Antonio Lopes da Veiga dem spanischen Lope de Vega gespendet, so müfste auch erwähnt sein, was der Phönix über jenen geäufsert.

4. Die Textbeilagen füllen von 660 Seiten ein gutes Dritteil (250 p.). Sie enthalten, nächst 35 Lobgedichten auf und an die besprochenen Gröfsen (meist aus der Feder berühmter Spanier), nahezu 200 Probestücke (177), die sich auf ein knappes Schock Schriftsteller verteilen (56). Langatmiges überwiegt: sogar eine kleine Komödie wird geboten. Der Gesichtspunkt, von welchem aus die Wahl getroffen ist, war nicht der, eine Blütenlese blofs des Schönsten in den Text einzuflechten. Seltenes, schwer Zugängliches überwiegt. Hauptabsicht war natürlich doch, den Kastilianern einen annähernd richtigen Begriff von Geist und Geschmack der lusitanischen Lyrik zu geben. Und sie wird erreicht sein. Wer freilich diese Lyrik genauer kennt, wird viel Interessantes vermissen und die Beispiele nicht immer gut finden. Er wird suchen nach den reizenden Hirtenliedern und Romanzen Gil Vicentes, nach einzelnen Motes, Vilancetes und Cantigas der Liederbücher, nach den sanften Idyllen des Bernardes und Sotomayor, nach den Sonetten der Quinhentistas. Er wird fragen: wenn wir aus Camões und Bernardes und Miranda bekannte Probestücke zu hören bekommen, warum nichts aus Rodrigues Lobo und D. Francisco de Portugal? und warum so wenig Befriedigendes von Mello und Gil Vicente? warum wird die Romanze von Saravia nicht mitgeteilt? So dankbar man für die Falcão-Resendeschen Sachen ist, man bedauert (trotz ihrer Dürre), dafs nicht alles Ungedruckte von diesem Autor mitgeteilt wird. Sonst könnten die Besitzer der unterbrochenen Ausgabe von 1861 doch endlich ihr Exemplar handschriftlich vervollständigen und zum Buchbinder schicken. Von D. Francisco de Portugal sollten sicherlich die nur mit den Anfangszeilen citierten sieben Gedichte gedruckt werden. Aus irgend einem zufälligen Grunde unterblieb es, und die Stellenangaben gerieten in Unordnung.[55] Im ganzen lernt der Leser folgende Hispanolusitanen würdigen, falls er sie noch nicht kennt:

Abarbanel (Jonas)	durch 1 Gedicht		Alvares Soares	durch 2	Gedichte
Alenquer	„ 6 „		Barbosa Bacellar	„ 2	„
(worunter 5 inedita)[56]			Barrios	„ 2	„

55) So viel ich sehe, stehen nur die Sonette wirklich da, wo Peres angibt, d. h. in den Divinos y humanos Versos (p. 15 und 17). Die Redondillas und Seguidillas stammen vielleicht aus den Tempestades? Die Romanze gehört in die Prisões. Ebenso das Liedchen: Para mí teneis vos manos. Was freilich die als zweite Zeile gesetzte estoica conformidade damit zu thun hat, ist mir unklar. 56) Peres sammelt vielleicht noch einmal die Werke des geistvollen Magnaten (der als Staatsmann gewöhnlich Diogo da Silva, als Dichter bald Conde de Salinas, bald Marques de Alenquer genannt wird, und der den Deutschen als Sohn des Fürsten Eboli schneller vertraut werden möchte), mit dem er sich eingehender beschäftigt zu haben scheint. Er besitzt von ihm eine Hs.-Band voll Poesias varias, kennt das Ms. der Lissab. Nat.-Bibl. (D. 3. 16), weifs um das von Gallardo beschriebene Album des Faria e Sousa, in dem Alenquer reichlich vertreten war, sowie um die Aktenstücke in London und Evora und um die Proben in Espinosas Flores. — Dafs die Canzone Ufano, alegre, altivo, enamorado von Mira de Mescua ist, habe ich selbst früher behauptet (Antologia), bin aber später wieder zweifelhaft geworden. — Aus manchen Gründen. — Bei Gallardo (III, p. 388 No. 2690) heifst es z. B., die berühmte Canzone (eine Nachahmung

Bernardes durch 6 Gedichte
Botelho de Magalhães durch 1 Gedicht (ined.)
Brandão durch 1 Gedicht
Caldeira „ 1 „
Camões „ 8 Gedichte
Cancioneiro Geral[57] „ 1 Gedicht
Ceo (Violante do) „ 6 Gedichte
Ceo (Maria do) „ 1 Gedicht
Coelho „ 1 „
Cordeiro „ 2 Gedichte
Correa „ 1 Gedicht
Correa de Lacerda „ 1 „
Costa Perestrello[58] „ 1 „
Diaz „ 1 „
Estaço[59] „ 1 „
Falcão Resende „ 11 Gedichte (darunter 10 ined.)
Faria Arraes „ 1 Gedicht
Ferreira de Lacerda durch 2 Gedichte (Fragm.)
Fonseca Soares durch 1 Gedicht
Francia da Costa „ 6 Gedichte
Froes de Macedo „ 2 „
Gallegos „ 2 „ (Fragm.)
Garces „ 7 Gedichte
Garcia de Brito „ 13 „
Gloria „ 6 „
Gomes „ 3 „
Gomes de Oliveira „ 2 „
Gonçalves de Andrade durch 6 Gedichte
Gusmão Soares „ 1 Gedicht
Henriques Moran durch 1 Gedicht
D. João IV de Bragança durch 1 Gedicht
Leitão de Andrade[60] durch 5 Gedichte
Lopez da Veiga „ 5 „
Machado „ 4 „ (Fragm.)
Mattos Fragoso „ 2 Gedichte
Mattos de Sá „ 1 Gedicht
Mello „ 2 Gedichte (davon 1 ined.)
Montemor durch 10 Gedichte
Nunes da Silva „ 2 „
D. Pedro (Rey[61]) „ 1 Gedicht
D. Pedro (Infante)[61] durch 4 Gedichte (2 Fragm.)
D. Pedro (Condestavel) durch 2 Gedichte (Fragm.)
Peixoto durch 1 Gedicht
Pinheiro da Veiga „ 1 „
Rodriguez de Castro durch 5 Gedichte
Ribeiro (Bernardim)[62] durch 2 Gedichte
Sá de Miranda „ 5 „
Silvestre „ 5 „
Vahia „ 4 „
Vicente (Gil) „ 1 „
Villamediana „ 4 „ (ined.)
Portugal (Manoel de) durch 1 Gedicht (in den Nachträgen).

Dazu kommen noch zwei Poesien des Spaniers Jorge de Bacarrao, von denen Peres mit vollstem Rechte annimmt, sie würden in der Heimat des Dichters unbekannt sein, da sie nur unter den Gedichten des Bernardes stehen; ferner zwei Gedichte von Juan de Mena an den Infanten D. Pedro und fünf port. Stücke: die beiden Erwiderungen

---

von Argensolas Creció dichoso en fertil primavera) sei das Werk eines Poeta Riojano. Mira de Mescua aber stammte aus Guadix. 57) Als Vertreter von 29 (oder 45) Dichtern ein Gedicht, das, selbst in Peres' Augen, nichts als ein Virtuosenkunststück ist! Der Verfasser ist Alvaro de Brito. 58) Es müfste gesagt sein, dafs die Satyre auf Madrid gedruckt vorliegt, in einem von A. L. Caminha herausgegebenen Halbbändchen von ›Ineditos‹, in dem übrigens noch andere span. Gedichte von Perestrello stehen (schwache Sonette), untermischt mit fremdem Eigentum. — Der jenem gespendete Lobspruch ist viel zu stark: da gibt es unter den Nachahmern des Camões denn doch bedeutendere Talente. 59) Hübscher als das Sonett ist eine Glosse von ihm auf Santa Theresas: Que muero porque no muero (oder jedwede seiner sechs spanischen Glossendichtungen). 60) Wie schon oben gesagt ist, sind die aus Leitãos Miscellanea abgedruckten Stücke (5 + 1 und Alenquer) nicht Arbeiten seines Geistes. 61) S. oben p. 54. 62) S. oben: das eine Gedicht ist von Boscan, das andere von einem span. (?) Anonymus.

des Infanten, zwei Kleinigkeiten von Montemor, die bisher in Portugal wenig beachtet wurden, weil sie in die spanische Diana eingeflochten sind, und letztens der Brief von Machado de Azevedo an seinen Schwager Sá de Miranda (der nachgerade wohl bekannt sein möchte).[63] — Ein Index der abgedruckten Stücke wäre nicht vom Übel. Durchgehende Numerierung der Artikel würde die Benutzung des Bandes erleichtern. Unangenehm ist es, dafs die span. Druckerei, die im Auftrage der Akademie gearbeitet hat, nicht einmal das port. Til-zeichen besitzt! Schade auch, dafs Namen und Titel und port. Worte im allgemeinen so oft (durch Druckfehler?) verderbt sind.[64] Wenn Wandel auch darin geschaffen würde, und nicht länger mehr in Spanien alles Portugiesische[65] (und in Portugal so manches Kastilianische)[66] ein buntes und lächerliches Harlekinskleid trüge, so wäre das sehr erfreulich. — Und da ich nun einmal beim Wünschen bin, will ich zum Schlusse noch einige hispano-lusitanische Desiderata auf meinen Wunschzettel setzen. Ich wünsche mir also von Herrn García Peres: erstens als Ergänzungsband zur Biblioteca Rivadeneyra eine Biblioteca Hispanolusitana oder, wenn das zu unbescheiden ist, wenigstens in einem Bande ein »Florilegio«, in dem der lyrischen Dichter kastil. Hab und Gut zusammengetragen wäre. Ich wünsche mir zweitens als Gegenstück dazu ein Liederbuch »Cancioneiro lusitano-hispanico«, in dem zu Sträufsen gebunden erschiene, was Spanier in port. (oder altgallizischer) Sprache verfafst haben: in der Troubadourepoche (bis 1350); und besonders im Zeitraum von 1350 bis 1450 (natürlich denke ich an Macias, Villasandino, Pero Gonzalez de Mendoza, Santillana etc.); aber auch das wenige, was später gelegentlich in Scherz und Ernst von Tirso, und Luis Hurtado und Castillejo und Gongora und Valdivielso geportugieselt worden ist. Ich wünsche mir drittens einen Aufsatz über die beiden Gruppen eigentümlicher Sprachfehler.[67] Der veränderliche Infinitiv im Canc. de Res. und bei Gil Vicente, die Behandlung der muta cum liquida-Lautgruppen, und der Diphthonge ie und ue sowie gewisse Reimsünden und metrische Eigentümlichkeiten einerseits, und andererseits kecke Analogiebildungen wie minho für meu und übertriebenes Brechen von e zu ei; dann aber auch die Übertreibung der Eigenschaften, welche dem Portugiesen echt spanisch vorkamen (feros, jactancias, gabos), und dem Spanier echt portugiesisch (namorado, derretido, fumoso, louco): das alles könnte wohl Stoff zu einer hübschen Studie geben. — Oder es könnte der Spanier, wie er dem port. Bruder erscheint, und der Portugiese als Typus in der span. Literatur, der Gegenstand einer vierten Studie werden. Fünftens läse ich besonders

63) Mein Abdruck in den Werken Mirandas war der Dritte. 64) Die Ortsnamen besonders sind etwas arg mitgenommen, z. B. Malozinos (= Mattosinhos) Guimeraes, Covillan, Alforrobeira, Monçao, Froncoso etc. 65) Ich verweise auf die ganze Biblioteca Rivadeneyra und auf die jüngste Ausgabe von Montemors Diana. 66) Wirkliche ›Lusismen‹, d. h. Fehler, welche im allgemeinen das Kastilische der Portugiesen kennzeichnen, können und dürfen natürlich nicht beseitigt werden. Gallardo ist ein strenger Kritiker jener kleinen Flecken (s. II, 995. III, 998, 1263. IV, 234, 647). Bei Mello ist ein hübscher und verständiger Brief über denselben; Faria e Sousa mutzt sie in etwas grober Weise auf. 67) Sehr interessant war mir im Compte-rendu der Akademie die Bemerkung, der Autor habe gewisse portuguesismos seines Stiles zu verbessern! Ich gestehe, dafs ich vergeblich danach gespürt habe. Hat Peres sie vor dem Drucke noch beseitigt? — Vielleicht! — Sonst mufs ich mich über meine Grobhörigkeit damit trösten, dafs auch Valera das reine Castellano unseres Kataloges lobt.

gern eine sachliche Studie über das Wie und Wann und Warum und Wozu und Was der hispano-lusitanischen Literatur überhaupt, in welcher natürlich Spezialfragen wie die Amadis- und Palmeirimfrage nicht übergangen werden dürften — un libro donde se deslindasen los elementos que cada idioma ha llevado a la cultura peninsular .... Denn der Katalog ist dieses Buch noch nicht: der Einfluſs der span. Literatur spiegelt sich in manchen port. geschriebenen Werken viel deutlicher ab als in den spanisch abgefaſsten; und wenn man im Katalog auch erfahren kann, welche Genre die Hispanolusitanen vorwiegend kultivierten, so erhellt daraus nicht, ob sie überall nur nachahmend oder nicht auch irgendwo führend vorangegangen sind. Sechstens ....., doch es sei genug. Herr Garcia Peres wird mich schon lächelnd abweisen — und ich höre ihn ein Sprichwort murmeln vom Bauer, der nach der ganzen Hand greift, wenn jemand ihm den kleinen Finger hinstreckt. —

Einzelne Ergänzungen zu Garcia Peres lassen sich der neuesten Arbeit des verdienten Verfassers der »Geschichte der Juden in Portugal«, »Die Juden in Navarra, den Baskenländern und auf den Balearen«, sowie »Sephardim: Romanische Poesien der Juden in Spanien« entnehmen; wie sich umgekehrt aus Peres die meist spärlichen Nachrichten in Dr. M. Kayserlings »Bibliotheca Española-Portugeza-Judaica«[68]) recht vielfach erweitern lassen. Das genannte Werk bietet nämlich, nach ganz summarischem Überblick über das Bedeutendere aus der Literatur der hispanischen Juden (XXI Seiten), ein alphabetisches Verzeichnis aller dem Sammler während 30jähriger Studien bekannt gewordenen einschlägigen Autoren (ohne Sonderung der Spanier von den, besonders im XVII. Jahrh. häufig spanisch schreibenden Portugiesen) mit ganz kurzen biographischen und bibliographischen Bemerkungen, natürlich unter Benutzung der älteren Werke. Von portugiesischen Quellen benutzt er Barbosa Machado und Antonio Ribeiro dos Santos. Was für die allgemeine Literaturgeschichte Wert hat, ist nicht neu, das Neue meist von geringem Belang. Das Sachliche ist genau; in der Wiedergabe der portugiesischen Titel und Namen aber ist recht vieles fehlerhaft. Der Anhang spanisch-jüdischer Sprichwörter kann hier nicht besprochen werden. — Die jüngsten Bände[69]) des »Diccionario Bibliographico Portuguez«, die sich mit *Luis de Camões* beschäftigen, wie schon oben S. 582 erwähnt ward, enthalten keineswegs bloſs Zusätze zu Bd. 5, wo dem Dichter schon ein ausführlicher Aufsatz gehörte (p. 239—277), sondern sind als eine völlig neue, jene verdrängende Arbeit anzusehen. Zu den reichen Stoffen, welche 1880 die »Bibliographia Camoniana« von Theophilo Braga und die von Joaquim de Vasconcellos verarbeitet hatten[70]), ist eine Reihe von Nummern älteren Datums hinzugekommen, die beide übersehen oder absichtlich unbenutzt gelassen hatten, und auſserdem und hauptsächlichst alles, was 1880 bei Anlaſs oder infolge der 300jährigen Jubelfeier erschien. So allein konnten aus den 722 Nummern des

68) Dictionnaire Bibliographique des Auteurs Juifs, de leurs ouvrages espagnols et portugais et des oeuvres sur et contre les juifs et le judaïsme. Avec un aperçu sur la littérature des juifs espagnols et une Collection de proverbes espagnols par M. Kayserling. Straſsbourg. Trübner, 1890. XXI und 155 S. — Vgl. Cbl. 1891 No. 12 u. ob. S. 536. 69) Tomo XIV, 4° do Supplemento. Lissab. 1887, 429 S. Tomo XV, 8° do Supplemento, Lissab. 1888, 440 S. 70) Vgl. Groeber, Zs. V, p. 136. S. Storck, Sämtl. Gedichte II, p. 386.

ersteren, und den 695 des letzteren volle 2246 werden. Der erste Band (der die Zeit von 1572—1880 umfaſst) bucht in 141 Artikeln die Einzel- und Gesamtausgaben der Werke von Camões in chronologischer Reihenfolge; dann die Einzel- und Gesamtübersetzungen in weiteren 193 (No. 142—335); hinterher 408 Schriften, die sich mit dem Dichter oder seinen Dichtungen auf irgend eine Weise beschäftigen (No. 336—743), beide nach Sprachen, und innerhalb derselben nach der Zeitfolge geordnet. Es folgt die Aufzeichnung von 72 dem Lusiadensänger gewidmeten Bühnenstücken, 7 Parodien des Epos, 15 Musikstücken, 42 Hss. und 32 bibliographischen Vorarbeiten. Der zweite Band, der ausschlieſslich dem Tri-Centenario von 1880 gilt, bietet als Beitrag zur Geschichte der Lissaboner Festlichkeiten 79 Dokumente, und dann die Liste aller damals und seither in Portugal und auſser Landes Camões und den Camões-Festen gewidmeten Bücher, Hefte, Flugblätter, Zeitungsartikel etc. etc. Mehr oder minder ausführliche bibliographische Nachrichten nebst Auszügen und Bemerkungen über den Inhalt und Wert der Sachen sind mit den Titeln verknüpft. Daſs immer das Wünschenswerte geschehen, läſst sich jedoch nicht behaupten. Daſs absolute Vollständigkeit auch jetzt noch nicht erreicht ist, ist das geringste Übel. Sie ist kaum durchführbar, besonders wenn man, wie das in Portugal Sitte ist, seine Grenzen möglichst weit zieht und nicht nur jede Schrift über und an Camoes, sondern jeden gelegentlichen Ausspruch über ihn verwertet. Doch müſste nichts Wichtiges aus der ersten Epoche fehlen. Wie der Sammler es z. B. verantworten will, daſs in seinem sonderbaren Hss.-Abschnitt der Cancioneiro Luis Franco fehlt (der eine Komödie, den ersten Gesang der Lusiaden und die schönsten lyrischen Gedichte mit vielen Varianten enthält), und unter den Aufbewahrern biographischer Notizen Diogo do Couto, begreife ich nicht. Das planlose Durcheinander der »Obras referentes a Camões« gibt Anlaſs zu vielen Klagen. Ebenso daſs die gröſseren und kleineren selbständigen kritischen Arbeiten über des Dichters Leben und seine Werke von bloſs lobenden Nennungen seines Namens, Citaten aus seinen Gedichten, Nachahmungen einzelner Verse, Glossen und Volten auf Strophen und Zeilen daraus, Dichtungen an und über ihn oder auf geschichtliche Personen, mit denen er sich beschäftigt hat (Ines de Castro) nicht getrennt sind. Jede dieser Gruppen könnte von Interesse sein, wenn sie uns eben als Gruppe gegenüberträte, und nicht in lauter zerstreuten Artikeln, die in wüstem Durcheinander vorliegen. Nur darauf scheint es Brito Aranha angekommen zu sein, möglichst Alles zu bringen, durch die Fülle zu erdrücken und Camões als den meistgefeierten Dichter der Erde hinzustellen. Denn, behauptet er auch, sich Grenzen gesteckt und viele »simples e insignificantes referencias« bei Seite gelassen zu haben, wie kann man es ihm glauben, wenn er sogar bloſse Kopien von Lusiadenstrophen, die als Schreib- und Lesestoff in stenographischen Fibeln benutzt sind, verzeichnet? — Dreiſsig Facsimiles (und drei Nachahmungen) von Titelblättern der alten und selteneren Textausgaben sind eine sehr willkommene Beigabe. — In den an die Spitze gestellten Auslassungen über gewisse strittige Punkte aus dem Leben des Camões, sowie in den Beigaben zu den Facsimiles zeigt sich, daſs Brito Aranha keineswegs auf der Höhe der Camões-Forschung steht. Er diskutiert über den Geburtsort des Dichters und weiſs nicht um die handschriftliche Anmerkung zu dem Alemquer-Sonette, welche es wahrscheinlich macht, daſs der darin besungene Bürger aus Alemquer (der unter keiner Bedingung der

Dichter sein kann) ein Pero Moniz ist, »que morreo no mar do Monte Felix.« Er teilt (übrigens nicht ungedruckte) Urkunden über den wilden Taugenichts Simão Vaz de Camões mit, in dem Glauben, die Camões-Biographen hielten ihn noch immer, mit Juromenha, für den Vater des grofsen Sängers, während durch Braga, C. Castello Branco und Storck längst festgestellt ist, dafs es sich um einen gleichnamigen Vetter handelt. Zur Lösung welcher Fragen ein sorgfältiger Camões-Bibliograph noch beitragen könnte, ist ihm unbekannt, und darum gibt er nur zufällig auf die eine oder andere die nötige Antwort. Das für die Textkritik Wichtigste — fehler- und lückenlose Angaben über den Inhalt aller Ausgaben der Rimas, welche Neustoff enthalten — bietet er nicht: er wiederholt nur, was Juromenha und Braga in Bezug darauf festgestellt haben. In einer eingehenden Kritik des ersten Bandes wäre also gar Manches zu berichtigen.

Die Erforschung der **vorrömischen Sprachen der iberischen Halbinsel** geht vorwärts. Das pseudo-wissenschaftliche, weit ausholende Werk eines João Bonança[71]), das anfangs von den Laien mit staunender Bewunderung und lautem Beifall aufgenommen ward[72]), weil seine These »Portugiesisch und Spanisch seien vorrömische Sprachen, da sich das gesamte Onomastikon der Halbinsel leichtlich aus dem modernen Wortbestand erklären lasse«[73]), ist mit dem ersten Bande (720 Seiten) ins Stocken geraten, seit es von den Pflegern echter Wissenschaft bald ironisch, bald offen und rund abgewiesen worden ist.[74]) — Langsam, aber sicher setzt Coelho seinen Weg fort und behandelt gründlich und methodisch die kelto-iberischen Namen. Anknüpfend an eine ältere Untersuchung der mit dem Suffix -aico (aeco aego; span. iego, port. ego) gebildeten[75]), in den römisch-spanischen Inschriften vorkommenden Personennamen, in welcher ihre Häufigkeit festgestellt, das nur sporadische Auftreten des Suffixes anderwärts (im Griechischen) erwiesen und seine Verwandtschaft mit modernen keltischen Suffixen erläutert ward, um zu schliefsen, dafs es einem keltischen Dialekte angehört, der keine literarischen Spuren hinterlassen hat, erklärte Coelho jetzt[76]) den Völker- und Landschaftsnamen Callaicus Callaecia (Gallaecia). Er erkennt darin das Thema callio- calli- [irl. caill] = Wald (silva, bosque, floresta) und identifiziert Callaecus also mit lucanus,

71) »Historia da Iberia e da Lusitania«, in Heften ausgegeben seit 1887. 72) Jedes Heft pries das Werk als Considerada por muitos escriptores distinctos uma das primeiras ou a primeira d'este seculo. 73) Schon der Prospekt kündigte an: Affirma o auctor que as linguas hespanhola e portugueza não são, como se diz, filhas da latina, mas originarias da propria peninsula hispanica etc. 74) Coelho äufserte sich darüber 1886 in »Vestigios das antiguas linguas da Peninsula Iberica«. Leite de Vasconcellos in Revista Lusitana I, 191. II, 91 und 188 und in einer längeren Reihe von Zeitungsartikeln (Reporter 1888); Borges de Figueiredo 1889 in der Revista Archeologica; Rocha Peixoto in »A probidade scientifica de João Bonança« 1890. Emil Hübner beschränkte sich auf eine Anzeige der ersten Hefte des ersten Bandes, in denen die Hauptthese des Verfassers noch nicht zur Sprache kommt. Deutsche Literaturzeitung, Juni 1888. 75) »Nomes em aico« in Revista de Guimarães, vol. III, p. 169—189. Vorausgegangen waren: »Ensaios de onomatologia celtiberica« in Rev. d'ethnologia e glottologia I, 1880. Sur la forme de quelques noms géographiques le la peninsule ibérique in: Mélanges Graux 1882 und in der Revue Celtique VI, 482—84; und noch früher eine kleine Studie über Personennamen in rix (in der Zeitschrift A Harpa 1873—76). 76) Antigos Nomes Hispanicos in Revista Archeologica Bd. III, p. 1—16, 1889. Cfr. Revue Celtique XI, 155.

silvanus. Dabei stellt er als grundlegende Regel fest: Altkeltisches darf nur mit Altkeltischem verglichen und durch Modernes nur dann gedeutet werden, wenn die phonetischen Beziehungen zwischen neu und alt klar zu tage liegen. — Andergus wird von ihm in die keltische Partikel an und das Thema derco zerlegt und als augenlos, blind aufgefafst (sem olho, sem vista, cego). — In Vipascum wird das Suffix asco dem Ligurischen zugewiesen (wie schon früher von Flechia geschah). — Auch dem Pantheon der lusitanischen Götter, das trotz Strabo (III, 4, 16) recht gut bevölkert gewesen zu sein scheint[77]), widmete C. seine Aufmerksamkeit. Nachdem der verdienstvolle Entdecker der prähistorischen Burg Citania dos Briteiros die sorgsame Abschrift und einen Deutungsversuch lateinischer Votivtafeln aus der Provinz Minho veröffentlicht hatte[78]), die sich im Besitze des von ihm gegründeten archäologischen Museums (Martins Sarmento in Guimarães) befinden, versuchte Coelho die darin genannten Götternamen, auf Grund reichlichen, zum Vergleich herbeigezogenen Materials, in ihre Elemente zu zerlegen und einzelne davon zu erklären. Es sind Aernus (der Beschützer einer Mineralquelle bei Castro d'Avellãs); Bormanicus (der Schutzgeist der heifsen Schwefelwasser bei Caldas de Vizella); Brigus, Coronus, Cusuneneoecus, Durbedicus, Tameobrigus, Turiacus.[79]) — Mit dem Gotte Endovellicus beschäftigte sich Leite de Vasconcellos, der eine gröfsere Arbeit über die ganze lusitanische Götterlehre verspricht.[80]) — Als wissenschaftliche und hartnäckige Gegner traten sich Coelho und Sarmento anderwärts entgegen. Francisco Martins Sarmento, der den Anstofs zu seinen, sich z. T. mit Holtzmann, Belloguet und Arbois de Jubainville deckenden Ansichten aus selbständiger Ausdeutung der Ora Maritima des Festus Avienus geschöpft hat[81]), hält die Lusitanier für Ligurer, die nach ihm nicht präarisch, sondern Indogermanen sind und Jahrhunderte vor der Ankunft der Kelten den Westen kolonisiert hatten. Was man neukeltisch nennt, ist ihm ligurisch, und ligurisch soll das Onomastikon der Halbinsel sein.[82]). Coelho hingegen weist nach, dafs bis jetzt aus den alten Textstellen, sowie den ethnographischen, anthropologischen, archäologischen und glottologischen Argumenten sich in Wahrheit nur negative Beweise für jene These ergeben, und hält, ein treuer und fest im Sattel sitzender Schüler von Zeufs, unentwegt an seinem begründeten Glauben an keltische Spracheinflüsse fest. Die vorkeltischen Lusitanier und Callaïker ist er geneigt, für praearische Iberer zu halten. — Zu Ende war übrigens die literarische Polemik am Ausgang des Jahres 1890 noch keineswegs.[83])

77) S. darüber Sarmento, in Renascença I, p. 122 und Coelho im im Compte-Rendu do Congresso prehistorico p. 439. 1880. 78) Para o Pantheon Lusitano in Rev. Lusitana I, p. 227—240. 79) Nomes de Deuses Lusitanicos in Revista Lusit. I, 251—378. 80) S. Os Lusitanos. Questões d'ethnologia. Porto 1880. Festus Avienus: Ora Maritima. Porto 1880. 81) O deus Endovellico, noticia succincta Liss., 1890, u. Novas inscripções de Endovellico 1890/91, zwei kleine Opuskel. ,Os Celtas na Lusitania in Revista Scientifica, Porto 1882. 82) Os Argonautas, subsidios para a antiga historia do Occidente, Porto 1887. 83) Coelho schrieb unter dem Titel: ›Questões ethnogenicas: Lusitanos, Ligures e Celtas‹ in der Rev. Archeologica, III, p. 129—144; 163—177 (1889) und IV, 153—161 (1890) und in der Revista de sciencias naturaes e sociaes da Sociedade Carlos Ribeiro, Heft 2. Martins Sarmento unter dem Titel: Lusitanos Ligures e Celtas in der Revista de Guimarães VII, p. 101—119 (1890) und später.

Lexikographisches. Mit dem zweiten deutsch-portugiesischen Teil hat das Neue Wörterbuch von H. MICHAELIS seinen Abschlufs erreicht, besonders von den Portugiesen, welche Deutsch treiben, freudig begrüfst. Obwohl bedeutend schmächtiger als der erste Teil (573 gegen 737 Seiten), ist auch dieser Band im Vergleich mit allen bisherigen Hilfsmitteln sehr reichhaltig.[84]) — Etwas später kam das lang erwartete etymologische Handwörterbuch von COELHO ans Licht.[85]) Des Verfassers eigenen hohen Anforderungen entspricht es noch nicht. In der Vorrede deutet er etwas unmutig an, dafs sein Werk sich den Umständen hat anpassen müssen. Es ist nicht völlig frei, nach eigenem Ermessen, gestaltet, sondern eine Buchhändler-Unternehmung, zu der C. sich kontraktlich verpflichtet hatte, und die je nach der Verlegers und Druckers Bedürfnissen während 10 Jahren bald überschnell gefördert werden mufste, bald lange stockte. Dazu hat er, wie jeder, der sich mit dem portug. Wortschatz beschäftigt, den Mangel eines historischen Wörterbuchs[86]) sowohl bei der Wahl der Worte, als bei der Anordnung ihrer Bedeutungen und den Definitionen schwer empfunden; nicht minder das damalige hinderliche Fehlen guter Untersuchungen über die portug. Normalaussprache, und die Regellosigkeit, ja Willkür der herrschenden, sich pseudo-etymologisch gebärdenden Orthographien. Trotz verschiedener hierdurch bedingter und erklärter Mängel und Ungleichheiten wird das handliche und doch auch aufserordentlich reiche »Manual« gute Dienste leisten und gesundere Sprachanschauungen in der Masse der Portugiesen verbreiten. — Auf 1248 Seiten von je zwei Spalten bietet der kleingedruckte Text ungefähr 50000 Artikel. Veraltete Vokabeln sind im allgemeinen ausgeschlossen; erfundene, d. h. aus Mifsverstehen geschriebener oder aus Irrtümern gedruckter Werke hervorgegangene Worte, die in den älteren Wörterbüchern nicht selten sind, fehlen natürlich; die lebende Sprache, mit Einschlufs zahlreicher neuester wissenschaftlicher Ausdrücke, aber auch mancher ungebuchter Volks- und Hausworte ist katalogisiert. Angewandt wird die üblichste Orthographie, ohne jede Reform. Damit jedoch der Benutzer, der sich einer abweichenden Schreibart befleifsigt, s e i n e Worte finden könne, verzeichnet eine kleine Tabelle die häufigeren Schreibvarianten. Dem zu deutenden Wort folgt Darstellung der Aussprache. Silbentrennung und Accentstelle sind angegeben; die Vokalfarbe nur in den Hauptsachen (â è ò bezeichnen den geschlossenen Laut in Tonsilben; á é ó den offenen ebenda; ā ē ō den offenen in unbetonten Silben); der Charakter der Konsonanz auch nur ungefähr. Das tonlose dumpfe i-artige e, und das tonlose dumpfe u-artige o bleibt z. B. unberücksichtigt; ebenso der verschiedene Wert des r, und des silbenschliefsenden s (= ẋ, ṡ vor k t p f s ch; = ż vor den übrigen Konsonanten; = z zwischen Vokalen). Die zu klarer Unterscheidung nötigen Typen standen ihm nicht zu Gebote. Bei dem heutigen Stand der Phonetik, nachdem erfahrene Arbeiter, wie Gonçalves Vianna, Leite de Vasconcellos und Cornu, ihre scharfen Analysen bekannt gegeben haben, wird dieser Mangel, der für den einheimischen Benutzer des Manual nicht schwer

---

84) H. Michaëlis: Neues Wörterbuch der port. und deutschen Sprache Leipzig, Brockhaus, 1889. 85) Diccionario Manual Etymologico da lingua Portugueza; Lissab., Plantier (ohne Datum). 86) Das von der Akademie der Wissenschaften unternommene, einer unter Th. Braga arbeitenden Kommission übertragene Wörterbuch ist aus dem Vorbereitungsstadium noch nicht heraus gekommen.

ins Gewicht fällt, im Ausland bitter empfunden werden. — Die absichtlich knappen Worterklärungen sind meist gut gelungen: gleichlautende Wörter verschiedenen Ursprungs (mots convergents) zerfallen natürlich in verschiedene mit 1., 2., 3. markierte Abschnitte. Dasselbe geschieht, wenn sie gleicher Herkunft sind, doch zu verschiedenen Wortklassen gehören (z. B. accesso acido acinte, als Substantiva und Adjektiva). Der Hauptwert beruht jedoch in den etymologischen Nachweisen, die dem Portugiesen noch nie in solcher Fülle und so präzise geboten worden waren. An Stelle der dilettantischen Herleitungen, die in Bluteau, Moraes, Constancio, Caldas Aulete und Roquette den Suchenden so oft befremden, sind die Ergebnisse der Forschungen eines Diez und seiner Nachfolger getreten, und dazu eine grofse Zahl eigener Erklärungen. Die Quellen werden selbstverständlich im einzelnen nicht genannt. Nur im »Anhang«, wo eine Reihe neuester Etymologien aus Romania, Zeitschrift, Grundrifs, Revista Lusitana etc. verwertet wurden, ist es geschehen. Dafs lange nicht alles gesichert ist, bedarf der Erwähnung nicht.[87]) Ebensowenig, dafs viele Worte unergründet blieben, auch solche, mit denen die Wissenschaft sich schon ergiebig beschäftigt hat — z. T. weil Coelho nicht zustimmt, z. T. aus Versehen.[88]) Schade ist, dafs durch Druckversehen manche auffällige Lücke entstanden ist. Es fehlen z. B. zwischen comprar und compositor: composto, compostura, compota, compoteira, compra, comprador, comprar, compravel, comprazedor; vor edil: edacidade, edaz, eden, edição, edictal, edicto, edificação, edificador, edificante, edificativo, edificio; vor doesto: doença, doente, doentio, doer, doestador, doestar. Ich suchte vergeblich: chato, cordeiro, eido, êmque, duzia, ensinar; von blofs etymologisch wichtigen Nebenformen vermifste ich unter anderen entrida, enxabido, esbrugar, escupir, esgaçar, estarzir. An Verweisen auf Worte, die wohl da sein sollten, in Wirklichkeit aber nicht da sind, fehlt es hier so wenig wie in den meisten anderen Sprachschätzen (man schlage z. B. amarfanhar, chapeu, cocuruto, favonear, engrillar, repouso nach). Das Bedenklichste jedoch scheint mir, dafs als Etymon nicht die genau entsprechende, sondern in hunderten von Fällen nur ungefähr die im Worte steckende Grundform angegeben ist (ladrilho = later; nadega = nates; padejar = pá; intrujão = intrusus u. ä. m.). Damit ist dem Laien nicht gedient. Auch sind die sinnstörenden Druckfehler nicht zum Schlufs berichtigt, (wie s. v. camaranchão: cabello für cubello; s. v. chocho: gozo für goro; s. v. cernir: sassar für passar). Eine zweite verbesserte Auflage wird hoffentlich schnell zum dringenden Bedürfnis. — Den wesentlichsten Teil des historischen Wörterbuchs zu liefern, den Wortbestand des Mittelalters zu buchen und ihn mit reichlichen und treu wiedergegebenen Belegstellen zu dokumentieren, unternahm ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften — doch kam die Unternehmung nicht zu einem befriedigenden Abschlufs. Der Verf. des »Glossario da Edade Media ([e da Renasença]« wie er, meiner Meinung nach unklug, hinzufügte), Delfim d'Almeida starb, als erst 14 Bogen (112 Seiten) gedruckt waren, und diese befriedigten ihn selbst so wenig, dafs er noch Vernichtung und veränderten Neudruck beantragt hat.[89])

87) Beispielshalber verweise ich nur auf: eito, endoença, silhó, endecha, redrar, resmungar. 88) Ich denke an Worte wie enfartar, labresto, lesto, engrimanço, ingreme, estatelado, hespanhol, labugante. 89) S. Representação

Wahre Freunde hatten ihm wohl nahe gelegt, dafs der Wert seiner in zehnjähriger Arbeit gesammelten Notizen, die eigentlich nur Nachträge und Berichtigungen zum Elucidario sein sollten, durch die unmethodische Art der Einordnung und Darlegung erheblich verlören. Vielleicht rieten sie ihm auch, die etymologisierenden Bemerkungen fortzulassen, da er doch nur fremde Meinungen wiederholte. Jedenfalls enthalten die Artikel a bis abastar aber viel brauchbares Material; manche Berichtigung zu S. Rosa de Viterbo, zu Bragas rekonstituiertem Cancioneiro da Vaticana und anderem. Und auch die zahlreichen, an ungehöriger Stelle eingereihten Exkurse über Einrichtungen, Sitten und Gebräuche würden am rechten Orte ihren Wert erhalten. — Das rumanho, die Sprache der Zigeuner in Portugal, wohin sie erst im 15. Jahrh. gekommen zu sein scheinen, untersucht Coelho, der seine Materialien (245 Worte und einige Texte) aus Alemtejo hat, und kommt zu dem Ergebnis, dafs es eine Abzweigung der spanischen Zigeunersprache ist, in welcher der natürliche Zersetzungsprozess noch weiter fortgeschritten ist.[90]) Von der indischen Tsigana-Sprache sind nur noch Worte und einige wortbildende Suffixe übrig; Deklination und Konjugation sind vergessen, ebenso Partikeln, Pronomina u. s. w., die in Spanien noch üblich sind. — Die Gaunersprache, a giria, mit ihren kecken Metaphern und Ableitungen, die sich übrigens manches Zigeunerwort angeeignet hat, gab den Stoff zu einer kleinen Abhandlung und einem Wörterbuch, dessen Einzelnheiten im Tribunal, beim Verhören von Gaunern und Taschendieben (larapios und gatunos), sowie aus den Notizbüchern der Polizei und direkt aus den Gefängnissen stammt. Die zusammenfassende Darstellung der sich aus den Beispielen ergebenden Prinzipien blieb noch für später aufgespart.[91])

Lexikalische Beiträge zu den Dialektwörterbüchern wurden von den verschiedensten Seiten beigebracht und meist in der Revista Lusitana niedergelegt: So lieferte Gonçalves Vianna wertvolle Wörtersammlungen aus Rio Frio, Moimenta (in Tras-os-Montes) und Ponta Delgada[92]); H. R. Lang, Leite de Vasconcellos aus den Açoren.[93]) Der Letztgenannte aus Matella und Parada de Infançôes (Tras os Montes)[94]), Evora, Alandroal, Beja, Serpa[95]) und Porto[96]); J. de Castro Lopo aus Valpaços (Tras-os-Montes)[97]); A. Alfredo Alves aus S. Margarida (Beira Baixa)[98]); Armando da Silva aus Espozende (Minho).[99]) — Mit der Kindersprache beschäftigte sich Soeiro de Brito und sammelte einige für den Forscher wertvolle Thatsachen, die zu deuten ihm freilich die nötigen Vorkenntnisse fehlen.[100]) —

Der Phonetik, Phonologie und Morphologie der lexikalisch ausgebeuteten Dialekte widmen Gonçalves Vianna und Leite

feita á segunda classe da Academia Real das Sciencias de Lisboa por Delfimd'Almeida. Liss. 1890. 90) Os ciganos de Portugal in Rev. Lus. I, p. 3—20. 91) A Giria: Vocabulario, Etymologia e Historia von J. M. de Queiroz Velloso in Rev. de Portugal III, p. 153—183. 92) Materiaes para o estudo dos dialectos portuguezes in Rev. Lus. I, 158—166; 202—220; 310—320. 93) H. R. Lang: Respigas do vocabulario açoreano in Tradições populares açoreanas; Rev. II, 46—55 und L. de V., Dialectos açoreanos in Rev. II, 289 bis 307. 94) Dialectos trasmontanos; Rev. II, 97—120. 95) Dialectos alemtejanos in Rev. II, 15—45. 96) Notas sobre a linguagem vulgar do Porto in Revista da Sociedade Carlos Ribeiro, vol. II, p. 1 und 49, 1890. 97) Linguagem popular de Valpaços in Rev. Lus. II, 255—260. 98) Notas sobre a linguagem vulgar da aldeia de Santa Margarida in Rev. Lus. II, 243—52. 99) Folklore e dialectologia de Espozende, Bd. 4 der Collecção Silva Vieira. 100) Linguagem Infantil Bd. II derselben Sammlung.

de Vasconcellos ihre Aufmerksamkeit; besonders der erstere sucht in physiologischer Darstellung der Laute immer gröfsere Feinheit und Schärfe zu entwickeln. —

Leer geht auch die Etymologie dabei nicht aus: zwar fehlt es den Arbeitenden meist an dem genügenden Überblick über das, was bis jetzt geleistet worden ist, und manche Deutung, die längst Gemeingut der Romanisten ist, scheint ihnen neu, wenn sie sie auf eigenen Wegen fanden; auch vernachlässigen sie es häufig, die portug. Formen mit den spanischen und abgelegneren romanischen Parallelen zu vergleichen, und beachten nicht immer genugsam, dafs die Entwickelung nicht blofs der Laute sondern auch der Bedeutungen beobachtet werden mufs. Im grofsen und ganzen aber wird ernst, sorgsam und methodisch verfahren. Abgesehen von den gelegentlich in die Dialektstudien eingestreuten (meist nicht neuen) Zurückführungen der Worte auf ihre lateinische Grundform sind in besonderen Artikeln besprochen von Julio Moreira: leu (levem); redrar (reiterare); marisma (máritima); argal (ἀργαλειον); cerro (serra); fulo (fulvus); cesão (accessionem); souso (insulsus)[101]); von Epiphanio Dias: gemeo (geminus); astea[102]); sediço (sediticius); valhelhas (vallículas)[103]); von Gonçalves Vianna: moleiro[104]); von Coelho: espatifar (expatefacere); lioz (all. grioz)[105]); von Leite de Vasconcellos: embora (in bona hora)[106]); aballar (ad-vallare); assaz (ad satiem); endro (anethulum); ilharga (iliarica); crencha (crinicula); inves reves traves (inverse, reverse, traverse), trazer in seinen verschiedenen Zeitformen; die Suffixe acho, icho, echo, ucho (aclum); pinto (pinctus statt pictus[107]); von C. M. de Vasconcellos: consoada, assuada, de consum (von de con sub uno)[108]); arvoado (herbulatus); avental (von avante); bebera baforeira (von bifera); bolsar (vomitiare); brilha (virilia); brinco (vinculum); elo (anello); espanto (s. v. von expaventare); fueiro (funarius); gronho (negronho); ichó (ustiolum); ichão (von hucha); ilhó (oculiolo).[109]). Zahlreiche Volksetymologien wurden gesammelt[110]), deren psychologische Erklärung Coelho in ansprechender Weise gab.[111]) — Relativ moderne Ortsnamen, die von Pflanzen- und Tierbezeichnungen oder anderen örtlichen Eigentümlichkeiten herkommen, erläuterte Leite de Vasconcellos.[112]) Eine sehr gewandte und verständige Einführung in das Altportugiesische scheint Leite de Vasconcellos seinen Zuhörern geboten zu haben.[113]) —

Einen brauchbaren Beitrag zur **Grammatik** des Alt-Portugiesischen lieferte Clemens Radermacher in seiner Inaugural-Dissertation.[114]) Er untersucht darin das lautliche Gepräge zweier, dem 14. Jahrh. angehöriger Heiligenleben, deren Texte Cornu 1882 nach einer der ehemaligen bedeutenden Bücherei des Klosters Alcobaça angehörigen, jetzt im Staatsarchiv aufbewahrten Handschrift (No. 266) mit diplomatischer Treue herausgegeben hatte.[115]) — Sie sind wortgetreue Übertragungen aus der Feder irgend eines gelehrten Mönches nach lateinischen

101) Rev. Lus. I, p. 180. 102) Ib.. I, pag. 260. 103) Ibid. I, p. 175. 104) Ibid. II, p. 180. 105) Ibid. I, 263. 106) Ibid. I, 274. 107) Ibid. II, 267. 108) Ib. I, 117. 109) Ib. I, 298—305. 110) Vol. I, 56—59; 267, 277. 111) Ib. I, 133. 112) I, 45 u. 240. 113) Curso de lingua portugueza archaica, in Rev. de Coimbra 1890. Heft I: Lição inaugural do Curso de Português na Academia de estudos livros de Lisboa. 114) Lautlehre zweier altportugiesischen Heiligenleben: Euphrosyna und Maria Aegyptiaca, Bonn 1889. 115) Anciens textes portugais: Vie de sainte Euphrosyne, Vie de sainte Marie l'Égyptienne etc. Paris 1882 (aus Romania XI).

Quellen[116]), wie der Bearbeiter jetzt festgestellt hat, und wie es der Stoff und die häufige Verwertung von lateinischen Wortformen an und für sich wahrscheinlich machte. Einige gröfsere Versehen der Abschreiber oder des Abschreibers Farciso do Monte(?), der sich am Schlusse der ersten Vida nennt, werden in der Einleitung berichtigt; andere, kleinere in der Lautlehre selbst; doch mag das eine oder das andere (ein til zu viel oder zu wenig, ein o für e; ein mo für me; elles für elle etc.) auch blofser Druckfehler sein. Assesego (besser assessego, und nicht a ssesego) ist ruhig beizubehalten. Unter sorgfältiger Scheidung zwischen den vom Übersetzer angewendeten echt volkstümlichen, den halbgelehrten (kirchlichen) und gelehrten Worten wird die Entwickelung der volkslateinischen Laute methodisch dargestellt: bei stärker abweichenden Formen unter Angabe des Grundwortes bisweilen mit Einwendungen gegen herkömmliche Etymologien (calar von χαλᾶν; arrevatar von arreptare), doch ohne selbständige neue Vorschläge (asũados hat nichts mit adsonare zu thun; es ist *subunare.) Seine mit prothetischem a, wie de consuum = de con sub uno). Seine im allgemeinen genauen Angaben über Aussprache, besonders über die Klangfarben von e und o, schöpft der Verf. aus zwei Quellen: aus dem beliebten, weil »handlichen Diccionario« prosodico[117]) und aus dem ausgezeichneten »Essai de phonétique et de phonologie« von Gonçalves Vianna[118]); z. T. auch aus Cornus während der Ausarbeitung erschienener trefflicher Grammatik.[119]) Da jedoch die beiden ersten sich recht häufig widersprechen, gibt R., vorsichtshalber, beide Aussagen nebeneinander an. Dadurch wird aber im Bewufstsein der Ausländer die Vorstellung geweckt, als sei die portug. Aussprache eine auffällig schwankende, was trotz provinzieller Eigentümlichkeiten keineswegs der Fall ist. Die von dem feinhörigen und phonetisch geschulten Gonçalves Vianna angegebene Vokalisation ist die der gebildeten Normalaussprache, besonders der Hauptstadt, welche natürlich für den Fremden als vorbildlich gilt, während der aus Algarve stammende Dichter João de Deus im Dicc. Prosodico seine unmafsgebliche Provinzialaussprache mit ihren drei betonten e-Arten (agudo, fechado, aberto), und mit häufiger Setzung von ę für ẹ lehrt. — Im grofsen und ganzen stimmt Cornu mit Gonçalves Vianna überein; wie auch das Manual Etymologico von Coelho (s. S. 68), das Diccionario Contemporaneo, und selbst Roquette.

In einer kurzen Bemerkung über die scheinbar so willkürliche, dem Fremden durch Regeln nicht klar zu machende Stellung der enklitischen Fürwörter im Portugiesischen stellt F. A. Coelho die der Erfahrung entnommene Thatsache fest, dafs das direkte wie indirekte Pronominal-Objekt gemeinhin dem Zeitwort folgt, vor dasselbe jedoch tritt, sobald 1. unbestimmte, 2. fragende oder 3. relative Fürwörter, 4. selbständige Adverbien (d. h. nicht mit mente zusammengesetzte Adjektiva), 5. Konjunktionen und 6. Präpositionen ihm vorangehen (Beispiel: Ninguem me viu). Nur einige Adverbien (wie hoje) und Konjunktionen (e, mas, porém) sind davon ausgenommen. Mir will scheinen, einzig weil ihr Lautcharakter die Enklise der meist gebrauchten Fürwörter (o, a, os, as) nicht gut zuläfst, also aus euphonischen Gründen.[37]) — In einer anderen Notiz beschäftigt Gonçalves Vianna

116) Acta Sanctorum: Febr. II, 537—41, und April I, 76—83. 117) Von A. J. de Carvalho und João de Deus. 3. Aufl. 1885. Porto und Rio de Janeiro. 118) Romania XII. 119) Im Grundriss I. 120) Revista Lusitana I, 177. Collecção do Pronome Regimen (directo ou indirecto).

sich mit den Gerundial-Konstruktionen, in denen die Hilfszeitwörter ir (resp. andar), vir und estar die Ausübung der durch das Zeitwort im Gerundium ausgedrückten Handlung bezeichnen. Während die einfache Konjugation das »Virtuelle«, »Fakultative« ausdrücke, betone die periphrastische, wenn durch estar erweitert, das »Effektive«, »Aktuelle« der Handlung, und wenn mit ir oder andar umschrieben, das »Progressive« oder »Graduelle«. Also escreve = er versteht zu schreiben; está escrevendo = er übt zeitlich die Thätigkeit des Schreibens; vae andando, vae nadando = er übt die bewegte Thätigkeit des Gehens oder Schwimmens; vae, wenn die Richtung vom Redenden fort, vem, wenn sie zum Redenden hin geht.[121]) Die kurzen Erklärungen, denen Ausführlicheres folgen soll, knüpfen sich an einen Artikel von Samuel Garner, vergleichen die portug. Redeweise mit dem engl. I write, I am writing, und erwähnen noch, daſs der durch a eingeleitete Infinitiv mindestens ebenso üblich ist (está a escrever; anda a varrer).

Zur **Volkskunde** werden andauernd beachtenswerte Materialien gesammelt. — Den Liederschatz bereicherte Th. Braga um 213 aus der Açoren-Insel San Miguel stammende Vierzeiler[122]), und H. R. Lang um weitere 20 Cantigas und einige Fado-Strophen[123]), Soeiro de Brito um Gesänge aus Alemtejo.[124]) Speziell den drei Haupt-Heiligen Antonius, Johannes und Petrus geweihte Coplas gab der fleiſsige und gewissenhafte Sammler A. Thomas Pirez heraus[125]), dem wir auch einen interessanten »Cancioneiro popular politico« verdanken. Leider befaſst derselbe sich nur mit der Neuzeit, von der franz. Invasion an.[126]) Aus guten Gründen: das geschichtliche und politische Interesse des Volkes erlahmt schnell; das alte wird unverständlich und geht unter. Eine Studie über Gegenstand und Form des portug. Volksliedes verfaſste Leite de Vasconcellos[127]), und erweiterte sie später zu einem hübschen Büchlein, welches beabsichtigt, das Verständnis des nationalen Publikums für die Volksseele zu heben.[128]) In den vier Abschnitten des ersten Teiles wird Allgemeines über Dichtkunst und ihr volkstümliches Gebahren, und Spezielles über die portug. Volksmuse und ihre Äuſserungen über Liebesleid und Lust beigebracht (§ 1). Der Begriff »Kollektiv-Poesie« wird mit Rücksicht auf die »Coplas« so gedeutet, daſs einer ein Liedchen improvisiert — oder zwei einen Lieder-Cyklus (in den Wettkämpfen: Desafios), während die Nachsingenden es später umgestalten und allmählich verfeinern. Der Bau der »Copla« wird auseinandergesetzt und gezeigt, wie sie oft dichotomistisch auftritt, so zwar, daſs das erste Zeilenpaar ein der Natur entnommenes Bild enthält, während das zweite es auf die besungene Person oder Sache anwendet. Der Acht- und Sechssilbner, der oft zu kurz oder zu lang erscheint, wenn gedruckt, wird analysiert und darauf aufmerksam gemacht, wie er beim Singen und Hersagen durch volksübliche Zusammenziehungen und noch häufiger durch Einschub eines hiatus-tilgenden parasitischen i oder a vollzählig wird. Vom Reim wird festgestellt, daſs er noch durchaus nicht immer rein ist, im Ganzen

121) Rev.Lus. II, 76: Emprego dos Verbos auxiliares estar ir vir, seguidos de Jerundio. 122) Cancioneiro Popular das Ilhas dos Açores in Rev. Lus. II, p. 1—14. 123) Tradições pop açoreanas, ib. II, 46. 124) Poesia Pop. Alemtejana. Bd. 3 der Collecção Silva Vieira, 1890. 125) Poesia popular portugueza: Cantigas a S. Antonio, S. João e S. Pedro, Elvas 1890, von »Johel« (Pseudonym des A. Th. Pires). 126) Elvas 1890. 127) Observações sobre as cantigas populares in Rev. Lus. I, 143. 128) Poesia Amorosa do Povo Português: breve estudo e collecção. Liss. 1890.

aber selten Assonanz ist oder sein will, wie im Kastilianischen (§ 2). Daran schliefsen sich Betrachtungen über den Wert des Liedes für das häusliche und soziale Leben des Volkes; seinen Einflufs auf die Kunstdichtung und seine Bedeutung als Aufbewahrer historischer Eindrücke und Traditionen. Der vierte Abschnitt enthält eine gute Bibliographie der »Cancioneiros Populares« mit kritischer Würdigung. Im zweiten Teil wird eine kleine Blütenlese von Liebesliedern gegeben. — Der ungleich weniger reichhaltige Romanzenschatz wächst langsam. Meist werden nur Varianten über bekannte Themata nachgetragen. Aus den Açoren kamen, wieder durch TH. BRAGAS Vermittelung: O caso de Juliana e Jorge (Schlangenköchin); O caso de D. Ignez (zum Rico-franco); O caso da Francisquinha und eine Decima de D. Bernaldo (zum Bernal Francez) nächst Genre-Romanzen, Heiligen- und Scherzromanzen.[129]) Eine Spottromanze oder Romanzen-Parodie: »O senhor Dom Gato« wird für COELHO Gegenstand lesenswerter Erörterungen: Die Freude an der Parodie scheint ihm ein Beweis gegen das Dichtertalent des portug. Volkes, und da im besprochenen Beispiel das Vorbild, wie so oft, ein spanisches ist, wird die Ansicht, die portug. Romanze sei nichts als Nachahmung spanischer Originale, von neuem verfochten.[130]) — Einen Valdevinos aus Valpassos (Tras-os-Montes) teilte JOAQUIM DE CASTRO LOPO mit.[131]) Aus dieser Provinz stammen fünf, von C. M. DE VASCONCELLOS niedergeschriebene Texte. Eingestreut sind sie in einen kritischen Aufsatz über Leite de Vasconellos' »Romanceiro Português« und Munthes »Romanceirinho asturiano«. Sein Hauptzweck ist es, den innigen Zusammenhang zwischen portug. und astur. Volkspoesie darzulegen und allmählich festzustellen, welchen Anteil an der Schöpfung und Ausgestaltung des peninsularen Romanzenvorrats der Norden und der Westen hat. Auch will er die portug. Sammler zum Suchen nach möglichst gut erhaltenen Redaktionen anregen, da die neuerdings ohne Wahl dem ersten besten Rezitator nachgeschriebenen Texte z. T. recht viel zu wünschen übrig lassen.[132]) — Ein Stück des Volkstheaters gab BRAGA zum Besten: O Conde de Luz Bella.[133]) — Sprichwörter zog C. M. DE VASCONELLOS aus den ältesten Denkmälern des 13. und 14. Jahrh.: einzelne werden auf ihren Ursprung hin untersucht.[134]) Märchen wurden nur gelegentlich der Dialektstudien aufgezeichnet, meist zugleich als Dialektproben[135]); desgleichen Kinderspiele, Reimformeln, Bauernregeln.[136]) Die Gebräuche des Martinstages beschäftigten die sorgsame und feinsinnige Sagenforscherin D. CECILIA SCHMIDT-BRANCO.[137]) Den Spuren der Sage vom Ewigen Juden auf der

129) Ampliações ao Romanceiro das ilhas dos Açores in Rev. Lus. I, 99—116. 130) Notas e Parallelos folkloricos in Rev. Lus. I, pag. 320—325. 131) Rev. Lus. II, pag. 80. 132) Estudos sobre o Romanceiro peninsular in Rev. Lus. II, 156—179 und 193—240. 133) Rev. Lus. I, 20—33. 134) Materiaes para uma edição critica do refraneiro português, ib. I, 69—72. — Cfr. I, 256 über Schneiderkourage (Sette alfaiates a matar uma aranha, von Coelho, und I. 306 Estudo de um rifão: Lá vae tudo quanto Martha fiou, von Leite de V. 135) Rev. Lus. I, 61 A Serena d'Alamares mit Anklängen an Rotkäppchen; II, 253 Os dous principes. Vgl. I, 53, wo Cecilia Schmidt Branco Märchen aus Benguela nacherzählt. 136) Formulas e perlengas diversas v. A. Th. Pires I, 346; Notas e parallelos folkloricos ib. I, 166, 246 und 320; Tradições populares alemtejanas, ib. I, 60 und 132 und II, 253; Calendario rural II, 120. Tradições populares açoreanas II, 46. 137) De um Symbolo popular na festa de S. Martinho (Martinshörner) I, 291. Apontamentos folkloricos famalicenses von Abilio de Magalhães Brandão, in Rev. de Guimarães VI, p. 182—207.

Halbinsel wurde nachgegangen[138]; und manche andere Tradition mit ihren ausländischen Vertretern verglichen.

Literatur. Texte. Aufserordentlich wenig neue Texte wurden ans Licht gezogen. Aus den wertvollen Alcobacenser Hss. holte F. Esteves ein Leben des heiligen Alexius[139]) — natürlich eine Übersetzung der in den Acta Sanctorum (IV, 250, Juli 14) enthaltenen lateinischen Vorlage. Sie ist doppelt vorhanden: in einem 1454 von Frei Estevam Annes niedergeschriebenen Pergament (Bibl. Nac. Cod. 36 fl. 149r—153r), und in einem andern, undatierten, aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh., von Frei Seraphim de Porto de Moz (Torre de Tombo; No. 266). Die beiden Redaktionen weichen in Kleinigkeiten recht häufig von einander ab. Der Herausgeber glaubt, es handle sich um zwei Kopien eines älteren, dem 13. Jahrh. zugehörigen, verbrauchten Codex, dessen Lesarten von den Abschreibern in verschiedener Weise modernisiert worden seien. Die Varianten des vulgäreren Codex 266 werden dem etwas stärker latinisierten Text des Frei Estevam beigegeben.[140]) — In der wertvollen, seiner Vaterstadt gewidmeten Urkundensammlung »Documentos Eborenses«, in welcher Gabriel Pereira zusammenträgt und in chronologische Ordnung bringt, was an authentischen Nachrichten über die geschichtlichen Ereignisse, die sich in Evora abgespielt haben, und über die alten Rechte, Freiheiten und Gebräuche des bürgerlichen Lebens daselbst erhalten ist, werden neben vielen, schon anderwärts[141]) gedruckten mittelalterlichen Dokumenten nicht wenige neue geboten: Foros, Privilegios, Doações, documentos sobre contribuições e rendas ecclesiasticas; nomeação de alcaides; Processos criminaes; Constituições do Cabido aus dem Stadtarchive, der öffentlichen Bibliothek und dem Lissaboner Staatsarchive, oft in ausführlicher Nachschrift, oft nur im Auszuge. Mehr als 20 gehören dem 13. Jahrh., ebensoviele dem 14. an; die oft barbarische Mischung lat. und vulgär portug. Sprache und die nicht selten schlechte Abschrift, die allein übrig ist, bedingen manches Fragezeichen oder sic des Herausgebers, der überall schlicht wiedergibt, was er vorfand. Über Sitten, Trachten und Gebräuche, Industrie und Handwerk erfährt man mancherlei. — Weitaus das Wichtigste, was das Jahr 1890 zum Besitzstande der altportug. Literatur beigesteuert hat, ist das von der spanischen Akademie, oder richtiger von dem Akademiker Marquês de Valmar D. Leopoldo de Cueto herausgegebene geistliche Liederbuch des Königs Alfons X., das endlich, nach Jahrzehnte langem Harren, beendet ward.[142]) Zwei prächtige Foliobände (von 1200 Seiten, mit 10 Chromolithographien).

138) O Judeu errante em Portugal I, 30 u. II, 74. 139) Vida de S. Aleixo in Rev. Lus. I, 332—345. Den lat. Text enthält auch der Cod. Alcob. 36 (Bibl. Nac.), doch mit kleinen Abweichungen, die sicherstellen, dafs er nicht die direkte Vorlage des port. Übersetzers gewesen ist. 140) Documentos Historicos da Cidade de Evora, Evora, seit 1885 in Heften ausgegeben. Primeira Parte (9 Hefte): Foraes, costumes, documentos municipaes dos sec. XII e XIII. Documentos do cabido. O livro dos herdamentos. Capitulos de Fernão Lopes. Extractos dos Inventarios municipaes do sec. XIV. Extractos dos documentos das albergarias. O livro de Acenheiro. Posturas antigas da Camara. Regimento da cidade em tempo de D. João I. Segunda Parte (Heft 10—19): Documentos municipaes do sec. XV. 141) In Port. Mon. Hist.: Leges; in den Provas der Hist. Genealogica; in den Ineditos de Histor. Port.; im Elucidario und in der Chronica de D. João I. 142) Cantigas de S. Maria de Don Alfonso el Sabio. 2 Bde, Madrid 1889. 300 Exempl. zu je 200 pesetas. Der Druck war 31. Dez. 1889 beendet; zur Anzeige kam er Okt. 1890; zur Verteilung erst Anfang 1891. S. ob. S. 537.

bestehend aus einer tüchtigen, von gesunder Kritik durchwehten Einleitung, 426 Gedichten und einem leider minderwertigen Glossar. In der Einleitung erhalten wir den Bericht über alles, was von des Königs Dichterthätigkeit bekannt ist (Kap. I); genaue Nachrichten über die erhaltenen und verschollenen Hss. (II); Mitteilungen über den Inhalt der Lieder, von denen ein Teil nationale, der andere, gröfsere, aber internationale Wunder-Legenden behandelt (III); Darlegungen über die Quellen, welche mündliche Familienerzählungen, Lokalüberlieferungen aus Spanien und Portugal, und franz. und lat. Niederschriften aus Cluny, Laon, Chartes, Soissons, Rocamador etc. sind (IV); einen Aufsatz über die Kultur der Halbinsel zur Zeit des Weisen Königs (V); Bemerkungen über die von ihm in seinen Dichtungen benutzte Sprache: relativ elegantes Portugiesisch, das von süd- und nordfranz. Poesie wesentlich beeinflufst wurde (VI); ein Kapitel über Metrik (VII); eine Analyse des Charakters des Dichterkönigs. Daran schliefsen sich Inhaltsangaben der Cantigas, nicht in der Ordnung des Textes, sondern in Gruppen, die auf die behandelten Tugenden und Laster Bezug nehmen, und wertvolle Quellennachweise von Mussafia, nächst Zusätzen von Monaci, Braga und Anderen.[143]) Der Text folgt dem Cod. Escur. j—b—2, weil dieser der vollständigste ist (401 Gedichte); die Varianten aus Cod. Escur. T—j—1 (d. h. aus den 195 Wunderberichten und Lobliedern, die das unvollständige Pergament bietet), sowie aus dem ältesten, bald nach 1257 gefertigten Cod. Toletanus begleiten jedes Gedicht. Meist sind es nur orthographische Kleinigkeiten; hie und da auch wichtigere Umgestaltungen. In den ersten 100 Nummern ist mit dankenswerter Sorgfalt verfahren; später, besonders nach No. 200, ist die Textbehandlung eine nachlässigere. Die Musik bleibt unberücksichtigt. — Das musikalische Liederbuch aus dem 15. Jahrh., welches Barbieri zugänglich gemacht hat[144]), enthält zwar nur vier portug. Gesänge, doch sind drei davon von hoher Bedeutung, weil sie (verderbte) Reste jener volksmäfsigen Parallelstrophen-Gedichte sind, die am Hofe des D. Dinis zu so hohem Ansehen gelangt waren, und wir nun ihren musikalischen Charakter kennen lernen.[145]) Und auch die spanischen Melodien und Texte sind für den Westen hoch bedeutsam, weil die meisten darunter am portug. Hofe gesungen und von den Modedichtern zum Thema für Glossen und Volten gewählt wurden. Einige dieser Nachklänge hat der spanische verdienstvolle Herausgeber aufgefunden; sehr viele andere müssen erst noch besprochen werden. — An Wiederabdrücken erschien Folgendes. Der wichtige historische Bericht des Kapellans König Emanuels Padre Francisco Alvares über den Priesterkönig Johannes und sein äthiopisches Ländergebiet, in dem er sechs Jahre geweilt hatte (1520—26), ward in Lissabon von der National-Druckerei nach der äufserst seltenen Ausgabe von 1540

---

143) Literatos que con interesantes noticias o luminosas observaciones han auxiliado á la Academia Española en los trabajos de esta publicacion: A. Extranjeros: Mussafia, Braga, P. Meyer, Monaci, d'Ancona, Lollis, Teza, Mistral, Chabaneau. B. Españoles: Menendez y Pelayo, A. Paz y Melia, Fidel Fita, Madrazo, Villabrille. 144) S. ob. S. 541. 145) No. 50. Minno amor tan garrido Firios vuestro marido || Minno amor tan lozano Firios vuestro velado; 437 Meu naranjedo florido El fruto no l'es venido || Meu naranjedo granado El fruto no l'es llegado 458 Meus olhos van per lo mare Mirando van Portugale || Meus olhos van por lo rio . . . . No. 425 Olhade-me gentil dona gehört einer anderen Gattung an.

mit diplomatischer Treue neu gedruckt.[146]) Die einzige Beigabe besteht in einer Reihe guter Facsimiles.[147]) — Als erster Band einer Bibliothek portugiesischer Klassiker figuriert die Geschichte der zweiten Belagerung von Diu von einem Augenzeugen, Lopo de Sousa Coutinho.[148]) — Auch ein schlichter Abdruck, jedoch in moderner Orthographie. Nur eine kurze bibliographische Notiz wird vorausgeschickt, und außer dem die fehlerhafte alte Biographie aus Barbosa Machado's Bibliotheca Lusitana.[149]) — Mehr Arbeit hat sich Alberto Pimentel gemacht, der Herausgeber der Werke eines quinhentistischen Volksdichters, des sitten- und zuchtlosen Ex-Franziskanermönches Antonio Ribeiro, mit dem Zunamen Chiado († 1591)[150].) Er hat gesammelt, was er von diesem Schüler des Gil Vicente Gedrucktes und Ungedrucktes fand, hat die spärlichen Nachrichten über sein Leben zusammengetragen und mit den Angaben über seine Werke zu einer Einleitung verarbeitet, hat Textkritik geübt, indem er die Rechtschreibung modernisierte, die Interpunktion regelte und für Worterklärungen sorgte. Der eigentlich philologische Teil seiner Arbeit ist freilich als mifslungen zu bezeichnen.[151]) Die Abschriften, die er sich anfertigen liefs, sind nicht immer sorgfältig; die eingeführte Schreibart ist oft eine Schlechtschreibung; und von den Fufsnoten sind nur die historischen und sachlichen annehmbar, die sprachlichen hingegen entweder kritiklos dem »Elucidario« oder anderen Wörterbüchern entnommen oder auch frei erfunden. Die gebotenen Texte sind drei grobe Bühnenstücke, richtiger Satyren auf die Sitten und Unsitten der Zeit in Gesprächsform (Pratica de oito figuras; Auto das Regateiras; Pratica dos Compadres) nach dem einzigen bekannten Exemplare des Originaldruckes (Bibl. Nac., Res. 125); humoristische Verwarnungen in Dissonanzen-Reimpaaren, »Avisos para guardar«; prosaische, auf Sprichwörtern aufgebaute Narrheiten: »Parvoices que acontecem muitas vezes« und ein aus 11 Gedichten bestehendes Wortgefecht »Querella« mit einem persönlichen Feind, dem in Diensten des Bischofs von Evora stehenden Mulatten Affonso Alvares, nach einer Eborenser Hs. (CXII, 1—37), die teilweise jedoch schon ausgebeutet worden war[152]); eine geistliche Regel »Regra Espiritual que fez ao Geral de S. Francisco«; Grabschriften (Lettreiros), die schon in älterer Ausgabe vorlagen (1783 von Bento José de Sousa Farinha, und die letzteren auch schon 1602); eine scherzhafte Prophezeihung für das Jahr 1591, sowie drei Prosabriefe (beides nach Lissaboner Hss.[153]) Wer sich mit dem groben Spötter (literarhistorischer Studien halber) befassen mufs, wird froh sein, dafs er nun seiner Werke habhaft werden kann. Der Sprachforscher und Lexikograph wird hingegen

146) Verdadeira Informação das Terras do Preste João das Indias pelo Padre Francisco Alvares; Nova edição conforme á de 1540, illustrada de diversos facsimiles, Lisboa, Imprensa Nacional 1889. 147) Titelblatt u Vorrede der port. Orig.-Ausg.; span. Übers. des Pe Fray Thomas de Padilla, Antwerpen 1557; Zaragoza 1561; Toledo 1588; frz. Übers. Antwerpen 1558 (zwei verschiedene Ausg.); deutsch Eisleben 1566. 148) Bibliotheca de Classicos Portuguezes Director litterario: Dr. Sousa Viterbo; Mello d'Azevedo, Editor. Historia do Cerco de Diu (nach dem ersten Druck von 1556. 149) Dafs die Daten darin falsch sind, ist bekannt und wird auch in einer Anmerkung erwähnt; dafs aber die Mitteilungen über angebliche Dichtungen des Geschichtschreibers völlig irrtümliche sind, wird weder nachgewiesen noch angedeutet. 150) Obras do Poeta Chiado. Lissabon 1889, LXXIII Seiten Einleitung; 242 Seiten Text; 245—248: Addenda. 151) Vgl. in Zs. XV, p. 550 die Kritik von Epiphanio Dias da Silva. 152) Von Cunha Rivara im IV. Bd. des Panorama. 153) Miscellanea Historica Port. E—6—15 und Collecção Pombalina, Cod. 147 fl. 302.

vorsichtig damit umgehen müssen. — Die neueste, 104. Lusiaden-Ausgabe, die einer der bedeutendsten portug. Dichter, Francisco Gomes de Amorim, unternommen und mit grofsem Aufwand von Mühe und Fleifs durchgeführt hat[154]), legt ein trauriges Zeugnis von dem Tiefstand kritischer Schulung bei den höchstgebildeten Portugiesen ab. Sie ist dem Volke und der Schuljugend gewidmet und nennt sich selbst »a mais correcta edição que até agora se fez dos Lusiadas«. Ihre überaus zahlreichen und in familiärem Unterhaltungston geschriebenen sachlichen und besonders sprachlichen Anmerkungen wollen bewirken, dafs die dem wenig gebildeten Laien ziemlich unzugänglichen »Lusiadas«, die in unehrerbietigen Äufserungen als veraltet in Sprache und Versifikation hingestellt worden sind (von Castilho), fleifsiger gelesen werden. Das zu erreichen, will Amorim die Sprache modernisiren, redet sich selbst aber ein, sein vestir á moderna sei zu gleicher Zeit eine Zurückführung (restituição) des Textes zur ursprünglichen Reinheit. Das bei Camões Lebzeiten und durch ihn selbst herausgegebene Werk sei durch schlechte Drucklage, infolge der Unklarheit der beim Mekongs-Schiffbruch verdorbenen Vorlage (!), und durch die Zensur verderbt und gefälscht, und bedürfe energischer konjektural-kritischer Mafsnahmen. Er verbessert daher nicht nur die Interpunktion und die Buchstabenfehler des Originals, sowie die wenigen wirklichen Versehen, sondern ändert Wortformen und Versmafs, Grammatikalien und Satzbildung [sim mim assim für si mi assi, levantar und recear für alevantar arrecear, moiro und Moiritania (!) für mauro mauritania, capitania für capitaina, antigo für antiguo, Alexandre für Alexandro; lhes für lhe; morro für mouro; rosto für gesto u. s. w. Ein Kritiker zählt 450 solcher Änderungen[155]); ein anderer sogar 855.[156]) Dazu kommen noch weitere 202 Vorschläge. Zum Glück gibt es jedoch heimische Sachverständige, die ihr abweisendes Urteil solchem Unterfangen gegenüber rund und klar aussprechen und sachlich begründen.

Unsere Kenntnis portug. Schriftsteller wird auch durch einige ***Monographien*** gefördert. — Den Namen des Schöpfers des portug. Nationaltheaters setzte Ramiro Coutinho, Visconde de Ouguella als Titel auf eine nach künstlerischer Abrundung strebende und dementsprechend Namen und Daten ängstlich vermeidende, sich in Allgemeinheiten geschickt bewegende Plauderei über Renaissance und Reformation, die dem portug. Leser gewifs manches Neue bringt.[157]) Der äufserlich wie innerlich wenig gegliederte, nur in drei, mit Zahlen überschriebene Abschnitte zerfallende Essay »Gil Vicente« beschäftigt sich mit den Hauptströmungen des Geisteslebens in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrh., sowie ihrer Wirkung auf den Dramatiker, und führt sowohl die zahlreichen Stellen seiner Autos an, in denen er den Auswüchsen des Kirchen- und Klosterlebens furchtlos zu Leibe geht, als auch andere, aus denen echte Religiosität spricht. Neu darin ist der Ge-

154) Os Lusiadas de Luiz de Camões, edição crit. e annotada em todos os logares duvidosos, restituindo, quanto possivel, o texto primitivo pela Correição de erros que nunca se tinham expungido. Lisb. Imprensa Nacional 1889. 2 Bde. (I: X u. 526: II, 453 S. 155) J. Leite de Vasconcellos in: O Texto dos Lusiadas segundo as ideias do sur. Francisco Gomes de Amorim; Esboço de critica philologica. Porto 1890 (70 Seiten). 156) W. Storck in Zs. f. vgl. Literaturgesch. N. F. IV p. 127—134. Vgl. auch Literaturbl. 1892 p. 382 (v. Reinhardstöttner. 157) Visconde de Ouguella: Gil Vicente, Lissabon, Livraria A. Ferin 1890. (304 S.)

danke, das Auto da Alma (1508), in dem der Teufel als Versucher der Seele auftritt, sei ein Vorbild für Goethes Faust geworden! (falls er nicht etwa aus Ducarmes Artikel im Muséon geschöpft ist).[158]) — Dabei sei einer Einzelstudie gedacht, in welcher José de Sousa Monteiro die drei Mysterien von der Höllen-, Fegefeuer- und Himmels-Barke auf ihren Zusammenhang mit den Totentänzen hin untersucht.[159]) — Das Leben eines typischen Schriftstellers aus dem 17. Jahrh. erzählt ALBERTO PIMENTEL.[160]) In recht leichtgeschürztem, realistischem Stil, der zur Zeit in Portugal auch in historischen und literarhistorischen Arbeiten beliebt und in diesem Falle auch dem Gegenstand angemessen ist, wird berichtet, in welcher Weise der mit dem Zunamen Capitão Bonina belegte, im höchsten Grade leichtfertige Offizier Antonio da Fonseca Soares (1631—82) in Kriegs- und Friedenszeiten, in Portugal und Brasilien, in immer neue Liebesabenteuer verwickelt, beständig sein Dichtertalent vergeudend, in den Tag hinein lebte, bis er nach dem 30. Jahre ein neuer Mensch ward: der sittenstrenge Mönch Frei Antonio das Chagas und frommer Verfasser zahlreicher viel gelesener Predigten und Erbauungsschriften. Je ein Kapitel behandelt: I O Capitão Bonina; II O Frade; III O Escriptor. Dem ersten sind zahlreiche ausgewählte Proben aus den ungedruckten und zum grofsen Teil undruckbaren Gedichten der weltlichen Epoche eingefügt. Sie waren in zu zahlreichen Hss. verbreitet und gefielen den Mitlebenden zu gut, als dafs der Befehl des Asketen von Varatojo, sie zu verbrennen, hätte ausgeführt werden können. Das letzte Kapitel enthält ausreichende bibliographische Angaben. — Wertvoll ist eine kritische Arbeit LUCIANO CORDEIRO' über die berühmten, im Januar 1669 in Paris erschienenen »Lettres d'une religieuse portugaise«[161]), über deren Echtheit oder Unechtheit so viel gestritten worden ist. Der verdiente Sekretär der Lissaboner geographischen Gesellschaft, dem man schon manche andere kritische Untersuchung dankt[162]), ging der handschriftlichen Aufzeichnung nach, welche Boissonade in einem Exemplar der Pariser Originalausgabe fand und 1810 im Journal de l'Empire (5/I) mitteilte, und stellte an Ort und Stelle genaue Nachforschungen an. Was er ermittelte, widerspricht wenigstens jener Aufzeichnung nicht. Im Gegenteil, es wird durch Cordeiro in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, erstens dafs die Marianne der Briefe, die in einer kurzen Phrase Bekanntschaft mit den betreffende Örtlichkeiten zeigt (portas de Mertola), die 1640 in Beja geborene Soror Marianna aus dem Hause de Alcoforado ist, die in jungen Jahren dem Kloster da Conceição übergeben, 1709 Äbtissin ward, und 1723 hochbetagt starb; und zweitens, dafs sie 1666 in intime Beziehungen zu Noël Bouton de Chamilly, Grafen von Saint-Léger, dem späteren Marschall von Frankreich, trat († 1715), der 1663 als Offizier des von Ludwig XIV. entsandten Schombergschen Heeres längere Zeit in Breja weilte, wo-

158) es Autos de Gil Vicente in Muséon 1885. 159) A Dansa Macabra in Rev. de Port. I 233—259. 160) Vida Mundana de um Frade Virtuoso, Perfil historico do seculo XVII. Lissab. 1890 (161 Seiten und 1 Facsimile). 161) Soror Marianna, a Freira Portugueza. Lissabon 1888. 162) Ich nenne hier nur das Geschichtswerk »A SenhoraDuqueza« (Lissab. 889, I. Band der »Serões Manuelinos«, in welchem die Tragödie behandelt wird, die sich am 2. Nov. 1512 in Villaviçosa abspielte, als D. Jayme de Bragança seine Gemahlin D. Leonor de Guzman y Mendoza enthauptete und den Pagen Antonio Alcoforado töten liefs; dieselbe, die den Stoff zu der span. Romanze »Lunes se decia lunes« hergab.

selbst er zu den Alcoforados, der vornehmsten Familie der Stadt, in Beziehungen treten mufste. Er verliefs Portugal plötzlich 1667 (Februar; 1668 war er in Dijon). Die ihm nachgesandten leidenschaftlichen Briefe der Nonne scheint er im Kreise seiner Freunde gezeigt zu haben. Einer davon, der Graf G. J. Lavergne de Guilleraques, kopierte sie, übersetzte sie und liefs sie drucken. — Eine Reihe von Dokumenten über die Alcoforados sind beigegeben, ebenso eine Bibliographie der Briefe, mit 76 Nummern. Die neue (5.) Rückübersetzung der Briefe ins Portugiesische in anderer Reihenfolge als gewöhnlich (Brief 2 und 4 haben den Platz getauscht) hat den Vorteil, aufklärende Parallelstellen aus den Ergüssen anderer zeitgenössischer Klosterschwestern, z. B. der Madre Marianna da Purificação aus Beja (1664—95), beizubringen. Ihnen hat Luciano Cordeiro sein Portugiesisch ohne Zwang angeglichen. Von literarhistorischen Aufsätzen, die sich an das gebildete Publikum wenden, sei eine Skizze von Th. Braga über das 18. Jahrh. in Portugal erwähnt[163]); eine geistvolle Übersicht über die zeitgenössische port. Literatur von Moniz Barreto[164]) und eine kurze Darstellung der brasilianischen Literatur.[165])

Unbedingt das Bedeutendste, was das Jahr 1890 über portug. Literatur gebracht hat (sowohl was den Ernst und die Gründlichkeit der Forschung, als auch, was die Tragweite der gewonnenen Ergebnisse anbelangt), ist jedoch eine deutsche Arbeit: das Camões-Leben von Wilhelm Storck.[166]) Der Übersetzer der »Sämtlichen Werke«, der sich ein Menschenalter hindurch eingehendst und mit liebevollster Hingabe mit dem Dichter befafst hatte, nicht blofs bewundernd und nachdichtend, wie so mancher andere, sondern kritisch erforschend, war wie kein Zweiter dazu berufen, zusammenfassend darzulegen erstens, was er bei seinem tiefen Einblick und weiten Umblick an Verbürgtem über den bunt abenteuerlichen Lebenslauf festgestellt hatte, und zweitens, in welcher Weise er die Lücken ausfüllen möchte, die denselben leider in Stücke zerreifsen; wie drittens auch: welches Urteil er über den Menschen und den Künstler, sowie über sein Werk fällt; und nicht minder, was er über die älteren Biographen denkt. Sein Camões-Leben war also hochwillkommen und ist aufserordentlich nützlich und anregend; in Absicht, Anlage und Ausführung nur zu preisen, ob auch im einzelnen selbstverständlich noch hie und da verbesserungsbedürftig. Hoffentlich ist es übrigens nicht das letzte Wort, welches der Verfasser in Camões-Sachen spricht. Eine schlichte Vorrede klärt den Leser von vornherein über die traurige Wahrheit auf: »Thatsächliches aus Camões' Leben und Entwicklungsgange sei weniges bekannt«, woraus sich ergibt, dafs ältere Überlieferung wie jüngere und jüngste Forschung sehr oft mit blofsen Mutmafsungen einzutreten haben. Aus der an zweiter Stelle folgenden Liste der Titel-Abkürzungen ist zu ersehen, dafs alles Wichtigere aus der Camões-Literatur benutzt ward. Der Abschnitt über die eigentlichen Quellen (S. 3—22) zeigt, dafs es mit scharfer Kritik geschehen ist und geschehen mufste. Eine geschickt aufgebaute Einleitung über die geschichtliche Entwicklung Portugals bis zur Geburt des Dichters (S. 25—89) bereitet dann auf das Verständnis seines Lebens vor. In 23 Kapiteln mit zusammen 400 Para-

163) O seculo XVIII em Portugal. Revista de Portugal, Bd. I, p. 574—606. 164) A litteratura portugueza contemporanea, Bd. I, p. 1—40. 165) A evolução da litteratura brazileira von Oliveira Lima, ebd. p. 643—667. 166) Luis de Camoens Leben, nebst geschichtlicher Einleitung. Paderborn 1890. XVI u. 707 S.

graphen wird dieses dargestellt, und die Darlegung und Würdigung der dichterischen Thätigkeit hineinverwebt. Sie sind überschrieben: I. Camoens' Vorfahren. II. Geburtsort (Coimbra). III. Geburtsjahr (1524/25). IV. Früheste Schicksale (Tod der leiblichen Mutter Anna de Macedo bei der Geburt, und Tod des Vaters, nachdem er dem Sohne in Anna de Sâ eine zweite Mutter gegeben). V. Kinderjahre. VI. Als Stiftsschüler. VII. Als Student. VIII. Erster Ausflug (von Coimbra nach Lissabon über Alcobaça und Batalha, auf dessen geweihtem Boden ihm der Gedanke an ein historisches Heldenlied kommt). IX. Ankunft in Lissabon. X. Im Grafenhause (als Erzieher des D. Antonio de Noronha). XI. Die Geliebte. XII. Bei Hofe. XIII. Verweisung aus Lissabon. XIV. Am Ribatejo und zu Ceuta. XV. Zum drittenmale in Lissabon. XVI. Indienfahrt. XVII. Erster Aufenthalt in Goa. XVIII. Drei Dienstjahre zur See. XIX. Auf den Molukken. XX. Zu Macao. XXI. Zweiter Aufenthalt zu Goa. XXII. Rückreise nach Lissabon. XXIII. Letzte Lebensjahre. Die Kapitelenden (meist) mit summarischer Übersicht über die gewonnenen Resultate: alle bieten des Neuen und Feinen die Fülle, im kleinen und im grofsen, selbst in der Gesamtbeurteilung des Lusiadendichters und seiner Epopoë, wie seiner Lyrik und der dramatischen Werke. Thatsächliches durch urkundlichen Nachweis festzustellen, war dem Ausländer natürlich benommen. Nur durch sorgfältigste Benutzung des vorhandenen Materials konnte er die Forschung weiterführen. Geschickte Ausdeutung sowohl der Dokumente wie der authentischen Dichtungen leistete dabei Wesentliches. Vor allem aber wurde durch haarscharfe Analyse jeder der von den älteren Biographen aufgestellten Behauptungen, und durch Verwerfung der apokryphen Dichtungen, das Sichere vom Unsicheren oder offenkundig Falschen gesondert. Nahezu alles, was z. B. der angesehenste Camonist, der Polyhistor Manuel de Faria e Sousa (1645) »Neues« beigebracht hatte, wurde verworfen; doch selbst noch ältere, schon von den allerersten Biographen berichtete, traditionelle Erzählungen (z. B. vom treuen javanischen Sklaven) wurden rücksichtslos entfernt. Bereits in dem Kommentar, welcher in Form von Anmerkungen seine Camões-Übersetzung begleitet, hatte Storck sehr viele Einzelpunkte untersucht, und gar manche zu völlig befriedigendem Abschlufs gebracht. Doch keineswegs alle. So mufste die kritische Vernichtungs- und Sichtungsarbeit denn in der Vita fortgesetzt werden. Diese zerfällt dadurch in eine Reihe von Einzeluntersuchungen, denen der Kundige zwar mit lebhaftestem Interesse folgt, die aber dem Laien unerquicklich sein können. Eine völlig abgerundete, gleichmäfsig dahinfliefsende Darstellung ist somit ausgeschlossen; nur hier und da war es möglich, zwischen die kritischen Erörterungen die fesselnde Erzählung von Ereignissen, lebendige Schilderungen von Sitten, Zuständen und Ortschaften und feinsinnige Betrachtungen über die Geistesentwicklung des Dichters einzuschieben. Noch andere kleine Mängel sind durch den Tiefstand der Camões-Forschung bedingt. — Da Faria e Sousa als Urkundenfälscher und Erfinder falscher Nachrichten und Unterschieber unechter Gedichte entlarvt war, und viele andere Quellenschriftsteller sich als leichtfertige und wenig gewissenhafte Berichterstatter erwiesen, ging Storck in seinem Mifstrauen jedoch bisweilen zu weit und schlug zu viele Breschen in die Camões-Überlieferung, auch glaubwürdige Zeugen beargwöhnend (wie z. B. Luis Franco). Ausfüllen kann aber auch er diese Lücke doch eben nur mit Mutmafsungen. Und setzt er auch stets eingehend begründete an Stelle schlecht oder gar nicht begründeter,

so wird doch manches, das für sein subjektives Ermessen entscheidend ist, für andere nicht zwingende Beweiskraft haben; höchstens gröfsere Wahrscheinlichkeit, und auch diese nicht einmal immer. Andrerseits aber hängt Storck selbst, so kritisch und sorgsam er auch verfährt, doch in vielen Dingen von den Behauptungen port. Vorarbeiter ab. Und diese haben ihn mehr als einmal irregeführt. Ein Beispiel ist folgendes: Es handelt sich darum, festzustellen, ob Camões vor der Abfahrt nach Indien, d. h. vor dem 26. März 1553, die erste Geschichtsdekade von João de Barros gelesen haben kann. Storck leugnet es (§ 203); »denn die grofse, sozusagen offizielle, der Königin D. Maria I. gewidmete, Ausgabe der Asia besagt (im Indexbande p. LXVII) ausdrücklich, Band I sei erst am 24. März 1553 fertig gedruckt gewesen«. Nun ist das »Besagte« aber falsch und einfache Wiederholung dessen was. Barbosa Machado in der Bibliotheca Lusitana behauptet hatte: irrtümlich, wie so unendlich oft!! Der zuverlässige Severim de Faria hatte Recht: Das von Storck für echt gehaltene Datum (24. März 1553) betrifft die zweite Dekade. Die erste war Impressa: per Germão Galharde em Lisboa: a XXVIII de Junho anno de MVLII[167]). — Der edle Glaube an Rechtlichkeit, Ordnungssinn und Pflichttreue, und andere schöne Tugenden, die Storck überhaupt, trotz seines Mifstrauens gegen die, welche er einmal auf unrechtem Wege ertappt, den Südwestländern im ganzen entgegenbringt, hat auch das Bild des Lusiadensängers ein wenig deutsch gefärbt.[168])

Unter den Studien, welche sonst noch zur Camões-Bibliographie beigesteuert wurden, verdient ein Heft Erwähnung, in welchem der emsige Sousa Viterbo einige Nachrichten über den in Salamanca ansässigen gelehrten Druckerei-Korrektor Manuel Correia Montenegro zusammenträgt[169]), der von Storck (irregeführt durch Theophilo Braga) mit dem Lissaboner Pfarrer und Camões-Kommentator Manuel Correia verwechselt worden war (S. Camõens Leben, Quellen § 7 und Leben § 292). Die Hauptfrage, ob ein höchst absonderliches Lusiaden-Manuskript, welches Faria e Sousa 1637 in Madrid gefunden haben will, von Montenegro stammt, oder eine blofse Erfindung des Erstgenannten ist, wie Storck annimmt, wird freilich nicht gelöst, ja nicht einmal aufgeworfen, da Sousa Viterbo jenem nicht mifstraut. Stammt es von Montenegro (wie ich glaube), so mufs dieser als Vorgänger von Gomes de Amorim bezeichnet werden, denn er hatte in seiner Überarbeitung (1620) sämtliche männliche und alle Sdruccioli-Reime aus den Lusiaden ausgemerzt und zahlreiche andere Worte »verbessert«, die ihm nicht gefielen. Auch einen Teil der berühmten Plus-Strophen bot das Manuskript; und dafs diese unechte Einschwärzungen sein könnten, deutet Sousa Viterbo wenigstens an. Derselbe Gelehrte beschäftigt sich auch mit Frei Bartholomeu Ferreira, dem vielgepriesenen Zensor, der 1572 die Lusiaden unverstümmelt aus seinen Händen hervorgehen liess, später aber (1584), seine That bereuend, eine beschnittene Ausgabe (assi emmendada como agora vay) für druckfähig erklärte. Zunächst hat er nur Proben einer gröfseren Arbeit veröffentlicht; desgleichen einige Seiten über Henrique Garcez, der das Epos 1591 ins Spanische

167) Ein Faksimile des betreffenden Titelblattes wäre z. B. eine nützliche Beigabe zu Brito Aranhas Camões'-Bänden gewesen. 168) Vgl. Centralblatt 1891, No. 16. — Deutsche Litteraturzeitung XII. 8. — Litterarischer Merkur XI. 5. — Blätter für liter. Unterhaltung 1890 p. 809. — Neue Poetische Blätter No. 1. — Stimmen aus Maria Lach. XL. 3. 169) Manuel Correia de Montenegro, um Corrector de Camões, Coimbra 1890.

übersetzte.[170]) Biographische und bibliographische Notizen über den Kalligraphen Manoel Barata, dem Camões ein Sonett gewidmet hat, druckte Brito Aranha als Nachtrag zum Dicc. Bibliogr. V.[171]) Eine lesenswerte Lebensskizze von Faria e Sousa aus der Feder von Camillo Castello Branco wurde neu aufgelegt.[172]) Eine freie Verdeutschung des Camões-Gedichtes in zehn Blankvers-Gesängen, in welchem Almeida Garrett den Lusiadensänger verherrlicht hat, bot (in etwas verkürzter Gestalt) der Graf A. F. v. Schack.[173]) Die Lusiaden selbst erfuhren eine neue Übertragung ins Französische durch Edm. Hippeau, die ich jedoch noch nicht zu Gesicht bekommen habe.[174])

Dr. Carolina Michaëlis de Vasconcellos.

170) Im Circulo Camoniano, Heft 9 und 12. 171) Circ. Cam., 11. 172) Heft 11 u. 12. 173) Orient und Occident II: J. B. Almeida Garret, Camoens. Stuttgart 1890. 174) Traduction nouvelle avec notes et annotations précédée d'une étude sur la vie et les moeurs de Camões, Paris 1890.

Toussaint, Ch., u. Langenscheidt, G., Lehrbuch der französischen Sprache für Schulen. 1. Kursus, 14. Auflage, Berlin 1889. 2. Kursus, 7. Auflage, Berlin. 1889. 3. Kursus, 5. Auflage, Berlin. 1890. (3. Kursus von Dr. C. Brunnemann.) Berlin, Langenscheidt.

Tröger, C., Kleine französische Sprachlehre für Mittelschulen bearbeitet. Erster und zweiter Teil. J. U Kern's Verlag (Max Müller), Breslau.

Ulrich, Dr. W., Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der unregelmäfsigen Verben. Eine Beigabe zu französischen Schulgrammatiken. Leipzig, Aug. Neumann.

Ulrich, Dr. W., Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der Regeln des Konjunktives und der Participien. Eine Beigabe zu französischen Schulgrammatiken. ibid.

Villatte, C., Notwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Teil II. 3. Aufl. Berlin, Langenscheidt. 1892.

Villatte, C., Parisismen. 3. Auflage. ibid. 1890.

Weil, A., Schwierige Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 4. Aufl. 1890. Mit Schlüssel. 3. Aufl. Berlin. 1888. ibid.

Wolfram, Carl, und Aymeric, Dr. Jos., Französische Original-Briefe über Wechsel- und Warengeschäfte. Leipzig, Rengersche Buchhandlung.

Fratris Johannis de Parma sacrum Commertium beati Francisci cum domina Paupertate, ed. E. Alvisi. Città di Castello, Tipografia dello stabilimento S. Lapi 1894.

Araujo, D. Fern., Gramática razonada histórico-crítica de la lengua francesa. Segunda edicion completamente refundida. I. II. Madrid 1891.

Ausfeld, Adolf, Zur Kritik des griechischen Alexanderromans. Untersuchungen über die unechten Teile der ältesten Überlieferung. Beilage zum Jahresbericht des Grofsherzoglichen Gymnasiums zu Bruchsal 1894. Karlsruhe, Druck der G. Braunschen Hofbuchdruckerei. 1894. Progr. Nr. 603. 4°.

Bulletino della Società Dantesca Italiana. Rassegna critica degli Studi Danteschi diretta da Michele Barbi· Nuova Serie — Vol. II fasc 1°—2°. ottobre — novembre 1894. Firenze, B. Seeber 1894.

La Barra, Eduardo de, Cuestión filológica. Examen y refutación de un folleto sobre Gramática antigua del professor Don Federigo Hanssen. Rosario de Santa-Fé, J. Ferrazini y Cia. 1894.

La Barra, Eduardo de, Ensayos Filológicos Americanos. Carta al profesor D. Rodolfo Lenz sobre su introduccion al estudio del lenguaje vulgar de Chile. Imprenta y Litografía La Capital, calle Libertad núms. 567 y 569. Rosario de Santa-Fé.

La Barra, Eduardo de, La Hoja perdida de Poema del Cid. Rosario de Santa-Fé, J. Ferrazini y Cia. 1894.

La Barra, Eduardo de, Problemas de fonética resueltos según un nuevo método. Diptongos y adiptongos. Diéresis y sinéresis. Triptongos. Hiatos y sinalefas. Buenos-Aires, Félix Lajouane, 1894.

Behrens, D., Dr. Prof. Programm Sr. Kgl. Hoheit dem Grofsherzoge von Hessen und bei Rhein Ernst Ludwig zum 25. August 1894 gewidmet von Rektor und Senat der Landesuniversität. Friedrich Diez. Festrede, gehalten zur Feier des 100 Geburtstages am 5. Mai 1894 in der grofsen Aula der Landesuniversität. Giefsen, 1894. Grofsh. Hof- u. Universitätsdruckerei Curt von Münchow. 4°.

Bestiarius, Ein tosco-venezianischer. Herausgegeben und erläutert von Max Goldstaub und Richard Wendriner, Halle a. S. Max Niemeyer. 1892.

Bonnard, Jean. Une traduction de Pyrame et Thisbé en vers français du XIII[e] siècle. (Extrait du Recueil inaugural de l'Université de Lausanne.) Lausanne. 1892.

Bos, Dr. A., Glossaire de la langue d'oil (XI[e] — XIV[e] siècles), contenant les mots vieux-français hors d'usage, leur explication, leur étymologie et leur concordance avec le provençal et l'italien. Ouvrage à l'usage des classes d'humanités et des étudiants. Paris, J. Maisonneuve. 1891.

Braune, Theodor, Beiträge zur germanischen und romanischen Etymologie. Berlin, Luisen-Gymnasium. Progr. Nr. 63.

Le Misanthrope par J.-B. P. Molière. With introduction and notes by E. G. W. Braunholtz, M. A., Ph. D. University Lecturer in French. Edited for the Syndics of the University Press. Cambridge: at the University Press. 1894. 1. Bd.

Bretschneider, H, Franco-Anglia, Sammlung französischer und englischer Dichtungen in deutschen Versen. Rochlitz i. S. B. Pretzsch' Verlag.

Breymann, H., Friedrich Diez. Sein Leben und Wirken. Festrede, gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstages am 3. März 1894. Leipzig, Deichert Nachf. 1894.

Castro, Eugenio de, Belkiss, rainha de Sabá d'Axum e do Hymiar. Coimbra. Francisco França Amado, editor. Anno de MDCCCXCIV.

Celestina or the tragicke-comedy of Calisto and Melibea englished from the spanish of Fernando de Rojas by James Marbe anno 1631 with an Introduction by James Fitzmaurice-Kelly. (The Tudor Translations edited by W. E. Henley VI). London, published by David Nutt in the Strand 1894.

Freundesbriefe von Friedrich Diez. Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des Begründers der romanischen Philologie, Friedrich Diez, am Sonnabend, den 3. März 1894 um 11 Uhr vormittags in der Aula lädt ein im Auftrag von Rektor und Senat der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Wendelin Foerster. Bonn, Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi. 4°.

Foerster, W., Friedrich Diez. Festrede. gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstages den 3. März 1894 in der grofsen Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Sonder-Abzug aus der Neuen Bonner Zeitung.

Franken, A., Rumänische Volkslieder und Balladen im Versmafse der Originaldichtungen übersetzt und erläutert. Danzig, A. W. Kafemann, 1890.

Franzen, Mathias, Über den Sprachgebrauch Jean Rotrou's. Rheinbach 1892. Progr. des Progymnasiums.

Gabelentz, Georg von der, Die Verwandtschaft des Baskischen mit den Berbersprachen Nord-Afrikas nachgewiesen. Herausgegeben nach dem hinterlassenen Manuskripte durch Dr. A. C. Graf von der Schulenburg. Braunschweig, Rich. Sattler. 1894

Fr. Aug. Gevaert, les origines du chant liturgique de l'Église latine. Étude d'histoire musicale. Discours prononcé à la séance publique de la Classe des Beaux-Arts de l'Académie de Belgique, en présence de S. M. le Roi, le 27. octobre 1889, augmenté de notes et d'un appendice. Gand, Librairie générale de Ad. Hoste, éditeur. 1890

Geyer, Paulus, Kritische und sprachliche Erläuterungen zu Antonini Placentini Itinerarium. Erlanger Dissertation. Augsburg 1892.

Geyer, P., Spuren gallischen Lateins bei Marcellus Empiricus. S.-A. aus Wölfflins Archiv f. lat. Lexikographie u. Grammatik. VIII, 4.

Hanssen, F., Sobre la formacion del imperfecto de la segunda i tercera conjugacion castellana en las poesias de Gonzalo de Berceo (Publicado en los Anales de la Universidad). Santiago de Chile, imprenta Cervantes, 1894.

Hartmann, Dr. Gottfried, Merope im italienischen u. französischen Drama. Münchner Habilitationsschrift. Leipzig 1892.

(Fortsetzung folgt.)

Kritischer Jahresbericht

über die Fortschritte der

Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von hundertfünfzehn Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller und **Richard Otto.**

Mitredigiert von

G. Baist, R. Mahrenholtz, C. Salvioni, W. Scheffler, E. Seelmann.

I. Jahrgang. — 1890.

6. Heft.

München und **Leipzig**.
Verlag von R. Oldenbourg.
1895.

Paris, H. Welter.
Turin und **Palermo,** Carlo Clausen.
Rom, Loescher & Co.

Inhalt von Heft 6.

Rezensionsexemplare und Sonderabzüge von Aufsätzen für den Romanischen Jahresbericht wolle man an Prof. **Dr. Karl Vollmöller** in **Dresden-A.**, Werderstrasse 36/I, gelangen lassen.

Bei der Redaktion des »Romanischen Jahresberichtes« sind ferner folgende Schriften eingelaufen:

HATZFELD, A. et THOMAS, Ant., Coquilles lexicographiques. Première Série A—D. Paris 1893. Extr. de la Romania XX et XXII.

HENNIGS, Wilh., Studien zu Lope de Vega Carpio. Eine Klassifikation seiner Comedias. Göttinger Diss. 1891.

HOMMEL, F., Neue Werke über die älteste Bevölkerung Kleinasiens, aus: Archiv f. Anthropologie. Bd. XIX

INSTITUTO, O., Revista scientifica e litteraria. Volume XLII. Nr. 1. Janeiro de 1895. Coimbra, Imprensa de Universidade.

KISSEL, J., Das Sprichwort bei dem mittelschottischen Dichter Sir David Lyndesay. Zugleich ein Beitrag zur vergleichenden Sprichwörterkunde. Erlanger Diss. 1892.

KNŒPFLER, Dr. Aloisius, Walafridi Strabonis liber de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum — textum recensuit, adnotationibus historicis et exegeticis illustravit etc. Monachii, E. Stahl sen. (Julius Stahl). 1890.

LECOULTRE, Jules, Recteur, Du génie de la langue française comparé avec celui de la langue latine. Discours prononcé le 17 Octobre 1893. Académie de Neuchatel. Supplément au programme de l'année 1894—1895. Neuchatel, imprimerie Attinger frères 1894. 4°.

LLONA, Lastenia Larriva de. Un drama singular (Historia de una familia) Guayaquil, Imp. de »La Nacion«. 1888.

LLONA, Lastenia Larriva de. Oro y escoria Guayaquil, Imp. de »La Nacion«. 1889.

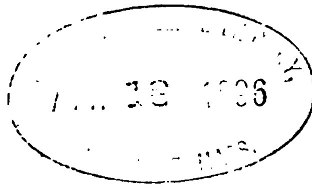
LLONA, Lastenia Larriva de. Luz. Segunda parte de Oro y escoria. Guayaquil, Imp. de »La Nacion«. 1890.

LLONA, Numa P. Clamores del occidente: cien sonetos nuevos. Lima, libreria de Abadie, 1880.

LLONA, Numa P. Clamores del occidente, interrogaciones; poemas filosoficos. Tercera edicion. Lima, libreria de Gil. 1881.

LLONA, Numa P. Clamores del occidente. de la penumbra á la luz; poesias amatorias y diversas. Segunda edicion. Lima, libreria de Benito Gil. 1882.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)



Rätoromanische Sprache und Literatur.

Grammatik. Seitdem Boehmer[1]) sein »Verzeichnis rätoromanischer Litteratur« abgeschlossen hat, ist der Erforschung der rätoromanischen Mundarten durch einige Textausgaben neuer Stoff zugewachsen. Gleich an dieses Verzeichnis angeschlossen findet man eine alte Bearbeitung der Zehn Alter[2]) in der Sprache des obersten Innthales und etwas Oberländisches von Conradi[3]) aus dem Anfange unseres Jahrhundertes. Im folgenden Jahre (1886) veröffentlichte Morf[4]) drei kleine Volkslieder aus dem Bergell, dann Hartmann[5]) den o.-eng. Veltlinerkrieg aus dem 17. Jahrh., Decurtins[6]) eine Sammlung zum Teil bis dahin unbekannter oberländischer Texte aus dem 17. Jahrh., Ulrich[7]) die o.-eng. Susanna aus dem 16. Jahrh., endlich Kofmel[8]) einen o.-eng. Hiob aus dem 17. Jahrh. An älteren o.-eng. Texten haben wir jetzt schon soviel, daſs es eine anziehende und lohnende Arbeit sein müſste, die Geschichte der o.-eng. Schriftsprache zu schreiben; wie die etwas verwickeltere Geschichte der oberländischen Schriftsprache durch die angeführte von Decurtins angefangene Chrestomathie der romanischen Literatur Graubündens vorbereitet werden kann, habe ich schon anderswo gezeigt.[9]) Die bergellischen Lieder haben, so klein sie sind, einen groſsen Wert für uns, weil sie in genauer Lautschrift aufgezeichnet sind, und weil wir sonst nur sehr wenig Text in jener Mischsprache besitzen. — Über die Versuche, durch künstliche Auswahl eine allgemein rätoromanische (vielmehr graubündnerische) Schriftsprache aufzustellen, gibt klar und bündig Morf[10]) Nachricht und fügt die richtige Beurteilung, d. i. Verurteilung hinzu. — Zur Lautlehre der bergellischen Mundart bringt Morf[11])

1) Böhmer, Rom. Stud. VI, 109—238 u. 335. 2) Gartner, Die Zehn Alter, eine rätoromanische Bearbeitung aus dem 16. Jahrh., Rom. Stud. VI, 239—299. 3) Derselbe, W. v. Humboldt über Rätoromanisches. Nebst Ungedrucktem von M. Conradi, ebenda VI, 303—333. 4) Morf, Drei bergellische Volkslieder, Nachr. von der K. Ges. d. Wiss. u. d. G.-A.-Un. zu Göttingen 1886 S. 73—90. 5) Hartmann, Giörin Wiezels Veltlinerkrieg, Straſsburg 1887. 6) Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie I. Bd., 1. Lfg., Erlangen 1888 (1. Heft des VII. Bds. der Rom. Forschungen von Vollmöller). 7) Ulrich, Susanna, ein o.-eng. Drama des 16. Jahrh. Mit Anm., Gramm. u. Glossar, Frauenfeld 1888. 8) Kofmel, Hiob, ein o.-eng. Drama aus dem 17. Jahrh. Mit litterarhistor. Einleitung und etym. Glossar, Solothurn 1889. 9) Litbl. f. germ. und rom. Philol. 1888, Sp. 462 f. 10) Morf, Die sprachlichen Einheitsbestrebungen in der rätischen Schweiz, Bern 1888. 11) Ders. in seiner Besprechung einer Abhandlung von Redolfi, Gött. Gel. Anz. 1885, S. 849—866.

wieder an einem andern Orte einen bemerkenswerten Beitrag; er bespricht da den Lautwandel, den das lat. A in gewisser Lautumgebung, besonders in der Endung -ATUM, durchgemacht hat, und sucht den geschichtlichen Zusammenhang der verschiedenen Ergebnisse des Lautes in Graubünden und der Lombardei aufzudecken. Es versteht sich von selbst, dafs MEYER-LÜBKE in seiner Grammatik d. rom. Sprachen I auch die rät. Mundarten berücksichtigt (besonders die o.-eng. und die frl.); man findet da manche lehrreiche Zusammenstellung. — Morf hat den schon angeführten drei Liedern eine kurze, aber ausreichende und verläfsliche Formenlehre des Bergellischen beigegeben. Da ich in der Rät. Gramm. und dann in der genannten Ausgabe der o.-eng. Zehn Alter die Echtheit des einfachen Perfekts in Graubünden angegriffen hatte, stellten sowohl Hartmann als Ulrich die in ihren o.-eng. Texten vorkommenden Perfektformen zusammen, der letztere ohne meine Meinung begründet zu finden. — Den Wortschatz der o.-eng. Zehn Alter und des o.-eng. Hiob findet der Forscher in Glossaren bereit gehalten; der Herausgeber der o.-eng. Susanna bietet nur eine kleine Auswahl von Wörtern dar, aber die Wahl ist mit Bedacht getroffen und hat ihm Gelegenheit zu manch guter Bemerkung gegeben. Auch die bergellischen Lieder haben ihr Glossar bekommen. Die Sammlung oberländischer Wörter von Conradi bietet wenig Neues; Humboldts Deutungsversuche dazu sind geschichtlich recht merkwürdig. Eine grofse Menge dem Volksmunde entnommener Wörter aus verschiedenen Orten vom St. Gotthart bis zum Isonzo habe ich in dem kleinen, diesen Mundarten gewidmeten Abschnitte des Grundrisses[12] in Lautschrift veröffentlicht. Kofmel läfst sein Glossar zugleich etymologisch sein, indem er zu jedem Wort ein lat. oder anderes Wort setzt, das er als dessen Quelle ansieht; dabei ist selbstverständlich manche Ableitung vorgebracht, nach der niemand erst bei Kofmel suchen wird, aber auch mancher Irrtum ist mit untergelaufen, wie »*davous, d(e)-apos(itum)*« statt DE-AVORSO (schon Ascoli 1873), »*légiars, lévi* + *arem*« statt it. *allegro* (mit übertriebener Anpassung), »*muvall* = *movale*« statt MOBILE, »*piranter*, zusammenhängend mit fr. *pirouette* oder *virer*« statt mit PERIRE (Rät. Gram. 44), »*prüschellatta*, Weiterbildung von *prus?*« statt von *prüschella* (vgl. PULLICENUS) u. a. Auch sollte man heutzutage doch schon die Fremdwörter genau von den echten scheiden, also nicht schlechtweg »*pusiball, possibilis*«, »*glorifichier, glorificare*« u. ä. schreiben. Ein wertvoller Beitrag zur Etymologie des Rätoromanischen ist dann von einer ganz andern Seite her geliefert worden, und hiemit komme ich auf den wichtigsten Fortschritt zu sprechen, den die rät. Grammatik in den Jahren 1889 und 1890 zu verzeichnen hat. Der slavische Anteil im friaulischen Wortschatze war nämlich vorher zwar (schon von Pirona 1871) an einzelnen richtigen, zum Teil auch unrichtigen Beispielen nachgewiesen, aber noch nie einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden; das hat nun der Slavist KARL ŠTREKELJ[13]) unternommen und in verdienstlicher Weise ausgeführt. Von den frl. Wörtern, die vor ihm für slavisch ausgegeben waren, sind nach ihm nur 29 (mit deren Ableitungen) wirklich slavischer Herkunft; er führt hingegen 39 andere frl. Wörter vor, die er für slavisch hält. Da Štrekelj, von seinem slavischen Sprachgefühl

12) Gröber, Grundrifs der rom. Philol., Strafsburg 1888, S. 461—485.
13) Štrekelj, Zur Kenntnis der slavischen Elemente im friaulischen Wortschatz, Arch. f. slav. Philol. XII, 474—486.

geleitet, das bekannte reiche frl. Wörterbuch von Pirona durchsucht hatte und eine schätzenswerte Vertrautheit mit allen vier an der frl. Grenze heimischen Sprachen verriet, fand seine Arbeit bei den Romanisten dankbare Aufnahme und Anerkennung: bald nach ihrem Erscheinen erfuhr sie günstige, auf das Einzelne eingehende Besprechungen durch Schuchardt[14]) und mich.[15]) Nach diesen zwei Besprechungen ist die Anzahl der slavischen Fremdwörter im Friaulischen wieder um eins zu vermehren und um elf zu vermindern, so dafs nun 58 meist sicher slavische Wörter (und einige Ableitungen) verbleiben — eine sehr geringe Zahl, wenn man bedenkt, dafs darunter seltene, nicht allgemein friaulische Wörter, wie *lepa, mèssnar,* inbegriffen sind, ferner, dafs Friaul im Osten unmittelbar an das slavische Gebiet grenzt und sogar am Südwestende slavische Ortsnamen aufweist (Greden hat weit mehr als 500 deutsche Wörter). Eine wichtige, aber schwierige Aufgabe wäre es nun, die italienischen (ven. und tosk.) Bestandteile des frl. Wortschatzes auszuscheiden: dann wird man erst ermessen können, in welchem Mafse das Friaulische lexikalisch mit Rätien zusammenhängt. — Eine Abart der Etymologie, die Erforschung der Ortsnamen, ist in den letzten Jahren fleifsig betrieben worden (das Rätoromanische betreffen die Arbeiten von Steub 1885, Patigler 1887, Schneller 1890 und Unterforcher 1890); sie bietet aber begreiflicherweise wenig sichern Halt für die rät. Grammatik, und ich begnüge mich mit diesem Hinweise. — Einige wertvolle syntaktische Bemerkungen über das Friaulische (Görzer Mundart) stellt Simzig[16]) zusammen; er wendet sich zunächst an seine jungen Schüler, indem er sie auf die syntaktischen Eigentümlichkeiten ihrer frl. Mundart gegenüber der italienischen Schriftsprache aufmerksam macht und sie ermahnt, sich von ihnen loszusagen, und zwar nicht nur im Italienischen, sondern (mit geringen Ausnahmen) auch in ihrem Friaulisch selbst. Zu diesem Zwecke setzt er den Schülern und zugleich uns seine 16 verschiedenen syntaktischen Fälle an Beispielen klar auseinander und weist zum Teil auch auf deren (slavische oder deutsche) Quelle hin. Eine kleine Erzählung und fünf Seiten friaulischer Sätze mit gegenüberstehender italienischer Übersetzung sind als frl. Text mit Vorsicht zu gebrauchen; denn Simzig hat darin, wie es sich nach dem Gesagten von selbst versteht, die gewissen Eigentümlichkeiten, die er aus der Mundart ausrotten will, unterdrückt und hat so z. B. das einfache Perfekt gesetzt, obwohl es in Görz niemand gebraucht — »una perdita che la buona volontà dei parroci predicanti di Lucinico, di Mossa, di Farra non potrà riparare«, sagt Simzig selbst. Th. Gartner.

Literatur. Das engadinische Drama. Als im Jahre 1870 Friedrich Rausch seinen Versuch, »Geschichte der Literatur des rätoromanischen Volkes« herausgab, äufserte er sich über den wichtigsten Teil dieses Schrifttums, das Drama, S. 118 folgendermafsen: »Leider hat man von älteren rätoladinischen Dramen kaum etwas entdeckt; der erste Dramatiker war Travers, sodann steht fest, dafs Caspar und namentlich Durich Campell in dieser Gattung Ausgezeichnetes hervorgebracht haben; ebenso wird ein gewisser Gebhard Stuppan,

14) Schuchardt, Italo-Slawisches und Slawo-Italienisches. Ebd. XIII, 157—160. 15) Literaturbl. f. germ. und roman. Philologie, 1890. Sp. 416 f. 16) Simzig, Solecismi nella parlata goriziana. Miscela dialettologica. Görz 1889 (Gymnasialprogramm).

der uns sonst gänzlich unbekannt geblieben, als Verfasser eines trefflichen Dramas rühmlichst erwähnt. Travers ausgenommen, waren die genannten Schriftsteller sämtlich dem Unterengadin angehörig. Der einzige Zeitgenosse, welcher eingehend über das rege poetische Treiben in Rätien während des 16. Jahrh., namentlich auch über den damals plötzlich erwachten löblichen Wetteifer in dramatischen Arbeiten berichtet, ist Durich Champell selbst in seiner Historia Raetica.« Auf den Notizen dieser Geschichte, die damals nur in Auszügen in deutscher Sprache durch Mohr bekannt war, nun aber im lateinischen Original in den Quellen zur Schweizer Geschichte Bd. VIII und IX vorliegt, beruht denn auch, was uns Rausch zu berichten weiſs. Es ist dies kurz folgendes:

1. Gian von Travers, 1483 zu Zutz im Oberengadin aus vornehmer Familie geboren, verlieſs früh das elterliche Haus, um die Fremde zu sehen. Von seinen Wanderungen im Auslande 1504 in die Heimat zurückgekehrt, leitete er öfters die politischen Angelegenheiten seines Landes, war Gesandter der drei Bünde an viele Fürsten, zeichnete sich als Landeshauptmann in den beiden Müsserkriegen aus, von denen er einen in einer Reimchronik besungen hat, war ein Förderer der Reformation und starb 1563, nachdem er, 73 Jahre alt, die Pfarrstelle in seinem Heimatdorfe angenommen hatte, daselbst. Er schrieb folgende Dramen:
   a) der verkaufte Joseph, 1534 in Zutz aufgeführt;
   b) der verlorne Sohn, 1542;
   c) der verkaufte Joseph, als Lustspiel behandelt, bald nachher. Er schrieb oberengadinisch.
2. Durich Campell, geboren 1510 zu Süs im Unterengadin, gestorben daselbst 1582, nachdem er dort als eines der Häupter der Reformation gewirkt und für den evangelischen Kultus ein wichtiges Werk, das Psalterium, geschaffen hatte, das für den Sprachforscher die gleiche Bedeutung hat, wie die oberengadinische Übersetzung des neuen Testaments Bifruns. Wie er selbst erwähnt, schrieb er:
   a) Judith und Holofernes, ein Spiel, das 1554 vor einem Auditorium beider Engadine in Süs aufgeführt wurde;
   b) der fromme Patriarch Joseph.
3. Von unbekannten Verfassern erwähnen Champell und der als Ober-Bibliothekar des Britischen Museums gestorbene J. v. Planta
   a) der reiche Mann und der arme Lazarus;
   b) die keusche Susanna;
   c) die Passion Christi;
   d) das Gastmahl Belsatzars;
   e) Esther;
   f) Wilhelm Tell.

Die Auffindung des sog. Manuskripts Planta war Rausch bekannt, doch hatte er von dem Inhalt desselben bloſs durch Notizen Alfons v. Flugis oberflächliche Kenntnis.

Diesem letzteren Gelehrten verdanken wir nun eine weitere Förderung der Kunde vom engadinischen Drama des XVI. und auch des XVII. Jahrhunderts. Zunächst faſste v. Flugi die Notizen seiner Vorgänger zusammen in einem Artikel, der im zweiten Bande der Zeitschrift für romanische Philologie erschien; zugleich aber sprach er sich über die Stellung des engad. Dramas zum deutschen aus und

wies für einzelne deutschen Ursprung nach, für andere machte er einen solchen wahrscheinlich. Die Hauptsache war aber für die Romanisten, dafs er noch andere Hss. zur Kenntnis brachte, und dafs er aus solchen Auszüge machte, die später um so gröfseren Wert bekamen, als manchmal das Original verscholl oder verloren ging. v. Flugi behandelte in dem Artikel die drei vollständig erhaltenen oberengadinischen Dramen Joseph, Susanna und Hiob.

Etwas später (1879) gab ich in der Romania VIII, 374 zum ersten Mal ein engadinisches Drama heraus und zwar ein unterengadinisches Singdrama des Martinus ex Martinis, der im Jahre 1668 starb. Es zählt 1172 Verse. Von diesem Texte ist ein Druck aus dem Jahre 1684 vorhanden, dem ich gefolgt bin (auch in dem Wiederabdruck in meiner Engadinischen Chrestomathie pp. 139 ff.), dann ein Ms. des Britischen Museums Egerton 2201, dessen Varianten Stürzinger Rom. X, 246 mitgeteilt hat, geschrieben von Juvalta im Jahre 1720 mit oberengadinischen, weiterhin eine Version im Ms. Planta, ebenfalls mit oberengadinischen, endlich eine defekte, in einem neuerworbenen Ms. der Kantonalbibliothek in Chur mit oberländischen Formen, abgedruckt von Muoth in Annalas della Sociedad Rhetoromanscha VI, 183—200.

Aus dem gleichen Ms. Egerton 2101 gab ich ein zweites Singdrama »Susanna« heraus im Archivio glottologico VIII, 263—303; Varianten und Ergänzungen aus dem Ms. K. 10. 8 der Bibliothek in Chur folgten mit einem kleinen Glossar IX, 107—114 Das Drama besteht aus 520 Strophen von vier Versen zusammen und ist für den Linguisten interessant als einziges Dokument des Bergüner Dialekts. Über den literarischen Wert dieser beiden Singdramen vgl. auch A. v. Flugi in Zs. f. rom. Ph. IV, 4 ff.

A. v. Flugi machte in dem schon erwähnten Artikel in Zs. f. rom. Ph. II Mitteilung über ein wertvolles Ms., das einer Barbla Piran gehört hat, und in das ihm Einsicht gestattet war; er nahm eine Kopie von dem Drama »Joseph«, nach dem ich dasselbe in meiner »Engadinischen Chrestomathie« pp. 16—38 abdrucken liefs; aus dem Ms. Planta wurden die Verse eingesetzt, die im Ms. Piran fehlten, also 101—104, 115—118, 166—170. 1891 veranstaltete ich von »Joseph« eine neue Ausgabe mit Zugrundelegung von Planta mit vollständigen Varianten-Apparat und Glossar. (Zürich, Zürcher und Furrer.) Ich schreibe dieses Drama Travers zu und versuchte daher, den mit einander reimenden paarweisen Versen die gleiche Silbenzahl zu geben. Das Drama hat 868 Verse (in der frühern Ausgabe 846).

1888 veröffentlichte ich (Frauenfeld, Huber) »Susanna«, von der ich erwies, dafs sie eine wörtliche Übersetzung derjenigen Sixt Bircks sei, die soeben neu gedruckt erschienen ist in Bächtolds Bibliothek; ich folgte der Hs. Piran und fügte die wenigen wichtigen Varianten des Ms. Planta hinzu; da ich im Anhange eine vollständige Laut- und Formenlehre des Altoberengadinischen mitteilte, beschränkte sich das Glossar auf interessantere Wörter. Zu den schon erwähnten Hss. war eine neue hinzugetreten, welche Eduard Böhmer dem Verf. der Rätoromanischen Grammatik zur Herausgabe überliefs in seinen Romanischen Studien VI, 269 ff. Gartner zeigt, dafs die »Zehn Alter« Stuppans eine Übersetzung des Gengenbach ist und fügt ein ausführliches Glossar hinzu. Dieser alteitümlich aussehende Text ist im Jahre 1560 oder 1562 nach der Bifrunschen Orthographie geschrieben worden und ist nicht überall verständlich, so dafs man an manchen

Stellen die Hilfe einer zweiten Hs. vermifst. Von zwei nur fragmentarisch erhaltenen Dramen hatte A. v. Flugi in Gröbers Zeitschrift V. 461—479 Proben gegeben, die uns auch aus linguistischen Gründen bedauern lassen, dafs nicht mehr davon erhalten ist; es sind die »der reiche Mann und der arme Lazarus« und »die drei Männer im Feuerofen«. Mit Kofmel[8] »Hiob« sind nun die bekannten ladinischen Dramen alle im Drucke erschienen. Kofmel hat nachgewiesen, dafs auch dieses längste Drama (es hat 1552 Verse) eine Übersetzung einer Strafsburger Bearbeitung von Rueffs Hiob ist, wie sie z. B. auf der Züricher Stadtbibliothek unter der Nummer XXVIII 346 (nicht XXIII 346, wie Kofmel angibt) sich findet. Kofmel hat den Übersetzer zu identifizieren gesucht und kommt zu dem Schlufs, dafs der Pfarrer J. Schucaun in Zutz, der 1639 den Müsserkrieg kopierte, der Verf. ist und dafs also »Hiob« dem 17. Jahrh. angehört. Wenn er zur Bekräftigung seiner Hypothese (als etwas anderes gibt er seine Ansicht nicht aus) sagt, dafs die alten Perfektformen selten seien, so mufs ich dem widersprechen; sie sind nicht seltener als anderswo. Auch die Verwendung eines Präteritums, wie *ho agieu fatt* = fecit kommt in anderen romanischen Sprachen vor, die dem Einflufs des Schweizerdeutschen nicht ausgesetzt waren; überhaupt kann ich seiner Ansicht, dafs »Hiob« mindestens ein halbes Jahrhundert jünger sei als die übrigen Dramen, nicht beipflichten. Auch seine Interpretation der Verse 540—543, auf die er seine Argumentation stützt, ist eine sehr gekünstelte; *cussalvêr* euphemistisch mit »aufheben« übersetzen, geht nicht an; die Stelle heifst einfach, dafs Gott zwei Brüder und eine Schwester zu sich genommen, dagegen die erkrankten Eltern und einen Bruder am Leben gelassen habe. Die Behandlung des Textes ist für einen Anfänger gewifs befriedigend, wenn man in Betracht zieht, dafs nur ein Ms. zur Verfügung steht und gerade dieses Stück schlecht überliefert ist; doch sind ein paar arge Versehen vorgekommen. Ich erwähne einiges aus den ersten 300 Versen: 23 (der Einleitung) *aviers* ist sicher Verschreibung für *aivers,* 30 (ebenso) *vusais* ist in *vsais* = videtis zu bessern, nach 31 (ebenso) ist ein Doppelpunkt zu setzen; 7 *dadouffs*, das K. nicht zu erklären weifs, ist = *dad' ouffs*, eine Eierspeise. 8 *louss* ist der richtige Pluralis zu *lö.* 40 *seichta* = sagitta. 83 mufs vor *dmurra zainza* ausgefallen sein; 99 ist *schúbütter* in *schbütter* zu korrigieren, wie 157 *pi foi* in *pfoi,* 113 *deschaftscha* hat nichts mit got. *skafjan* zu thun, sondern ist Schreibfehler für *dschfatscha* = disfaciat, vernichte. 193 *ischunuvieu* bessere in *ischnuvieu.* 140 *besauna* ist nicht bene sana, sondern eine Umdeutung von Deus vos signet, cf. 70 *Dieu es sain*, interessant als alter Konjunktiv, wie wohl noch 206 *tuorn* = *tornem. 164 *daco chi fuochia* ist in *tuochia* zu bessern (cf. 1143) »wie es sich schickt«. 165 *plüg* hängt mit it. piluccare zusammen. 178 *Lur vitta magnianné* ist in *mainanné* zu bessern, cf. 185. 235 *tschneckia* erklärt Kofmel fragend mit coenacnlare; es ist *tschnô chia* zu lesen; *tschnêr* = coenare; *chia* die expletive Konjunktion, wie im volkstümlichen Französisch *que.*

J. Ulrich.

Rumänische Sprache und Literatur.

In Rumänien ist noch alles im Werden begriffen. Die politischen Verhältnisse sind noch lange nicht geklärt und fordern die Energie der gesamten Nation. Wissenschaftliches Streben und Forschen ist daher wesentlich eingeschränkt und auch nicht ganz frei von politischen Tendenzen. Aus diesem Grunde erklärt sich auch die verhältnismäſsige Armut an solchen Produktionen, die wirklichen Fortschritt bedeuten. Philologie, ja sogar Orthographie, ringt nach Befreiung von den Fesseln, die eine irregeleitete Bewegung ihr in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aufgelegt hat. Der Sprachschatz ist noch lange nicht vollständig gesammelt noch gesichtet, und die Frage, was denn eigentlich Rumänisch und was Fremdwort, wird je nach dem verschiedenen Standpunkt der Urteilenden entschieden. Die Puristen erkennen nur den lateinischen Bestandteil an; diese vertreten die Richtung, die in den fünfziger Jahren eingeschlagen wurde. Damit hängt der orthographische Wirrwarr zusammen, da die Worte nach ihrer Etymologie geschrieben werden.

Die neuere Schule erkennt als Rumänisch die Sprache des Volkes und der alten Literatur an, unbeschadet des nichtlateinischen Ursprungs. Die Orthographie ist demgemäſs eine phonetische.

Die Gegensätze zwischen diesen beiden Richtungen auf dem Gebiete der rum. Philologie verschwinden jedoch immer mehr. Sie sind aber noch nicht ganz verschwunden, und die Spuren lassen sich in den Arbeiten, die im Laufe dieser Jahre erschienen sind, noch genau verfolgen. Eigentümlichkeiten, auf welche ich im Verlaufe dieser Skizze aufmerksam machen werde, finden darin ihre Erklärung. Um mich nicht stets zu wiederholen, habe ich diese Strömungen hier kurz gezeichnet und schreite nun zur genaueren Angabe der bedeutenderen Erscheinungen.

Ich mache von der Erlaubnis, mich nicht bloſs auf 1890 zu beschränken, sondern auch die vorausgehenden Jahre mit in diese Skizze hineinzuziehen, um so eher Gebrauch, als die Erscheinungen des letzten Jahres sehr gering an Anzahl und die der vorangehenden im Auslande so gut wie gar nicht bekannt sind.

Bibliographie und Literaturgeschichte. Auf dem Gebiete der Bibliographie ist fast nichts Nennenswertes zu verzeichnen. Eine jährliche Bibliographie ist kurze Zeit hindurch von A. Degenmann[1]) herausgegeben worden, die zwar ziemlich vollständig, aber nicht ganz zuverlässig war. Jüngst hat V. Socec eine monatliche Liste der

---

1) Bibliografia romana, 1879 ff.

Bücher erscheinen lassen. — Keine einzige der vorhandenen Sammlungen von Hss. und alten Druckwerken, wie sie namentlich die rumänische Akademie und das Museum zu Bukarest besitzen, ist bisher katalogisiert, und jedenfalls ist kein Verzeichnis derselben erschienen, was um so mehr zu bedauern ist, als ein grofser Teil der rumänischen Literatur noch in Hss. steckt. — Von dem bisher bekannten Materiale hat A. PHILIPPIDE[2]) eine fleifsige Zusammenstellung geliefert, aber äufserst kritiklos. Das vorhandene oder auch nur citierte Material wird auf Treu und Glauben als feststehende Thatsache angenommen. Die Einteilung des Materiales ist durchaus nicht übersichtlich geordnet, und alles fast als gleichwertig behandelt. Ein Vergleich des von ihm gebotenen Materiales mit dem in meiner Chrestomathie aufgeführten wird die obige Bemerkung in Bezug auf die in Hss. noch steckende Literatur reichlich bestätigen und die Mangelhaftigkeit des bisher Bekannten augenscheinlich machen. Eine umfangreichere, mit Citaten und Auszügen vermehrte Einleitung in die Geschichte der rumänischen Sprache und Literatur ist das Werk von J. NADEJDE.[3]) Es zerfällt in drei Teile. Im ersten werden die rumänischen Texte nach Dialekten gesondert, die der Verf. nach eigentümlichen Kriterien fixiert, und von welchen er drei in Rumänien konstatiert. Die charakteristischen Kennzeichen der drei Dialekte sollen folgende sein: 1. die Labiale vor alten *i* haben sich unverändert erhalten, und ebenso *n* zwischen zwei Vokalen z. B. lup*i*, p*i*ept; lu*n*ă. 2. Die Labiale in derselben Stellung wurden modifiziert und *n* zwischen Vokalen ist unverändert, z. B. *ch*ept, lu*chi*, *g*in (= vin). 3. Labiale unverändert, jedoch *n* zwischen Vokalen = *r*, z. B. *lură*, *bur* (= *bun*). Diese Einteilung ist jedoch eine ziemlich willkürliche, da es in der That nur zwei eigentliche Dialekte gibt, den der Nord- und der Süd-Rumänen, von welchen der Nord-Dialekt nur in Dialektnuancen sich differenziert. *n* zwischen Vokalen = *r* bildet noch keinen Dialekt. Der Versuch von Nadejde jedoch, Spuren jener Dialekte im alten Schrifttum aufzusuchen und Beispiele aus der älteren und neueren Literatur beizubringen, ist äufserst interessant. Es ist zugleich der erste systematische Versuch, die Phonetik historisch zu behandeln. Nadejde behandelt nämlich in diesem Teile auch die wichtigsten Lautänderungen in einer vermeintlich historischen Reihenfolge. In Kapitel IV stellt er die den drei Dialekten gemeinsamen phonetischen Formen zusammen. Kapitel V die phonetischen Formen, welche das Rumänische mit andern romanischen Sprachen gemeinsam hat. VI behandelt jene Umwandlungen, welche vor der Berührung der Rumänen mit den Slaven stattgefunden haben sollen. VII spätere Umwandlungen und VIII allgemeine Schlüsse auf die Gesch. der rum. Sprache. Von Kap. X an werden jene drei Dialekte genauer behandelt, das Alter und die Verbreitung jener Umwandlungen festzustellen versucht, und besonders den Spuren dieser lautlichen Wandlungen in literarischen Denkmälern nachgegangen. Auf diese Weise bestrebt sich Nadejde das Vorhandensein der drei Dialekte im heutigen Rumänien nachzuweisen. Die Syntax geht vollkommen leer aus. Die beigebrachten Texte sind meist dem ersten Bande meiner Chrestomathie entlehnt. Der

2) Aexandru Philippide, Introducere in istoria limbei și literaturei române. Jași, Frațiĭ Șaraga. 1888. 8°. 242 pp. 4 lei. 3) J. Nădejde, Istoria limbei și literaturei române cu probe de limbă, de ortografie, și grafie din toate veacurile, precum și cu bucăți literare alese, începĕndŭ din cele mai vechĭ timpurĭ până astă-dĭ pentru cursulŭ superiorŭ licealŭ. Jașiĭ, Frațiĭ Saraga. 1886. 8°. 516 pp. (6 leĭ noĭ).

zweite Teil p. 376 ff. behandelt die rum. Graphik ziemlich oberflächlich. Der dritte und schwächste von allen p. 412 ff. ist der Geschichte der rum. Literatur gewidmet. p. 412—448 »Volksliteratur« ist ein magerer Auszug aus meiner Geschichte der rum. Volksliteratur (Bucuresci 1883) und was darauf folgt, ist sehr ärmlich und weit entfernt von irgend welcher Vollständigkeit. Das Buch ist auch nicht leicht zu benützen, es hat weder Inhaltsverzeichnis noch Index. — Kaum nennenswert ist: Lupu Antonescul, Veacul XVI, limba şi literatura română, Bucuresci 1890, 8⁰, 139 pp. — Rec. von H. Tiktin und A. D. Xenopol in: Archiva II. p. 244 ff.

Eine Biographie des Anton Pann, des bedeutenden rum. Volksschriftstellers, verdanken wir G. D. Teodorescu, Viaţa şi operile lui A. Pann. Bucuresci 1889. 8⁰.

Grammatik und Lexikographie. Die grammatischen Studien bewegen sich auf dem ausgetretenen Geleise der mechanischen Zusammenstellung der Formen. Wissenschaftliche Ergründung und Feststellung der leitenden Gesetze tritt sehr sporadisch auf. Die Sprache der alten Schriftdenkmäler ebenso wie die Vulgärformen werden kaum berücksichtigt, und noch ist kein ernstlicher Versuch zu verzeichnen, die rumänische Syntax gründlich zu bearbeiten. Ich verzichte daher darauf, die bisher erschienenen Grammatiken hier anzuführen, und begnüge mich damit, die Grammatik von J. Nadejde zu nennen, worin neuere Forschung zum Teile benützt wird.[4]) Phonetik ist im vorher genannten Werke von Nadejde behandelt. Hier ist die Formenlehre besser bedacht. Syntax und Volkssprache ist jedoch sehr wenig berücksichtigt. Die Frage der Orthographie ist von mehreren behandelt worden, ohne zu einem zufriedenstellenden Resultate zu führen. H. Tiktin[5]) versucht eine graphische Norm festzustellen, mit welcher ich mich nicht einverstanden erklären kann. Die dem Buchstaben *i* daselbst zugedachte Rolle = *î* (= *â*) ist aus historischen und physiologischen Gründen unhaltbar. *â* ist eben nichts anderes als *ă* mehr guttural; *î n* ist nasalen Ursprunges und bietet eine irreführende Analogie. In derselben Zeitschrift behandelt H. Tiktin[6]) ferner die Genetiv-Formen *cărţiĭ* oder *cărţeĭ*, welche von beiden wohl die richtige wäre. Die Frage ist aber nicht richtig formuliert, und daher ist die Antwort eine unrichtige. Es mufs vielmehr entschieden werden zwischen dem älteren *carteĭ* mit offenem, reinem *a* und dem jüngeren *cărţiĭ* mit dumpfem *a*, und nicht eine Unform *cărţeĭ*; jene beide sind richtig, eine Zwischenform *cărţeĭ* kann es nicht geben. — A. Lambrior schrieb eine kleine Abhandlung über den rum. Conjunctivus in Revista p. istorie etc. I, p. 37—44. Die rum. Orthographie behandelt ferner R. Jonaşcu[7]) in seiner »Teză de licenţă« in oberflächlicher Weise; er folgt der vermeintlich nationalen Tendenz, die Kenntnis des lateinischen Alphabetes bei den Rumänen in den ersten Jahrhunderten e. v. nachzuweisen, was ihm natürlicherweise mifslingen mufs. Gh. Ghibanescu[8]) schreibt ein kleines nützliches Handbüchlein, eine Einleitung in das mit cyrillischem Alpha-

---

4) J. Nădejde, Gramatica limbeĭ române ... după lucrările lui Diez, Cipariu, Hâjdău, Lambrior etc. Jaşĭ, P. C. Popovicĭ, 1884. 8⁰, p. 240. Vgl. auch seine Selbstverteidigung: Contemporanul, 1887, p. 212—228. 5) Arhiva Societăţiĭ ştiintifice şi literare din Jaşi I, 1889 p. 16 ff. 6) Ib. p. 666 ff. 7) Romulus Jonaşcu, Sistemele ortografice cu litere latine în limba română. Focşanĭ, 1889. 146 pp. 8) Gh. Gibănescu, Grafiea cirilică la Romanĭ, pentru uzul şcoalelar secundare. Bârlad 1889, 64 pp.

bete geschriebene rumänische Schrifttum, welches, wie bekannt, bis um die Mitte dieses Jahrhunderts durchwegs in diesem Alphabete gedruckt wurde.

Als bedeutende Leistung auf dem Gebiete der rum. Philologie bezeichne ich das Werk von L. Şaineanu[9]), eine der gründlichsten Arbeiten, die bisher in Rumänien erschienen ist, und die zum Gegenstande hat die wissenschaftliche Untersuchung über den Begriffswechsel im rum. Sprachschatz. Das Buch zerfällt in sechs Abschnitte. I. Einleitung und Geschichte dieser Art Untersuchungen. Die Bedeutung der Sinnesänderung für Etymologie, Sprach- und Kulturgeschichte. Die Prinzipien, welche in diesen Sinneswandlungen wirksam sind. II. Der Einfluſs des Christentums auf die Sprache. Christliche Elemente und deren Ursprung. Direkte und indirekte Entlehnung aus dem lateinischen Sprachschatz, und Worte, die aus andern Sprachen entlehnt wurden. III. Analogie als thätiges Prinzip, falsche und richtige Analogien. Volksetymologien. IV. Metapher, poetische und prosaische Umschreibung. Bedeutung der Metapher für die Charakteristik der Sprache. Unterscheidungsmerkmal der Nation. Parodie. Bedeutung der Metapher für die Gesch. des Volksglaubens und der Volksliteratur. V. Verallgemeinerung und Beschränkung der Begriffe des Wortes. Erweiterte Bedeutung und Abstraktion sowohl von Worten als von Namen. Beschränkung eines ursprünglich weiten Begriffes. VI. Verfall der Bedeutung. Worte, die ursprünglich Gutes und Vornehmes bedeuten, werden mit der Zeit Spottnamen oder sinken ganz tief in ihrer Bedeutung. In der »Conclusiune« zieht Şaineanu das praktische Resultat dieser eingehenden Untersuchungen, die durch zahlreiche Belege aus der alten und der Volksliteratur auch von groſser philologischer Bedeutung werden. Er gruppiert daselbst alle Worte der rum. Sprache nach ihrem Ursprunge und rekonstruiert auf der Grundlage des Wörterbuches die Kulturgeschichte des rum. Volkes.

Ein kleines Beispiel ähnlicher Sinneswandlungen wird von Şaineanu geliefert in seiner Untersuchung über »*Jidovii, Tătarii sau Uriaşii?*[10]), d. h. Juden, Tataren oder Riesen als Synonyma in der Volkssprache.

Von demselben Verf. erschien früher schon (1885) ein wertvoller Beitrag zur rum. Lexikographie und zwar eine der vollständigsten Zusammenstellungen der türkischen Elemente in der rum. Sprache mit zahlreichen Belegen aus der alten Literatur.[11]) Ausgezeichnete Indices erleichtern die Benutzung dieser Schriften. Miklosich hat ferner einen Nachtrag zu seinen Türkischen Elementen in den süd-ost- und osteuropäischen Sprachen geliefert, worin auch das Rumänische, wie gewöhnlich, berücksichtigt wird.[12])

An Wörterbüchern hat es keinen Mangel, ein wirklich vollständiges fehlt aber noch immer. Das groſse etymologische Wörterbuch des Prof. B. P. Hasdeu[13]), das vielmehr encyklopädisch als lexikalisch angelegt ist, schreitet langsam vorwärts und es wird einige

9) Lazar Şaineanu, Incercare asupra semasiologieī limbeī române. studie istorice despre transitiunea sensurilor. Bucuresti 1887. Lex.-8°. 259 pp. Rec. cf. Gaston Paris, Romania, XVI, 63; H. Körting, Lit. Centr. Januar 188?.
10) Romania XVI, p. 494—501. 11) Elemente turcestī in limba română. Bucuresti 1885. Lex.-8°. 146 pp. Rec. H. Tiktin, Ltbl. g. r. Phil. VII, 463.
12) Wien, I—II, 1888—1890. Cf. Korsch, Arch. f. slav. Phil. VII, 637 ff.
13) Etymologicum magnum Romaniae. Lex.-8°. Bucurescī 1884 ff.

Dezennien dauern, ehe es fertig wird, wenn es in derselben Weise fortschreitet. Zwei Bände in sechs Jahren und A noch nicht zu Ende, I (A — Amurgesc) 1886, II (Amuş — âŭ) 1892. Von Barcianu's rumänisch-deutschem Wörterbuch ist 1889[14]) eine neue vermehrte Auflage erschienen. L. Şainenu hat auch ein deutsch-rumänisches und ein rumänisch-deutsches Handwörterbuch veröffentlicht.[15]) Zu bemerken ist, dafs der Verf. des letzteren (im rum.-deutschen Teile) bei jedem rum. Worte dessen Ursprung kurz andeutet, welcher Sprache es entnommen ist; manchmal wird das Etymon selbst angegeben. Es ist für den praktischen Gebrauch bestimmt und darnach auch angelegt. Archaisches und Dialektisches ist darin nicht aufgenommen, dagegen hin und wieder rum. Redensarten. Das Schwanken der Orthographie hat einen nachteiligen Einflufs auch auf das Wörterbuch, da ein Wort in verschiedener Weise geschrieben werden kann und wird. Es erschwert dadurch das Einordnen und Aufsuchen im Wörterbuche, und solange die rum. Akademie der verkehrten Richtung huldigt, die Etymologie die Orthographie bestimmen zu lassen, solange ist eine gründliche Besserung und definitive Regelung der rum. Rechtschreibung nicht zu erwarten. G. J. Jonescu-Gion verfafst ein geschickt angelegtes Handbuch der rum. Poetik (Verskunst)[16].)

Glossare zu speziellen Publikationen erschienen von J. U. Jarnik zu seiner Sammlung Siebenbürger Volkslieder, rum. und französisch, äufserst gewissenhaft, aber etwas kompliziert, und ein unvollendetes Glossar (bis Buchst. T) von L. Şaineanu der archaischen und idiomatischen Worte des Chronisten Costin, in V. A. Urechias kritikloser Ausgabe: Miron Costin, opere complete I—II, Bucur. 1886.

Wertvolles Material zum Studium rumän. Ortsnamen bieten die von der rumän. geographischen Gesellschaft herausgegebenen topographischen Wörterbücher. Jede Provinz wird besonders behandelt. Die Ortsnamen werden in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt und sind von historischen, geographischen, statistischen etc., manchmal sehr ausführlichen Angaben begleitet. (Bisher hat das topographische Wörterbuch von D. Frundescu [Bucuresti 1872] gute Dienste geleistet). G. J. Lahovari (Generalsekretär der geogr. Ges.), von dem dieser Gedanke zuerst ausging, hat auch den ersten Versuch gemacht, ein historisch-geographisches Wörterbuch von ganz Rumänien auszuarbeiten. Das erste Fascikel, enthaltend 1000 Namen (A—Armenii), erschien unter dem Titel: Material pentru a servi la facerea unui Dicţionar istoric şi geografic pentru Romania, Bucuresci 1886, als Beilage zum Buletin der Gesellschaft und wurde fortgesetzt bis E inkl. (1887). Von demselben erschien dann das topographische Wörterbuch der Provinz Argeş.[17]) C. Chiriţă hat in ähnlicher Weise *Jaşii*, *Vasluiu* und *Dorohoĭu*[18]) bearbeitet. Für letztere Provinz hat eigentlich N. Filipescu Dubău das Material geliefert, welches Chiriţă in alphabetische Reihenfolge gebracht hat. *Romanaţi* ist von C. J. Locusteanu[19]), *Roman* von P. Condrea[20]), *Vlaşca* von P. S. Antonescu-Remuşi[21]) und *Dâmboviţa* von Condurăţeanu[22]) bearbeitet worden. Obzwar nicht ganz hierher gehörig, erwähne ich doch

14) Sibiu, ed. Krafft. Kl.-8°. 1889. 15) Ed. Steinberg. Bucurestĭ 1887—1889. Kl.-8°. 16) Manual de poetica română. Bucurescĭ 1888. 8°. 268 + III pp. 17) Dicţionar geografic al judeţului Argeş. Bucur. 1887. 186 pp. 18) D. geografic .... Jaşi. Bucur. 1888. 257 pp. ... Vasluĭu, ib. 1889. 226 pp. ... Dorohoĭu. Jasi, 1891. 393 pp. 19) Bucur. 1889. 219 pp. 20) Bucur. 1890. 153 pp. 21) Bucur. 1891. 315 pp. 22) Bucur. 1888.

die von der Geogr. Gesellschaft herausgegebene: *Silvania antica* des V. Russu.[23]) Es ist ein Versuch, auf Grund epigraphischer Denkmäler die »Regio transvallana Daciae porolissensis« zu beschreiben. Diese Abhandlung liest sich genau wie ein mittelalterliches Traktat, voll von sonderbaren Hypothesen und grotesken Etymologien. Für den Verf. hat die moderne Sprachwissenschaft noch nicht existiert. Er läfst sich überall von voreingenommenen sogen. patriotischen Anschauungen leiten und verdirbt das Gute, das er wohl hätte leisten können. Die Zusammenstellung von Texten und Denkmälern ist sonst fleifsig gemacht und manche wertvolle Notiz mit eingeflochten. Es verschwindet aber in dem Wuste, der darin aufgehäuft ist. Die Ortsnamen der Provinz *Vâlcea* sind von mir einer kritischen Untersuchung unterzogen worden. (Buletin VI 1885, p. 115—138).

Texte und Ausgaben. Von alten Schriftdenkmälern sind im Laufe der letzten fünf bis sechs Jahre folgende teils neu abgedruckt, teils zum erstenmale veröffentlicht worden. Mit wenigen Ausnahmen sind es einfache Abklatsche, indem der cyrillisch geschriebene Text mit solchen Buchstaben und mit lateinischer Transskription herausgegeben wird. Von literargeschichtlichen, kritischen Fragen, oder Untersuchung und Vergleichung der Quellen ist fast nie die Rede. Da diese Ausgaben doch nur gelehrten Zwecken dienen, so könnte man entweder auf die cyrillische Originalform oder auf die lateinische Transskription verzichten. Ein Gelehrter, und nur für diesen hat der alte Text spezielle Bedeutung besonders in einer philologisch-kritischen Ausgabe, könnte wohl das cyrillische Alphabet leicht erlernen; oder es müfste eine feststehende Transskriptionsform eingeführt werden, und die Texte nur so veröffentlicht werden. Was uns bisher geboten wird, ist somit entweder zu viel, nämlich derselbe Text zweimal, oder zu wenig, indem nur Material und sonst nichts weiter in diesen Ausgaben enthalten ist; nicht einmal ist ein Glossar beigegeben worden; von Varianten, Vergleich mehrerer Hss. und anderer Drucke ist kaum eine Spur wahrzunehmen.

Eine Ausnahme macht J. Sbiera[24]), der ein Fragment der Apostelgeschichte aus einer Hs. des XVI. Jahrh. herausgegeben hat. Auch er gibt Text und Transskription, was in diesem Falle durch die eigentümliche Schreibart des Textes geboten war. Zur Vergleichung werden die entsprechenden Teile aus den Ausgaben von 1648 und 1688 mit abgedruckt. Die Ausgabe von 1683 scheint er nicht gekannt zu haben. Ein sehr gewissenhaft ausgearbeitetes Glossar folgt, und diesem schliefst sich eine längere literaturhistorische Abhandlung an, die der Verf. zum gröfsten Teile am besten ungeschrieben hätte lassen können, da sie nicht dazu beiträgt, den Wert der Ausgabe zu erhöhen. Der Verf. behauptet darin, dafs der rumänische Text ursprünglich dem XIII. Jahrh. angehöre, und um diese abenteuerliche Hypothese zu begründen, werden phantastische Beweise und unmögliche Argumente dafür beigebracht. Der Vergleich mit einer ca. 1560—75 erschienenen gedruckten Apostelgeschichte hätte den Verf. eines besseren belehren können. Meiner Anschauung nach ist letzterer Druck das Original, und die Hs., die Prof. Sbiera herausgibt, eine spätere (XVI. Jahrh.) dialektisch umgearbeitete Kopie. Einige der schwachen Seiten der

23) Buletin X. București 1889, p. 171—437. 24) Codicele Voronețean cu un vocabularĭu și studiŭ asupra luĭ . . . Cernăuț 1885. 4°. 354 pp. u 2 Taf.

Argumentation Sbieras hat G. CRETU[25]) in seiner Rezension zum Teile beleuchtet. — Der Psalter in Versen des Mitropoliten Dositheus ist von J. BIANU[26]) mit Zugrundelegung einer wertvollen Hs. (Autograph des Verfassers) in oben angegebener Weise herausgegeben worden, nämlich: Text sowohl cyrillisch als in Transskription; voraus geht eine kurze, ungenügende Einleitung. Die sprachliche Seite ist gar nicht berücksichtigt, die Quellenfrage ist kaum gestreift, der Abdruck dagegen scheint korrekt zu sein. Trotz schöner Ausstattung macht das Ganze einen wissenschaftlich ärmlichen Eindruck. — Von demselben Herausgeber erschien ferner, und ebenso wie die beiden letzterwähnten Schriften im Auftrage und auf Kosten der Rum. Akademie, ein Abdruck des Psalters[27]) aus einer Hs., der Bianu das Datum 1482 zuschreibt. Hier hat es sich der Herausgeber noch viel leichter gemacht. Der cyrillische Text ist auf photo-lithographischem Wege veröffentlicht worden, und er hat nur die Transskription und Vergleich mit dem 1577 erschienenen Psalter besorgt. Mit diesem stimmt die Hs. als Übersetzung fast wörtlich überein. Wenn das Datum 1482 richtig wäre, so hätten wir hier das älteste Denkmal der rum. Sprache und Literatur, und als solches will es der Herausgeber angesehen haben. Die Gründe für diese Annahme, sowie alle sonstigen möglichen Erörterungen werden für einen II. Band versprochen. Wenn er nur erscheinen würde! Auf S. 483 steht nun ein Kryptogramm, das der Herausgeber in seiner Transskription einfach durch Punkte (....) wiedergibt. Er hat es also nicht gelesen und das Rätsel nicht gelöst. Trotzdem liest er das Datum in den letzten drei Buchstaben als Äquivalent von 6990 = 1482, ohne den Grund hiefür anzugeben. Ich lese das Datum im Kryptogramm p. 483 als 1585 und betrachte diesen Psalter auch als dialektische Abschrift vom Drucke von 1577. Am Rande hat der Herausgeber die Varianten des Druckes von 1577 angeführt. Schon der Vergleich mit diesen hätte ihn über den wahren Charakter und das Alter dieser Hs. belehrt, welche, beiläufig bemerkt, von p. 212 an merklich verschieden von dem früheren Teile ist. Nicht selten sind Buchstaben in der Hs. ausgelassen worden, unzweifelhaft durch die Flüchtigkeit oder Nachlässigkeit des Abschreibers, und diese werden als Varianten angeführt. Z. B.: p. 215 *măriei*, statt *mu*măriei; p. 255 ne*cer*tate = necercetate; p. 257 ca poamelor = ca *a* poamelor. Mifsverständnisse des Druckes, besonders archaischer Formen, geben ein kurioses Resultat in dieser Hs., besonders die des Buchstabens ↑ (= *în*), welcher im Drucke von 1577 kaum von ѧ (ea) unterschieden werden kann; so haben wir in der Hs. p. 37 *acé încurundară-se*, während Druck richtig hat: ace*ea* curândară-se (p. 256). Ca *în* cornu = ca *uîn* cornu (p. 263). Nicht selten sind Worte ausgefallen dadurch, dafs sie am Ende der Zeile hätten zu stehen kommen sollen, z. B. p. 36 *cine* zweimal, p. 305 ist *ce* statt *se* nicht korrigiert und als Variante angegeben, ebenso Stücke, die durch Homoioteleuton ausgefallen sind, p. 28, p. 81—82 etc. Am ärgsten steht es jedoch mit den Parallelen oder abweichenden Lesarten, die aus dem Drucke von

25) Critică... Bucuresti 1886. 8°. 17 pp. 26) Psaltirea în versurĭ întocmită de Dosofteĭu mitropolitul Moldovei 1671—1686. Publicată de pe manuscrisul original și de pe editiunea de la 1673. Editiunea Academieĭ Române. Bucurescĭ 1887. 8°. 520 p. 27) Psaltirea Scheiană (1482) Mss. (!) 449 B. A. R. (Biblioteca Academieĭ Române) Tomul I, Textul în facsimile și transcriere cu variantele din Coresi (1577). Editiunea Academieĭ Romane. Bucurescĭ 1889. Kl. 8°. 536 pp.

1577 am Rande beigefügt werden. Es werden nichts als abweichende Worte angegeben, und auch diese nicht korrekt und sehr mangelhaft, dagegen verschweigt der Herausgeber die wichtige Thatsache des tiefgehenden phonetischen Unterschiedes zwischen diesen beiden Texten. In Vokalen und Konsonanten herrscht eine grofse Verschiedenheit, die von bedeutendster Wichtigkeit ist, eine um so gröfsere, wenn jener Hs. ein so hohes Alter vindiziert wird. So steht *ǧ* häufig in der Hs. für j im Drucke, *â* für *ă*, *să* für *se* und umgekehrt. Die angeführten Varianten selbst sind nicht korrekt transskribiert und somit ganz unzuverlässig. Um nur einige Beispiele anzuführen, will ich hier die Varianten von Ps. 13 (p. 34—5) angeben, die der Herausgeber vollständig vernachlässigt hat. Ich gebe nur die Formen des Druckes von 1577: m*i*nte, răsipirâ, omrâzirâ, începutul*b*, lor*b*, făcâtoriu, d*eî*n, plecâ, *să* va*ză* *să*, a *în*țelêge, a cêre, făcâtoriu, măîncăndu, upovăințâ, d*eî*n, *lu*, Izrail, prâdare, bucur*â*. So viele Unterschiede nur in einem kleinen Psalm! Und solche Nachlässigkeiten und irreführenden Fehler können auf jeder Seite dieser Ausgabe in Hülle und Fülle nachgewiesen werden.

Ferner ist die Transskription irreführend, da ѣ und ѧ beide durch *ĭa* transskribiert werden, was durchaus falsch ist, vielmehr ist ѧ allein = *ea* zu transskribieren.

Ich habe mich ausführlicher über diese Ausgabe ausgelassen, da sie als Typus gelten kann für die anderen Ausgaben desselben Herausgebers und solcher die im Auftrage und auf Kosten der Rum. Akademie gemacht werden. Dieser Text ist erst jüngst erschienen und ist auch unzweifelhaft einer der interessantesten und wichtigsten. Und so wird mit diesem gewirtschaftet! Ich werde an anderer Stelle noch ausführlicher darüber handeln und das Verhältnis zwischen Druck und Hs. genauer beleuchten.

Kleinere Texte und Fragmente sind in dem Buche von Nadejde (s. oben); meist meiner Chrestomathie entnommen. Ich verzeichne ferner: H. Tiktin, mehrere Dokumente aus dem XVII. Jahrh.[28]), und Beschreibung und ein Kapitel aus einem Ms. Paterikon, von 1750, das sich jetzt in meinem Besitze befindet (Codex Rum. Gaster No. 100). Gh. Ghibănescu, Dokumente[29]). Ein Dokument vom Jahre 1673 von J. Codrescu[30]) und mehrere andere von geringerem Werte, mitgeteilt von S. Bianu.[31]) Im Buletinul Societății Geografice von 1891 habe ich einen Text aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts (1797) veröffentlicht, und zwar die Beschreibung Egyptens und der Quellen des Niles, Mondberge etc. von einem Mönche, der auf der Sinai-Halbinsel gelebt haben mufs. Der Text ist meiner Hs. No. 74 entnommen. In der Revista des Prof. Tocilescu habe ich mehrere ältere Texte veröffentlicht, die ich mit literar-historischen Einleitungen und philologischen Noten versehen habe, und zwar: ein Fragment aus der Palaea (XVII. Jahrh.), die rum. Version der bekannten Apokalypse des Moses, resp. Adams Tod und Seths Reise nach dem Paradiese.[32]) Ferner: Vita des hl. Gregorius Decapolita[33]) (XVII. Jahrh.); die rum. Version der Alexius-Sage[34]); die Vita des hl. Macarius und seine Reise nach dem Paradiese in zwei Varianten (XVII. und XVIII. Jahrh.[35]); Vita des Eustathius

28) Arhiva I, p. 103—121 ff. ibid. p. 241 ff. II, p. 378 f. 29) Ibid. p. 378, 382 II, p. 180 etc. 30) Ibid. p. 498. 31) Ibid. II, p. 439 ff., 570 ff. 32) Revista pentru istorie, archeologie si filologie I, 1882, p. 74—83. 33) Ib. p. 83—96. 34) Ibid. III, 1884, p. 335—352. 35) Ibid. V, 1886, p. 88—112.

Placida[36]) aus zwei Sammlungen; Rum. Weihnachts- und Sternlieder (Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrh.) mit dem Nachweise der Parallelen in der rum. Literatur.[37])

In derselben Zeitschrift[38]) erschienen aufserdem andere wertvolle Texte, die ich hier anführen will, weil sie, mit wenigen Ausnahmen, kaum aufserhalb der Grenzen Rumäniens bekannt geworden sind. Die Zeitschrift hat 1886, kurz nach meiner Ausweisung aus Rumänien, aufgehört zu erscheinen.

G. G. Tocilescu, der Herausgeber, hat zwei Chroniken vom Jahre 1821 abgedruckt[39]) ferner eine kleine gereimte Chronik über den Tod des Fürsten Hangerli[40]). Wir verdanken ihm gediegene textkritische Untersuchungen über die rum. Chroniken[41]), über das Verhältnis derselben zu einander, besonders aber über die pseudoepigraphischen Chroniken des Arbore Campodux und Huru.[42]) Die rum. Nachschrift des Fürsten Michael[43]) hat Tocilescu in sonderbarer Weise gedeutet. Er und Xenopol sind von A. B.[44]) darüber scharf zur Rede gestellt worden. Beide haben das altrum. Wort *pomêna* gründlich mifsverstanden und anstatt: in memoriam es »als Almosen« gedeutet.

Eine zum Teil gereimte Chronik des Pseudonymen Zilot Romanul, unter welchem Tocilescu einen gewissen Ştephan Moru erkennen will, wurde von Toc. abgedruckt.[45])

H. Tiktin hat den Text der Aussteuer der Fürstin Safta vom Jahre 1669 mit erklärenden Anmerkungen veröffentlicht.[46]) Diese Listen von Gegenständen, welche die Aussteuer der Damen in Rum. bildeten, sind sowohl von philologischer als von kulturhistorischer Bedeutung.

Leider sind während der letzten 10 Jahre fast gar keine Urkunden aus alter Zeit erschienen, wie Kontrakte, Prozesse, Schlichtungen, Verkäufe etc., in welchen die Volkssprache sich am reinsten widerspiegelt. Bei Gelegenheit erwähne ich die Biographie des Chronisten G. Ureche von J. Sbiera[47]), die besonders wertvoll ist durch den Index der Eigennamen, die in der Chronik vorkommen (p. 71—93). —

Dialektische Texte sind von Candrea und Francu[48]) in der Mundart der Rumänen, die in den westlichen Abhängen der Karpathen leben, veröffentlicht worden. Die Bedeutung dieser Dialekte liegt darin, dafs sie gleichsam eine Brücke bilden zwischen Istrisch und Wallachisch (Schriftsprache). Die von letzterem abweichenden Worte und Formen werden durch Kursivschrift hervorgehoben. Zahlreiche Texte, Lieder und Märchen aus diesen Dialekten füllen fast die Hälfte dieser äufserst interessanten Schrift (p. 187—285). Von besonderem Werte sind die (p. 75 ff.) genauen Angaben der dialektischen Eigentümlichkeiten. Es werden darin sowohl die phonetischen als die Flexionsunterschiede angegeben. Es ist ein sehr wertvoller Beitrag zum Studium der rum. Dialekte. Der Dialekt der Motzen hat die Umwandlung des *n* zwischen Vokalen mit dem der Istrier gemein. p. 85 ff. ist eine Liste solcher

36) IV, 1885, p. 629—645. 37) Ib. II, 1883 p. 313—336. 38) III, 1884, p. 99 bis 110. 39) II, p. 382 ff. 40) III, p. 326 ff. 41) Ibid. III, p. 241—288. 42) Ib. IV, p. 464—500. 43) Ib. IV, p. 543—4. 44) Contemporanul V, 1887, p. 119 ff. 45) Ib. V, p. 65—88. 46) Ib. I, p. 337—344. 47) Grigoriu-Ureche. Bucur. 1884. 4°. 48) Teofil Frâncu si George Candrea, Românii din munţiĭ apusenĭ (Moţiĭ). Scriere etnografică cu 10 ilustraţiunĭ în fotografie. Bucurescĭ 1888. 8°. 303 pp.

Worte und p. 91—96 einige Lieder in diesem Dialekte. p. 97—107 ein Glossar von Worten aus dem Dialekte der Gebirgsbewohner (Munteni), ist eine Bereicherung des rum. Wörterbuches. Die phonetische Eigentümlichkeit, dafs *n* zwischen Vokalen durch *r* ersetzt wird, ist von DENSELBEN VERFASSERN[49]) schon früher in einer Broschüre behandelt worden. Einige Proben aus dem Dialekte von Bihar (Siebenbürgen) hat M. POMPILIU geliefert, zugleich mit kurzer Beschreibung der Eigentümlichkeiten desselben.[50]) Andere Proben aus verschiedenen Provinzen Siebenbürgens wurden schon vorher von mehreren (Nadejde, Gran, Dilibran) in der Zeitschrift »Contemporanul« veröffentlicht. Volkslieder aus der Moldau rschienen in ediesem Dialekte in den Sammlungen von Canianu und Sevastos, auf welche ich später zurückkomme. E. PICOT hat Volkslieder der Rumänen aus Serbien herausgegeben, die dialektisch interessant sind (s. weiter unten). Diese sind aus Oltenia (Kleinwallachei) nach Serbien ausgewandert und haben ihren Dialekt bewahrt.

Den südrumänischen Dialekten ist auch in den letzteren Jahren gröfsere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Ich übergehe mit Stillschweigen jene Schriften, welche in patriotischen und propagandistischen Bestrebungen ihren Ursprung haben, wie z. B. das Neue Testament (1881), Istoria Noului Testament (1881) etc., die mit grofser Vorsicht, wenn überhaupt, zu gebrauchen sind. Gering an wissenschaftlichem Werte ist ferner eine Arbeit von ST. MIHĂILÊNU[51]), über den macedo-rumänischen Dialekt. (Im »Contemporanul« II hat NADEJDE auch etwas darüber veröffentlicht.)

Einen streng wissenschaftlichen Charakter trägt dagegen die Schrift von G. WEIGAND, der an Ort und Stelle die Sprache der Olympo-Walachen studiert und zahlreiche Texte in zuverlässiger Weise abdruckt. Leider scheint der Verf. mit nicht genügender Kenntnis des Dacorumänischen an die Arbeit herangetreten zu sein, die Resultate wären sonst befriedigender.[52])

T. T. BURADA hat 22 Volkslieder der Macedorumänen mit dacorum. Übersetzung[53]) veröffentlicht.

Sagen, Märchen und Lieder im macedo-rum. Dialekte mit französischer Übersetzung, eine ungenügende grammatische Skizze (nur die Paradigmen einiger Verba) und ein unzulängliches Glossar sind aus dem Nachlasse des Dr. M. G. OBEDENARU von J. BIANU im Auftrage der rum. Akademie herausgegeben worden.[54]) Die macedo-rumänischen Texte sind von Obedenaru in einer unsicheren etymologisierenden Orthographie niedergeschrieben worden, und sind daher für exakte philologische Untersuchungen von zweifelhaftem Werte. OBEDENARU' Sammlung enthält (p. 1—93) zwei Märchen mit französischer und rumänischer Übersetzung, letztere im wallachischen Dialekte, speziell im Dialekte von Ilfov (Bukarest) und (p. 95—224) 30 Volkslieder ebenfalls mit doppelter Übersetzung. Das letzte darunter ist eine Parallele zur

49) Rotacismul la Moți și la Istrienĭ. Bucurescĭ 1886. 50) Convorbiri literare. Bucurescĭ 1887. p. 993 ff. 50) Convorbiri literare. București 1887, p. 993 ff. 51) Studiu asupra dialectului Romînilor din Macedonia. Bucuresti 1889. Rec. Picot, Romania XX, 185. 52) G. Weigand, Die Sprache der Olympo-Walachen. Leipzig 1888. 8°. VIII + 142 pp. — Rec. H. Tiktin, Arhiva I, p. 470 ff. G. Meyer, Zs. f. rom. Ph. XII, 545. Picot, Romania XIX, 168. 53) Revista p. istorie etc. V, 1885, p. 175—182. 54) Dr. M. G. Obedenaru, Texte Macedo-romîne, basme și poesiĭ poporale de la Crușova publicate după manuscrisele originale. Bucurescĭ 1891. 8°. 380 pp.

rum. Volksballade über die Gründung des Klosters Argeş. Dasselbe Lied »über den Bau der Brücke von Arto«, der nur durch ein Menschenopfer zu stande kommt, ist in demselben Dialekte in der hier gleich folgenden Sammlung auch abgedruckt. Der Vergleich zwischen diesen beiden Transskriptionen — sonst sind sie vollkommen identisch — ist sehr lehrreich, da dadurch die korrekte Aussprache des macedorumänischen Textes einigermafsen sichergestellt wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind die von Vangeliu Petrescu[55]) in demselben Dialekte veröffentlichten Texte als wertvoll zu bezeichnen. Ich erwähne sie hier, trotzdem sie schon 1880 erschienen sind. Dialektische Sprachdenkmäler sind so gering an Anzahl und von so grofser Bedeutung für die rum. Philologie, dafs ich es vorziehe, eher zu viel als zu wenig zu geben, umsomehr, als diese Schriften so gut wie unbekannt geblieben sind. Das erste Heft enthält, aufser einer knappen Skizze der Aussprache und Orthographie des Macedo-rum. ein dacorum. Märchen mit macedo-rumänischer Übersetzung. Text und Übersetzung in zwei parallelen Kolumnen. Die vom Daco-rum. verschiedenen Worte und Formen werden durch Kursivdruck kenntlich gemacht, und zahlreiche Noten philologischen Inhaltes beschliefsen das Heft. Heft II enthält umgekehrt zwei macedo-rum. Texte mit walachischer Übersetzung und Noten. Parallelen zu diesen Märchen sind: Grimm No. 72, cf. vol. III p. 123—124. Keller, Altdeutsche Erzählungen No. 528. Haltrich, Siebenbürg. Volksmärchen[2] No. 86; und Treujohannesform cf. Grimm No. 6. Afanasiev, russische Märchen[2] No. 93 (IV p. 168 f.). Ferner 25 Volkslieder aus Kruschova, dieselbe Provinz, von welcher Obedenarus Material stammt, und vier Volksleider des Alexandri aus dem Daco-rum. in diesen Dialekt übersetzt.

Volkskunde. Viel rühriger und in ihren Resultaten viel reichhaltiger war die Thätigkeit, die im Laufe dieser Jahre auf dem Gebiete der Volkskunde entfaltet wurde. Neben viel Weizen ist auch viel Spreu, den ich aber unaufgeführt lassen werde.

Volkslieder. Die vollständigste und bedeutendste Sammlung rum. Volkslieder, Balladen, Rätsel, Weihnachtsspiele, Lieder etc. ist die, welche G. D. Teodorescu[56]) herausgegeben hat. Kurze Einleitungen gehen den betreffenden Abteilungen voran, worin auch bibliographische Nachweise geliefert werden. Um den Reichtum und die Bedeutung dieser Sammlung, die alle vorhergehenden weit in den Schatten stellt, einigermafsen zu veranschaulichen, will ich den Inhalt derselben etwas ausführlicher angeben. Es ist zu gleicher Zeit eine Beschreibung der hauptsächlichsten Gebräuche und der wesentlichen Züge des rum. Volkslebens. p. 9: Moş-Ajun, am frühen Morgen des 24. Dezember. (Frühmorgensgrufs.) p. 14: Colinde, Weihnachtslieder, die der Herausgeber in drei Gruppen einteilt: a) religiöse und »Sonnen«-Lieder, in welchen Sonne, Mond und Sterne eine halb mythologische Rolle spielen. Der Fond jedoch ist christlich. (In manchen dieser Lieder haben sich Spuren von apokryphen Evangelien erhalten.) b) p. 45: Lieder legendarischen Inhaltes; besonders zahlreich sind darin die Anspielungen auf Falkenjagd und Jagd überhaupt. Diese haben einen halbreligiösen Charakter. c) p. 69: Lieder, die das häusliche Leben

55) Mostre de dialectul Macedo-romanu I—II. Bucuresci 1880—1881. 8°. 47 pp. u. 160 pp. 56) G. Dem. Teodorescu, Poesiĭ populare române. Bucuresci 1885. 4°. 720 pp. à 2 Columm.

in seiner bunten Mannigfaltigkeit zum Inhalte haben. Jugend, Jungfräulichkeit, Braut und Brautstand, Heirat, Wiegenlied, Witwe. p. 97 Sternlieder (25. Dez. bis 7. Januar). p. 102: Vicleim, d. h. Weihnachtsspiel in zwei Varianten und ein Puppenspiel, bisher das einzige bekannte, vom Herausgeber zum erstenmal veröffentlicht. In dieser Variante des »Policinello« haben wir ein vollständiges Volkstheater. p. 133: Vasilca (31. Dezember bis 1. Januar). Diesen Namen kann der Herausgeber nicht erklären. Er wird heute einem mit Blumen und Bändern bunt verzierten Kopfe von einer Sau beigelegt. Er ist aber nichts anderes als der Name des Heiligen (St. Vasile; Basil), der am 1. Januar gefeiert wird. p. 137: Pflug (31. Dez. bis 1. Jan.). Ein Pflug wird durch die Strafsen geschleppt, und Lieder dabei gesungen. Unzweifelhaft von symbolischer Bedeutung für die Fruchtbarkeit des einziehenden Jahres. Mehrere Varianten. p. 157: Sorcova, Straufs von künstlichen Blumen, der beim Neujahrswunsche geschüttelt wird. p. 161: Ansprachen bei Hochzeiten, in gereimter Form. p. 185 Kindergebete in Reimen. p. 190: Kinderlieder, Reime in Bezug auf Sonne, Mond, Insekten und Pflanzen. p. 192: Gereimte Formeln bei Kinderspielen. p. 201: Vier Varianten eines eigentümlichen Liedes, Lăzărel, welches zugleich mit der dazu gehörigen Ceremonie am Sonnabende des Lazar jungen Ursprunges zu sein scheint, wahrscheinlich erst in den letzten 50 Jahren eingeführt. p. 207: Paparuda (vgl. Grimm, D. Myth.[4] p. 493). Gereimte Formel des Gebetes um Regen bei anhaltender Trockenheit. p. 261: Caloian, Variante der obigen aus Dobrogea. (Ausführlicher hat Burada diese letzteren Sitten und Gebräuche beschrieben.[57]) Ich finde in diesen, nach Buradas Beschreibung, eine vollkommene Parallele zu der alten Adonis-Sage und -Klage. An anderer Stelle gedenke ich sie genauer zu behandeln.) p. 213. 378 Rätsel und Rätselfragen, mit Anführung ausländischer Parallelen, meistens nur französische. p. 252: Aufsteigende Zahlen. p. 257: Gereimte Parodien von Kirchliedern und Gebeten. Das Osterfest der Zigeuner (vgl. darüber meine Abhandlung über die Zigeuner, die ihre Kirche aufgegessen haben).[58]) p. 267: Weltliche Lieder, vom Herausgeber in folgende Gruppen eingeteilt: a) Liebeslieder. 1. Häusliche Zustände, betreffend Jüngling, Jungfrau, Heirat, Witwe und Todesklagen. 2. Doine (Vierzeiler), einen Gemütszustand schildernd: Hafs, Verachtung, Fremde, Verlassenheit etc. b) Soziale Lieder, das bürgerliche Leben in seinen Leiden und Freuden: 1. Haiduken-Lieder, den Klephtenliedern der Griechen entsprechend. 2. Standeslieder, nach dem Stande, der darin seine Gefühle ausdrückt, Hirt, Soldat etc. c) Erotische Lieder: 1. Liebe und Liebesgenufs. 2. Wein und Zerstreuung. 3. Ironische und beifsende Spottlieder. d) Lieder, die das Naturleben behandeln. 1. Vögel und Tiere. 2. Pflanzen, die Gegenstand des lyrischen Ergusses sind. Von diesen vier Gruppen nähert sich b) der epischen und c) der lyrischen Poesie. p. 355: Entzauberungen gegen alle Arten von Krankheiten, »böses Auge«, Schlangenbifs, Lähmung etc. Diese sonderbaren Formeln sind auch von philologischem Werte, durch die archaischen Worte und Formen, die sich darin erhalten haben, und durch eigentümliche Wortbildungen, die nicht selten fast unverständlich sind. Manche mögen Korruptionen alter mifsverstandener Worte sein. p. 399: Gereimte

57) T. T. Burada, O Călĕtorie în Dobrogia. Jași 1880, p. 25 ff. 58 Revista p. istoria filol. si Archeologie I, p. 469—475.

Zeilen, die in Märchen vorkommen; Refrains. p. 407—692: Alte Legenden und Balladen, die der Herausgeber in folgende Gruppen zusammenfaſst: a) Sonnen- (mythische) und abergläubische. In ersteren wird die Liebe der Sonne zum Monde besungen, in den letzteren Kämpfe mit Drachen, Personifikation der Cholera, prophetische Gabe und Sprache der häuslichen Tiere, Tier- und Pflanzensagen, Fluch der Eltern, Vampyre. b) Historische Sagen und Lieder, deren Helden geschichtliche oder sagengeschichtliche Personen sind. c) Haiduken-Lieder, d. h. Balladen der Haiduken, und d) häusliche, die das häusliche Leben betreffen, in all der Mannigfaltigkeit von Sorge und Freude, von Kummer und Friede. All diese Lieder bilden einen epischen Cyklus, der die Vergangenheit einschlieſst. Jedes Lied wird in zahlreichen Varianten aus verschiedenen Gauen Rumäniens angeführt. Zugleich gibt der Herausgeber gewissenhaft Namen des Rhapsoden, der mündlichen oder schriftlichen Quelle an, der er das Lied entnommen. Bei jedem Stücke werden häufig auch die Parallelen aus anderen rum. Sammlungen angegeben. Der Nachweis dieser Parallelen könnte leicht vergröſsert werden. Schade ist es nur, daſs der Verf. sich noch einer unsicheren Orthographie bedient. Sonst kann dieser bedeutenden Leistung nur uneingeschränktes Lob gezollt werden. Ein Inhaltsverzeichnis und ein von mir angefertigter alphabetischer Index der Lieder beschlieſst diese ebenso reichhaltige als wertvolle, ja wertvollste Sammlung, die bisher auf dem Gebiete des rumänischen Volkstums erschienen ist. — In demselben Jahre erschien die Sammlung von »Doine« (Wehmutslieder) und Vierzeilen aus Siebenbürgen, von J. U. Jarnik und A. Barseanu[59]), an poetischem Reichtum weit hinter denen aus Rumänien zurückstehend. Die unsichere Orthographie verringert den Wert dieser Sammlung für rein philologische Zwecke, besonders für phonetische Untersuchungen. Zu dieser Sammlung hat Dr. J. U. Jarnik das obenerwähnte sehr fleiſsig ausgearbeitete Glossar geschrieben. — Der »Fluch« in der siebenbürgisch-rum. Volkspoesie, ist Gegenstand einer Abhandlung von O. Mailand.[60]) In dem Feuilleton der Zeitung Tribuna (Sibiu) erschienen mehrere Balladen und Romanzen, die nachher in Separatausgabe als einzelne Broschüren veröffentlicht wurden, und zwar: mehrere von G. Coşbuc[61]), darunter eine Parallele zu Bürgers Leonore[62]), zu welcher M. Schwarzfeld[63]) eine zweite Variante aus Rumänien veröffentlicht hat. Ferner von J. Moţa[64]), ein Märchen in Versen. — Zwei Volksromanzen aus Siebenbürgen, mit deutscher Übersetzung, veröffentlicht R. Prexl.[65]) Volkslieder aus der Moldau hat E. D. O. Sevastos[66]) veröffentlicht; weder Quellen noch sonstige Erläuterungen sind den Texten hinzugefügt, auch nicht ein Ortsverzeichnis, woher die Lieder stammen. Inhaltlich sind sie sonst ziemlich interessant. — Die Herausgeberin hat wieder ihre eigene Einteilung. Sie gruppiert die Lieder unter folgende Titel, die dem Inhalte entsprechen sollen: a) p. 7 f.: Eltern und Kinder, meist Waisenlieder. b) p. 41: Liebeslieder. c) p. 203: Wald und Feld. d) p. 211: Fremde. e) p. 227: Schicksal. f) p. 257: Bacchantische Lieder. g) p. 267: Soldatenleben. h) p. 285: Haiduken und

59) Doine şi strigături din Ardeal Bucuresci 1885. Kl.-8°. 528 pp. 60) Zs. für Volkskunde III (1891), p. 208—214. 61) Draga mamei Sibiiu 1886. 29 pp. Jalea craiului din cetini. 15 pp. Fulger ib. 9 pp. 62) Blăstĕm de mamă, 1886. 8°. 19 pp. 63) în Revista Olteana II, p. 66—70. 64) Baba Iadului. Sibiiu 1887. 20 pp. 65) Zs. f. Volkskunde III (1891), p. 300—301. 66) Cîntece moldovenesti. Jaşi 1888. 8°. 343 pp.

i) p. 293—327: Alte Heldenlieder, letztere meist in sehr fragmentarem Zustande. Eigentümlich ist dieser Sammlung, daſs fast alle Lieder mit der Anrufung an eine Pflanze beginnen. (Vgl. darüber Schuchardt. Ritornell und Terzine, und Hasdeu in »Columna lui Trajan« 1876 p. 139 ff.) Die Sprache ist die Schriftsprache, kaum eine Spur von Dialekt darin. Dagegen sind die Volkslieder aus dem Nordwesten der Moldau in der Sammlung von M. Canianu[67]) in diesem Dialekte aufgezeichnet und somit auch philologisch von Bedeutung. Die Lautbezeichnung scheint jedoch unzureichend, da häufig ſc = ſĉ gedacht wird; ob nicht auch ci = și? Die Sammlung von 333 Liedern zerfällt in zwei Gruppen: a) Doine (Wehmuts- und Liebeslieder) No. 1—299 p. 3—207, und b) Haiduken- und Soldatenlieder, p. 211—239 No. 300—333. Überall ist die Quelle genau angegeben, sowohl Name der Person, von welcher Canianu das Lied gehört hat, als auch die Ortschaft. An vielen Stellen ist auf die Parallelen in anderen Sammlungen hingewiesen (Teodorescu, Jarnik, Marian etc.).

Die Ausgabe ist leider durch sehr viele Druckfehler entstellt. Ein Verzeichnis derselben (p. 253—256) hilft diesem Übelstande einigermaſsen ab. Von besonderem Werte ist dann ein Glossar eigentümlicher oder sonst nicht gebräuchlicher Worte mit Erklärung (p. 243—252). Sonderbar ist es, daſs die meisten Worte des Glossars, die vom Herausgeber als ungebräuchlich bezeichnet werden, dem walachischen Sprachidiom angehören, wo sie vollkommen gang und gäbe sind. Manche sind türkischen Ursprungs. Ich hebe dieses besonders hervor, weil es ein sonderbares Zusammentreffen ist und, wenn weiter verfolgt, einiges Licht über den Ursprung des heutigen moldauischen Dialektes verbreiten kann. In keinem der alten Schriftdenkmäler, das über ein Jahrhundert alt ist, findet sich nämlich eine Spur dieses Dialektes (vgl. meine Chrestomatie română I, p. CVIII ff.).

In Zeitschriften diesseits und jenseits der Karpathen sind ferner manche kleine Sammlungen von Volksliedern gedruckt worden, so von: L. V. Mureșanu in »Familia« XXI (1885); V. Alessiu in »Convorbiri Literare« XXII; J. P. Lazar in »Tribuna« III (1883) und »Gazeta Transilvaniei« Jahrg. L (1887); V. Farcaș ibid., Jahrg. XLIX (1886); F. Danciu in »Familia« XXIII (1887); J. Moldovanŭ in »Gaz. Transilvaniei« LI (1888); M. Lupescu in »Contemporanul« V (1886); J. Dologă in »Familia« XXIII (1887); W. D. Popescu in Revista p. ist. etc. III, 1884, p. 329 ff.); M. Schwarzfeld in »Contemporanul« VI, 1888, p. 25 ff. Andere Volkslieder sind auſserdem oben bei Gelegenheit der Dialektik erwähnt worden; besonders Volkslieder aus Macedonien. — E. Picot[68]) hat ferner eine Sammlung Volkslieder der Rumänen, die in Serbien leben, veröffentlicht. Dadurch, daſs sie von Nichtrumänen aufgezeichnet wurden, sind sie von besonderem philologischem Interesse, obzwar sie kaum ein Jahrhundert alt sein können.[68]) Die Sammlung von V. A. Alecsandri ist von M. Schwarzfeld[69]) kritisch zergliedert worden. Er hat an der Hand der verschiedenen Ausgaben, die von einander abweichen, und mit Zuhilfenahme der Paral-

67) Poezii populare. Doine culese și publicate întocmai cum se zic. Jași, Saraga, 1888. 8°. XV + 270 pp. 68) Chants populaires des Roumains de la Serbie. Paris 1889. Cf. Recens. Jorga, in Arhivea II, p. 368 ff 69) Poesiile populare colecția Alecsandri sau cum trebue culese și publicate cânticele populare. Jași 1889. 8°. 104 und: M. Schwarzfeld, Vasile Alecsandri, sau meșterul drege-strică și apărătorii sei. Craiova 1889. 8°. 36 pp.

lelen den Beweis geliefert, dafs Alecsandri die von ihm herausgegebenen Volkslieder zum Teile umgearbeitet und verändert hat. Von demselben [70]) sind einige Volkslieder aus der Wallachei veröffentlicht worden.

Volksmärchen, Sagen und Schwänke. An Sammlungen haben uns die letzten fünf bis sechs Jahre folgende gebracht: D. Stăncescu [71]) eine kleine Sammlung von sechs Märchen und einem Schwanke, naturgetreu dem Volke nacherzählt; auch philologisch von Interesse. Die Sprache ist die von Muntenia (Wallachei). J. Sbiera [72]) eine grofse Sammlung von 54 Sagen und Märchen der Rumäden aus Bukowina, zum Teile im Dialekte gehalten, der aber nicht konsequent durchgeführt wird. Nächst Jspirescus bekannter Sammlung ist diese die umfangreichste, die bisher auf rum. Boden erschienen ist. Diese Sammlung ist, wie mir scheint, bisher kaum berücksichtigt worden. Der Sprachschatz ist aufserordentlich reich an eigentümlichen Ausdrücken, die in keinem rum. Wörterbuche soweit aufzufinden sind, und der Inhalt von nicht geringer Bedeutung für vergleichende Märchenkunde. Nicht nur berühren sich diese Märchen sehr nahe mit rumänischen, sondern auch mit zigeunerischen und ruthenischen. Wir finden hier Pepelea oder Păcală wieder (No. 1), der nur noch griechisch (Hahn, No. 34) bekannt ist. Parallelen zu »Perette« (No. 33 und 34), Gesta Romanorum cap. 103 (No. 28), Rhampsinit (No. 37), Amor und Psyche (p. 44), 1001 Nacht (No. 9, 13 etc.), Polyphemus (p. 16), der gute Gerhard (p. 229 und 258), von Parallelen zu Grimm, Cosquin, Gonzenbach u. a. zu schweigen. Manche wiederum sind ganz eigentümlicher Natur und stehen den ruthenischen und kleinrussischen am nächsten, besonders die Sagen über den Ursprung des Rauchtabakes (No. 48 und 49), vgl. darüber Hasdeu in: Cuvente den bătrăni II, p. XXIV—XXVII; ausführlicher und gründlicher A. N. Wesselofsky, Razyskanija vŭ oblasti russkago duhovnago stiha (1883) VI, p. 85 ff., des Branntweins (No. 50) etc.

Fünf kleine Kapitel enthalten Volksglauben in Bezug auf Drachen, Vampyre etc., ähnlich denen, welche Gebrüder Schott in ihrer Sammlung rum. Märchen veröffentlicht haben (p. 294 ff.), und das Buch schliefst mit einer Sammlung von 160 Rätseln. 175 Rätsel, sowie einige »Zungenbrecher« hat Gr. Sima [73]) veröffentlicht. Eine mehr gekünstelte und oft moralisierende Sammlung von 35 sonst interessanten Märchen der Rumänen aus Siebenbürgen, die er selbst aus dem Munde des Volkes gesammelt hat, hat J. Popŭ-Reteganul in fünf Heften erscheinen lassen. [74]) Inhaltlich sind sie interessant, häufig fast wörtlich übereinstimmend mit Sbiera. Unter anderen eine weitere Parallele zu Bürgers Leonore (IV, p. 61 ff.) siehe oben. Nicht wenige darunter haben einen christlichen Anstrich. Gott und der hl. Peter, die Mutter Gottes spielen eine bedeutende Rolle darin, als Wanderer, segenspendend etc. Einzelne Märchen erschienen in dem Feuilleton der »Tribuna« und dann in Separat-Abdrücken, und zwar: drei von J. T. Mera [75]), fünf

---

70) M. Schwarzfeld, in: Arhiva I, p. 370 ff. 71) Basme culese din popor. Bucur. 1885. 8°. 70 p. 72) Jon al lui G. Sbiera Poveștĭ poporale românescĭ din popor luate și poporuluĭ date. Cernăuț 1886. Lex.-8°. 324 pp. 73) Gr. Sima al lui Jón, Din bătrânĭ, Ghîciturĭ, întrebărĭ si rĕspunsurĭ, frementarĭ de limbă. Sibiĭu 1885. Kl.-8°. 30 pp. 74) Joan Popŭ-Reteganul, Poveștĭ Ardeleneștĭ. Brașov. Ciurcu 1888. 8°. 79 + 89 + 87 + 79 + 85. 75) Pipĕruș Pĕtru. Ce n'a fost si nu va fi. und Cenușotca. Sibiĭu 1885. Kl.-8°.

von S. Moldovan[76]), zwei von Gr. Sima al lui Joan[77]), eines von J. Slavici[78]), zwei von »Märgineanul«.[79]) Eine Sammlung von 11 Märchen hat J. C. Măldărescu[80]) herausgegeben. Diese sind von Muntenia vulgo Wallachei, etwas unbeholfen, aber sonst gut nacherzählt; wir begegnen hier Parallelen zu »Däumling«, 1001 Nacht, Pacala etc.

Die moldauischen Märchen, die J. Creanga zu verschiedenen Zeiten in meisterhafter Weise geschrieben und in Zeitschriften veröffentlicht hat, sind jetzt nach seinem Tode († 31. XII. 1889) gesammelt im ersten Bande seiner Schriften erschienen.[81]) Es ist das Beste, was bisher in der Sprache (nicht Dialekt!) der Moldau geschrieben worden ist, ein treues Abbild der Sprache und Denkweise des Volkes: urwüchsig, kernig und tief poetisch. — Einzelne Märchen sind in Broschüreform verschiedentlich abgedruckt worden, sowohl diesseits, als auch jenseits der Karpathen. Ich führe sie nicht an, weil sie meist neuere Abdrücke älterer Erscheinungen sind. — In Volkskalendern sind auch manche Märchen und Schwänke abgedruckt worden. Diese waren mir leider unzugänglich. — Von Schwänken nenne ich bloſs das Buch gereimter Schwänke von Th. D. Speranta.[82]) Es genügt, es erwähnt zu haben. Von Sprichwörtern haben wir nur die groſsartig angelegte Sammlung des P. Ispirescu, leider durch seinen Tod unvollendet geblieben.[83])

Sitten und Gebräuche. Die Hochzeitssitten und Gebräuche der Rumänen sind Gegenstand zweier eingehender Untersuchungen gewesen, und zwar die Verlobungs- und Trauungsfeierlichkeiten und die Formalitäten, die sie begleiten. Es existieren nämlich zahlreiche Gebräuche und Sitten, Aufzüge und Gesänge, die bei Verlobung und Trauung von Rumänen in verschiedenen Ortschaften beobachtet und aufgeführt werden. Teile davon, besonders die, welche die Werbung oder Trauung oder das darauf folgende Gastmahl mit den bei denselben üblichen Ansprachen behandeln, sind bisher mehrfach veröffentlicht worden; diese aber bezogen sich nur auf je eine kleine Umgegend. Parallelen aus anderen Provinzen wurden entweder gar nicht oder doch nur sehr selten gegeben, und das ganze Liebesdrama, das in der Ehe gipfelt, ist nie in seinen Einzelheiten beschrieben worden. Solche meist gereimte Ansprachen, um mich nur auf unseren Zeitraum zu beschränken, enthalten die Broschüren von B. Viciu[84]) und von J. Sbiera[85]); letztere giebt noch dazu als Beilage eine Sammlung von Weihnachtsliedern und Balladen. Ausführlicher und viel eingehender werden diese Formalitäten beschrieben und die gereimten Ansprachen und Gesänge aus verschiedenen Gauen Rumäniens mitgeteilt von E. Sevastos.[86])
Leider hat die Verfasserin sich dazu verleiten lassen, Vergleichungen

---

76) Păcală si Tândală. Ibid. 10 pp. Fiica a nouĕ mame. Ibid. 37 pp. Poveste a lui Ignat. Ibid. 8 pp. Indĕrĕtnicul. Ib. 25 pp. Lumea prostilor. Ib. 8 pp. 77) Teĭu legănat. Ibid. 26 pp., Vlad și Catrina. Ibid. 16 pp. 78) Păcala în satul lui. Ibid. 1886. 26 pp. 79) Nu sciu împĕrat 1886. 34 p. Dina împĕrăteasa și peana eĭ aleasă. Ib. 1886. 37 pp. 80) Dîn Șezători. Basme. Bucuresci 1889. 8°. 53 pp. 81) Scrierile lui Joan Creangă, volumul I, Povesti Jași 1890. 8°. 332 pp. 82) Anecdote populare. Bucureștĭ (s. a., aber 1889). 8°. 300 + 2 pp. 83) Di-cĕtori populare române in: Rev. p. ist. etc. I, p. 224 ff. 450 ff. III, 144 ff. V, 153 ff. 84) Colăcăritul, obiceĭurile Țĕranilor rumâni la nuntă. Sibiĭu 1885. Kl.-8°. 58 pp. 85) Colinde, cîntece de stea și urărĭ la nunțĭ. Cernăuț 1888. 8°. 109 + 2 pp. 86) Nunta la Români. Studiu istorico-etnograficŭ-comparativŭ. Ed. Academieĭ Române. Bucurescĭ 1889. 8°. VIII + 406 pp.

mit anderen Völkern anzustellen, die durchaus einseitig und äufserst mangelhaft sind. Die Werke, die sie benutzt, werden auf eine sehr seltsame Weise zitiert, indem nie die Seite angegeben wird; aufserdem verfolgt sie die Tendenz, alles als römisch oder römischen Ursprungs darzustellen. Dafs die rumänischen Volkssitten und der Aberglaube zunächst mit denen der Slaven betrachtet und im Zusammenhange mit diesen studiert werden müssen, davon scheint die Verfasserin keine Ahnung zu haben. Sie folgt eben der angeblich nationalen Strömung, der alles Slavische, als dem rumänischen Wesen fremd, ja feindlich gilt, während umgekehrt eine wissenschaftliche Untersuchung des rum. Volksgeistes, ebenso wie des Sprachschatzes, einen tiefgehenden Einflufs des Slaventums erkennen läfst. Besonders stark tritt diese Ähnlichkeit zwischen Rumänen und Slaven hervor gerade in Hochzeitssitten und Gebräuchen und in den Totenfeierlichkeiten und den sich daran anknüpfenden Klagen und Gebräuchen. Eine wahrhaft unabhängige, wissenschaftlich durchgeführte, vergleichende Untersuchung fehlt noch gänzlich. Abgesehen von jener schwachen Seite jedoch ist die Arbeit der Sevastos ein sehr wertvoller Beitrag zur rum. Volkskunde. Es ist eine von der rum. Akademie preisgekrönte Schrift, und von derselben herausgegeben. Ebenfalls von der rum. Akademie herausgegeben wurde ein anderes Werk, welches dasselbe Thema behandelt und denselben Titel trägt. Dieses hat zum Verf. den auf dem Gebiete der rum. Volkskunde verdienstreichen S. Fl. Marianu[87]), und ist unzweideutig die bedeutendste, umfangreichste und vollständigste Sammlung, die bisher erschienen ist. Sie läfst die Schrift der Sevastos weit hinter sich zurück. Die vergleichende Seite ist zwar auch hier die schwächste des ganzen Buches; dagegen wird dieser Fehler reichlich aufgewogen durch das zahlreiche und wertvolle Material, welches diese Schrift enthält, Das Werk zerfällt in drei Teile. Der erste, welcher 27 Kapitel umfafst, heifst: »Vor der Trauung« und behandelt alle darauf bezüglichen Vorbereitungen, Alter, Werbung, Mitgift, Geschenke etc., die Formalitäten, die dabei beobachtet werden, die Lieder, die gesungen werden, etc. Der zweite: »Trauung und Schmaus« behandelt in 36 Kapiteln die verschiedenen Phasen, durch welche diese Zeremonie geht. Alles ist von Liedern, gereimten Ansprachen, begleitet. Der dritte Teil: »Nach der Trauung« ist der kleinste. In nur sieben Kapiteln werden die abschliefsenden Förmlichkeiten kurz abgethan. Daran schliefst sich eine umfangreiche Beilage von längeren Ansprachen, Toasten und Gedichten, die bei diesen Gelegenheiten gebräuchlich sind. Marian ist ein bewährter Führer und ausgezeichneter Sammler; Ort und Name des Mitteilenden werden gewissenhaft angegeben. Die Neuerungssucht ist von den Texten, die hier fast auf jeder Seite veröffentlicht werden, vollkommen fern gehalten. Nebst Teodorescus' Sammlung von Volksliedern (s. oben) ist diese Schrift mit die wertvollste, die in den letzten fünf Jahren auf dem Gebiete der rum. Volkskunde veröffentlicht worden ist. T. T. Burada hat die Hochzeitssitten und -gebräuche der Macedo-Rumänen beschrieben und Lieder und Noten beigegeben. Revista p. istorie arch. etc. II, 417—425. — Demselben Verfasser Marianu verdanken wir auch die bisher reichhaltigste Sammlung von Entzauberungsformeln.[88]) Diese sind von

87) Nunta la Români. Studiu istorico-etnograficŭ-comparativŭ. Ed. Academiei Române. Bucurescĭ 1890. 8°. VI + 856. 88) S. Fl. Marian, Descântece poporane române. Suceava 1886.

gröfster Bedeutung auch vom philologischen Gesichtspunkte, da sich viele archaische Formen darin erhalten haben. Aberglaube hat sie geschützt. Rum. Entzauberungsformeln aus Siebenbürgen mit deutscher Übersetzung veröffentlicht R. Prexl in der Zeitschrift für Volkskunde.[89] Daran schliefsen sich die kritischen Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Volkskunde des L. Şaineanu: Untersuchung über die rum. Ielen. Ich mache besonders aufmerksam auf die im Dialekte von Siebenbürgen darin genau abgedruckten Entzauberungsformeln (p. 11—15)[90]; ferner desselben Verf. Doktordissertation über die rum. Altweibertage.[91]) Der Bischof Melchisedek hat einige merkwürdige Entzauberungsformeln aus einer Hs. von 1839 veröffentlicht[92]), und G. G. Tocilescu solche von der Provinz Prahova, zugleich auch einigen Aberglauben und Volkslieder[93]). Vom unterzeichneten sind zwei vergleichende Untersuchungen über rum. und anderweitige Parallelen zur Sage vom Engel und Hermit[94]), die Untersuchung von G. Paris weiterführend und manche ihm unbekannte Parallelen beibringend, darunter eine rumänische aus dem Mărgăritare (Bucureşti 1691), welche die bisher nicht aufgefundene griechische Parallele vertritt und somit den fehlenden Ring in der Kette der abendländischen Literatur liefert. — Ich schliefse diesen kurzen und notwendigerweise knappen Bericht mit N. Blaramberg's bedeutendem, aber äufserst parteiisch gehaltenen Werke über rum. Kulturgeschichte[95]). Dasselbe Werk ist auch rumänisch erschienen.
M. Gaster.

Das Albanesische.

Die Gründe, aus welchen das Albanesische in einen Jahresbericht über romanische Philologie mit einzubeziehen ist, sind vom Ref. in Grœbers Grundrifs I, 804 kurz auseinander gesetzt worden.

Unsere Kenntnis der räumlichen Verbreitung der Albanesen im Königreiche Griechenland wird in dankenswerter Weise erweitert durch die Mitteilungen von Philippson »Zur Ethnographie des Peloponnes« im 1. und 2. Hefte des 36. Bandes von »Petermanns Mitteilungen« (S. 1 ff., 33 ff.). In dem ersten Aufsatze wird die Verbreitung der alb. Sprache im Peloponnes im 15. Jahrh. zu skizzieren versucht, im zweiten auf Grund eigener Beobachtungen ihre heutige Verbreitung daselbst festgestellt. Darnach ergibt sich als die Gesamtzahl der im Peloponnes lebenden Albanesen 90253 oder 12,3 Prozent der Gesamtbevölkerung. Einer genaueren Feststellung der noch albanesisch redenden Ortschaften im Königreiche Italien ist die kleine Schrift des vor kurzem verstorbenen Prinzen Louis-Lucien Bonaparte: Linguistic Islands of the

89) I (1889), p. 194—201 (6 Formeln) u. II (1890), p. 36—38; 78—79 u. 195—199 (9 Formeln). 90) Ielele, dînsele, vîntoasele, frumoasele, şoîmanele, măiestrele, milostivele, zînele. Studiu de mitologiă comparativă. Bucureşti 1886. 8°. 54 pp. 91) Les jours d'emprunt ou les jours de la vieille. (Extrait de la Romania, tome XVIII (p. 107—127). Paris 1889. 8°. 23 pp. 92) Revista pentru istorie etc. III, p. 383—384. 93) Ibidem p. 384—392. 94) Ingerul şi săhastrul, im: Anuar pentru Israeliţi, ed M. Schwarzfeld XI, 1888, p. 133—152 u. XIV, 1891, p. 51—60. 95) Essai comparé sur les institutions, les lois et les mœurs de la Roumanie depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Bucarest 1886. 8°. 807 pp.

Neapolitan and Sicilian provinces of Italy, still existing in 1889 (aus den Transactions of the Philological Society, Hertford 1890, 32 S.) gewidmet. Dieselbe gibt zunächst ein genaues Verzeichnis der albanischen, griechischen, gallo-italischen, provenzalischen und slavischen Kolonien, die sich gegenwärtig noch in Süditalien und Sicilien finden, und erläutert dasselbe durch zwölf genaue Kärtchen. Dann wird eingehender über die alb. Kolonien gehandelt; der Verf. gibt eine erweiterte Bearbeitung seiner früheren Mitteilung »Albania in Terra d'Otranto« (1884), dann das Vaterunser in neun italo-albanischen Mundarten, denen zur Vergleichung fünf bereits gedruckte Versionen beigefügt sind, die neunte Novelle des ersten Tages im Decamerone in je einem albanischen, griechischen, gallo-italischen, provenzalischen und slavischen Dialekte (aus Papanti), endlich einige bibliographische Nachweisungen. Veröffentlichungen aus der volkstümlichen Literatur der calabrischen Albanesen enthält der Jahrgang 1890 der von Herrn Luigi Bruzzano in Monteleone mit unermüdlicher Aufopferung herausgegebenen Monatsschrift La Calabria, Rivista di letteratura popolare, und zwar sechs Volkslieder aus Vena (Bd. II No. 5, 7, 9, Bd. III No. 1, 3, 4, darunter in II, 7 eine Variante der Lenorenballade), ein Volkslied aus Barile (II, 10) und einen kurzen Schwank aus Barile (III, 1), alles mit beigefügter italienischer Übersetzung. Ein ungedrucktes alb. Volkslied aus Berat hat Referent in der Gratulationsschrift von vier Grazer Professoren zum 60. Geburtstage Reinhold Koehlers mitgeteilt und als einen Niederschlag der unter dem Namen »Testamentum Asini« bekannten mittelalterlichen Satire nachgewiesen. Der kleine Aufsatz hat auch in die oben erwähnte Zeitschrift La Calabria Bd. II No. 11 Aufnahme gefunden. J. U. Jarník teilt in der »Zeitschrift für Volkskunde« Bd. II 189-191, 314-316, 386-388 dreiundzwanzig alb. Volkslieder mit deutscher Übersetzung mit; die Texte stammen aus den Sammlungen des im Anfang des Jahres 1890 verstorbenen E. Mitkos in Beni-Suef in Ägypten. Derselbe gibt ebenda S. 264-269, 345-349, 421-424 die deutsche Übersetzung von zwanzig alb. Märchen und Schwänken, deren Originale er früher in seinen Příspěvky ku poznání nářečí albánských (Prag 1883) veröffentlicht hatte. Endlich sei bemerkt, daſs die inhaltreiche und noch jetzt lesenswerte Anzeige, welche Benfey in den Göttinger Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1855 über v. Hahns Albanesische Studien hatte erscheinen lassen, in der von A. Bezzenberger besorgten Ausgabe seiner »kleineren Schriften« (Berlin 1890) I, 2, S. 86-120 wieder abgedruckt ist. Gustav Meyer.

Einige albanesische Bücher. In den Jahren 1886—88 hat die albanesische Gesellschaft (Drita) in Bukarest mehrere albanesische Lehr- und Schulbücher im toskischen Dialekte herausgegeben. Verfasser dieser Schriften waren besonders Samí aus Frašer und Naum aus Frašer und J. Vretos. Es ist von diesen der erste Versuch gemacht worden, eine albanesische wissenschaftliche Sprache zu schaffen. Inwieweit dieser Versuch als gelungen zu betrachten ist, wage ich nicht einmal anzudeuten. Interessant und lehrreich ist er jedenfalls. Leider haben sich die Verfasser verleiten lassen, ein graphisch äuſserst kompliziertes Alphabet zu erfinden, welches besonders bei den groſsen Buchstaben leicht irreleitend ist. Dankbar muſs man ihnen sein für die äuſserst exakte Bezeichnung der Laute, da bekanntlich die Aussprache vieler albanesischer Worte nicht vollkommen sicher steht. Sie haben auch den Wortton regelmäſsig angegeben. Von den verschiedenen Schriften

dieser Ausgabe der Drita sind manche G. Meyer bekannt geworden. Er citiert sie in der sorgfältig ausgearbeiteten Bibliographie, die er seinem albanesisch-etymologischen Wörterbuche beigefügt hat.

Folgende fehlen jedoch in der Liste, und es ist somit anzunehmen, dafs sie auch anderen unbekannt geblieben sind. Ich mufs eingestehen, dafs sie nur durch einen Zufall in die Hände meines Vaters in Bukarest gefallen sind, der sie mir gleich übersandt hat.

Numeratoreja von J. Vretos, eine Arithmetik ganz nach griechischem Muster gearbeitet.[1]) N(aum) (aus) F(raser) Diturite I. Teil. Eine Art populärer Encyklopädie der Naturgeschichte, mit beigefügten Illustrationen (in Holzschnitten). Diese sind nicht zu unterschätzen, da dadurch der exakte Name gewisser Tiere, Insekten und Pflanzen festgestellt wird. Eine kurze Arithmetik, Geometrie und Stereometrie und ein Abrifs der Geographie und Astronomie beschliefsen diese umfangreichste Schrift des Naum.[2]) Derselbe hat Bukurešt 1886 den I. Teil der Istori e pergithęšme herausgegeben; eine Art kurzer Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Albanesen S(ami) (aus) F(rašer) eine ausführliche Geographie Dheškronę.[3]) Ob noch andere Bücher mit der Unterstützung der Drita herausgegeben worden sind, konnte ich trotz eifriger Nachfrage nicht ermitteln.

M. Gaster.

Wechselbeziehungen zwischen romanischer und germanischer Literatur.

Einflüsse der altfranzösischen Literatur auf die altdeutsche. Genelin[1]) behandelte die Frage nach den Quellen der höfischen Epen zusammenfassend. Da die ganze Schrift im Jahre 1891 erschien (in Innsbruck bei H. Schwick), ist erst mit den Büchern des nächsten Jahres davon zu berichten.

Die kritische Ausgabe, durch die uns W. Foerster[2]) den Erec des Chrestien von Troyes zugänglich gemacht hat, berührt natürlich auch das Verhältnis des Hartmann von Aue zu seiner Vorlage. Bartsch glaubte seinerzeit (Germania 7, 141 ff.), als er nur den franz. Text Bekkers heranziehen konnte, möglicherweise seien die zwischen Hartmann und dem franz. Texte sich ergebenden Verschiedenheiten nicht dem deutschen Dichter zuzuschreiben, vielmehr aus einer anderen franz. Handschrift zu erklären. Nachdem aber dank Foersters trefflicher Ausgabe die gesamte Überlieferung des franz. Erec vorliegt, zeigt sich die Hinfälligkeit dieser Ansicht. Die Verschiedenheit, welche der deutsche Erec im Vergleich zum französischen aufweist, kommt ausschliefslich der bewufsten Absicht Hartmanns zu. Merkwürdigerweise hat sich Hartmann im Erec der Vorlage gegenüber freier gestellt, als im Iwein, wo er sich genau ans Original anschmiegt und nur

1) Bukurešt 1886. 2) Bukurešt 1888, 212 pp. 3) Bukurešt 1888.

1) Unsere höfischen Epen und ihre Quellen. Programm, Triest 1890. 8°. 45 S. u. 1891. 8°. 70 S. 2) Christian von Troyes' sämtliche Werke III. Bd. Erec. Halle 1890. S. XVII f.

geringfügige Änderungen anbringt. Den Erec aber hat Hartmann vor dem Iwein geschrieben. Nach diesem Thatbestand ist festzustellen, dafs Hartmann auf der Höhe seines Schaffens die Kunst der getreueren Übersetzung und feinsinnigen Verdeutschung mit nur leichten Änderungen übte, während er es früher mit dem engen Anschlufs an die Quelle nicht so genau genommen hatte. Ob etwa ein von mafsgebender Seite an Hartmann gerichteter Wunsch, also ein äufserer Grund oder seine innerliche künstlerische Entfaltung — denn einen Rückschritt in seiner Entwicklung braucht man ganz und gar nicht darin zu sehen; ein feinsinnig edler Übersetzer, wie z. B. heutzutage Wilhelm Hertz, kann seine selbständige dichterische Meisterschaft oft in viel helleres Licht rücken, als ein frei paraphrasierender Nachahmer — daran Schuld trägt, vermögen wir vorerst noch nicht zu entscheiden.

San Martes Aufsatz über den Bildungsgang der Gral- und Parzival-Dichtung in Frankreich und Deutschland[3]) ist zum gröfsten Teil eine Inhaltsangabe des Parcifal von Claus Wisse und Philipp Colin. San Marte hält noch an der Anschauung Birch-Hirschfelds fest, derzufolge die Graldichtung in Frankreich von Robert de Boron ihren Ausgang genommen hätte, auch Chrestien soll aus ihm geschöpft haben. — In einem Artikel[4]) habe ich auf Grund der studies on the legend of the holy grail von Nutt und der littérature française au moyen âge von G. Paris die erhaltenen franz. Gral-Gedichte so zu ordnen gesucht, dafs Chrestien an der Spitze steht; wir sind nicht im stande, irgend welche Vorstufen Chrestiens wieder zu erschliefsen, vielmehr ist alles erhaltene, vornehmlich Robert de Boron, ganz und gar von ihm abhängig und allein aus seinem Werk ohne jede Kenntnis der etwa vorhandenen unbekannten Quellen weitergebildet. — San Marte kommt zuletzt auf die Guiot-Frage zu reden. Unter Verweisung auf Bötticher, Zs. f. d. Philol. 13, 420 ff., entscheidet er sich mit Recht, wie in seinen früheren Schriften, für die Existenz eines Guiot, der auch religiöse Fragen in den Stoff verflocht. Die Übereinstimmung zwischen Chrestien und Wolfram erklärt sich daraus, dafs Guiot den ersteren benützte und ausschrieb. Der Guiot-Frage suchte ich[5]), ebenfalls in bejahendem Sinne, von einer neuen Seite beizukommen, indem ich darauf hinwies, dafs die scharfe Polemik, welche Wolframs Parzival gegen Chrestien enthält, schwerlich vom deutschen Dichter selbständig ausging. Es ist nicht glaublich, dafs Wolfram zwei afz. Texte, Chrestien und Guiot, mit einander verglich und sich dann für den zweiten entschied. Fast immer spielten äufsere Zufälle den mhd. Dichtern ihre franz. Vorlagen in die Hände, nicht kritische Forschung, die Wolfram am allerwenigsten zuzutrauen ist. Ein französischer Dichter, Guiot, der mit seinem eigenen Gedichte Chrestiens Werk ergänzen und verdrängen wollte, hatte aber wohl Ursache zur Polemik, um auf diese Weise dem entschieden weit gröfseren und bedeutenderen Vorgänger den Rang abzulaufen. Auch sonst pflegten franz. Dichter ihre neuen Schöpfungen auf Kosten der vorhandenen älteren anzupreisen, eine Methode, die sie Dichtern der Karls-Epen abgelernt hatten. Meistens wird rühmend die Behauptung in den Vordergrund gerückt, erst jetzt würden die Geschichten nach den wahren rechten Quellen, die ebenso gewöhnlich gar nicht vorhanden,

---

3) Zs. f. d. Philol. 22, 287 ff., 427 ff. 4) Beilage zur Allgem. Ztg. vom 30. Juli 1890. No. 209. 5) Roman. Forschungen V, 120 ff.; dazu die nötige Korrektur im eben citierten Artikel der Allgemeinen Ztg. S. 3a, Anm. 1.

sondern blofs fingiert sind, erzählt. Die mhd. Dichter übernahmen diese polemischen Auslassungen fast immer, so z. B. Gottfried von Strafsburg die des Trouvere Thomas, ohne die angegriffenen Arbeiten je mit eigenen Augen gesehen zu haben. Wolfram kannte sicherlich nur Guiot; mit Chrestien, dem Schöpfer der Gral- und Perceval-Sage, stimmt er, soweit Guiot ihn ausschrieb. Ich glaube also: 1. dafs die Polemik gegen Chrestien bei Wolfram für die Existenz eines Guiot spricht, 2. dafs im mhd. Parzival-Text zwei dichterische Individualitäten sehr wohl zu erkennen sind, Guiot als Fortsetzer Chrestiens, Wolfram, der den Stoff vergeistigte, indem er seine ganze Persönlichkeit darein verwob, dafs Parzival über Rittertum und Christentum denkt, wie Wolfram selber. Meiner Meinung nach geschieht Wolframs selbständiger Dichtergröfse durch die Annahme einer besonderen Vorlage des Guiot, nicht des Chrestien, keinerlei Eintrag, wohl aber entlastet sie Wolfram von der Vollendung der unvollendeten Percevaldichtung Chrestiens nach Tendenzen, welche bei einem franz. Dichter, Guiot, durchaus klar verständlich sind, dagegen mit Wolframs Persönlichkeit sich schwer oder gar nicht vereinigen lassen. —

Piper hat in seiner Ausgabe Wolframs[6]) in Kürze noch einmal die verschiedenen Ansichten über die Kyôt-Frage zusammengestellt. Er entscheidet sich dahin, dafs Wolfram den Guiot benützt, dieser aber den Chrestien bearbeitet habe. —

In einem Aufsatz über Lohengrin[7]) untersuchte ich die deutschen Gedichte aus dem Kreise der Schwanrittersage mit ihren franz. Seitenstücken und gelangte zu folgenden Ergebnissen: Loherangrîn, Parzivals Sohn, der Ritter des Grales, der auf sein Geheifs von Monsalvaesche daher gesandt wurde, ist eine Dichtung Wolframs von Eschenbach, beruhend auf einem in der Vorlage (in Guiots Gedichte) befindlichen kurzen Auszuge aus einem der afz. Gedichte vom chevalier au cygne. Erst Wolfram, nicht seine franz. Quelle, machte den Schwanritter zum Ritter des Grales, zu Parzivals Sohne, und gab ihm den Namen Loherangrîn (d. i. loheren gerin, Garin der Lothringer). Um die Mitte des 13. Jahrh. verfafste ein thüringischer Fahrender die Dichtung Lohengrin; der mit wilder, reicher Phantasie begabte Mann griff Wolframs Loherangrîn auf, aber er zog zur Ergänzung auch eines der afz. Gedichte vom chevalier au cygne bei. Denn seine Lohengringeschichte stimmt zu der des chevalier au cygne auch in den Teilen, welche er in dem kurzen Auszug Wolframs nicht vorfand. Um 1280 hat dann ein bayerischer, nüchtern und phantasielos angelegter Verfasser des Thüringers Lohengrin erweitert und zu Ende geführt. Nur in seiner Fassung besitzen wir das Werk vollständig. So stellt sich demnach eine durch charakteristische Züge ausgezeichnete Lohengrin-Dichtung als selbständiger deutscher Zweig neben die franz. Sage vom chevalier au cygne. Es ergab sich auch Gelegenheit, Konrads von Würzburg Schwanritter mit den bislang veröffentlichten afz. Texten des chevalier au cygne zu vergleichen. Konrads Schwanritter repräsentiert die unveränderte Form der Sage vom chevalier au cygne auf deutschem Boden; hier war die von Wolfram ausgehende Lohengrinversion von keinem Einflufs. —

In seinen Untersuchungen über des Strickers Artusroman Daniel vom blühenden Thal, worin auch sonst vieles Interessante und Neue

---

6) In Kürschners deutscher Nationalliteratur. 5, I, 109 f. 7) Romanische Forschungen V (Festschrift für K. Hofmann), 103 ff.

vorgetragen wird, behandelt ROSENHAGEN[8]) S. 47—84 die Frage nach den Quellen. Der Stricker nennt Alberich von Besançon, und eine provenzalische verlorene Vorlage behaupteten Bartsch (Germania 2, 443 ff.) und G. Paris (hist. littéraire 30, 136 ff.). Mit vollem Recht und guten Gründen bekämpft Rosenhagen diese Annahme und weist nach, daſs der Inhalt des Daniel vom Stricker frei erfunden und im einzelnen aus Motiven anderer Gedichte zusammengesetzt ist. Der Stricker schöpfte aus der deutschen Übersetzungsliteratur vom Alexander-Lied bis zum Wigalois und nahm auſserdem sagenhafte Bestandteile (aus deutschen Heldenepen, aus antiken Erzählungen, wie z. B. die Motive von Polyphem und vom Gorgonenhaupte) auf. Das Ganze ist kunstvoll und planmäſsig komponiert. —

Die deutsche Romanliteratur[9]) des 15. und 16. Jahrh. stand wie die Epik des 13. Jahrh. unter französischem Einflusse. Doch im Mittelalter wurden auf deutschem Boden die afz. Werke in künstlerischer Form nachgebildet, eine blühende schöne Übersetzungskunst weisen die guten mhd. Gedichte auf, im Prosaroman des 15. und 16. Jahrh. dagegen ist die Übertragung eine schwunglos trockene, handwerksmäſsige. wine etwas freiere Bearbeitung im Deutschen muſste dann eintreten, Eenn die afz. Vorlage noch in Versen war und erst der deutsche Übersetzer dem Stoffe die prosaische Form gab. Den freien Standpunkt des mhd. Dichters hat der Übersetzer des 15. und 16. Jahrh. verlassen.

Im Jahre 1456 vollendete Thüring von Ringoltingen die Übersetzung der Melusine nach dem versifizierten franz. Roman des Couldrette (um 1400). Der franz. Reim muſste der Prosa weichen; die Einteilung in Kapitel ist im Deutschen neu geordnet, 66 kurze anstatt der 15 langatmigen des franz. Gedichtes. Nicht immer konnte Thüring den Wortlaut der Verse genau wiedergeben, manches, was mit der Verstechnik und mit der mehr dichterischen Anlage des Franzosen zusammenhängt, kam ganz von selber in Wegfall. Kürzungen, Auslassungen, Miſsverständnisse, freies Schalten mit dem Dialog machen sich gegenüber der franz. Vorlage bemerkbar. Zuweilen bringt Thüring auch einige Zuthaten an, welche seine Gelehrsamkeit ins Licht setzen; am Schlusse des Romanes, welchen er gegenüber den andern Epen für eine wahrhaftige Geschichte hält, teilt er die Angaben eines weitgereisten Freundes, des Ritters von Erlach, mit, welcher die Orte, wo die Handlung spielt, besucht und die Gräber der Nachkommen der Melusine selber gesehen hatte. Die Frage, ob Thüring neben Couldrettes Gedicht auch andere Quellen, die ältere franz. Prosa des Jehan d'Arras benutzte, ist zu verneinen, jedoch war der ihm vorliegende Text des Couldrette nicht ganz derselbe, wie ihn die zur Veröffentlichung gelangte Fassung (Mellusigne par Couldrette, publ. p. Franç. Michel 1854) darbietet.

Thürings Prosaroman erfuhr im 16. Jahrh. Dramatisierungen. Die Tragedia mit 25 Personen in sieben Actus des Hans Sachs (1556) gibt in gedrängter Kürze mit Ausscheidung alles Nebensächlichen und Entbehrlichen den Inhalt der deutschen Prosa wieder. Jakob Ayrers zweiteilige Tragödie (1598) schlieſst sich zwar inhaltlich genau, oft

8) Untersuchungen über Daniel vom blühenden Thal von Stricker. Kieler Dissertation. Kiel 1890. 9) HANS FRÖLICHER, Thüring von Ringoltingens Melusine, Wilhelm Zielys Olivier u. Artus u. Valentin u. Orsus und das Berner Cleomades-Fragment mit ihren französischen Quellen verglichen. Solothurn 1889. 8°. 112 S.

wortgetreu an den Roman an, verfuhr jedoch in der Anordnung des Stoffes ziemlich frei und verflocht einige Scenen eigener Erfindung der Handlung ein.

Der französische Prosaroman von Cleomades wurde wörtlich ins Deutsche übertragen. Ein Fragment davon ist erhalten, beigebunden einer Berner Hs. der Königshofer Chronik von 1452. Vermutlich ist die Übertragung auch nicht älter als das Manuskript und entstand um 1450. Ob der deutsche Cleomades etwa auch von Thüring herrührt, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden. Nach Frölicher (a. a. O. 59 ff.) ist eher von Thürings Verfasserschaft abzusehen.

Ungefähr 50 Jahre nach Thüring übertrug Wilhelm Ziely, Kaufhausdiener und Mitglied des Rates zu Bern, zwei franz. Prosaromane, Olivier de Castille, die Geschichte von dem treuen Freundespaare Olivier und Artus, die nach dem Muster anderer, wie Amicus und Amelius, Engelhart und Dietrich geschildert sind, und Valentin et Orson, einen weitläufigen Roman, dessen Stoff aus dem kärlingischen Sagenkreise mit Herbeiziehung der Sagen von Robert dem Teufel, Alexius, Karls Pilgerfahrt und Octavianus entstammt. 1521 erschienen Zielys Verdeutschungen im Druck. Ziely hat die Romane der deutschen Umgebung aufs glücklichste anzupassen verstanden. Seine Sprache ist reich an volkstümlichen Ausdrücken; französische Wendungen werden nicht wörtlich wiedergegeben, vielmehr durch deutsche ersetzt. Was hart und fremdartig erscheinen könnte, paraphrasiert Ziely freier. Ziely sucht zugleich auch zu erklären, was im Original ihm etwa zu kurz und undeutlich vorkam. Hier aber wird er mitunter allzu breit und langweilig. Im grofsen ganzen ist aber seine Übersetzerthätigkeit der vollen Anerkennung würdig und darf stellenweise mit der Luthers verglichen werden. Denn wie dieser vertiefte Ziely sich ins innerste der heimatlichen Volkssprache und versuchte mit ihren Ausdrucksmitteln dem deutschen Leser die fremde Vorlage wirklich nahe zu bringen.

1556 dramatisierte Hans Sachs den Olivier und Artus. Er lehnt sich genau an Ziely an, doch verkürzte und vereinfachte er die Handlung möglichst. Jakob Ayrer schuf aus Zielys Valentin und Orsus drei Komödien und eine Tragödie. In der Handlung ist Ayrer völlig von seiner Vorlage abhängig; aber auch er mufste thunlichst kürzen. Wie in der Melusine hat er wiederum einige volkstümliche Gestalten neu hinzugefügt. W. Golther.

Germanisches in der altfranzösischen Dichtung. Über germanische Elemente in der afz. Poesie wurde nur wenig geforscht, Ergebnisse von irgendwelchem Belang sind nicht erzielt worden. Osterhage[1] suchte in seinen Studien zur fränkischen Heldensage neue Beweise für das Vorhandensein mythischer Bestandteile in den chansons de geste zu erbringen. Die Parallelen, welche er zwischen einzelnen Zügen der chansons und aller möglichen anderen Sagendichtungen aufstellt, sind so allgemeiner Art, die Vorstellung, die Verf. von fränkisch-germanischer Helden- und Göttersage und von ihrem gegenseitigen Verhältnisse hat, ist so willkürlich und verwirrt, dafs von einer wissenschaftlichen Förderung durch derlei Studien nach des Referenten Ansicht schlechterdings nichts zu erhoffen ist. Von ähnlichem Charakter

1) In Gröbers Zs. f. rom. Ph. 14, 344 ff.; vgl. auch Osterhages frühere Artikel. Ebd. Bd. XI, 1 ff., 185 ff., 327 ff.; Bd. XII, 365 ff.

scheinen SALTZMANNS[2]) Behauptungen über den mythologischen Hintergrund im Guillaume d'Orange zu sein. —

Hofforys sinnige und geistvolle Beziehung der ihrem Ursprung nach allerdings germanischen Sage vom Schwanritter auf den altgermanischen Himmelsgott Tiwaz hohnijaz = Ζεὺς κυκνεῖος, wie ich sie Rom. Forschungen V, 103 f. wiederholte, ist hinfällig und von fast allen Gelehrten zurückgewiesen: das Bild auf dem Steine, das einen Bewaffneten mit einem Vogel zeigt, ist ‚römisch, Mars mit der Gans[3]), nicht germanisch, Tiwaz mit dem Schwan, wie Hoffory deutete.

W. Golther.

Romanische Einflüsse auf die nordische und englische Literatur des Mittelalters. Was die Beeinflussung der altnordischen Literatur durch die romanischen betrifft, so kommen hier fast ausschliefslich in Betracht die sog. Fornsögur Sudhrlanda. Eine kurze Übersicht derselben gab E. MOGK[1]); Resultate neuer Forschungen enthält sie nicht; wenn daselbst in Bezug auf die bekannten Eufemia-vísur gesagt wird, die Königin Eufemia habe deutsche Gedichte in norwegische Sprache übertragen lassen, diese Übersetzungen seien in Reime gebracht, und wir besäfsen dieselben nicht nur in norwegischer, sondern auch in schwedischer und dänischer Übersetzung, so liegen da mehrere Unrichtigkeiten vor. Erstens ist sicherlich keine der beiden Eufemia-vísur, welche die Geschichte von Iwein und die von Flor und Blancheflor behandeln, direkt oder indirekt auf ein deutsches Gedicht zurückzuführen, und zweitens ist eine gereimte Version dieser vísur in norwegischer Sprache nicht auf uns gekommen, ja hat gewifs nie existiert. Derselbe Autor hat über die Rímur gehandelt[2]), die ja zum Teil wenigstens indirekt auch auf südländische Originale zurückgehen, freilich ohne den Stoff zu erschöpfen; vier der gerade in dieser Beziehung interessantesten, die Virgilius-rímur, die Geiplur, die Skikkjurímur, und die Amícus rímur ok Amilíus, die vollständig gedruckt vorliegen, werden ganz übergangen. — Das Verhältnis einzelner nordischer Prosasagas zu ihren altfrz. Quellen ist natürlich Gegenstand der Besprechung geworden in FOERSTERS Ausgabe von Crestiens Löwenritter und Erec.. Die Ivents saga ist eine direkte Übersetzung des frz. Gedichtes nach einer Hs. der Gruppe β, die, am Anfang ziemlich ausführlich, im Verlaufe der Erzählung immer kürzer und knapper wird.[3]) Was die Erex saga betrifft, so vertritt Foerster[4]) gegen meine vor langen Jahren ausgesprochene Ansicht die Meinung, dafs ihre Quelle nicht auf eine uns verlorene Redaktion des frz. Erec zurückgehen müsse, und sucht die Übereinstimmungen zwischen Hartmann von Aue und der Saga ohne oder gegen Cr. anderweitig zu erklären,

2) *Der historisch-mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyclus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagenkreisen. Programm. Pillauoder (Königsberg?) 1890. Osterhage nennt die Abhandlung reich an anregenden Gedanken und kühnen Kombinationen (vgl. Zs. für franz. Sprache und Literatur XII[2], 133 f.). Piper, Wolfram von Eschenbach I, 206, urteilt: »Auch der historisch-mythologische Hintergrund, den H. Saltzmann darin (d. i. in der Wilhelmsage) entdecken will, ist nur hineingeheimnifst.« 3) Vgl. F. Möller in der Westdeutschen Zs. f. Geschichte und Kunst. Bd. V, 321 ff.

1) Pauls Grundrifs der german. Philol. II. Bd. p. 134—136. 2) A. a. O. p. 114 f. 3) Cristian von Troyes' sämtliche erhaltene Werke. Herausgegeben von W. Foerster. II. Bd. Yvain. Halle 1887, p. XVII ff. 4) III. Bd. Erec. Halle 1890, p. XLIII ff.

ohne jedoch die Möglichkeit einer solchen direkt zu leugnen. Ich glaube auch jetzt noch, dafs eine Anzahl der den fremdsprachlichen Versionen des Erec gemeinsamen Auslassungen und Zusätze sich nur durch das Vorhandensein oder Fehlen dieser Züge in ihren Vorlagen erklären läfst.

Die Frage nach dem Verhältnis der mittelenglischen Romanzen zu ihren altfranzösischen Vorlagen ist in neuester Zeit von verschiedenen Seiten eifrig gefördert worden. Nachdem J. Caro in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Horn Childe and Maiden Rimnild[5]) die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der verschiedenen Versionen der Hornsage eingehend behandelt hatte, griff J. Mettlich[6]), ohne Caros Arbeit zu kennen, dieselbe wieder auf, ohne sie jedoch wesentlich zu fördern. — In der Einleitung zu meiner Ausgabe von Arthour and Merlin[7]) habe ich zu erweisen versucht, dafs die direkte Quelle des engl. Dichters ein frz. Prosaroman war; für den zweiten Teil der Dichtung — von Arthours Krönung ab — ist dieselbe identisch mit der Fortsetzung von Robert de Borons Merlin, die man als Livre d'Arthour oder als Vulgata bezeichnet hat; für den ersten Teil ist die Vorlage dagegen nicht erhalten; sie bildete nach meiner damaligen Auffassung eine Mittelstufe zwischen der Merlinsage vor R. de Boron und der Darstellung des letzteren. Seitdem hat allerdings Bülbring[8]) mit beachtenswerten Gründen versucht, diese Annahme zu widerlegen, ohne dabei jedoch alle entgegenstehenden Bedenken beseitigen zu können. Der noch unedierte Merlin von Lonelich the skinner, von dem ich in meinem Buche eine Probe gegeben habe, sowie die von Wheatley edierte englische Prosa gehen, unabhängig von einander, auf die Prosaauflösung von R. de Borons Epos zurück.[9]) — Weiter hat F. Jentsch[10]) den Nachweis geführt, dafs die me. Romanze Richard Coeur de Lion in einem sehr nahen Verhältnis steht zu dem Itinerarium Ricardi; er schlofs daraus, dafs dieses Prosawerk die Quelle des von ihm verloren geglaubten frz. Epos sei, das die unmittelbare Vorlage des engl. Dichters war. Von anderer Seite[11]) darauf hingewiesen, dafs diese frz. Vorlage mit dem in einer Hs. erhaltenen, bisher nur bruchstückweise gedruckten Epos des Ambrosius identisch sei, hat er dann versucht[12]), das Verhältnis des Itin. zu letzterem Werke, soweit das gedruckte Material es gestattet, genauer zu fixieren. Aufserdem hat Jentsch konstatiert, dafs der englische Roman im Laufe der Zeit mehrfach überarbeitet worden ist. Eine etwa gleichzeitig erschienene Schrift von Needler[13]) bringt für diese Frage keinerlei Material bei. — Die schon oft ventilierte Frage nach der Beschaffenheit der Quelle des me. Libeaus Desconus hat von zwei Seiten her eine neue Behandlung erfahren. M. Kaluza[14]) hat wohl alles beigebracht, was sich irgend für die von ihm verfochtene Hypothese, der Bel Inconnu des Renauld de Beaujeu sei die Vorlage des englischen Gedichtes gewesen, anführen läfst. Umgekehrt sucht A. Mennung[15]) den Beweis zu liefern, dafs die

5) Englische Studien. Bd. XII, p. 323 ff. 6) Bemerkungen zu dem anglo-normannischen Lied vom wackeren Ritter Horn. Programm 1890, No 351 7) Leipzig 1890, p. CV ff. 8) Engl. Stud. XVI, p. 256 ff. 9) A. a. O. p. CLXXX ff 10) Engl. Stud. Bd. XV, p. 161 ff. 11) Lit. Centralbl. vom 21. Februar 1891 12) Engl. Stud. XVI, p. 142 ff. 13) Richard Coeur de Lion in literature Leipziger Diss. 1890; vgl. Lit. Centralbl. a. a. O. 14) Libeaus Desconus. Nach sechs Mss. kritisch herausgegeben von M. K. Leipzig 1890, p. CXXXI 15) Der Bel Inconnu des Renaut de Beaujeu in seinem Verhältnis zum Lybeaus Disconus, Carduino und Wigalois, eine litterarhistorische Studie Hallenser Diss. 1890; vgl. Literaturbl. 1891, sp. 84 ff.

englische Fassung nicht auf Renaulds Epos direkt, sondern auf die Vorlage desselben als Quelle zurückweise. Mennungs Arbeit berührt sich übrigens in Beweisführung und Resultat vielfach mit einem früheren Aufsatze von mir, den er nur ganz beiläufig erwähnt. — R. WENZEL[16]) hat gezeigt, dafs die me. Version von Le Bonne Florence, von der W. Vietor eine neue Ausgabe vorbereitet, mit den drei afz. Fassungen des Stoffes zwar nahe verwandt ist, aber auf keine derselben direkt zurückgeht. — Noch erwähne ich kurz G. KÖTTINGS[17]) Abhandlung über die Alexiuslegende, die zwei englische Fassungen dieser bekannten Sage kurz berührt. — Um Chaucers Verhältnis zu lat. Quellen haben sich E. KOEPPEL[18]) und O. R. LOUNSBURY[19]) verdient gemacht; dafs Ch. in der Geschichte der Virginia (Erzählung des Arztes) ausschliefslich auf dem Rosenroman fufst, während Gower den inhaltlich entsprechenden Abschnitt der Conf. Am. wahrscheinlich aus dem Gedächtnis niederschrieb, hat O. RUMBAUR gezeigt.[20]) — O. SOMMER, der Herausgeber von Thomas Malorys Morte Darthur, hat über die Quellen dieser umfangreichen und merkwürdigen Kompilation summarisch in der Academy[21]) gehandelt; seine vor kurzem erschienene, eingehende Erörterung derselben, welche den Inhalt des dritten Teiles seiner Ausgabe bildet, wird im nächsten Jahresbericht zu besprechen sein. — Endlich haben die Neuausgaben von Caxtons Blanchardyn and Eglantine[22]) und seiner Eneydos[23]) Veranlassung geboten, Caxtons Verhältnis zu seiner frz. Vorlage eingehender zu studieren.

E. Kölbing.

Italienische Einflüsse auf die englische Literatur. — ***1. Auf die mittelenglische Literatur.*** In dieser Periode ist Chaucer der glänzende Träger des italienischen Einflusses. Eine umfassende, in Form und Gedanken gleich schöne Würdigung seines Verhältnisses zu den drei grofsen Italienern Dante, Petrarca und Boccaccio finden wir bei BERNHARD TEN BRINK.[1]) Auch HENRY MORLEY kommt in seinen »English Writers«[2]) oft auf Chaucers Beziehungen zu Italien zu sprechen: dafs seine zerstreuten Bemerkungen die Wirkung der ten Brinkschen Darstellung nicht erreichen, dürfen wir ohne nationale Voreingenommenheit behaupten. In seiner Beurteilung und Überschätzung des italienischen Einflusses auf John Lydgate steht Morley noch auf dem Standpunkte Wartons, auch er läfst den Mönch noch *with special delight the writings of such poets as Dante, Boccaccio, and Alain Chartier* lesen.[3]) REF. hat schon vor Jahren[4]) darauf hingewiesen, dafs diese Angaben Wartons, was die italienischen Werke der Italiener

16) Die Fassungen der Sage von Florence de Rome und ihr gegenseitiges Verhältnis. Marburger Diss. 1890. 17) Studien über altfranz. Bearbeitungen der Alexius-Legende mit Berücksichtigung deutscher und englischer Alexiuslieder. Trier 1890. Progr. No. 480. 18) Herrigs Archiv. Bd. 84, p. 405 ff. 19) The Nation, 4. Juli 1889. 20) Die Geschichte von Appius und Virginia in der engl. Literatur. Breslauer Diss. 1890. 21) 1890 No. 922. 22) Edited by LEON KELLNER. London 1890. EETS. E. S. LVIII, p. CX ff.; vgl. Koeppel, Literaturbl. 1890 p. 376. 23) Edited by W. T. CULLEY and F. J. FURNIVALL. London 1890. EETS. E. S. LVII.

1) Geschichte der engl. Literatur. Berlin. Robert Oppenheim. Bd. II 1889, p. 51 ff. 2) English Writers. An attempt towards a History of English Literature. London. Cassell & Co. Vol. V. The Fourteenth Century. Book II, 1890. 3) Ib. vol. VI. From Chaucer to Caxton. 1890, p. 103. 4) Laurents de Premierfait und John Lydgates Bearbeitungen von Boccaccios De Casibus Virorum Illustrium. München. R. Oldenbourg, 1885, p. 76 ff.

anlangt, in Lydgates Dichtungen keine Stütze finden. — Einen Nachtrag zu Chaucers bekannten Anleihen bei Dante hat jüngst Ref. geliefert.[5])

2. Auf die neuenglische Literatur. Mit dem Einflusse Petrarcas und seiner italienischen Epigonen auf Henry Howard, Thomas Wyatt, die ungenannten Dichter von Tottels Miscellany und Sir Philip Sidney hat sich Ref. beschäftigt in seinen Studien zur Geschichte des englischen Petrarchismus im 16. Jahrhundert.[6]) In dem Aufsatz Über die Echtheit der Edmund Spenser zugeschriebenen »Visions of Petrarch« und »Visions of Bellay«[7]) hofft er festgestellt zu haben, dafs die fragliche Übersetzung der 3. Canzone in morte di Madonna Laura auf der frz. Version Clement Marots beruht und nicht von Spenser herrührt. — Der Prüfung der englischen Tasso-Übersetzungen des 16. Jahrh. hat Ref. im Laufe der letzten Jahre eine Reihe von Aufsätzen[8]) gewidmet, deren dritter eine nach bestem Wissen erschöpfende Zusammenstellung aller Tasso-Reminiszenzen Spensers bietet. — Dafs sich die Wirkung von Dantes Prosaschriften an einigen Stellen der »Defense of Poesy« des Sir Philip Sidney erkennen läfst, hat Albert S. Cook[9]) nachzuweisen versucht. Wie Dantes Gestalt vor den Augen der Engländer des 16. Jahrh. stand, war Ref. zu schildern bestrebt in der Abhandlung Dante in der englischen Literatur des 16. Jahrhunderts.[10]) Richard Ackermann[11]) verdanken wir eine schöne Studie über Shelleys »Epipsychidion« mit scharfer Beleuchtung des Einflusses der »Vita Nuova« und des »Convivio«. — Einen Beitrag zur Geschichte der italienischen Novelle in England hat Ref. in dem bereits zitierten Aufsatz George Turberviles Verhältnis zur italienischen Literatur[12]) geliefert, indem er die italienischen

5) Anglia XIII, 184 ff. 6) Romanische Forschungen V, 65 ff. 7) Englische Studien XV, 53 ff. 8) Abraham Fraunces Amyntas Pastorall, Anglia XI, 1 ff.; R. Carews Godfrey of Bulloigne; Edmund Spensers Verhältnis zu Tasso. Ib. 333 ff.; Edward Fairefax' Godfrey of Bulloigne. Ib. XII, 103 ff.; George Turberviles Verhältnis zur italienischen Literatur. Ib. XIII, 42 ff. Angelo Solertis Übersetzung der beiden ersten Aufsätze steht im Propugnatore, Nuova Serie, vol. VI, Fasc. 34—36. 9) Sir Philip Sidney. The Defense of Poesy, ed. by Albert S. Cook, Boston. Ginn and Co., 1890, p. XXXII ff. 10) Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. & Ren.-Lit. N. F. III, 426 ff. Zu p. 442 möchte ich bemerken, dafs ich inzwischen eine etwas frühere, allerdings nicht ganz klare Anspielung auf Dantes Beatrice gefunden habe, in dem Letter-Book of Gabriel Harvey 1573—1580, ed. by E. J. Long Scott, 1884, p. IX u. 58; zu p. 445, dafs das Citat aus dem »Convivio« schon viel früher in der englischen Literatur erscheint: Whetstone hat die ganze Stelle aus einer 1536 veröffentlichten Schrift »A Remedy for Sedition« gestohlen; zu p. 448 erstens, dafs eine der sich an Dantes Gestalt knüpfenden Anekdoten aus Poggios »Facetiae« in eine der englischen Anekdoten-Sammlungen des 16. Jahrhunderts übergegangen ist, in die »Mery Tales, Wittie Questions and Quicke Answeres« (ca. 1549; vgl. Shakespeare Jest-Books, ed. by W. C. Hazlitt, London 1864. Vol. I, p. 103. No. 87: *Of Dantes answere to the iester* (vgl. Papanti, Dante secondo la Tradizioni e i Novellatori. Livorno 1873, p. 90 ff., woselbst diese englische Version übrigens nicht aufgeführt ist); zweitens, dafs Abraham Fraunce Dante nicht aus eigener Kenntnis, sondern im Anschlufs an seine erst neuerdings von mir gefundene Quelle erwähnt, vgl »Monti Celesti, Terrestri ed Infernali, de gli Academici Pellegrini«. Composti dal Doni. Vinegia 1567, p. 17. 11) Quellen, Vorbilder, Stoffe zu Shelleys poetischen Werken, p. 17 ff. (Münchener Beiträge II, Erlangen und Leipzig. A. Deichert, 1890). 12) Anglia XIII, 42 ff.

Quellen von Turbervilles »Tragical Tales« genauer bestimmt hat. In seiner höchst sorgfältig ausgearbeiteten Doktorschrift Shakespeares Cymbeline und seine romanischen Vorläufer[13]) hat R. Ohle das Verhältnis Shakespeares zu Boccaccios Novelle (Dec. II, 9) nochmals untersucht und die Grenzen des italienischen Einflusses mit vorsichtiger Hand gezogen. Auch in Ludwig Fränkels Dissertation Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia[14]) haben die einschlägigen italienischen Novellen die gebührende Berücksichtigung gefunden. — Beachtenswerte Neudrucke: Sir Thomas Mores Übersetzung von Giovanni Pico della Mirandolas Leben[15]); Davisons Poetical Rhapsody[16]), eine Gedichtsammlung, welche eine starke Beimischung italienischen Elementes enthält; William Painters Palace of Pleasure[17]), ein sehr wichtiger Neudruck, der uns in prächtiger Ausstattung vorliegt. Leider entspricht die philologische Mache dem bestechenden Äußeren nicht durchgehends; bei der Benutzung der *Analytical Table of Contents* ist die gröfste Vorsicht anzuempfehlen. Ref. hat sich bei der Vergleichung der italienischen Originale überzeugt, dafs jede Angabe und jede Zahl auf ihre Richtigkeit zu prüfen ist. E. Koeppel.

Grenzwissenschaften.

Französische Volkskunde. Die umfassendste, wenngleich nicht die bedeutendste Arbeit der letzten Jahre auf dem Gebiete französischer Volkskunde ist die Abhandlung Gius. Schiavo's[1]) über den Glauben und Aberglauben in den afrz. Dichtungen, die der Verf. für eine Ergänzung und Weiterführung der vor einigen Jahren erschienenen Arbeit R. Schröder's[2]) erklärt, der er die seinige nach Titel, Inhalt und Form anschliefst. Sind die grofsen Volksepen, wenn auch nicht die alleinige, so doch die Hauptquelle, aus der die letztgenannte Arbeit schöpfte, so ist im Gegensatz zu derselben Schiavo auf die Fabliaux, Contes und Dits, sowie auf die Jubinalsche Sammlung der Mysterien des XV. Jahrh. und auf die Werke Rutebeufs zurückgegangen, die er zur alleinigen Grundlage für seine Forschungen macht; dafs diese Dichtungen für den vorliegenden Zweck nicht als gleichwertig anzusehen sind, hat S. leider aufser Acht gelassen. Wesentlich neue

---

13) Berlin, Mayer und Müller, 1890. 14) Zs. f. vgl. Lit.-Gesch. & Ren.-Lit., N. F. III, 171 ff., IV, 48 ff. 15) *Giovanni Pico della Mirandola: his Life by his nephew Giovanni Francesco Pico; also three of his Letters etc. Translated from the Latin by Sir Thomas More. Edited with an Introduction and Notes, by J. M. Rigg London. David Nutt; cf. Academy, 8. Nov. 1890, col. 417 sq. 16) *Davisons Poetical Rhapsody. Ed. by A. H. Bullen; 2 vols. London, Bell and Sons. 17) The Palace of Pleasure etc. Done into English by William Painter. Now again edited for the fourth time by Joseph Jacobs. 3 vols. 4°. London. David Nutt, 1890.

1) Fede e superstizione nell' antica poesia francese di Giuseppe Schiavo in: Zs. für rom. Philol. XIV, 1890. S. 89—127 und 275—297. XV, 1891. S. 289—317. Das 5. Kapitel dieser Arbeit erschien bereits ein Jahr früher i. d. Atti d. R. Istituto veneto di scienze, lettere ed arti. T. VII, Ser. VI, Disp. 2. Venezia 1888—89. 2) Glaube und Aberglaube in den altfranzösischen Dichtungen von R. Schröder. Erlangen 1886. 8°.

Resultate hat die Arbeit nicht zu Tage gefördert, trotzdem ist dieselbe schon aus dem Grunde nicht unbeachtet zu lassen, weil das in ihr gesichtete wertvolle Material als Grundlage für künftige Arbeiten von grofsem Wert sein wird. Die Abhandlung soll in neun Kapiteln (über Gott, Marienkultus, die Heiligen, Engel, Teufel, Seele und ewiges Leben, Fegefeuer und Paradies, Hölle, verschiedene Arten des Aberglaubens) nahezu das ganze Gebiet kirchlichen und weltlichen Glaubens und Aberglaubens behandeln. Wo mit grofsem Fleifse und besonnener Kritik so vieles dargeboten wird, ist es um so schwerer, darauf hinzuweisen, dafs im einzelnen der Verf. Vollständigkeit innerhalb des selbstgewählten Rahmens keineswegs erreicht hat; so bieten, um nur einen Fall herauszugreifen, die benutzten Quellen in Bezug auf Anspielungen und Hinweise auf das Alte Testament ein reicheres Material dar, als der Verf. dieser Arbeit ihnen entnommen hat. Das Kapitel über den Marienkultus war bereits antiquiert, ehe es die Presse verliefs; denn wie war es nur möglich, eine Abhandlung über den Marienkultus in Frankreich zu schreiben, ohne die grundlegende Arbeit Mussafia's[3]) zu kennen oder zu erwähnen. Für diesen Ausfall vermag das Kapitel über die volksmäfsige Auffassung des Teufels nicht zu entschädigen, das der Verf. mit besonderer Ausführlichkeit behandelt und in dem er ein so reichhaltiges Material gesammelt hat, dafs dasselbe für fernere Forschungen in derselben Richtung eine nicht zu umgehende Berücksichtigung finden mufs. — So grofs auch das Interesse ist, mit dem der weiteren Publikation dieser Arbeit, deren letzte vier Kapitel noch ausstehen, entgegengesehen werden mufs, so hat dieselbe dennoch abermals den Beweis geliefert, dafs nach dem heutigen Stande der Forschung es ratsamer sein würde, von einer so umfassenden Darstellung und Systematisierung der gesamten mittelalterlichen religiösen Anschauungen des franz. Volkes einstweilen noch so lange Abstand zu nehmen, bis die gründliche Herausarbeitung einzelner kleiner Gebiete, die bei einem stofflich so weitverzweigten Gebiete unerläfslich ist, das Material zu gröfseren zusammenfassenden Darstellungen herbeigeschafft hat. — Das Muster einer solchen Monographie bietet A. d'Ancona[4]) in seiner Studie über die mittelalterliche Mahometlegende im Occident dar. Bei den mannigfachen kriegerischen Berührungen zwischen der franz. Ritterschaft und den Sarazenen, zuerst in Spanien, später im Orient, deren Niederschlag ein Teil der französischen Epencyklen sind, ist die genaue Kenntnis der Legende von Mahomet und der Entstehung des Islam für das richtige Verständnis dieser Dichtungen von grofsem Wert. Die sagenhafte Erzählung, dafs Gott dem Mahomet den Koran durch eine heilige Kuh zugesandt habe, war bisher unbekannt, gibt aber Stellen, wie der im Doon de Mayence (v. 9570/71, Ausg. v. Pey; Anc. poëtes, 1859), erst ihre letzte richtige Deutung. So reichlich die Quellen über die volkstümliche Auffassung des Islam in den franz. Volksdichtungen fliefsen, so genügt die genaue Durchforschung dieser Denkmäler allein nicht, um ein ausführliches Bild der Mahometlegende herzustellen, und so hat d'Ancona in richtiger Würdigung dieser Thatsache auch die mittellat. Quellen, soweit sie Wertvolles bieten, herangezogen. Das Resultat

3) Sitzungsberichte d. philos.-hist. Klasse der kais. Akademie der Wiss. Wien. 113. Bd., 1886. S. 917—994 u. 115.Bd., 1888. S. 5—92. Forts. vgl. unten

4) La leggenda di Maometto in occidente in: Giornale stor. d. letter. ital., vol. XIII, 1889. p. 198—281.

der Arbeit ist kurz folgendes: Bereits im 10. Jahrh. tritt die Geschichte Mahomets in legendarischer Form im Abendlande auf, volkstümlich im eigentlichen Sinne wird die Geschichte desselben erst im 11. und 12. Jahrh. Für die Legenden gelehrten Ursprungs typisch ist die Figur eines christlichen Ketzers, meist Nestorianers, namens Bahîrâ, Sergius etc., der infolge getäuschter Hoffnungen aus Rache gegen das Christentum den Mahomet überredet, sich zum Propheten und Stifter einer neuen Religion aufzuwerfen. Dieser Ketzer, ursprünglich ein Mönch, verwandelt sich später in einen Patriarchen, zuletzt in einen Kardinal aus dem Geschlechte der Colonna, der, um sich an dem wortbrüchigen Kardinalskollegium, das dem ihm gegebenen Versprechen zum Trotz einen andern zum Papst erwählt, zu rächen, in eigener Person Stifter der islamitischen Religion wird. So wechseln in den verschiedenen Fassungen der Legende Personen und Namen; die Verwirrung und die Fülle verschiedener Fassungen der Legende spiegeln sich deutlich in den erhaltenen Literaturdenkmälern wieder. Was indessen als fester Punkt in diesem Chaos verschiedener Auffassungen bleibt, ist der Glaube, dafs Mahomet selbst ein Christ gewesen oder aber durch einen Christen zu seinem prophetischen Berufe gedrängt, bezw. erzogen worden sei, und dafs demnach der Islam als zeitweilige ketzerische Ausartung des Christentums aufzufassen sei, die in nicht allzu ferner Zeit zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren werde. — Ihren Ausdruck in den volkstümlichen Dichtungen Frankreichs hat, wie gesagt, die Legende in dieser Fassung nicht gefunden, und der einzige Vorwurf, den man dem sein Thema im übrigen mit erschöpfender Vollständigkeit behandelnden Verf. machen kann, ist der, sich fast nur mit dem Studium der Quellen gelehrten Ursprungs begnügt, die Volksdichtungen aber, deren Wert für die Legenden- und Sagenforschung doch nicht hoch genug veranschlagt werden kann, nur höchst sekundär herangezogen zu haben. — Nicht unerwähnt darf bei dieser Gelegenheit ein anderer kleiner, aber nicht uninteressanter Beitrag zur Mahometlegende bleiben, den A. Graf[5]) einer bisher unedierten Hs. der Bibl. Naz. in Turin (cod. franc. L, II, 14 fol. 82 r. col. 1) entnommen hat, und der die Resultate d'Anconas in einigen Punkten ergänzt. Die Legende einer Zusammenkunft zwischen Nero und Mahomet in Rom, von der dieses Fragment berichtet, hat sich in anderen Denkmälern bisher noch nicht nachweisen lassen. — Als Gegenstück zu seiner vor nunmehr 13 Jahren erschienenen Arbeit über die Legende vom irdischen Paradiese[6]) bietet uns A. Graf ferner zu den bereits vorhandenen eine neue Geschichte des Teufelsglaubens[7]), wie sich derselbe unter den natürlichen und geschichtlichen Bedingungen verschiedener Zeiten langsam entwickelt hat, ein lebendiges Stück menschlicher Kultur, dessen Reiz in der lichtvollen und gründlichen Darstellung des innigen Kausalzusammenhanges der Teufelsidee mit der Gesamtentwickelung des religiösen Bewufstseins besteht. Ausgehend von dem Dualismus guter und böser Wesen, wie derselbe bereits in den Mythologien der Kulturvölker des Altertums, sogar in den Naturreligionen unzivilisierter Völker sich findet, entwickelt der Verf. an der Hand der einzelnen für den Teufelsglauben charakteristischen Legenden (Theophilus, Faust, Merlin, Gerbert, Ezzelino da Romano u. a.) das langsame

5) In: Giorn. stor. d. letter. ital., vol. XIV, 1889. p. 204—211. 6) A. Graf, La leggenda d. paradiso terrestre. Torino 1878. Vgl. Romania VIII, p. 129 ff. 7) A. Graf, Il diavolo. Milano 1889. 8°.

Anwachsen der Teufelsidee zu einer das ganze Volksbewufstsein beherrschenden Macht, ihre drückende Herrschaft das ganze Mittelalter hindurch und zuletzt das allmähliche Verblassen dieser Vorstellungen, alles mit besonderer Rücksicht auf die Länder romanischer Zunge. Das Verdienst wesentlicher Neuheit in Bezug auf Quellenforschung ist der vorliegenden Arbeit nicht zuzusprechen, dennoch ist die Hauptaufgabe eines solchen Themas, die Sammlung und systematische Verarbeitung des zerstreuten Materials, mit gutem Erfolge gelöst. Zu wünschen gewesen wäre eine etwas genauere und vollständigere Angabe der benutzten Quellen. — Einer dritten kleineren Arbeit GRAFS ist endlich noch Erwähnung zu thun, die derselbe in der Nuova Antologia[8]) veröffentlicht hat. Dieselbe behandelt den mittelalterlichen Volksglauben an ein unabänderliches Fatum und stellt denselben einerseits in Parallele mit der kirchlichen Prädestinationslehre, während der Verf. andererseits einen direkten oder zum mindesten mittelbaren Zusammenhang zwischen dem Oedipusmythus und den mittelalterlichen Legenden vom Papste Gregor, von Judas Ischariot (Jacobus a Voragine, Gottfried v. Viterbo), von den Heiligen Julianus, Albanus, Ursius nicht für ausgeschlossen hält. So erfreulich es gewesen wäre, die Kanäle weiter verfolgt zu sehen, durch welche ein Zusammenhang dieser beiden Sagencyklen des Altertums und des Mittelalters sich hätte nachweisen lassen, so hat G. sich darauf beschränkt, auf die den beiden gemeinsam zu Grunde liegenden Ideen hinzuweisen, ohne für die Richtigkeit seiner Ansicht überzeugende Beweise vorzubringen. — A. MUSSAFIA hat seinen bereits oben erwähnten Abhandlungen über die mittelalterlichen Marienlegenden eine dritte hinzugefügt.[9]) Eine weitere Fülle lateinischer Marienwunder hat M. bisher ungedruckten Hss. des Brit. Mus. (Cod. Vespas. D. 19 [13. Jahrh.] und Roy. 8. C. IV [14. Jahrh.]), der Pariser Nationalbibliothek (lat. 14857 [Ende des 14. Jahrh.]), der Vaticana (4318 [15. Jahrh.]) und anderen, meist dem 13.—15. Jahrh. entstammenden Hss. entnommen. Ein Werk Gil de Zamoras, des Freundes Alfons' X., liber Mariae betitelt (Nationalbibl. zu Madrid Bb 150 [14. Jahrh.]), ist eingehend besprochen, excerpiert und auf seine Quellen untersucht, als welche vielleicht die Legenda aurea des Jacobus de Voragine anzusehen ist; mit gröfserer Wahrscheinlichkeit aber gehen beide auf eine gemeinsame Quelle zurück. Eine weitere wertvolle Ausbeute von Marienlegenden bieten die Materialiensammlungen, welche als Hilfsmittel bei der Abfassung von Predigten dienten; von diesen sind Etienne de Bourbons († 1261) Buch de septem donis, die Scala coeli des Johannes Gobius (1. Hälfte des 14. Jahrh.) und des Johannes Herolt Promptuarium exemplorum und Promptuarium miraculorum B. V. M. kritisch durchgesehen und benutzt. Die Hauptresultate lassen sich leicht zusammenfassen: Die älteste Sammlung von lateinischen Marienlegenden (bei Muss. H M) geht in das 11. Jahrh. zurück; dieselbe enthält 17 Legenden und geht zum Teil auf Heiligenleben, z. B. Hildefonsus, zum Teil vielleicht auf mündliche Tradition zurück. Redaktor und Heimat sind mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Diese älteste Sammlung ist ungeheuer viel benutzt worden, selbst auf die Vulgärdichtung ist ihr Einflufs unverkennbar. Alsdann wird die chrono-

8) La fatalità nella credenza del medio evo in: Nuova Antologia. vol. 112 della racc., 1890, S. 201—222. 9) Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden III, in: Sitzungsberichte d. philos.-hist. Klasse der kais. Akad. d. Wiss. Wien. 119. Bd. IX, 1889.

logische Folge der jüngeren Sammlungen festgestellt. Der Wert und das Verdienst dieser Arbeit beruht indessen hauptsächlich auf der Erforschung des Zusammenhangs der einzelnen Legendensammlungen, im Zurückgehen auf die Quellen derselben, soweit dieselben sich überhaupt deutlich verfolgen lassen. Eine weitere Fortsetzung der verdienstvollen Arbeit ist zu erwarten. — Vereinzeltes über den religiösen Aberglauben um die Wende des Jahrtausends, das sich bei A. Dresdner[10]) findet, möge der Vollständigkeit halber hier erwähnt sein. — Von der Legende auf das Gebiet der weltlichen Sage übergehend, ist zu bemerken, dafs sich in der letzten Zeit in Frankreich ein von Jahr zu Jahr wachsendes Interesse für diesen Zweig der Volkskunde bemerkbar macht. Wenn wir berücksichtigen, dafs man in Frankreich erst vor etwa 40 Jahren, also fast ein halbes Jahrhundert später als bei uns in Deutschland, angefangen hat, Volkssagen und Märchen zu sammeln, so ist umsomehr anzuerkennen, was dort seitdem auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Eigene Kongresse werden in Paris abgehalten, eine Anzahl von gelehrten Gesellschaften, wie u. a. die Société pour l'étude des langues romanes in Montpellier, die Société des traditions populaires in Paris und einige mehr oder minder wissenschaftliche periodische Publikationen leiten diese Studien. In allen Teilen Frankreichs sind wissenschaftliche Kräfte mit Erfolg bemüht, den wertvollen Schatz alter franz. Sagen, Sitten und Volksgebräuche zu heben und in Sicherheit zu bringen, ehe dieselben für immer der Vergessenheit anheimfallen. — Für das an Sagen und Traditionen ungemein reiche Departement der Ardennen hat A. Meyrac[11]) diese Arbeit unternommen und in einem sehr umfangreichen Werke so ziemlich alles niedergelegt, was seine Heimat an Wissenswertem über Traditionen, Sitten, Gebräuche, Zauberei, Volkslieder, kirchliche und aufserkirchliche Legenden und Erzählungen darbietet. Von den gesammelten Liedern, denen die Melodien beigefügt sind, ist eine sehr grofse Zahl nicht alleiniges Eigentum der Ardennen und bereits in den zahlreich vorhandenen Sammlungen anderer Provinzen Frankreichs veröffentlicht. Über den Wert derselben hat bereits ein Kenner des franz. Volksliedes, J. Tiersot[12]), ein zutreffendes Urteil abgegeben. Für die Kenntnis der Sitten und Gebräuche, des Glaubens und Aberglaubens, der Natur und Individualität von Land und Leuten ist das umfangreiche Werk von unschätzbarem Werte, besonders das Kapitel über Zauberei und Aberglauben in der Medizin ist anerkennend hervorzuheben. Der Vorzug des M.'schen Buches liegt vor allem in der Fülle des mühsam und in gleicher Vollständigkeit vorher nie gesammelten Materials, die Mängel in der Unfähigkeit des Verf., die grofse Mannigfaltigkeit der Erscheinungen unter festen Gesichtspunkten zusammenzufassen; was aber den wissenschaftlichen Wert des Buches am meisten beeinträchtigt, ist das unkritische Zusammenwerfen von Traditionen volkstümlichen und gelehrten Ursprungs, ein Umstand, der die Benutzung desselben als Quellenwerk ohne nochmalige Prüfung illusorisch macht. Als Fortsetzung dieser Sammlung stellt der Verf. für die nächste Zeit eine Histoire légendaire des Ardennes in Aussicht. — Weniger

10) Kultur- und Sittengeschichte der ital. Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert von Alb. Dresdner. Breslau 1890, S. 263—300 u. a. anderen Stellen. 11) Traditions, coutumes, légendes et contes des Ardennes ... par Albert Meyrac. Préface par M. P. Sébillot. Charleville 1890. gr.-8°. 12) In: Revue des tradit. popul. T. VI, S. 186/187.

anspruchsvoll in der ganzen Anlage ist ein Büchlein von SAUVÉ[13], welches den 29. Band der verdienstvollen Maisonneuveschen Sammlung Les littératures populaires de toutes les nations bildet. Der Verf. steht auf einem durchaus wissenschaftlichen Standpunkte, trotzdem ist das Buch von gelehrten Einflüssen und Reminiszenzen ziemlich freigehalten, was den Wert dieser Arbeit der Meyracschen gegenüber nur erhöht. Drei Jahre hindurch hat S. unter den Bergbewohnern der Vogesen gelebt und alles, was er in seinem Buche berichtet, selbst dem Volksmunde abgelauscht oder mit eigenen Augen gesehen; fremde Artikel und Abhandlungen sind von ihm grundsätzlich nicht benutzt worden, und was er gesehen und gehört, wird ohne jeden Kommentar und ohne Vergleiche mit ähnlichen Gebräuchen anderer Gegenden wiedergegeben. Die Einzwängung des Stoffes in den Rahmen eines Kalenders scheint mir keine glückliche zu sein, denn abgesehen davon, daſs manche Sitten und Gebräuche sich nur gewaltsam auf ein gewisses Tagesdatum festnageln lassen, leidet die Übersicht des Ganzen dadurch, daſs man Gleichartiges oft an mehreren Stellen zu suchen hat, ein Mangel, den auch das ausführlich und gut angelegte Register nicht ganz zu beseitigen vermag. Neu und von groſsem Interesse ist die Abhandlung über die Folk-lore juridique des enfants, welche S. einer Anregung von Gaidoz und Rolland in der Mélusine[14]) folgend den traditionellen Überresten alter Rechtsnormen widmet, die sich in den Spielen und dem täglichen Verkehr der Jugend erhalten haben. Im übrigen finden Kenner der altfranz. Poesie in den hier gesammelten Traditionen des Bergvölkchens von Remiremont und Saint-Dié mannigfache Anklänge an Sagen, Legenden und Gebräuche in den alten chansons de gestes wieder. — Als Ergänzung hierzu hat SAUVÉ über einige nun abhanden gekommene Karnevalsgebräuche in den Vogesen auſserdem in der Revue des tradit. popul.[15]) berichtet. — Für den südfranzösischen Distrikt Bas-Quercy hat SOLEVILLE[16]) fast gleichzeitig mit der Arbeit eines anderen[17]) eine Sammlung von Volksliedern veröffentlicht. Den Melodien, die S. seinem Werke in einem besonderen Bande beigibt, ist in jedem einzelnen Falle die gröſste Beachtung geschenkt, um so dürftiger dagegen sind die kurzen Notizen, die über Inhalt, Verbreitung und Form der einzelnen Sagen und Legenden gegeben werden. Man vergleiche nur, was S. als Einführung zu dem bekannten schönen Volksliede von Escribeto sagt, das sich in den verschiedensten Fassungen in fast allen kelto-romanischen Idiomen findet, mit der trefflichen Abhandlung, die C. Nigra in seinem klassischen Werke[18]) über die Verbreitung des gleichen Liedes, das er Il moro saracino betitelt, bei allen romanischen Völkern darbietet. Auch andere Lieder fordern zu einem Vergleiche mit ähnlichen anderer Provinzen geradezu heraus, wie die Ballade »Lou counte Arnaud« (Soleville), wozu man »Morte occulta« (Nigra) vergleiche. Leider scheint S. das Buch des Grafen Nigra nicht gekannt zu haben, das schon seiner Methode wegen einem jeden Sammler alter Volkssagen und -lieder als Vorbild dienen sollte. — Die von Henri Gaidoz redigierte Zeitschrift »Mélu-

13) Le Folk-lore des Hautes-Vosges par L. F. Sauvé. Paris 1889. 8°. 14) Mélusine. Tome III, c. 156. 15) Rev. d. trad. pop. Tome V, 1890. S. 90 ff. 16) Chants populaires du Bas-Quercy rec. par Emmanuel Soleville. Paris 1889. 8°. 17) Joseph Daymard, Vieux chants populaires rec. en Quercy. Cahors 1889. 8°. 18) Canti popolari del Piemonte pubblicati da Costantino Nigra. Torino 1888. 8°.

sine«[19]) bringt in ihrem fünften Bande eine Anzahl für die franz. Volkskunde wertvoller Abhandlungen, wenngleich bei den weiten Grenzen, welche die Herausgeber dieser Revue bei einem verhältnismäfsig geringem Umfange sich gesteckt haben — dieselbe umfafst Mythologie, Volksliteratur, Sitten und Traditionen aller Völker — naturgemäfs für spezifisch franz. Volkskunde nur ein beschränkter Raum zur Verfügung steht. Auch der vorliegende Band enthält zum gröfsten Teil Arbeiten über allgemeine Sagenvergleichung, sowie über die Volkskunde fremder Völker, auf die näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Über eine Anzahl von Gebräuchen aus der Gegend von Malmedy zur Zeit des Karnevals und des Johannisfestes berichtet Q. Esser; E. Ernault bringt ein neues Volkslied aus der Nieder-Bretagne, besonders aber A. Loquin eine ausführliche Besprechung der G. Parisschen Arbeit über das franz. Volkslied, dessen Resultaten er im ganzen beistimmt und die er durch weitere Argumente zu stützen sucht. G. Paris[20]) kommt auf Grund einer Prüfung der durch C. Nigra in seinem obengenannten Werke gewonnenen Resultate zu der Ansicht, dafs die ältesten lyrisch-epischen romanischen Volkslieder nordfranz. Ursprungs sind und nicht weiter als bis ins 16. oder höchstens bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. zurückdatiert werden können, was sich genügend durch Sprache und Versifikation dieser Lieder beweisen läfst. Loquin weist auf musikalische Gründe hin, die diese Ansicht unterstützen, indem er auf eine gleichzeitig stattgehabte Wandlung in den Gesetzen der Tonfolge aufmerksam macht, wobei allerdings zu beachten ist, dafs andere Kenner der Musikgeschichte, wie Fétis und auch Soleville[21]), diesen Zeitpunkt des Übergangs zu dem neuen musikalischen System viel später setzen. — Die Société des traditions populaires, welche mit Bezug auf den Titel des Perraultschen Werkes ihre Sitzungen Diners de ma mère l'Oye nennt, hat in dem fünften Bande ihrer Revue[22]) abermals reiche Schätze an alten, fast vergessenen Sagen, Sitten und Gebräuchen des franz. Volkes gehoben. Die Seele dieser Revue ist nach wie vor der bekannte Paul Sébillot, dem wir bereits eine stattliche Reihe wertvoller Arbeiten auf dem Gebiete franz. Volkskunde verdanken. Auch der vorliegende Band enthält wieder mehrere gewissenhafte Beiträge aus seiner Feder, als deren bedeutendster die Fortsetzung eines bereits in dem vorhergehenden Bande begonnenen Artikels über die Spuren alter Volkstraditionen in den Werken franz. Schriftsteller hervorzuheben ist. Die Werke Racines und Voitures bieten des Interessanten nicht allzuviel, Molières Lustspiele aber, Tartuffe allen voran, bilden für die Kenntnis des Aberglaubens speziell der Pariser eine Quelle ersten Ranges. — Besonders zahlreich und reichlich, aber schlecht illustriert, sind die Arbeiten über mittelalterliche Ikonographie. E. Faligan bringt eine treffliche Studie über die bildlichen Darstellungen der Theophiluslegende, besonders auf alten Kirchenfenstern, Sébillot desgl. eine über Teufel und Hölle und eine minder gelungene über die Kobolde in der Ikonographie, sowie ferner als letzte Frucht längst verlassener Kunststudien ein Verzeichnis von Malern der romantischen Periode (1819 bis 1840), welche die Vorwürfe zu ihren Gemälden alten Volkslegenden

---

19) Mélusine. Recueil de mythologie . . . dirigé par Henri Gaidoz. Tome V. Paris 1890. 4°. 20) In: Journal des savants. Année 1889, p. 526 ff., 611 ff., 666 ff. 21) A. a. O. S. III d. Einl. 22) Revue des traditions populaires. T. V. Paris 1890. 8°.

entnommen haben. Historisches Interesse bietet die Fortsetzung des Artikels Les précurseurs de nos études (V) von L. Desaivre, der aus dem Journal des Deux-Sèvres vom 5. Juni 1819 den Wiederabdruck einer ministeriellen Verfügung an die Präfekten bringt, welcher den Beweis bringen soll, daſs man bereits lange vor dem bekannten Fortoulschen Erlaſs vom Jahre 1852 staatlicherseits die Bedeutung einer Sammlung aller Denkmäler mittelalterlichen Lebens und Denkens durchaus erkannt hatte. Groſse Erfolge hat diese staatliche Anregung indessen nicht gezeitigt. Richard Schröder.

Folklore in Italia. Al gentile ed iterato invito della onorevole Direzione del Kritischer Jahresbericht di scrivere sul movimento contemporaneo del Folklore in Italia, io rispondo con questa prima e rapida rassegna di ciò che si è pubblicato tra noi nel 1890.

Certo, io dovrei prender le mosse molto più in là di quell' anno, e dire come il movimento attuale riconosca le sue ragioni in ciò che dal 1870 si è venuto facendo specialmente nel mezzogiorno d' Italia; come un centro di questo movimento sia l'Archivio per lo studio delle tradizioni popolari di Palermo, e come le pubblicazioni, che prima, nel corso di un anno, si contavano sulle dita delle mani, ora sono così numerose che il tenervi dietro è impresa non meno ardua che di dubbio risultato.

Tutto questo esce fuori del modesto compito assegnatomi: e mi condurrebbe a note e considerazioni, le quali esigerebbero spazio che potrebbe più utilmente impiegarsi a rilevare cose presenti, alle quali mal giungono le più pazienti indagini ed anche le più insistenti ricerche. Imperciocchè è da sapere, — cosa eccezionale per l' Italia, dove le nozze illustri, e non illustri talora, si festeggiano con pubblicazioni speciali — che un bel numero di opuscoli e quindi di raccoltine popolari che vengono molto di frequente in luce, fino nei più remoti angoli d'Italia, sono occasionali, ed hanno la loro occasione in un matrimonio, e si stampano a numero ristrettissimo di esemplari (50, 25 e magari meno); i quali, offerti agli sposi, non sono venali, non vanno in commercio, non entrano nelle pubbliche biblioteche e sfuggono ai più accurati bibliografi. È questa una particolarità degna di considerazione per chi si accinga ad una rassegna come la mia, e più ancora per chi abbia bisogno di guardare alla letteratura d' un dato argomento che egli intenda trattare.

Ben è vero che alcune di quelle pubblicazioni spesso non valgano la spesa di stampa, essendo opere di persone non abbastanza conscienti di quel che fanno; ma altre invece, in poche paginette, racchiudono curiosità graziose, soggetti peregrini e d'importanza indiscutibile: ed il non potersi avere in sul primo loro apparire, ne rende quasi impossibile lo acquisto negli anni che seguono.

Nel 1890, per esempio, abbiamo avuto in Italia una cinquantina di opuscoli attenenti al Folklore. Ebbene: una terza parte di essi, commemorativi di nozze, son doni offerti da amici e da congiunti a giovani sposi od ai genitori di essi. Cercate ora, dopo due anni appena comparsi, i Proverbi bolognesi sulla Donna (nozze Chiesa-Tamassia. Bologna) di Gaspare Ungarelli; L'uomo selvaggio, tradizione del Canavese (nozze Giannini, Lucca) di Giovanni Giannini; cercate gli Exenia nuptialia (nozze Lanza-Fardella. Palermo, Giorn. di Sicilia) e Come si prepari la sposa (nozze Orlando-Castellano. Palermo, Vena) di S. Salomone-Marino, o l'Idillio

popolare di Buonabitacolo (nozze Brandileone-Sannio. Napoli, Tip. Università) di V. Simoncelli e Mich. Scherillo; cercate ancora Feste e Spettacoli in Padova dal 1767 al 1780 (nozze Bonome-Gaudio, Padova) trascritti dai fratelli Medin sopra un' opera inedita dell' ab. Gennari; le Dieci Canzoni romanesche (nozze Baccelli-Bracci) raccolte e pubblicate dal Sabatini e da Giggi Zanazzo (Roma, Forzani) ed altri opuscoli; i Rispetti maremmani (nozze Calderai-Nardi. Pisa, Mariotti) di non so quale editore; e vedrete che cosa significhi cercare invano. I pochi esemplari, distribuiti a pochi amici, sono irreperibili, e le edizioni esaurite.

E poichè, senz' accorgermene, ho principiato di là dove potevo finire, cioè dagli opuscoli, ecco una breve numerazione d'un altra dozzina di pubblicazioni di piccola mole, fatte nell' anno del quale mi occupo. Prevalgono — mazzolini di fiori olezzanti nel campo della letteratura orale, — le canzoni; e due professori dell' alta Italia: Vittorio Cian di S. Donà del Piave nel Veneto, e G. Ferraro di Carpeneto d'Acqui nel Piemonte, hanno pubblicato, ciascuno per conto suo, canti popolari in dialetto sardo centrale ossia logudorese. Il Saggio di Canti pop. logud. del primo (nozze Bernardo-Galbo. Palermo, tip. Giornale di Sicilia); i Canti pop. in dialetto sardo raccolti a Siniscola dal secondo (Reggio Emilia. Tip. della Sinistra) contengono mutos, strofette da quattro o più versi, che sono veramente tipiche. Avrò occasione, nel corso di queste recensioni, di dire qualche cosa intorno alla poesia del popolo di Sardegna secondo il concetto che se n'è avuto fin qui coi testi dati alla luce da Spano e da altri; e secondo il concetto che se ne ha ora coi testi che a poco per volta si vengono facendo di pubblica ragione. Frattanto c'è da rallegrarsi della conferma quasi giornaliera che, per opera di non sardi, si ha della esistenza di una poesia limpida, schietta, verginalmente rusticale in quell' isola, dove F. Neumann nella sua Romanische Philologie scorgeva testè l'anello di passaggio dalla penisola pirenaica all' Italia; e dove se l'idioma è speciale ed arcaico più che in qualunque altra regione neo-latina, la poesia popolare è così caratteristica che uno studio comparativo su di essa e sulle analogie che ne facciano rintracciare le fonti, è oramai un bisogno.

Il giovane albanologo prof. Giuseppe Schirò, albanese di Piana dei Greci in Sicilia, ha impreso una collezioncina di Canti, Leggende, Usanze in quattro serie distinte: testo e versione letterale italiana in due colonne. La idea è eccellente, perchè con l'attuazione di essa potrebbe aversi un vero Archivio del Folklore albanese in Italia; ma temo che l'opera rimanga nient' altro che un nobile tentativo senza successo. La lingua albanese in Sicilia (parlo della Sicilia, perchè posso citarla con più coscienza che non il Continente italiano) è ora parlata da sole quattro colonie di Albanesi: Piana, Palazzo-Adriano, Contessa, Santa Cristina. Dovrei anche aggiungere Mezzojuso; ma questo è oramai tutto sicilianizzato e vi si è perduta qualunque traccia etnografica di albanese. Gli Albanesi sono bilingui: i Siciliani, in mezzo ai quali essi vivono, e che essi intendono, non li capiscono; e la letteratura popolare albanese è del tutto ignota ai Siciliani che non se ne occupino ex professo. Con questo fatto mi spiegherei l'insuccesso possibile della collezione di G. Schirò; la quale avrebbe bisogno di incoraggiamenti pecuniarî rispondenti al disinteresse del bravo giovane.

Il sig. Thomaso Randi, che si nasconde sotto il pseudonimo di T. Sforza, ha creduto di scorgere, come appare nel battesimo da lui dato ad un

suo opuscolo, L'idea del socialismo nella poesia popolare romagnola (Rimini, Renzetti), e s'è appoggiato a due filastrocche infantili che egli intitola: I piccoli guardiani e Il padrone e il garzonello. La avversione del povero contro il ricco, dell' operaio contro il proprietario è pel Randi così evidente che a lui non riesce difficile il predire, — proprio per queste innocue rime infantili! — l'imminente scoppio di una tempesta. Dico innocue, perchè se queste canzoncine fanciullesche sono degli sfigurati avanzi di antichi costumi, riti, cerimonie, oggi però si ripetono meccanicamente ed inconscientemente; se no, le rivoluzioni sociali dovrebbero scoppiare frequentissime secondo i documenti che anche quest' anno ci son venuti col Saggio di poesia popolare infantile in Calabria di Francesco Mango (Palermo, Giorn. di Sicilia); con le Ninne-nanne, Filastrocche e Sorteggi raccolti nella valle di Pinerolo da Filippo Seti (Pinerolo, Bima), un volumetto di tradizioni veramente carine per la storia de' giuochi popolari in Piemonte e presentate abbastanza bene; ed in parte ancora con la illustrazione Di un giuoco popolare nel secolo XIII di Leonardo Di Giovanni da Termini Imerese (Palermo, Giorn. di Sicilia); accurata dissertazione codesta, dove prendendo ad esame una cantilena trascritta in un memoriale bolognese del 1290 e studiandone la metrica, il contenuto, il significato, l'autore riconosce un vero e proprio giuoco dei fanciulli di un valore storico superiore a quello di altre cantilene, quale per esempio la Madonna Pollaiuola, che fornì occasione ad una monografia del prof. F. Novati.

Materia acconcia a riscontri e paragoni, non solo con la poesia infantile, ma anche e forse più con quella degli adulti, appresta il dalmata Paolo Villanis col suo Saggio di Canti popolari dalmati raccolti a Zara e in Arbe (Zara, Artale). Superfluo è l'avvertire che i testi sono in dialetto veneto, salvo, s'intende, le debite modificazioni fonologiche e lessicali; e che il loro contenuto è tradizione tutta della Venezia, con la quale la Dalmazia ebbe secolari relazioni di commercio, di affetti, di idee. Il tipo prevalente di poesia narrativa è la canzone dell' alta Italia; e venticinque sono qui le canzoni dal Villanis raccolte. Il tipo della poesia lirica è lo strambotto o stornello: e l'uno e l'altro son rappresentati con settantanove componimenti; pei quali è sempre accettabile la distinzione del Nigra e del D'Ancona, cioè: che la canzone è il tipo del canto popolare dell' Italia settentrionale, donde si parte, e scende per perdersi a Napoli e a Palermo; e che lo strambotto o il rispetto è il tipo del canto meridionale, che partendo dalla Sicilia va, non dico a perdersi, a indobolire, a intiepidire in Piemonte e nel nord della penisola. Nel Saggio del V. inoltre non mancano le cantilene religiose, i giuochi e gl' indovinelli, passatempo da fanciulli e da donne. Ed è questa per il 1890 la raccolta poetica più copiosa. Del resto non si hanno se non ristampe di antiche raccoltine di poesia popolari o popolareggianti; quali i Canti del popolo senese al tempo dell' assedio del 1556—1553 (Firenze, Tip. Cooperativa; la Raccolta di stornelli e rispetti amorosi cantati dal popolo italiano (Firenze, Salani), male spigolati nella celebre raccolta del Tigri; la Scelta delle migliori canzonette amorose cantate dal popolo italiano, titolo questo comune a due libretti editi in Firenze dal Salani e in Milano da Tommasi e Checchi ecc. ecc.

Il mito e la leggenda sono stati rappresentati con alcuni studi e raccolte che meritano qualche cenno.

Il mito di Schilla e Cariddi nell' Odissea di D. Vasconi (Milano, Brigola) viene lodato per una certa attitudine che l'A. vi dimostra alle indagini nel campo della mitologia classica. Ma io non posso dirne nulla, perchè non ho mai avuto sott' occhio il lavoro. Nè posso egualmente dire, per la medesima ragione, dello studio di A. Cesari intitolato: Come pervenne e rimase in Italia la matrona di Efeso (Bologna). Ci vuol poco a comprendere che si tratti di una novella antichissima e del viaggio da essa fatto dall' oriente all' occidente, ove si diffuse negli autori e nella tradizione orale, nella quale rimane quasi inalterata. Altro studio, e dei migliori che si siano scritti nel genere in Italia, è quello di Giuseppe Rua Intorno alle »Piacevoli Notti« dello Straparola (Torino, Loescher), che uscì primamente nel Giornale storico della Letteratura italiana. Il Dr. Rua, favorevolmente conosciuto per un libro sulle Novelle del Mambriano (Torino 1888), ha trattato: 1º della vita di Straparola da Caravaggio; 2º delle edizioni e della fortuna delle Piacevoli Notti; 3º delle fonti di esse. Secondo il Rua, come secondo G. Grimm, lo Straparola attinse le sue fiabe alla tradizione orale (p. 16); dalla quale potè anche attingere «direttamente i temi per alcune novelle, talvolta fors' anche non sapendo che da altri novellatori questi stessi temi erano stati trattati prima di lui» (p. 20); senza pregiudicare la parte che lo S. prese, ora copiando, ora traducendo, dai suoi predecessori e dal Morlini specialmente. Pagine accurate consacra il Rua per considerare nel suo complesso l'elemento enigmatico dello Straparola (p. 30). Ma le pagine più accurate sono quelle (63—108 dei «Riassunti ed illustrazioni» delle 75 novelle: e qui le ricerche sono minutissime ed i paralleli in assai larga copia, dato anche che si prestino ad aggiunte.

Lasciamo stare l'anonimo Nuovo Libro delle Fate (Roma, Torino), che non offre caratteri di originalità e di scienza, ed è rifazione di libri consimili; e prendiamo le Novelline popolari sarde raccolte ed annotate dal citato Francesco Mango (Palermo, Clausen): volume IX delle Curiosità popolari tradizionali inedite o rare, le quali si stampano a soli 200 esemplari numerati.

Il primo saggio di questo genere di racconti venne nel 1883—84 nell' Archivio delle tradizioni popolari; e fu opera diligente del prof. P. E. Guarnerio non sardo; non sardo, perchè finora è notevole questo fatto: che tra i raccoglitori di canti e di novelline non v'è uno nativo di Sardegna. Forse in avvenire non sarà così; ma finora la cosa non va altrimenti. Le raccolte del benemerito Spano e di coloro che si sono fatti belli di esse riproducendole, la critica adesso le considera come materia semiletteraria.

Il Mango mise insieme ventisei racconti popolari di fate, proprio di quelli che i Tedeschi chiamano Märchen: quasi tutti di tipi differenti; ed a risparmio di note, non sempre sufficienti per chi non sia un dialettologo od un sardo, li fa seguire da una versione letterale italiana. Circa alla grafia, il M. non se ne dissimula le difficoltà e le incertezze: punto nel quale tutti a coro confessiamo incertezze e pentimenti. Quando non si faccia uso de' segni grafici dell' Ascoli, del resto molto complicati e molto lontani dall' essere adattati dalla comunanza degli scrittori, la grafia non sarà in tutto e per tutto rispondente alla fonica. Quanto poi alla trascrizione dei testi di tradizioni popolari, io credo che gli ottimisti siano in grande equivoco. Che si trascriva un racconto, p. e., un canto quale esso corre, ciò è giusto, è neccessario; ma che questo racconto, questo canto si debba

accogliere con tutti i guasti e le sconciature del parlare familiare, questo no, assolutamente no. Altra è la maniere di pronunziare del popolino parlando nella vita domestica, nelle piazze, nella taverna; altra la maniera di recitar canti e novelline. Il dialetto qui si nobilita; le smozzicatore, le aferesi, le paragogi spariscono e qualche cosa di regolare, di esatto viene a sostituirsi alla forma inqualificabile del parlare comune. Una personalità dialettale prende il posto d'un' altra personalità nel medesimo individuo che parli, che canti, che racconti, che sentenzii. Aggiungi: il dialetto in Folklore non è che uno strumento, ed uno strumento secondario. Può egli pretendersi rigore scientifico di trascrizione in chi debba preoccuparsi di dare, anche ipsissimis verbis, come direbbe Max Müller, documenti di letteratura popolare? Se egli l'avrà questo rigore, tanto meglio; ma del non averlo come un glottologo, come un dialettologo di professione, non bisogna fargli carico, quando per lui tutto sta nel riferire la tradizione quale corre.

Su questo punto io chiamo l'attenzione dei dotti perchè un falso apprezzamento non degeneri in pregiudizio.

E tornando al libro del Mango dirò che esso è preceduto da una introduzioncella: Delle novelline popolari sarde, la quale non ha nessuna pretesa scientifica.

Nulla si ha in ordine a paremiografia nel 1890, se non voglia ritenersi paremiografico il volumetto di G. Frizzi: Dizionario dei Frizzetti popolari fiorentini (Città di Castello, Lapi). Secondo l'A. quello che egli intitola frizzetto «quando non consista tutto nel giuoco di una parola sola è anch' esso, in fondo, il frizzetto il più delle volte un vero e proprio componimento popolare, il più breve, ma forse il più brioso di tutti; e spesso come una specie di epigramma, di satira, che si viene applicando a seconda dei casi, e, pur essendo un documento di lingua bell' e buona, è al tempo stesso una prova della padronanza che il popolo ha di questa; è come a dire, il patrimonio comune dell' arguzia al quale tutti ricorrono, e, spendendone secondo il bisogno, giovano a mantenerlo sempre in ottimo stato, il che non è pur troppo di altri patrimoni» (pag. V).

Il pensiero, come si vede, che ispira questo libro è nuovo: e può dirsi esser questa la prima volta che si abbiano tante arguzie quante ne ha messe insieme il Frizzi, in un libro, che sarà il punto di partenza per coloro che vorranno tentare un' opera simile per altre province d'Italia.

Ma l'argomento che per la sua comunanza con la storia, la geografia, la etnografia, la sociologia, la demopsicologia si vede più frequentamente trattato è quello degli usi ed anche delle credenze volgari. Se il Dr. L. Simoneschi ha studiato storicamente Il giuoco in Pisa e nel contado nei secoli XIII e XIV (Pisa, Mariotti), se G. Caprin ha con intendimenti tra letterari e storici, ma pur sempre patriottici illustrato le Lagune di Grado nel Triestino (2ª edizione. Trieste, Caprin), libro che non resta solo nel genere e nel piano dell' autore; se per semplice curiosità o per pascolo alle persone amanti de' libri bene e devotamente scritti si sono avute ristampe Dei Costumi dell' Isola di Sardegna (Milano, Muggiani, voll. 4) e dell' Edmondo, o i Costumi del popolo romano (Ivi, voll. 3), del P. Antonio Bresciani: opere che malgrado i principi discutabili del notissimo letterato e romansiere veneto saranno sempre documenti di storia e di Folklore italiano; altri scrittori han trattato col nuovo indirizzo gli usi e le credenze del proprio paese. Noterò

tra essi il Dr. Gennaro Finamore, che nelle Curiosità pop. tradizionali, ci ha dato Credenze, Usi e Costumi abruzzesi (Palermo, Clausen). Meteorologia, Astronomia, Solennità dell' anno sono gli argomenti che egli toglie ad illustrare in tre parti o capitoli del suo libro. Da persona molto intendente di questi studî il Finamore va diritto al suo scopo senza deviare per nulla con osservazioni che possano o far fraintendere le notizie che egli riferisce o limitarne la intelligenza ad un solo aspetto. Con metodo puramente oggettivo egli sotto la meteorologia riferisce quel che ha raccolto di usanze, superstizioni, pratiche, credenze, leggende, proverbi, scongiuri, formole intorno ai temporali, ai sifoni, alla grandine, al tuono, al fulmine, al terremoto (e qui gli scongiuri abbondano), all' iride. Sotto l'astronomia, illustra il Sole, la Luna, l'ecclissi, le comete, le stelle, la via lattea; e sotto le Solennità dell' anno dà un calendario popolare, dove la parte principale viene occupata dal Natale e poi dal Capo d' anno, dalla Epifania, S. Antonio Abate, S. Sebastiano, S. Paolo, la Candelora, S. Biagio, S. Valentino, Carnevale, Quaresima, Settimana Santa, S. Pietro martire, 1º Maggio, Ascensione, Corpus Domini, S. Domenico Abate, S. Giovanni, S. Pietro, S. Lorenzo, S. Rocco, Assunta, Mese di Agosto, S. Egidio Abate, Tutti i santi, S. Martino, Concezione, S. Lucia.

Quando io avrò detto che l'operetta del Sig. Finamore risponde pel metodo e per temperanza di fatti e di parole alle esigenze de' più severi critici, io avrò detto tutto.

Altro metodo ha tenuto l' autore delle Tradizioni ed Usi nella penisola sorrentina (Palermo, Clausen): nuovo volume della Curiosità sopra cennate. Con metodo misto: oggetivo e soggetivo, e con frequenti richiami al passato l'avv. Gaetano Amalfi illustra in otto capitoli la vita del popolo napoletano in Sorrento, principiando con le bambinerie: trastulli, passatempi e giuochi infantili e finendo ai saluti ed agli auguri. Un capitolo è speso per le feste o solennità dell' anno a cominciare dal Carnevale, continuando con la Pasqua e conchiudendo con l'Assunta. Un altro per le malattie più comuni e per i rimedi creduti più efficaci. Un altro ancora per l' Agricoltura e la Caccia. Una buona scelta di proverbi napolitaneschi va sotto il cap. Paremiologia; ed un saggio di Usi marini occupa venti pagine, che pel soggetto in Italia sono forse la novità migliore di tutto il libro; dove si dà pure contezza degli Spiriti e delle Leggende di Maria.

Il Finamore attinge direttamente al popolo e ne dà le tradizioni senz' altro; l'Amalfi cerca alle tradizioni da lui raccolte riscontri in libri di erudizione che affermino la esistenza dell' uso, della ubbia nei secoli andati. L'uno quindi vuole apprestare documenti umani, come oggi si direbbe; e nient' altro che questo; l' altro, pure guardando al Folklore, si preoccupa de' leggitori di cose letterarie e storiche e non rinunzia al tacito piacere di riuscire erudito. Kuhn trionfa col Finamore, che ne segue rigorosamente l'indirizzo; Marcoaldi coll' Amalfi, che forse non ne ha avuto mai sott' occhio l'opera migliore: Usanze e Pregiudizi del popolo fabrianese (Fabriano, Crocetti). Cenno Kuhn e dovrei cennare Placucci, perchè prima ancora del Kuhn, questo modesto spenditore del Comune di Forlì, nel 1818 precorreva inconsciamente a' più grandi folkloristi tedeschi del nostro secolo con gli Usi e Pregiudizj de' Contadini della Romagna, modello nel genere.

Il Volgo di Roma, raccolta di tradizioni e costumanze popolari a cura di Francesco Sabatini (Roma, Loescher), è il titolo di

una collezione di scritti e raccoltine, intesa ad illustrare la vita romana nelle multiformi sue espressioni. Due puntate o fascicoli contengono: Gaetanaccio, memorie per servire alla storia dei burattini raccolte da FILIPPO CHIAPPINI; La Lirica ne' canti popolari romani, appunti critici di FRANCESCO SABATINI; Le melodie pop. romane, ricerche di ALESSANDRO PARISOTTI, con la riproduzione di una melodia popolare del secolo passato; Canzoni pop. romane di MARIO MENGHINI col ritmo e le melodie; L'isola tiberina e la regione trasteverina, ricerche di P. BARGHIGLIONI; due Favole romanesche illustrate con larghi paralleli e sottili confronti da M. MENGHINI. Vi si leggono altri scritti del Direttore e del Chiappini; ma non hanno relazione col Folklore.

Sempre nel campo degli usi. APOLLO LUMINI toscano, vissuto molti anni nelle province meridionali, ha riunito in un volume di Studi Calabresi (Cosenza, Aprea) parecchi lavoretti da lui prima del 1890 pubblicati. Le Sacre Rappresentazioni illustrano i così detti misteri parlati o muti in Calabria. Il Natale nei Canti popolari calabresi era già stato stampato in Monteleone di Calabria ed in Palermo; e Le Reputatrici nella Calabria, periodico di Monteleone stesso, nel quale pure comparve la prima volta la rifazione delle Sacre Rappresentazioni. La parola »rifazione« non va presa senza il suo proprio significato; giacchè l'autore sotto il titolo: Il Dramma popolare in Calabria, avea inserito ne Le Sacre Rappresentazioni italiane dei secoli XIV, XV e XVI (Palermo, Montaina) non poche cose su questo soggetto. Il Lumini raccoglie con premuroso amore; ma nella esposizione delle notizie è talora un po' disordinato e non sempre comprende i testi dialettali che ha per le mani.

La Società antropologica italiana di Firenze, per mezzo del suo presidente P. Mantegazza, aprì un' inchiesta per la raccolta degli usi e delle superstizioni del popolo italiano. La circolare che bandiva siffata inchiesta mostrava poca, assai poca conoscenza di ciò che s' era fatto in Italia in proposito; ed avea tutta l'aria d'una vera scoverta. Senza mettermi qui a rilevare, per la storia del Folklore, le inesatte affermazioni del egregio professore di Firenze, dirò che prima a rispondere al concorso fu una donna di forte ingegno, autrice di un bel numero di articoli sul popolo marchigiano inseriti nella Nuova Antologia, la Signora CATERINA PIGORINI BERI. Le Superstizioni e i Pregiudizi delle Marche Appennine (Firenze, Landi) se da un lato sono spigolature dell' opera maggiore dell' autrice: Costumi e Superstizioni dell' Appennino marchigiano (Città di Castello, Lapi, 1889); dall' altro vengono ora per la prima volta in luce, colti nella vita contadinesca psichica e morale, che la Signora Pigorini conosce e comprende in tutta la sua pienezza. Le precipue superstizioni relative alla religione, ai buoni augurii, alla meteorologia, all' agricoltura, alla caccia, alla pesca, all' amore, alla medicina, al giuoco, sono da lei acconciamente classificate secondo il programma della Società; e fa piacere vedere il sesso gentile rappresentato al gran campo della Etnografia da un ingegno così maschiamente vigoroso come la Pigorini.

Prima di lasciare l'argomento degli usi e delle credenze non sembri ozioso un cenno di qualche altra pubblicazionella che li riguarda. Eccone parecchie: Il Natale Costumi popolari di F. SABATINI (Roma, Perino); Tra zappe e vanghe nella campagna

marchegiana di Vico d'Arisbo, anagramma di Lodovico Bosdari (Città di Castello, Lapi); Di un cantastorie ferrarese del secolo XVI di V. Rossi (Ferrara); Calendimarzo, di A. Zenatti (Verona); Due questioni relative all' assedio di Padova del 1509 di A. Medin (Padova); Di un processo di streghe, fatto in Cassano d'Adda nel gennaio del 1520, per T. Bazzi (Milano, Bortolotti); La Cavalcata dell' Assunta in Fermo di L. Mariani (Roma); Saggio di usi e costumi abruzzesi o la festa dei Banderesi, altrimenti detta della Ciammaichella; lettera anonima di Leonardo de Leonardis (Verona, Marchiori). Un volume di cose varie non privo di attrattive è quello che il conte Alessandro-Pericle Ninni, veneto oriundo della Grecia, ha dato col titolo Ribruscolando. Il qual titolo gli è venuto perchè essendosi usato asolando, con più ragione gli sarà stato lecito servirsi del gerundio ribruscolando per significare »questo saggio di componimenti leggieri leggieri, ma che risvegliano in noi la memoria tanto gradito della prima fanciullezza e che contengono tanto di sale da far rivolgere seriamente il nostro pensiero sulla popolare educazione.« Il contenuto è questo: cinquantasette indovinelli non compresi nelle raccoltine del Bernoni; dugentotrè canzonette, comprese poesie liriche non veramente popolari; cento ottantun proverbi, alcuni dei quali si trovano anche nella raccolta del Pasqualigo; benchè questa sia tutta di Proverbi veneti, cioè di tutta la Venezia; e la raccolta del Ninni è esclusivamente di Venezia, città.

Dell' anno 1890 sono altre pubblicazioni del medesimo autore: Araldica pescatoria (Venezia, Longhi e Montanari); Voci bambinesche della lingua vernacola veneziana (ivi); La caccia degli uccelli acquatici nelle valli del Veneto Estuario (ivi), usi venatorî; Giunte e Correzioni al Dizionario del Dialetto veneziano, serie tre (ivi), libro al quale deve ricorrere da ora innanzi lo studioso che vorrà conoscere credenze, giuochi, pratiche non comprese nelle molteplici raccoltine del citato Bernoni.

Del Folklore straniero in Italia, non molto nè rilevante quest'anno, mi sbrigherò in poche parole.

Un Saggio di versioni libere di poesie popolari rumene ha messo fuori G. Rasponi (Bologna, Zanichelli): piccola cosa a petto al numero considerevole di canti di varie lingue d'Europa, d'Asia, d'Africa, d'America volgarizzati da Marco Antonio Canini nel volume V del suo Libro dell' amore (Venezia, tip. dell' Ancora), complemento di una raccolta di poesie italiane raccolte e straniere raccolte e tradotte dal poderoso filologo veneto. I componimenti qui vertono sopra la morte dell' amante, del coniuge e sopra ricordi amorosi indefiniti; e varranno ad attestare il non ordinario possesso di lingue straniere del Canini, sebbene tutta l'opera rimanga una mera curiosità delle maniere diverse o differenti onde popoli e individui esprimano od abbiano espresso l'amore nelle sue fasi e nelle sue fortune.

I Costumi degli Israeliti di Russia e Polonia sono stati illustrati da R. Mereine Coen (Parma, Ferrari e Pellegrini), a quanto pare un Israelita anche lui; quelli del popolo tunisino da O. Toscani nel suo libro su Tunisi (Torino); gli usi natalizi dell' Asmara in Africa da Hailà Mikàel nell' opuscolo che va col titolo: L'Etiopia descritta da un Etiope (Napoli, Cosmi).

Tradotta dal tedesco in buon italiano dal tedesco Oscar Bulle e riveduta dal prof. Giuseppe Rigutini è stata pubblicata nella riputata

collezione gialla dell' editore fiorentino Barbèra La Sicilia di AUGUSTO SCHNEEGANS, opera di non dubbio valore per gli apprezzamenti che l'Autore fa dell' arte e del popolo siciliano. I non italiani avranno da rilevarvi i tratti più caratteristici della vita materiale e meglio della psichica di questo popolo, soggetto perenne di inni e di satire, di lodi e di biasimi, per giudizî ed apprezzamenti diversi e contradittori. Chi scrive questa recensione, invitato dall' editore, rivide tutta l'opera e trovandola un po' scarsa di notizia sulla provincia di Palermo (dove lo Schneegans non potè fermarsi) vi aggiunse un' appendice Di alcuni monumenti e leggende popolari in Palermo.

Qui do fine alla mia recensione, spiacente di essermi dovuto limitare all' ufficio più di semplice bibliografo che di critico. E mi rincresce altresì di non poter compiere il piccolo ed imperfetto quadro con una notizia di particolare interesse per il Folklore in Italia: quella dei giornali speciali di tradizioni e di letteratura popolare.

Ma quod differtur non aufertur.

Palermo, Gennaio 1891. Giuseppe Pitrè.

Kulturgeschichte der romanischen Völker. Als eine vorübergehende Laune unseres Zeitalters, deren Einfluſs auf die Geschichtsschreibung als ein keineswegs förderlicher nach Möglichkeit eingeschränkt werden müsse, hat unlängst mein verehrter Tübinger Kollege, Herr Professor Dr. DIETRICH SCHÄFER, in seiner akademischen Antrittsrede über »das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte«[1]) dasjenige, was man heute gemeinhin als Kulturgeschichte zu bezeichnen pflegt, zu charakterisieren versucht und als der wahren historischen Wissenschaft nicht anstehend verurteilt. Nach seiner Meinung gibt es für die wahre historische Wissenschaft nur einen einzigen würdigen Gegenstand, nämlich den Staat, und nur mit seinem Ursprung und seiner Entwickelung, mit den sich wandelnden Bedingungen und Formen seines Daseins hat es die ihres Berufs sich bewuſst bleibende historische Wissenschaft zu thun, wenn sie dabei allerdings auch die anderen Seiten der menschlichen Kultur nicht auſser acht lassen, sondern, soweit sie für die Gestaltung des staatlichen Lebens von Bedeutung geworden sind, mit in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen soll: als Geschichte im eigentlichen und rechten Sinne des Wortes will Dietrich Schäfer ausschlieſslich die politische Geschichte gelten lassen. Nun wird man ja freilich nicht in Abrede stellen können, daſs unter dem Titel der Kulturgeschichte manches in Umlauf gesetzt wird, was als leichte dilettantische Ware vor der Strenge ernster wissenschaftlicher Prüfung nicht bestehen kann: hat doch die sozusagen äuſserliche und zuweilen beinahe mechanisch zu nennende Art, in der sich bei der hier naturgemäſs herrschenden Arbeitsteilung auf einem ganz eng umgrenzten Spezialgebiet diese oder jene Kleinigkeit als neu gewinnen und dadurch mehr der Schein als die Thatsache einer wissenschaftlichen Leistung und einer Bereicherung unserer Kenntnisse erzeugen läſst, für den von äuſseren Umständen begünstigten Dilettantismus etwas besonders Verlockendes. Dennoch aber wird man den von Schäfer vertretenen Standpunkt von dem Vorwurf der Einseitigkeit und Engherzigkeit nicht freisprechen können und sich vielmehr mit Entschiedenheit auf denjenigen stellen, den im Gegensatze dazu E. GOTHEIN in seiner schönen Abhandlung »Über die Aufgaben

1) Jena. G. Fischer, 1888.

der Kulturgeschichte« [2]) mit ebenso viel Wärme wie Nachdruck in überzeugender Argumentation verfochten hat. Gothein sieht auch in dem Staatsleben nur einen einzelnen Ausschnitt aus dem menschlichen Gemeinschaftsleben, wenn auch einen besonders wichtigen und daher für die Gesamterkenntnis besonders lehrreichen, bezeichnet es aber als das letzte Ziel der geschichtlichen Wissenschaft auch all die anderen Ausschnitte mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen und so schliefslich das menschliche Gemeinschaftsleben nach allen seinen verschiedenen Seiten und in allen seinen verschiedenen Bethätigungen und Bildungen zu erkennen und demgemäfs auch seinem gesamten Inhalte nach zur Darstellung zu bringen. Dies zu unternehmen und zu leisten ist die Kulturgeschichte berufen und befähigt: sie steht demnach über der politischen Geschichte und enthält diese in sich als einen Teil, gerade so wie der Staat doch nur eine Seite von der Entwicklung eines Volkes zur Anschauung bringt.[3]) In diesem Sinne ist die Kulturgeschichte, richtig und im grofsen Stil aufgefafst, die Vollendung und Krönung der geschichtlichen Wissenschaft überhaupt.

Allerdings ist damit zunächst nur ein Ideal gezeichnet, von dessen Erreichung wir noch weit entfernt sind. In etwas aber wird doch die allmähliche Annäherung daran auch durch jene unscheinbaren Beiträge gefördert, welche sich mit den den mehr äufserlichen Seiten der menschlichen Kulturentwicklung angehörigen Erscheinungen beschäftigen und die eine oder die andere in ihrer eigentümlichen Gestaltung während eines bestimmten Zeitraumes oder in ihren Wandelungen im Laufe einander folgender Zeiträume monographisch zur Darstellung bringen. Freilich soll auch dabei die strenge Methode der wissenschaftlichen Forschung gewissenhaft festgehalten werden, und — was nicht minder wichtig und daher nicht minder unerläfslich ist — die Betrachtung von dem Einzelnen und Äufserlichen immer von neuem zu dem Allgemeinen und dem sich in diesem allezeit besonders eindrucksvoll offenbarenden grofsen geistigen Zusammenhang zurückkehren. Andererseits aber wird an die bisher eigentlich ausschliefslich gepflegte, jedenfalls unendlich bevorzugte sogenannte politische Geschichtsschreibung mit gröfserer Entschiedenheit als bisher die Forderung gestellt werden müssen, dafs sie in höherem Mafse, als seither im allgemeinen üblich gewesen ist, die breiten kulturellen Grundlagen des staatlichen Lebens berücksichtige und dieses in seiner Abhängigkeit an den darin enthaltenen Bedingungen zur Darstellung bringe. Beiden Gesichtspunkten sollen auch die an dieser Stelle von Zeit zu Zeit zu erstattenden Berichte über die neueren literarischen Erscheinungen in dem Gebiete der Kulturgeschichte der romanischen Völker möglichst gerecht zu werden versuchen, um eine fortlaufende Übersicht über die allmählichen Fortschritte der noch ziemlich in den Anfängen stehenden Disziplin zu gewinnen.

Wir machen den Anfang bei unserer Übersicht, welche, weil sie die erste ist und für sie nur ein dürftiges Material neuesten Ursprungs vorliegt, hie und da noch weiter zurückgreifen mag, mit Italien, schon weil es auch kulturgeschichtlich alle anderen romanischen Länder an Universalität der Bedeutung übertrifft. Obgleich nicht der eigentlich kulturgeschichtlichen Literatur zugehörig, verdient an hervorragender Stelle genannt zu werden Ludwig Pastors Geschichte der

2) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1888. 3) Vgl. Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. Herausg. von Jastrow XII, S. 69—70.

Päpste, von welcher soeben der erste Band in zweiter Auflage veröffentlicht ist.[4]) Bereits bei seinem ersten Erscheinen ist dieses in grofsem Stile angelegte Werk wegen seines ausgesprochen konfessionellen und päpstlichen Standpunkts der Gegenstand heftiger Angriffe gewesen: das liegt ja nun einmal in der Natur des behandelten Stoffes, der seiner ganzen geschichtlichen Bedeutung nach in dieser Hinsicht immer mehr oder minder leidenschaftlich umstritten sein wird. In der Beurteilung des Papsttums und seiner Geschichte werden Protestanten und Katholiken eben niemals zusammentreffen. Für die Gesichtspunkte aber, welche hier zumeist in Betracht kommen, haben derartige Kontroversen keine Bedeutung. Vor allem liefert dies Werk, welches aus einer erstaunlichen Fülle bisher unbenutzter archivalischer Materialien aller Art hat schöpfen können und dieselben mit Geschick und Geschmack verarbeitete, für die Kulturgeschichte Italiens und Roms vielfache Bereicherung und ergänzt und vertieft unsere Kenntnis von den Anfängen und dem ersten Erblühen der Renaissance in der ewigen Stadt in dankenswertester Weise. Es sei hier namentlich auf den Abschnitt über Nikolaus V. (S. 417 ff.) verwiesen, der von dem Anteil dieses Papstes an dieser Entwicklung ein in manchem Zug ausgeführteres und lebendigeres Bild entwirft, als uns bisher geboten war. Mit seinen grofsartigen Entwürfen für die Verherrlichung der ewigen Stadt als des Sitzes der Universalkirche, tritt uns der geistvolle Gründer der Vatikanischen Bibliothek in der hier gegebenen Schilderung ganz besonders anschaulich entgegen. — Ebenfalls ohne eine ausgesprochene kulturgeschichtliche Tendenz zu verfolgen, liefert doch manchen dankenswerten Beitrag zur Kenntnis insbesondere der so eigenartigen Kulturentwicklung in Sizilien und Unteritalien ein neues Werk des sprachkundigen und kunstsinnigen Grafen A. F. von Schack[5]), welches in ähnlicher Weise wie desselben Verf. bekanntes Buch über »Dichtung und Kunst der Araber in Sizilien und Spanien« und gewissermafsen als eine Fortsetzung dazu die Eroberung Unteritaliens und Siziliens durch die abenteuernden Normannen erzählt und, unter ausgiebiger Benutzung namentlich auch der den Bearbeitern dieses interessanten Gegenstandes sonst meist verschlossenen arabischen Literatur, von dem merkwürdigen kulturgeschichtlichen Untergrunde ein anschauliches Bild gibt, welcher durch die in ihm enthaltenen und stark wirksamen morgenländischen Elemente für die Eigenart der von den Normannen in der neuen Heimat gezeitigten Kultur mafsgebend geworden ist. Namentlich dadurch erweckt das Buch, welches andererseits auch von den Mängeln nicht frei ist, die selbst so hochstehendem Dilettantismus immer anzuhaften pflegen, gerade ein so lebhaftes kulturgeschichtliches Interesse, dafs es uns manchen Einblick erschliefst in die Einwirkungen, welche die Normannen durch die von ihnen in Sizilien vorgefundene hoch entwickelte arabische Kultur erfuhren und die dann durch ihre Vermittelung für manche Seite der späteren sizilischen und süditalienischen Kultur von Wichtigkeit geworden sind. — Was sonst an italienischen Publikationen aus den letzten Jahren nach den eingangs skizzierten

4) Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive, bearbeitet von Dr. Ludwig Pastor, ord. Professor an der Universität zu Innsbruck. I. Bd.: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius II. 2. Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1891.

5) A. F. Graf v. Schack, Geschichte der Normannen in Sizilien. 2 Bände. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt, 1889.

Gesichtspunkten hier etwa noch anzuführen wäre, sind einzelne, eng monographisch begrenzte Arbeiten, Vorstudien und Anläufe, welche, um gröſseren Wert zu erlangen und allgemeineres Interesse zu erwecken, noch der Ergänzung und Weiterführung durch sich anschlieſsende ähnliche Studien harren: nur durch die fortschreitende, mosaikartige Zusammenfügung einzelner Stücke der Art läſst sich allmählich ein gröſseres Gebiet gleichmäſsig übersehen. ZDEKAUER[6]) gab interessante Studien über die in Italien und namentlich in Florenz während des 13. und 14. Jahrh. üblichen Spiele, die nicht bloſs für die Sittengeschichte, sondern auch für die Kenntnis von den Wandelungen des Volksgeistes, sozusagen völkerpsychologisch, lehrreich sind und, gleichmäſsig weitergeführt, auch für die einzelnen Landschaften und die sich mit ihnen mehr oder minder deckenden verschiedenen Typen der Bevölkerung manches brauchbare Kriterium ergeben dürfte. — E. MOTTA[7]) veröffentlicht im Anschluſs an frühere ähnliche Studien eine Abhandlung über den Selbstmord im 15. und 16. Jahrh., zur Zeit der Renaissance, welche lehrt, daſs jener Zeit und jenen Menschen der Gedanke an ein freiwilliges Scheiden aus dem Leben sehr fern gelegen hat, und eine Skizze über die jüdischen Ärzte am Mailänder Hof in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. — F. GABOTTO brachte einen Beitrag zur Geschichte der Astrologie im 15. Jahrh. im Zusammenhange mit der Zivilisation.[8])

Mit auſserordentlichem Eifer und wachsendem Erfolge werden die kulturgeschichtlichen Studien neuerdings namentlich in Frankreich gepflegt. Nicht bloſs die äuſseren Umstände sind ihnen dort besonders günstig, insofern das Land an einschlagenden Denkmälern, Überresten und Erinnerungen ungewöhnlich reich ist, sondern auch die Organisation des höheren historischen Unterrichtes kommt dort derartigen Bestrebungen in wirksamster Weise zu Hilfe. Es muſs in dieser Hinsicht als ein bemerkenswerter und zur Nachahmung einladender Vorzug anerkannt werden, daſs die fachmännische Bildung, welche durch den dreijährigen Kursus in der École des chartes den für die akademische Thätigkeit sowohl wie zu Archivaren, Bibliothekaren u. s. w. bestimmten Historikern gegeben wird, eine viel systematischere und umfassendere ist, als sie bei uns in Deutschland unter gewöhnlichen Umständen irgendwo zu erlangen ist, da sie sich nicht auf die eigentliche Geschichte und die sämtlichen Hilfswissenschaften beschränkt, sondern auch die Rechtsgeschichte, die historische Geographie, die Kunstgeschichte mit alledem umfaſst, was man im weitesten Sinne des Wortes als Altertümer zu bezeichnen pflegt. In einem vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts ressortierenden Komitee finden alle Bestrebungen landesgeschichtlicher Art ihr Centrum, von dem aus sie zu einheitlicher Thätigkeit geleitet und zu sich ergänzender planmäſsiger Arbeit angehalten werden, und durch die Anstellung besonderer Korrespondenten für die einzelnen Departements, Städte u. s. w. wird jenem Komitee die Möglichkeit gegeben, sich in Bezug auf alle seine Interessen berührenden Angelegenheiten fort-

---

6) Zdekauer, Il giuoco in Italia nel secolo XIII e XIV e specialmente in Firenze im Archivio storico italiano. Ser. IV, Bd. XIX, S. 3 ff. 7) E. Motta, Suicidi nel quattrocento e nel cinquecento im Archivio storico lombardo XV, S. 96 ff. Ders. Oculisti, dentisti e i medici ebrei nella seconda metà del sec. XV alla corte Milanese in Annali univers. di Medicina, ed. Corradi, Oct. 1889, S. 326—328. 8) F. Gabotto, Astrologia nel quottrocento in rapporto colla civiltàin der Rivista di filosofia scientifica, 1889, Juni-Juli.

während auf dem Laufenden zu erhalten. Nur einer so vortrefflich organisierten Thätigkeit konnte es gelingen, so mustergültige Inventare zu verschaffen, wie sie Frankreich für seine Landesgeschichte besitzt. Und dazu kommt nun der Reichtum an historischen Provinzial- und Lokalvereinen, deren Publikationen, mag auch da manches Dilettantische und Unwissenschaftliche mitunterlaufen, im Laufe der Jahre mit fast erschöpfender Vollständigkeit das Material an Einzelnheiten zusammengebracht und allgemein zugänglich gemacht haben, von dem zusammenfassende kulturgeschichtliche Studien immer ausgehen müssen. Von den dort getroffenen und bewährten Einrichtungen auf diesem Gebiete verdiente mehr als eine auch anderwärts nachgeahmt zu werden.

Bei dem hervorragenden Anteil, den die Franzosen an den Kreuzzügen genommen haben, hat nicht bloſs die Erinnerung an die im Osten entfaltete glorreiche Thätigkeit auch noch in späteren Zeiten in ihrem nationalen Denken einen sehr beträchtlichen Platz behauptet und von da aus namentlich literarisch lange anregend und befruchtend nachgewirkt, sondern es haben die von dorther stammenden Ideen gelegentlich auch in den praktischen Fragen des politischen und des sozialen Lebens erneuten Einfluſs gewonnen. Für die ganze, merkwürdig neuerungslustige Disposition des französischen Volksgeistes zu Beginn des 14. Jahrh. höchst charakteristisch und daher von Wichtigkeit für das Verständnis des sich damals vollziehenden groſsen kulturgeschichtlichen Zersetzungs- und Neubildungsprozesses ist die bisher bloſs auszugsweise bekannt gewordene Denkschrift des ehemaligen Notars und späteren Raths Philipps des Schönen, Pierre Dubois, über die Möglichkeit einer Wiedereroberung des heiligen Landes, welche, die zu erörternde Frage auf der breitesten Grundlage in Angriff nehmend, auch die politischen, namentlich aber die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des damaligen Frankreich in höchst origineller Weise erörtert und in der Entwickelung zum Teil sehr kühner Reformideen deutlich die ersten Regungen des allem Mittelalterlichen sich feindlich entgegenstellenden Geistes einer Art von moderner Aufklärung erkennen läſst. Es darf daher als ein groſser Gewinn nicht bloſs für die eigentlich historischen, sondern namentlich auch für die kulturhistorischen Studien begrüſst werden, daſs Dubois' merkwürdige Schrift endlich durch Ch. V. Langlois' Ausgabe allgemein zugänglich gemacht worden ist.[9]) — Von dem bekannten und mit Recht beliebten Werke Léon Gautiers über die Ritterschaft und das ritterliche Wesen erschien eine zweite, beträchtlich vermehrte Ausgabe, welche durch die Beigabe eines Index an Brauchbarkeit wesentlich gewonnen hat.[10]) — Ein bisher allzuwenig beachtetes, für die Kulturgeschichte des gesamten Mittelalters höchst lehrreiches Gebiet hat der unermüdliche Sammelfleiſs Ulysse Roberts in bahnbrechender und zugleich im wesentlichen abschlieſsenden Weise in Angriff genommen, indem er die Zeichen zusammenstellt, welche im Mittelalter Juden, Sarazenen, Ketzer, Aussätzige und andere von der nach maſsgebender kirchlicher Auffassung guten Gesellschaft als ehrlos ausgeschlossene Leute zu tragen genötigt

9) P. Dubois, De recuperatione Terrae sanctae. Publié par Ch. V. Langlois. Collection des textes pour servir à l'étude et l'enseignement de l'histoire. Heft IX. Paris. J. Picard. XXIV, 144 p. Vgl. Hist. Jahrb. der Görres-Gesellschaft XII, S. 827 ff. 10) L. Gautier, La chevalerie. Nouv. édition, accompagnée d'une table par ordre alphab. des matières. Mit Tafeln u. s. w. Paris. M. Delagrave, 1891.

wurden, um die übrigen von der Gefahr der Berührung mit ihnen und der Verunreinigung durch sie möglichst zu schützen.[11]) — Allerhand kulturhistorische Einzelnheiten und Kuriosa, welche die Kenntnisse der Privataltertümer bereichern und bei späteren Versuchen zusammenfassender Bearbeitung dieser Gebiete nicht übersehen werden dürfen, vereinigte A. Franklin aus dem 12. bis 18. Jahrh. aus bisher unbenutzten Quellen.[12]) Einem der wichtigsten Momente des wirtschaftlichen und sozialen Wandels, der sich im Übergange von dem mittelalterlichen zu dem modernen Frankreich vollzog, geht für die Gebiete von Lyonnais, Forez und Beaujolais A. Vachez nach, indem er an der Hand der Urkunden die allmähliche Erwerbung adeliger Landgüter durch Bürgerliche verfolgt.[13]) — Den Anfang einer Publikation, welche für die Kunde der allgemeinen geistigen und wissenschaftlichen Entwickelung Frankreichs von Bedeutung zu werden verheifst, indem sie in dankenswerter Ergänzung der neuerdings begonnenen entsprechenden Arbeiten in Deutschland und Italien die in manchen Richtungen noch so dunkle Geschichte der Universitäten und der akademischen Studien aktenmäfsig klarlegt, begrüfsen wir in der von Marcel Fournier eingeleiteten Veröffentlichung der Statuten und Privilegien der französischen Hochschulen, von denen bisher die von Orleans, Angers und Toulouse vorliegen.[14]) — Nach einer anderen Richtung hin verheifst eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis die unter den Auspizien der französischen Ministerien des öffentlichen Unterrichtes und der schönen Künste begonnene, prachtvoll ausgestattete und wahrhaft monumentale Sammlung der ältesten Denkmäler der französischen Buchdruckerkunst von Thierry-Poux, von der die ersten Lieferungen vorliegen.[15]) — Als ein brauchbares Hilfsmittel für die Lösung mancher Frage, die bei der Beschäftigung mit den mittelalterlichen Denkmälern der französischen Literatur und Sprache ausreicht, darf das systematische Lehrbuch der Numismatik von Engel und Serrure begrüfst werden, von dem bisher ein erster Band vorliegt. Will es seiner Anlage und Tendenz nach auch einen Überblick über das gesamte Gebiet der mittelalterlichen Münzkunde bieten, so wird doch Frankreich dabei ganz besonders berücksichtigt. Schon die vorangeschickte Übersicht über die numismatischen Arbeiten seit der Renaissance kann als ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte, speziell der Geschichte der Wissenschaften, gelten. Die Verfasser unterscheiden in der Münzgeschichte des Mittelalters vier Perioden, die barbarische, die des karolingischen Denar, die des feudalen Denar und endlich die des silbernen Groschen (gros) und des Goldflorin und handeln demnach von der Natur, dem Wert und dem Gewicht der mittelalterlichen Münzen, besprechen das Münzverfahren, die Münztypen und Namen, die Fälschungen und Nachahmungen

---

11) Ul. Robert, Les signes d'infamie au moyen-âge: juifs, sarrasins, hérétiques, lépreux, cagots et filles publiques. Paris 1889. 8°. 116 S. Vgl. Revue critique 1890, No. 17, S. 327—329. 12) A. Franklin, La vie privée d'autrefois du XII[e] au XVIII[e] siècle d'après des documents inédits. VI: Variétés gastronomiques; les médicaments. VII: L'hygiène. Paris, Plon, 1891. 13) Vachez A., Histoire de l'acquisition des terres nobles par les roturiers dans les provinces de Lyonnais, Forez et Beaujolais du XIII[e] au XV[e] siècle. Lyon 1889. 14) M. Fournier, Les statuts et privilèges des universités françaises depuis leur fondation jusqu'en 1789. I: Moyen-âge: Orléans, Angers, Toulouse. Paris 1890. 4°. 15) Thierry-Poux, Premiers monuments de l'imprimerie en France au XV[e] siècle. Ouvrage publié sous les auspices des Ministères de l'Instruction publique et des beaux arts. Paris 1890.

und schliefslich die Münzsammlungen.[16]) — Interessant für die Kenntnis des Gold- und Warenverkehrs und der kaufmännischen Geschäftsführung sind die von F. Forestié herausgegebenen Rechnungsbücher der Kaufleute Gebrüder Bonis zu Montauban aus dem 14. Jahrh.[17]) — Endlich mögen noch aus dem speziellen Gebiete der Geschichte der Technik hier angeführt werden Rupin' Studie über das bekannte Limoger Kunstgewerbe in Email und Kupfer, das, nach Labarte deutschen, nach anderen orientalischen Ursprungs, hier als italienisch oder byzantinisch erwiesen wird[18]), und das Prachtwerk Louis de Farcys über die Geschichte der Stickerei vom 11. Jahrh. bis auf die Gegenwart, von dem bisher zwei Lieferungen vorliegen.[19])

Sehr dürftig ist die Ausbeute der letzten Zeit für die Kulturgeschichte Spaniens und Portugals. Denn in F. W. Schirrmacher' spanischer Geschichte, vornehmlich im 14. Jahrh., wird doch aller Nachdruck auf die politische und militärische Seite der Geschichte gelegt und die Entwickelung der Kultur nur in den für diese Gebiete in Betracht kommenden Punkten gestreift.[20]) — Für eine bestimmte Seite der Kulturgeschichte verheifst die Vereinigung eines kostbaren Materials der Anschauung Konstantin Uhdés bisher mit drei Lieferungen an die Öffentlichkeit gekommenes grofses Tafelwerk »Baudenkmäler in Spanien und Portugal«.[21]) — Coroleu verarbeitete die von ihm herausgegebenen Urkunden zur Geschichte Catalaniens im 14. Jahrh.[22]) zu einer kleinen Studie über die catalanische Gesellschaft zur Zeit der Grafen von Barcelona[23], während Segura mit einer ebenfalls vornehmlich kulturgeschichtliche Interessen verfolgenden Urkundensammlung an die Öffentlichkeit kam.[24]) —

Königsberg i. Pr., im Jahre 1891. H. Prutz.

Schrift- und Handschriftenkunde. — ***Handbücher und Hilfsmittel.*** Eine Geschichte der mittelalterlichen Schrift in grofsen Zügen und damit Anleitungen zur Beurteilung des Alters romanischer Texte gibt in der ihm eigenen gewandten und bestimmten Weise Cesare Paoli.[1]) Gleichzeitig liefs er die 1883 veröffentlichte Einführung in die lateinische Paläographie[2]) in erweiterter und erheblich umgestalteter Form neu erscheinen. — Besondere Rücksicht auf die Entwicklung der Schrift in Frankreich nimmt ferner ein von

16) Engel et Serrure, Traité systématique de la numismatique du moyen-âge. Bd. I. Paris. Leroux, 1890. Vgl. Rev. hist. 45, S. 345—346. 17) Livre de comptes des frères Bonis, marchands montalbanais du XIVe siècle, ed. M. F. Forestié. Auch: Paris 1890. Vgl. Rev. hist. 44, S. 335—337. 18) Rupin, L'œuvre de Limoges. Paris, Picard 1888. 4°. Mit 225 Abbildungen. 19) La Broderie du XIe siècle jusqu'à nos jours d'après les specimens authentiques et les anciens inventaires. Par Louis de Farcy. Livr. 1. 2. Paris 1890. 20) Geschichte Spaniens, vornehmlich im 14. Jahrhundert von Dr. F. W. Schirrmacher. Gotha. F. A. Perthes 1890. 21) Const. Uhde, Baudenkmäler in Spanien und Portugal. Liefer. 1. 2. 3. Berlin. Wasmuth, 1890. 22) Coroleu, Documentos historichs catalans del siglo XIV. Barcelona 1889. 23) Coroleu, La sociedad catalana en tiempo de los condes de Barcelona in la España moderna I. Februar 1889. 24) Segura, Documentos para los costumbres de Cataluña durante la edad media u. in der Revista de ciencias historicas V, S. 210—219 u. 322—325.

1) La storia della scrittura nella storia della civiltà, considerata specialmente nelle forme grafiche latine del medio evo. Firenze 1880, Le Monnier. 2) Bibl. di Bibliografia e Paleografia. Progr. scolastico di Paleogr. e di Dipl. I Paleogr. lat. 2a ed. Firenze 1888, Sansoni. Deutsch v. K. Lohmeyer, Innsbr. 1889.

Maurice Prou herausgegebenes stattliches Handbuch der Schriftkunde[3]); soweit es sich um die ältere Zeit handelt, bietet dasselbe freilich wenig mehr als Wattenbachs Schriftwesen und dessen jetzt in vierter Auflage vorliegende Anleitung zur lateinischen Paläographie; auch über die späteren Entwicklungsstufen der Schrift geht Prou oft schnell hinweg und hebt nirgends die für eine einzelne Periode bezeichnenden Merkmale scharf hervor; gut gewählt und ausgeführt sind dagegen die beigegebenen, freilich meist nicht grofsen Schriftproben, die man zum Teil aus dem Cabinet des manuscrits und anderen Veröffentlichungen bereits kennt; recht lehrreich sind sogar unter ihnen sechs kleine französische Stücke aus der Zeit von 1514 bis 1660. Auch das am Schlusse angehängte Abkürzungsverzeichnis scheint mir, obgleich es von verschiedenen Versehen nicht frei ist, namentlich was die französischen Formen angeht, erheblich vollständiger als die Chassantsche Sammlung. — A. de Bourmont[4]), dem wir seit länger schon ein kleines Handbuch für die bisher so vernachlässigte Schriftkunde der Neuzeit verdanken, hat sich ähnlich, wie kurz zuvor Hessels[5]) und Pirenne[6]), die Bearbeitung der Bibliographie für Hs.- und Urkundenwesen[7]) angelegen sein lassen. — Wie Prou verschiedentlich auch das Urkundenwesen der romanischen Länder streift, so werden einzelne Seiten desselben berührt, die italienischen Urkunden des Mittelalters aber eingehend gewürdigt und treffend beleuchtet in dem jüngst erschienenen ersten Bande eines Handbuches der Urkundenlehre von Harry Bresslau.[8])

Abbildungs-Sammlungen. Von den vor dem Erscheinen des »Grundrisses der romanischen Philologie« bereits vorhandenen und von mir daselbst zum Teil erwähnten Werken dieser Art haben, soweit sie auf Weiterführung berechnet waren, die folgenden mancherlei Fortsetzungen erhalten: der Recueil de facsimilés à l'usage de l'école des chartes, die Paléographie des Classiques Latins von E. Chatelain, die Collezione Fiorentina di facsimili palaeografici Greci e Latini von G. Vitelli und C. Paoli, E. Monaci' Archivio paleografico Italiano und die Facsimili di antichi manoscritti per uso delle scuole di filologia neolatina, die Paleografia artistica di M. Casino von O. Piscicelli-Taeggi, sowie die Sammlungen der Palaeographical Society. — Zu ihnen ist inzwischen eine neue Veröffentlichung gekommen, die gerade für romanische Studien eine ganz besondere Bedeutung besitzt: das Album paléographique.[9]) — Einige andere inzwischen neu unternommene Ausgaben von Hss., Abbildungen aus Italien und Frankreich, sind leider bisher noch nicht in meine Hände

3) Manuel de paléographie latine et française du VI[e] au XVII[e] siècle, suivi d'un dictionnaire des abbréviations, avec 23 facsimilés en phototypie. Paris 1889, Picard. 4) * Manuel de paléographie des XVI[e], XVII[e], XVIII[e] siècles. Caen 1881. 5) Hessels, J. H. The paleographical publications of the late twenty five years (the Academy 1889 Sept. 20, Oct. 4 u. 11). 6) * Pirenne, H. Sur l'état des études de paléographie et diplomatique. Revue de l'Instruction publique en Belgique XXIX, 2. 1886. 7) * De Bourmont, A. Paléographie et Diplomatique. Congrès bibliographique international, S. 607 ff. Paris 1888. Société bibliographique. 8) Brefslau, H. Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien. Leipzig 1889, Veit. Bd. I. 9) Alb. pal. ou Recueil de documents importants relatifs à l'histoire et à la littérature nationales, reproduits en héliogravure d'après les originaux des bibliothèques et des archives de la France avec des notes explicatives, publié par la Société de l'Ecole des chartes. Paris 1887, Quantin.

gelangt.[10] u. [11] — Endlich sind einige Veröffentlichungen, die in erster Linie historischen Forschungen gewidmet sind, und nur lateinische Texte bieten, hier nicht zu übergehen, da die daselbst gegebenen Abbildungen die in Rom im früheren wie im späteren Mittelalter üblichen Schriftformen insbesondere veranschaulichen sollen.[12] u. [13]

Aus der Reihe der hier oben aufgezählten Werke dürfte einzelnes wohl ausdrückliche Hervorhebung verdienen. — Aufser verschiedenen Blättern mit französischen Urkunden des 14. und 15. Jahrh. bringt der Recueil de facsimilés auf Taf. 129 die Albigensische Übersetzung des Neuen Testamentes nach einem Lyoner Codex des späteren 13. Jahrh., dessen Minuskel ganz deutlich auch auf die Herkunft aus Südfrankreich weist; ebenso scharf sind die Formen des ausgehenden 13. Jahrh. in den Abbildungen aus den Hss. der Lieder von Renaut de Montauban und Maugis d'Aigremont auf Taf. 130 und 131 ausgeprägt. — In Chatelains Sammlung läfst die 15. Tafel der Catull-Abbildungen erkennen, wie geschickt man im Jahre 1375 alte Minuskel-Hss. nachzuahmen verstand, aber doch die nationalen Eigentümlichkeiten der späteren Zeit abzustreifen nicht im stande war. — Im Archivio paleografico finden wir unter II, 1 eine Carta Sutrina von 951, die in verwilderter Kursive und einem stark im Verfall begriffenen Latein geschrieben ist; an ihr ist es auffällig, dafs in Worten, die auf *tia* ausgehen, für *t* allein schon die Verbindung eines solchen mit *i* mifsverständlich verwendet ist, und aus einem derartigen *ti* allmählich ein *z* hervorgegangen zu sein scheint. Römische Privaturkunden (II, 21) sind mit Ausnahme einiger Unterschriften noch 1076 in Kurialschrift geschrieben, und an anderen Stücken dieser Art von 1177 und 1200, ja sogar von 1234 (II, 21, 24, 25), die in fränkischer Urkundenschrift geschrieben sind, verraten noch einzelne Buchstaben den Einflufs der alten Kuriale. In ähnlicher Weise herrscht in Forlì die alte italienische Kursive noch bis 1150 (I, 27—30), und kommen Erinnerungen an diese Formen daselbst wie in Florenz (I, 41—51) noch bis in die neunziger Jahre des 12. Jahrh. vor. Der Antichissimo ritmo Toscano (I, 17) ist dagegen in etwas roher, nach links sich neigender, fränkischer Minuskel nach meinem Dafürhalten zu Ende des 12. Jahrh. in einer jetzt der Laurentiana gehörigen Hs. des 11. Jahrh. nachgetragen. Für die italienischen Gedichte im Cod. Vatican. 3195 und 3196 (I, 52—71), die im dritten Viertel des 14. Jahrh. niedergeschrieben wurden, ist Urkundenkursive verwendet, die ebenso wie in Briefen aus Mittelitalien (I, 19—26) vom Ende des Jahrhunderts bald mehr bald minder einen spezifisch italienischen Anstrich besitzt. — Aus der Facsimile-Sammlung der neulateinischen Philologenschule kann ich leider, da sie mir nicht selbst vorgelegen hat, nach anderweiten literarischen Mitteilungen nur das »Poéme provençal de Boëce«, das sich in einer der ersten Lieferungen befindet, sowie eine merkwürdige Urkunde von 1193 aus dem Picenergebiete (No. 21) namhaft machen; Anfang und Ende der letzteren ist lateinisch, während für den mittleren Teil die Vulgärsprache

10) *Tavole grafiche ad uso delle scuole di paleografia. Documenti tratti del archivio di stato di Torino. 11) *Baulek et Plautet. Recueil de facsimilés pouvant servir à l'étude de la paléographie moderne (XVIIe et XVIIIe siècle). Paris 1889; 24 planches. 12) von Pflugk-Harttung, J. Specimina selecta chartarum Romanorum pontificum. Stuttgart 1885/87, Kohlhammer. 13) Specimina palaeographica regestorum Romanorum pontificum ab Innocentio III. ad Urbanum V. Romae 1888.

zur Anwendung gebracht ist; Cesare Paoli sucht das im Archivio storico (V, 5, 275) damit zu erklären, dafs letzteres Stück einem Vorakte entstamme, der unverändert in das für Notariatsurkunden übliche lateinische Formular hineingearbeitet worden sei. — Reicher ist die Ausbeute, die das Album paléographique für die romanische Schriftkunde gewährt. Neu ist z. B. die auf Taf. 17 daselbst gegebene Abbildung einer jetzt in Montpellier befindlichen Psalmen-Hs., deren eigentümliche Züge von den Herausgebern für longobardisch gehalten, dem 8. Jahrh. zugeschrieben und einem St. Galler Sakramentar dieser Zeit (Pal. Society. 185), zur Seite gestellt worden. Wichtiger als die Psalmen noch sind die denselben folgenden Litaneien, die nach von Sickel' neueren Forschungen[14]) zwischen 783 und 792 geschrieben sein müssen, und deren fränkische Minuskel noch keine vollständige Durchführung der von der Schreibschule in Tours ausgebildeten Gewohnheiten erkennen läfst; die Responsorien zu diesen Litaneien sind es, die abwechselnd »*tu lo iuva*« und »*tu los iuva*« lauten. Bei der Abbildung der französischen poetischen Umschreibung des Hohen Liedes (Taf. 27) ist zwar als Entstehungszeit das 11. Jahrh. vermerkt, aber im Text wird dafür wieder das 12. Jahrh. angegeben; ich würde erstere Ansetzung entschieden vorziehen, wie ich auch der von den Herausgebern vertretenen Ansicht, dafs der Schreiber des Gedichtes derselbe sei, wie der der am oberen Rande stehenden Bedanischen Bufsbestimmungen, nicht beipflichte. Die Coutumes et péages de Sens, die auf Taf. 36 folgen, sollen um 1204 gefertigt sein, und in der That stimmt die hier verwendete Bücherminuskel auffällig mit der des französischen Gregor, über dessen Entstehung im Jahre 1209 ich im Grundrifs I, 178 Anm. 8 sprach, überein. Grofse Ähnlichkeit mit obiger Hs. der Coutumes und den im Grundrifs I, 172 Anm. 3—6 aufgeführten Proben haben auch die im Album Taf. 35 abgebildeten Erläuterungen zu den Baurissen des Architekten Villard de Honnecourt, die zwischen 1230 und 1245 entstanden sein müssen; an der Schrift ist im Gegensatz zu den fein ausgeführten architektonischen Zeichnungen nur wenig Einflufs der sog. Gotik zu spüren. Eine andere Reihe von Hss., die jetzt im Alb. pal. abgebildet sind, kannte man bereits aus dem Cabinet des mscr.; indes brauche ich von den meisten meiner Altersbestimmungen, die ich nach den kleineren und unvollkommeneren Facsimiles des älteren Werkes im Grundrifs traf, nichts zurückzunehmen. Die Mazarin-Hs. der Livres des Rois z. B. wird im Alb. pal. Taf. 27 nicht anders angesetzt als von mir a. a. O. I, 171 Anm. 5, und ähnlich wird die Schrift ausdrücklich als »*romane se rapprochant de la gothique*« bezeichnet Das Gleiche ist mit der Hs. der »Grands chroniques de France« (Taf. 40) der Fall; von ihr steht nunmehr fest, dafs sie 1318 von Magister Thomas von Maubeuge hergestellt wurde. Eine andere Hs. desselben Werkes, sowie eine französische Übersetzung des Valerius Maximus (beide auf Taf. 42) ist für Karl V. gefertigt worden und gehört daher in die Zeit um 1372; dementsprechend ist auch die Schrift daselbst eckiger und schnörkeliger. Durch Vergleich mit diesen Proben ist man französischerseits dazu gekommen, die im Alb. pal. Taf. 39 gegebene Brüsseler Hs. der Histoire de S. Louis par le sire de Joinville gleichfalls so spät anzusetzen, während man sie bisher, verführt durch eine mechanisch aus einer Vorlage herübergenommene Angabe, dem Jahre 1309

14) Siehe unten Anm. 24.

zuwies. Wie verschieden die gotische Minuskel innerhalb eines halben Jahrhunderts im einzelnen ausgeführt werden konnte, ohne dafs sich daraus nähere Anhaltspunkte für die Entstehungszeit gewinnen lassen, sieht man an der Taf. 41 des Alb. pal. mit der Bible historiale von 1363, der Information des princes von 1379 und dem Speculum historiale von 1396, die ich im Grundrifs I, 174 Anm. 10 nur summarisch erwähnte. In der Hs. der biblischen Allegorien mit lateinisch-französischem Texte und reichen Miniaturen (Taf. 37), die Polequin und Janequin Manuel 1406 für Herzog Philipp den Schönen von Burgund lieferten, begegnen wir den gezierten Minuskelformen, die wir im Grundrifs als dem Anfange des 15. Jahrh. eigen bezeichneten. Durch ihre Gröfse auffällige Kursivschrift bietet sowohl der Pariser als der Oxforder Codex der von Jean Miélot verfafsten Miracles de Notre Dame auf Taf. 43; dieselben in die Mitte der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu setzen, bestärkt mich die Ähnlichkeit ihrer Schrift mit der der Hs. des Pommier de douleur, von der ich im Grundrifs I, 180 Anm. 9 sprach. — Auf die Taf. 2 der lateinischen Serie der Collezione Fiorentina kommt L. Delisle[15]) bei einer unten näher zu erörternden Gelegenheit zurück: er nimmt den daselbst abgebildeten Cod. Laurentianus der Annalen des Tacitus für die Schreibschule von Tours in Anspruch.

Einzeluntersuchungen. Durch eine solche hat sich zunächst das wenig gepflegte Gebiet der mittelalterlichen Epigraphik einer kleinen Förderung zu erfreuen gehabt[16]): es wurde der Nachweis geliefert, dafs die sog. gotischen Minuskeln auch in Italien für Inschriften seit den ersten Jahren des 13. Jahrh. reichlicher zur Anwendung kommen. — Die eigentümliche Mischung alter italienischer Kursive mit Elementen, die der beneventanischen Schrift und der römischen Kuriale entlehnt sind, wie sie namentlich in unteritalienischen Urkunden bis tief ins 12. Jahrh. unter zunehmender Verwilderung sich bemerkbar macht, hat eine neue schätzbare Beleuchtung in Wort und Bild durch M. Russi[17]) erfahren. — Weitere Belegstücke für diese Formen bringen die Beilagen zum Codex diplomaticus Caietanus.[18]) — Wie weit das auch betreffs der Schrift älterer sicilischer Urkunden und einer neuen Veröffentlichung von Cosentius[19]) geschieht, vermag ich nicht zu sagen, da mir dieselbe bisher nicht vorlag. — Aus gleichem Grunde kann ich über zwei fernere Arbeiten[20]) u. [21]), von denen die eine jedenfalls Aufschlüsse über die in späteren Werken der spanischen Literatur gebräuchlichen Schriftformen gibt, nicht urteilen. — Von der Thätigkeit angelsächsischer Schreiber des 9. Jahrh. auf dem Boden des heutigen Frankreichs geben uns Abbildungen aus dem Glossar von Epinal[22]), das aus

15) Delisle, L. L'école calligraphique de Tours au IXe siècle. (Memoires de l'Institut national, Académie des inscriptions et belles lettres 32, 1, 29—56, mit 5 Tafeln.) 16) Wickhoff, F. Über die Zeit des Guido von Siena. (Mitteil. d. Inst. f. österr. Gesch. 10, 244—286.) 17) Russi, M. Paleografia e diplomatica dei documenti delle provincie Napolitane. Napoli 1888, Furchheim. 18) Tabularium Casinense I.: Cod. dipl. Caiet. Montis Casini 1887. 19) *Cosentino, Giuseppe. Programma di paleografia e diplomatica dei documenti siciliani. 1888. Palermo. 20) *Muñoz y Rivero, J. Chrestomathia palaeographica. Scripturae Hispanae veteris specimina. Pars prior: scriptura chartarum. Matriti 1890, Gregor. Hernando. 21) *Bofarull y San Carlos. Los codices, diplomas e impresos en la exposicion universal di Barcelona di 1888. Barcelona 1890. 22) The Epinal glossary (latin and old english) by W. Griggs and Henry Sweet. London 1883.

Moyen-Moutier stammt, beredtes Zeugnis. — Auf die Entstehung der fränkischen Minuskel kommt mehrfach der gewiegteste Kenner der älteren französischen Paläographie, L. DELISLE[23]), zurück, entscheidet sich aber stets dahin, eine Herausbildung der neuen Formen aus der in Frankreich bis dahin gebräuchlichen Halbunciale anzunehmen. — In einen gewissen Widerspruch zu ihm gerät daher der nicht minder hoch angesehene deutsche Diplomatiker, TH. VON SICKEL[24]), bei seinen Untersuchungen über den Liber diurnus der päpstlichen Kanzlei, da er die vatikanische Hs. der letzteren, die ebenfalls einen Übergang aus der Halbunciale in die Minuskel zeigt, ebenso wie die obenerwähnten Litaneien mit den einen Einfluſs der Volkssprache verratenden Responsorien (Taf. 17 des Alb. pal.) um 800 von einem Römer in Rom geschrieben lassen sein will. So viel innere Gründe für eine solche Annahme geltend gemacht werden, sprechen doch nicht minder gewichtige äuſsere Erscheinungen gegen dieselbe, namentlich das gänzliche Fehlen von Minuskel-Hs., die im 9. Jahrh. in Rom entstanden sind; auch die Gründe, mit denen das Vorkommen der Form *los* in Rom gerechtfertigt wird, sind nicht überzeugend; man wird daher immer besser thun, sich auf die Vermutung zu beschränken, daſs der Liber diurnus einem aus Frankreich stammenden, nach Rom verpflanzten Schreiber sein Dasein verdankt. — Andererseits nimmt DELISLE[25]) keinen Anstand zuzugestehen, daſs in der Ausschmückung karolingischer Hss. mit Bildern und Initialen bis zum Schlusse des 9. Jahrh. irische Einflüsse deutlich erkennbar bleiben.

Aus den späteren Jahrhunderten des Mittelalters liegt wenig Erwähnenswertes für uns vor. Von der Lyoner Hs. der provenzalischen Übersetzung des Neuen Testamentes und des Albigensischen Rituals, deren wir oben bei Besprechung des Alb. pal. bereits gedachten, hat L. CLÉDAT[26]) eine vollständige photolithographische Nachbildung herstellen lassen; dieselbe ist vortrefflich gelungen, wenn sie auch den reichen farbigen Schmuck, mit dem der Codex ausgestattet ist, und von dem ein besonderes Blatt eine Probe liefert, nicht wiedergeben konnte. Entgegen unserer obigen Altersangabe und dem Urteile Delisles, der die Hs. allenfalls um Mitte des 13. Jahrh. entstanden sein lassen möchte, versucht Clédat leider die Entstehungszeit noch höher hinauf, in die erste Hälfte des 13. Jahrh., zu schrauben. — Ob die Tafeln, die der neuen Ausgabe des Toten- und Verbrüderungsbuches von S. Salvator und Julia in Brescia[27]) beigefügt sind, wirklich charakteristische Schriftproben aus der Zeit

23) Siehe oben Anm. 15. 24) von Sickel, Th. Liber diurnus Rom. pontif. ex unico cod. Vaticano. Wien 1889, Gerold. Ders.: Prolegomena zum Lib. diurn. (Wiener Sitz.-Ber. 117, 1—76.) Eine Ambrosianische Hs. wurde erst nach S.'s Ausgabe bekannt. 25) Mémoire sur d'anciens sacramentaires. (Mém. de l'Inst. nat. Acad. des inscr. etc. 32, 1, 57—423.) Ders.: L'évangéliaire de S. Vaast d'Arras et la calligraphie Franco-Saxonne du IX[e] siècle. Paris 1888, Champien. 26) Clédat, L. Le nouveau testament traduit au XIII[e] siècle en langue provençale, suivi d'un ritual cathare. (Reproduction photolithographique du manuscrit de Lyon.) Paris 1888, Leroux. (Auch unter dem Titel: Bibliothèque de la faculté des lettres de Lyon, tom. IV.) Auſserdem noch gesondert herausgegeben: Ritual provençal, mscr. 36 de la bibliothèque municipale du palais S. Pierre à Lyon. Photolithographie. Paris 1889, Leroux. (Auch unter dem Titel: Collection de réproductions de manuscrits publiée par L. Clédat. Vieux provençal I.) 27) * Codice necrologico-liturgico del monastero di S. Salvatore e S. Giulia in Brescia. Trascritto ed illustrato da A. Valentini, pubblicato dal Ateneo di Brescia. Brescia 1887.

vom 9. bis 14. Jahrh. enthalten, vermag ich nicht aus eigener Anschauung zu versichern. — Minuskel mit südländischem Anstrich zeigt die Abbildung einer jetzt Wolfenbüttler, ehemals Helmstedter Hs. No. 581[28]), die, vielleicht um 1320 geschrieben, die französisch-lateinischen Bruchstücke der Prophezeiungen des Ambrosius Merlinus enthält. Eine andere Hs. derselben Sammlung, No. 1572[29]) des ehemals »Augusteisch« genannten Bestandes mit der von Laurent de Premierfait angefertigten Übersetzung der Casus hominum illustrium de Boccaccio, die gleichfalls jetzt abgebildet worden ist, wird auf Grund der daselbst verwendeten gezierten Kurrentschrift in den Anfang des 15. Jahrh. zu setzen sein. — Die Umbildung der Schrift, die in der Zeit der Renaissance in Italien sich vollzog, will Anziani, der Bibliothekar der Laurenziana, nach brieflichen Mitteilungen an Delisle[30]) auf eine bestimmte Persönlichkeit zurückführen, doch ohne seine Behauptung mit näheren Ausführungen zu belegen. Auch, dafs es nur gerade, wie er annimmt, die karolingische Schrift gewesen. die man hierbei sich als Vorbild gewählt habe, ist nicht richtig; in einer grofsen Reihe von Fällen liegt vielmehr die Nachahmung von Hss. des 11. und 12. Jahrh. durch die Schreiber der Renaissancezeit auf der Hand. Ebenso ist Anzianis Angabe, dafs diese Renaissanceschrift wieder als Vorlage für die ältesten Drucktypen gedient habe, nur, wenn man sie auf Italien beschränkt, zulässig. — Dafs in Frankreich hierbei mehr an die gotische Minuskel angeknüpft wurde, dürfte aus neueren Untersuchungen über die Anfänge des Buchdruckes[31]) u. [32]) daselbst ersichtlich sein.[33])

Über die Kurzschrift des Mittelalters, die sog. tironischen Noten, ist in neuerer Zeit sehr viel geschrieben worden; auch an Ausgaben von Abbildungen ganzer Hss., die mit Hilfe dieser Schrift hergestellt waren, ist kein Mangel gewesen, doch ist aus alle dem wenig für romanische Studien zu entnehmen. Nicht unbeachtet darf es vielleicht nur bleiben, dafs man in Metz um Mitte des 9. Jahrh. kurze Akte über Rechtshandlungen mit tironischen Noten aufzuzeichnen und die voll ausgearbeiteten Urkundentexte dann auf der Rückseite des so bereits benutzten Blattes anzubringen pflegte.[34]) — Bei Unterschriften von Privaturkunden kommen ferner nach neueren

---

28) Die Hss. der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, beschr. von Otto v. Heinemann. Wolfenbüttel 1886; 1, 2, 23. 29) Ebenda 1890; 2, 1, 10. 30) Mém. de l'Inst. nat. Acad. des inscr. et bell. lettr. 32, 1, 30 n. 1: la stessa scrittura (carolina) fu restaurata qui in Firenze nei' primissimi anni del secolo XV e di qui si rese generale per tutta l'Italia e fu quindi adottata dalla stampa. Questa scuola di calligrafia carolina fu qui istituta da Niccolò Nicoli, al quale sono devuti i codici più antichi che privilegiano questa Mediceo-Laurenziana. 31) * Thierry-Poux, O. Premiers monuments de l'imprimerie en France au XVe siècle. Paris 1890, Hachette. Aus Avignonesischen Notariatsregistern, die sicherer Zahlenangaben entbehren, wird der Beweis zu führen gesucht, dafs ein Prager Goldschmied, Procop Waldfogel, zwischen 1444 und 1446 einem Juden in Avignon das Geheimnis des Typendruckes verkauft habe; siehe: Requin, Origines de l'imprimerie en France (Avignon 1444). (Bibliogr. de France; journal général de l'imprimerie de France.) 32) * Fichet, G. Epître adressée à Robert Gaguin le premier janvier 1472 sur l'introduction de l'imprimerie à Paris. Réproduction héliographique de l'exemplaire unique possédé par l'université de Bâle. Paris 1890, Champion. (Société de l'histoire de Paris et de l'Ile de France). 33) Über altspanische Drucke vergl. das oben Anm. 21 angezogene Werk. 34) Havet, J. Charte de Metz accompagnée de notes tironiennes. (Bibl. de l'Ecole des chartes 49, 95—101.)

Feststellungen tironische Noten noch bis zum 11. Jahrh. gerade in Frankreich vor.[35]) — Endlich ist es gelungen, die vom Papst Sylvester II. (Gerbert) in Briefen und Urkundenunterschriften, sowie von italienischen Notaren des ausgehenden 10. Jahrh. benutzten Noten zu erklären[36]), indem man auf den Gedanken kam, dafs nicht nur Buchstaben, sondern ganze Silben durch einheitliche Zeichen wiedergegeben sein könnten.

Für unsere Kenntnis der musikalischen Literatur ist viel Aufklärung aus einem von den Mönchen von Solesmes eingeleiteten Unternehmen zu erhoffen[37]), doch bringt das, was bisher erschien, mit Ausnahme der Abbildung einer mozarabischen Liturgie nichts uns hier näher liegendes. Mehr geschieht das, wie ich aus zweiter Hand erfahre, in einem englischen Werke[38]), welches, das spätere Mittelalter besonders ins Auge fassend, als Ergänzung zu den oben genannten Arbeiten der französischen Benediktiner gelten will.

Über die ältesten französischen Urkunden aus Douai hat neuerdings Ch. Bonnier[39]) gehandelt; in durchaus richtiger Weise betont er hierbei, dafs die Heimat der Urkundenschreiber auch für die Sprache der von ihnen gefertigten Stücke mafsgebend gewesen sein müsse, und daher die von verschiedenen Schreibern angefertigten Diplome nicht als gleichwertige Zeugnisse für die in und um Douai gebrauchte Mundart angesehen werden dürften. — Was über die Urkunden einiger französischer Könige in jüngster Zeit zusammengetragen worden ist[40]), hat kaum für den Philologen wie für den Paläographen besonderen Wert. — Eher möchten einige neuere Studien über die Akten der angiovinischen Verwaltung in Neapel[41]) hier Berücksichtigung verdienen. Der einen derselben, die in der Bibliothèque des Ecoles françaises d'Athènes et de Rome erschien, sind wenigstens eine Reihe vortrefflicher Abbildungen aus den Urkundenregistern und den Rechnungsbüchern der Jahre 1266, 1269, 1270, 1278, 1280 und 1284 beigefügt. Ein Teil dieser Aufzeichnungen ist in französischer Sprache verfafst; als Schrift hat die Urkundenkursive gedient, doch zeigt dieselbe innerhalb der oben bezeichneten 22 Jahre eine rasche Weiterentwicklung; die Formen, die auf der zum Jahre 1280 gehörigen Taf. 4 begegnen, wird man in Deutschland nicht leicht vor dem Jahre 1300 antreffen. — Als ältestes Zeugnis für den

35) de Grandmaison, Ch. Fragments des chartes du Xe siècle provenan. de S. Julien de Tours, recueillis sur les registres de l'état civil d'Indre-et-Loiret (Bibl. de l'Ecole des chartes 46, 373 ff. u. 47, 376 ff.) 36) Havet, J. La tachygraphie italienne du Xe siècle. Ders.: L'écriture secrète de Gerbert. (Comptes rendus de l'Académ. des inscr. et bell. lettr. 15, 4 ff.; 15, 94 ff.) 37) Paléographie musicale. Facsimilés phototypiques des principaux manuscrits de chant grégorien, ambrosien, mozarabe, gallican, publiés par les Bénédictins de Solesmes pour paraître tous les trois mois. Solesmes 1889—90 (Fasc. 1—6). Paris, Al. Picard éditeur. 38) The Musical notation of the middle ages exemplified by facsimiles of mss. written between the 10. and 16. century. London 1890. 39) Etude critique des chartes de Douai 1203—1275. (Zeitschr. f. Roman. Philol. 14, 66—88 u. 298—343.) 40) Anhang zu Lippert, W. König Rudolf von Frankreich; Leipzig 1886. Desgleichen Einleitung zu Pfister. Ch. Etudes sur le règne de Robert le Pieux. (Bibl. de l'Ecole des hautes études 1885.) 41) Capasso, B. Nuovi volumi di registri Angioini. Ders.: I registri Angioini dell' Archivio di Napoli, che erroneamente si credettero finora perdutti. (Arch. stor. per le prov. Napol. 10, 761 ff. u. 12, 801 ff.) Durrieu, P. Les archives angovines de Naples. (Bibl. des Ecoles françaises d'Athènes et de Rome, fasc. 46 u. 51.)

Gebrauch des Italienischen in Urkunden würde jetzt das oben S. 674 erwähnte, in ein Notariatsinstrument von 1193 eingeschaltete Bruchstück von 1193 anzusehen sein; dazu sind noch einige Proben aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh., ein Florentiner Banquiersbuch von 1211[42]) und eine Urkunde von 1236[43]), gekommen; die letztere ist insofern wichtig, als sie die Landessprache deutlicher im amtlichen und offiziellen Gebrauche zeigt. — Lateinische Urkunden, die in einzelnen Formen den Einfluſs der Volkssprache erkennen lassen, enthält bis zum 9. Jahrh. zurück in groſser Zahl die Sammlung Morbio, die der Verfasser dieses Berichtes im Herbste 1888 für die Universitätsbibliothek in Halle a. d. Saale erwarb.[44])

Von den zu Hss. und Urkunden verwendeten Schreibstoffen ist noch immer das Papier des öfteren Gegenstand der Forschung geworden, namentlich hat Briquet seine Arbeiten hierüber fortgesetzt.[45]) Durch sie und die von Wiesner und Karabacek[46]) veranstalteten Untersuchungen über die in den Sammlungen des Erzherzogs Rainer befindlichen Proben altarabischen Papiers ist es nun doch glaublicher, daſs keine regelmäſsige Papierfabrikation aus roher Baumwolle und baumwollenen Lumpen je stattgefunden hat, sondern das Vorkommen von Baumwolle in mittelalterlichen Papiersorten auf Zufall zurückzuführen ist. Wie Cesare Paoli, so gebe auch ich das jetzt gegen meine frühere, im Grundriſs I, 189 geäuſserte Ansicht zu. In recht verdienstlicher Weise ist neben Briquet[47]) ein Hallischer Jurist, G. Lastig[48]), bei einer handelsrechtlichen Forschung der Bestimmung der Papierzeichen nach Alter und Herkunft näher getreten. — Der Eintragung der Besitzernamen in Hss. hat H. Bouchot[49]) gedacht, und verschiedene Seiten des mittelalterlichen Buchhandels in Paris sind, wie es scheint, von einem modernen Vertreter dieses Geschäftszweiges[50]) erörtert worden. Über das Buchwesen in seiner Gesamterscheinung hat neben Bouchot[51]) noch Louisy[52]), doch mehr von einem allgemeineren Standpunkte aus als in einer für ernstere Studien nutzbringenden Weise geschrieben.

Kataloge von Hss.-Sammlungen, sowie Zusammenstellungen über französische und italienische Handschriften in englischen Bibliotheken sind in den letzten Jahren in reicher Zahl erschienen, doch hat deren Würdigung in einem anderen Abschnitte dieser Zeitschrift zu erfolgen; nur auf das von mir selbst bearbeitete und herausgegebene »Beschreibende Verzeichnis der Amplonianischen Hss.-

42) Giornale storico 10, 161. 43) Monaci, E. Crestomazia Italiana dei primi secoli. Città di Castello 1889. 44) Archivio storico Italiano 5, 5, 476—482. 45) Recherches sur les premiers papiers employés en Occident du Xe—XIVe siècle, 1886. (Mém. de la société des antiquaires de France 42.) 46) Mitteil. aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer 2, 3 u. 4. 1. Wiesner, J. Die mikroskopische Untersuchung des Papiers. 2. Karabacek, J. Das arabische Papier. 3. Ders. Neue Quellen zur Papiergeschichte. 47) Papiers et filigranes des Archives de Gènes 1154—1708. Genève 1888. (Atti della società Ligura di storia patria 19, 2.) — De l'utilité des filigranes du papier et de leur signification à propos d'un récent procès. Rome 1888. 48) Markenrecht und Zeichenregister. Ein Beitrag zur Handelsrechtsgeschichte. Halle 1890, Niemeyer. 49) * Les exlibris er les remarques de possession des livres. Paris 1890, Rouveyre. 50) * Delalain, P. Etude sur le libraire parisien du XIIIe au XVe siècle d'après les documents publiés dans le cartulaire de l'université de Paris. Paris 1890, Delalain. 51) * Bouchot, H. Le livre, Paris 1886. (Bibliothèque de l'enseignement et des beaux-arts.) 52) Louisy. Le livre et les arts qui s'y rattachent. Paris 1886. (Bibliothèque historique illustrée.)

Sammlung zu Erfurt[53]) möchte ich mir schliefslich hinzuweisen erlauben, denn wir haben es hier mit einer zu Anfang des 15. Jahrh. entstandenen Bibliothek zu thun. Abgesehen von einigen französischen und italienischen Textbruchstüchen sind daselbst zwar nur lateinische Werke aller Wissenschaften vom 9. bis zum 15. Jahrh. zu finden, aber eine grofse Zahl ganzer Hss., sowie einzelner Teile von Sammelbänden stammt nachweislich aus Frankreich, Italien und Spanien, und hat sich für viele derselben das Alter ziemlich genau bestimmen lassen.

Wilhelm Schum †.

---

53) Beschr. Verz. d. Ampl. Hss.-Samml. zu Erfurt. Im Auftr. u. auf Kosten des K. Preufs. Unterrichts-Ministeriums bearb. u. herausgeg. von Wilh. Schum. Berlin 1887, Weidmann.

Autorenregister.

Von Chr. Faſs.

Druckfehler.

S.	187	Z.	22	v.	o.	l.	Gregorio	statt	Gregoric.
»	199	»	10	»	u.	»	Dannheisser[8]	»	Dannhäuser[8].
»	202	Anm.	6			»	L. Petit,	»	le Petit
»	203	Z.	14	v.	»	»	A. le Br.	»	A. de Br.
»	223	»	15	»	»	»	verdanken	»	vordanken.
»	227	»	6	»	o.	»	uns	»	nns.
»	242	»	4	»	»	»	Viaud	»	Viand.
»	247	»	5	»	»	»	Mademoiselle	»	Madamoiselle.
»	268	»	18	»	»	»	J. Rhys	»	G. Rhys.
»	266	»	4	»	»	»	montrerait	»	mentrerait.
»	334	»	24	»	»	»	ouïr	»	ouir.
»	»	Anm.	1			»	romanza	»	romana.
»	388	Z.	18	v.	»	»	Jouancoux	»	Jouancour.
»	454	»	12	»	»	»	[41]	»	[21].
»	491	»	15	»	»	»	vor allem	»	dor allem.
»	»	»	16	»	»	»	di	»	Si
»	»	»	17	»	»	»	Sammlung	»	vammlung.
»	493	Anm.	40.			»	Pietro Aretino	»	Pieto Aretniro.
»	516	Z.	22	v.	»	»	Neri[53]	»	Neri[25].
»	521	»	26	»	»	»	E. Köppel	»	C. Köppel.
»	535	»	20	»	»	»	Büchlein.[5])	»	Büchlein.[4]).
»	536	»	6	»	»	»	Menendez	»	Mendez.
»	582	Anm.	3			»	S. u. 597.	»	S. u. 567.
»	625	»	8			»	Ghibănescu	»	Gibănescŭ.
»	627	Z.	5	v.	»	»	Şaineanu	»	Şainenu
»	637	»	9	»	»	»	Rumänen		Rumäden.
»	»	Anm.	70			»	in	»	în.



Martin, Éman, Origine et explications de 200 locutions et proverbes. (Extrait du Courier de Vaugelas). Paris, Ch. Delagrave, 1888.

Martin, Johannes, Les Proverbes au Conte de Bretaigne. Neu herausgegeben. Erlanger Diss. 1892.

Matheu, José M. La casa y la calle. Cronica contemporánea. (Primera serie). Madrid, M. Tello. 1884.

Matheu, José M., Un rincon del Paraíso (Crónica aragonesa). Madrid, M. Tello. 1887.

Matheu, José M., Jaque á la reina, I. II. Madrid, M. Tello 1889. 2 Bde.

Mazzoni, Guido, Avviamento allo studio critico delle lettere italiane. Verona-Padova, Fratelli Drucker. 1892.

Mélusine, Recueil de Mythologie, Littérature populaire, Traditions et Usages. Fondé par H. Gaidoz & E. Rolland, 1877—1887. Dirigé par Henri Gaidoz Tome V, N. 1—9.

Pfister, Ch., La limite de la langue française et de la langue allemande en Alsace-Lorraine. Paris, Berger-Levrault et Cie., 1890. (Paris, rue des Beaux-Arts, 5.)

Reicke, Johannes, Zu Joh. Christ. Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität. Königsberg in Pr., Ferd. Beyers Buchhdlg. 1892 (S.-A. a. d. »Altpreufsischen Monatsschrift«.)

La Revue Félibréenne, publication littéraire, franco-provençale sous la Direction de M. Paul Mariéton, Chancelier du Félibrige. Paris, 9, Rue Richepanse, Tome VII, 7—12 VIII, 4—12. IX, X 1—3.

Revue de philologie française et provençale, Recueil trimestriel pp. L. Clédat Tome IV, fasc. 4. 4me Trim. 1890. Paris, Emile Bouillon

Schanz, Martin, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Zweiter Teil: Die Zeit vom Ende der Republik (30 v. Chr.) bis auf Hadrian (117 n. Chr.). München, C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung (Oskar Beck). 1892. (Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft, VIII. Bd., 2. Teil.)

Schauer, K., Textkritische Beiträge zu den Coutumes du Beauvaisis des Philippe de Baumanoir. Hallenser Diss. Halle 1890.

Schild, Dr. P., Elementarbuch der französischen Sprache nach den Grundsätzen der Anschauungsmethode und unter Benutzung der acht Hölzelschen Wandbilder verfafst. I. II. Teil. Basel, Emil Birkhäuser. 1894. 2 Bde.

Schläger, Georg, Studien über das Tagelied. Jena 1895. Diss.

Schnitzer, Dr. Joseph, Berengar v. Tours, sein Leben und seine Lehre. Ein Beitrag zur Abendmahlslehre des beginnenden Mittelalters München, Ernst Stahl sen. (Jul. Stahl). 1892.

Settegast, F., Joi in der Sprache der Troubadours, nebst Bemerkungen über jai, joia und gaug. S.-A aus d. Berichten der Kgl. Sächs. Ges. der Wiss. Sitzung am 20. Juli 1889.

Springer, Hermann, Das altprovenzalische Klagelied mit Berücksichtigung der verwandten Literaturen. I. Teil. Berlin 1894. Diss.

Stiefel, A. L., Über die Chronologie von Jean Rotrous dramatischen Werken. S.-A. aus der Z. f. frz. Spr. u. Lit. XVI[1]. Berlin, W. Gronau.

Toldo, Pietro, Contributo allo studio della novella francese de XV e XVI secolo considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana Roma, Loescher e Co. 1895.

Uhlemann, Dr. Emil, Grammatische Eigentümlichkeiten in P. Corneilles Prosaschriften. Jahresbericht über die Königliche Klosterschule zu Ilfeld von Ostern 1890 bis Ostern 1891. Nordhausen 1891.

Regiae Friderico-Alexandrinae Litterarum Universitatis Prorector D. Adolfus de Struempell Pathologiae et therapiae specialis professor publicus ordinarius cum Procancellario reliquoque Senatu Academico Successorem suum civibus academicis commendat. Praemissa est **Hermanni Varnhagen** de libro Italico inscripto Fiori e vita di Filosofi ed altri savii ed imperadori dissertatio. Erlangen, Fr. Junge, 1893.

Vollmöller, K., Hermann Rönsch; Nekrolog. S.-A. aus d. Biogr. Jahrbuch f. Altertumskunde.

Vollmöller, K. und A. Brandl, Die Seminare für romanische und für englische Philologie. S.-A. aus der Göttinger Univ.-Chronik f. 1889/90.

Vollmöller, Karl, Laberinto amoroso. Ein altspanisches Liederbuch. Mit Einleitung und Anmerkungen. Erlangen, Verlag von Fr. Junge, 1891.

Vollmöller, Karl, Eine unbekannte altspanische Übersetzung der Ilias. S.-A aus Studien zur Literaturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg u. Leipzig, Leopold Vofs. 1893.

Vollmöller, Karl, Seltene spanische Bücher I. S.-A. aus Romanische Forschungen Bd. VIII, Heft 2. Erlangen, Fr. Junge, 1894.

Vander Straeten, Edmond, la musique congratulatoire en 1454 de Dijon à Ratisbonne. Bruxelles, Schott frères, 1889. 1. Bd 39 S. gr. 8°.

Wagner, Ernst Winfrid, Mellin de Saint-Gelais, eine literatur- u. sprachgeschichtliche Untersuchung. Heidelberger Diss. 1893.

Wahle, H., Die Syntax in den francoitalienischen Dichtungen des Nicolas von Verona. Magdeburg, Progr.

Guilielmus Rabotus, Oratio de gente et lingua francica, Witebergiae 1572, herausgegeben von Carl Wahlund. Extrait du Recueil de mémoires philologiques présenté à M. Gaston Paris le 9 août 1889.

Om Riddaren med ämbaret, fornfranskt dikt, öfversatt till svensk prosa af Carl Wahlund. Prentad för Hjalmar Sjögrens och Anna Nobel's Bröllop, St. Petersburg, den 10. Juni 1890.

Due canzoni popolari napolitane dal secolo XVI. Ristampate in caratteri detti di civiltà ed accompagnate d'un saggio di traduzione svedese in versi rimati da Carlo Wahlund. Upsala. 9. Aprile 1891.

Waitz, Hugo, Die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois nach den Pariser Handschriften. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1890.

Wechssler, Eduard, Die romanischen Marienklagen. Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas im Mittelalter. Halle 1893, Diss.

Wilkens, C. A., Ferdinand Wolf I, II. In: Wiener Zeitung, 5., 6. August 1890.

Zander, Carolus, Versus Italici Antiqui. Collegit, recensuit, rationem metricam explicavit. Lund, Hj. Möller, 1890.

Zur Nachricht.

Vom 2. Band ab erscheint der **„Kritische Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie“** im Verlag der Rengerschen Buchhandlung in Leipzig. Für 1891—1894 sind 2 Bände in Aussicht genommen, die Herbst 1895, bezw. Ostern 1896, erscheinen sollen.

Dresden, 1. Mai 1895.

K. Vollmöller.

Druck von R. Oldenbourg in München.

